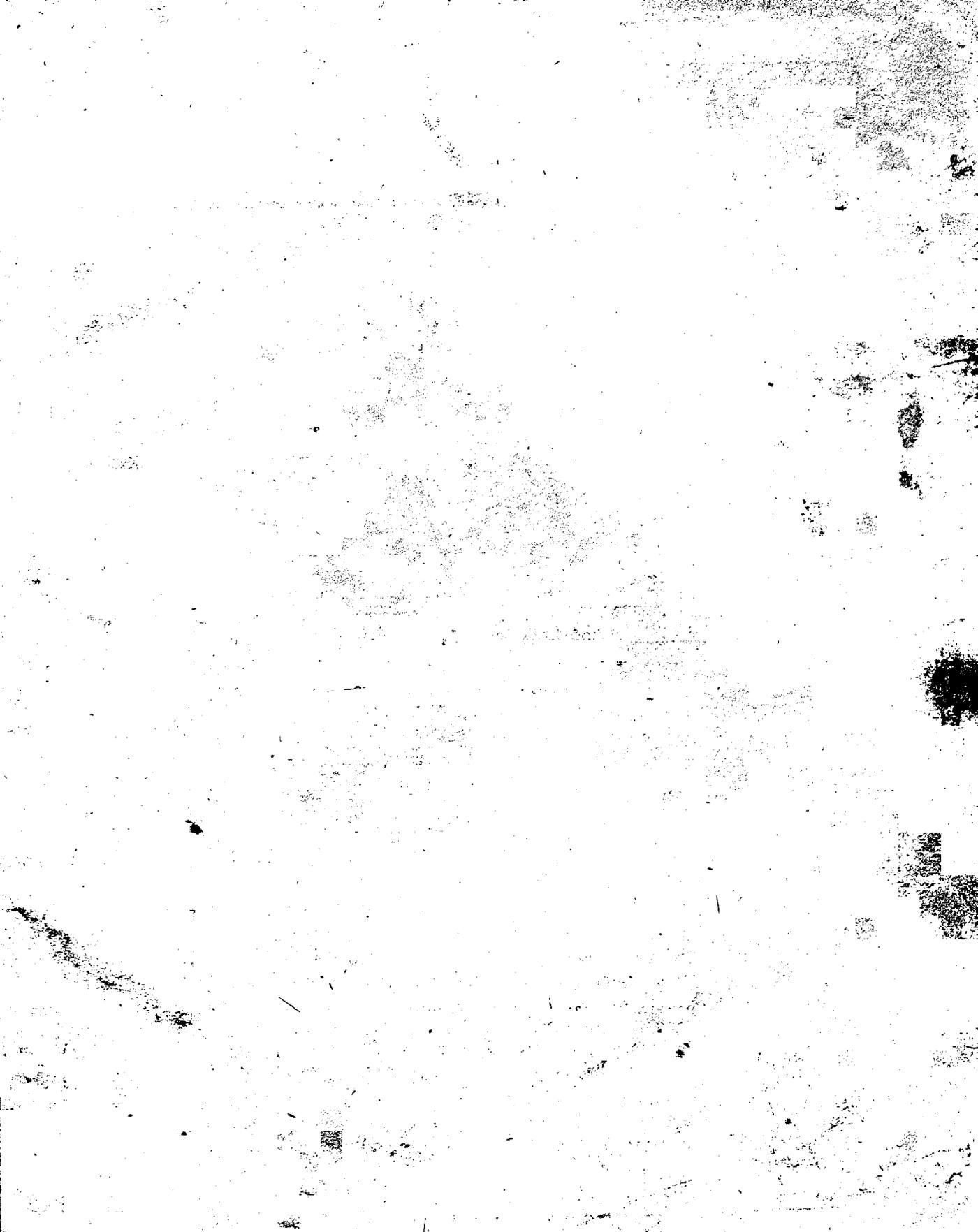


M 1











ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1802.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1802.

LIBRARY OF THE UNITED STATES DEPARTMENT OF THE INTERIOR



7684

100000

UNITED STATES DEPARTMENT OF THE INTERIOR

012108



U. S. GEOLOGICAL SURVEY
In the Expedition of the Interior

LIBRARY OF THE UNITED STATES DEPARTMENT OF THE INTERIOR
WASHINGTON, D. C.

VORBERICHT.

Seit Anfang des vorigen Jahres hat die Direction der A. L. Z. die Einrichtung getroffen, daß jeder der vier Bände des Jahrgangs ein Titelkupfer erhält, welches entweder mit einer Recension in Verbindung steht, oder durch einen besondern Aufsatz erläutert wird. Es ist also dem ersten Bande des Jahrgangs 1801 der Grundriß der Antiken-Gallerie zu Paris, dem zweyten Bande der Plan eines neuen verbesserten Pächterhofes zu Hardwick-Hill bey Bedford in England, nebst dem Plan eines Dorfes nach Sir John Sinclair's Vorschlag; dem dritten die Abbildung der von Alexander Delaborde im J. 1799 unweit Sevilla in Spanien gefundenen Mosaik, dem vierten der Grundriß vom alten und neuen Alexandrien, nebst einer Abbildung der Pompejus Säule vorgefetzt worden.

Diese für ein Literatur-Journal zweckmäßigen Verzierungen sollen, ohne den ursprünglichen Preis der A. L. Z. zu erhöhen, auch ferner fortgesetzt werden.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein Programm, worin Hr. Geh. Rath von *Goethe*, der, sich nicht mit den unverwelklichen Lorbeeren begnügend, die er sich als Dichter erworben, seit einigen Jahren auch als Beförderer der zeichnenden Künste, davon er schon lange ausgebreitete Kenntnisse besaß, öffent-

lich

lich aufgetreten, und in Verbindung mit einigen Kunstfreunden durch ausgesetzte Preise eine Concurrrenz von Künstlern in Weimar veranlaßt hat, die zur dritten Ausstellung im abgewichenen Jahre eingefandten Zeichnungen mit der Ihm eignen Gabe das Talent eben sowohl zu belehren als zu ermuntern, als ein ächter Kunstrichter beurtheilt hat. Das dazu gehörige Kupfer giebt von den beiden Stücken der Herren Nahl und Hoffmann, zwischen denen der Preis getheilet worden, einen gefälligen Umrifs.

Wir können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch mehrere begüterte Freunde der Kunst sich an das so edelmüthig unternommne, und so zweckmäfsig besorgte vaterländische Institut in Weimar anschliessen, und durch Beyträge zu Vermehrung und Vervielfältigung der auszufetzenden Preise, sich einigen Antheil an dem Verdienste desselben erwerben mögen.

Die Herausgeber der Allg. Lit. Zeitung.

WEIMARISCHE
KUNST AUSSTELLUNG

VON 1801.

UND

PREISAUFGABEN

FÜR 1802.

I N H A L T.

I. Kunstausstellung vom Jahre 1801.

- I. Vorerinnerung.
- II. Verzeichniß der sämtlichen ausgestellten Kunstwerke.
- III. Beurtheilung der concurrirenden Arbeiten, im Einzelnen.
- IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorstellend.
- V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern sie benutzt worden.
- VI. Ertheilung des Preises.
- VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düsseldorf.

II. Aufgaben fürs laufende Jahr.

- VIII. Erste Aufgabe. Perseus und Andromeda.
 - IX. Zweyte Aufgabe. Die Wahl des Gegenstandes wird dem Künstler frey gegeben.
 - X. Aufruf an Künstler, auch Arbeiten ohne Concurrrenz einzuschicken.
 - XI. Näheres über das Local, die Zeit der Ausstellung und den Antheil des Publicums.
 - XII. Wachsendes Interesse für die folgenden Jahre. Beybehaltene vorzügliche Zeichnungen der vorhergehenden Jahre.
 - XIII. Anfrage wegen Bekanntmachung der Namen.
 - XIV. Kleine Umriffe von den grossen Zeichnungen werden erbeten.
 - XV. Antrag, die eingesendeten Zeichnungen dem Industrie-Comptoir zu Weimar in Commission zu geben.
-

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG

VOM JAHRE 1801.

UND

PREISAUFGABEN

FÜR DAS JAHR 1802.

I.

Kunstaussstellung von 1801.

I. Vorerinnerung.

Die dritte, im so eben verfloßenen Jahre zu Weimar gegebene, *Kunstaussstellung*, hat denenjenigen, die sie veranlaßten, sowohl, als dem nächsten Kreise, so viel Vergnügen und Nutzen gewährt, daß wir den concurrirenden Künstlern dafür den besten Dank schuldig sind, und wünschten ihnen ein gleiches dagegen leisten zu können.

Verdiente Männer, die wir von den vorigen Jahren her kannten, haben uns, von ihrem Beharren, ihrem Fortschreiten im Guten und Rechten, überzeugt; mehrere vorzügliche Künstler haben wir diesmal zuerst kennen lernen; unsere Einsicht in die Gesinnung der einzelnen, in die Richtung des Ganzen, ist klärer und genauer geworden.

Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studierten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst, etwas bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äußern.

Eine allgemeine Uebersicht der Ausstellung, bey welcher nicht allein Concurrenzstücke,

sondern auch andere Arbeiten aufgenommen worden, giebt folgendes Verzeichniß, welches wir zur Bequemlichkeit des kunstliebenden Publicums drucken ließen, und hier um so mehr abermals mittheilen, als nach den Buchstaben, womit auch die zurückgeschickten Arbeiten bezeichnet worden, jeder Künstler die Beurtheilung, welche ihn betrifft, aufsuchen kann.

II. Verzeichniß der sämtlichen ausgestellten Kunstwerke.

A.

Arbeiten, welche un den, im sechsten Stück der Propyläen, für 1801. ausgesetzten Preis concurrirten.

1.

Achill auf Scyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lycomedes verborgen, wird von Ulyss. und Diomed entdeckt.

- A. Oelgemälde. Ratzeburg.
- B. Grau Papier, schwarze, weiße und farbige Kreide. Köln. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 2.)
- C. Sepia, auf weißs Papier. Kassel. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 1.)
- E. Federzeichnung, farbig. Berlin.
- F. Grau Papier, schwarze Kreide. Paris.
- G. Federzeichnung, lavirt. Paris.
- H. Grau Papier, weiß geätzt. Düsseldorf.
- I. Oelgemälde. Detmold.
- K. Sepia, weißs Papier. Hamburg.
- L. Federzeichnung, lavirt. Wien.

- M. Federzeichnung, lavirt. Wien.
- N. Schwarze Kreide, auf weifs Papier. Köln.
- O. Federzeichnung, lavirt. Kassel.
- P. Federzeichnung, lavirt. Paris.
- Y. Zeichnung mit Silber- und Bleystift. Bremen.

2.

Achill, welcher die flüchtigen Trojaner bis in den Skamander verfolgt hatte, wird durch die erzürnten Flüsse bekämpft.

- Q. Grau Papier, schwarze Kreide, lavirt, weifs gehöht. Dresden.
- R. Grau Papier, schwarze Kreide, weifs gehöht. Dresden.
- S. Oelgemälde. Ratzeburg.
- T. Grau Papier, schwarze und weisse Kreide, farbig gehöht. Köln.
- U. Schwarze Kreide, grau Papier, wenig gefärbt. Berlin.
- V. Federzeichnung, lavirt. Paris.
- W. Basrelief.
- X. Oelgemälde. Dresden.

B.

Von der vorjährigen Ausstellung.

- 1) *Tod des Rhesus, von Hoffmann in Köln. Propyläen sechstes Stück. pag. 102.*
- 2) *Abchied des Hectors, von Nahl. pag. 138.*
- 3) *Derselbe Gegenstand. Nr. 25. pag. 137.*

C.

Arbeiten neuerer Meister.

Nahl, in Kassel.

- 1) Venus und Amor. Oelgemälde.
- 2) Deiphantes, König von Epidaurus, trachtet seine Gemalin aus den Händen ihrer Brüder zu retten, welche sie zu entführen in Begriff sind.
- 3) Merkur führt dem Epimetheus die Pandora zu.
- 4) Tiresias erblindet, vor dem Anblick der Minerva, die er zufällig im Bade sieht.
- 5) Venus und Adonis.
- 6) Ein grosser Baum. Venus zeigt dem Aeneas den Weg nach Carthago.
- 7) 8) Zwey Landschaften.
- 9) 10) 11) Ausichten von Wilhelmshöhe.
- 12) 13) 14) Kleine Landschaften.
- 15) Jacob segnet seine Enkel, nach Rembrandt. Sämmtlich ausgeführte Zeichnungen mit Sepie, auf weifs Papier.

Tiek, von Berlin.

- 16) Danae empfängt den Goldregen.
- 17) Danae wird, mit ihrem Sohne Perseus, in einem kleinen Kahne, aufs Meer gestossen.
- 18) Beide auf den Wellen.

- 19) Orpheus und Eurydice; sie wird von der Schlange verwundet.
- 20) Orpheus im Schattenreiche.
- 21) Orpheus Grab.
- 22) Ulyss und Circe.
- 23) Der Abschied des Hectors. Sämmtlich Skizzen.

Büry, von Hanau.

- 24) Jupiter und Juno, nach Hannibal Carrache.
- 25) 26) 27) Drey Portraite.

Kolbe, von Düsseldorf.

- 28) Portrait, in Oel.
- 29) Schwebende Figur, in Oel.

Langer, Sohn, von Düsseldorf.

- 30) Tod der Lucretia, auf grau Papier.

Dannecker, von Stuttgart.

- 31) 32) Zwey Portraitbüsten.

Wolf, von Kassel.

Monument für Büsch nach Hamburg.

D.

Verschiedene Arbeiten älterer Meister.

III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten, im einzelnen.

1.

Achilles auf Scyros.

Unter allen, über diesen Gegenstand eingegangenen, Concurrenzstücken wurden die Zeichnungen L. und M. beide auf gefärbtem Papier, getuscht und weifs gehöht, als die schwächsten Darstellungen desselben befunden. Die Vf. beide haben den Fehler begangen, das es ausfieht, als ob Achill den Degen ziehe, in der Absicht, das Kind oder Deidamien zu ermorden.

Befonders ist dieses bey der Zeichnung M. der Fall, wo die stehende Deidamia, mit gefalteten Händen, um Pardon zu bitten scheint; das Kind sitzt an der Erde vor ihr, mit einem Bogen spielend. Die zwey Mädchen zu beiden Seiten nehmen, nach Verhältniß, zu wenig Antheil an der Handlung. Die Architectur des Grundes ist theatralisch. Ulysses und

und Diomed könnten jünger seyn, und sind einander auch von Seiten des Charakters zu ähnlich; beide haben, gegen das Kostum, eine Art von türkischem Bund auf dem Kopfe.

Alles dessen ungeachtet hegen wir keine üble Meynung von den Fähigkeiten des Vfs.; es sind Spuren von Gemüthlichkeit und Ausdruck in seinem Werk, die Gutes hoffen lassen, vorausgesetzt, daß er noch ein junger Mann ist; nur darf er nicht säumen, mit Ernst zu studieren, sich nach den besten Mustern, vornehmlich im Zeichnen zu üben, und, unter Leitung eines geschickten Meisters, Kenntnisse von den Regeln der Kunst zu erwerben, deren er, wie seine Arbeit zeigt, gegenwärtig noch völlig unkundig ist.

Die Zeichnung L. soll von einem Knaben, der nur erst zwölf Jahre alt ist, verfertigt seyn, und, mit Hinsicht auf seine Jugend, muß man gestehen, daß derselbe ungemein viel leistete. Von ihm, der kaum noch dem Kinde entwachsen, wäre es höchst unbillig zu fordern, daß er ernst denke, oder stark fühle, und eine so schwere Aufgabe, wie diese ist, aus ihrer Tiefe heraus, entwickelt darstelle, oder daß er die Uebung und Wissenschaft eines vollendeten Meisters schon besitze; seine Figuren sind aber überhaupt gefällig. Die vor dem Achill auf den Knien liegende Deidamia, mit dem Kinde im Arm, ist malerisch gestellt, lebhaft bewegt, und ihr Gewand mit Geschmack geworfen. Eben so gelungen in Stellung und Drapperie ist auch Ulysses. Sollten diese beiden Figuren dem Vf. ganz angehören: so zeugen sie von außerordentlichen Anlagen, die, bey fortgesetztem Fleiß, in kurzem etwas vorzügliches erwarten lassen.

Lit. I. Oelgemälde. Was die Kunst anbetrifft, hat der Vf. dieses Werks wohl keine Vorzüge vor den beiden vorhergehenden Concurrenten; ja er ist, in der Anordnung und Wirkung des Ganzen, noch hinter dem letz-

ten zurückgeblieben; hingegen faßte er den Sinn unserer Aufgabe um so viel besser, als er anschaulich zu machen suchte, daß der verkleidete Achilles von den Gespielinnen wegeilt, die vor den Waffen und heroischen Bewegungen erschrocken, und zugleich über sein Weggehen betrübt sind. Deidamia allein folgt dem Geliebten nach, und scheint noch zärtliche Worte zu demselben zu sprechen. Im Hintergrund erscheinen die beiden Helden, Ulysses und Diomed, beobachtend was vorgeht.

Achilles weiblich gekleidet, in der Hand das Schwert, den Helm auf dem Haupt, bewegt sich kriegerisch, Ulyss und Diomed erkennen ihn, Deidamia stürzt vor ihm hin auf die Knie, die Mädchen fliehen und Lykomedes tritt heran, voll Erstaunen. Dieses ist im allgemeinen die Anlage des recht gut gedachten Oelgemäldes Lit. A.; allein es fehlt der Anordnung an gefonderten, auseinander gesetzten Gruppen, den Formen an Eleganz; die Zeichnung ist schwach, ohne anatomische Kenntnisse, und der Geschmack im Wurf der Gewänder ebenfalls nicht der gebildetste; nur ein blaugekleidetes Mädchen, welches die Deidamia aufrichten will, nimmt sich von dieser Seite besser als die andern Figuren aus.

Vom Ausdruck kann man zwar nicht sagen, er fehle; aber derselbe ist weder abwechselnd noch nüanzirt genug, und zeigt, so wie das schmutzige Kolorit, die magere Behandlung, und die nicht gehörig nach Kunstzwecken eingerichtete Beleuchtung, den noch wenig erfahrenen Mahler, der aber seines Talents wegen Achtung, und Aufmunterung verdient. Wir machen, zu seiner Ehre, die Bemerkung: daß ein unterrichteter Künstler mit denselben Motiven, deren er sich in seinem Werke bediente, wohl ein ausgezeichnet schätzbares Bild hätte zu Stande bringen können,

Lit. N. Zeichnung, mit schwarzer Kreide, auf weißem Papier. Achilles, der Schild und Schwert

Schwert ergriffen, will sich von Deidamien losreißen, die ihn umfaßt, und zurück zu halten strebt. Einer der beiden Helden, welche sich in diesem Augenblick gleichfalls entdecken, reicht dem Peliden noch einen Helm hin, und zeigt mit der Hand in die Ferne; der andere drückt lautwerdende Zufriedenheit über die Erkennung des Jünglings aus. Unter denen, die ihm folgen, zeigen sich Freude und Erstaunen auf verschiedene Weise. Einer, höher gestellt als die andern, und weiter zurück, stößt in die Trompete. Auf der entgegengesetzten Seite fliehen die Mädchen erschrocken nach dem Innern des Pallastes.

Unsere Leser werden aus dem, mit wenig Worten, angegebenen Inhalt des Werks erkennen, daß der Gegenstand wenigstens verständig begriffen worden, wenn auch, was den Charakter der einzelnen Figuren betrifft, das meiste würdiger, heroischer und edler zu wünschen wäre. Alles ist in heftiger Unruhe, in wilder, stürmischer Bewegung, die zum Gegenstand, so wie derselbe hier genommen worden, zwar paßt; aber demungeachtet zu allgemein, dabey auch wohl ein wenig gar zu gewaltsam ist, zumahl da die Menge der Figuren den Raum des Bildes gedrängt voll füllt. Indessen sind wir der Wahrheit die Bemerkung schuldig, daß, bey all dieser Fülle, der Verfasser doch die Einheit der Wirkung des Ganzen hinlänglich zu erhalten gewunzt, und Geschicklichkeit in Vertheilung des Lichts gezeigt hat; dasselbe ruht auf den Hauptfiguren, in der Mitte des Bildes, und nimmt gegen die Seiten ab, wo die Schattentheile größer und kräftiger werden. Man sieht, daß in diesem Theil, so wie in allen übrigen, Rubens das studierte Muster gewesen.

Lit. K. und Lit. F. zwey Zeichnungen, deren Urheber äußerst verschiedene Wege eingeschlagen, scheinen uns doch ungefähr auf gleichen Werth Anspruch zu machen. Die

erste auf weißes Papier, bräunlich getuscht, hat den Vorzug einer ungemein fleißigen und zarten Ausführung. Die Erkennung des verkleideten jungen Achilles scheint kein Hauptzweck des Künstlers gewesen zu seyn, sondern er wollte vornehmlich den Abschied des Achilles von seiner Geliebten zur Anschauung bringen. Die Hauptfigur ist daher, der ganzen Gestalt nach, ein völlig ausgebildeter Jüngling nicht weiblich gekleidet. Das Gewand desselben ist von den Schultern bis auf die Hüfte niedergefunken, so daß sein ganzer Oberleib nackt erscheint; das Schwert in der Hand scheint er eben gefonnen, auch den Schild, nebst dem an der Erde liegenden Helm und der Lanze zu ergreifen, um hernach dem Ulysses und Diomed zu folgen, welche aus dem Saale, wo die Scene vorgeht, herausgehen wollen. Deidamia fällt ihrem Geliebten um den Hals, das Kind schmiegt sich in den Schoos der Mutter, ängstlich ihr Gewand fassend. Fünf niedlich geputzte Mädchen, in anmuthiger Verschiedenheit der Geberde, drücken bekümmertes Erstaunen aus. Durch die Thüre des Saals sieht man in einer äußern Halle zwey Krieger, von denen einer in die Tuba stößt.

Aus der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit einander haben, läßt sich übrigens vermuten, unser Künstler habe eine sehr schöne Person zum Muster für alle genommen. Der weiche, weibliche Charakter ist in ihnen sehr wahrhaft dargestellt. Vorzüglich nehmen sich ein paar Köpfe, durch naive Anmuth, vortheilhaft aus. Dem Umriss gebricht es im Ganzen sehr an Richtigkeit und in Hinsicht auf Vertheilung Lichts und Schattens verrieth der Künstler nicht viel Erfahrung. Ferner hat er auch den Raum des Bildes in Verhältniß zu den Figuren zu groß gemacht, und in der Architectur gegen die angenommenen Regeln gefehlt. Die Gruppe vom Achill und den Mädchen müssen wir ihm hingegen loben. Sie ist zwar was die Anordnung der ein-

einzelnen Theile betrifft, nicht kunftgerecht; doch im Ganzen mit natürlichem Gefchmack angegeben, der sie wohlgefällig macht. Ein Geist der Reinlichkeit, des Weichen und Zierlichen, herrscht durch das ganze Werk, und es liegt wohl nicht an dem Talent des Verfassers, sondern an der Gelegenheit, dasselbe gehörig auszubilden, die ihm gemangelt haben mag, wenn er nicht eine höhere Stufe in der Kunst erstiegen, als die ist, worauf wir ihn sehen.

Für einen der löblichsten Theile dieses Werks sehen wir vornehmlich die Gewänder an, welche durchgängig mit Geschmack angelegt, leicht bewegt, und, wenig Stellen ausgenommen, auch gut in Massen gehalten sind. Die sveltten Formen, und die überall durchschreinende Tendenz des Künstlers zum edlen, heroischen Stil, müssen billigermaßen ihm gleichfalls zum Verdienst angerechnet werden.

Lit. F. ist eine Zeichnung auf graues Papier mit schwarzer und weißer Kreide.

Eine Behandlungsweise, die unbiegsam nach einmahl angenommenen Regeln verfährt, gewisse Stellungen und Formeln von Figuren und Gruppen immer wieder bringt, und beständig nur den gleichen Charakter allen ihren Schöpfungen mittheilt, mit einem Wort das manierirte, unnatürliche Wesen, welches ein Fehler fast aller Werke der neuern französischen Mahlerschule ist, so verdienstlich sie in mancher andern Rücksicht seyn mögen, müssen wir auch an der gegenwärtigen Zeichnung tadeln.

Die Hauptgruppe von vier stehenden Mädchen ist an sich zwar gut geordnet, sie umfassen sich aber auf eine gezwungene Weise, und schreiten weit, soldatisch aus, gleichsam in Reihe und Glied, welches sich widerlich ausnimmt. Zwey andere Mädchen fliehen weiter zurück, erschrocken und einzeln. Eine siebente sitzt näher an der Erde, beym Korb mit den Putzfachen, erstaunt, und will eben aufstehen; bey ihr ein Kind. Man erkennt unter allen diesen weiblichen Figuren die Deidamia nicht, weil keine Antheil oder vorzügliche Neigung für den Achilles zeigt; dieser rennt, mit Schild und Dolch bewaffnet, hastig, aus dem Saal, als wollte er die Männer bekämpfen, die draussen in Hörner stoßen und auf Schilde schlagen. Diomed und Ulysses stehen als Zuschauer still im Hintergrunde.

Lit. Y. äußerst geduldig und fleißig ausgeführte Zeichnung, mit Silber, und Bleystift, auf weiß Pergamentpapier. Wer allenfalls wegen des Werkzeugs ein ungünstiges Vorurtheil gegen das Bild und den Künstler fassen sollte, würde beym Anblick desselben, unerwartet, gute Haltung, ganz angenehmen Effect, in einzelnen Stellen sogar viel Kraft, ja was noch mehr ist, angenehme Figuren und einige recht hübsche und geistreiche Köpfchen finden. Die Scene ist eine etwas theatralische Architectur, mit großer Treppe, auf deren Podest der Kasten mit Putz und Waffen steht. Die Mädchen sind um denselben versammelt, jede beschäftigt mit dem, was sie aus seinem Inhalt sich gewählt hat. Achill hat den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, und greift nach dem Schilde, woran ihm aber Deidamia zu hindern sucht, und auf Diomed und Ulysses hinweist, die an der Seite im Vorgrunde lauern. Auf der Treppe stehen ein Paar Bewaffnete die Lärm machen sollen, einer steigt sachte die Stufen herab, und giebt ihnen Zeichen.

Die Formen sind größtentheils etwas zu schwächig, die Falten an manchen Stellen nicht glücklich gelegt; die Anordnung aber der großen Gruppe vom Achilles und dem Mädchen überhaupt recht lobenswerth. Auch wäre durchaus gegen die Anordnung des Werks nichts einzuwenden, wenn dem Ulysses und Diomed, welche als eine starke und bedeutende Partie auf der linken Seite des

Bildes stehen, rechts ebenfalls etwas dergleichen entgegengesetzt worden wäre.

Lit. O. auf weißes Papier, braun getuschelte Zeichnung eines Bildhauers, der schon mehrmals unsere Ausstellung gefällig durch Beyträge bereichert, und sich damit Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Kunst erworben. Er hat die Aufgabe auch diesmal, wie es der Zweck seiner Kunst erfordert, d. i. als Basrelief behandelt. Achill steht in der Mitte in weiblicher Kleidung, aber gerüstet. Er bewegt sich kriegerisch, schreitet fort und versucht sich in seinen Waffen. Deidamia, darüber erschrocken, stürzt auf ihn ein, um ihn zurückzuhalten; eine andere weibliche Figur wendet sich zum Ulyss und Diomed, welche den jungen Helden erkennen und scheint beide wegtreiben zu wollen; auf tiefem Grund, wie außer dem Zimmer, stehen zwey Krieger, die in Trompeten stoßen; sie endigen das Basrelief von dieser Seite. Auf der andern sind acht Mädchen um einen Tisch versammelt, wo die Putzwaaren ausgelegt sind, theils betrübt, theils erstaunt. Der Knabe Pyrrhus steht einer von ihnen im Schooße.

Das Aufflammen des kriegerischen Muths im Achill, der Zuruf beider Helden, welche ihn daran erkennen, Deidamiens sich heftig äussernde Leidenschaft, da sie den Verlust ihres Geliebten besorgt, die artige Episode einer andern weiblichen Figur, die man sich etwa als Amme oder Vertraute der Deidamia denken kann, welche die Helden beschreyt und wegtreiben will, alles ist wohlgedacht, dem Gegenstand durchaus angemessen.

Weniger gelungen scheint uns hingegen der um den Tisch versammelte weibliche Chor. Ein Mädchen ringt in äußerster Betrübniß die Hände über dem Kopf; wie kann aber solcher Jammer hier entstehen? und schwächt der Künstler nicht dadurch gar das Pathetische in der Deidamia? Ein anderes Mädchen be-

deckt mit den Händen das Gesicht, wie vor Scham; könnte aber der Künstler nicht missverstanden werden, als hätte er diese, schuld-bewußt, wegen des verkleideten Jünglings darstellen wollen, welches doch wohl seine Absicht nicht seyn konnte?

Die Anordnung des Werks im Ganzen verdient Beyfall. In der Mitte nimmt sich die Hauptgruppe des Achilles mit der Deidamia und der andern weiblichen Figur gut aus. Die Helden und Krieger auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite stehen im Gleichgewichte, und lassen, da die Bewegung verhältnißmäßig minder rasch, die Anordnung selbst weniger elegant ist, die Mittelgruppe siegend ins Auge fallen. Die Gewänder haben durchgehends eine gute Anlage.

Dem Diomed ist seine etwas gezwungene Stellung vorzuwerfen, so wie dem einen Soldaten, der in die Trompete stößt. Der Helm kleidet wegen seiner besondern Form das Haupt des Achilles nicht gut, auch schadet der zu große Schild der Schönheit der Gruppe. Wir bemerken noch, als Verstoß gegen das Costum, einen Medaillon, wie unsere Damen tragen, den eins von den Mädchen, aus dem Schmuckkasten auf dem Tisch, in die Höhe hebt.

In der colorirten Zeichnung Lit. E. sehen wir den Achill, mit Helm, Schild und Schwert gerüstet, sich bemühen der Deidamia zu entgehen, welche flehend zu seinen Füßen hin stürzt. Die andern Mädchen haben die Blicke von den Putzwaaren auf, um zu sehen, was vorgeht. Ulyss, mit gespannter Aufmerksamkeit, lauert und sieht seine List gelingen. Er scheint mit der Hand den Diomed, welcher laut werden und vortreten will, zurückzuhalten, ihn stille warten zu heißen. Außen in der Halle bläst einer die Tuba.

Gewiß war dieser Künstler einer von denen, welche die Aufgabe am reiflichsten erwo-

erwogen haben. Auch sieht man das Studium nach antiken Mustern und ein löbliches Bemühen, den Geschmack, die Einfachheit derselben nachzuahmen; daher entstehen aber auch höhere Forderungen, welche nicht befriedigt werden. Das zarte Maas in Geist und Ausdruck, das letzte und rechte, ist selten getroffen. Deidamien möchte man mehr Anmuth in Gestalt, mehr weibliches Zartes in der Geberde wünschen. Die andern Mädchen sind, ohngeachtet des Naiven in ihrer Handlung, doch ein wenig steif. Ulysses und Diomed hätten mehr Adel in Gestalt und Zügen erhalten dürfen. Die Gewänder haben eine gute Anlage, allein das Gesetz der Massen ist vom Künstler nicht gehörig beobachtet worden. Auch gegen Vertheilung des Lichtes liesse sich einiges einwenden. Endlich wäre auch gegen die Anordnung zu erinnern, dass die Gruppen an sich zierlicher und besser auseinander gesetzt seyn sollten.

Alle Figuren stehen hingegen, nach perspectivischer Wahrscheinlichkeit, gehörig auf dem Plan, und die Architectur des Grundes ist von der besten Wirkung und vollkommen zweckmässig, ausser dass die Tropfen am Dorischen Gebälk uns überflüssiger Zierrath scheinen, weil der Fries selbst keine Triglyfen hat, sondern mit Figuren geziert ist; und obgleich der Künstler für diese architectonische Lizenz ein Beyspiel an einem noch vorhandenen Denkmal des Alterthums nachweisen kann: so wünschten wir doch nicht gern dergleichen nachgeahmt zu sehen.

Lit. H. Zeichnung auf grau Papier getuschelt und hell aufgehöhlt. Diesem Künstler gelingt, wie sich aus der Beobachtung verschiedener seiner Arbeiten zu ergeben scheint, das Anmuthige, Sanfte und Zärtlichkeit meist besser, als Aeußerungen von Kraft, Muth und That: so ist es auch hier geschehen. Die weiblichen Gestalten sind verhältnissmässig besser als die Männer gerathen. Ulysses hat in Gestalt und Geberde nicht so viel Würde

und Energie erhalten, als zur charakteristischen Darstellung desselben, selbst nach Maassgabe des übrigen Kunstverdienstes dieses Werks, erforderlich seyn möchten. Diomed ist zwar eine edlere vollere Gestalt, erscheint aber, da wir ihn als eine braufende heftige Natur denken, hier viel zu ruhig; Achilles ebenfalls. Wir sehen ihn nicht mit erhöhtem Gefühl seines Vermögens und reger Thatenlust dargestellt, sondern wie augenblicklich betroffen, weil er sich vom Ulysses entdeckt sieht; er ist überdem nicht mädchenhaft genug, und seine Bekleidung hat zu wenig mit dem Gewand der Weiber gemein. Deidamia sinkt jammernd über den ihr bevorstehenden Verlust des Geliebten, zu dessen Füßen hin. Sie möchte den Ulysses der ihn eben angreift, abhalten. Ihr Kopf ist voll lebendigen, seelenvollen Ausdrucks und deswegen ungemein lobenswürdig, so wie man auch der ganzen Figur die Gerechtigkeit widerfahren lassen muss, dass sie trefflich gedacht und gemacht, voll Wahrheit und voll Affect ist. Vielleicht nur ein wenig zu ausgebildet, nicht jugendlich genug. Gleich hinter ihr steht die ebenfalls vorzüglich wohlgelungene Figur eines reizenden zarten Mädchens, das, mitleidig, auf die Jammernde nieder sieht. Drey andere weibliche Figuren scheinen in reger Verwunderung über den entdeckten Achilles. Ganz auf der entgegengesetzten Seite des Bildes sind zwey kleine Mädchen, in lieblicher Unbefangenheit des kindischen Alters, völlig unbekümmert um das was vorgeht, bloß mit Spiel- und Putzfachen beschäftigt. Die Gewänder sind meist zierlich angelegt, doch die Falten wohl etwas zu einförmig an Charakter, laufen auch manchmal über hohe Stellen der Glieder weg. Breite Massen von Licht und Schatten lassen jeden Theil gehörig deutlich in die Augen fallen. Sie könnten hier und da indessen doch noch reiner und die Wiedererscheine zuweilen empfindlicher angeben seyn.

Litt. G. Das vorige Stück liess im Ganzen etwas mehr Bewegung wünschen, im Gegenwärtigen ist hingegen die Unruhe gar zu herrschend. Ins Freye, an das Ufer des Meeres, versetzte der Künstler die Scene. Eben steigen Bewaffnete aus dem nahe liegenden Schiffe, zwey derselben blasen auf Hörnern, Ulysses und Diomed beobachten, unter Bäumen, hinter einem Postament, auf welchem die Statue einer Nymphe (vielleicht der Thetis) liegt, den Achilles. Dieser steht in weiblichem Gewand und zieht eben ein Schwert, als wollte er sich den Laudenden widersetzen. Deidamia, mit dem Kind im Arm, will, besorgt, ihn zurückhalten. Zwey Figuren (die vorderste führt ein nackendes Kind mit sich), eilen schnell davon, eine jüngere trägt Geschmeide im Schoofs des Gewandes; etwas ist ihr entfallen, welches sie in der Eile noch aufzuheben sucht; ihnen folgt ein halb erwachsenes, zartes Mädchen nach und trägt ebenfalls etwas im Schoofs; alle laufen gegen den Pallaß, aus welchem Lykomedes heraustritt, zu sehen was vorgeht. Es ist eine gute zum Mächtigen und Großen sich neigende Manier in allen diesen Figuren, der Künstler ruft uns die gewaltigen, derben Formen in den Werken des Salvati und der beiden Bronzine wieder ins Gedächtniß, wiewohl ohne die correcte Zeichnung dieser Meister in seiner Gewalt zu haben. Indessen ist er durchaus dem heroischen Sinne treu geblieben, und da wo der Ausdruck eilender Bewegung sein Zweck war, gelang ihm derselbe, sowohl in Stellungen, als Gewändern, fast immer gut. Von den Falten muß indess bemerkt werden, daß sie das Nackte manchmal zu sehr durchscheinen lassen, zuweilen aber auch etwas zu tief und kraus sind. Eine eigentlich elegante Gruppe findet sich zwar nicht, demungeachtet ist das Talent für die Anordnung unverkennbar, und jene fliehenden Weiber sind geschickt zusammengestellt. Ein paar Beine von zwey verschiedenen Figuren ausgenom-

men, die so stehen, daß sie leicht verwechselt werden können.

Hat man sich überhaupt nur einmal mit der freylich etwas willkürlichen Behandlung des Gegenstandes, in Hinsicht der Erfindung, wo das Epifodische eine zu große, ja eigentlich die Hauptrolle spielt, ausgehöhnt: so ist auch an der Disposition des Ganzen weiter nicht viel zu tadeln. Die Figuren des Achilles, der Deidamia, nebst den fliehenden Weibern nehmen den Vordergrund ein; weiter zurück wird das Bild auf der einen Seite von den Kriegern, welche dem Schiffe entsteigen, auf der andern vom König, der die Stufen der Halle seines Pallaßs herabkömmt, geendigt. Ungefähr auf gleichen Plan in die Mitte sind Ulysses und Diomed gestellt. Die Kunst der Vertheilung von Licht und Schatten vermißt man ungern.

Lit. B. Zeichnung auf grau Papier, mit Tusche und mehreren Arten Kreide, von Hn. *Hoffmann* in Köln, von welcher unsere Leser, da derselben die Hälfte des ausgesetzten Preises zuerkannt worden, auf der Kupfertafel Nr. 2. einen leichten Entwurf finden.

Alles an dieser reichen Composition ist Leben und Fülle, man kann die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfodernisse, ohne Bedenken vortrefflich nennen, denn die Figuren sind alle gut in Gruppen zusammengehalten, und diese Gruppen wieder unter sich geschickt mit einander verbunden. Auch der reichlich ausgestattete Hintergrund paßt zum Ganzen. Je ernstlicher das Werk betrachtet wird, je mehr nimmt man Verstand, Ueberlegung und Talent wahr.

Hr. *Hoffmann* folgte seinem natürlichen Hang, der ihn zum Vollen, Reichen und Glänzenden zieht. Diesem Sinne gemäß ist nun alles. Wir sehen ein Königshaus, den Herrscher selbst auf einem Throne sitzend, überschwenglichen Reichthum und Pracht in allem was ihn umgiebt. Ein wohlerrunde-

nes

nes, gehaltvolles, bedeutames Motiv ist es, daß Achilles hastig den Gürtel reißt, der sein Gewand hält. Noch ein anderes, von der feinsten zierlichsten Gattung, bemerken wir. Der Künstler supponirte nämlich, die heftige Bewegung des jungen Helden habe die Perlen schnur, womit sein blondes Haar weiblich geschmückt ist, zersprengt, die glänzenden Kügelchen fallen und rollen schimmernd auf der Erde hin.

Alle Formen nackter Glieder sind durchgängig von gutem Geschmack, nicht mager und eben so weit von unangenehm Schwerfälligen entfernt, sie können sogar in gewissem Sinne, zum Theil für schön gelten, und Hr. Hoffmann hat, in Hinsicht auf Wahl und Zierlichkeit derselben, seit vorigem Jahr einen Schritt vorwärts gethan, wiewohl seine Zeichnung an vielen Stellen, noch immer den strengern Forderungen kein Genügen leistet. In den Stellungen, die er seinen Figuren gab, waltet, nebst der Mannichfaltigkeit, auch das Gefällige, Zierliche vor; Achilles selbst und Ulyss möchten indessen, von dieser Seite betrachtet, am wenigsten zu loben seyn, dagegen zeichnet sich das Mädchen im Vordergrund, welches an dem Kasten mit Schmuck und Geräth kniet, durch seine reizend malerische Stellung ungemein vortheilhaft aus. Ein paar andere weibliche Figuren auf dieser Seite, verdienen eben deswegen auch bemerkt und gelobt zu werden. Auch von der Seite des Ausdrucks befriedigt dieses Werk hinlänglich, er ist lebhaft, geistreich, angemessen, und, wie z. B. im Achilles, welcher mit zärtlichem Schmerz, der sein Gesicht verschönt, zu der klagenden Geliebten sich wendet, fein empfunden. Der Figur des Diomed wäre ein edlerer Charakter, so wie der Deidamia vielleicht mehr Jugend und eine hübschere Gesichtsförmung zu wünschen. Was Licht und Schatten betrifft: so hat Hr. Hoffmann sich denselben von allen diesmal concurrirenden Künstlern am geschicktesten zu bedienen gewußt,

und seinem Werk dadurch einen wesentlichen Vorzug verschafft. Es ist kräftig, ohne ins düstre zu fallen, weil starker Widerschein die großen Schattenparthien unterbricht; auch fallen die hellaufgesetzten Lichter nirgends schreyend in die Augen, indem sie breite Massen bilden, und einander gehörig untergeordnet sind. Der Wurf der Gewänder ist überhaupt zu billigen, an einigen Stellen nur häufen sich die Falten etwas zu sehr, und laufen auch manchmal über die Höhe der Glieder. Die Regeln der Perspective sind nicht überall gehörig beobachtet worden.

Vergleichen wir die so eben betrachtete Zeichnung des Hn. Hoffmanns mit der Zeichnung Litt. C. auf weißes Papier, mit Sepia getuscht, vom Hn. Nahl in Kassel, von welcher, da derselben ebenfalls ein Theil des Preises zuerkannt worden, man den Entwurf auf der Kupfertafel unter Nr. 1. findet: so will es uns dünken, Hr. Nahl habe durch ein langes, gründliches Studium der Antiken eine weit edlere, höhere Idee von der Kunst gefaßt, und dem Schönen nachgestrebt, da Hr. Hoffmann hingegen, der wahrscheinlich sich meistens nach Werken der niederländischen Schule gebildet hat, kein so hohes Ziel sich setzte, aber eben darum vielleicht seiner Absicht näher gekommen ist. Man muß zwar seinem Werke das Prachtige, den fast überflüssigen Reichthum erst zugeben, alsdann aber ist es ein besseres malerisches Ganze, von größerer Einheit, Wirkung und Beweglichkeit überhaupt. In Hn. Nahls Zeichnung hingegen sehen wir jeden einzelnen Theil mit Eleganz, Geschmack und Anmuth reichlich ausgestattet und weit sorgfältiger vollendet.

Wir gehen sogleich zur Betrachtung der Anordnung über, indem einiges über die gebrauchten Motive unten folgen wird.

Je seltener man, in Kunstwerken unserer Zeit, eigentlich kunstgerechte Anordnung, in den

den einzelnen Theilen der Gruppen wahrnimmt, je mehr gereicht es zum Lobe der Zeichnung des Hn. Nahl, daß die Hauptgruppe derselben, in diesem Stück musterhaft, ja beynahe vollkommen gerathen ist. Was hingegen das Ganze betrifft: so dürfte die rechte Seite der Zeichnung etwas reicher an Figuren und geschlossener seyn, um gegen die Linke, wo die Mädchen um den Tisch versammelt sind, ein Gleichgewicht hervor zu bringen. Ferner wäre zu wünschen, daß der Raum um die Figuren nicht so weit und die Ecken besser gefüllt wären. Hr. Hoffmann, dem es freylich wegen des Reichthums und Poms, den er sich in seiner Composition erlaubte, leichter geworden, ist in diesem Stück glücklicher gewesen, und manche Aeußerung in den Urtheilen der Menge hat uns vermuthen lassen, derselbe sey, wenigstens etwas von dem fast allgemeinen Beyfall, der ihm ertheilt wurde, dem gefälligen Eindruck des gut ausgefüllten Raumes in seinem Bilde schuldig.

Das Leidenschaftliche hat Hr. Nahl in seinem Werk, mit überlegter Kunst, so zu stimmen gewußt, daß starker oder erschütternder Ausdruck nie nothwendig wurde; das Lebendige und Geistreiche hingegen vermißt man nirgends. In Hinsicht auf Adel der Gestalt und Eigenthümlichkeit des Charakters, nach Erforderniß einer jeden Figur, hat er alle Concurrirenden weit übertroffen. Sein Achill ist, ohne allen Vergleich, der schönste und edelste, der am meisten verspricht, am meisten Reiz und jugendliche Lieblichkeit hat. Zwar gelang es dem Vf. der eben erwähnten Zeichnung Lit. G. auch, seinem Achill eine rasche, Thaten verkündende Geberde, selbst eine heroische Gestalt zu geben; dort hat der verkleidete Held das Ansehen einer kriegsgewohnten Amazone, hier aber tritt er auf, an Gestalt und Würde einer anmuthigen Minerva ähnlich, und wir müssen gestehen, daß wir uns, in Werken lebender Künst-

ler, keiner Figur erinnern, die edler und zugleich lieblicher gedacht würde. Deidamia ist beträchtlich kleiner als Achilles und die sanfte Wellenlinie des Umrisses an ihr vorzüglich weich behandelt. Dieses vollgerundete der Gestalt und Glieder, ihr holdes, liebevolles Anschmiegen an den Geliebten, so wie das Abhalten des Ulysses von ihm, bringt einen höchst lobenswürdigen Einklang des Charakters hervor, so zart und richtig empfunden, als wahrhaft dargestellt; weil aber etwas gutes und vortreffliches das Verlangen nach dem Vollkommenen nur reger macht, so möchte man auch dieser Figur wünschen, daß sie, wenn es unbeschadet der erwähnten Vorzüge und schönen Einheit ihres ganzen Wesens hätte geschehen können, sich durch ihre Gestalt vor den übrigen Mädchen etwas mehr auszeichnete. Ulysses hat, in der Gleichmuth seines heitern, doch ernstern Gesichts und in der ruhigen Geberde, den ganzen Typus eines weisen, viel erfahrenen Mannes. Etwas stärkere Gliedmaßen würden indeß wahrscheinlich in ihm den Helden noch mehr zur Anschauung gebracht haben. Dasselbe ist auch bey dem Diomed der Fall, dessen rasche Bewegung hingegen ganz für ihn passend ist. Unter die lieblichsten Schöpfungen des Künstlers auf dieser Zeichnung gehören noch die beiden, vom Schall der Hörner erschreckten und in das Innre des Saals hineinwärts eilenden Mädchen; sie machen eine sehr liebliche, untergeordnete, der großen Hauptgruppe sich schön anschließende Nebengruppe aus.

Die Formen in diesem Kunstwerk haben durchgängig sehr viel zierliches, oft sind sie ohne Einschränkung sogar *schön* zu nennen. Man bemerkt in keinem andern, zur Concurrenz eingegangenen Stück mehr wissenschaftliche Kenntniß, wiewohl ohne Anspruch auf skrupulöse anatomische Richtigkeit, die, weil sie mühsames Studium über jeden einzelnen Theil voraussetzt, auch wohl mit mehrerm Recht von Gemälden oder Statuen in Lebensgröße

gröfse, als von blofsen Zeichnungen in kleinen Figuren gefordert wird,

Die Gewänder find meift mit feinem Gefchmack geworfen, wohl gezeichnet und meifterhaft in Massen gehalten.

An der Beleuchtung ift die Wahrheit unverkennbar. Licht und Schatten bilden auf jeder Figur ununterbrochene Massen. Die sogenannten accidentellen Lichter find glücklich angebracht. Man bemerkt, dafs der Künftler fich durchaus an die Natur gehalten.

Nachtrag.

Lit. P. Es deutet auf lobenswürdigen Ernst und genialifche Luft zur Sache, wenn der Künftler die Mühe übernimmt eine Aufgabe von verschiedenen Seiten darzustellen. Unser Glückwunsch und Dank gebührt daher dem wackern Freunde, welcher, obgleich die oben beurtheilte Zeichnung Lit. F. fein Werk ift, doch noch, als einen ferneren Beweis feiner Liebe zur Kunst und des guten Willens gegen unfere Anftalt, die gegenwärtig zu erwähnende Zeichnung Lit. P. auf weifs Papier mit der Feder umrissen und getuscht nachgefendet hat; er ift darin von der Sage, die unferer Aufgabe zum Grunde liegt, abgewichen, und einer andern gefolgt, nach welcher der verkleidete Achilles unter den Töchtern des Lycomedes fich unter Bäumen, auf einer schönen blumigen, mit Büfchen umwachsenen Aue befindet, von deren Höhe man auf einen Busen des Meeres hinabfieht, in welchen ein nahes waldiges Gebirg niederfteigt. Ulyffes und Diomed laufchen halb verfteckt und erkennen den jungen Helden daran, dafs er, während die Mädchen tanzen, Blumenkränze winden, u. f. w. fich mit dem Bogen übt.

Der idyllifche Reiz, welcher auf dieser Seite für die Darftellung gewonnen worden,

entschädigt zwar den Künftler keineswegs hinlänglich dafür, dafs nun alles Leidenschaftliche Interesse von dem Gegenftand weicht; unterdeffen hat fein Bild das entfchiedene Verdienst einer gefälligen Anlage. Muntere, anmuthige Bewegung und ein Geift feftlicher Fröhlichkeit herrfchen durch das Ganze. Die Gewänder find einfach, gröfstentheils auch zierlich gelegt. Unter den Figuren ift vielleicht Achilles, dem Range nach, welcher ihm in der Composition angewiefen ift, die fo am wenigften befriedigt; wir begreifen es wohl, er foll fich, mitten unter den zarten Mädchen und gekleidet wie fie, unterfcheiden, durch etwas männliches in der rafchen, angeftrengten Stellung, von dem Befchauer des Bildes, fo wie von den laufchenden Helden als Jüngling erkannt werden, allein es ift gleichfam dadurch eine Diffonanz in der Harmonie des Ganzen entftanden.

Die Behandlung des Umriffes verräth überall eine Neigung des Künftlers zum Manierirten, die er, um fein ausgezeichnetes Talent möglichft zu kultiviren, bemerken und ernftlich dagegen kämpfen follte.

Erinnerung.

Drey Künftler haben den Fehler begangen, in der Architectur des Grundes, Ionifchen Säulen und Pilastern, ein Dorifches Gebäk mit Triglyphen zu geben. Dieser Irrthum wirkt im Bilde sehr übel und giebt den Beschauern Anlafs, sich über die Unwissenheit des Künstlers lustig zu machen. Wir glaubten daher dieses Versehen nicht bey Recension der einzelnen Werke, sondern vielmehr hier in einer allgemeinen Anmerkung rügen zu dürfen. Kein Künstler sollte mit den Hülfswissenschaften so unbekannt seyn, dass er sich der Gefahr aussetzte, Missgriffe dieser Art zu begehen. Wer einmal die grossen Fähigkeiten, welche zum Maler oder Bildhauer erforderlich sind, erhalten hat, dem kann es nur wenig Mühe kosten, von Architectur, Perspective und dergleichen so viel zu fassen, als zu seinem Bedarf hinreichend ist.

2.

Streit der Flussgötter mit dem Achilles.

Lit. D. Oelgemälde. Zeigt einige Fertigkeit des Vf. in Führung des Pinsels, auch find die

die Figuren der beiden Flußgötter ganz hübsch, nur zu blühend colorirt. Achill scheint mit einem tüchtigen Sprung, über sie beide, die zu Boden gefallen sind, überzusetzen, und, durch einen zweyten Sprung, sich auf den Haufen zunächst im Vordergrunde hin stürzende Trojaner werfen zu wollen, die er mit dem Schwerdt bedroht. Ein paar Leichname treiben auf dem angeschwollenen Strome, und ein Reiter sinkt eben in demselben unter. In der Ferne sieht man die Flucht des trojanischen Heers. Rechts im Mittelgrund kommt Vulkan, mit Fackeln in Händen, gestützt auf die goldenen Mädchen, links oben in den Wolken sitzt Pallas, und hinter ihr steht Neptun, eben begriffen den Dreyzack herunter zu schleudern.

Es ist kaum noch nöthig zu bemerken, daß der Sinn der Aufgabe und des Dichters vom Vf. nicht wohl gefaßt worden. Achilles ist ein winziges, gewaltig erboftes Männchen, keineswegs in Wassersnoth, sondern er steht völlig auf trockenem Boden eines Inselchens, und bedroht die armen Trojaner. Die Flüsse mit zerbrochenen Rudern liegen unter seinen Füßen; gleichwohl kommen die Götter noch ihm beyzustehn. Die Ferne, so wie überhaupt der Grund, ist zu düster, Licht und Schatten weder gehörig in Massen gehalten, noch abgestuft, daher auch für das Auge unmöglich eine befriedigende Wirkung entstehen kann.

Lit. W. Basrelief in Thon. Achilles, zwischen den beiden Flußgöttern, etwas erhöht; mit dem einen Fuß auf einem Felsen, mit dem andern frey schwebend. Er hat den Flußgott zur Rechten bey den Haaren ergriffen; und sucht den zur Linken mit dem Schild, von sich abzuhalten, der ihn aber bey dem Gürtel gefaßt hält. Die Köpfe der Flußgötter mögen wohl an diesem Werk für das Beste gelten, vorzüglich der ergriffene,

dem es auch nicht an Ausdruck fehlt. Dergleichen hat der Kopf des Achilles einiges Verdienst und läßt bey dem Vf. zwar Talent vermuthen, allein es gehen ihm die nöthigen Kenntnisse sowohl, als die Bildung des Geschmacks und selbst mechanische Fertigkeit noch sehr ab.

Lit. Q. Zeichnung auf bläulich Papier, getuscht und weiß gehöht. Achilles völlig gerüstet, dringt mit Speer und Schild, von seinem höhern Standort, auf einen im Wasser tiefer stehenden Flußgott ein, welcher dafür dem Helden die Urne an den Kopf zu werfen droht. Zwey nackte Leichname erschlagener Trojaner helfen diese Hauptgruppe des Bildes voll machen. In der Ferne, jenseits des Flusses, sieht man viele fliehende Trojer und einen nachsetzenden Griechen. Pallas schwebt durch die Lüfte.

Die meisten Künstler, welche sich auf Darstellung dieses Gegenstandes eingelassen, irrten darin, daß, die Flußgötter von Achilles angefallen, ja gar besiegt werden, anstatt daß er von ihnen bedrängt erscheinen sollte. Noch mehr ist es dem Sinn der Aufgabe zuwider, wenn, so wie in der gegenwärtigen Zeichnung geschieht, der Held nur mit einem der Flußgötter zu schaffen hat, und denselben noch dazu mit offenbarem Vortheil bekämpft, wodurch vollends alles verworren und bedeutungslos wird. An Lebhaftigkeit des Ausdrucks und der Bewegung fehlt es im Uebrigen diesem Werk nicht. Auch haben die Figuren keine auffallenden Mißverhältnisse, und jede ist, in Ansehung der Form, im allgemeinen so ziemlich nach dem ihr zukommenden Charakter gehalten. Man kann auch, wenn keine sehr rigoristische Forderungen gemacht werden, mit der Beleuchtung ein wenig zufrieden seyn. Allein die Zeichnung ist nicht gut zu heißen, sie ist unrichtig und manierirt. Wir rathen dem Vf. ein ernstes Studium

studium des Alterthums und der Natur, im Sinne der Alten. Am nöthigsten aber ist ihm die Betrachtung der Werke großer Meister aller Zeiten, in Hinsicht auf den Gang ihrer Gedanken.

Lit. S. Oelgemälde. Ueber einen Haufen erschlagener Trojer will Achill ans Ufer schreiten, die Flusgötter widersetzen sich ihm, der eine faßt seine Hand, worin er den Speer hält, indessen der andere ihn an Schilde rückwärts in die Fluth zu reißen strebt. Mächtige Wellen wälzen sich drohend heran, und vermehren die Gefahr des Helden. Wiewohl auch hier die Aufgabe nicht hinlänglich anschaulich dargestellt worden: so ist doch das Ganze consequent gedacht. Auch läßt sich aus der Art, wie die Figuren zusammengestellt sind, vortheilhaft auf des Verfassers natürliche Anlage zur Gruppierung schließen. Im übrigen ist in Absicht auf Zeichnung, Licht und Schatten, Behandlung u. s. w. wenig Kunst bewiesen. Nicht guter Wille und glückliches Talent allein sind vermögend, die Schwierigkeiten eines Gegenstandes, wie dieser ist, zu überwältigen, der auf die Kunst eigentlich berechnet, unumgänglich Kenntniß, Geschmack und Fertigkeit eines gebildeten Künstlers zu seiner Behandlung erfordert.

Lit. R. Auf grau Papier, mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet. Achilles, nur den Helm auf dem Haupt und ein leichtes Gewand um die Hüften geschlagen, deckt sich mit seinem Schild gegen die über ihn einbrechenden mit Leichen gefüllten Wellen. Ihm unter die Füße niedergeworfen liegen die Flusgötter, welche sein Speer bedroht. Einzelne Theile, z. B. die Köpfe der Flusgötter, nebst einem paar Armen und Händen, sehr geistreich und lebendig dargestellt, zeigen, so wie die kräftige doch ungemein leichte Behandlung vorzügliche Fähigkeiten; nur Scha-

de, daß das Ganze ein bloß schnell hingeworfener Gedanke ist, wie ihn der Zufall eben gab. Der Held hat weder edle Gestalt noch Stellung; alle Figuren sind durchaus unregelmäßig zusammengeordnet, und unrichtig gezeichnet. An dergleichen rohen Producten ist selbst die wenige Zeit, welche der Künstler darauf wendet, verloren.

Lit. X. Oelgemälde. Den schön gerüsteten Achill, der durchs Wasser setzt, hält einer der Flusgötter um den Leib gefaßt, ihn in die Fluth zu ziehen, der Held vertheidigt sich mit dem Degen, indess drohend auch von der andern Seite ein zweyter Flusgott sich erhebt, mit einem paar Leichen im Arm. Noch andere Körper erschlagener Trojaner, von den Wellen herbeygeführt, helfen den Vorgrund des Bildes vollfüllen. Im Mittelgrund sieht man Nymfen aus ihren Urnen Wasser gießen, ferner Gezelte und fliehende Krieger. In den geöffneten Wolken sitzt Juno, sie sendet den Vulkan ab, dem Peliden gegen die Flüsse Beystand zu leisten, hinter ihr steht Minerva. In der freyen Behandlung, in einzelnen wohl gelungenen Theilen, z. B. Kopf und Arm des Flusgottes, welcher die zwey Leichname im Arm hält, den vortheilhaftigen Falten an dem in die Luft flatternden Mantel des Achilles etc. ist der tüchtige geschickte Künstler nicht zu verkennen; doch gelang ihm diesmal weder die Erfindung, noch die Anordnung des Ganzen. Auch scheint das Colorit etwas eintönig, und die Zeichnung an mehreren Stellen mangelhaft. Das letzte darf indessen nicht eigentlich im strengen Sinne ein Vorwurf seyn, weil das Werk mehr ein gemalter Entwurf, als ein mit Sorgfalt ausgeführtes Gemälde ist.

Lit. U. Zeichnung auf Papier, mit Kreide, wenig gefärbt. Achilles, der ohne Gewand, doch mit Helm, Schild und Speer bewaffnet, auf den einen Flusgott eindringt; in-

indem ihn der andere im Rücken bedroht, ist eine mit vielem Fleiß, Aufmerksamkeit und Verstand gezeichnete Akademie. Die beiden halb aus den Wogen ragenden Flußgötter haben edle Formen, und den von der Fluth zu Achills Füßen herbeygeströmten Leichnam eines Trojaners führte der Künstler mit recht meisterhafter Kunst aus. Wir übergehen hier das weitere, was die Flußgötter betrifft, weil solches in den Bemerkungen über die Motive erinnert werden soll.

Den Achilles völlig nackt darzustellen, scheint uns aus mehrern Gründen, hauptsächlich aber um der malerischen Wirkung willen nicht wohlgethan, der Leichnam des Trojaners ist angezogen, und sogar der eine von den Flußgöttern hat ein fliegend Gewand. Dafs ferner der Held gegen den andern Flußgott angriffsweise verfährt, könnte leicht zu einer Mißdeutung des behandelten Gegenstandes Anlaß geben.

Betrachtet man die Anordnung dieses Werks, so hätte, da sie ohnehin zum Symmetrischen sich neigt, ein wohlgefälliges Ganze entstehen müssen, wenn die untere linke Ecke bedeutend wäre ausgefüllt worden; denn weil die Halbfiguren der Flußgötter, über dem Achilles, zu beiden Seiten stehen: so würde derselbe, wenn unten, in der besagten linken Ecke, etwas der Halbfigur des todten Trojaners, der rechts liegt, gegenüber gesetzt wäre, gleichsam den Mittelpunkt der bedeutenden Theile des ganzen Bildes ausmachen, und die Anordnung untadelich seyn.

Die Farben, welche der Luft, einem entfernten Gebirg und einer nähern mit Bäumen bewachsenen Felsenhöhe, desgleichen dem Wasser, den Waffen des Achilles, etc. gegeben sind, und beynahe die Stärke haben, wie in einem wirklichen Gemälde, sind Ursache, dafs der Körper des Achilles sowohl, als die Körper der beiden Flußgötter, die nur mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet sind, frohig aussehen, und die Wirkung überhaupt

geringer ist, als sie bey so kräftigem Schatten und gespartem Licht seyn könnte.

Lit. V. Federzeichnung auf weißs Papier mit Tusche lavirt. Man findet in den Bemerkungen über die Motive, was allenfalls für und wider den Gedanken in dieser Zeichnung zu sagen ist. Wenn dieser Künstler dem Sinn der Aufgabe zwar etwas näher gekommen, als der vorige: so muß er demselben doch in der Anordnung schon den Vorzug lassen, und ist von ihm ebenfalls auch an Richtigkeit in der Zeichnung bey weitem übertroffen worden. Wir bemerkten inzwischen nicht ohne Vergnügen das Gewaltige, Heroische der Formen, und einen durch die Antiken genährten Geist. Man erkennt, besonders in der Figur des Achilles, deutlich, dafs unser Künstler die Colossen auf dem Quirinal gesehen und studirt hat.

Lit. T. Zeichnung auf grau Papier, mit Tusche und schwarzer Kreide schattirt, mit weißs und verschiedenen andern Farben gehöht. Von den Mängeln sowohl als von den Vorzügen der Erfindung dieses Werks finden unsere Leser ebenfalls das Nöthige in den Bemerkungen über die Motive. Achilles ist als Charakter in der That sehr edel; prächtig im Schmuck der Rüstung, setzt er durch die Wogen, einem Flußgott den Fuß auf den Nacken drückend, einen bey den Haaren fassend, den übrigen mit erhobenem Schwerte drohend. Zum malerischen Zweck ist die Anordnung recht gut gedacht. Die Behandlung verdient ihrer Kraft und Freyheit wegen nicht minder Lob. Achilles selbst, nebst einem von den Wogen getragenen Leichnam in Waffen, sind trefflich ausgeführt. Eben so viel Ursache hat man auch mit dem lebendigen, geistreichen Ausdruck, mit der Bewegung der Figuren mit der Beleuchtung und Wirkung im allgemeinen zufrieden zu seyn. Die Zeichnung hingegen ist an vielen Stellen mangelhaft;

kaft; einige im Hintergrunde liegende Schiffe scheinen uns nicht von ächt antiker Form.

IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros darstellend.

- 1) Museo Pio Clementino Tom IV. Tab. XVII.
- 2) Winkelmann *monumenti inediti*, vor der Präfa- tion, pag. XV.
- 3) Sarkophag in Petersburg, in einer kleinen Schrift *das vermeynte Grabmal Homers*. Leipzig 1794.

Das erste dieser Werke ist wohl das vor- züglichste; es enthält eine vollständige, je- doch ökonomische Darstellung, indem nur die nothwendigsten Figuren auf demselben er- scheinen.

Achill, dem das Gewand sich zurückge- schlagen, so daß er fast ganz nackt dasteht, den Speer in der rechten Hand, tritt, indem er gegen die linke schreitet, auf einen Helm. Ihm folgt Deidamia, die meist von hinten ge- sehen wird, sie hält ihn mit der rechten Hand zurück, indem sie mit der linken eine Ge- berde macht, die auf Ueberredung deutet. Hinter ihr drey Mädchen, in verschiedenen Graden der Theilnahme. Auf der linken Sei- te Achills stellt sich die Amme, indem sie ihm das Kind entgegen bringt, Ulyssen, der in nachdrücklicher, Diomedes, der in drohen- der Stellung einhertritt, so wie dem blasen- den Krieger entgegen, und sucht diese unge- betenen Gäste, durch einen Schleyer, der auch von einem Mädchen, welches zwischen Achill und Deidamia erscheint, im Grunde gehalten wird, vom Innern der weiblichen Wohnung abzuschneiden. Beywerke und einzelne Mo- tive, die wir Motive der Ausführung nennen möchten, übergelien wir, da hier nur vom Hauptgedanken die Rede seyn kann.

Das zweyte Werk deutet auf eine äh- nliche Abstammung; nur ist die Hauptgruppe verändert, und es läßt sich über den Zusam- menhang des Ganzen, da die Zeichnung nach

einer verdorbenen und schlecht restaurirten Arbeit gemacht worden, nichts mehr sagen.

Achill ist, wie auf dem vorigen, nach der linken Seite zu schreitend, auf einen Helm tretend und nach der rechten zurück- sehend. Dieses Zurücksehen ist aber nicht, wie dort, motivirt, (es müßte denn das Mäd- chen hinter ihm, ursprünglich, statt der Leyer das Kind gehalten haben) denn Deidamia hat sich zwischen die fremden Männer und den Geliebten, dessen Knie sie umfaßt, nieder- geworfen. Sie blickt rückwärts, nach Ulyssen, so daß die beiden Hauptpersonen einander nicht ansehen, welches der Gruppe, die im Ganzen eine glückliche Anlage hat, ein gro- ßes Leben gäbe, sobald man nur die Veran- lassung einfähe, die Achill rückwärts blicken macht.

Hier erscheint gleichfalls ein Mädchen, die einen Schleyer, der auf der ganzen Frauen- seite im Grunde hergeht, zwischen Ulyssen und die Liebenden ziehen will.

Ein kleiner Genius scheint sich für die Liebenden, ein anderer für Ulyssen zu inte- ressiren.

Mehrere, nur wenig von diesem ver- schiedene, Werke und Fragmente von derglei- chen findet man in und um Rom.

Das dritte ist in einem ruhigen häusli- chen Sinne gedacht. Achill strebt fort, Dei- damia ist, ohne leidenschaftlichen Ausdruck, auf die Kniee gesunken. Gelassen theilneh- mend steht die Amme bey ihr, ein paar Schwe- stern sitzen symmetrisch, hüben und drüben, die Spindel in den Händen, auch einige Ste- hende bezeigen ihre Theilnahme. Ulyss und Diomed halten sich aufmerksam an einer Sei- te, und Lykomed erscheint, wie in einen Rahm gefaßt, auf der entgegengesetzten, in der Ecke, gleichsam aus einem Fenster sehend. Die Erfindung und Zusammenfassung des Gan- zen deutet auf spätere Zeiten.

Ein merkwürdiges Beyspiel der Symbolik findet sich auf diesem Kunstwerke, das, wenn

es gleich nicht völlig, wie es hier in der Composition erscheint, zu loben seyn möchte, doch unsere Aufmerksamkeit verdient. Die Tuba, in welche, an der Seite der Helden, eine subalterne Figur stößt, reicht bis an das Ohr des Achills und berührt es gleichsam. Hier wird also nicht etwa nur im Allgemeinen Lärm geblasen, sondern es wird dem Auge gezeigt, daß für diesen geblasen werde, daß eigentlich nur die Wirkung auf diesen intentionirt sey. Eine solche Darstellung ist denn freylich nicht natürlich und historisch, sondern künstlerisch und poetisch. Wobey jedem Denkenden nicht verborgen bleibt, daß die Bildhauerey mehr zu der symbolischen Behandlung geschickt ist, als die Malerey, obgleich auch diese, bey zweckmäßiger Anwendung, sich von dieser Seite große Vortheile zueignen kann.

V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern sie genutzt worden.

Nachdem wir nun was die Künstler geleistet, in Betrachtung der einzelnen Arbeiten angezeigt: so bleibt uns nun übrig, die Gegenstände von Grund aus zu entwickeln, und die sämtlichen Motive in gewisser Ordnung aufzustellen.

1:

Achilles auf Scyros gehört zwar nicht unter die vollkommensten Gegenstände, die sich, so zu sagen, auf der Tafel anfangen und endigen, es muß dabey allerdings etwas vorausgesetzt, es muß nachgedacht werden; aber er bietet dem Künstler eine Menge Vortheile für die Darstellung an. Bewegung und Ruhe, Leidenschaften, mannichfaltige Abwechslung von Formen und Charakteren, der schönen oder edlen Gattung, endlich die Gelegenheit zum gefällig Naiven, wornach gegenwärtig ohnehin die Neigung fast aller, welche die Kunst üben, oder bloß lieben, gerichtet ist.

Auch fehlt es hier nicht an Schmuck zierlicher Nebenwerke.

Der Punkt, auf welchem die darzustellende Fabel eigentlich gefaßt werden sollte, stellt die Entdeckung eines vielfachen Räthfels oder Geheimnisses dar.

1) Unter einer Schaar Mädchen wird ein Jüngling entdeckt.

Dieses Hauptmotiv war in allen, nur nicht in Lit. K. gebraucht. Einigen Künstlern ist es gelungen, diesen Uebergang vom Mädchen zum Jüngling ziemlich deutlich auszudrücken, bey andern ist diese Enthüllung zweydeutiger geblieben.

Durch Herrn Hofmanns Zeichnung, wo Achill den Gürtel, der das Gewand hält, abreißt, und eine Perlschnur in dessen Haar zerspringt, sind wir auf den Gedanken geleitet worden: es könnte die sinnlich deutliche Anschauung der Geschichte ungemein befördern, wenn der Künstler den verkleideten Achill sich so denken wollte, daß durch die lebhaftige Bewegung mit den Waffen, ein Heft oder Gürtel seines Gewandes dergestalt, wie zufällig riße, daß sich dadurch ein beträchtlicher Theil seines Oberleibs entblößt zeigte, und so die Entdeckung des jungen Helden, nicht bloß durch die List des Ulysses, mit den untergeschobenen Waffen, wobey der Zuschauer noch rathen muß, sondern sinnlich überzeugend, vor unsern Augen durch die Zauberkräft des Künstlers bewirkt würde. Für Unterrichtete ist es kaum nöthig noch anzumerken, daß selbst der malerischen Wirkung hieraus nicht nur keine neuen Hindernisse entstehen, sondern im Gegentheil, durch Contrast, Farbennasse u. s. w. ansehnliche Vortheile zu wachsen müßten.

2) Er sondert sich von ihnen, durch männliches Streben.

Die Scheidung, welche hierbey vorgeht, des schwachen Theils vom starken, ist am lebhaftesten

haftesten vorgestellt auf G, ingleichen auf F, doch in letztem nicht so zweckmäfsig.

Hier ist wohl der Ort, eines Motivs zu gedenken, welches Hr. Nahl in seiner Zeichnung gebraucht hat, und der Leser aus dem Kupfer deutlich erfelen wird. Diomed hält nämlich dem Achill einen blanken Schild vor, in welchem dieser sich befindet, ohne dafs jedoch der Anschauer des Kunstwerks das abge- spiegelte Bild erblicken könne.

Taffo läfst einen ausgearteten Helden auf ähnliche Weise überraschen, und ihn, von der Spiegelfläche eines Schildes, seine der Weichlichkeit hingeebene Gestalt beschämt erblicken.

Hier finden wir das gebrauchte Mittel sehr schicklich; doch aber auch mehr dem Poeten als dem Maler günstig, indem dieser mit tausend Schwierigkeiten der Darstellung zu kämpfen hat, wenn jener der Einbildungskraft gar manches, nach Belieben, zumuthet.

In der vorliegenden Zeichnung scheint uns auch dieses Mittel keinesweges fördernd, und obgleich, durch die Intention des Künstlers, das Gesicht des Achills mit einem entzückten Erstannen sehr glücklich begeistert worden, so bleibt doch der aufgehobene Schild dem Zuschauer ein Räthsel, um so mehr, als Diomed, hinter demselben, den Blafenden das Zeichen giebt, und man also denken kann, er suche dadurch seine Geberde vor dem Achill blofs zu verbergen.

Doch wäre auch das nicht, und es liesse sich alles deutlich machen und glücklich darstellen: so würden wir doch nicht rathen, in einem so leidenschaftlichen Momente den jungen Helden, der sich ohnehin zur That getrieben fühlt, in die Anschauung seiner selbst, auf diesem Wege, zu versenken und von der Theilnahme an der übrigen Umgebung abzu- ziehen.

5) *Es wird offenbar, dafs eitte der Frauen ihn schon gekannt habe, mit ihm verbunden sey.*

Dieses Motiv ist auch durchaus gebraucht, nur nicht in Lit. F.

4) *Eine geheime Frucht ihrer Liebe wird offenbar.*

Dieses Motiv, wie es hier ausgesprochen ist, hat Niemand gebraucht. Mehr oder weniger erwachsene Kinder zeigen sich auf unsern Compositionen, mehr oder weniger der Mutter nahe, aber schon als bekannte Glieder der Gesellschaft.

Auf dem Basrelief des Museum P. C. wird ein kleines Kind rasch hervorgebracht. Beyn Statius werfen sie es dem Großvater vor die Füfse.

Wollte man die Fabel historisch behandeln: so müfste freylich Pyrrhus, als der Vater nach Troja zog, schon einiges Alter gehabt haben, allein, um des ächt poetischen Sinnes und Ausdruckes willen, würden wir, nach Anleitung gedachter Antike, zu einem kleinen Kinde rathen. Ein Kind, das erst zum Vorschein kommt, ist ein moralisch neugebornes Kind.

5) *Es entdeckt sich die Mitwissenschaft einer alten Amme.*

Der Antheil der Amme ist auf einigen unserer Zeichnungen gebraucht, doch nicht ganz wie wir wünschten. Auf Lit. O. vielleicht am besten. Auf Lit. B. erscheint sie betrübt über die Entdeckung, welches innerhalb dieser Composition ganz zweckmäfsig ist. Auf dem Petersburger Basrelief steht sie der Deidamia gar gemüthlich bey. Wir würden ihr nach Anleitung des Pio-Clementinischen Basreliefs das Kind anvertrauen.

6) *Dem Hausherrn werden diese Zustände bekannt.*

Die Person des Lycomedes erscheint auf drey Zeichnungen, auf Lit. G. wo er durch den

den Lärm aus dem Pallaste gelockt wird, auf Lit. B. wo er, auf dem Throne sitzend, seine Familie vor sich versammelt hat; auf Lit. A., wo das schöne Motiv gebraucht ist, das Ulyss den Achill anfaßt, sich dessen gleichsam bemächtigt, und dem erstaunten Lycomed, durch eine Geberde, das Geheimniß entdeckt. Auf dem Petersburger Basrelief steht er, wie angedeutet, in einem Fenster in einer Ecke.

7) *Die Absichten der listigen Griechen, es sey nun, das man sie als Gesandten des Heers, oder als verkappte Kaufleute handle, kommen an den Tag.*

Ulyss und Diomed. in Heldentracht, lauschen auf verschiedenen Zeichnungen, welches uns jedoch nicht gut denkt; denn wenn sie als Helden erscheinen, so müßte man sie, wie Statius, als griechische Gesandten annehmen, da sie denn vom König und seiner Familie gekannt sind.

Als Kaufleute lauschend, wo es auf einigen Zeichnungen recht gut thut, z. B. auf E.

Thätig als Helden, oder Kaufleute, auf A. B. C. H. L. N. O.

Einige Künstler haben gesucht, in die beiden Personen verschiedenen Ausdruck und Antheil zu legen und es ist gelungen.

8) *Kriegerischer blinder Lärm.*

Auf einigen wird ins Horn gestossen, auf andern Zeichnungen schlägt man die Degen zusammen, auf Lit. G. ist eine simulirte feindliche Landung recht geistreich vorgestellt. Die Absicht hingegen deutlich anzuzeigen das dieser kriegerische Ueberfall nur zum Scherze geschähe, ist in Lit. Y. dem Anschauen am nächsten gebracht.

9) *Die Frauen suchen im Augenblick der Entdeckung die Fremden, durch Vorziehen einer Art Vorhang auszufchliessen, und den Achill innerhalb zu behalten.*

Dieses auf zwey alten Basreliefen gebräuchte Motiv ist unsern sämtlichen Concur-

renten entgangen. Wir halten es für sehr glücklich und sind überzeugt, das durch geschickten Gebrauch desselben eine Darstellung an Leben, Bedeutung und Effect auf alle Weise gewinnen müßte.

Alle diese Motive in ein Bild zu fassen, diese Entdeckungen gleichzeitig und gleichbedeutend zu machen, wäre die Aufgabe für einen tüchtigen Künstler, der, nach solchen Vorarbeiten, diesen Gegenstand nochmals zu behandeln geneigt wäre.

2.

Achill verfolgt die Trojaner, welche zu retten sich ihm zwey Flüsse entgegensetzen, dagegen stehen ihm obere Gottheiten bey.

Dieses Sujet hat mehrere Momente, und es entsteht daher das eigene, das man es auf entgegengesetzte Weise behandeln kann. Einmal sehr einfach, symbolisch auf Bildhauer-Art. Und dann weitgreifend, malerisch, in geschichtlicher Darstellung.

Nach beiden Seiten hin haben die Concurrenten gearbeitet, sind aber, nach unserer Ueberzeugung, vom Ziele allzuweit entfernt geblieben.

Von der einfachsten Art war schon ein Muster vorhanden, es befindet sich unter den Flaxmannischen Unrissen. Achill steht über einem Todten mit Schwert und Schild, zwischen den zwey Flußgöttern, die auf dem Saume der Woge zwey Leichen gegen ihn anwälzen.

Wahrscheinlich haben mehrere der diesjährigen Concurrenten dieses Bild gekannt, nur haben sie darin geirrt, das sie, anstatt seinen glücklichen Gedanken noch weiter auszuarbeiten, zurückgegangen sind, und die Motive vergrößert haben.

Das Flaxmann die Leichen, auf dem Saume der Wellen, gegen Achill losgeschoben läßt, ist vortreflich und wahrhaft antik. Hier kann

kann man nicht weiter! Welle, Flusgott und Leiche werden dadurch zur Einheit, sowohl in der Idee, als in der Darstellung; und da, was das wichtigste ist, Flusgötter und Leichen oben gehalten sind, so wird der Contur organisch geformt, und die Welle als unorganischer Stoff, wird ganz bey Seite gedrängt.

Die Götter, nach ihrer höhern Natur, scheinen die Leichen bequem zu behandeln, und doch ist auch dies dem Physischen gemäß, indem der Körper im Wasser leicht wird.

Der Held steht, zum Kämpfen gerüstet, nicht kämpfend, sondern mit Entsetzen zwischen ihnen! und hier ziemt ihm das Entsetzen, da er nicht von bewaffneten, kräftigen Feinden, sondern von göttlichen Wundernaturen, Leichen und einem wilden Element bestürmt wird.

Wir hätten gewünscht, daß einer unserrer Freunde geradezu erklärt hätte, er gehe von der Flaxmannischen Arbeit aus, glaube, ohne den Vorwurf des Plagiats zu fürchten, das vorzügliche dieser Erfindung beybehalten zu dürfen, und es frage sich nur, wie weit er über sein Vorbild hinausgekommen? Hier war zum Ziele noch ein großer Weg. Flaxmanns Arbeit ist eine glückliche Skizze. Wie viel wäre noch an der Composition zu rücken und zu bessern, und, bey einer sorgfältigen Ausführung, an Form und Charakter u. s. w. zu gewinnen gewesen!

Wann wird doch bey uns auch jener rechte Kunstinn der Alten aufwachen! daß wir nicht mehr nach Originalität, in der Weite und Breite suchen, sondern daß wir das unendlich Motivbare einer schon wirklich dargestellten Idee auffuchen lernen. Wie oft bearbeiteten alte Künstler eine bekannte Darstellung und weitseiferten in gleicher, oder größerer Meisterchaft, mit ihrem Vorgänger!

Da wir nun ein, nach unserer Ueberzeugung höchstes in der Anlage, obgleich in der Ausführung noch weit übertreffbares Werk

oben an stellen konnten: so wollen wir nun auch die Motive beurtheilen, wie sie von unsern Concurrenten ergriffen worden sind.

Der eine Lit. U. stellt gleichfalls den Achill zwischen Gewässer und Flusgötter, symmetrisch, allein hier spielt das Element eine viel zu große Rolle. Die Flusgötter, bis an den halben Leib im Wasser, arbeiten, die schon äußerst bewegten Wellen durch Ruder noch mehr in Bewegung zu setzen, welche Bewegung, gegen die von selbst aufbraufende Woge, kleinlich erscheint.

Die Composition ist nicht zusammengefaßt, die Welle strömt für sich, die Götter arbeiten, ohne daß man die Wirkung sieht, das Handhaben der Ruder ist bloß allegorisch. Die Leiche, die aus der einen Ecke hervorkommt, wird bloß durch den Strom physisch hiehergeführt, und so zerfällt dieses Bild, das sonst so viele Vorzüge hat, vor unserm Anschauen, unserm Gefühl, unserer Imagination in viele Theile, anstatt uns in einer Einheit zu nöthigen.

Ein anderer Lit. V. hat die Flaxmannischen Motive gebraucht, aber wir möchten sagen, sie zu sehr verkörpert. Hier bekämpfen die Flusgötter auch den Achill mit Leichen, aber es sind mächtige Männer, die im Wasser stehen, Leichen tragen und sie zu schleudern drohen.

Flusgott, Wasser und Leiche, die dort so glücklich vereinigt sind, erscheinen hier getrennt. Das Wasser wirkt nicht, man sieht auch nicht recht, wohin diese starken Männer die schweren Leichen in die Luft schleudern wollen, und was hat ein Ertrunkener, man nehme es physisch oder poetisch, in der Luft zu thun?

Achill sucht hier mit Entsetzen das Land zu gewinnen und steht auf der einen Seite. Er findet sich hier noch lange nicht so im Gedränge als bey Flaxmann.

Der VI. der Zeichnung Lit. R. läßt eine ganze Masse Todten, von einer Welle aufgefaßt,

faßt, gegen Achill anstürmen. Er war auf dem Weg des rechten, wie er sich aber sonst vergriffen, zeigt die Beurtheilung.

Mehr oder weniger im Handgemenge mit den Flußgöttern stellen ihn Lit. R. S. W. und X. dar, wobey wir kein erfreuliches Motiv gefunden haben.

Hr. Hoffmann Lit. T. hat seinen der niederländischen Schule gemäßen Weg ergriffen, er hat sich nicht mit den beiden Flüssen begnügt, sondern, in poetisch allegorischem Sinne, Wellen und Gewässer in lebendige Wesen verwandelt.

Sein Bild wimmelt daher von Wassergöttern, die er auf eine geschickte Weise gegen einander charakterisirt. Der eine reißt einen Baum aus, der andere führt einen ausgerissenen Baum als Waffe, andere sind mit Exuvien von Schaalthieren versehen, andere kämpfen mit losgerissenen Steinen. Durchaus ist das Physische mit dem Poetischen auf eine geschickte Weise vereinigt. Nur ist dabey zu erinnern, daß es den Hauptflußgöttern zu schlecht geht, und daß eine Idee, obgleich mannichfaltig nuancirt, zu oft wiederholt wird.

Das Motiv, daß Achill als die Trojaner verfolgend dargestellt werde, ist nur von Einem Concurrenten deutlich ausgedrückt worden, und doch ist dasselbe demjenigen, der eine reiche Composition machen will, unentbehrlich.

Hätte Hr. Hoffmann dasselbe ergriffen: so hätte er seinen Vordergrund durch die Fliehenden beleben, den verfolgenden Achill und die dazwischen tretenden Flußgötter im Mittelgrunde darstellen, und dadurch seinem Bild zweckmäßiger Reichthum und Vollständigkeit geben können.

Das Motiv, daß dem Achill die oberen Götter beystehen, ist auf verschiedenen hier eingefandten Stücken Lit. D. R. X. jedoch auf keinem zweckmäßig angedeutet. Hr. Hoffmann allein ist es gewissermaßen geglückt. Dem, von wüthend andringenden Flußgöt-

tern, zu beiden Seiten eingeschlossenen, Achill hat er durch eine Wolke einen Rückenhalt bereitet, der ihn mit den höhern Regionen fürs Auge zusammenknüpft. Auf dieser Wolke erscheinen Neptun und Minerva als gelassene göttliche Beystände, freylich, wenn man will, für die Nähe, in der sie sich befinden, zu klein; doch ließe sich dieser Umstand wohl aus dem Sinne, in dem das ganze Bild gedacht ist, vertheidigen, wozu wir gegenwärtig weder Raum noch Beruf haben.

VI. Ertheilung des Preises.

Nachdem uns diejenigen Arbeiten, welche sich mit Achill zwischen den Flußgöttern beschäftigt, zu wenig Genüge gethan: so haben wir, aus Ursachen, welche vorstehende Beurtheilung im einzelnen angiebt, den Preis von 30 Ducaten zwischen Hn. Nahl in Kassel und Hn. Hoffmann in Köln abermals getheilt, und es bleibt uns nunmehr nichts weiter übrig, als hier, vielleicht am schicklichsten Orte, einiges über das Fundament unserer Urtheile im allgemeinen beyzubringen.

Wir fühlen uns von den Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, durchdrungen, und es dünkt uns, daß sie in ziemlicher Klarheit und Ordnung vor unserm Geiste stehen; allein wir sind weit entfernt, eine Arbeit, sie sey nun vor Zeiten entstanden, oder sie entstehe in unsern Tagen, unmittelbar an jenen idealen Maasstab zu halten, jene Forderungen unbedingt an ein Werk zu machen, das unter so mancherley Bedingungen entstanden ist; vielmehr suchen wir uns durchaus auf dem historischen Standpunkt zu befestigen. Wir bedenken die Zeit, in welcher der Künstler gelebt hat, oder lebt, die Umstände in denen er sich befand, die Periode seines Lebens in welcher das Werk verfertigt ward; und so lernen wir das, was er geleistet, mit Billigkeit schätzen. Mag doch der Liebhaber, der

Käufer gewissen gefälligen Eindrücken sein Herz oder seinen Beutel öffnen, mag doch der Künstler dasjenige nur schätzen, wonach er selber strebt, dasjenige verachten, was er hinter sich glaubt; uns hingegen ziemt es, strenger gegen uns selbst zu seyn, als gegen die Arbeiten, um zu einem reinen leidenschaftslosen Urtheil immer mehr zu gelangen.

VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düsseldorf.

Herr Langer der jüngere in Düsseldorf hat, ohne concurriren zu wollen, ein schönes Product seiner Kunst zur Ausstellung eingekauft, von welchem wir, mit seiner Bewilligung, unsern Lesern noch Rechenschaft geben müssen.

Es ist der Tod der Lucretia, Zeichnung auf grau Papier, mit der Feder umrissen, getuschelt und weiß aufgehöhlt.

In die Brust verwundet, sinkt die Heldin, von zwey Mädchen gehalten, sterbend hin. Ihr Vater nähert sich ihr, tief trauernd, mit verhülltem Haupt, die Hände vor das Gesicht gehalten, Brutus hebt eben den blutbesleckten Dolch in der Rechten hoch empor und schwört, indem er mit der Linken auf Lucretia zeigt, nebst Collatinus und P. Valerius, Rache an den Tarquiniern zu nehmen. In allegorischer Bedeutung brachte der Künstler eine kleine Statue der Nemesis, auf hoher, runder Base an und zierte den Fries einer Zwischenmauer des Saals, worin die Handlung vorgeht, mit Basreliefs, welche auf den römischen Staat und seine Entstehung anspielen.

Dem Künstler gereicht es zum nicht geringen Lob, daß wir sagen können: der erste allgemeine Eindruck seines Werks auf kundige Beschauer ruft ihnen Pouffins Geist und Arbeiten ins Gedächtniß zurück. So sind die Figuren überhaupt gedacht, so die

Gruppen, so der Grund des Bildes angelegt, selbst die gutgeparten, kräftigen Massen von Licht und Schatten, die sorgfältig gelegten, doch mitunter etwas zu ruhigen und scharfgebrochenen Falten der Gewänder erinnern an diesen Meister.

Die Zeichnung überhaupt betrachtet, hat viel wissenschaftliches Verdienst. Jeder Figur sind schickliche Verhältnisse und der für sie passende Charakter zugetheilt. Die Männer stellen ausgearbeitete Naturen dar, im Felde und unter Waffen erwachsen, voll Sinne. Vielleicht hat sich der Künstler, um dieses auszudrücken, nur ein wenig zu sehr an das Detail von Adern und Runzeln der Haut gehalten. Die weiblichen Figuren sind zarter gegliedert, ihr Contour weicher, fließender und stehen daher in schönem Contrast zu jenen. Den Ausdruck muß man billig, als geistreich und kräftig, loben. Brutus und Collatinus zeigen, im Schmerz, ein zu Thaten entflammtes, bedrängtes Gemüth, P. Valerius verbissenen, grimmigen Zorn. Wir hätten diesem übrigens wohl etwas edlere Züge wünschen mögen. Kaltes Erstarren ist über das Gesicht der Lucretia verbreitet, die Mädchen schreyen im heftigsten Schmerz. Beide würden lieblicher erscheinen, wenn die Augenbraunen nicht so gewaltsam gezogen, der Mund weniger geöffnet wäre. Ausdruck von stillem, bangem Schmerz hätte vielleicht eine rührendere Wirkung und der Schönheit weniger Schaden gethan. Die etwas zu lang gerathene Nase der Lucretia ist der Form ihres Gesichts ebenfalls nachtheilig. Diese kleinen Flecken verdienen kaum eine Bemerkung, wenn es nicht Fehler wären, die wir vornehmlich in den Werken der berühmtesten lebenden Künstler wahrgenommen zu haben uns erinnern und also junge Künstler um so vielmehr davor zu warnen, für Pflicht halten.

Die Anlage der Gewänder ist, wie schon oben gedacht, sorgfältig, ja wir können, bey näherer

mäherer Betrachtung, hinzusetzen, durchaus von gutem Geschmack, und, was dem Künstler in unsern Augen vorzüglich Ehre bringt, sehr treu der Natur nachgebildet. Manche, welche das Werk sahen, warfen zwar ein: man sehe den Gliedermann zu sehr durch; das Detail zufälliger kleiner Fältchen, welche in einer gelegten Drapperie zu entstehen pflegen, sey zu gewissenhaft nachgeahmt. Wir wollen sie nicht widerlegen, haben aber das feste Vertrauen zu den Fähigkeiten unsers Künstlers, daß er alle Schwierigkeiten von dieser Seite bald überwinden und zur rühmlichsten Ausbildung gelangen werde.

Mit der Beleuchtung hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Das Licht fällt ungezwungen ein und trifft die Hauptfiguren in großen Massen, die Schatten sind kräftig, angenehm von Widerscheinern unterbrochen, auch hierin zeigt sich sorgfältige treue Nachahmung des Wirklichen. Dabey ist die Ausführung keineswegs gelect, oder ängstlich, nirgends unnöthiger Aufwand von Fleiß, alles zweckt bloß zur deutlichen Darstellung ab.

Erlaube uns nun der wackere Künstler, dessen Werk uns wahrhaftes Vergnügen gemacht, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hat, noch einige Worte über den Gegenstand desselben.

Unserer Meynung nach gehört er nicht zu denen, welche der bildenden Kunst vorzüglich günstig sind. Er mag mit noch so großer Geschicklichkeit behandelt werden, so wird der Künstler seinen Zweck doch nicht völlig erreichen, sondern es wird zuletzt immer etwas anderes auf der Tafel stehen, als er darauf darzustellen sich vorgenommen hat.

Wäre uns die Geschichte völlig unbekannt, so würden wir das Bild etwa folgendermaßen ansprechen: In einem statilichen Hause, unter würdigen Personen, ereignet sich eine tragische Begebenheit. Ein Held tritt herein, wahrscheinlich kommt er aus

dem Felde zurück, er findet sein Weib vielleicht untreu, seine Tochter vielleicht entehrt, er ermordet sie und hebt nun den Dolch auf, um mit seinen Freunden und Genossen Rache zu schwören, gegen denjenigen der eine solche That veranlaßt. Das ist, was man auf dem Bilde zum Theil sieht, zum Theil von dem Inhalt vermuthet, und so nähert sich nur die dargestellte Fabel der überlieferten, ohne sie erreichen zu können.

Auf alle Fälle bleibt der Mann, der den aus der Wunde eben gezogenen Dolch in die Höhe hebt, für uns der Thäter; wir trauen ihm keine gemeine Mordthat zu, wir suchen höhere Bewegungsgründe in Grundätzen der Ehre, in verletzten Rechten des Vaters, des Gatten. Doch eben das worauf alles ankommt, die unschuldige Schuld Lucretiens, ihr Heroismus, die Umwälzung einer alten Staatsform bey diesem häuslichen Anlaß, das Entstehen einer neuen, der Zusammenhang, in welchem die Geschichte am höchsten interessirt, bleibt völlig undarstellbar.

Auch aus diesem Beyspiel erhellt, wie viel der Künstler wagt, wenn er Gesinnungen und Handlungen, die aus verflochtenen Begebenheiten entspringen, zum Anschauen bringen will.

Was demungeachtet seit ein Paar Jahrzehnden so manchen zur Wahl und Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlaßt zu haben scheint, ist das Pathetische, das Leidenschaftlichen in der mächtigsten Bewegung, Blut und Tod vorzustellen sind. Ferner bieten sich bedeutende Charaktere, von kräftigen, abgehärteten, männlichen Naturen, im Gegensatz mit zarten, duldsamen Weibern an. Die Beleuchtung wird kräftig, selbst etwas düster gefodert, daß, wenn es in der Kunst nur auf Gegensätze, auf malerischen Effect ankäme, allerdings wenig einzuwenden wäre. Allein das Selbstständige der bildenden Kunst und die daraus entspringende Forderung, daß ein Kunstwerk in sich selbst wo möglich abge-

geschlossen seyn folle, ist höher, und deren Erfüllung wünschenswerther.

II.

Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII.

Wir wenden uns nunmehr zu den neuen Aufgaben, und zwar zu der ersten der *Befreyung der Andromeda durch Perseus*. Dieser Gegenstand, wenn keine Mißgriffe in der Wahl des Moments geschehen, bietet für die Darstellung ungemeine Vortheile, indem er sich ins Enge ziehen und plastisch-symbolisch behandeln läßt, von einem Künstler, der eine ganz obligate Composition zu liefern, und mit dem Werth weniger Figuren auszulangen sich getraut; dagegen aber auch wieder in großer Breite malerisch und historisch, mit poetisch-allegorischem Schmuck, dargestellt werden kann.

Wir ersuchen die Künstler, welche dieses Werk zu unternehmen geneigt sind, ehe sie an die Arbeit gehen, die Motive genau zu entwickeln, wie wir es oben von den vorjährigen Aufgaben gethan haben; denn es wird uns besonders freuen, wenn wir künftig bey Beurtheilung der eingesandten Werke, nichts von dem unsrigen hinzuzuthun haben, vielmehr in diesem Stücke alles geleistet finden.

IX.

Da nun aber, nach unserer Ueberzeugung, die wir wohl mit sehr vielen Kunstfreunden theilen, von der Wahl des Gegenstandes vorzüglich das Glück eines Kunstwerkes abhängt; so haben wir uns vorgesetzt, auch hierin den Geist unserer werthen Concurrenten zu prüfen. Wir lassen daher bey der zweyten Aufgabe *den Gegenstand völlig frey*, und wünschen nur, daß er lieber aus der

Fabel als aus der Geschichte genommen seyn möchte. Was wir im ersten und zweyten Stück der Propyläen über die Wahl der Gegenstände angedeutet, kann hierbey einigermaßen zum Leitfaden dienen. Die Hauptmomente, worauf es eigentlich ankommt, werden bey künftiger Beurtheilung vollständiger auseinanderzusetzen seyn. Wobey wir eine glücklich getroffene Wahl gehörig in Anschlag bringen werden.

Diejenigen Gegenstände, welche in älteren oder neueren Zeiten bereits bearbeitet worden sind, schliessen wir zwar nicht aus, nur dürfen die einkommenden Darstellungen mit keiner der schon vorhandenen in allzunaher Verwandtschaft stehen.

Im übrigen erklären wir, daß ein glücklich neu gefundener Gegenstand, der sonst noch wenig oder nie bearbeitet worden, und sich doch zur bildlichen Darstellung vorzüglich eignet, dem Künstler zu besonderm Verdienst angerechnet werden soll. Es ist zwar, wir geben es gerne zu, schwer, dergleichen zu finden, doch für denkende und ernstlich forschende Künstler keinesweges unmöglich. So wie uns Hr. Nahl, (der, noch außer seinem Preisstück, mit andern Werken unsere Ausstellung zu schmücken, die Gefälligkeit hatte) indem er einen jungen Tiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet, einsandte, aufs angenehmsitz übertraf hat.

Noch ist dieser Gegenstand, so viel wir wissen, von keinem vorzüglichen Meister behandelt worden, und ist dennoch einer der vollkommensten, besonders für die Malerey. Er enthält das eigenste Streben und das letzte Ziel der Kunst, indem sie das höchste Lob, die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Wirkung darzustellen unternimmt. Hier sind der Kunst gar keine Grenzen gesetzt; sie macht nur an sich selbst unendliche Anforderungen, und ist auch wieder

durch den Gegenstand ins unendliche begünstigt.

X.

Indem wir nun auf diese Weise jedem Künstler überlassen, dasjenige zu bearbeiten, was seiner Natur am angemessensten ist, und wovon er sich den meisten Erfolg verspricht; so bieten wir ihm, bey unserer Anstalt, noch eine andere Bequemlichkeit an, indem wir uns geneigt erklären, auch Kunstwerke aufzustellen, welche zu keiner unserer beiden Aufgaben zu concurriren geeignet sind. Hievon können besonders Landschaftsmaler Gebrauch machen, nicht weniger Bildhauer, welche Abgüsse von Basreliefsen und Portraits einzusenden geneigt wären. Unser voriges Verzeichniß beweist, daß damit schon der Anfang gemacht worden.

XI.

Wir können hierzu um so mehr auffordern, als unser Local, das in zwey Zimmern im Schauspielhause besteht, eine vortheilhafte Gelegenheit anbietet; selbst der Termin unserer Ausstellung, den wir bis nach Michaelis verlängern, ist für Fremde bequem, um, nebst den einheimischen, an dieser Anstalt Theil nehmen zu können. So wie sich schon dieses Jahr mancher auf die Leipziger Messe, und in den akademischen Ferien Reisender, dabey eingefunden.

Da wir nun ferner, in manchem Betracht, für dienlich erachtet, auf die Entrée eine kleine Abgabe zu legen und ein Abonnement für diejenigen zu errichten, welche die Ausstellung öfters zu besuchen geneigt waren: so haben wir dadurch nicht allein einer bessern Societät Gelegenheit gegeben, sich über Gegenstände der Kunst bequem und angenehm zu unterhalten, sondern wir sind auch durch die daher entsprungene Einnahme in den Stand gesetzt worden, den Preis auf das nächste Jahr zu

verdoppeln, welcher also nunmehr auf *Sechzig Ducaten* erhöht worden.

Wobey wir unsere Concurrenten nochmals erluchen, ihre Arbeiten vor *Endes des Augusts* einzusenden, indem der mechanische Theil einer solchen Ausstellung, als die Sicherung der Zeichnungen, durch Rahmen und Glas, das Vertheilen derselben in den gegebenen Raum, immer einige Zeit und eine gewisse Sorgfalt erfordert, wobey zu spät eingesendete Stücke manche Unbequemlichkeit verursachen.

XII.

Ferner können wir nicht unbemerkt lassen, daß verschiedene Zeichnungen des vergangenen Jahrs acquirirt und zugleich mit den neuern wieder aufgestellt worden, welches künftig noch ferner geschehen kann, um ein wachsendes Interesse zu erregen und zur Vergleichung, worauf hier alles ankommt, immer mehr Anlaß zu geben.

XIII.

Da die Namen der concurrirenden Künstler, aus mehrern Ursachen, kein Geheimniß bleiben können; so würde es bey unsern künftigen Beurtheilungen vielleicht nicht unschicklich seyn und im Publikum eine lebhaftere Theilnahme erregen, wenn wir diejenigen, welche auch den Preis nicht gewonnen, durchaus nennen dürften.

Für die Zukunft ersuchen wir daher sämmtliche Herrn Concurrenten, uns in den Briefen, welche sie ihren Arbeiten beyzulegen pflegen, zu einer solchen Bekanntmachung ihrer Namen, insofern sie solche nicht ungern sehen, zu autorisiren.

Künstler, welche schon gebildet sind, haben dabey so wenig als Anfänger und Liebhaber zu riskiren; denn sie sind ohneh n vom Publikum schon gekannt, und diesen kommt folgende

folgende Betrachtung zu statten. Wie mancher junger Dichter wagt seinen Namen, in Journalen und Almanachen; warum sollte ein junger Zeichner nicht auch den seinigen bey einem Institute wagen, das sich zum Gesetz gemacht hat, mit so redlichem Ernst, als billiger Schonung zu wirken, und dessen Vorsteher sich immer noch das Recht vorbehalten, einen oder den andern Namen, bey eintretender Bedenklichkeit, zu verschweigen.

XIV.

Die Nothwendigkeit, zu unsern Beurtheilungen auch Umriffe zu liefern, ist so anerkannt, das wir uns derselben freylich nicht entziehen können. Indeßen bürden wir uns, bey unserer Lage, eine zu große Obliegenheit auf, wenn wir bedeutende Zeichnungen ins Kleine zu bringen, und auf diese Weise dem Kupferstecher vorzuarbeiten fortfahren.

Möchten künftighin diejenigen, welche uns mit Beyträgen beehren, kleine Umriffe derselben nach Maafsgabe derer, welche wir diesmal geben, beylegen: so könnte manches Gute daraus entstehen.

Der Kupferstecher würde nach einer Zeichnung des Verfassers, und also doch unmittelbarer arbeiten, als gegenwärtig geschieht, so das der Charakter derselben vielleicht genauer ausgedruckt würde. Wir könnten nicht allein die Zeichnungen, welche den Preis erhalten, sondern auch wohl mehrere in Kupfer geben, um dadurch immer mehr Leben und Antheil zu erwecken.

Wir würden diese kleinen Umriffe als Eigenthum des Instituts ansehen, und solche, bey dem nächstenmale mit aufstellen, und so die Anstalt immer lehrreicher machen, welches zuletzt doch alles zum Vortheil des Künstlers gereichen muß.

XV.

So kann denn auch, das wir noch schliesslich dieses Umstandes gedenken, mancher

Künstler wünschen, das seine Arbeit, nach der Ausstellung, hier am Ort, einem Liebhaber überlassen werde, theils um von seinen Bemühungen einigen Genuss zu haben, theils um Kosten und Gefahr der Rücksendung nicht zu übernehmen.

Wir können gegenwärtig, da Herr Legationsrath Bertuch die rühmliche Anstalt, welche dem einheimischen Kunst- und Gewerbefleiss eigentlich gewidmet war, dergestalt erweitert hat, das sie auch den Auswärtigen zu statten kommen wird, den Künstlern einen Weg zum Verkauf ihrer eingeschickten Zeichnungen, Gemälde und Sculpturen anzeigen.

Man darf nur, bey Einsendung des Concurrentstücks, einen versiegelten Zettel, mit Adresse an das *Fürstl. Sächsische privilegirte Landes - Industrie - Comptoir* zu Weimar beylegen, worin der *Name* und der *genaueste Preis* der Arbeit verzeichnet ist.

Mit diesem Zettel wird das Stück, nach aufgehobener Ausstellung, an gedachtes Comptoir, ausgeliefert, welches die Commission, ohne weitere *Unkosten* übernimmt, dem Künstler den erfolgten Verkauf, mit Uebermachung des Betrags, ohne Abzug meldet. Die Stücke können jedoch von dem Künstler, zu jeder Stunde, gegen Einsendung des ersten Scheins zurückgefordert werden. Dabey behalten wir uns vor zu bestimmen, was wir ungefähr für verkäuflich halten, oder nicht, um keine vergebliche Hoffnung zu erregen. Im übrigen bleibt alles bey der bisherigen Einrichtung, und die Packete werden an Unterzeichneten eingesandt.

Und so hätten wir denn dieser Verbindlichkeit, die wir uns gegen Künstler und Publicum auferlegt, zum drittenthal, nach unserm besten Vermögen, in so fern es Zeit und Umstände erlauben wollten, Genüge geleistet. Wir schliessen mit dem Wunsche, das diese

se kleine Anstalt sich immer mehr ausbreiten möge.

Haben wir uns, durch unfer redliches Bemühen, Widerfacher aufgeregt: so ist das ein unvermeidliches Schickfal jedes neuen Unternehmens, und wir können uns, bis sich alles mehr aufklärt, indessen manches wackren Freundes und Theilnehmers erfreuen. Möchten doch alle nach dem Zwecke hinfehen, der von mancher Seite her erreicht werden kann. Der Kunst, nach innen, Ernst und Würde, nach Aussen, Ehre und Vortheil zu erhalten und zu verschaffen, darauf dringen wir; und sollte nicht jeder Künstler und Kenner und Liebhaber dazu mitwirken

wollen? Mag man doch in einzelnen Meinungen von einander abweichen, ja, mag man, in Absicht auf Maximen, von denen man ausgeht, einander völlig entgegen stehen, man arbeitet dennoch in einem Kreise und wohl gar nach einem Punkt. Mag der eine sich mehr gegen das Natürliche, der andere mehr gegen das Ideale neigen, bedenke man doch, das Natur und Ideal nicht mit einander im Streit liegen, das sie vielmehr beide, in der großen lebendigen Einheit, innig verbunden sind, nach der wir so wunderbar streben, indem wir sie vielleicht schon besitzen.

Weimar den 1ten Januar
1802.

Im Namen der vereinigten
Kunstfreunde.

J. W. v. Göthe,

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 1. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta, *MARIA STUART*, ein Trauerspiel von Schiller. 1801. 8.

Maria's Mißgeschick übertrifft, nach Robertson's Bemerkung, an Größe und Dauer die tragischen Unfälle, welche die Einbildungskraft erdichtet, um Furcht und Mitleiden zu erwecken. Hieraus sollte man schliessen, daß eine pathetische Darstellung des Schicksals jener unglücklichen Fürstin leicht sey, und keinen großen Aufwand von Talent und Genie erfordere. Bey genauerer Betrachtung findet es sich anders.

„Der letzte Zweck der Kunst,“ sagt Schiller in der Abhandlung über das Pathetische, ist Darstellung des Uebersinnlichen, und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelliget dieses dadurch, daß sie uns die moralische Unabhängigkeit des Menschen von Naturgesetzen im Zustande des Affects versinnlicht. Das erste Gesetz der tragischen Kunst, fügt er hinzu, ist Darstellung der leidenden Natur, das zweyte ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.“

Wendet man diese Grundsätze auf das an, was die Geschichte mit fast allgemeiner Uebereinstimmung von Maria's Schicksale erzählt: so entdeckt man in dem historischen Stoffe vieles, was der pathetischen Darstellung widerstrebt; Schwierigkeiten, die nur das Genie überwinden kann.

Erstens. Der unglücklichen Königin Leiden, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmählicher Tod, rührten zwar zunächst her von der Uebermacht und Ungerechtigkeit einer feindseligen Nebenbuhlerin, aber mittelbar waren sie verschuldet, sie waren die Folge von einer Reihe thörichter, gesetzwidriger, frevelhafter Handlungen, ruchloser und frecher Mißthaten. Um das Eigenthümliche ihres Verhängnisses darzustellen, muß der Dichter uns an alles jenes lebhaft erinnern, und wie kann er das, ohne Empfindungen in uns zu erwecken, welche dem tragischen Mitleiden und der künstlerischen Stimmung überhaupt so ungünstig sind?

Zweytens. — Was außerdem entscheidend auf Maria's Schicksal wirkte, war ihr Fanatismus für eine heillose Religion, die in jenen unglücklichen Zeiten ganz Europa zerrüttete, und in Jammer und Elend stürzte. Dieser Fanatismus erstickte bey ihr die Gefühle der Natur; denn sie sagt in ihrem Testamente ausdrücklich, daß sie ihren Sohn nur unter der Bedingung zum Erben ihrer Krone erkläre, wenn er

A. L. Z. 1802. Erster Band.

der Irrlehre d. h. der protestantischen Religion entsage; wo nicht, so vermache sie alle ihre Rechte und Ansprüche dem katholischen Könige. Ja, was noch wichtiger ist, laut der Geschichte war der Fanatismus, der sie in das Verderben zog, es allein, der sie bey ihren schrecklichen Leiden aufrecht erhielt. Was ihr auf dem Blutgerüste die bewunderte Standhaftigkeit gab, war der Gedanke, daß sie als eine Märtyrerin ihres Glaubens sterbe. Die große Aufgabe für den Dichter ist, uns diesen Fanatismus nicht nur als verzeihlich, sondern selbst als edel und sittlich darzustellen; denn sonst übertritt er das zweyte von den angeführten Gesetzen der tragischen Kunst.

Drittens. Selbst das Außerordentliche und Uegehre in Maria's Verhängnisse scheint eine pathetische Darstellung nicht zuzulassen. Ausgestattet von der Natur und dem Schicksale mit allem, was einen heitern und frohen Lebensgenuss, was Ruhm, Glanz und Herrlichkeit verheißt; als ein Kind von acht Tagen gesalbte Königin von Schottland, in der Jugend vermählte Königin von Frankreich, von dem katholischen Europa anerkannt als Königin von England, muß sie in einem Alter von 25 Jahren aus ihrem Reiche entfliehen, diejenige um Hülfe anrufen, der sie die Krone freitig machte, sieht sich in einem Gefängnisse eingeschlossen, worin sie 18 Jahre vergeffen von der Welt schmachtet, und aus dem man sie endlich entläßt, um sie von dem Blutgerüste herab in ein ehrloses Grab zu stürzen. Und dieses Schicksal war mit dem Schicksale einer unzähligen Menge von Menschen, mit dem Schicksale der ganzen Christenheit auf das innigste verschlungen. Wir erwarten von dem Dichter, daß er es uns nach seinem ganzen Umfange übersehen lasse, daß er uns das unermessliche Elend fühlen lasse, unter welchem damals die Welt seufzte, und dessen ganze Last auf das unselige Haupt jener bejammernswürdigen Fürstin zusammenstürzte. Wie ist es möglich, diese Erwartungen zu befriedigen, in einem Werke von so geringem Umfange, als eine Tragödie ihrer Natur nach seyn kann? Und doch muß der Dichter sie befriedigen: denn sonst verletzt er das erste von den oben angegebenen Gesetzen der tragischen Kunst, welches angemessene Darstellung der leidenden Natur gebietet.

Viertens. Eine unerlässliche Forderung, wie an den Dichter überhaupt, so auch an den tragischen, ist anschauliche Zweckmäßigkeit. Diese aber vermißt man durchaus in dem, was die Geschichtschreiber von Elisabeths Verhalten gegen Maria erzählen. Alle kommen überein, sie habe darin den Charakter einer Königin und die natürlichen Gefühle einer Frau

verleugnet. „Wenn wir uns alles, sagt Gents, was „Selbstsucht, Furcht und Haß der Königin von England eingeben konnten, in einem Punkte gefaßt, „melt denken: so scheint es noch immer nicht hinreichend, den schrecklichen Entschluß zu erklären, der eine so tief gefallene, in Gram und Leiden verzehrte Frau, eine Königin und ihre nächste Verwandtin dem Blutgerüste übergab.“

Hierbey kann der Geschichtschreiber stehen bleiben; denn sein Geschäft ist nur, darzustellen, was wirklich war; der Dichter muß weiter gehen, und uns nicht nur begreiflich, sondern auch anschaulich machen, wie es möglich, wie es nothwendig war. Denn in dem Reiche der Kunst darf der Zufall nicht walten. Durchsicht der Verstand nicht klar die Ursachen von der Verknüpfung der Ideen, welche die Einbildungskraft hervorbringt: so wird diese in ihren Bewegungen gehemmt, und die Täuschung unterbrochen.

Von welcher Seite soll der Dichter den Charakter der Elisabeth fassen, welche Reihe von Begebenheiten soll er herbeiführen, um die Lücken, welche die Geschichte läßt, auszufüllen? Dies sind die Schwierigkeiten, die sich dem Dichter der vorliegenden Tragödie entgegenstellten. Jetzt einige Bemerkungen über die Art, wie er sie bekämpft hat.

Erstens. Der Tag, an welchem Maria im Gefängnisse zuerst vor uns erscheint, ist der Jahrestag der Ermordung ihres Gemals. Gleich in der ersten Unterredung mit der Amme, die ihren Kummer aufheitern will, sagt sie (I. 4. S. 20.):

Ich erkenn' ihn.

Es ist der blutige Schatten König Darnleys,
Der schauernd aus dem Grabgewölbe steigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maafs erfüllet ist.

Und gleich darauf:

Der Jahrestag dieser unglücksel'gen That
Ist heute abermals zurückgekehrt,
Er ist's den ich mit Buß' und Fasten seyre.

Die Amme, um sie zu beruhigen, erinnert sie an Darnleys rohen Uebermuth, an seine Undankbarkeit gegen sie, die ihn aus dem Staube auf den Thron gehoben, an die schwere Beleidigung, die er ihr durch Rizio's Ermordung zugefügt. Sie erwähnt darauf des ruchlosen Bothwell, der mit Maria's Vorwissen den Königsmord verübte, und sagt (I. 14. S. 23.):

Ueber euch

Mit übermüth'gem Männervillen herrschte
Der Schreckliche, der euch durch Zaubervränke
Durch Höllenkünste das Gemüth verwirrend
Erhitzte.

Maria unterbricht sie:

Seine Künste waren keine andre
Als seine Männerkraft, und meine Schwachheit.

Die Amme geht weiter, und schildert mit schauderhafter Beredsamkeit die Reihe von Verbrechen, zu

denen Maria sich von Bothwell hinreißen ließ, bis zu dem letzten, ihrer schändlichen Vermählung mit ihm, um eben aus der Unnatürlichkeit dieser Missethaten begreiflich zu machen, daß Maria damals nicht sie selber war, sondern unter dem Einflusse feindseliger Dämonen stand. Sie setzt hinzu:

Der Leichtfinn nur ist euer Laster.

Ferner: Die Quelle von Maria's meisten Vergehungen war ihre Leidenschaftlichkeit in der Liebe. Der Dichter verfehlet nicht, uns die Strafbarkeit derselben in einem mildern Lichte zu zeigen, durch die Schilderungen ihrer Schönheit. Wie außerordentlich diese gewesen seyn müsse, selbst nachdem ein vieljähriger Gram an ihrer Blüthe genagt hatte, sehen wir gleich in der ersten Scene. Die Amme beklagt sich gegen Paulet den Hüter des Gefängnisses, daß man die Wohnung der Königin alles Schmuckes beraube, selbst des Spiegels. Er antwortet: (I. I. S. 8.)

So lang sie noch ihr eides Bild beschaut,

Hört sie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

So wie Maria durch ihre Schönheit dem Paulet ihrem Hüter furchtbar wird; so entzündet sie dadurch den Mortimer zu einer rasenden Liebe, die ihn in Wahnsinn und Verzweiflung stürzt, worin er sich selber den Tod giebt. (III. 6. IV. 4.) — So lernen wir alle Vergehungen Maria's kennen, aber zugleich, was ihre Schuld mindert, und wegen der Reue, womit sie dieselben büßt, wird sie eben durch ihre Vergehungen ein *ästhetisch-großes Gegenstand*. „Zun Erhabenen der Handlung, sagt Schiller, wird erfordert, daß das Leiden des Menschen das Werk „seines moralischen Charakters sey; dieß geschieht „entweder, wenn er aus Achtung für eine Pflicht das „Leiden wählt, oder wenn er eine übertrretene Pflicht „moralisch büßt. In dem ersten Falle erscheint der „Mensch als eine moralisch große Person, in dem „zweyten als ein *ästhetisch großer Gegenstand*.“

Aus dem Gesagten scheint zu erhellen, daß der Dichter die erste der angeführten Schwierigkeiten glücklich besiegt habe.

Zweytens. Der junge Mortimer, Paulets Nefse, zweyter Hüter des Gefängnisses, scheinbar der Elisabeth ergeben, im Herzen ein leidenschaftlicher Verehrer der Maria, in welcher er eine Heilige und eine Geliebte anbetet, ist von einer Reise durch Frankreich und Italien zurückgekehrt, während welcher er heimlich die katholische Religion angenommen hat. Als eine von den Ursachen seiner Bekehrung führt er folgendes an: (I. 6. S. 29.)

Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt,

Es haßt die Kirche, die mich auferzog.

Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,

Allein das körperlose Wort verehrend.

Wie wurde mir, als ich in's Innre nun

Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel

Herunterflieg, und der Gestalten Fülle

Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,

Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,

Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,

Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Graß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgefliegne
Dreyfalgigkeit, die leuchtende Verklärung!

Durch diese und ähnliche Schilderungen, vornehmlich durch die Abendmahlszene (V. 7.) stellt der Dichter die katholische Religion von ihrer schönen und edeln Seite dar, und macht den Eifer für dieselbe zu einem liebenswürdigen Zuge in Maria's Charakter; er geht noch weiter und macht ihn auch zu einem höchst achtungswürdigen. Denn eben die Religion, von welcher Elisabeth sagt: (III. 4. S. 131.)

Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord.

Eben die Religion, welche den Mortimer zu einer so wilden Wuth empört, daß er sagt: (III. 6. S. 141.)

Alle Trevel sind
Vergeben im voraus. Ich kann das Aergste
Begehen und ich wills.
Und müß' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen;

eben diese Religion vermag Maria's Sittlichkeit nicht zu verunreinigen, so innig und herzlich sie ihr auch ergeben ist, und so zeigt der Fanatismus ihren Charakter in einem Adel, in welchem er ohne denselben nicht erscheinen würde. Gleich in der ersten Unterredung mit der Amme sagt sie: (I. 4. S. 21.)

Frischblutend steigt die längst vergebne Schuld,
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten Rache forderndes Gespenst
Schickt keines Meddianers Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Und zu Melvil in der Beichte: (V. 7. S. 216.)

Den König meinen Gatten ließ ich morden,
Und dem Verführer schenke' ich Herz und Hand.
Streng büßte' ich's ab mit allen Kirchenstrafen.
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Und ferner betheuert sie ihm, daß sie nie einen Anschlag auf das Leben ihrer Gegnerin weder selber gemacht noch begünstigt habe, ungeachtet offenbar ist, daß nach den Grundsätzen der katholischen Kirche Elisabeth als eine Kronräuberin zu betrachten war, gegen welche allen alles frey stand. So verkläret sich Maria's Religiosität zu einer reinen Liebe des Ueberirdischen und Göttlichen, und der Widerstand, den sie durch diese gestärkt, den Leiden that, ist gewis ein moralischer.

Hieraus scheint hervorzugehen, daß der Dichter auch die zweyte der angeführten Schwierigkeiten siegreich bekämpft habe.

Drittens. Unglückliche, die sehr lange und viel gelitten haben, pflegen den Tod als eine Wohlthat anzusehn. Eben das aber, was den Unglücklichen gewöhnlich die Bitterkeiten des Todes vermindert, mußte für Maria die Bitterkeiten desselben verstärken. Je mehr sie gelitten hatte, desto

furchtbarer mußte für der Tod erscheinen, weil er ihr die noch immer unterhaltene Hoffnung plötzlich raubte, die Hoffnung, die verlorenen theuern Güter wieder zu erlangen, Freyheit, Ehre, Zepter, den lang entbehrten Anblick des Sohnes, des Reiches, der geweihten Kirche. Was sie bis dahin in ihren Drangsalen aufrecht erhalten hatte, die Aussicht auf künftige bessere Zeiten, war dahin. Das Elend ihres vergangenen Lebens, da es diesen Ausgang nahm, mußte ihr gräßlich scheinen, und das Andenken daran die Schauerhaftigkeit ihres Todes furchtbar vermehren. Um uns eine angemessene Vorstellung zu machen von dem was sie litt, und welcher Geistesstärke sie bedurfte, um der Verzweiflung nicht zum Raube zu werden, müssen wir ihr vergangenes Leben übersehen, dessen Wehe alles in ihre letzten Tage zusammenfloß. Wir erwarten von dem Dichter, daß er es uns vorüberführen werde; aber diese Erwartung wird getäuscht. Absichtlich verschweigt uns der Dichter einen großen Theil von Maria's Gram. Er theilt sie kinderlos dar; er erwähnt nirgend ihres Sohnes, nur einmal ihres Vaterlandes, er läßt uns also nicht Theil nehmen an dem Schmerze, der ihr mütterliches und königliches Herz zerreißen mußte, bey dem Gedanken, von beiden, von Kind und Reich auf eine so unerhörte Art für immer getrennt zu werden. Der Dichter gedenket auch vieler andern Unfälle ihres vergangenen Lebens nicht, oder legt sie doch dem Herzen nicht nahe genug, so daß die Tragödie von Maria's letzten Leiden weniger zu fühlen giebt, als die Geschichte davon erzählt, oder wenn auch nicht ausdrücklich erzählt, doch vermuthen läßt.

Wir glauben einzusehen, daß es vielleicht unmöglich war, die Darstellung alles dessen in eine Tragödie von gewöhnlicher Form aufzunehmen; aber eben deswegen scheint es, daß dieses Sujet wegen seiner Außerordentlichkeit auch eine außerordentliche Behandlung erfordern würde, eine tragische Darstellung nach griechischer Weise mit hinzugefügtem Chor. Hätte es dem Dichter gefallen, (und sein reicher Geist konnte ohne Zweifel Mittel finden, dieses auf eine zweckmäßige Art zu thun), hätte es dem Dichter gefallen, einen Chor einzuführen, welcher die Zwischenzeiten, in denen der Gang der Handlung stille steht, mit Gesängen über Maria's Schicksal ausfüllte, über das schreckliche Verhängniß, daß sie, obgleich Mutter, ihr Leben wie eine Kinderlose vertrauern; daß sie, obgleich so empfänglich für die geselligen Freuden, so viele Jahre in der Einsamkeit schmachten sollte; daß sie, obgleich höchst liebenswürdig, so sehr gehaßt würde; daß sie, obgleich Königin, entbehrte, was der letzte ihrer Knechte hatte, Freyheit; daß sie wegen ihrer Frömmigkeit in der Heimath verwünscht, und nur im Auslande gesegnet würde; daß sie in den Verwandten ihres Glaubens, Feinde ihres Reiches, in den Unterthanen und dem eigenen Sohne Feinde ihres Glaubens sähe; daß alle Plane zu ihrer Rettung scheitern; daß die unzähligen, die sich für sie aufopferten, ihr Verderben nur

befchleunigen mußten; daß das Zutrauen, mit dem sie einer Schwester in die Arme eilte, so gräßlich getäuscht werden, daß sie in der Wiege, gekrönt, und im Sarge, enthauptet, liegen sollte; hätte solch ein Chor, in sanften Klageliedern Maria's vielfaches Wehe dem Hörer in das Herz gefangen: dann könnten wir ihr nachempfinden, was sie empfand, da sie laut der Geschichte zu Melvil sagte: „Diese Welt ist so reich an Elend, daß ein Meer von Thränen nicht hinreicht, um es zu beweinen.“ Und sähen wir sie dann nach so unfäglichen Leiden, gestärkt durch ihren Glauben und ihre Frömmigkeit, über das letzte und schrecklichste glorreich triumphiren, über den Tod, der ihr plötzlich die Hoffnung raubte, nach so vielen Bitterkeiten noch einmal des Lebens Süßigkeit zu schmecken, über die Schmach, ihr königliches Haupt, das einst drey Kronen schmückten, und das noch jetzt in der Blüthe der Schönheit prangte, dem Beile des Henkers Preis zu geben — gewiß, hat je eine Tragödie die Leidenschaften *gereinigt*, diese hätte es gethan. „Fehlt es einer pathetischen „Darstellung“, sagt Schiller in der angeführten Aq., „handlung, an einem Ausdrucke der leidenden Natur: so ist sie ohne ästhetische Kraft; fehlt es ihr, an einem Ausdrucke der ethischen Anlage: so kann „sie bey aller stümlichen Kraft nie pathetisch seyn.“ — Aus dem Angeführten scheint diesen Grundsätzen gemäß zu folgen, daß Maria Stuart zwar nicht, weder ohne ästhetische Kraft, noch ohne ethische Würde ist; aber doch ohne die *gehörige*, ohne die dem Gegenstande *angemessene*, ohne die *erwartete* ästhetische Kraft und ethische Würde. Sagen wir nun dem zufolge, es schein uns, daß der Dichter die dritte der angegebenen Schwierigkeiten minder glücklich besiegt habe, als die beiden ersten: so thun wir dieses mit derjenigen Bescheidenheit und Ehrfurcht, die dem außerordentlichen Talente gebührt, und fügen hinzu, daß unser Meynung nach dies einer von den Fällen ist, in denen ein Dichter nur von seinen Pairs gerichtet werden kann.

Viertens. Die erste Aufgabe, welche der Dichter in der Darstellung der Königin Elisabeth aufzulösen hatte, war, zu zeigen, wie sie der Gewaltthätigkeit gegen die Maria sich schuldig machen konnte, ohne den in ihrer übrigen Regierung behaupteten Charakter einer gerechten Königin zu verleugnen. Elisabeth sagt (IV. 4. S. 187.)

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehast mein Leben lang, daß ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewalthat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
War ich tyrannisch, wie die spanische
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut versprützen!

*Doch war's denn meine, eigne freye Wahl
Gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freye Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend.*

Wir sehn aus diesem merkwürdigen Bekenntnisse, und aus dem, was sie gleich danach sagt:

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefochtenen Thron.
Mich zu vernichten streben alle Mächte
Des festen Landes. Unverföhnlich schleudert
Der römische Papst den Bannfluch auf mein Haupt.
Mit falschem Bruderkuß verüth mich Frankreich
Und offen, wüthenden Verfolgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So steh' ich kämpfend gegen eine Welt
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken.
Den Flecken meiner fürstlichen Geburt
Wodurch der eigne Vater mich geschänder
Umsonst bedeck' ich ihn. — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und stellt mir diese Stuart
Ein ewig drohendes Gespenst entgegen.
Nein diese Furcht soll endigen!
Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben!
— Sie ist die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet!
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten
Den Bräutigam raubt sie mir! *Maria Stuart*
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt;
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen;

wir, überzeugen uns durch diese Worte, daß die Quelle von Elisabeths gepriesener Gerechtigkeit unrein war, nicht Achtung für die Pflicht, sondern Sorge für ihre Sicherheit. Da nun diese jetzt eine Gewaltthätigkeit zu fordern schien, warum sollte sie sich derselben enthalten? Es ist also consequent, daß sie geneigt ist, das Todesurtheil, welches das Gericht der Zwey und vierzig über Maria ausgesprochen, obgleich sie es für ungerecht hält, zu bestätigen; es ist consequent, daß sie dem Burleigh, der ihr immer vorpricht von der Gefahr, welche Maria's Begnadigung für sie haben würde, ein williges, dem Talbot hingegen, der ihr immer von der Ungerechtigkeit der Vollziehung des Urtheils vorpricht, ein unwilliges Ohr leihet. — Dieses alles ist in der Darstellung vollkommen zweckmäfsig; doch ist diese Zweckmäfsigkeit vielleicht nicht anschaulich genug, weil der Hauptzug in Elisabeths Charakter in jenem Monologe sich nicht stark genug ausprägt.

(Der Beschluß folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 2. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *MARIA STUART*, ein Trauerspiel von Schiller etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Aufgabe war, zu zeigen, wie Elisabeth die Maria dem Blutgerüste übergeben konnte, ohne die natürlichen Gefühle einer Frau zu verleugnen. Zur Auflösung dieser Aufgabe dienet dem Dichter der Lord Lester. — Der Geschichte zufolge hatte nach des Königs Franz Tode Elisabeth selber diesen ihren Liebling der Maria zum Gemahl, man weiß nicht, ob im Ernste oder nur zum Scheine, und in welcher Absicht, angetragen. Was nach der Geschichte früher Elisabeth entworfen hatte, trägt der Dichter auf Lester über. Er zeigt sich als einen Mann von gränzenlosem Ehrgeize, der nach nichts Geringerem strebt, als mit einer von beider Königinnen den Thron zu theilen. So lange er hoffte, Elisabeths Hand zu gewinnen, fügt er sich in alle ihre Wünsche; und da er ihre geheimen Gesinnungen gegen die Maria kennt: so stimmt er im Gerichte für der Unglücklichen Tod. Jene Hoffnung aber verliert er. Der Geschichte zufolge unterhandelte Elisabeth eine Vermählung mit dem französischen Prinzen Franz, dem Bruder Heinrichs des dritten. Diese Unterhandlungen fallen in das J. 1576, als Franz noch Herzog von Alençon war. Der Dichter verlegt diese Unterhandlung in Maria's Todesjahr, obgleich damals Franz nicht mehr lebte. In der zweyten Scene des zweyten Actes treten der Graf Aubespine, französischer Gesandter am englischen Hofe, und der Graf Bellievre, außerordentlicher Botschafter des Herzogs von Anjou auf, um von der Königin das feyerliche Jawort zu vernehmen. Ihrem zweydeutigen Charakter getreu, weigert sie sich zwar dieses in bestimmten Ausdrücken zu geben, doch äußert sie sich so, daß es wenigstens wahrscheinlich wird, sie denke ernstlich an die Vermählung. Nun wendet Lester seine Blicke wieder auf die Maria, und macht Anschläge, sie zu retten. Hiezu treibt ihn aufser dem Ehrgeize, ihren Thron zu theilen, auch das Verlangen, ihr Herz zu besitzen. Die längst erstorbene Liebe zu ihr erwacht plötzlich wieder in ihm bey Erblickung ihres Bildnisses, das sie ihm durch Mortimer überschiekt. Obgleich er im Gerichte für ihren Tod gestimmt hat: so stimmt er nun im Staatsrathe für ihre Begnadigung. Er geht weiter und beredet die Elisabeth zu einer persönlichen Zusammenkunft mit der Maria, weil er

mit Burleigh glaubt, daß nach einer solchen Zusammenkunft das Urtheil nicht könne vollzogen werden. Sie nimmt aber ein unglückliches Ende, und schließt mit folgenden Worten der von Elisabeth auf das bitterste gekränkten Maria (III. 4. S. 135.)

Ich habe

Ertragen, was ein Mensch ertragen kann,
Fahr hin lammerzige Gelassenheit,
Zum Himmel siehe leidende Geduld!
Sprang endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle lang verhaltnen Groll! —
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil.

Und gleich darauf:

Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen. —
Regierte Recht: so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.

Kurz nach dieser Unterredung wird Elisabeth muthelmörderisch angefallen. Bey der Untersuchung dieses Verbrechens findet sich, daß die französischen Gefandten es begünstigt (ihnen wird befohlen, auf der Stelle das Königreich zu räumen), es findet sich, daß Mortimer, auf den Elisabeth ihr ganzes Vertrauen gesetzt, Anstalten zu einer gewaltsamen Befreyung Maria's gemacht hat; es findet sich, daß selbst Lester mit dieser im Einverständniß ist. Die Königin verbannt ihn aus ihren Augen, doch gelingt es seiner siegenden Beredsamkeit, sich zu rechtfertigen; und da die Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen sind, und sich ihm von neuem die alte Hoffnung öffnet: so dringt er nun auf die Vollziehung des Urtheils. Die Königin, nachdem sie ihre Minister entlassen, geht mit sich selber zu Rathe, der Monolog, den sie hält, endet nach folgenden schon vorher angeführten Versen:

Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben!
Sie ist die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräutigam raubt sie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt!
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.

Mit dieser furchtbaren Drohung:

Mit welchem Hohn sie auf mich niederfah,
 Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen!
 Ohnmächtige! Ich führe besre Waffen,
 Sie treffen tödlich und du bist nicht mehr!
 Ein Bastard-bin ich dir? — Unglückliche!
 Ich bin es nur, so lang du lebst und athmest,
 Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
 Er ist geiligt, so bald ich dich vertilge,
 So bald den Britten keine Wahl mehr bleibt,
 Bin ich im ächten Ehebett geboren.

In der Aufwallung dieser heftigen Leidenschaft unterschreibt sie das Todesurtheil. Diese Darstellung hat unserer Meynung nach die vollkommenste und anschaulichste Zweckmäßigkeit. Denn Elisabeth tödtet die Maria nicht nur als eine durch sie in ihrer Hoheit bedrohte Königin, sondern auch als eine von ihr persönlich beleidigte, in ihrer Weiblichkeit in den Angelegenheiten ihrer Liebe zwiefach auf das tiefste verletzte Frau. — Weit weniger psychologische Wahrheit hat die Erzählung der Geschichte, welcher zufolge Elisabeth das Todesurtheil scherzend unterschrieb, und dies durch nichts beschönigen konnte, als durch eine ungegründete Sorge für ihre Sicherheit.

Die dritte Aufgabe für den Dichter war, zu zeigen, wie Elisabeth sich nahm, um nach begangener Ungerechtigkeit den Schein derselben zu vermeiden, und ihren Ruf zu retten. Sie übergiebt (IV. II.) das Todesurtheil dem Staatssecretär Davison, ohne in bestimmten Ausdrücken zu befehlen, daß es vollzogen werde. Auf wiederholte dringende Anfragen erhält dieser keine andere Antwort, als den Blutbefehl auf seine Gefahr entweder in den Händen zu behalten, oder aus den Händen zu geben. Die Königin verläßt ihn. Er bleibt zweifelnd und rathlos zurück, als Burleigh kommt, ihm das verhängnisvolle Blatt entreißt, und seinem Inhalte gemäß den folgenden Tag vollziehen läßt. Um zu begreifen, wie eine so hellsehende Frau als Elisabeth zu einer so verkehrten Maafsregel ihre Zuflucht nehmen konnte, muß man voraussetzen, daß sie sich während der Unterredung mit Davison in einer aus heftiger Leidenschaft entstandenen Geistesverwirrung befand. Liefse sich nur ihr nachheriges Verhalten auf gleiche Weise erklären! — In der dreyzehnten Scene des fünften Actes erscheint Shrewsbury, und berichtet der Königin, er habe sich nach dem Tower begeben, um die beiden Schreiber der Maria, deren Zeugniß der einzige Rechtsgrund ihrer Verdammung war, noch einmal zu vernehmen; der eine von diesen, Kurl, nachdem er die Verurtheilung seiner Königin vernommen, sey in Wahnsinn gefallen, und habe mit der Wuth eines Verzweifelten sich und seinen Gefellen als falsche Zeugen angeklagt. Elisabeth fodert darauf von Davison den Blutbefehl zurück, den sie ihm in Verwahrung gegeben. Als dieser in der größten Bestürzung antwortet, er befände sich schon seit gestern in den Händen der Commissarien, und als

Burleigh darauf triumphirend ankündigt, er sey vollzogen, geräth sie scheinbar in Zorn, verbannt diesen aus ihrer Nähe, und befiehlt, jenen als einen, der freventlich seine Vollmacht überschritten, auf Leib und Leben zu verklagen. Wie wenig sie hierdurch erreicht, was sie beabsichtigt, sieht sie an Shrewsbury, welcher aus Abscheu über ihre Ungerechtigkeit und Heuchelei auf der Stelle sein Amt niederlegt. In der That zeigt sich, unserer Meynung nach Elisabeth in diesem Gaukelspiele eben so thöricht, bey dem Dichter, als bey den Geschichtschreibern.

Wir können diesen Theil unserer Analyse nicht verlassen, ohne noch drey Bemerkungen hinzuzufügen. Die eine betrifft den Burleigh. Dieser ist unter Elisabeths Ministern Maria's heftigster Widerfacher, man weiß nicht warum. Was er immer im Munde führt, daß, so lange Maria lebe, der Thron und die Kirche Englands in Gefahr sey, erklärt zwar hinreichend was er thut, aber nicht die Leidenschaftlichkeit, mit der es thut. Evidenter ist hierin die Geschichte, welcher zufolge Elisabeths Minister den Tod der Königin von Schottland gewaltsam zu beschleunigen suchten, aus Furcht, sie möchte die Elisabeth überleben, den englischen Thron bestiegen, und an ihnen die verdiente Rache nehmen. Die andere Bemerkung betrifft den Davison. Wie soll man nach den Gefinnungen, die er in der erwähnten Unterredung zu erkennen giebt, erklären, daß er sich durch Burleigh den Blutbefehl entreißen läßt, und von dem Augenblicke an, wo das geschieht, bis zum folgenden Tage nichts thut, um die Vollziehung desselben ohne ausdrückliche Genehmigung der Königin zu vereiteln? Ganz begreiflich würde dies alles seyn, wenn Davison bey Marias Tode persönlich interessiert wäre.

Die dritte Bemerkung betrifft die Elisabeth. In der letzten Scene des ersten Actes giebt sie durch Burleigh dem Pualet versteckt den Auftrag, seine Gefangene heimlich umzubringen; und da Pualet diesen Auftrag als entehrend mit Abscheu von sich weist, giebt sie selber ihn von neuem dem Mortimer (II. 5. S. 89.). Allein vor den Begebenheiten des dritten Actes hatte sie noch nicht hinreichende Ursachen, ihre Gegnerin zu tödten, und jene meuchelmörderischen Anschläge zeigen sie in einer unweiblichen und empörenden Abscheulichkeit.

Ist das bisher Gesagte richtig: so scheint zu erhellen, daß der Dichter die letzte der angegebenen Schwierigkeiten zwar größtentheils, aber nicht ganz besiegt habe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sey es uns erlaubt, einiges hinzuzusetzen über einzelne Schönheiten, an denen diese Tragödie so reich ist.

Von der dem Dichter eigenen Kunst im Gebrauche des Reims an Stellen, wo die Empfindung sich hebt, und starke Leidenschaft spricht, hat er auch in dieser Tragödie die glücklichste Anwendung gemacht. Wir haben über die Ursachen nachgedacht, warum

in solchen Fällen der Reim die Darstellung verschönere, und wir glauben, sie gefunden zu haben.

Der Reim in einem reinlosen Gedichte überrascht; die Ueberraschung spannt die Aufmerksamkeit, und erregt Erwartungen, die den Hörer für den Inhalt empfänglicher machen. Ferner! Die sich reimenden Zeilen setzet der Gleichlaut am Ende in eine Harmonie, welche macht, daß bey dem Anhören der zweyten Reimzeile die erste wieder anklingt, und die schon einmal erregten Gefühle von neuem erregt. Hierdurch wird die Ideenfülle erhöht, das erste Element des Schönen. Endlich! In dem Reime offenbart sich sehr anschaulich eine Zweckmäßigkeit, welche desto mehr Wohlgefallen erweckt, je heftiger jene tobt. Denn das ist der Triumph der Kunst, alles zu begränzen und zu binden, und der Bewegung jeglicher Kraft, Maafs, Ziel und Schranke zu setzen, und dann am meisten, wenn diese Bewegung am heftigsten ist. Zur Bestätigung des Gefagten führen wir einige Stellen, an aus dem Dithyrambus, in welchem Maria das Gefühl der Freyheit ergießt, welches sie ergreift, als sie nach langer Zeit zum erstenmale aus dem Gefängnisse in den daran stossenden Park entlassen wird. (III. 1. S. 116.)

Lass mich der neuen Freyheit genießen,
Lass mich ein Kind seyn, sey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängnis entfliegen?
Hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft?
Lass mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freye, die himmlische Luft.

Und etwas weiter hin:

Dort wo die grauen Nebelberge ragen
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach ich habe keinen andern Gefandten!
Frey in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Ueber das Mechanische dieser Poesie ist noch zu bemerken, daß an dem Wohlgefälligen desselben außer dem Reime auch der Wechsel der Sylbenfüße Antheil hat. Dieser giebt der Bewegung des Verses eine scheinbare Regellosigkeit; und diese Regellosigkeit, welche den Ungeßüm des Affectes hörbar macht, bildet einen vortreflichen Contrast mit dem Reime, der den Ausdruck des Affectes im geordneten Tacte mächtig hält.

„Bey allem Pathos, sagt Schiller in der angeführten Abhandlung, muß der Sinn durch Leiden, und der Geist durch Freyheit interessirt seyn.“ — Wendet man diesen Grundatz auf die Unterredung zwischen beiden Königinnen an: so entsteht die Frage,

ob Maria's Widerstand gegen die Elisabeth, da er von Leidenschaft ausgeht, ein moralischer ist. Allerdings. Nur ein freyes und edles Gemüth konnte unter diesen Umständen dem Zorne Raum geben. Dem gemeinen und knechtischen hätte die Furcht den Mund verschlossen. Maria hatte zu wählen zwischen der Schmach, von einer stolzen Nebenbuhlerin ungestruft gekränkt zu werden, und zwischen der Gefahr, ihren tödtlichen Haß zu erregen. Sie zog dieses vor, und offenbart darin den Adel und den Freymuth ihrer Gesinnung, den sie schön so ausdrückt: (III. 5. S. 137.)

Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod in Herzen!
O! wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergelasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust!

Noch müssen wir aus jener Unterredung zweyer Zeige erwählen, die merkwürdig sind, wegen des genau wahren Ausdrucks der Leidenschaft. Eben da der entscheidende Augenblick naht, in welchem Maria die Elisabeth sehen soll, sagt sie zu Shrewsbury. (III. 3. S. 122.):

Ich habe drauf gharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir
Gefagt, und ins Gedächtniß eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte, und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.

Ferner: In der oben angeführten Stelle unterbricht Shrewsbury Marias zornige Rede, und sagt, sich zur Elisabeth wendend:

O! sie ist außer sich!

Verzeih der Rasenden, der schwer Gereizten!

Dieser Zusatz: *der schwer Gereizten*, ist gewiss sehr charakteristisch in dem Munde eines Mannes, der sich der Maria immer so edelmüthig angenommen hatte.

Die Scene (III. 6.) in welcher Mortimer der Maria seine Liebe bekennt in Ausdrücken, welche nur eine durch Sinnenreiz bis zur Wuth empörte Leidenschaft eingeben kann, nehmen wir gegen die Meynung vieler in Schutz, erstlich, weil sie, wie oben gezeigt ist, in die Organization des Ganzen eingreift; ferner, weil sie in Niemanden, der Sinn für Darstellung hat, die Phantasiestärke verunreinigen und in eine unkünstlerische Stimmung versetzen kann, endlich, weil sie der Maria Gelegenheit giebt, in wenigen Worten das Eigenthümliche ihres Verhängnisses darzustellen. Sie sagt:

Furchtbares Schicksal, grimmig schleuderst du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu!
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Vereint sich Haß und Liebe, mich zu schrecken?

In der Unterredung (IV. 6.) zwischen Elisabeth, Burleigh und Lester bedient sich dieser gegen jenen

beschimpfender Ausdrücke. Er nennt ihn *frech*, er nennt ihn einen *Plauderer*, einen *Schwätzer*, einen *Ueberlästigen*. Die Weltleute tadeln dies und sagen, es sey gegen den schuldigen Respect, daß zwey vornehme Herrn in Gegenwart der Königin solche Worte mit einander wechselten. Es ist möglich, daß die Weltleute darin Recht haben, aber eben so gewiß ist, daß die Natur sich nicht nach den Hoffitten bequemt; der Natur aber ist es gemäß, daß zwey ehrgeizige Männer, die sich tödtlich hassen, unter solchen Umständen eine solche Sprache zu einander führen.

Das Schickliche in der Kunst ist ganz verschieden vom Schicklichen im Leben. Alles nicht Ekelhafte und Abscheuliche, alles, was weder dem Interesse der Sinnlichkeit, noch dem Interesse der Vernunft geradezu widerstreitet, alles, was weder durch zu starken Reiz noch durch zu starke Rührung die Bewegungen der Phantasie in ihrem freyen Spiele gewaltfam hemmt, — alles dieses ist, wenn es anschauliche Zweckmäßigkeit hat, *poetisch glücklich*. Hiernach muß man auch die Unterredung beider Königinnen beurtheilen. Daran, daß diese einander mit so weniger Schonung die Vergehungen in der Liebe vorwerfen, kann nur der Ankofs nehmen, der durch das französische Drama zu einer unkünstlerischen *Decens* verwöhnet worden, — Göthe läßt einmal den Tasso sagen:

Frey will ich seyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein!

Derselbe Dichter preist seine Muse dafür:

Daß des Lebens bedingender Drang nicht
den Menschen (in ihm) verändert.

Ohne Zweifel will er hiedurch andeuten, daß der Künstler zwar in der Wirklichkeit sich dem Herkommen fügen müsse, in seinen Darstellungen aber keine Rücksicht darauf nehmen dürfe.

Die Abendmahlszene (V. 7. S. 219.) wird verschieden beurtheilt. Einige halten sie für unpoetisch; andere für irreligiös. Wir halten sie weder für das eine, noch für das andre. — Die christliche Vorstellung, nach welcher das Abendmahl innige Vereinigung des Menschen mit der Gottheit verinnlicht, ist wahrhaft religiös! denn sie ist in den sittlichen Anlagen des Menschen gegründet. Das Eigenthümliche der Seelenstimmung, worein der Christ durch den Genuß des Abendmahls versetzt wird, besteht darin, daß er das Ueberfinnliche mit dem *Gefühle* ergreift. Ohne mit dem Christen den Glauben zu theilen, kann jeder moralischgesinnte mit ihm die Andacht theilen. Diese andächtige Stimmung aber ist durchaus künstlerisch: denn wie wir oben gesehen haben, ist ja der Zweck aller Kunst *Darstellung des Ueberfinnlichen*. Alles wahrhaft Heilige ist wahrhaft schön.

So wenig jene Scene als unpoetisch erscheinet, eben so wenig ist sie irreligiös. Denn wie kann es

irreligiös seyn, die beseligende Kraft des Glaubens an das Ueberfinnliche in einem Kunstwerke darzustellen? —

Auf der andern Seite aber, da das Publicum, welches die Theater am häufigsten besucht, des reinen Kunstsinnes am meisten ermangelt; da es im Schauspiele größtentheils nichts sucht und findet, als niedrigen Zeitvertreib: so läßt sich denken, daß die Obrigkeit, welche Aufsicht über die öffentlichen Vergnügen führt, die Darstellung jener Scene auf der Bühne bedenklich findet, um nicht das Heilige für den großen Haufen zum Spielwerke zu machen. — Dieses aber gereicht nicht dem Dichter, sondern nur dem Publicum zum Vorwurfe.

Elisabeth hat dem Lesther befohlen, der Hinrichtung der Maria beyzuwohnen, um sich von dem Verdachte, der auf ihm lastete, zu befreien. Er erscheint (V. 8.) mit Burleigh, um sie zum Blutgerüste zu begleiten. Maria wird ihn erst spät gewahr, und sagt zu ihm (V. 9. S. 224.):

Ihr haltet Wort Graf Lesther — Ihr verspracht
Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt.

Darauf bekennt sie ihm ihre Liebe und setzt hinzu:

Lebt wohl, und wenn ihr könnt: so lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwey Königinnen,
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verschmäh't,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.

Durch diese Worte auf das tiefste erschüttert, bleibt Lesther allein zurück. Mehr als einmal versucht er es ihr zu folgen, aber er vermag es nicht. Er sagt:

Umsonst! umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
Kann sie nicht sterben sehn — Horch! Was war das?
Sie sind schon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet sich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!
Wie? fesselt mich ein Gott an diesen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuschauen graut?

Davon, daß Lesther der Maria nicht folgt, wird jedem die psychologische Ursache einleuchten. Weniger einleuchtend ist es vielleicht Manchen, warum er nicht flieht, sondern zu seiner eigenen Marter anhört, was ihm *anzuschauen* graut. — Allein es ist in der Natur, daß bey einer heftigen Seelenangst der Mensch nichts so sehr scheuet, als zu sich selber zu kommen; er will das Gräßliche lieber in der Empfindung als in der Vorstellung haben, lieber gegenwärtig in den Sinnen, als abwesend in der Phantasie. Daher ist es auch vollkommen zweckmäßig, daß Lesther, als er den verhängnisvollen Streich fallen hört, sinnlos niederstürzt. Geschehe dieses nicht: so müßte er sich selbst tödten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen Laccépède, Membre de l'Institut national et Professeur au Muséum d'Histoire naturelle. Tome I. 1798. Tome II. 1800. Tome III. 1801. in 4. Der erste Theil mit 25, der zweyte mit 20, der dritte mit 34 Kupferplatten. (Jeder Theil ungefähr 7 Rthlr.)

Sowohl die Manier des Vf. als die von ihm gemachte neue Eintheilung der Fische werden manche unsrer Leser schon aus der deutschen Uebersetzung dieses Werks und aus den der Naturgeschichte besonders gewidmeten Zeitschriften kennen. Um also dieser Anzeige den Werth der Neuheit zu erhalten, wird sie sich allein auf einen Auszug und auf die Schätzung des Inhalts vom dritten und neuesten Bande einschränken; um so mehr, weil dadurch Rec. mehr Platz für die Erinnerungen gewinnt, welche er über die hier mitgetheilten Entdeckungen und Meynungen des Vf. zu machen, durch ein vielmehrjähriges Studium der Fischkunde veranlaßt ward, und welche vielleicht noch dem Uebersetzer zur Berichtigung mancher Stelle dienen oder ihm auf die Spur bringen können, wenn es ihm anders darum zu thun ist, dem deutschen Publikum die Arbeit des Franzosen nutzbarer zu machen, als der Vf. selbst es vermochte. Dieser scheint für die eigentliche Naturbeschreibung weder die gehörige Geduld noch eigentlich Sinn oder Talent zu haben. Sein Blick scheint durchaus mehr auf das Große und Ganze der tierischen Schöpfung als auf das kleinliche und zerstreute Detail der Gattungen und Arten gerichtet gewesen zu seyn. Zu dieser Ansicht der lebendigen Natur paßt auch der Ausdruck und die Sprache des Vf., welche viele Gegenstände in großen Massen faßt, mit starken Farben gleichsam perspectivisch sie darstellt, vorzüglich die Einbildungskraft der Leser durch einen steten Wechsel der glänzendsten Bilder anspricht, auch oft ihre Beartheilung durch Exclamationen und Allgemeinsätze überrascht oder täuscht. Den bestimmten, den dem zu beschreibenden Körper oder Sache eigenthümlichen Ausdruck, welcher so deutlich den ruhigen und bedächtigen Forscher bezeichnet, und allein zum Unterrichte taugt, vermißt man überall. Dagegen zeigt sich durchaus eine Begierde, nicht allein durch die prächtvolle Darstellung der abgehandelten Gegenstände zu glänzen, sondern auch dies Werk über die Naturgeschichte der Fische durch die Anzahl von neuen

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Gattungen und Arten auszuzeichnen. Die größte Unterstützung fand der Vf. in den Commerfon'schen Handschriften und Zeichnungen, welche ihm Büffon ehemals überliefert hatte. Aber ob dasjenige, was Commerfon zu seiner Zeit für neu hielt und was damals wirklich neu war, noch jetzt nach so vielen Jahren, nachdem so viele Gelehrte aus allen Gegenden und Ländern von Europa dieselben Meere und Länder besucht und die natürlichen Erzeugnisse derselben beschrieben und abgebildet haben, denselben Werth der Neuheit hat, oder ob andere eben den Gegenstand von einer andern Seite gesehen und anders dargestellt haben, darum hat er sich nicht im geringsten bekümmert; sondern ihm ist die Gmelin'sche Ausgabe des Linné'schen Natursystems, die Uebersetzung des Bloch'schen Fischwerks und die Arbeit von Daubenton und Bonnaterre über denselben Gegenstand in der *Encyclopedie methodique* und im *Tableau encyclopedique et methodique* das vollständigste Magazin, aus welchem er seine Beschreibungen ausstattet, und der sicherste und einzige Maasstab, nach welchem er die fremden Entdeckungen beurtheilt. Man wird also, ungeachtet der vielen neuen von Commerfon gelieferten Arten und Gattungen, wenn man dieses Werk mit dem Bloch'schen *Systema Ichthyologiae tabulis CX illustratum* vergleicht, wo alle neue Entdeckungen sorgfältig gesammelt und verglichen sind, es dennoch äußerst dürftig und mager finden, und dagegen dem Eifer und Fleiße des Deutschen, der sein eignes Vermögen und seine halbe Lebenszeit auf das Studium der Fische verwandte, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen! Doch Rec. wendet sich zur Anzeige des Inhalts selbst. Den schönen, schnellen, für die Schiffahrenden sowohl als für die Küstenbewohner nutzbaren Thunfisch hat er unter dem Namen *Le Scombre Thon* 118. 616. höchst unvollständig und so gut als gar nicht beschrieben, dagegen dessen Fang desto umständlicher erzählt. Dafs er sich die Mühe nicht genommen habe, neben dem Bloch'schen Werke noch die Quellen selbst zu vergleichen, erhellet auch daraus, dafs er die Anzahl der Flossenstrahlen gerade so wie Bloch, und besonders die der sehr langen Brustflosse zu 22 angegeben hat, da doch alle übrige Schriftsteller, welche den Fisch lebendig untersucht hatten, 32 bis 34 angeben. Den Fehler hat leider das kürzlich bekannt gewordne Bloch'sche *Systema Ichthyologiae* wiederholt. Die Synonymie hat Laccépède zwar vollständiger gemacht, aber dies heifst bey ihm eigentlich nur so viel, er hat aus der Gmelin'schen Ausgabe des Natursystems mehrere Citata abgeschrieben

hingefetzt als Bloch: aber leider sind es fast immer solche, welche gar nicht zum Fische gehören; (weswegen Bloch sie auch weggelassen hat) damit man aber nicht fogleich die Täufchung erkennen möge, so sind die Citata verstümmelt worden. Z. B. hier: *Scomber pinnulis utrinque 9 dorso dipterygio etc. Gronov. Zooph. 305.* Hätte er aus Gmelins Ausgabe noch hinzugefügt *spina duplici ad anum*, so hätte man fogleich gesehn, dafs die Stelle nicht auf diesen Fische selbst in der so kurzen Beschreibung des Vf. passte. Er unterscheidet daran den Fische, welcher hier unter dem Namen *Germon* aus Commerfons Handschriften sehr genau beschrieben wird 3 S. 1 — 8 blofs durch die ganze Gröfse des Fisches und durch die längern Brustflofsen, welche über den After hinausreichen. Auser diesen Kennzeichen, das aber aus Abbildungen von todtten Fischen, welche in Weingeist aufbewahrt und meistens an den zärtlern Theilen der Flofsen beschädigt worden sind, nicht erkannt noch beurtheilt werden kann, findet Rec. kein anderes angegeben, welches nicht auf *Scomber thynnus* L. passte. Nur in der Beschreibung des Vf. findet er ein paar Stellen, deren Sinn er errathen mußte. Z. B. 2. Folgt auf die Beschreibung der Nase: *chaque commissure marquée par une prolongation triangulaire de la machoire supérieure*, welches vermuthlich von den Mundwinkeln zu verstehn ist. Denn auf das vorhergehende *l'ouverture de chaque narine réduite à une sorte de fente* weifs Rec. es nicht zu deuten. Den Nutzen der am Schwanze in einen vorstehenden häutigen Anhang verlängerten Seitenliniewünschte er ebenfalls genauer bestimmt zu sehn, als es in den Worten *qui ne contribue pas peu à la rapidité avec laquelle le germon s'élance au milieu ou à la surface des eaux.* Von den vorigen beiden Fischen unterscheidet Lac. mit Bonnaterra den Fische, welchen Cetti unter dem Namen *Alelunga* und *Alalunga* (3 B. S. 198 der deutsch. Uebers.) sehr kurz beschrieben, und blofs durch die geringere Gröfse des Körpers, so wie durch die 7 Afterflofsen (*pinnulas*) und die sehr langen, bis an die zweyte Rückenflofse reichenden Brustflofsen unterschieden hat. Hier so wie bey Bonnaterra heifst der Fische *Alarunga*, und darauf wird die Zeichnung bey Plümier unter dem Namen *thynnus oceanicus vulgo germon* gedeutet, welche Bloch zu *S. thynnus* L. gezogen hat. Dieselbe Zeichnung des Plümiers sammt der Zergliederung der innern Theile hat Gautier copiert. Bey Dü Hamel Partie II. Sect. 7 p. 205 werden *Alilanghi* als sicilianische Arten von Thunfischen angeführt. Rec. hält alle 3 Fische für einerley und glaubt, dafs mit zunehmendem Alter und Gröfse des Fisches die früher ausgewachsenen Brustflofsen nothwendigerweise kürzer erscheinen müssen; welcher Fall bey den vordern Flofsfüfsen der *Tesudo coriacea* L. ebenfalls eintritt, wenn das Thier ausgewachsen ist. Auf diesen Artikel, fast den vollständigsten im ganzen dritten Bande, folgt *Le Scombre Thazard* nach Commerfons genau beschrieben; die erwähnte Abbildung fehlt in des Rec. Exemplar. Von Blochs *Sar-*

da unterscheidet sie sich vorzüglich durch den Mangel der farbigen Querstreifen am Rücken, die geringere Anzahl der Flofsenstrahlen und die lange Stütze über der Bauchflofse. Vermuthlich ist es ein Druckfehler, wenn es S. 12 heifst *entre les nageoires thoraciques se montre un carillage ziphoide ou en forme de lame aussi long que ces nageoires, et sous lequel l'animal peut les plier et les cacher en partie*, und soll vielmehr *au dessus des nageoires* heifsen, wie schon das folgende *sous* vermuthen läfst. Unter dem Namen von *Sc. Bonite* wird *Sc. pelamys* L. hier nach Commerfons vollständig beschrieben und *Planche 20 f. 2* des 2ten Bandes abgebildet. *Le Scombre chinois* S. 23 wird nach einer finefischen Zeichnung höchst unvollständig beschrieben, und verdiente kaum erwähnt zu werden. *Scomber Scomber* L. wird nach fremden Beobachtungen unvollständig beschrieben. Der Vf. will auf diese Art den *Colias* der Alten und des Cetti, oder vielmehr den *Coguoil* des Rondelet deuten. Die Wanderungen des Fisches werden nach Bloch und Noel geläugnet, und nach einer Beobachtung des Viceadmiral Pleville le Peley bemerkt, dafs die Makrelen den Winter über in den kleinen Meerbusen an den Küsten von Grönland, Terre-neuve und Hudsons-bay sich in dem schlammigen Boden so tief eingraben und verdecken, dafs nur der Schwanz vertikal hervorragt. Die Bemerkung selbst ist schon alt, aber die Umstände waren nicht so genau bekannt. Bey Gelegenheit wird eine Erzählung des Hu. Charvet eingeschaltet, welcher auf Guadeloupe einen Fische bemerkt hat, der aus einer Spalte vor und zwischen der getheilten Rückenflofse bey der Berührung mit der Hand einen lackrothen Saft von sich spritzte. Aber die Gattung und Art des Fisches vermag der Vf. nach der aus der Erinnerung gezeichneten Figur nicht zu bestimmen. Die Gattung *Scombeoide* unterscheidet sich durch die einzige Rückenflofse und die vor ihr stehenden Stacheln. Die erste Art *Sc. Noel*, nach einem trockenen Exemplar beschrieben, hat oben 10, unten 14 Büschelflofsen und 7 gekrümmte Stacheln: die zweyte *Sc. Commerfonsii* 12 Büschelflofsen oben und unten, und 6 Stacheln: die dritte *Sc. Sautour*, oben 7 unten 8 Büschelflofsen und 4 Stacheln. Alle drey haben noch vor der Afterflofse 2 Stacheln, welche bey der letzten durch eine Haut vereinigt sind, so wie auch die Rückenstacheln einen dreyeckigen Hautansatz haben. Die erste hat 6 kleine Querstreifen, die zweyte 8 rundliche Flecke am Rücken. Diese ist nach Commerfons Pl. 20 f. 3 abgebildet, aber sehr unvollständig beschrieben. Zwar sollen alle 3 noch unbeschrieben seyn: aber Rec. hält die zweyte für *Scomber Forsteri* No. 15 des Blochischen Systems, wo er mit 4 andern die zweyte Abtheilung *Pinnulis spurvis, pinna ani gemina prima bispinosa* ausmacht. Die dritte ist ganz offenbar die von Bloch tab. 335 abgebildete Art *Sc. saliens*, welche er aus Plümiers Handschrift genommen hat, so wie Lacepède, nur dafs bey des Vf. Zeichnung weiter keine Nachricht sich befunden zu haben scheint. Die Gattung *Ca-*

Caranx von 14 Arten unterscheidet der Vf. durch 2 Flossen am Rücken, den Mangel der Büschelflossen, die Seitenerhebung am Schwanz oder 2 verbundene Stacheln vor der Afterflosse; davon hat die erste Abtheilung (*Sousgenre*) keine einzelne Stacheln zwischen den Rückenflossen; die zweyte aber hat dergleichen. Den Namen *Caranx* hat Commerfon gegeben; die Ableitung des Vf. vom griechischen *καράξ* ist lächerlich. Das Wort ist nach *Carangue* gemacht. Die wenigsten sind neu oder vom Vf. selbst beobachtet. *Caranx Daubenton* nach einer Zeichnung von Plümier sehr unvollkommen beschrieben ist ohne allen Zweifel *Scomber Plumierii* bey Bloch tab. 344 nach dem Original des Plümier gezeichnet. Eben so ist *C. Carangue* aus Plümier sehr kurz beschrieben Blochs *Scomber Carangus* tab. 340, wobey eine Anmerkung im *Systema* S. 28 zu beherzigen ist. *Scomber falcatus* L. ist hier unter einer neuen Gattung als *Trachinotus falcatus* einzeln aufgestellt. Die Gattung *Caranx* enthält *Sc. pelagicus* L. und *Caranx Plumieri* Pl. 2. f. r. den Rec. im Blochischen Werke nicht finden konnte. Die Gattung *Caesio* enthält *C. Azuror* und *Centrogaster equula* L. Die Merkmale sind bey der ersten nach Commerfon beschriebnen Art die himmelblaue Farbe des Körpers (daher der Name *Caesius*) am Rücken, die Silberfarbe am Bauche, der goldfarbige Streif längst der Seitenlinie, der schwarze Fleck am Grunde der Brustflosse, die sehr lange braune Rückenflosse, die sehr tief ausgechnittene Schwanzflosse, die braune mit Roth gefäumte Schwanzflosse, die rothe Afterflosse, die spitzige Schnauze, die großen cyförmigen Augen, die unmerklichen Zähne; diese alle zusammen geben noch gar nicht einmal einen Thunfisch oder einen Verwandten zu erkennen: die zuletzt gesetzten zwey, als die obere Lippe, welche sich weit hervorziehen läßt und der zweyblättrige, auf der hintern Seite dreyeckig zugespitzte, mit kleinen Schuppen bedeckte Kiemendeckel samt der fünften Halbkieme inwendig am Deckel befestiget, lassen den Rec. gar nicht zweifeln, daß dieser Fisch gar keine Aehnlichkeit mit den Thunfischen habe. Deswegen mag ihn Commerfon auch durch einen neuen Namen bezeichnet haben. Schade, daß keine Abbildung davon gegeben worden ist, in welcher man aus dem Habitus etwas besser die Gattung errathen möchte. Wie damit der Vf. den von Forskål beschriebnen Fisch zusammenstellen konnte, bleibt dem Rec. ein Geheimniß; und scheint ihm, wie mehrere Stellen des Buchs, auf eine durch die Revolution in Frankreich herbey geführte Veränderung in der Logik, so wie in der Taktik zu deuten, welcher der schwerfällige Deutsche nicht folgen kann. Nicht einmal der allgemeine Charakter des letztern Fisches, der zusammengedrückte cyförmige Körper, ist angegeben; aber freylich dieser allein schon hätte alle Aehnlichkeit mit den Thunfischen verdächtig gemacht. Wo bleiben denn nun aber die vom Vf. angegebenen Kennzeichen der Gattung: *les côtés de la queue relevés longitudinalement en carene, ou une petite nageoire composée de 2*

aiguillons et d'une membrane au devant de la nageoire de l'anus? Keine von beiden Arten hat dieß Merkmal! Es bleibt nur die einzige lange Rückenflosse übrig, so wie die ausdehnbare Oberlippe. Diese ist bloß der erstern Art eigen, jene scheint beiden gemein zu seyn. Die übrigen Merkmale alle sind negativ und können also allein nichts lehren. Gleichwohl baut auf eine Aehnlichkeit mit der Gattung *Caesio* der Vf. seine Gattung *Caesiomore*, welche er durch 2 positive und 3 negative Merkmale bezeichnet. Jene sind eine einzige Rückenflosse und vor ihr einzelne Stacheln. Statt die Stacheln vor der Afterflosse zu nennen, sagt der Vf. lieber *point de petite nageoire au devant de celle de l'anus*. Den beiden Stacheln fehlt bloß die sie vereinigende Haut zur Flosse, wie denen auf dem Rücken. Die beiden neuen Arten *Caes. Baillon* und *C. Bloch* sind abgebildet; der Vf. fand nichts als die Figuren unter Commerfons Handschriften. Darnach ist die Beschreibung gemacht, also höchst unvollständig und unzuverlässig. Die Gattung *Coris* hat einen länglichten zusammengedrückten Körper, einen großen Kopf, höher als der Rücken, mit einem einzigen Schuppenstücke ganz wie mit einem Helme bedeckt, übrigens ohne Schuppen; beide Arten sind hier nach Commerfon abgebildet: aber die Beschreibung ist abermals aus diesen Figuren vom Vf. zusammengesetzt, und also sehr unvollständig. Nach der Figur würde Linné beide Fische zur Gattung *Coryphaena* gerechnet haben. Die Gattung *Gomphose* hat einen länglichten Rüssel in Gestalt eines Nagels, (und davon hat der Vf. ihm den Namen *Gomphosus* von *γομφος*, gegeben) und Kopf samt Kiemendeckeln ohne Schuppen. Commerfon, welcher beide Arten beschrieben und abgebildet hat, nannte sie *Elops*. Die Beschreibungen sind sehr kurz; aber man sieht deutlich, daß die Fische nahe mit *Centriseus* L. verwandt sind; und hätten sie doppelte Rückenflossen und wären Bauchflosser: so würde Rec. sie ohne Bedenken jener Gattung zugesellen. Jetzt scheinen sie ihm mit dem von Bloch im *Systema* S. 113 nach Poccoke beschriebnen und tab. 30 S. 1 abgebildeten *Centr. niloticus* mit einer einzigen Rückenflosse in eine neue Gattung zu gehören, wovon aber 2 Brustflosser und 1 Bauchflosser die Arten ausmachen. Die Gattung *Nason* besteht aus *N. Licornet*, (*Chaetodon unicornis* L.) den Bloch unter dem Namen *Monoceros biaculeatus* im *Systema* nach Forskål und Forster beschrieben und abgebildet hat, und aus *N. Loupe* der allerdings neu ist, aber zu Blochs Gattung *Acanthurus*, bereits aus 10 Arten bestehend, gehört. *Le Kyphose double bosse* nach einer Zeichnung von Commerfon. *L'Osphronome olfax* des Commerfons, den *Lac. goramy* nennt, ist in China und Bengalen einheimisch, von dort aber nach Batavia und Isle de France versetzt worden; ein großer Fisch von sehr schmackhaftem Fleische, mit breitem zusammengedrückten, oben und unten scharfen oder kielartigen Körper; hinter der Rückenflosse ist der Rücken eingebogen und abgesetzt; große Schuppen bedecken

den Kopf und Leib, kleinere die Flosse am Rücken und After; der zweyte Strahl der Bauchflossen reicht bis ans Ende der Schwanzflosse, und im Innern des Mauls über den Kiemen bemerkte Commersion eine Art von Siebbein in einer eignen Höhle liegend, von dessen Gebrauche der Vf. in seinem *Discours sur les parties solides des poissons* zu handeln verspricht. Aus dem Namen, welchen Commerson dem Fische gegeben hat, kann Rec. wohl seine Meynung vom Gebrauche des erwähnten Theils errathen; aber die Abbildung, so schlecht sie auch ist, zeigt ihm einen ganz ähnlichen Bau, wie er in *Amphipion testudineus* ganz neuerlich in Blochs *Systema* S. 570 bemerkt worden ist. Dieser Bau aber gehört nicht zu dem Geruche, sondern ist vielmehr ein Werkzeug des Blutumlaufs und der Respiration. Zu diesem Fische hat der Vf. Forkkals *Scarus gallus* gefelt, welcher bloß dem zweyten langen Strahl der Bauchflossen, welche er zum Charakter der Gattung annimmt, mit ihm gemein hat. So aber würde auch *Labrus opercularis* L. hierher gehören! Den lateinischen Namen *Gallus* verwandelt der Vf. in *Gal*. Bey Gelegenheit des *Trichopode mentonnier*, dessen Unterkinnlade die Gestalt eines Kimmes hat, und dessen Abbildung Commerson allein hinterlassen hat, giebt der Vf. die stärkste Probe seines Talents, über Nichts eine Menge von schönen Worten und Redensarten zu ergießen, welche sich allein auf eine üppige Einbildung gründen, und dem Leser weder ein helles und deutliches Bild von einem Gegenstande geben, noch sein Urtheil leiten können, und überhaupt nicht zur Sache oder in die Sprache eines Naturforschers, sondern vielmehr in die Topik eines Galanteriekrämers gehören. Zu dem allerdings neuen Fische gefelt der Vf. *Labrus trichopterus* L., den Bloch tab. 295 mit seinen Farben abgebildet hat, obgleich der Vf. seines Freundes dabey gar nicht gedenkt. Eben dieser Bloch hat im *Systema* eine eigne Gattung *Trichogaster* S. 164, wozu der eben erwähnte *Labrus trichopterus*, und eine neue

tab. 36 abgebildete Art *Fasciatus* gehören, wozu die von Lac. abgebildete dritte kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENA, in Commission der akademisch. Buchh: *Weimar's Flora*, entworfen von August Wilhelm Dennstedt, der innern und äußern Heilkunde Beflissenen. *Erste Abtheilung. Pflanzen mit deutlichen Geschlechtern.* 1800. VI. u. 362 S. 8. (18 gr.)

Ein fleißig ausgearbeitetes Pflanzenverzeichniß der Gegend um Weimar, einer Stadt, die nicht nur wegen ihrer gebildeten einheimischen und fremden Bewohner, sondern auch, weil von ihr hauptsächlich die Bildung und Erziehung für das weimarische Land ausgeht, wohl einer eignen Flora bedurfte, und eine ernstliche Anwendung möglich werden läßt. Das Verzeichniß enthält 772 Arten, unter denen mehrere vorkommen, die zu den seltnern und merkwürdigern gehören. Die Ordnung richtet sich nach den Linnischen Classen, in der Anordnung der Gattungen aber ist der Vf. wie bey den Gräsern und Umbellen, Roths Vorgange gefolgt. Besondere Bemerkungen ist Rec. nicht gewahr worden, und die Gattungen und Arten sind nur kurz bestimmt, mit Anzeige des Wohnorts und der Blüthezeit. Aber es war sehr gut, wie es denn eigentlich bey keiner Flora fehlen sollte, daß der Vf. außer dem Register die Pflanzen nach der Blüthezeit aufzählte, und bey jedem Monat sie sowohl unter den allgemeinen Standörtern, den Aeckern, Wiesen, Wäldern u. s. w. als auch unter der Angabe ganz specieller Oerter, wo sie allein gefunden werden, bemerkte. So wird es jedem Freunde der Pflanzen im Anfang erleichtert, indem er an einem gewissen Orte zu einer bestimmten Zeit, sehr bald die blühenden Pflanzen vergleichen und bestimmen kann, die sich, zu Folge der gemachten Erfahrung, daselbst vorfinden. Die Cryptogamie gedenkt der Vf. in einem andern Bändchen zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Erfurt, b. Beyer u. Mering: *An die vorzüglichsten Mächte Europas über den zu Luneville abgeschlossenen Frieden.* 1801. 32 S. 8. Der ungenannte Vf. giebt diese Schrift als die Skizze eines politisch-statistischen Werks an, welches auf Subscription herauskommen soll; will sich jedoch begnügen, schon durch diese Ankündigung und die gelieferten Aufschriften der Abschnitte, Ideen erweckt zu haben, wenn das auszuführende Werk, wegen Mangel an Subscribenten, oder gar wegen eines Verbots, ganz unterbleiben müßte. Es scheint ihm aber, bey seiner

auch seitdem beobachteten Anonymität, mit dieser Ankündigung, kein rechter Ernst gewesen zu seyn; und er hat in dieser Skizze mit vielbedeutenden Winken, jeder Macht Europas ihre Rolle schon so angewiesen, daß wahrscheinlich keine derselben einen weitern Unterricht verlangen wird. Uebrigens sucht er nicht nur die Ansprüche der geistlichen Stände auf ihre Erhaltung darzuthun, und zur Wachsamkeit dafür zu ermuntern, sondern auch die Nachteile ins Licht zu setzen, welche aus der Aufhebung derselben sowohl für Deutschland, als andere Staaten erwachsen würden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 5. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Histoire naturelle des Poissons*, par le Citoyen La Cépède, T. I.—III. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Gattung und Art *Monodactyle falciforme* hat einen sehr zusammengedrückten mit kleinen runden Schuppen besetzten Leib, statt der Bauchflossen zwey kurze Stacheln, die Flosse am Rücken und After lang und fast sichelförmig, zum Theil mit kleinern Schuppen besetzt, die am Schwanz halbmond förmig, den After fast unter den spitzigen Brustflossen, die Augen groß, die Mundöffnung klein, die obere Kinnlade halbzirkelrund, mit kurzen, dichten, spitzigen Zähnen besetzt, läßt sich ausdehnen: die breite runde Zunge ist rauh; die Farbe ist silberweiß mit braun gemischt. Ob übrigens der Leib gestreckt oder eyförmig sey, ist nicht bemerkt; und also kann Rec. sich vom Habitus oder der Aehnlichkeit des Fisches mit andern keine Vorstellung machen. Sonst würde er auf *Chaetodon argenteus* L. oder *rhombus Sebæ* III. tab. 26. f. 21. rathen. Doch scheint aus den allgemeinen Kennzeichen der vorigen und folgenden Gattungen zu erhellen, dafs der Vf. immer dabey den Habitus der Thunfische zum Model nahm. Von *Plectorhinque chetodontoide* sind die Kennzeichen der große zusammengedrückte Kopf mit kleinen Schuppen wie der übrige Körper besetzt, große Augen, kleine Mundöffnung, ein etwas länglicher Rüssel gleichsam in den Falten der Lippen versteckt, eine oder mehrere Blätter der Kiemen deckel gezähnt. Die innere Beschaffenheit der Kinnladen wird nicht bemerkt. In der Abbildung Pl. 13. Fig. 2. des 2ten Bandes, nach einem Exemplar der ehemaligen Statthalterischen Sammlung gemacht, zeigt die fleischigte und geschuppte Basis der Afterflosse und des Hintertheils von der Rückenflosse weit über den Umriss des Körpers erhoben. Rec. hat kein Bedenken, den Fisch zur Gattung *Chaetodon* zu rechnen. *Pogonias fascé* Pl. 16. f. 2. des zweyten Bandes hat am Kinne viele Bartfasern, die Kiemen deckel geschuppt, und vier Querbänder am länglichen Körper, befindet sich in derselben Sammlung und gehört vielleicht zu derselben Gattung mit dem vorigen. Die Gattung *Bosfryche* aus zwey Arten *le Chinois* und *le tacheté* bestehend, nach Chinesischen Zeichnungen beschrieben, und die erste abgebildet, Pl. 14. f. 2. hat einen röhrenförmigen Körper und zwey Bartfasern an der Oberlippe. Der *Bosfrychoide*

A. L. Z. 1802. Erster Band,

oëllé ebendaher, Pl. 14. f. 3. des zweyten Bandes scheint dem Rec. viele Aehnlichkeit mit *Blochus Ophicephalus* zu haben. Nach Commerçons Bemerkungen S. 153. hat der gemeine Saugfisch, *Echeneis remora* allerdings kleine Schuppen, aber sie erscheinen erst, wenn die darüber gezogene klebrige Haut eingetrocknet ist. Der Rachen ist inwendig schön roth gefärbt. Man kann den Fisch, wenn er sich an einen grössern Fisch mit dem Kopfschild eingehäkelt hat, nicht anders los machen, als wenn man in derselben Richtung mit den Zähnen der Schildplatten zieht. Bey der Berührung des lebenden Fisches mit dem Daumen empfand Commerçon eine so starke Cohäsion, und darauf eine Betäubung und eine Art von Lähmung in dem Finger, dafs sie erst lange nachher aufhörte, als er den Schild losgelassen hatte. In einem Gefässe mit Meerwasser dauerte der Fisch einige Stunden, hielt sich aber immer oder schwamm auf dem Rücken, so dafs es scheint, dafs ihn der Kopfschild und das Gewicht des Oberkopfs in seiner natürlichen und freyen Bewegung jedesmal zu dieser umgekehrten Richtung des Körpers zwingt. Daher wohl auch die gleiche Farbe am obern und untern Theile des Körpers rühren mag. Die zweyte viel stärkere und grössere Art *E. naucrates* sah Commerçon auf der Küste von Mosambique zum Fange der Meerschildkröten brauchen. Man bindet nämlich an den Schwanz eines lebenden Fisches der Art einen nicht zu engen Ring, an welchem ein sehr langer Strick befestigt ist: so vorbereitet halten die Fischer die Fische in einem Gefässe mit Meerwasser auf dem Fahrzeuge, und fahren damit nach den Plätzen, wo die Meerschildkröten sich gern aufhalten, und gewöhnlich auf der Oberfläche schwimmend schlafen. Die Fischer lassen in der gehörigen Entfernung den Fisch an dem Stricke los, und dieser laßt sich endlich an Brustschild einer Schildkröte an, worauf man mit ihm zugleich die Schildkröte am Stricke wegzieht. — Die vierte Art, von Daldorf und Euphrasen beschrieben, kannte Lac. nicht. *Coryphaena equisetis* will der Vf. auch noch durch den zweyblättrigen Kiemen deckel von *Hippurus* unterscheiden. Zu dem Ende giebt er eine Abbildung nach Plümier, welche Bloch aus dem Original tab. 174. ganz anders geliefert hat. *Coryphaena chrysurus* und *scomberoides* sind neu, von Commerçon genau beschrieben, die erste auch abgebildet. Die zweyte scheint doch mehr zu den Thunfischen zu gehören, und hat im Bau der Zunge mit *Scomber* (*Centrogaster Forskäl*) *rhombus* bey Bloch Aehnlichkeit. *Chinensis* ist nach einer Sinesischen Zeichnung beschrieben.

D

ben. *Coryphaena Japonica* des Huttuyn hält er für einerley mit *branchioflega* L. und bringt sie in eine eigene Gattung *Coryphaenacide*. Die Gattung *Aspidophores* mit zwey Abtheilungen enthält *Cottus cataphractus* L. und *Japonicus Pallas*, hingegen *Aspidophoroide* den *Cottus monopterygius* Bloch. Darauf folgen *les Cottés* 9 Arten; worunter zwey neue, von Commerfon entdeckte, seyn sollen; *Cotte Madégaſſe* und *noir*; erstere ist auch doppelt abgebildet. Diese Abbildung hat der Vf. ganz falsch gedeutet, wenn er sagt: *la nageoire caudale paroît dans les deux figures doublement échancrée, c'est à dire divisée en trois lobes arrondis*; denn die erste Figur zeigt zwey länglicht runde Flecke am Ende der geraden Schwanzflosse, welche sich in der zweyten, wo der Schwanz zusammengefaltet erscheint, gar nicht als Ausschnitte zeigen. Hierzu kommen noch die klaren Worte von Commerfon *caudâ variegatâ*, welche keinen Zweifel wegen der Mißdeutung übrig lassen. Uebrigens ist der Fisch nicht neu, sondern schon von Bloch unter dem Namen *Cottus spatula* beschrieben, und tab. 424. abgebildet.

Die 86ste Gattung *Scorpène*, mit zwey Abtheilungen liefert 16 Arten; worunter einige neu seyn sollen, als *Sc. aiguillonée* aus der Pariser Nationalsammlung höchst unvollständig beschrieben, so das keine Beurtheilung statt findet. *Sc. marſeilloiſe* ist *Cottus massiliensis* in Gmelins Ausgabe. Woher Gmelin den Fisch genommen habe, bekümmerte den Franzosen nicht. Es ist *C. Massil.* des Forſkål, welchen Bloch sammt der *Perca cirrhosa* von Thunberg für *Scorpaena scrofa* L. erklärt hat. S. *Systema Ichthyologiae* S. 192. Die nach Commerfons Zeichnung Pl. 11. f. 3. des zweyten Bandes abgebildete *Scorp. bicirrata*, mit zwey sehr langen Fäden am Hinterkopfe scheint neu zu seyn. Eben so *Sc. brachion* Pl. 12. f. 1. welche die breiten Brustflossen der Länge nach am Leibe angewachsen zu haben scheint. Diefes gilt auch von *Sc. Mahé* mit rauhen Schuppen und Querbändern über Leib und Flossen, welche Commerfon selbst beschrieben hat. *Sc. Plumier* Pl. 19. f. 3. des zweyten Bandes stimmt nicht mit Blochs *Sc. Plumieri* Nr. 2. des *Systema*. Nach einer langen Verwirrung, welche *quelques circonstances* veranlaßt haben sollen, kehrt der Vf. zu den Thunfischen zurück, und stellt eine neue Gattung und Art, *Scomberomere Plumier* auf, welche nach einer Handzeichnung von Plumier höchst unvollständig und falsch beschrieben wird. Es ist dieser Fisch ohne allen Zweifel der von Bloch tab. 333. aus Plumier mit Farben abgebildete, und mit der vollständigen Synonymie verſehene *Scomber regalis*. Die Gattung *Gasterosteæ* enthält *Gasterosteus aculeatus*, (hier *teraculeatus* genannt) *purgitius* und *spinachia* L. zumangeworfen, aber nicht beschrieben, ohne Abbildung. Nicht einmal ist bemerkt, das diese Gattung zu den Bauchfloßern gehört. Unter den Kennzeichen der Gattung paßt *une carène longitudinale de chaque côté de la queue* nur auf die erste Art; *un ou deux*

rayons au plus à chaque nageoire thoracique, ces rayons aiguillonés ist doch höchst unbestimmt, wo nicht unrichtig; denn diese Stacheln vertreten die Stellen der Bauchflossen. *Centropodus rhombus* ist *Centrogaster rhombus* des Forſkål, welchen Bloch in die vierte Abtheilung der Thunfische unter dem Namen *Scomber rhombus* gebracht hat. Huttuyns *Gasterosteus japonicus* wird hier *Lepifacanthé japonais* umgetauft; denselben Fisch hat Thunberg unter dem Namen *Sciaena cataphracta* beschrieben und abgebildet, und aus ihm Bloch *Systema* tab. 24. welcher ihn *Monocentris carinata* nennt.

Die fliegenden Fische nennt der Vf. *Dactylopteres*; diesen Namen kann man gelten lassen; aber wenn er nun die erste Art *Trigla volitans* L. mit Daubenton in der *Encyclopédie méthodique*, durch den Zunamen *pirapède* beſtimmt; so sieht man, das der Mann sich nicht darum bekümmerte, was Daubentons *Trigle pirapède* bedeuten sollte; hätte er aber bemerkt, das der Name bloß gedruckt ist, und *pirapède* heißen soll (deutsch *Fußflügel*) so würde er sich wohl geſcheut haben, dem Gattungsnamen noch einen tautologischen Zunamen beyzufügen. Es ist gerade als wenn man deutsch den Fisch den *Fingerflügel Flügelfuß* nennen wollte. Die Gattung *Prionotes* enthält *Trigla euolans* L. Die Gattung *Trigles* aber 12 Arten, *Périsledion* (von *περισσίδιον* abgeleitet) zwey bekannte Arten. Alle diese Fische sind nach fremden Beobachtungen, ohne eine eigene oder neue, höchst unvollständig beschrieben und in mehrere Gattungen zerstückelt worden. *Ilyiophore porte-glaive* ist Blochs *Scomber gladius*. Forſkåls *Trigla curistamma* ist hier nach einer Zeichnung von Commerfon abgebildet. Die 3 neuen Arten sind sehr kurz von Commerfon beschrieben, und 6 davon abgebildet. Die Kennzeichen der Arten schwanken überhaupt noch gar sehr bey dieser Gattung, und auch bey Bloch im *Systema* sind die Bestimmungen nicht scharf gezeichnet. *Mullus imberbis* L. ist hier *Apogon rouge*. Blochs *Loucharus* erscheint hier mit verschiedenen veränderten Gattungskennzeichen, obgleich das Hauptkennzeichen der Schwanzflosse bleibt. Zu der einzigen Art hat Bloch im *Systema* 4 neue gebracht und beschrieben. *Le Masropode verd-doré* ist nach einer chinesischen Zeichnung abgebildet und höchst ungeliebt beschrieben. Die Kennzeichen der Gattung *Labrus* sind hier *la levre supérieure extensible, point de dents incisives ni molaires, les opercules des branchies dénués de piquans et de dentelure, une seule nageoire dorsale*. Zur Bestimmung der Arten hat er die Farben zu Hilfe genommen, welche er für beständig hält, *malgré les différences d'âge, de sexe et de pays natal*, nach den vielfachen Untersuchungen, welche der Vf. anzustellen Gelegenheit gehabt haben will. Also waren die Arten, welche er sahe, alle nach dem Alter, Vaterlande und Geschlechte deutlich bezeichnet? *Labrus catenula* (*chapelet*), und *longirostris* sind nach Commerfons Zeichnungen abgebildet Pl. 3. f. 3. und Pl. 19.

Pl. 19. f. 1. ferner *L. semidiscus, doliatu, hirsutus* Pl. 6. f. 2. und 3. Pl. 20. f. 1. *tetracanthus* ist nach einem Exemplar in Weingeist gezeichnet. Pl. 13. f. 3. des zweyten Bandes. Von *L. semiruber* oder *hemichrysus* hatte Commerfon vollständige Notizen geliefert, welche hier sehr verstümmelt gegeben werden! So sagte C. der Rand d-s vordern Kiemendeckels sey *très legerement dentelé*: damit nun das Kennzeichen der Gattung nicht verloren gehe, meynt Lac. S. 476. C. habe den Ausdruck nicht im eigentlichen Sinne genommen wissen wollen. In welchem denn? Nachdem 10 Arten hintereinander sehr kurz waren abgefertigt worden, welche nach Commerfons Zeichnungen abgebildet sind, *L. furca, sexfasciatus, macrogaster, filamentosus, angulosus, octovittatus, punctulatus, Commerfoni, laevis, macropterus*, Pl. 21. f. 1. Pl. 19. f. 2. und 3. Pl. 18. f. 2. Pl. 22. f. 1. und 2. Pl. 17. f. 2. Pl. 23. f. 1. und 2. Pl. 24. f. 1. sagt er doch S. 478. selbst von 2 neuen Arten, *que l'anguleux et les six bandes doivent avoir des dents très fines*; wie konnte aber der Vf. aus denselben Zeichnungen ersehen, daß die Fische keine Backenzähne haben? *L. enneacanthus* und *Gonani* sind nach Exemplaren in Weingeist beschrieben, *rubro lineatus* nach Commerfon, dessen Zeichnungen von 13 *aculeatus* und *macrocephalus* hier gegeben werden Pl. 5. f. 1. Pl. 26. f. 1. *Labrus Plumieri* Pl. 2. f. 2. *L. fuliginosus, fuscus, contiquadrus, marmoratus*, und *macrurus* nach Commerfon beschrieben, und *ful.* Pl. 22. f. 3. *marmor* Pl. 5. f. 3. *macr.* Pl. 9. f. 3. abgebildet. Bey dieser Gelegenheit will Rec. den Leser erinnern, daß *μαρρὸς* dem Vf. in allen Compositionen *breit* bedeutet. *Labrus cingulum* Pl. 28. f. 1. *digramma* Pl. 1. f. 2. *hololepidotus* Pl. 21. f. 2. *taeniurus* Pl. 29. f. 1. *hortulanus* Pl. 29. f. 2. *sparoides* Pl. 24. f. 2. *leopardus* Pl. 30. f. 1. *malaptiernotus* Pl. 31. f. 1. sind nach Commerfon beschrieben und abgebildet. Auch Blochs *Johnius Carutta* und *Anei* schienen dem Vf. zur Gattung *Labrus* zu gehören; er bedachte oder bemerkte also nicht, daß diese Fische zwey Rückenfloßen haben, da seine *Labri* nur eine haben. *Labrus diava* Pl. 32. f. 1. nach Commerfon, *cruentatus* Pl. 2. f. 3. und *psittacutus* Pl. 16. f. 2. nach Plumier, *Neurtiae* und *calops* nach Noels Nachrichten, *macrodontus* nach einem Exemplar der Nationalsammlung beschrieben. Die 5 letzten *Labrus trilobatus* Pl. 4. f. 3. *bilunulatus* Pl. 31. f. 2. *hebraicus* Pl. 29. f. 3. *latovittatus* und *annulatus* Pl. 28. f. 3. sind ebenfalls nach Commerfon beschrieben und abgebildet. Alle sollen neu seyn, welches dem Vf. zu versichern viel leichter und bequemer war, als eine Vergleichung der bereits beschriebenen Arten mit Commerfonschen anzustellen, welche freylich, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weiß, höchst mühselig seyn mußte, aber gewiß auch eine geringere Anzahl von Arten als Resultat gegeben, und noch sonst durch manche wichtige Entdeckung die Mühe belohnt haben würde. Die Gattung *Cheilines* unterscheidet sich von der vorigen vorzüglich durch *grandes écailles ou des appendices placés sur la base de la*

nageoire caudale ou sur les côtés de la queue. Die erste Art (*Labrus Scarus* L.) wird so charakterisirt: *des appendices sur les côtés de la queue*, also dieselben Kennzeichen wie bey der Gattung selbst!! Die zweythe *Cheilinus trilobatus* Pl. 32. f. 3. so: *deux lignes laterales: la nageoire caudale trilobée*. Die erste ist die von Belon allein beschriebene Art, dessen Notiz alle übrige Schriftsteller wiederholt haben. Gleichwohl ist hier der brave Landsmann des Vf., freylich noch nicht *Citoyen*, nicht einmal genannt worden! Was aber bisher kein Ichthyolog nach Belon verstand oder zu erklären vermochte, was nämlich Belons *appendices transversae ad caudae latera* seyen, dieses will der Vf. gefunden haben, oder vielmehr giebt er es durch eine Vergleichung und Zusammenstellung mit der zweyten Art zu verstehen. Rec. muß bekennen, daß er einen großen Unwillen empfand, als er bey näherer Einsicht sich so sehr vom Vf. getäuscht fand. Es heißt nämlich von der dreylappigen Schwanzflosse S. 537. *cette nageoire est recouverte à sa base et de chaque côté par trois ou quatre appendices presque membranaceus, semblables par leur forme à des écailles longues, larges et pointues et qui flottent pour ainsi dire sur cette même base, à la quelle elles ne tiennent que par une petite portion de leur contour*. Commerfon nennt es kürzer und natürlicher *squamas membranaceae ad basin caudae imbricatæ*. Diese haben bloß das Besondere, daß sie größer und spitzig sind. Wie passen nun diese Schuppen zu den *appendicibus transversis ad caudae latera* des *scarus*? Oder sind dem Vf. *appendices transversae* und *squamas* synonyme Wörter? Wenn dieses nicht ist, so fragt Rec.: was haben *Scarus* und *trilobatus* für Gattungskennzeichen gemein? Die doppelte Seitenlinie ist eine zweyte Täuschung des Vf.; denn in der Zeichnung erkennt man die bey den *Labris* so gewöhnliche abgebrochene Seitenlinie. Die Gattung *Cheilodipterus* (ein sehr widersinnig zusammengesetzter Name!) mit zwey Rückenfloßen enthält drey Arten *heptacanthus* Pl. 21. f. 3. *caryopterus* nach Plumier Pl. 33. f. 1. und *lineatus* Pl. 34. f. 1. mit dem ersten nach Commerfons Zeichnungen abgebildet und schlecht beschrieben. *Cheil. Mauriti* ist Blochs *Sciaena Maur.* ferner *cyanopterus* Pl. 16. f. 3. Plumiers *Chromis* und *Ch. acoupa*, ein von Leblond aus Cayenne gesendeter Fisch. *Ch. macrolepidotus* und *maculatus* sind bey Bloch *Sciaenae* mit denselben Beynamen. Die beiden Arten der Gattung *Ophicephalus* sind nach Bloch beschrieben; aber die größte physiologische Merkwürdigkeit im Bau des Kiemendeckels hat der Herausgeber von Blochs *Systema* S. 237. entdeckt und beschrieben. Die letzte Gattung dieses Bandes ist nach Commerfons Zeichnung abgebildet Pl. 1. f. 3. und *Hologymnosus fasci* genannt worden, wornach der Vf. den lateinischen *Hologymnosus* gemacht hat, zum Beweise, daß er kein Sprachkennner ist; sonst würde er *Hologymnos* gesetzt haben. Die Nacktheit dieses Meerfischs, sonst einem *Labrus* ähnlich, fällt allerdings sehr auf! Die einstralichte dicke Bauchflosse vermehrt die Sonderbarkeit der Bildung, und läßt

läßt bedauern, daß der genaue Commerçon keine Bemerkung darüber mitgetheilt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

ERLANGEN, b. Palm: *Compendium Florae Britannicae* autore *Jacobo Eduardo Smith* M. D. Societatis Linnaeanae Praefide. In usum Florae Germanicae editum a *Georgio Francisco Hoffmann*. 274 S. ohne Vorrede und Register; mit dem Bildnis des Vf. vor dem Titel. 1801. Taschenbuchsformat. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein Jahr früher gab Hr. S. dieses eigentlich für England bestimmte Taschenbuch heraus, das wegen der großen Papiernoth des reichen Britanniens nur bis zur Classe der *Syngenesie* kommen konnte, und dem das übrige nachfolgen soll. Hr. Prof. H. glaubte den deutschen Botanikern einen Gefallen zu thun, wenn er es für sie, mit einigen Bemerkungen vermehrt, und selbst bis auf die Species herunter (wie er schon in Ansehung der Gattungen in der neuen Ausgabe von Deutschlands Flora gethan hat), mit Bezeichnung der rechten Aussprache, nach *Withering*, versehen, wieder abdrucken liefs. Vielleicht wäre eine Aushebung des befondern noch willkommener, aber auch zu umständlich und mühsam gewesen; denn daß gar vieles längst bekannte abermals mußte gegeben werden, war wohl unvermeidlich, und für dieses ist ja schon in Deutschlands Flora gesorgt, wenn es der Anfänger zu wissen verlangt; die übrigen brauchen bloß das Besondere, den neuen Zuwachs, und die Berichtigung. Indes ist zwischen dieses Bekannte sehr vieles eingemischt, was der Vf. seinen eignen Untersuchungen, Vergleichungen und An-

sichten verdankt. In der Classification folgt S., wie Hoffmann, der Linneischen Ordnung, mit geringen und unbedeutenden Ausnahmen. Er sieht nicht ein, was die neuern, mit jenem Systeme vorgenommenen Veränderungen der Wissenschaft für Nutzen bringen sollen, da das Linneische System doch nur ein willkürliches oder künstliches sey. Er hätte aber wohl bedenken sollen, daß ein solches System unerläßlich in sich harmonisch seyn, und seiner Absicht entsprechen muß; und er hätte sich, nach so vielen, und so lange von Linné's Feinden und Freunden dargelegten, Gründen leicht überzeugen können, daß das ursprüngliche Sexualsystem dieses nicht leistet. Wenn etwas aus Gründen gethan werden muß, und man es ganz bewirken kann: so muß man es nicht nur zum zehnten Theile thun. Die Art der Bezeichnung der Gattungen und Specierum gleicht der in Hoffmanns Flora, nur sind noch, wie bey Scopoli, die sehr artigen Diagnoses des ersten Eindrucks, und die Dauer bey den Speciebus beygefügt worden. *Buffonia*, *Cherleria*, *Cotyledon*, *Exacum*, *Frankenia*, *Fritillaria*, *Rottböllia*, *Santolina*, *Sibbaldia*, *Sibthorpia*, dürften die Gattungen seyn, welche der deutschen Flora fehlen, und in den hier vorkommenden Classen aufgeführt werden. Manche sind nur mit andern Namen bezeichnet, und von schon bekannten Gattungen ausgeföhrt, wie *Seferia*, *Galeobdolon*, *Tosfieldia*, *Nartheicum*. Einzelne Gattungen haben etwas mehrere Arten, als in Deutschland, aber im Ganzen ist der Reichthum des letztern Landes beträchtlicher, wenn man die Smithische Aufzählung mit der Hoffmannischen vergleicht. So hat z. B. Sm. in der *Polyandrie* 52. Hoffm. 82. Arten; in der *Didynamie* hat jener 81. dieser 115.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Kurze Darstellung nebst Bitte, die Ansprüche des Fürstl. Hauses Wied auf den Theil des Kur-Trierischen Landes, so auf dem rechten Rheinufer übrig geblieben, auch das auf demselben übrig gebliebene Stück von Kur-Köln, die alte Grafschaft Wied betreffend.* 1801. 8 S. fol. nebst einer Stammtafel. Diese, mit einer Bittschrift an die Reichsversammlung begleitete, und durch die Reichsdictatur bekannt gewordene, Deduction setzt als wahrscheinlich voraus, was dormalen noch sehr zweifelhaft ist, — daß der Ueberrest der Kur-Trierischen und Kur-Kölnischen Lande, in Gefolg des Luneviller Friedens, dem Schicksal der Sacularisation unterliegen werde. Auf diesem Fall glaubt der Fürst zu Neuwied, daß ihm diese beträchtlichen Ueberreste vor allen andern gebühren. Er gründet seinen Anspruch, a) was das Trierische betrifft, nach der beyliegenden genealogischen Tabelle, auf eine gemeinschaftliche Abstammung des Gräfl. Wiedischen und des im Jahre 1664 ausgestorbenen Gräfl. Hensburg-Grenzauischen Hauses.

dessen Besitzungen größtentheils von Kur-Trier occupirt worden, und worüber im Jahre 1679 ein Proceß bey dem Reichshofrath entstanden, aber unentschieden geblieben ist. b) Das Kur-Kölnische, welches in Anspruch genommen wird, soll durch eine, nur nach wahrscheinlichen Gründen, ungültige Schenkung der Gräfin Mechtild zu Wied, im 13 oder 14 Jahrhundert (so unbestimmt ist die Angabe) von der Grafschaft abgekommen seyn. Es ist leicht abzusehen, daß solche veraltete und verjährte Ansprüche, besonders in dem jetzigen Zeitpunkt, wo man nicht weiß, wie die Sacularisationen zu den im Frieden selbst bedungenen Entschädigungen, hinreichen werden, kein Glück machen können. Der Fürst bittet aber so gar, ihm alles Uebrige von den Trierischen und Kölnischen Landen, als eine Entschädigung für die, so lange Zeit entbehrten, Nutzungen der abgekommenen Stücke, und für neuerlich erlittene Kriegs-Schäden, zu überlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Histoire naturelle des Poissons par le Citoyen La Cèpe*. T. I. — III. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Nachdem Rec. den Inhalt des neuen Bandes gewissenhaft angezeigt, alle neuen Bemerkungen ausgehoben, und die für neu ausgegebenen Arten sammt den dazu gehörigen Abbildungen (welche zum Verdrusse des Lesers im Texte nirgends nachgewiesen und in mehreren Bänden auf verschiedenen Platten vertheilt sind) angezeigt hat, setzt er hier noch einige Bemerkungen hinzu, welche ihm bey Vergleichung der Abbildungen von den neuen Fischen aufgestossen sind. Der Vf. wußte oder konnte es wissen, daß Bloch das Original von den Zeichnungen besaß, welche er so oft anführt und copirt; er mußte bemerkt haben, daß Bloch alle angeführt und die meisten copirt hat, wenn er den Fisch nicht selbst besaß; warum nahm er sich nicht die Mühe, zuvor diese Copien und Nachrichten zu vergleichen, ehe er eine Plumiersche Zeichnung copirte, und einen Fisch für unbekannt und neu ausgab? Wahrscheinlich um das Verdienst der Menge von neuen von ihm zuerst beschriebnen Fischen nicht zu verlieren. So findet Rec. *Cheilodipterus cyanopterus* Pl. 16. f. 3 von Bloch auf der 300 Tafel aus derselben Handschrift weit besser abgebildet. Bloch hat bewiesen, daß der Fisch *Perca cirrhosa* L. sey. Nicht einmal Schuppen hat die Copie von Lacepede! Die von Brünnich beschriebene *Trigla adriatica* verbindet der Vf. in der Anmerkung S. 349. stillschweigend mit *Tr. lineata*, und will also beide für einen Fisch gehalten wissen. Darin muß ihm Rec. vollkommen Recht geben: obgleich auch noch Bloch in seinem *Systema* beide Fische besonders beschrieben hat. Ob die Bemerkung durch einen Zufall entstanden sey, will Rec. nicht entscheiden. Aber wie wenig sonst der Vf. Sinn und Geduld zum Entwirren und Aufklären habe, dessen er sich doch so oft rühmt, mag die schwierige Gattung *Labrus* beweisen, deren zahlreiche Arten er zu Dutzenden in einem kurzen Artikel abfertiget, ohne die von andern bemerkten wichtigeren Merkmale anzuführen. Ein glücklicher Zufall ist es, wenn er in der Note Linnés ganzen Charakter beysetzt, damit der Leser selbst die Vergleichung anstellen möge. Aber dies ist bey weitem nicht überall geschehn. Rec. wählt *Labrus offagus* L. zum Beyspiele. Diesen Fisch hat der Vf. 4. L. Z. 1802, Erster Band,

S. 440 und 502. beschrieben, aber bloß nach der Zahl der Flossenstrahlen; die bedeutenden Worte *labris plicatis* hat er ganz ausgelassen; und ohne dieses Merkmal ist nun kein Leser im Stande, den Linneischen Fisch aufzufinden. Gerade so ging es dem viel aufmerksamern Bloch mit dem *Labrus testellatus*, welchen er aus Norwegen erhielt; aber, weil er die gefalteten Lippen nicht bemerkt hatte: so konnte er ihn unter den Linneischen Fischen nicht heraus finden, so wenig als der Herausg. seines *Systema Ichthyologiae*, ob er gleich S. 250. die gefalteten Lippen beobachtet hatte. Deswegen ist dort der Linneische Fisch unter die ungewissen gesetzt worden. Mehrere Beyspiele anzuführen, würde jetzt zu weitläufig seyn; daher verspart der Rec. seine übrigen Bemerkungen auf die Anzeige der nächsten Theile, welche bald folgen sollen.

Der vorausgehende *Discours: des effets de l'art de l'homme sur la nature des poissons* soll, wie der Vf. S. 6. sonderbar und pomphaft sagt, zeigen, *comment on peut transporter, acclimater, multiplier et perfectionner les poissons, ou ce qui est la même chose, montrer comment l'art modifie leur nature*. Also ist dem Vf. die Natur eines Thieres modificiren und ein Thier vollkommener durch Cultur machen, eine gleichbedeutende Phrasis, deren man sich von den Fischen eben so schicklich bedienen kann, wie von Schweinen und andern Hausthiere, denen die Cultur nichts als vergrößerte Masse, vermehrte Fruchtbarkeit und verfeinerten Geschmack des Fleisches abgewinnen oder geben kann. Eigentlich spricht der Vf. vom Versetzen der Fische, der Art, sie in Behältern und Teichen zu vermehren und aufzubewahren, von der künstlichen Befruchtung, der Mästung, dem Verschneiden, von ihren Krankheiten und von der Benutzung ihres Fleisches und aller Theile ihres Körpers für die Bedürfnisse des Menschen. Von allen diesen Gegenständen spricht der Vf. kurz und mit einer sichtbaren Vorsichtigkeit, welche den Rec. an die Glücke erinnerte, die mit großem Angstgeschrey um den Teich herum läuft, ihren Brutkindern zuruft, die dort in sicherer Ruhe spielen und ihr Kreischen nicht vernehmen! — Von der Benutzung der Schuppen scheint folgende Stelle ein für uns Deutsche neues Beyspiel zu enthalten: *avec les écailles on donne le brillant de la nacre au ciment destiné à couvrir les murs des palais les plus magnifiques*. Der Vf. versteht die sogenannte Orientenz, womit auch die falschen Perlen inwendig überzogen werden. Dem Einflusse von der ökonomischen Vermehrung der Fische schreibt der Vf. S. 45. die große Bevölkerung

von China und dem alten Aegypten zu, und will damit das *grand problème historique* lösen, wie *Sesoftris* mit den Einwohnern des so eingeschränkten Landes die Ufer des Euphrates, des Tigris, des Indus, des Ganges, die Küsten des Pontus Euxinus und die Berge von Thrazien habe erobern können? Er nimmt bey der Geburt des Sesoftris 34 Millionen Einwohner von Aegypten an, zu deren Erhaltung vorzüglich der fischreiche Nil mit seinen zahlreichen Kanälen, so wie der See Moeris, welcher mehr als 180000 Millionen Fische, jeden mehr als ein Demimeter lang, ernähren konnte, beytragen habe. Hierauf schlägt der Vf. wirklich die Veredlung der Fische vermittelt der Durchkreuzung der Rassen vor, und erhebt sich bey der Gelegenheit in allgemeine und sublimen Betrachtungen über die eigentlichen Ursachen der durch dieses Mittel hervorgebrachten Veredlung und über die Kraft und Wirkung des männlichen Saamens auf Form und Wesen des durch die Begattung hervorzubringenden Geschöpfs. S. 49—56. Aber dieses genügt ihm noch nicht, sondern er schlägt vor, durch künstliche Begattung verschiedener Arten neue und fruchtbare Mittelarten hervorzubringen. Dieses Unternehmen schildert er als sehr leicht (*on dispose avec tant de facilité de la laite et des oeufs!*) und von einem gewissen Erfolge, weil der gemeine Karpf von selbst mit der Giebel und andern Arten seiner Gattung leicht Zwitterarten erzeuge. Was hier S. 59. zur Bestätigung dieser freywilligen Vermischung verschiedener Arten angeführt wird, sind bloße Muthmaßungen des Bürger Noel. Zwar hatte der Vf. gesagt, die viele Vorsicht, welche bey der künstlichen Vermischung und Begattung verschiedener Arten erfordert werde, erkläre hinreichend, *pourquoi des réunions analogues sont très-peu fréquentes dans la nature et par conséquent pourquoi cette nature, quelque puissante qu'elle soit, ne produit cependant que très rarement des especes nouvelles par le mélange des especes anciennes*: aber gleich auf der folgenden Seite 60. versichert er, *que la nature fait naître des mulets chaque jour par l'union de la carpe avec la gibelé ou par celle de plusieurs autres espèces*. Die Zwitterarten sieht er für einen wichtigen Grund gegen die Meynung an, welche dem männlichen Saamen keine andere Wirkung als Reiz des todten Keims zugesieht. Mit Hülfe dieser künstlichen Befruchtungen sey der Mensch im Stande, durch Vergleichung des Erfolgs zu beurtheilen, was die Natur auf demselben Wege viel leichter in dem Zeitraume von Jahrtausenden bewirkt, und welche neue Arten sie hervorgebracht habe, oder noch hervorbringen werde und könne. *Les espèces artificielles seront la mesure des espèces naturelles*. Wie paßt aber auf diesen Fall das Beyspiel des sinesischen Goldkarpfen, welcher als Hausthier durch den Einfluß, die Kunst und die Hand des Menschen (alle diese 3 Phrasen stehn S. 62.) nicht allein Merkmale der Art, sondern auch der Gattung und sogar der Ordnung, zu welcher er gehört, mit der Rückenfloße, den Bauchfloßen und der veränderten Schwanzfloße verloren hat. Wie kann man die Wirkungen einer

künstlichen Beschränkung aller natürlichen Triebe und Kräfte des Fisches mit dem Erfolge vergleichen, welchen die freye und durch alle Umstände begünstigte Entwicklung derselben zeigt? Wo und wie oft befinden die Fische sich in der freyen Natur ihres Elements in der Lage, worin der Mensch den gefangenen Fisch hält? Die künstlich erzeugten Arten sollen ferner der Maasstab seyn, nach welchem man genau die Anzahl der Arten schätzen könne, welche mit den vorigen Jahrhunderten sich aus unsrer Schöpfung verloren haben! Kaum haben wir angefangen, durch mühseliges Aufluchen und Vergleichen der Knochenreste mit dem Gerippe der noch existierenden Thiere die Muthmaßung zu begründen, daß manche Thiere der Vorzeit sich aus der Schöpfung verloren haben: so will der Vf. schon die Anzahl der verlorenen Thiere mit Genauigkeit und gleichsam *a priori* bestimmen!! Zuletzt erhebt der Vf. sich zu den zwey erhabensten Ansichten des lebendigen Universums, und schwebt wie ein Fischaar in Betrachtungen über die beiden Hypothesen, ob eine bestimmte Anzahl von ursprünglichen Thierarten und Formen durch Vermischung mit einander nach und nach immer mehr und mehr von einander abweichende Zwischenarten bis zu der jetzigen erstaunlichen Mannichfaltigkeit des Thierreichs erzeugt habe? oder ob alle mögliche Formen bey dem Anfange der thierischen Schöpfung angewendet und gebraucht worden sind, einige aber davon als weniger dauerhaft und beständig nach und nach sich abgenutzt, an Zahl abgenommen haben, und endlich ganz zerstört worden sind. Auch die Frage wird beyläufig berührt: ob die Temperatur der Erde und der lebendigen Natur noch immer dieselbe sey und bleibe, oder ob sie sich verändert habe? In dieser Höhe der Naturbetrachtung mögen andre immer den Vf. anstaunen: Rec. geht auf den eigentlichen Gegenstand der Abhandlung zurück, und fragt, was denn die Veredlung der Fische vermittelt der Durchkreuzung der Rassen, was denn die Erzeugung neuer Arten eigentlich bewirken soll? Der Vf. sagt S. 49. dieses Mittel der durchkreuzten Rassen habe bey dem Schaafbock, Stier, Esel und Ross dazu gedient, die guten Eigenschaften derselben zu vermehren und zu vergrößern, so wie ihre Gestalt zu verschönern. Kann der Vf. ein zuverlässiges Beyspiel von diesem Erfolge der sich durchkreuzenden Rassen bey den Fischen anführen? Ist also auch auf diese Thierklasse der Satz anwendbar, daß das Produkt zweyer verschiedenen sich begattenden Rassen schlechter und besser, an Güte allemal sogar die bessere Rasse übertrefse? Wo ist für uns der Maasstab des Bessern und Guten bey den Fischen, deren Fleisch wir allein zu unsrer Nahrung suchen? Entweder der Gaumen oder die Diätetik allein sind hier gültige Richter über die Güte der Fische! Aber welche Güte! Und wie löst sie sich mit der Güte eines Rosses, Stiers, Esels und Schaafbocks vergleichen? Dana aber die künstliche Befruchtung selbst, so wenig Schwierigkeiten sie bey einer und derselben Art hat, so viele und große zeig-

gen sich nach der Analogie, wenn man sie auf verschiedene Arten anwenden will. Durchaus findet hier die Vergleichung und Analogie mit den Landthieren nicht Statt, welche man in nahe verwandten Graden und Arten mit einander gepaart und Bastarde erzeugt hat! Dies beweisen Spallanzani's Versuche mit den Eiern der Frösche, Kröten und Salamander, welche durch vielfältige Durchkreuzung der Arten und Gattungen mittelst der künstlichen Befruchtung nie den Erfolg einer neuen Zeugung gehabt haben. Wie viele Unähnlichkeiten und Schwierigkeiten zeigt die Vergleichung der Umstände, unter welchen die künstliche Befruchtung des Keims innerhalb des Leibes der Mutter und außerhalb desselben unternommen wird? Im letztern Fall schwimmt der Keim in einem fremden Elemente, dem Wasser, und der männliche Saamen wird entweder bey und nach der Befruchtung durch dasselbe Element aufgelöst, oder er gelangt erst nach einer völligen Auflösung in Wasser ohne alle Begattung zu den frey umherschwimmenden Keimen und befruchtet sie, wie dies so oft der Fall bey den Salamandern und Wassereidechsen der Fall ist. Auch hat Spallanzani diesen in Wasser aufgelösten Saamen mit Erfolg zur Befruchtung der Eier und Keime von Fröschen, Kröten und Wassereidechsen angewendet. Aber welche eine ewige Ebbe und Fluth von Gattungen und Arten müßte der stete Wechsel von Formen verursachen, wenn der im großen Elemente des Wassers aufgelösete und durch einander gemischte männliche Saamen der Wasserthiere, als da sind Fische, Frösche, Kröten und Eidechsen alle die ihm aufstossenden Eier und durch den Zufall entgegengeführten und im Wasser frey schwimmenden oder an Körpern befestigten Keime ohne Unterschied befruchten und so stets die Ordnung der Schöpfung stören und verwirren könnte! Sonach scheint es vielmehr, daß jeder thierische Keim und jedes Ey der Wasserthiere einen bestimmten Charakter und eine unabänderliche Empfänglichkeit für eine besondre Eigenschaft und einzelne Kraft des männlichen Saamens einer Art empfangen habe und behalte!

MATHEMATIK.

WIEN, b. v. Trattner: *Ephemerides Astronomicae anni 1802. ad meridianum Vindobonensem*, Jussu Augustissimi, a *Franc. de Paula Triesnecker*, Astronomo Caes. Reg. Universit. et Joh. Bürg, Adj. Astron. supputatae, cum Appendice. 1801. 460 S. 8. mit einer Mondskarte.

Der Anhang astronomischer Aufsätze enthält: I. Astronomische Beobachtungen auf der k. k. Sternwarte zu Wien von den Herausgebern, wie auch an andern Orten ange stellt; unter den letztern finden sich insbesondere Beobachtungen zu Ofen von *Taucher*, *Huliman* und *Bogdanich*, zu Prag von *David*, zu Kremsmünster von *Thadd. Derfingcr*, *Bened.* und zu Cracau von dem Prof. *Emerit. Sniadetzki* der dort gewesenen Universität. Die Opposition des

Mars, am 8. Nov. 1800 zu Wien und Ofen beobachtet, bestätigt die Richtigkeit der neuern Triesnecker'schen Marstafeln, wenn dabey die Orianischen Störungsgleichungen angebracht werden; der Fehler in Länge und Breite des Planeten betrug nicht viel mehr als 1 bis 2 Secunden; *Bogdanich* hat bey dieser Gelegenheit aus der Ofner Beobachtung die Länge vom aufsteigenden Knoten des Mars, für die Epoche 1801, zu $1^{\circ} 18' 1' 3''$ und dessen jährliches Fortrücken durch Vergleichung mit *Cassinis* und *Triesnecker's* Beobachtungen im Mittel zu $27''$, 4 bestimmt. Von Cracau kommen, aufser astronomischen, auch Witterungsbeobachtungen vom December 1799 bis März 1800 vor: die größte Kälte fiel am 28. Dec. 1799 mit $-23,6$ des Reaum. Thermometers; der Winter war also beynahe so strenge, als der unmittelbar vorhergehende, wo das Thermometer am 10. Febr. 1799 zu Cracau $-24,1$ erreichte. Beobachtungen des Mercuris bey dem Durchgange am 7. May 1799 von *Pocobut* in Wilna. Umständliche Anzeige der Beobachtungen, welche zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite der neuerrichteten Sternwarte zu Carlsburg (*Alba Carolina*) in Siebenbürgen dienen; die Beobachtungen sind meistens von *Anton Martonzi*, dem 1799 im Dec. verstorbenen Astronomen dieser Sternwarte, welche übrigeus unter dem Schutze seines Bruders, des Bischofs von Siebenbürgen, *Joseph von Martonzi*, noch ferner in Thätigkeit erhalten werden soll. Die Breite von Carlsburg kann hienach auf $46^{\circ} 4' 17''$, die Länge, nach Triesnecker's Berechnungen auf $1^{\circ} 24' 56''$ östlich in Zeit von Paris, gesetzt werden; Beobachtungen zu Claufenburg in Siebenbürgen geben die Breite daselbst $46^{\circ} 45' 53''$. Astronomische Beobachtungen im J. 1798 und 1799 von *Jungnitz* in Breslau. Die Sonnenfinsterniß am 28. Oct. 1799 zu Cumana im spanischen America durch *v. Humboldt* beobachtet. Sammlung einiger älterer bisher noch nicht benutzter astronomischer Beobachtungen; darunter: Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 4. Aug. 1739 zu Clermont en Auvergne von *Cassini de Thury* und *de la Caille*. Marsbeobachtungen zu Greenwich von *Bradley* in den J. 1751. 53. 55. und von *Tobias Mayer* zu Göttingen im J. 1760 aus den Mipfen des letzten gezogen. Eigene Bewegung von 24 Fixsternen nach gerader Aufsteigung von *Hornsby*. Fixsternbedeckungen von 1788 und 1789 aus dem Vten Bande der *Comment. Societ. Italicae*. Gerade Aufsteigungen von 12 bey *Bradley* fehlerhaft ange setzten Fixsternen, durch neuere Bestimmungen von *Zach's* berichtet. Ältere und neuere Beobachtungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, auch Mercurdurchgängen in Regensburg und Ingolstadt, mitgetheilt von Prof. *Placidus Heinrich* in Regensburg. Störungen des Mars, von *Burckhardt*, *Oriani*, *Schubert* und *Wurm* gemeinschaftlich berechnet; mit diesem Aufsätze verdienen neuere Berechnungen des Collegienraths *Schubert* in St. Petersburg, die in *v. Zach's* monatlicher Correspondenz 1801 Sept. enthalten sind, verglichen zu werden. Auszug der merkwürdigsten astro-

astronomischen Beobachtungen, die theils in der *Connaissance des tems pour l'an VIII*, theils in Bode's astronomischen Jahrbuche für 1801 zerstreut vorkommen. II. Ueber Berechnung der Massen der Himmelskörper, blofs mit Hilfe ihrer mittlern Abstände vom Centalkörper, und ihrer periodischen Umlaufzeiten, von dem k. k. Obristwachtmeister, Ritter von Vega. Die Trabanten, von denen einige Planeten begleitet sind, bieten sonst das sicherste Mittel zur Berechnung der Massen dieser Planeten dar; indess läst sich aus dem genauern Ausdruck eines bekannten Keplerschen Gesetzes, $T^2 (M + m) : t^2 (M + n) = A^3 : a^3$ auch die Masse n eines jeden Hauptplaneten herleiten, wenn nur dessen Umlaufzeit t und Abstand von der Sonne a , und zugleich die Umlaufzeit der Erde T , ihr Abstand A , wie auch ihre Masse $m = 1$ und die Masse der Sonne M als bekannt vorausgesetzt werden. Der Vf. hat diese und mehrere hieher gehörige Formeln entwickelt, und daraus die Massen der Planeten auf obige Art, ohne Rücksicht auf Trabanten, zu berechnen versucht, allein, da die gegebenen Gröfsen, z. B. die Sonnenmasse und die mittlere Entfernung der Planeten hiebey aufs genaueste bekannt seyn müssen: so können ganz geringe Unterschiede in diesen Gröfsen sehr beträchtlich auf die gefundenen Massen wirken, wie auch die Ueberflucht von des Vfs. Berechnungen S. 409. zu erkennen giebt, da ebendasselbst z. B. die Massen des Mercuris und des Mars, gegen alle bisherigen

Wahrnehmungen und begründete Voraussetzungen, jene um $\frac{3}{2}$ diese um $1\frac{1}{2}$ gröfser als die Masse der Erde gefunden werden. III. Bemerkungen über *Pilgram's Calendarium Chronologicum, medii potissimum aevi monumentis accommodatum*, von Prof. Bauer, Director der Normaltschule in Wien. In diesen Bemerkungen wird theils verlichert, dafs die Mondsveränderungen nach *Pilgram* mit ungleich weniger Mühe, aber eben so sicher als nach *Lambert*, sich berechnen lassen, wovon sich der Vf. durch eine Menge Beyspiele überzeugt hält, theils werden für die Besitzer des nützlichen *Pilgram'schen* Werks mehrere bedeutende Druckfehler angezeigt. IV. Geographische Längen verschiedener Orte aus Sonnenfinsternissen und Fixsternebeobachtungen berechnet von *Triesnecker*. Mit dieser vierten Sammlung schliesst der Vf. wenigstens auf eine Zeitlang, seine schätzbaren Arbeiten über geographische Längen, nachdem er seit einigen Jahren deren eine große Anzahl mit Zuziehung wohl der meisten oder doch der wichtigsten zu diesem Zwecke dienlichen, und seit einem halben Jahrhundert in und aufser Europa angestellten astronomischen Beobachtungen berechnet hat. Die Resultate der mühsamsten Untersuchungen von wenigstens 300 bis 400 solcher Beobachtungen enthält, kurz zusammengedrängt, ein alphabetisches Verzeichnifs von hundert und fünf Orten nach geographischer Länge und Breite, wovon jene durch die Bemühungen des Vfs. astronomisch bestimmt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Ohne Druckort: *Der Friede von Luneville ist über alle Auslegung erhoben*. Ein Nachtrag zu der Piece: Bedarf der siebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung? 1801. 52 S. 8.

2) *Rechtfertigung des Versuchs einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels von Luneville*. Gegen den Versuch einer natürlichen Erklärung des besagten Friedensartikels. 1801. 92 S. 8.

Hier folgt noch eine Nachlese zu den Streitschriften über die Auslegung des Luneviller Friedens, und besonders des siebenten Artikels desselben, welche bald nach ihrer Erscheinung in diesen Blättern angezeigt worden sind, und damals ein größeres Interesse, als jetzt hatten, nachdem die letzte Reichstagsberathschlagung über diesen wichtigen Gegenstand und andere nachher bekannt gewordene Umstände, die Zweifel größtentheils gelöst haben, und statt einer authentischen Auslegung dienen können.

Die erste Schrift ist gleichsam eine Duplik auf die schon angezeigte Flugchrift: *Der Friede von Luneville bedarf allerdings einer Auslegung*. Der ungenannte Vf. sucht die in seiner vorhergehenden Schrift: *Bedarf der siebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung* etc. deduchte Gründe noch mehr zu erläutern und fügt die Behauptung hinzu: dafs vermöge des jüngsten Reichsgutachtens, welches den Vten Art. gleich dem VItten mit Beziehung auf die Kassätor Verhandlungen, zum Gegenstande der künftigen Berathung macht, der Großherzog von Toscana ein Recht zur Entschädigung durch

Säcularisation erlangt habe. Uebrigens wird bey Bestreitung der Gründe des Gegners, nicht nur auf die in kuzem zu hoffende Entscheidung der Reichs-Friedensdeputation, sondern auch auf den von einem andern Vf. herrührenden *Versuch einer natürlichen Erklärung des VItten Friedensartikels von Luneville* verwiesen, jedoch zugleich gegen diesen der Entschädigungsanspruch des Fürstl. Taxischen Hauses in Schutz genommen.

In Nr. 2. sucht der Vf. der doctrinellen Auslegung den, von einem zweyten Gegner, in dem *Versuch einer natürlichen Erklärung* etc. ihm gemachten Einwürfen zu begegnen. Mit schulgerechter Genauigkeit tadelt er den Titel und die Einteilung dieser Abhandlung, vorzüglich aber die dem Worte: *Reich*, beygelegte doppelstinnige Bedeutung, und den angebenen Entschädigungsgrund: dafs der Staat im Collisionfall des öffentlichen und Privatrechts, jeden Bürger zur Erhaltung des Ganzen, nur gegen Schadenersatz zu nöthigen befugt sey. Ueberhaupt wird es ihm nicht schwer, manche Blößen seines etwas stüchtigen Gegners, und die künstlichen Wendungen derselben zu zeigen, welche mit der angenommenen natürlichen Erklärung sehr contrastiren. Er beharrt übrigens sehr hartnäckig auf seinen vorherigen Sätzen, wovon freylich manches nicht recht haltbar ist, insonderheit die behauptete Ausschließung der Erbgrafen, und Einschränkung des Entschädigungsobjects auf die *Domainen*, worunter er, nach der neuen Staatsrechtlichen Bedeutung, die *Kammergüter* versteht, welche als Eigenthum der regierenden Familien zu betrachten seyen.

ALLGEMEINE LITERÄTUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath und Kufler: D. Joh. Christ. Döderleins christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit, nach dem Lateinischen von D. Christ. Gottf. Junge, Antistes zu Nürnberg. Zehnter Theil. 1801. 316 S. 8. (20 gr.)

Dieser Theil geht von §. 217. 18. der lateinischen *Institut.* des sel. Döderlein bis §. 247. und umfaßt die Lehren von der ewigen Verdammniß oder den Strafen nach dem Tode, von der Erlösung durch Christus oder den Messias, also auch von den messianischen Weissagungen, von der ganzen Geschichte des Messias Jesus oder dem Stande der Erniedrigung und Erhöhung, vom Reich Christi, seiner jetzigen und künftigen Art der Regierung, mithin auch von der Auferstehung, dem letzten Gerichte und der Veränderung unserer Erde, oder allem dem, was zur Eschatologie gehört, wenn man die ewige Seligkeit und ewige Verdammniß noch dazu rechnet, welche eigentlich nach einer natürlicheren Ordnung besser hinter dem jüngsten Gerichte stehen, als oben, wo der sel. D. ihnen ihren Platz gegeben hat. — Die Manier des Hn. D. J. ist rühmlichst bekannt. Er unterfucht ruhig das Alte wie das Neue, und geht dabey einen Mittelweg. Er nimmt zwar auch auf die neuesten Untersuchungen in der Dogmatik Rücksicht: allein er erklärt sich nur selten ganz dafür, sondern wählt gewöhnlich eine Meynung, welche man die mildere nennen kann, in so fern sie die ältere Vorstellung zwar anders modificirt, aber alsdann auch gegen die neuesten Behauptungen vertheidigt. Dabey ist nichts zu erinnern, weil es immer mit Gründen geschieht. Allein hin und wieder möchte doch selbst gegen die Gründe noch manches einzuwenden oder anderes zu berichtigen seyn, weil noch zu viel von der alten Vorstellung, und vorzüglich von der alten dogmatischen Manier beybehalten ist, welches sich nicht wohl vertheidigen läßt.

Iren wir nicht, so geht der gelehrte Vf. offenbar bisweilen nach Art der alten Dogmatiker zu tief in eine dogmatische Speculation über übersinnliche Gegenstände ein, wovon wir nichts wissen können, die also eben deswegen entbehrlich ist, zumal wenn auch die biblische Veranlassung dazu fehlt. Dahin gehört z. B. die lange Stelle S. 8—11. wo Hr. J. die natürlichen Strafen in einer andern Welt auch ohne Beziehung auf das Gesetz und Gewissen zu erklären sucht.

A. L. Z. 1802. Erster Band.

„Die Seele geht mit der Gemüthsbe-
 „schaffenheit, mit der Denkungsart, die sie einmal
 „angenommen hat, in die Ewigkeit über. Sie nimmt
 „also ihre Eitelkeit, ihren Hochmuth, ihre Liebe
 „zum Essen und Trinken, zu Vergnügen, zur Wol-
 „lust, ihre Neigung zum Zorn, zur Herrschsucht,
 „zur Verachtung und Mißhandlung anderer mit sich.
 „Dieser Gemüthszustand raubt ihr nun schon die freye,
 „edle, tugendhafte Denkungsart, und fesselt sie an
 „lauter niedrige sinnliche Dinge, welche die Nahrung
 „solcher verkehrten Neigungen ausmachen“ u. s. w.
 Schwelchlich stimmt dieses mit der Psychologie ganz
 überein; denn wir entdecken schon hier auf Erden
 an abgelebten wollüstigen Personen beiderley Ge-
 schlechts einen wahren Abcheu vor der Wollust, und
 eine wahre Sucht, diejenigen zu verfolgen, von de-
 nen sie vermuthen, daß sie eben so wollüstig leben,
 als sie ehemals gelebt haben. Dagegen verklagen sie
 selbst ihre Gefühle, Bewußtseyn und Gewissen wegen
 ihrer vorigen Laster. Dieser Zustand läßt sich nicht
 wohl ändern. Daher hätten wir gewünscht, daß der
 Vf. gleich die Qualen des Bewußtseyns und Gewissens
 dargestellt hätte, wie er es von S. 11. an thut. — Eben
 so wenig würden wir uns bey der Lehre von der
 Auferstehung und dem Gerichte auf die Einwendungen
 eingelassen haben: wo denn eine solche Menge von
 Menschen Materie genug zu ihren neuen Körpern,
 oder einen hinlänglichen Platz zum Stehen, finden
 würde, und wie sie alle vermögen würden, die richter-
 liche Stimme zu vernehmen? S. 302. Wir würden bloß
 im Allgemeinen bemerkt haben, daß nach der Lehre
 der Bibel die künftigen Körper verklärte Körper
 gleich den Engeln seyn sollten, und daß alle subtile
 Fragen über die Natur der Körper, die Art der Auf-
 erstehung und des Gerichts, so wie die Einwendun-
 gen dagegen völlig fruchtlos und ohne praktisches
 Interesse wären. Am wenigsten würden wir aber die
 Einwendung des Simon Tissot, daß die sämmtliche
 Masse der auferstandenen Menschen nicht Raum auf
 der ganzen Erde haben dürfte, mit Saßmilch's Rech-
 nung beantwortet haben, die so lautet: „Wenn die
 „Auferstehung der Todten am Ende des sechsten
 „Jahrtausends erfolgte, so würden dann ungefähr
 „hundert und achtzig Tausend Millionen gelebt ha-
 „ben. Räumte man nun jedem zum Stehen zwey
 „rheintändische Quadratfuß ein: so würde die gan-
 „ze Summe neun tausend englische Quadratmeilen
 „betragen, deren die Erde über neun Millionen und
 „200,000 enthält. Die Erde dürfte also über sieben
 „und zwanzig Millionen Jahre stehen, ehe ein Man-
 „gel an Raum zu besorgen wäre. Eben so würde
 „auch

„auch der hundert und funfzigste Theil (der Materie) von Europa hinreichen, um *allen Auferstandenen* einen Körper von sechs Fuſs Länge zu geben.“ Wir zweifeln, ob ſolche arithmetiſche Diſcuſſionen den Glauben an eine Auferſtehung bey irgend jemanden befeſtigen können; gewiſs aber iſt, daß ſie nicht mehr nach dem Geſchmacke unſerer Zeit ſind, und daß der ſel. *Säuſenitch* den ächten bibliſchen Begriff von verklärten Körpern bey der Auferſtehung gar nicht hatte, wenn er den 150ſten Theil von Europa dazu verarbeitet werden läßt. — Endlich würden wir auch nicht ſo tief in die Speculation über die Veränderung der Erde durch Feuer eingegangen ſeyn, als es hier geſchieht. Es iſt von exegetiſcher Nothwendigkeit, daß etwas darüber ſageſt werden muß; allein weil dieſer Punkt ganz ohne alles praktiſche Intereſſe iſt: ſo wird er am beſten ſo kurz als möglich behandelt, wie alle übrigen dieſer Art, um der bloßen überſinnlichen Speculation, welche keine moraliſche Beziehung hat, mithin völlig leer iſt, keine Nahrung zu geben. Beyläufig wollen wir noch bemerken, daß die Erklärung S. 309. wonach *Petrus* unter dem Vergehen der Himmel, das Herabfallen der Sterne Matth. 24, 29. verſtanden haben ſoll, ſchwerlich Beyfall finden wird. Die Sache läßt ſich beſſer nach den damaligen Zeitbegriffen der Juden erklären. Eben ſo möchte auch wohl die Erklärung von dem Ausdruck *des Menſchen Sohn* in den Evangelien mehr Beyfall behalten, wonach er aus dem Daniel genommen ein Euphemismus für *Meſſias* iſt, als die hier S. 148. aufgeſtellt wird, wonach er aus dem Ezechiel genommen *einen von Gott geſendeten Lehrer, der wahrer Menſch iſt*, bedeuten ſoll. — S. 174. kommt der Vf. auf die wichtige Frage: ob ſich Jeſus accommodirt habe, und ob überhaupt eine Accommodation im Lehrvortrage erlaubt ſey? Er entſcheidet ſie nach des Hn. D. *Vogel* theologiſchen Aufſätzen 2. St., und unterſcheidet auch mit ihm eine *relative* und *poſitive* Accommodation. Nur die letzte hat Schwierigkeiten, und zwar auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, wie ſie hier vorgetragen wird, ſondern nur in folgenden Punkten. Darf ein Lehrer etwas als *Wahrheit* vortragen, was er ſelbſt nicht dafür hält, und darf er etwas als *pflichtmäßig* thun, was er nicht dafür erkennt? Kann damit die Pflicht der Wahrhaftigkeit beſtehen? Der Vf. bejaht dieſe Fragen aus Gründen, die man ſelbſt nachleſen muß, die aber den Rec. nicht völlig überzeugt haben. Er hält indeſſen ſein Urtheil zurück, und iſt nicht geneigt, vorſilig zu entſcheiden, weil ihm die Sache zu wichtig iſt. Nur will er noch auf einen Unteſchied aufmerkſam machen, der hier nicht gehörig beherrigt iſt. Da hier von Glaubensſätzen und Religionslehren die Rede iſt: ſo müſſen *bloß theoretische* und *praktiſche* Irrthümer ſehr wohl unterſchieden werden. Was moraliſch wahr iſt, das weiß der Menſch gewiſs, alſo auch was ein moraliſcher praktiſch ſchädlicher Irrthum iſt: allein über die Wahrheit oder den Irrthum eines bloß theoretischen Glaubens hat er keine objective metaphyſiſche Evidenz, weil hier alles

ſubjectiv, und dem metaphyſiſchen Skepticismus ausgeſetzt iſt. Sich alſo bey bloß theoretischen Glaubensſätzen zu accommodiren, kann ſehr wohl mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit beſtehen; denn ſo wenig man ſelbſt will, daß der andere einem ſeinen bloß theoretischen Glauben aufdringe, eben ſo wenig hat man Beruf und Pflicht, dem andern ſeinen bloß theoretischen Glauben aufzudringen, abgerechnet daß der Glaube an einen bloß theoretischen Religionsſatz nie Pflicht werden kann. Allein einen moraliſchen praktiſch ſchädlichen Irrthum, wenn er als ſolcher erkannt iſt, für Wahrheit auszugeben, kann ſchwerlich mit der Wahrhaftigkeit und Pflicht beſtehen. Als man daher Jeſu bey einem Kranken die Frage vorlegte: wer hat geſündigt dieſer Menſch oder ſeine Aeltern? ſo antwortete Jeſus mit Recht, weder er, noch ſeine Aeltern, und verwarf dieſen praktiſch ſchädlichen Irrthum ausdrücklich. Er was anderes iſt es dagegen, wenn ſich ein Lehrer über einen Punkt nicht ausläßt, oder auch nach derſelben Vorſtellung ſpricht, um das praktiſch Unwahre darin allmählig zu berichtigen. Allein ſo bald er ausdrücklich darum gefragt wird, muß er ſeine Ueberzeugung wahrhaft ausſagen, denn das Gegentheil wäre *Heuchelei*. — S. 164. wird der dogmatiſche Satz von der absoluten Unmöglichkeit, daß Chriſtus habe ſündigen können, beleuchtet. Der Vf. unterſcheidet eine absolute und hypothetiſche Unmöglichkeit. Nur die letzte war vorhanden, weil der Logos erforderlichen Falls das wirkliche Sündigen durch die Kraft ſeines Einflusses verhüten haben würde. Dieſs iſt eine ſehr bedenkliche Behauptung. Wenn dieſs wirklich der Fall geweſen wäre: ſo verſchwündet gerade die ſchönſte Seite von Jeſu, wonach man ihn mit Recht als das Ideal und Muſter einer den Menſchen möglichen Lebensheiligkeit betrachtet und aufſtellt. Dieſs iſt unſtreitig mehr werth als eine Hypotheſe der Dogmatik zu Gefallen. — Wenn wir nun auch in ſolchen einzelnen Punkten anderer Meynung ſind: ſo ſtimmen wir doch mit dem Ganzen von Herzen überein. Beſonders hat uns die Auseinanderſetzung der Lehre von einer ewigen Verdammniß wohl gefallen. Man kann nicht läugnen, daß im N. T. ewige Strafen gedrohet werden, wenn man das Wort *anwies* im metaphyſiſchen Sinne nehmen will (bisweilen heiſt es auch bloß *künftig*, und bezieht ſich auf die künftige Welt): allein es wird nirgends im N. T. geſagt, daß eine Besserung in jener Welt *unmöglich* ſey. Alſo iſt es wenigſtens möglich, daß die Strafen aufhören können. So hat Rec. immer über dieſen Punkt gedacht. Nur fehlt zur Conſequez dieſer Vorſtellung noch etwas, was er bey dem Vf. nicht bemerkt hat, ſondern eher das Gegentheil. Auch eine ewige Seligkeit kann nur unter der Bedingung verheißen werden, wenn der Menſch im Guten beharret. Alſo muß man auch die Möglichkeit der Abweichung vom Guten ſelbſt in jener Welt noch zugeſtehen, denn ein *endlich freyes Weſen* darf man unter keiner Bedingung des Daſeyns als determinirt denken. Endlich verdienen ſie paar Stellen,

die sich auf die Geschichte der Dogmen beziehen, vielleicht noch eine nähere Bestimmung. So ist es z. B. ganz richtig, wenn der Chiliasmus S. 313. von den Juden abgeleitet, und zu den Judenschriften hinüber geleitet wird, ohne daß sie etwas daran änderten. Allein das Uebrige, was von der Milderung und Verfeinerung durch diese Judenschriften gesagt wird, kann wegfallen. Sie behielten ihn vielmehr in der ganzen groben jüdischen Gestalt bey, wie man am Papias sehen kann. Zugleich fällt dann auch die Behauptung des Eusebii weg, daß Papias der erste war, der diese Vorstellung annahm. Er war bloß unter den Vielen ein Hauptanhänger dieser Lehre, welche im ganzen frühesten Christenthume die allein herrschende Lehre blieb. S. 127. ist eine solche Stellung gewählt, daß es scheinen könnte, als hätten Arius und Apollinaris später gelebt, als die Priscillianisten. — Uebrigens wäre es zu wünschen, daß der Hr. D. J. den Rest der Institutt. in zwey Bände zusammen fassen könnte, damit das deutsche Werk nicht zu stark, und eben deswegen weniger allgemein brauchbar würde.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Hinburg: *Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels*, von Johann Elert Bode, königlichem Astronomen, und Mitgliede der Akademien d. Wiss. in Berlin, London u. s. w. Siebente verbesserte Auflage; mit 15 Kupfertaf. und einer allgemeinen Himmelskarte. 1801. 632 S. 8. (5 Rthlr.)

Daraus ist besonders abgedruckt:

Ebendaf. b. Ebendemf.: *Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude*. (der letzte Abschnitt des vorhergehenden Werks) 1801. auf 74 S. 8. (10gr.)

Auch wird besonders verkauft:

Ebendaf. b. Ebendemf.: *Beschreibung und Gebrauch einer allgemeinen (zu eben dieser Schrift gehörigen) Himmelskarte mit durchscheinendem Horizont*. 1800. (2 Rthlr. und ohne den Horizont 1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die neue Ausgabe eines Buchs an, das, wie wir aus vielfältiger Erfahrung wissen, seinen Zweck bisher so gut erfüllt hat, um nicht nur, wozu es unmittelbar bestimmt ist, die Stelle einer mündlichen Anleitung zur Kenntniß der Sterne zu vertreten, sondern überhaupt in einen größern Kreis von Lesern, durch populäre und interessante Darstellung der vornehmsten Resultate, eine Wissenschaft einzuführen, die immerhin eine edle Beschäftigung für alle Geister bleiben wird, welche (wie der verewigte Baisch, ein Landsmann des Vf. sich ausdrückt) nicht bloß an der Erde leben, und ihre Kenntniß über das hinaus erweitern wollen, was zunächst zur Nahrung und Nothdurft des Leibes gehört. — Die gegenwärtige siebente Auflage

hat folgende Erweiterungen und Verbesserungen erhalten. In der allgemeinen Himmelskarte, wovon eine ausführliche Anzeige in der A. L. Z. vom vorigen J. enthalten ist, sind die neuesten Sternbilder eingetragen worden. Durchgebends ist das, was erst seit 1792 (oder seit der letztern Ausgabe) in der Astronomie entdeckt worden, und für die Leser dieses Buchs von Wichtigkeit seyn kann, an gehörigem Ort eingeschaltet, z. B. die Entdeckung von zwey neuen Saturns- und vier neuen Uranustrabanten, die Bestimmung einer Axendrehung der Venus, des Saturns und seines Ringes u. s. w. Von der Rotation des Mercuris, die neuerdings Schröter wahrgenommen hat, konnte noch nichts vorkommen. Mit Weglassung der Stellungen der Planeten für die neun letzten Jahre des achtzehenden Jahrhunderts, welche noch in der vorigen Ausgabe stehen geblieben waren, sind nunmehr die heliocentrischen Oerter der sieben Planeten für die Jahre 1801 bis 1812, wie auch die innerhalb dieses Zeitraums fallenden Sonnen- und Mondfinsternisse, im allgemeinen berechnet, neu hinzugekommen. Durch jene neuen Bestimmungen der Erscheinung der Planeten in den nächsten zwölf Jahren hat der Vf. ohne Zweifel den zahlreichen Herausgebern jährlicher Taschenkalender in Deutschland eine Gefälligkeit erwiesen. Auch selbst dem Astronomen kam eine solche allgemeine Uebersicht der heliocentrischen Längen der Planeten für ein gegebenes Jahr in gewissen Fällen, wo keine strenge Genauigkeit gefodert wird, brauchbar seyn, z. B. um die Zeitpunkte der heliocentrischen Conjunction mehrerer Planeten, wo ihre wechselseitigen Störungen am beträchtlichsten sind, voraus zu wissen, oder aus andern Absichten. — Nach S. 568. soll sich ein Punkt des Sonnenäquators bey dem 112 mal größern Umfange der Sonnenkugel und ihrer 25 $\frac{1}{2}$ tägigen Umwälzung um ihre Axe 106 mal schneller fortbewegen, als ein Punkt des Erdäquators. Allein bekanntlich verhalten sich die Geschwindigkeiten zweyer Körper geradehin, wie die durchlaufenen Räume, und umgekehrt, wie die Zeiten; die Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Erdäquator verhält sich daher zur Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Sonnenäquator, wie 1 Erdurchmesser, dividirt durch 1 Tag, zu 112 Erddurchmessern, dividirt durch 25 $\frac{1}{2}$ Tage, d. h. wie 1 zu 4 $\frac{2}{3}$ ungefähr; der Vf. hat in seiner Rechnung der Erde einen Umschwung von 24 Tagen, statt von 24 Stunden gegeben, und so 106 statt 4 $\frac{2}{3}$ mal gefunden. Rec. würde hier dieser Verwechslung nicht erwähnen, hätte er nicht bemerkt, daß sie aus der sechsten Auflage des Buchs bereits in eine andere neue populäre Schrift (in das Taschenbuch auf 1801 von Fritsch) übergegangen ist. — S. 579. kommt der Vf. auf seine längst gekauferte, und nun durch neuere Beobachtungen z. B. von Schröter, immer wahrscheinlicher gewordene Meynung über Kometennebel und Schweife zurück; er läßt bey der schnellen Annäherung des Kometen gegen die Sonne von jenem sich viele außerst feine Theile losreißen, und auf die von der Sonne abgewandte

Seite des Kometen zurücktreten, wo sie oft auf mehrere 100,000 Meilen hinaus sich erstrecken, und uns als eine Art von Nebelhülle und Schweif sichtbar werden: dieser Nebel und Schweif müssen ein eigenthümliches Licht haben, da durch sie hindurch noch Fixsterne sich zeigen, und da sie uns selbst hinter der Sonne und im Schatten des Kometenkörpers noch zu Gesichte kommen; sie haben viel Analoges mit den Leuchtungen der irdischen Electricität, des Zodiakallichts und der Nordsciene. — S. 586. wiederholt der Vf. noch immer theils die angebliehen Beobachtungen eines Venustrabanten, theils die Gründe für seine Meynung, warum die Existenz eines solchen Trabanten nicht so durchaus zweifelhaft seyn könne. Ihm ist nicht wahrscheinlich, daß geübte Beobachter mehrmalen einen Wiederglanz der Venus im Augenglase des Fernrohrs (wie *Hell* sich vorstellt) oder auch ein durch das schief eingesetzte Objectivglas entstandenes Nebenbild (wie *Köhler* die Sache erklärt) für den Venusmond sollten angesehen haben. Schon *Mairan* meynte, daß zur Sichtbarkeit dieses Trabanten eine gewisse seltene Durchsichtigkeit der Zodiakallichtmaterie, die um die untern Planeten noch ziemlich dichte ist, erforderlich seyn möchte, daher man ihn auch bisher immer nur in einem geschwächten Lichte gesehen habe, Ueberdem findet *Bode* noch folgende Schwierigkeiten, den Trabanten zu sehen. Hat Venus volles Licht: so ist sie von der Erde am weitesten entfernt; ihr Durchmesser und der Durchmesser ihres Trabanten sind also beide am kleinsten, auch verdunkelt ihr starkes Licht das Licht des Trabanten. Ist hingegen Venus der Erde näher: so ist sie nur wenig erleuchtet; der Trabant ahmt die Phase seines Hauptplaneten nach,

und wirft nicht genug Licht zur Erde zurück, oder bleibt auch, da in der Erdnähe sein scheinbarer Abstand von der Venus sich erweitert, mit dieser nicht zugleich im Felde des Fernrohrs; am besten müßte er sich hiernach um die Zeit, wo Venus halb erleuchtet ist, auffinden lassen. Es ist wahr, diese Gründe sind für wenige Astronomen befriedigend genug, um an einen schon beobachteten Venusmond zu glauben; indefs verdienen sie doch gehört zu werden, da sie wenigstens immer eine Möglichkeit, den Trabanten einst wieder zu finden, übrig lassen. Auch die beyläufigen Verhältnisse in den Abständen der Planeten von der Sonne, nach welchen *Bode* in einigen seiner früheren Schriften noch mehrere Planeten unsers Sonnensystems aufser den längst bekannten abndete, schienen den meisten Astronomen nur eine sehr entfernte Wahrscheinlichkeit zu einer solchen Vermuthung zu enthalten; aber ein unerwarteter Erfolg hat diese etwas gewagten Mutmaßungen vor 20 Jahren durch die Entdeckung des Uranus bestätigt, und wird sie vielleicht durch die Auffindung eines andern neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter, über den man seit dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts ernstliche, jedoch mit großen Schwierigkeiten verbundene, Nachforschungen am Himmel anstellt, noch ferner bestätigen. Wenn auf der einen Seite die Astronomie, als Wissenschaft, mit Strenge alles ausschließt, was ins Feld der Dichtungen gehört: so liefern auf der andern Seite die Gegenstände, mit welchen sich diese ernste Wissenschaft beschäftigt, nur zu reichen Stoff für die dichterische Einbildungskraft, und auch hier gilt manchmal:—
habent aliquid vatum praesagia veri.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Noch ein Wort über Säkularisationen.* Von einem Freunde der Menschheit und der guten Sache. 1801. 72 S. 8. In der Vorrede kündigt sich der Vf. als einen Protestanten (?) an, dessen Ideen durch volle Ueberzeugung und innigste Theilnahme an dem Schicksal der geistlichen Regenten geleitet würden. Er hat daher mit gar zu vieler Wärme geschrieben, und ist eben so wenig, als seine zahlreichen Vorgänger, für einen unpartheyischen Beurtheiler des Säkularisations-Systems zu halten. Seine Erörterung reducirt sich auf folgende 4 Sätze: 1) *das Säkularisations-System sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Humanität und Gerechtigkeit.* Man würde besser gethan haben, solches auf die Rechnung einer graufamen, vom Feinde aufgedrungenen Politik zu setzen, als die Verläugnung der Wahrheit und Menschlichkeit durch Sophismen zu beschönigen, welche bald eben so gut als Waffen zur Verjagung der weltlichen Herrscher dienen könnten. 2) *Es sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Reichs-Constitution,* weil selbige die Erhaltung des Eigenthums und aller sanctionirten Regalien vorzüglich fodere, und die Existenz der geistlichen Staaten mit allen innern Verhältnissen des

Reichs genau zusammenhänge. Der Vf. schildert mit vieler Lebhaftigkeit die traurigen Folgen jenes Systems für die mindermächtigen Stände und für das kaiserliche Ansehen, und empfiehlt den verlierenden Fürsten die Genügsamkeit an einer unvollkommenen Entschädigung, wobey die geistlichen Stände noch bestehen könnten, und die Ausmittelung einer billigen Indemnification aller im Kriege Verunglückten. 3) *Es sey selbst mit dem Geist des Luneviller Friedens nicht ganz übereinstimmend.* Zu dessen Beweis werden verschiedene Stellen aus dem Versuch einer doctrinellen Auslegung des VII. Pr. Art. von Luneville etc. anführt, und die darin geäußerten Grundsätze empfohlen. 4) *Jenes System sey endlich unverträglich mit der politischen, moralischen und religiösen Wohlfahrt der denselben unterworfenen Länder.* Hier werden die Nachteile einer, ohne Beziehung auf Religion, angewendeten Staatsklugheit angegeben, und daraus, daß Staat und Religion ein harmonisches Ganzes bilden müsse, will der Vf. erweisen, daß die Vereinigung der weltlichen und bischöflichen Gewalt in einer Person einzig die Idee einer ganz beglückenden Staatsverfassung realiire.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

GORNA, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt.* Aus dem Französischen 1801. Aufser der Vorrede von 70 S. 296 S. 8. nebst drey Karten. (1 Rthlr. 16 gr.)

Magellans merkwürdige Umschiffung der Erde war bisher nur aus einem flüchtigen und ohne Sachkenntniß gemachten Auszug des Franzosen *le Fevre (Fabre)*, aus dem während der Reise gehaltenen Tagebuch und den Erzählungen spanischer oder portugiesischer Geschichtschreiber bekannt, welche diese Reise in ihren Nachrichten von der Entdeckung der neuen Welt und Ostindien nicht übergehen durften. Wohin das Tagebuch selber gekommen war, wußte man nicht, obgleich Pigafetta, der Vf. desselben und Magellans Reisegefährte, wenigstens vier Abschriften seines genau geführten Journals Kaiser Karl V., der Königin Luise von Frankreich, Papst Alexander dem VII., und dem Großmeister von Rhodus Philipp de Villers l'Isle Adam übergeben hatte. *Le Febres* Auszug ward schon 1536 in Venedig gedruckt, ihn nahm hernach Ramusio in ersten Theile seiner Sammlung auf, und aus dieser Quelle haben *Das Broffes, Dabrymple, Ortega, Adelung* und *Sprengel* ihre Uebersetzungen entlehnt, wovon die letzte im vierten Theil der Beyträge zur Länder- und Völkerkunde zu finden ist.

Hr. *Amoretti* in Mayland hat das vollständige Tagebuch, welches Pigafetta während der ganzen Reise hielt, vor Kurzem in der Ambrosischen Bibliothek in Mayland aufgefunden. Weil dasselbe aus einem Gemisch von venetianischen, portugiesischen und italienischen Redensarten bestand: so übersetzte er es rein italienisch, und ließ seine Uebersetzung, die nach der Vergleichung mit den aus der Urschrift in den Anmerkungen ausgehobenen Stellen getreu ist, 1800 in Mayland drucken. Er besorgte hernach eine französische Uebersetzung, welche in diesem Jahr in Paris erschienen, und mit Martin Behaims Lebensbeschreibung von Hn. v. *Murr* versehen ist. Letztere haben hier Hr. *Jacobs* und *Kries* deutsch übertragen, und sowohl der italienische als die deutschen Herausg. haben ihre Arbeiten mit erklärenden Noten begleitet. Hr. *A.* hätte diese leicht vermehren oder beherrschender einrichten können, wenn nicht dabey fast einzig die Sammlung aller Reisen wäre befragt worden, und die deutschen Uebersetzer konnten ihr Original vielleicht verbessern oder hin und wieder

berichtigen, hätten sie die Reisen selber befragt, wovon jene Sammlung nur Auszüge liefert oder sich nur an die frühern Uebersetzungen des Pigafetta gehalten, wie wir unten zeigen werden.

Pigafetta, dessen vollständiges Tagebuch vor uns liegt, erscheint jetzt in einem vortheilhaftern Lichte, als man ihn bisher zu betrachten gewohnt war, und er verdient die nachtheiligen Urtheile nicht, welche Pauw und andere über ihn fällten, weil sie nur den Auszug vor sich hatten, der freylich oft buchstäblich getreu ist, aber auch eben so oft erhebliche Dinge wegläßt, und eine Menge Uebersetzungsfehler enthält. *Pigafetta* war zwar nicht frey von der Leichtgläubigkeit und den Vorurtheilen seines Zeitalters, allein er beobachtete die neuen Gegenstände genau und aufmerkfam, und er suchte überall, wie seine Erzählung von den Reichen auf der Halbinsel jenseit des Ganges und von China beweist, Belehrungen zu erlangen und mitzutheilen. Auch ist er der erste Reisende, welcher das Studium fremder Sprachen zu erweitern suchte, und nicht bloß einzelne Worte, sondern lange Verzeichnisse patagonischer und malayischer Sprachproben zusammenbrachte.

Hr. *A.* hat sich nach Ausfindung dieses Tagebuchs, welches wahrscheinlich von Magellans Exemplar abgeschrieben ward, das er dem vorgedachten Großmeister des Johanniter-Ordens überschickte, und einem Ritter desselben Ordens gehörte, wie in der Vorrede hinlänglich erwiesen wird, vergeblich bemühet, die Urschrift oder ähnliche Copien in andern italienischen Bibliotheken anzutreffen, aber dergleichen war weder in der Vaticanischen noch in andern vorhanden. Da ihm dieses fehlschlug: so blieb ihm noch die Gelegenheit übrig, seine Handschrift mit andern gedruckten oder ungedruckten Nachrichten zu vergleichen, aus denen jene für die Erdkunde wichtige Reise erläutert, oder gar ergänzt werden konnte. *Le Febres* Auszug ist von ihm in dieser Rücksicht lange nicht genug mit dem Tagebuch selber conferirt worden, wie bloß folgende Beyspiele zeigen, deren, wenn hier der Ort wäre, eine größere Anzahl beygebracht werden könnte. S. 186. erzählt *Pigafetta* nach Hn. *A.* Uebersetzung, der König von Ternate habe die Schiffe besucht, um spanische Gewehre kennen zu lernen, nämlich die Flinte, die Armbrust (*balafre*) und den *Besils*. Hr. *A.* erklärt *Besils* durch eine Art starker Armbrust. Uns ist jenes Wort nie in der angeführten Bedeutung vorgekommen, auch haben wir bey dem Nachschlagen nichts darüber finden können. Indessen erklärt der

Auszug die ganze dunkle Stelle auf einmal. Hier heist es: der König besahe die Bogen von Brasilienholz (*archi di Verzino*); im Tagebuch selber kann vielleicht *Bersille*, *Bresille* stehen, oder dieses Wort in Bersils verrieben seyn. Auch Pigafetta selber erwähnt S. 25. der Bogen aus Brasilienholz. S. 203. beschreibt Pigafetta den Paradiesvogel, bey dem er die lange geleugneten Füße fand, und nennt ihn in seinem Tagebuch *Bolondinata*. Durch den Auszug bey dem Ramusio kann man die wahre *Lescart Manucodiata* wieder herstellen, weil der Vogel noch im Spanischen diesen Namen führt, auch von Naturforschern so genannt wird.

Zu den andern Nachrichten, welche Pigafetta's Tagebuch wohl ergänzen konnten, rechnen wir *Franz Alvo's* nautisches Diarium, der als Oberlootse mit den wenigen Ueberbleibseln der Mannschaft, welche mit Magellan die Reise antrat, in dem Schiffe *Victoria* zurückkehrte, welches 1788 in Madrid zuerst aus dem Archiv von Indien gedruckt, und der in eben diesem Jahre erschienenen *Relation del ultimo Viage al Estrecho de Magellanes de la Fregatta S. Maria de la Cabeza* angehängt ward. Nicht nur die Zeit mancher Entdeckungen kann man daraus genauer bestimmen, sondern auch einzelne verriebene oder verhörte Ortsnamen lassen sich daraus entziffern. Auch *Barros* hatte bey Abfassung seiner *Decaden* von Alien, und zwar bey Beschreibung von Magellans Reise, Papiere in Händen, die aufser ihm Niemand gebraucht hat, und schwerlich nach ihm irgend jemand wird befragen können, weil sie gewiß längst verloren sind. Durch einen wunderbaren Zufall kam er in Besitz der Papiere des den Magellan begleitenden Astronomen *Andreas de St. Martin*, oder wie er in *Amoretti's* Vorrede heist, *Martin von Sevilien*. Er ward 1521 auf der Insel *Zebu* erschlagen, und seine Papiere auf eine uns unbekante Art nach Portugal gerettet. Aus diesen hat *Barros* die ganze schriftliche Verhandlung mitgetheilt, die Magellan mit seinen vornehmsten Gefährten den 21ten Nov. 1520 in der Mitte der Meerenge in der heiligen Bay über die Frage anstellte, ob sie in der neuentdeckten Strafe weiter fortgehn, oder von hier nach Hause zurückkehren sollten. Vorzüglich war *St. Martin* für die letzte Meynung, und *Barros* hat uns alle seine Gründe für diesen Entschluß erhalten, der aber von Magellan verworfen ward. Von dieser Berathschlagung sagt *Pigafetta* eigentlich gar nichts (S. 45.); er hat nicht einmal den Namen jener Bay bemerkt. Auch in dem 1716 gedruckten Bücherverzeichniß der *Leidner Bibliothek* findet sich S. 372. eine Handschrift von *Magellan's* Reise, aber über ihren Inhalt wissen wir weiter nichts zu sagen. Indessen machen diese zur Zeit bekannten gedruckten und ungedruckten Nachrichten es sehr wahrscheinlich, daß sich bey strenger Nachforschung noch wohl andere Ergänzungen oder Aufklärungen dieser Reise erwarten lassen.

Da der Zweck, der Erfolg und die wichtigsten Nebenumstände von *Magellan's* Fahrt um die Welt

hinlänglich bekannt sind, und jederman sich jetzt durch die deutsche Uebersetzung des ganzen Tagebuchs von dessen Vorzügen vor dem in allen gebildeten Sprachen vorhandenen Auszuge, überzeugen kann: so enthalten wir uns, den Inhalt desselben ausführlicher anzuzeigen, oder auch nur die Stellen auszuheben, welche der französische Epitomator weglassen hat. Dagegen halten wir für nöthig, etwas länger bey *Amoretti's* Einleitung oder Vorrede zu verweilen, als die deutschen Uebersetzer für gut gefunden haben.

In derselben berührt er die Veranlassung der ersten Seereisen, die Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien nach der Entdeckung der neuen Welt, ihre Beylegung durch päpstliche Vermittelung, auf welche Art *Magellan* bewogen ward, jene Reise anzutreten, wann und wie diese von seinem Begleiter *Pigafetta* beschrieben ward, oder wie die Handschrift beschaffen war, die er zuerst ins Publicum brachte. — Die Ursachen, warum *Magellan* die Erhöhung seiner monatlichen *Moradia* verlangte, und König *Emanuel* von Portugal ihm nach seiner Rückkehr aus Indien sein Gesuch verweigerte, das nach *Barros* jährlich nur sechs *Crusaden* betrug, sind Hn. *A.* unbekant geblieben. Allein der oben angeführte Geschichtschreiber *Barros* bemerkt, daß *Magellan* jene Erhöhung deswegen gefodert habe, weil er nach seiner Rückkehr mit andern Portugiesen nach der afrikanischen Festung *Azamor* gezogen, um die *Maroccaner* zu bekriegen, und in einem Gefecht mit ihnen schwer verwundet worden. Der König hingegen verweigerte *M.* Verlangen, weil er *Azamor* ohne Erlaubniß verlassen, und überdem der Kommandant dieser damals portugiesischen Festung gegründete Beschwerden über ihn zu führen hatte. Während dieser Zeit stand *M.* mit seinem Freunde und Landsmann *Serrano* (*Serraõ*) in beständigem Briefwechsel, der seit langer Zeit oder seit 1511 auf den *Molucken* lebte, und ihm übertriebene Berichte von der Lage, Wichtigkeit und Ausdehnung dieser Inseln zuschickte, so daß man eigentlich den *Serrano* für den Erfinder des fünften Welttheils halten muß.

Vor *Magellan's* Fahrt war die Lage der *Molucken*, oder *Gewürzinseln*, nebst dem gewaltigen *Inselmeer* in ihrer Nachbarschaft wenig bekannt, und die Portugiesen suchten nach der engherzigen Politik damaliger Zeiten diese möglichst zu verhüllen, oder Fremde von den mit einem vorgeblich ewigen Nebel bedeckten, und mit verborgenen Klippen umgebenen Inseln abzuschrecken. Die päpstliche *Demarcation* war also in diesem noch unerforschten Ocean unentschieden, und Spanien wie Portugal rechneten zu ihrem Antheil, was sie entweder wirklich besaßen, oder *Abentheurer*, nach ihrer verschiedenen Theorie, zum Gebiet beider Reiche rechneten. Doch war das Recht auf die *Molucken* unstreitig auf Seiten der Portugiesen. Da nun schon vor *Magellan's* Ankunft, den *Johann de Solis* ausgeschickt hatte,

auf dem südwestlichen Wege die Molucken aufzuseuchen, und Stephan Gomez zu erweisen suchte, die Gewürzinseln lägen in der spanischen Demarcation, auch Karl V. bereits entschlossen war, ihn zur Besitznehmung derselben auf dem westlichen Wege auszufenden: so ward dieser Kaiser für Magellan's neues System un so mehr eingenommen, da er selber in Malacca, in der Nachbarchaft derselben gewesen war, Beweise und Erfahrungen an Ort und Stelle gemacht vorweisen konnte, und mehrere Ostindienfahrer, und unter diesen den geschickten Altronomen Rui Falero nebst dem gelehrten indischen Geographen Eduard Barbosa (Barbessa) aus Portugal mitbrachte. Jener konnte den Kaiser oder dessen Rathgeber durch Rechnungen und Demonstrationen, und dieser sie durch seine indische Erdbeschreibung von der Wahrheit der vorgelegten Thatfachen überzeugen. Dafs man in Spanien die Ausführung dieses Unternehmens nicht bezweifelte, zeigen die großen Vortheile, welche man dem Magellan und Falero versprach, und eben dieselben waren, unter denen Colon nach America segelte. Von diesen allen aber hatte Pigafetta nichts erfahren, und giebt daher in seinem Tagebuch hierüber keine Auskunft. Beide vorher genannte Portugiesen sollten den zwanzigsten Theil von dem Gewinn der Reise haben, zehn Jahre ausschliesslich die neuentdeckte Strafsse befahren, und Freyheit haben, jährlich für 1000 Dukaten Waaren dahin zu senden, aufser andern ansehnlichen Belohnungen.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Zerstreute Blätter*, beschrieben von Maria Mnioch, geb. Schmidt. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Mnioch. 1800. 264 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Man kann die vom Herausg. beygefügte prunklose Lebensschilderung der Maria Mnioch nicht ohne inigen Antheil lesen. Sie hatte sich nach ihrem Lehrer und Freund und nachmals Gatten gebildet, und ihre Gedankenreihen und Poesien tragen sehr die Farbe seines Geistes, nur modificirt durch einen zärtlern, ätherischn Anstrich. Es spiegelt sich in ihnen durchaus eine reine und schöne weibliche Seele ab. Sie lebte nur für ihren Mann, für ihr Haus, ihre Kinder, und für einen kleinen vertrauten Kreis; ihre sehr beschränkte Lage und ihre häuslichen Sorgen verführte sie durch ihren Genius, der an allem Schönen, Wahren und Guten Wohlgefallen fand; ihre kleinen Aufsätze und Gedichte wurden meist in den letzten beiden Jahren ihres Lebens — sie starb, 20 Jahr alt — bey ihrer Nadelarbeit empfangen und auf einzelne Blätter hingeworfen, die sie selbst zusammenlegte, und mit der Ueberschrift versah, welche ihnen der Herausg. gelassen hat. Freude an begrenzten häuslichen Leben und Sehnsucht nach dem Unendlichen ist das Hauptthema der Ergießungen

ihres Geistes und Herzens. Ein großer Theil dieser zerstreuten Blätter war schon in Mniochs sämmtliche auserlesene Schriften 1798. 1799 aufgenommen, und der Charakter derselben ist bey der Anzeige derselben in A. L. Z. 1800. Nr. 335. S. 443—445. gewürdigt worden. Die edle Maria verdiente es aber, dafs der Verleger aus ihren Blumen einen besondern Kranz flocht, den der Herausg. noch mit manchen lieblichen Blüthen ihres Geistes, die nicht in seinen gesammelten Schriften stehen, bereichert hat. Es sind nämlich hinzugekommen: Muttergedichte; häusliches Leben des Königs von Preussen als Kronprinzen; Skolien; Hausstands-Poesie; Schiller; Mignon; Phantasien; Wechsel und Bestand.

GLOGAU, in der neuen Güntherschen Buchh.: *Briefe eines Menschenfreundes an bekümmerte und leidende Minnenfchen*. 1800. VIII. u. 283 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., ein einsichtsvoller und wohlgeünnter Landprediger, sucht mit dem Pfunde, das ihm verlichen, auch aufser dem Wirkungskreise, den sein Amt um ihn zieht, nützlich zu werden. Er hat seine menschenfreundliche Belehrung für die Classe der Leidenden und Unzufriednen berechnet, die in dem Maasse immer größer wird, in welchem die erkünstelten Bedürfnisse, die Ansprüche, die Ueppigkeit mit dem Gefolge der Laster und des Elendes überhand nehmen. „Ich wollte, sagt er, manchen nützlichen und unter besondern Umständen trostreichen Gedanken in eine gefällige Form gießen, so dafs selbst diejenigen, die sonst die moralische Lectüre nicht lieben, doch einige Augenblicke dabey festgehalten würden.“ Ernste Gemüther, welche nach Büchern der Art greifen und empfänglich für die Stimme der Wahrheit und des Trostes sind, werden hier viel Belehrung und Zurechtweisung, und viel Stoff zur Beruhigung und zur Verbesserung ihres Zustandes finden. Ein aufgeklärter, menschenfreundlicher, milder und darum wohlthuernder Geist athmet in diesen Betrachtungen. Ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, behandelt er das Vorurtheil mit Schonung, ohne durch Härte die Gemüther von sich zu entfernen, macht er auf Fehler und Vergehungen als Quellen des Elends aufmerksam, predigt die Wahrheit, dafs wir uns den Dingen unterwerfen müssen, weil wir sie uns nicht unterwürdig machen können, stellt der Schattenseite immer eine Lichtseite entgegen, und zeigt, dafs oft das Besserseyn eine Bedingung des Glücklicherseyn ist. Man findet hier Briefe an einen über einreisende Irreligiosität klagenden Religionslehrer, an einen mit Nahrungsforgen kämpfenden, an einen Onanisten, an eine unglücklich Verheyrathete, an einen Freund über vereitete Aussichten auf ein Amt, an einen, der mit seinem Stand, an einen andern, der mit sich selbst nicht zufrieden ist, an Jemanden, dem der Tod seinen Freund entrisen hat, an eine hoffnungslos Liebende, an eine Frau, die sich von ihrem Gatten getrennt hat, an einen

einem Abgebrannten, an ein Mädchen, die sich von ihren Aeltern zurückgesetzt glaubte, an den Gatten einer unwirthschaftlichen Frau, an einen, der über verkannten Werth und über Verleumdung klagt, an einen andern, den das Gefühl, verwahrlost zu seyn, niederschlug, an eine kinderlose Gattin, an einen Weichling, den seine geschäftvolle Lage drückt, an einen siechen Hausvater, der sich dem Tod nahe fühlt, an eine Mutter, deren Tochter durch Romanen-Leserey verschoben worden, an Aeltern wegen eines ungerathenen Sohnes, an einen Erzieher über die Neigung seines Zöglings zum Spiele, an einen Religions-Zweifler, an einen Menschen, der keinen Freund fand, an eine Mutter über den Tod ihres an geimpften Pocken gestorbenen Kindes, an Jemand, der vergebens nach dem Vertrauen eines Achtungswerthen strebte, an einen, der in der Freundschaft hintergangen worden, an Aeltern, deren Kinder durch ihren Lehrer verwahrlost worden, an eine Mutter, die von ihrer undankbaren Tochter im Alter gekränkt wurde, an eine andere, die über das Fortkommen ihrer nicht schönen und armen Tochter bekümmert ist, an eine Gutsbesitzerin, welcher die Unfittlichkeit ihrer Unterthanen Kammer macht, an Kinder, deren Aeltern ausschweifend sind, und endlich an eine von vieljährigen Leiden niedergedrückte Person. Dies der mannichfaltige Inhalt dieser Briefe, deren Stoff so unverflegbar ist als die

Quellen der Leiden hienieden selbst. Möge daher der Vf. die von ihm erregte Hoffnung in Erfüllung bringen, seine Briefe fortzusetzen!

* * *

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Die vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dänemark, Schweden, Ungarn, Preussen und Rußland, auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind, mit Anweisung der gewöhnlichsten Post- und Reise-Routen, der merkwürdigsten Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, besten Logis, gangbarsten Münzorten, Reisekosten u. s. w. ausgefertigt von Gottlob Friedrich Krelb. 15te verbesserte Auflage. 2ter Th., welcher den Beschluß der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preussen, Curland, Rußland, Dänemark und Schweden enthält. 1801. 328 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 74.)*

HALLE, in der Waisenhausbuchh.: *Kurzer Abriss der Geographic, entworfen von M. Johann Ernst Fabri. Achte rechtmäßige, durchgehends verbesserte Auflage. 1801. 264 S. 8. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 6.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

ATZNEYGELAHTHEIT. Landshut, b. Krüll u. C.: *Bitte eines bayerischen Landmannes an Max Joseph III. bey dessen Wiederkehr, um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land. 1801. 29 S. 8. (3 gr.)* Bekanntlich mußte auch der Kurfürst Max Joseph vor den Franzosen aus München, erst nach Amberg, dann nach Bayreuth sich flüchten. Der Vf. freut sich dessen Rückkehr, schildert, nur mit zu greßen Farben, die Verwüstungen des Krieges in Bayern, und bittet seinen Fürsten zur Vergütung aller dieser erlittenen Unfälle um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land — „Fürst und Vater! an Beamten und Pfaffen mangelt es uns auf dem Lande nicht; wir haben deren leider! eher zu viel, als zu wenig. Aber an Aerzten fehlt es uns gänzlich, und doch bedürfen wir der letztern zu unserm Wohl viel mehr als der ersten. Schicke uns doch daher auf jedes Gericht (Amt) einen Arzt, aber besolde sie auch wie Beamte, damit sie nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden; große Taxen zu fordern, die der Arme nicht würde bezahlen können. Kann der Staat Tausende von Pfaffen und Beamten — diese Tyrannen des Landvolkes — nähren; warum soll er nicht auch ein oder zwey hundert Aerzte, von denen so oft das Wohl ganzer Familien abhängt, unterhalten können. — Wie erhaben ist des Arztes Beruf: Menschenleiden zu lindern, Menschenwohl fördern; Menschen vom Tode retten: Wahrlich der seinem erhabenen Beruf entsprechende Arzt ist eine wohlthätige Goutheit unter den

„Sterblichen.“ — Nun folgt die Schilderung eines thätigen wackern jungen Arztes, den der frühe Tod in seinem Beruf wegraffte. „Solche Aerzte, Fürst und Vater, wie dieser Edle, schicke uns aufs Land, bald wird dann die Herrschaft des „medizinischen Aberglaubens an miraculose Marien- und Heiligen-Bilder, oder die Zuflucht zu Abdeckern, Einsiedlern, „alten Weibern, Badern etc. zernichtet seyn. — In eben „dem Maas fehltes uns an geschickten Wundärzten und Heb- „ammen. Arbeiten wollen wir Landleute gern, wollen Hitze „und Kälte, Hunger und Durst, Sturm und Regen gern er- „tragen, wenn du uns nur Männer schickst, die uns wieder „gesund machen, wenn wir erkranken, unsere Glieder wie- „der gerade und brauchbar machen, wenn sie brechen. Auch „Kinder zeugen wollen wir gern, wenn du uns nur Männer „schickest, die unsern Weibern Hülfe leisten bey ihrer Ent- „bindung, damit sie uns nicht aus Furcht, die Stunde ihrer „Entbindung möchte auch ihre Todesstunde seyn, die ehe- „liche Umarmung verweigern.“ Rec., der mitten in Bayern lebt, kann auf Ehre versichern, daß die bayerischen Wei- ber so ängstlich nicht empfindeln. Ueberhaupt schade! daß der Vf. wie unsere Leser sehen, hier und da zu derb und über- trieben sprach. Schwerlich wird ebendeshalb das Ganze den beabsichtigten Nutzen bringen, der vielleicht zu erwarten gewesen wäre, wenn mit Bescheidenheit und strenger Wahrheitsliebe dieses große Bedürfnis des bayerischen Landmannes dem Landesfürsten mit Würde vorgetragen worden wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

GOtha, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch vertheidigt Hr. A. in dieser Einleitung gegen v. Murr, die bloß auf Pigafetta's Autorität sich stützende Behauptung, Magellan habe nach einer von Martin Behaim gezeichneten und ihm aus dem portugiesischen Archiv mitgetheilten Karte, auf welcher schon die magellanische Meerenge zu sehen war, diese Straße aufgesucht. Wir wiederholen hier nicht, was Hr. von Murr dagegen längst gründlich eingewandt hat, und bemerken nur, die von Behaim noch in Nürnberg vorhandene Weltkarte kann es nicht seyn. Denn wie der Augenschein lehrt, ist auf derselben keine Spur einer Straße aus dem atlantischen Meere in die Südsee zu finden, weil Behaim 1492 nach den Ideen seiner Zeit beide Meere für einen und denselben Ocean hielt, und daher gegen Westen China, Japan, und die von Marco Polo beschriebenen Inseln stellte.

Der ganze Streit, so weit er jetzt ohne Benutzung der Archive im Torre del Tombo und Simancas geführt werden kann, beruhet auf der Lösung folgender beiden Fragen: 1) Ist es wahrscheinlich, daß Behaim nach 1492 die von Pigafetta erwählte Karte gefertigt habe, und 2) konnte Magellan solche wohl nach seiner Zurückkunft aus Indien aus dem Lissabonner Archive erhalten. — Martin Behaim lebte gewiß in einem merkwürdigen Zeitpunkt, der für einen Entdecker wie er um so wichtiger war. Seine Weltkenntniß bis 1492 beweist seine in jedermanns Händen längst befindliche Karte; daß er aber nachher eine andere von den spätern Entdeckungen angefertigt haben, ist unwahrscheinlich. Nach dem vom Hn. Murr geführten Beweisen kehrte er 1493 aus Deutschland nach Portugal zurück. Damals konnte er über die neuen Entdeckungen noch keine Karte verfertigen, weil Colon noch zu wenig von America gesehen hatte. Seit 1494 hielt er sich geraume Zeit in den Niederlanden, in England und Frankreich auf, kehrte nach Lissabon zurück, gieng von hier nach den Azoren zu seinem Schwager, dem eine dieser Inseln gehörte, und zuletzt 1506 wieder nach Lissabon; wo er in der Mitte dieses Jahres in hohem Alter starb, auch scheint er, seit 1495 nicht weiter in Geschäften gebraucht zu seyn. Aber er

A. L. Z. 1802. Erster Band.

konnte nichts von dieser südlichen Straße erfahren, ob man gleich seit Colons Reisen dergleichen durch die von ihm erfundenen Länder ahndete. Denn Amerigo Vespucci, der bey seinem Lebzeiten am weitesten nach Süden gelangte, stiefs den 7. Apr. 1502 auf Land unter 52^o südlicher Breite, das er aber wegen Kälte und stürmischer Witterung nicht näher untersuchen konnte. Da Vespucci dahin vom brasilischen Vorgebirge St. Augustin südostwärts segelte: so sahe er die Falklandinseln für festes Land an, und konnte auf seinem Wege nichts von der magellanischen Meerenge entdecken oder erfahren. Nach ihm entdeckte erst Johann de Solis 1515 den Laplatafluß, und ward hier von den Wilden erschlagen. Doch diese Entdeckung fällt lange nach Behaims Ableben. Den Portugiesen war auch weniger an dieser Durchfahrt gelegen, wie schon ihre Vernachlässigung von Brasilien zeigt, weil sie bey Behaims Lebzeiten den lange gesuchten Weg nach Ostindien gefunden hatten, und die Gewürzinseln erst später oder 1511 mit eigenen Augen sahen. Auch ward jene Durchfahrt, welche Solis suchen sollte, und gewiß ohne Behaims Karte gefunden haben würde, den Spaniern erst nach der wirklichen Auffindung der Molucken wichtig, weil man anfänglich ihre Lage zu weit nach Osten versetzte, und diese Inseln, je östlicher lagen, desto gewisser zur spanischen Demarcation gehörten.

Daß Magellan Behaims Karte in Lissabon erhalten habe, beweist Hr. A. folgendermaassen: da dieser nach seiner Rückkehr aus Ostindien eine Beförderung in Portugal suchte, hörte er nicht auf, Geographie und Schiffahrtskunde zu studieren, so daß er nach Pigafetta's Urtheil einer der geschicktesten Geographen seiner Zeit wurde. Zu diesem Behuf erlaubte man ihm alles, was man über diese Gegenstände gesammelt, und sorgfältig im Schatz (wahrscheinlicher im Archiv) aufbewahrt hatte, zu untersuchen. Wir hätten für diese positiven Behauptungen nur einen einzigen sichern Gewährsmann gewünscht; da er aber bey dieser Erzählung sich auf keinen einzigen gültigen Zeugen beruft: so kann ein Unbefangener sie für nichts als eine unwahrscheinliche, ganz unerwiesene Conjectur halten.

Magellan war wirklich in Indien, und bey der Eroberung von Malacca zugegen. Aber die Zeit seiner Abreise nach Indien, ist eben so wenig zuverlässig bekannt, als das Jahr seiner Rückkehr. In Indien bekleidete er gewiß keinen auch nur etwas ansehnlichen Rang, zeichnete sich auch nicht vor seinen Gefährten aus, denn sonst würde Barros, der bey jeder

jeder Gelegenheit alle Befehlshaber und Helden seiner Nation namentlich anführt, ihn genannt haben. Er erwähnt seiner bloß wegen seiner Verbindung mit dem Serrano und bey der von ihm unternommenen Reise, und vorher nicht. Auch in den Commentarien des großen Albuquerque, in dessen Gefolge er nach Indien gegangen seyn soll, erscheint er nicht ein einzigesmal, so sorgfältig auch diese vier Bände von uns durchgesehen sind. Nach seiner Rückkehr aus Indien gieng er nach Africa, um mit den Maroccanern zu kämpfen, und ward bey Azamor verwundet. In Azamor erhielt er den Posten eines Aufsehers der von den Mauren gemachten Beute (Quadrilleiro mor) den er aber schlecht verwaltete, daher er diese Festung ohne Erlaubniß verließ, und deswegen und anderer Beschwerden halber in eine Art von Untersuchung gerieth. Unter diesen Umständen ist es höchst unwahrscheinlich, daß man ihm das Archiv geöffnet haben werde; gewisser aber ist es, daß er seit seiner Rückkehr aus Azamor vielen Umgang mit Ostindienfahrern, Mathematikern und Geographen hatte. Ob Magellan in Sumatra war, wie Hr. A. glaubt, ist nicht auszumachen. Um einen malayischen Sklaven zu kaufen, durfte er diese Insel nicht besuchen, dergleichen konnte er eben so gut in Malacca erhandeln, besonders nach der Art, wie dort die Ueberwundenen von den Siegern behandelt wurden.

Bis also Behaims Karte mit der darauf befindlichen magellanischen Meerenge wirklich zum Vorschein kommt, oder ihre ehemalige Existenz durch bessere Beweise unterstützt wird, als Pigafetta's beyläufige Erwähnung derselben, oder derer, welche ihm nachschrieben: so glauben wir entweder, Pigafetta hat den Martin Behaim mit dem Martin von Sevilien verwechselt, oder Magellan hat, um den idealischen Angaben seines Gefährten einen höhern Werth zu verschaffen, diese für Martin Behaims Erfahrungen ausgegeben.

Obgleich unsere Anzeige ausführlicher geworden ist, als unsere erste Absicht war: so müssen wir versprochenemmaßen doch noch einiges über des italienischen Herausgebers und der deutschen Uebersetzer Anmerkungen mittheilen, da uns der Raum verbietet, alles hier mitzutheilen, was wir bey dem Durchlesen des Tagebuchs angezeichnet hatten. Der S. 21. angeführte Carvajo heist allerdings Carvalho; denn Barros nennt ihn Joao Rodriguez Carvalho. Das weiße Brod der Brasilier S. 23. war gewiß kein Sago, weil die Palmenart, Cycas, welche das Sagomehl liefert, dort nicht wächst. Dieß war gewiß Brod aus Cassava, oder Manioc, welche giftige Wurzel in großer Menge in Brasilien gebauet wird, so daß die Portugiesen noch Brod und Mehl von dieser Wurzel unter dem Namen Farinha de Pao, Holzmehl, nach Angola ausführen, auch daraus Puder bereiten. Macis S. 72. ist Muscatenblüthe, oder das feine Gewebe, welches die harte Schaale der Muscatnus umgiebt, portugiesisch Massa, englisch Mace heist, und im Handel gewöhnlich Macis genannt wird. S. 100. ist sie genauer beschrieben. Das Gummi oder Harz, welches

Pigafetta S. 84. *anime* nennt, hat noch auf jenen Inseln diesen Namen. Denn Dairymple nennt im *Plan for extending the Commerce of the Kingdom and the East India Compagny*, unter den Producten der Insel Palawan Gummi Anime, das er durch Kopal erklärt. Nach S. 157. versteht Pigafetta unter diesem Namen das Harz-Dammer genannt, womit auf jenen Inseln Schiffe kalfatert werden. Die Insel Panilongon, längst welcher S. 136. die Schiffe von Bohol bis Butuan segelten, ist, nach le Gentils Karte, die südwestwärts von Bohol belegene Insel Panglang. Die Lequier S. 140. sind die Bewohner der Liquejoinseln, welche als Seefahrer noch in jenen Gewässern bekannt sind. Die Pici S. 157. sind zinnerne und kupferne Scheidemünzen, die man jetzt gewöhnlich Pitjis nennt. Die kupfernen kommen aus China, wie Pigafetta sehr richtig bemerkt, haben in der Mitte ein vierecktes Loch, und gelten in allen östlichen Inseln. Vierhundert und fünf bis vierhundert und zehen dieser Pitjis gehen auf einen spanischen Thaler. Die chinesische Stadt Comlaha, S. 227. ist Cambalu oder das heutige Peking, wie auch schon die Verbindung mit Nankin zeigt. Unter Chelim versteht Pigafetta gewiß die Küste Coromandel, weil er hier das Reich Narsinge (Bisnagar) versteht, dessen Unterthanen er aber unrichtig für Malayen hält. Was er sonst von eigentlichen Indien und den verschiedenen Kasten der Einwohner anführt, ist sehr verworren und unrichtig. Einige Namen der Kasten kann ihm Barbosa mitgetheilt haben, seine Franai sind gewiß aus Braminen corruptirt, wenn sie gleich Palmweinzapfer seyn sollen. Seine Macuai oder Fischer sind Barbosas Muchoa, oder Mechoe, und die Polcai, die Poliers oder Ackerleute.

Die deutschen Uebersetzer haben die in der Reise zerstreuten Sprachproben am Ende derselben zusammengestellt und mit neuern Wortregistern verglichen. Bey den malayischen Worten ist vorzüglich zu bewundern, daß sie sich so wenig verstorben erhalten haben. Pigafetta hat noch eine Schrift über die Schifffahrtskunde seiner Zeiten hinterlassen; diese ist hier auch übersetzt zu finden und mit sehr belehrenden Anmerkungen begleitet. P. hatte auch seine Reisekarten beygefügt, um die von ihm besuchten Weltgegenden zu übersetzen. Von diesen sind in der deutschen Uebersetzung zwey genau nachgestochen, die eine begreift die Philippinen, die Inseln, welche zwischen ihnen und den Molucken liegen, die Amboina und Bandaineln, die Inselgruppe von Timor bis Java, nebst den Benennungen, die P. ihnen in seinem Tagebuche beylegte, ingleichen Celebes, nebst einem ansehnlichen Theil von Borneo. Die zweyte ist colorirt und zeigt die Lage der wirklichen Molucken, längst der Westküste von Gilolo; auch befindet sich darauf eine misrathene Abbildung des Nelkenbaums. Noch kann man auf einer dritten Weltkarte den ganzen Weg übersetzen, den Magellan und Pigafetta auf ihrer Reise nahmen. Auf derselben sind auch die Grenzen der portugiesischen und spanischen Demarcation angezeigt.

BERLIN, b. Decker: *Tableau de Berlin à la fin du dix-huitième Siècle.* 1801. 8.

Schwer kann unmöglich die Verfertigung eines Werks, wie das gegenwärtige, auch nur für den seyn, der sich einige Tage in Berlin aufgehalten hat. Dafs Alles ohne Ordnung und ohne Zusammenhang hingeworfen ist, mag noch hingehen; wahrscheinlich geschah es, um diesem Gemälde eine Aehnlichkeit mit *Merciers Tableau de Paris* zu geben; dafs aber nicht eine feine Bemerkung, nicht eine Schilderung darin vorkommt, die über das Alltägliche sich erhebt, ist bey einem Buche, das nicht ohne Präention geschrieben zu seyn scheint, auffallend. Für den Berliner kann es kein Interesse haben; denn er findet nichts darin, was er nicht wüßte, oder nicht sehr leicht, zum Theil auch besser wissen könne; für den Fremden ist es ebenfalls nicht lehrreich, weil es oberflächlich und unzuverlässig ist; denn wenn der Vf. einen Satz aufgestellt hat: so nimmt er das, was sich zuerst unter seiner Feder findet, zum Belege desselben an. Z. B. unter den Privathäusern *qui font honneur à leurs battisseurs ainsi qu'à leurs propriétaires* zählt der Vf. *l'hotel garni de Kraus* auf dem Gensd'armes-Markte, und *l'hotel de Russie* unter den Linden — zu den *rues bruyantes et passagères* rechnet er (S. 120.) die Wilhelms-Straße, die eine der öfsten in Berlin ist. — S. 178. versichert er, dafs in Januar und Februar Blumenkohl und Spargel auf öffentlichen Märkten feil geboten würden. — Doch den stärksten Beweis, dafs der Vf. seine Beyspiele gleichsam aus einem Glückstopfe greift, liefert das Kapitel *Sciences et belles lettres*. Man geräth dabey zuweilen in Versuchung zu glauben, dafs er aus Ironie die Beynamen, die er verschiedenen Berliner Gelehrten giebt, gewählt habe; einigen wirft er das Rauchsafs an den Kopf, und Engel nennt er dagegen *un auteur presque classique* — von Kiefewetter sagt er: *il s'efforce de rendre intelligible à ses auditeurs la doctrine du mystérieux Kant*. Uebrigens ist das Buch voll Wörter, die nicht zur Zeit der schönen Literatur gewöhnlich waren; auch ist der Stil sich nicht gleich. Ueber des Vfs. Bemerkungen in Ansehung der Gemälde in Berlin, erlaubt Rec. sich kein Urtheil.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Pichler: *Sinads letztes Gedicht*, herausgegeben von *Lorenz Leopold Haschka*, im May 1801. 19 S. 8. (4 gr.)

Nur einige wenige Blätter, aber aus mancher Ursache der Bemerkung mehr werth, als oft ganze Alphabete gereimter und reimloser Oden! Sie enthalten den Schwanengesang eines Mannes, der wohl verdient, dafs sein Name in den Jahrbüchern deutscher Dichtkunst unvergessen bleibe; der zu jeder Zeit und überall unter Germaniens Sängern sich ausgezeichnet haben würde, dessen Verdienstlichkeit aber doch noch stieg, durch das Wo und Wann, als er auftrat. Denn schon vor beynahe vierzig Jahren,

als es noch in den Staaten und selbst im Königsstiz der österreichischen Monarchie düster genug ausfah; als die Werke classischer Dichter des protest. Deutschlands fast sämmtlich noch für verbotne Waare galten, wägte *Denis* seine ersten Versuche, denen bald reifere Arbeiten folgten; gestand laut, wer seine Lehrmeister wären; und zeichnete sich durch seine Gedichte sowohl, als seine Aufrichtigkeit zwiefach unter einem Orden aus, dem unsre vaterländische Poesie bis dahin wenig oder nichts zu verdanken hatte. An genialischem Fluge, an Stärke des Ausdrucks, an Kühnheit des Plans übertraf ihn keiner seiner spätern Nacheiferer. Unter allen Herolden Marien Theresiens und Josephs II. blieb er der Erste; pries weislich den Ruhm seiner Helden, ohne das Verdienst ihrer Gegner zu schmälern; und erwarb sich um so mehr auch da Beyfall und Achtung, wo seinen Gedichten vielleicht das individuelle Interesse abgieng. Seit mehreren Jahren schien er freywillig dem Parnass entflagt, und nur zu mühsamen bibliographischen Arbeiten sich gewandt zu haben; um so mehr dürfte die Neugier ein Gedicht reizen, welches er in seinem siebenzigsten Jahre, wenige Tage vor seinem Tode, vollendete. Aber auch durch den Stoff, durch Anordnung und wahren Dichtergeist empfielt sich sein Abschiedesang. Keinem Lyriker der ältern und neuern Zeit war es vielleicht *edler zu enden* bestimmt. Er schloß mit einem secularischen Pöan, mit einer ächt genialischen Ode, dem kurz vor ihm entweichenden achtzehnten Jahrhunderte gewidmet. Sein Gang dabey ist folgender.

Unterm Nordpol ist die Halle der Aeonen. Dort schlummern schon auf neun und sechszig Stühlen eben so viele Greise. Aber so oft hundert Winter entflohen sind, öffnen sich krachend die Thore; jene Schlummernden erwachen. Ein neuer Bruder schwebt thatenbelastet und müde hernieder, nimmt seinen Stuhl ein, und giebt eine kurze Rechenschaft von dem, was er *zuerst* sah oder that. Der Dichter sieht den siebenzigsten Aeon eintreten, und hört seine Rede. Hier nur einige Stenzen derselben:

Zwey große Frauen sah ich, Theresen
Und Katharinen — Brüder! ihr hattet nicht
An Weisheit, Macht und Thatenruhm
Größere Männer auf Herrschersthühlen.

Nur Eines Mannes alles umfassend,
Sich selber alles schuldigen Heldengeist.
Der von der Sprea stolzen Ufern
Glänzete, konnten sie nicht verdunkeln.

Ein fünfter Welttheil, Brüder, euch unbekannt,
Sieht Wimpel wehen, hört des Geschützes Knäuf.
Ein kühner Britte, Cook (o klager)
Fand und begoß ihn mit eignem Blute.

Schon müde des Gehorchens entrißen sich
Der Mutter England Pflanzler Americas.
Vielästlig ragt der neuen Eiche
Wipfel nun auf, und beschattet Meere. — —

Der Wefen Wunderkette, durch die genau
Stein, Pflanze, Thier zum Menschen hinauf sich ringt,
Ergriff ein Schwede, wie noch keiner (Linné)
Folgte mit Namen und Zahl den Ringen.

Ein Deutscher, voll des heiligen Alterthums,
Berauscht an Sions Quellen, erhub ein Lied
In fremden Maafen. Unerreichbar
Ward er Homer und Virgil den Seinen.

Ein Greis voll Tiefinnus fafste der Dinge Grund
Von vorn, und schwang sich über Erfahrung weg.
Auf die sonst Weife bauten. Zukunft
Wird es entscheiden, mit welchem Glücke.

So fährt er fort, und schildert die neuen Fortschritte
der Scheidekunst, die Einführung der Blatter-
Impfung, der Blitzableiter, der Luftschiffahrt u. s. w.
Weitläufig auszuführen: mit welcher edlen Einfalt,
Kraft des Ausdrucks und strenger Unpartheylichkeit
er diefs thue, wäre überflüssig, denn diese Proben
schon beweifen es. In einer einzigen Strophe ver-
rath sich sein ehemaliger Stand, denn er singt:

Ein Gottgeweihter, jeglicher Menschenart
Durch alle Zonen fröhnender Männerbund
Erlag den Ränken, ward zerriffen
Unüberwiefen und ungehört.

Man wünscht sie hinweg; man denkt sich im Stillen:
dafs dieser Orden wohl eher ein *jeglicher Menschen-*

Art durch alle Zonen gebieten-wollender Männerbund
zu nennen gewesen sey. Aber man verzeiht gewifs
diese Anhänglichkeit an seine erste, vielleicht von
ihm nicht einmal ganz gekannte Bestimmung, dem
sonst biedern Greise gern, und entschädigt sich durch
das Uebrige. Selbst über Frankreichs Umfaffung,
wiewohl er sie mißbilligt, und seinem Stande, sei-
ner Landsmannschaft nach mißbilligen muß, drückt
er sich mit kluger Mäßigung aus. Kurz, er hat
seine dichterische Laufbahn auf eine treffliche Art
beschlossen; und Hn. *Hafchka*, wenn er uns oft der-
gleichen Gedichte von Andern herauszugeben ver-
möchte, wollten wir gern dankbar manches seiner
eigenen nachsehn.

JENA, b. Stahl: D. *Johann Wilhelm Schmid's* An-
leitung zum populären Kanzelvortrag, zum Ge-
brauch bey akademischen Vorlesungen. Dritter
historischer Theil, oder kurzer Abrifs der Ge-
schichte der geistlichen Beredsamkeit und Homi-
letik. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1800. VIII.
und 307 S. 8. (22 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z.
1789. Nr. 325.)

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Kurzgefaßte fran-
zösische Sprachlehre für Anfänger.* Herausgege-
ben von A. J. Hecker. 4te Auflage. 1801. 88 S.
8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 194.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kopenhagen u. Leipzig, b.*
Schabothe: Etwas über die auf den Küsten angelegten Leucht-
feuer, wie auch über die Wirkung verschiedener Winde auf
eine der Luft frey ausgesetzte Flamme von Paul von Löwen-
örn. Aus dem Dänischen übersetzt von Carl Ferdinand De-
gen. 1801. 32 S. 8. (3 gr.) Diese kleine Schrift eines rühm-
lichst bekannten Vfs. ist vorzüglich für die Naturkunde wich-
tig; denn die Verbesserung, welche der Vf. bey den Leucht-
feuern, mittelst eines zweckmäßigen Luftzuges angebracht
hat, ist längst bekannt gewesen, und von den Erbauern der
Leuchthürme auf dem Felsen Edystone, auf dem Spurn-Point
(von *Smeaton*), und bey Havre (von Hn. *Du Chesne*) in An-
wendung gebracht worden, wie wir aus Wiebekings Wasserbau-
kunst 3. Band sehen, worin diese Leuchthürme genau be-
schrieben und in Kupfern dargestellt sind. — Die vom Vf.
theils gemachten, theils von andern ihm mitgetheilten, Erfah-
rungen bestehen nun in folgenden: Die Flamme eines im
Freyen brennenden Bläsen- oder Steinkohlenfeuers wird von
den westlichen Winden horizontal gehalten; von den N. W.
und N. N. W. Winden schräge abwärts geweht. Dreht sich
der Wind durch O. nach S. O.: so erhebt sich die Flamme;
selbst bey stürmischen Wetter lodert sie aufwärts. Bey S. S. W.
und S. W. Winden schlägt sie bald auf bald abwärts. Auch
der Schein, den sie von sich wirft, ist verschieden: bey den
S. O. Winden ist derselbe röhlich, bey den entgegengesetz-
ten aber weißlicht. Endlich richtet sich auch der Luft-
zug nach den Winden: so ist derselbe z. B. bey S. W. Win-

den in der gesamten Kohlenmasse des Feuerkorbes nicht so
lebhaft, dafs er sie anfachen könne, sondern sie muß sorg-
fältig geschürt werden.

Diese Wahrnehmungen geben also bey der Anlage der
Leuchtfeuer die Regel: dafs man vorzüglich für einen zweck-
mäßigen Luftzug, der horizontal und vertical durch Röhren
oder Oeffnungen geht, und für die Einschließung des Feuers
in eine mit Spiegelglafscheiben versehenen Laterne sorgen
muß. — Dafs die westlichen Winde abwärts, die östlichen
hingegen gewissermaßen aufwärts wehen, könnte wohl, dem
Vf. zufolge, größtentheils von der Rotation der Erde herrüh-
ren. Dafs die Flamme bey den südlichen und südwestlichen
Winden wechselsweise auf und abwärts lodert, könne wohl
daher entstehen, dafs die S. Winde gemeiniglich Regen oder
doch feuchte Luft führen. Dafs bey dem Winde von S. bis jen
O. her die Kohlen nicht so gut als mit den entgegengesetzten
Winden brennen, entsteht ihm auch noch daher, dafs bey
den letztern die Luft mit mehr Sauerstoff geschwängert sey.
Gegen diese letztere Erklärung macht der gelehrte Uebers.
einen (wie es uns scheint) gegründeten Einwand. Doch, wir
glauben von dieser sehr interessanten Abhandlung genug ge-
sagt zu haben, um die Naturforscher darauf aufmerksam zu
machen. Vorzüglich könnten die holländischen Baumeister
über die Wirkung des im Freyen brennenden Leuchtfeuers
mehrere Beobachtungen anstellen, weil in der batavischen
Republik mehr denn sechs solcher Kohlenfeuer im Freyen
brennen; und wir laden sie dazu recht dringend ein.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

JENA, b. Stahl: *Beiträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften*, von D. Gottlieb Hufeland, H. S. W. Justizrath, ord. Prof. des Cod. und der Nov. zu Jena u. s. w. Zweytes und drittes Stück. 1801. 224 S. 8. (18 gr.)

Bey der noch immer nicht sehr beträchtlichen Anzahl solcher Producte, wodurch das Fortschreiten der Rechtswissenschaft befördert wird, ist die Fortsetzung dieser schätzbaren Beiträge gewiss eine sehr erfreuliche Erscheinung. Wenn sich gleich die gegenwärtigen Stücke nicht, wie die erste Lieferung, (A. L. Z. 1800. Nr. 99. B. II. S. 49.) durch glänzende Siege über einzelne allgewaltig herrschende Irrthümer auszeichnen: so erhält doch die Wissenschaft durch sie nicht weniger Gewinn, indem der würdige Vf. im größten Theile dieser Hefte durch unermüdet fortgesetztes Forschen nach einem genügenden wissenschaftlichen Zusammenhang aller Rechtstheile dem Studium derselben eine immer festere Richtung zu geben sucht. Auch die von Hn. H. aus dem reichen Vorrath seiner praktischen Erfahrungen mitgetheilten Fälle sind theils wegen ihrer factischen Eigenheiten, theils wegen des besondern Interesse für die Theorie, das sie unter den Händen des scharfsinnigen Vfs. gewinnen, ungemein lehrreich. IV. *Abb. Grund und Verhältniß der Criminalgewalt des Staats.* Hr. H. entwickelt hier die von ihm in seinen früheren Schriften bestimmten Begriffe von Vergehen und Verbrechen, von Polizey- und Criminalstrafen, von Capital- und Nichtcapitalstrafen, vollständiger und in näherem Bezug auf die Begründung der *Criminalgewalt*. Diese hat vorzüglich die Erklärung zum Zweck, daß jemand ein Verbrechen begangen habe, und als Verbrecher nicht mehr Staatsbürger sey, folglich der Staat keine Rechte mehr für ihn anerkenne; sie besteht aus der eigentlichen Criminalgesetzgebung, die festsetzt, welche Handlungen Verbrechen seyn, und aus der criminalrichterlichen Gewalt, welche sich mit der Beurtheilung im einzelnen Falle, ob ein Verbrechen begangen sey, beschäftigt; welche beide Zweige der Justizgewalt angehören. Neben der eigentlichen Criminalgewalt, die sich auf *Verbrechen* bezieht, existirt noch die Gewalt des Staats, die *Strafen* zum Gegenstande hat. Da nun der Verbrecher, als rechtlos, aufser dem Schutz des Staats ist. so würde jedem Bürger frey stehen, gegen den Verbrecher in diesem Zustande sich zu erlauben, was er irgend für nöthig hielte. Dies

A. L. Z. 1802. Erster Band.

würde aber zu mancherley Gefahren Veranlassung geben, die der Staat, so wie die Verbrechen selbst, zu verhüten suchen muß. Der Polizey also, welche die Wirksamkeit des Staats für seine Hülfzwecke ist, kommt es zu, durch das Nebenmittel einer allgemeinen *Abschreckung* durch Criminalstrafen (denn Strafen für Vergehen gehören ohnedieß unstreitig zur Polizeygewalt) den Verbrechen sicherer vorzubeugen. *Criminalstrafgesetzgebung* ist demnach ein Theil der *Polizeygewalt*; die *Criminalgerichtsbarkeit* hingegen, die auf Zuerkennung der bestimmten Strafe geht, gehört zur *Justizgewalt*. — Unter dem als richtig vorausgesetzten Begriff des Vfs. von Polizeygewalt, der allerdings sehr viel für sich hat, wird wohl kaum eine Lücke in den Hauptfolgerungen entdeckt werden; nur möchte Rec. bezweifeln, ob, (S. 30. n.) durch diese Sonderung der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit bey Criminalstrafen Hn. *Feuerbachs* bekannte Unterscheidung zwischen dem Zweck der Bestimmung und der Zufügung der Strafe mehr begründet werde. Wenn, nach *Feuerbach*, vorübergehendes Strafgesetz zum Begriff des Verbrechens erfordert wird: so scheint Androhung der Strafe nicht mehr Hülfzweck, sondern wesentliches, ja das nächste Mittel zum Hauptzweck des Staats zu seyn. Denn wie würde die Sicherheit der Rechte bewirkt werden, wenn es nicht durch Bestimmung der Strafe, als der nothwendigen Bedingung, unter welcher einer als Verbrecher gedacht und behandelt werden kann, geschähe? Nimmt man aber mit Hn. H. an, daß Verbrechen ohne Strafgesetze sich denken lassen, daß der Verbrecher durch seine Handlung rechtlos wird, dann fodert der Hauptzweck des Staats schlechterdings weiter nichts, als jenen Theil der Criminalgerichtsbarkeit, durch die der Beschuldigte verurtheilt wird, sich einer solchen Handlung, die den Verlust des Staatsbürgerrecht zur Folge hat, schuldig gemacht zu haben. Hr. H. scheint also in einem wesentlichen sich hierher beziehenden Punkte von Hn. *Feuerbach* abzuweichen. V. *Abb. Rechtfertigung meiner Eintheilung der gesammten positiven deutschen Rechtsgelahrtheit.* Sie ist zunächst für die Leser der encyclopädischen Schriften des Vfs. (A. L. Z. 1800. Nr. 212. B. III. S. 209. u. ff.) bestimmt, die natürlicher Weise in den Geist und die innern Gründe des Zusammenhangs der von Hn. H. über das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft entworfenen Karte nicht so, wie dessen Zuhörer, eindringen konnten; aber auch jene werden sich größtentheils, nach dieser geistvollen Darstellung, mit der Hauptanlage seines Systems ausöhnen. — Der Vf. schickt zuerst sehr

richtige Erfodernisse jeder Abtheilung der Jurisprudenz voraus, giebt hierauf eine kurze Uebersicht seiner Abtheilung, und läßt dann die Rechtfertigung der von ihm angenommenen Begriffe der Rechtstheile, und der Stellung der ersten Schlusssteine des Gebäudes folgen. Jede verjüngte Darstellung dieser Rechtfertigung würde entweder für den Zweck einer Anzeige zu weitläufig, oder unbefriedigend ausfallen; ohnedieß wird jeder Freund der bessern Behandlung der Rechtswissenschaft diese Beyträge zur Hand nehmen. Vorzüglich hat sich Hr. H. den Beweis der Existenz des ihm eigenen *Regierungsprivatrechts*, als eines besonderen Rechtstheils, angelegen seyn lassen, und, nach unserer Ueberzeugung, nicht nur die Wahrheit des Begriffs, sondern auch des äußern Umfangs dieses Theils bis zur Anschaulichkeit dargelegt: Rec. bekennt auch nach reiferer Erwägung offen, daß das von ihm ehemals (A. L. Z. a. a. O. S. 219.) angenommene *Privatrecht des Staats* der Sache nicht Genüge thue. Sollte aber nicht etwa die Idee des Vfs. durch eine weiter verfolgte *subjective* Analyse jenes Rechtsfachs noch mehr Licht gewinnen? Das Reg.-priv. Recht ist der Inbegriff derjenigen Privatrechte, die durch den Staat und dessen Verwaltung ganz unmittelbar entstehen, und nicht ohne den Staat gedacht werden können; sie entspringen entweder 1) aus den privatrechtlichen Verhältnissen, in welchen der Staat als *moraisene Person* zu einem Staatsbürger kehrt, oder 2) aus den Privatverhältnissen, in die *einzelne Staatsbürger zu einander* (sie seyn Individuen oder Gemeinheiten) in Beziehung auf Staatsgewalt, und als Folge der Thätigkeit derselben kommen. In diese beide Classen möchte sich wohl der größte Theil der von Hn. H. im Reg. priv. Recht aufgeführten Rechte absondern lassen. VI. Abh. *Erläuterung einer Stelle in der Henneberg. Landesordn. (Buch. III. Tit. 2. Cap. 6.)*. *Beispiel einer einschränkenden Auslegung eines Particulargesetzes*. Die erwähnte Stelle schreibt gewisse Formalien bey Schenkungen vor; die deswegen entstandene Frage: ob sich dieses Gesetz auf alle und jede Schenkungen, insbesondere die an Kirchen, erstrecke, wird aus dem richtigen Grunde verneinet, weil in Rechtsgeschäften, die auch im fremden recipirten Rechte ihrem Gegenstande nach vorkommen, das Particularrecht nicht anders als eingeschränkt angewendet werden kann. Hr. H. macht hier gelegentlich Hoffnung zu Bemerkungen über die juristische Auslegungskunst, besonders über die Verwechslung der eigentlich juristischen Regeln der Auslegung mit den bloß psychologischen; den Werth dieses Versprechens wird jeder zu schätzen wissen, der sich auch nur mit einigen Blicken in diesem noch wüsten Lande umgesehen hat. VII. Abh. *Erläuterung einer andern Stelle in der Henneberg. Landesordn. (B. III. T. 4. C. 12. §. 2.)*. *Beispiel einer ausdehnenden Auslegung eines Particulargesetzes*, zugleich eine mißthätige Erklärung eines Gesetzes mit Hülfe eines andern. In der angeführten Stelle wird von der Beerbung in die Errungenschaft unter Eheleuten nach ihrem kin-

derlosen Absterben gehandelt, und im Eingange der Fall angenommen, wenn Ehegatten gar kein Heyrathsgut einander zugebracht haben. In einer andern Stelle (B. III. Tit. 3. C. 13. §. 1.) ist von der Zurückgabe des Eingebrauchten nach dem Tode des einen Ehegatten, wenn keine Kinder vorhanden sind, die Rede, und es heißt unter andern, daß die Frau nach des Manns Tode dessen *Eingebrauchtes* herausgeben soll. Hieraus wird nun gefolgert, daß die römischen Grundsätze bey der Erbfolge in die Errungenschaft hier ausgeschlossen sind; die obige erste Stelle kann also als Particulargesetz, die von einem dem römischen Rechte ganz unbenannten deutschen Institute spricht, ausdehnend erklärt werden, und *muß* es, weil die *ratio legis* sich nicht bloß auf den dort ausgedrückten Fall der beiderseitigen Armuth der Eheleute vor der Heyrath, sich beschränkt, sondern auf jede Errungenschaft geht. — Angehängt sind wegen ihrer Seltenheit die H. Weimarische Verord. v. 20. Oct. 1725, und H. Cob. und Gorth. v. 11. Jan. 1731 über das Erbrecht der Kinder. VIII. Abh. *Zusätze und Berichtigungen zu Hn. Prof. Hugo's Index Edit. fontium Corp. §. civ.*; aus der Universitäts-Bibliothek zu Jena, und Herzogl. zu Weimar. IX. Abh. *Merkwürdige Rechtsfälle mit und ohne Entscheidung*. Nr. 1. In einem über des Manns und der Frau Vermögen ausgebrochenen Concurse entstand die Frage: *Versteht sich die Substitution eines Gläubigers der Ehefrau an deren Stelle, und der Ehefrau an derselben Stelle im Concurse ohne richterliches Erkenntnis von selbst vispo jure?* Sie ward von der Facultät zu Jena aus der Analogie der Cession verneinend entschieden. Nr. 2. *Ist der Remittent eines Wechsels verbunden, den Primawechsel unmittelbar an den Wohnort des Traßaten zur Acceptation zu senden?* Ein Fall, der unlängst vor der King's Bench in London verhandelt und entschieden wurde, dessen Entscheidung aber wahrnehmlich in Deutschland anders ausgefallen wäre. Nr. 3. und 4. Zwey Fälle, in welchen die Entscheidung zwischen dem *Erfüllungs- und Reinigungsseide* sehr schwierig war; sie können vorzüglich zur Uebung in Beurtheilung der Beweis-kraft dienen.

GIessen und DARMSTADT, b. Heyer: *Staatsrechtliche Abhandlung über die Reichskriegs- und andere Steuern* mit Hinsicht auf den Geist der Reichsgesetze und des Reichs-Schlusses von 1793. oder: *Staatsrechtlicher Beweis, daß die Steuerbefreyeten auch in diesem Kriege nach dem Besitze stande beurtheilt werden müssen*; von J. B. Schue. 1801. 428 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der schon durch mehrere staatsrechtliche Abhandlungen rühmlich bekannte Vf. (Hessen-Darmstadtischer Hofrath und Syndicus der Reichs- unmittelbaren Abtey Arnsburg in der Wetterau,) liefert in dieser Abhandlung eigentlich eine Detection für diese Abtey, welche wegen der Steuerpflichtigkeit ihrer Mediatgüter mit den Solmissischen Häusern, besond-

ders mit Solms-Lich, in Rechtsstreitigkeiten befangen ist. Er hat jedoch, durch Ausführung allgemein anwendbarer Grundätze, sein Werk gemeinnützig zu machen gesucht, so daß selbiges als ein brauchbarer Beytrag zu dem noch nicht fattsam aufgeklärten Reichssteuerwesen gelten kann. Vorläufig etwas über den Grund und das Alter der Steuer, jedoch ohne historische Erörterung, bloß nach dem allgemeinen Erfahrungssatz, daß die Steuer so alt sey, als die Staaten selbst, und auf den nämlichen Grundätzen beruhe; ferner von der Abtheilung in Reichs-Kreis- und Landsteuer, der Erkeren, in gemeine und privilegierte, der letztern in ordinäre und extraordinäre. Nach einem vorausgeschickten Auszug der die Reichskriegssteuer betreffenden Gesetze, vom Jahre 1422 an, bis 1793, und nach Erörterung der verschiedenen Güter-Erwerbungen des Klosters Arnburg, und der deshalb bestehenden Schatzungsverträge, kommt der Vf. auf den, unter andern, von dem Reichsrath Fuggerischen Rath Kolb (in Reussens Ded. Samml. B. XI. S. 231. ff.) vertheidigten Satz: „daß der Reichs-Schluss vom 1. Febr. 1793 den einzelnen Reichskänden die Befugniss-einräume, nicht bloß ihr Personal- sondern auch alle Realunterthanen ihres Gebiets, in Rücksicht der darin befindlichen Güter und Gefälle, aller Exemption unweachtet, während des französischen Krieges, zur Erleichterung ihrer Landschafts- und Contributions-Cassen, in das gemeinsame Mitscheiden zu ziehen.“ Da der Beweis dieses Satzes, nächst dem kaiserlichen Circular-Schreiben, vom 27. Febr. 1793, auf den alten Reichsgesetzen, und auf einigen anderen Neben Gründen beruht: so wirft der Vf. darüber neun verschiedene Fragen auf, und sucht bey deren Erörterung vorzüglich darzuthun, daß die Reichsgesetze bloß von privilegierten Reichssteuern nicht aber von Landsteuern reden; daß obgleich nach selbigen seit 1548 keine Exemption mehr gelten sollte, es dennoch Exemte, selbst gegen die privilegierte Reichsteuer, noch mehr aber gegen gemeine Reichs-Kreis- und Landsteuer, gebe; daß das Herkommen hierbey nicht nur der einzige, sondern auch der einzig mögliche Maassstab sey; und daß sich dagegen keine Obrigkeit Interpretationen erlauben dürfe, weil solche als petitorisch und unangemacht, den Besitz nicht stören dürften. Die Reichsgerichte würden daher angewiesen, vor der Hand auf Gewohnheit und Herkommen zu sprechen; und selbst die Kaiser hätten sich keine einseitige Veränderung in Steuerwesen erlaubt. Da der Reichsabschluss von 1793 hierunter nichts neues bestimmt, sondern es nur dabey läßt: „daß die Stände des Reichs zu allen Kosten der Wehr- und Armatur-Ansalten ihre Unterthanen, geistliche und weltliche Niemand deren davon ausgenommen vermöge der schon vorhandenen zielgebenden Reichsgesetze zu bezeugen befugt seyen“ etc. auch zugleich verordnet: „Niemanden auf irgend eine Art über die Gebühr um Erfoderungs zu beschweren“ etc.: so läßt sich mit den Gegnern des Vf. nach richtigen hermeneutischen Folgerungen, nicht behaupten, daß

dieser Reichsabschluss von dem bis dahin bestandenen Herkommen eine Ausnahme gemacht, und solches wenigstens für diesen Fall suspendiret habe, oder daß die ausgezeichnete Veranlassung dieses Revolutionskrieges eine solche Ausnahme begründe, und daß bey selbigem das allgemeine Staatsrecht und Staatsbeste, und die Societätsgefetze zur Richtschnur dienen müßten. Freylich hätten seit 1548 keine neue Befreyungen aufkommen sollen: allein jene strenge, auch noch nachher wiederholte Vorschrift, hatte nur — für den dringenden Nothfall einige Wirksamkeit, und wurde in den Zwischenräumen durch Verträge und Besitzerwerbungen vielfältig durchlöchert, welche, weil sie von dem Herkommen geheiligt waren, durch spätere Gesetze nicht aufgehoben werden durften. Der Vf. bemüht sich auch, aus den reichsgerichtlichen Erkenntnissen, die in diesem Fach nicht ganz übereinstimmend sind, ein Uebergewicht für seine Meynung zu erhalten, und besonders aus den neuesten Decreten des Reichskammergerichts, von welchem das letzte für die Abtey Arnburg gegen Solms Lich am 22. Oct. 1799 ergieng, zu beweisen, daß dieses höchste Gericht, bey der Verbindlichkeit zu Reichskriegssteuern, bloß auf den Befitzstand gesehen habe.

FRANKFURT a. M.: *Beytrag zur Geschichte der Frohne oder Schaarwerk in Bayern. Erster Theil.* 1798. 191 S. *Zweyter Theil.* 1800. 226 S. 8. (I Rthlr. 6 gr.)

Der ungenannte Vf. behandelt hier einen wichtigen Gegenstand auf eine so ausgezeichnete Art, daß seine Schrift alle Aufmerksamkeit verdient, und der Beherzigung aller derjenigen vollkommen würdig ist, welche die Gewalt haben, zur Abstellung der großen Mißbräuche der Frohnen in Bayern, etwas beyzutragen. Das Ganze ist in Fragen abgetheilt, welche der Vf. gründlich und ausführlich beantwortet. I. Frage: war in Bayern die Schaarwerk in ältern Zeiten ein *effectus jurisdictionis bassae*? Hier wird gegen *Kreitmaier* und *Schmid* bewiesen, daß die Schaarwerk bloß durch das Herkommen entstanden, und keine Folge der niedern Gerichtsbarkeit sey, was die Landsordnung von 1553 die Erklärung der Landesfreyheit von 1516, und die Landtage von 1515 und 1516 deutlich zeigen. Diesen und der Geschichte zu folge hatte der Adel die Schaarwerk auf einschichtigen und Lehengütern nicht vor erlangter Gerichtsbarkeit, sondern er behauptete dieselbe vermöge Herkommens, welches aber nicht mit Vorwissen des Herzogs eingeführt, und eben so wenig gleichförmig war. II. Frage: wann und wie kam in Bayern die ständische Niedergerichtsbarkeit in Ausübung? Die Stände erhielten sie durch die Ottonische Handfeste von 1311, die nachher von den Herzogen häufig bestätigt ward, aber aus verschiedenen Ursachen, die hier aus der Geschichte entwickelt werden, konnten die Stände nicht zur Ausübung kommen. Gewöhnlich bewilligten sie dem Herzoge nicht

eher Steuern, bis dieser ihre Privilegien bestätigte. Dadurch kamen sie nach und nach zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, besonders da sie von den Herzogen die Bewilligung erhielten, daß ihre Räte und Beamte lauter Inländer und Adelige seyn sollen. In der Folge suchten aber die Stände ihre Gerichtsbarkeit immer mehr zu erweitern, was hier weitläufig aus der Bayerischen Geschichte gezeigt wird. III. Frage: Hatten die Stände das Recht, den Herzogen die gemeinen Landsteuern der Bauern zu bewilligen, und sich steuerfrey zu machen? Wird sehr gründlich dahin beantwortet, daß die Stände sich steuerfrey zu machen kein Recht hatten, weil die Stände in ältern Zeiten Steuern bezahlten, die Ottonische Handelssteuern wie die Stände für steuerfrey erklärte, und in der Folge die Bauern, ohne gehört oder vertreten zu werden, allein die Steuern tragen mußten. IV. Frage: wie war die Frohne oder Schaarwerk in Bayern von der Zeit des Königs Otto bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts beschaffen? Hier wird aus der Geschichte sehr gut deducirt, wie gering die Frohne vom Anfang bey den Herzogen war, und wie unerneßlich sie erweitert ward, als sie von den Herzogen den Ständen überlassen ward. Ein trauriges Bild der großen Bedrückungen, die daraus entstanden. Am Ende ist ein Rescript des vorigen Kurfürsten befindlich, worin von den Landesstellen ein Gutachten gefodert wird: wie dem Mißbrauche der Schaarwerke zu steuern sey? Dann folgt ein solches eben nicht sehr gründliches Gutachten, ohne weiter zu melden, welche Wirkung das gedachte Rescript gehabt habe. Ein sehr edeles Schreiben eines bayerischen Cavaliers über die Mißbräuche der Frohne macht den Beschluß des ersten Theils. II. Theil,

V. Frage: wie war die Schaarwerk in Bayern im 17ten Jahrhundert bis auf gegenwärtige Zeit beschaffen? Man behauptete von Seiten der Stände, daß die Schaarwerk eine Folge der Gerichtsbarkeit sey, man dehnte dieselbe immer weiter aus, was der Vf. mit einer Menge von Beyspielen und deren Contrasten gegen die Gesetze belegt. VI. Frage: soll die Frohne nach Rechten und Gesetzen begünstigt oder eingeschränkt werden; oder ist die rechtliche Vermuthung für die gemeßene oder ungemessene Frohne? Mit Recht führt hier der Vf. den Grundsatz aus, daß die Frohne der natürlichen Freyheit entgegen sey, also sie bewiesen und eingeschränkt werden muß: dieser Satz wird sodann auch durch die bayerische Geschichte und Gesetze als richtig dargestellt. Es ist zu erwarten, ob und wie die höhern Stände Bayern diese gründliche und durchgängig documentirte Schrift zu widerlegen im Stande sind. Noch größer aber ist für die leidende Menschheit die Hoffnung, daß der jetztregierende weise und gütige Kurfürst die Mißbräuche der Frohnen gewiß abstellen wird, wenn sie gehörig zu seiner Notiz gebracht werden.

* * *

BERLIN, b. Nicolai, Sohn: *Der Bouilottenleuchter*. Eine Goldgrube der Pariser Damen vom Ton. Skizze über die heutigen Sitten der Pariser, ihre Spielsucht, ihre hohen Wetten, ihre Spielfeste und privilegierte Lottohäuser, nebst Schilderung einer solchen Spielscene in einem Tripot. Mit einem charakteristischen Kupferstiche. 1800. 32 S. 8. Ein bloßer wörtlicher Abdruck aus dem bekannten Journale: *London und Paris*. II. Jahrgang, IV. Band. Nr. V, S. 62.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. Leipzig, b. Rein: *Die Kuhpockenimpfung*; ein durch Thatfachen bewährtes Hülfsmittel zum Bekken der leidenden Menschheit. In Briefen an Sophie M... geb. T... herausgegeben von J. G. D. Schmiedtgen. 1801. 64 S. 8. m. 1. Kpft. (6 gr.) Hoffentlich ist durch Hn. *Hunolds* Entschluß, ein Magazin für die Geschichte der Kuhpocken herauszugeben, die Veranlassung für die Zukunft gehoben, mehrere überflüssige eigene Schriften über diesen Gegenstand entstehen zu sehen, unter welche die vorliegende zu zählen, Rec. völlige Befugniß hat. Die Debatten über den Werth und Unwerth der Kuhpocken sind bereits so oft vorgekommen, daß wir des Raiffonnirens nummehro genug haben. Nur auf Thatfachen wird es ferner ankommen, die entweder die bisher siegreichen Kuhpocken um ihren erlangten Credit bringen, oder sie darin bestätigen. Thatfachen dieser Art, unter denen Rec. bald solche anzutreffen wünscht, die den Ursprung der Kuhpocken ins Licht setzen, werden in der Folge in Hn. *Hunolds* Magazin den angemessensten Platz

finden. Wer etwa eine Freundin über den Werth der Kuhpocken unterhalten will, wird dieses am besten in ungedruckten Briefen thun, worin es ihm unbenommen bleibt, sie auf lehrreiche Aufsätze im Reichsanzeiger zu verweisen, ohne solche in extenso wieder abdrucken zu lassen, dergleichen mehrere, namentlich von *Wiedemann*, *Rosse* und *Himly*, *Hessert*, *Pilger*, *Koch* Hr. *Schmiedtgen* hier wieder auftritt. Wenn er übrigens glaubte, daß zwey glückliche Fälle der Kuhpockenimpfung in Leipzig, an den Kindern des Hn. Buchhändler Rein obigen Aufsätzen eine vorzügliche Unterstützung gewähren könnten: so scheint dieses dem Rec. ein *argumentum ad hominem* eigner Art zu seyn, dergleichen die Sachwalter der Kuhpockenimpfung bey den bekannten vielen tausend glücklicher Beyspiele nicht mehr bedürfen. — Die angehängte Kupfertafel, welche eine vergleichende Ansicht der geimpften Kuhpocken und Menschenpocken gewähren soll, ist nicht übel gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Januar 1802.

PHYSIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Naturlehre*, zum Behuf der Vorlesungen über die Experimental-Physik, von Joh. Tobias Mayer, Prof. zu Göttingen. 1801. 550 S. 8. ohne die Vorrede und Register, mit 3 Kupfert. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die sich anhäufenden Entdeckungen und neuen Untersuchungen in der Naturlehre machten ein dem gegenwärtigen Zustande derselben angemessenes Lehrbuch zum Bedürfnis der Wissenschaft selbst, anstatt das zuweilen neue Compendien nur Bedürfnis der Verfasser sind. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und geschickte Auswahl zeichnen dieses Lehrbuch sehr vortheilhaft aus. Die Grenzen zwischen Physik und angewandter Mathematik auf der einen, und der Chemie auf der andern Seite, sind sehr bequem und richtig angenommen. Die Sätze oder Kenntnisse, welche diese der Physik liefern, sind vorgetragen, ohne in Erörterungen hineinzugehen, die nur in jenen Wissenschaften selbst gründlich vorgenommen werden können. Wenn es auch in einem ausführlichen Lehrbuche thunlich gefunden würde, die Grenzen der Physik in die Gebiete der Mathematik und Chemie hinein zu erweitern; so war es doch für ein Lehrbuch, das für Vorlesungen über die Experimental-Physik bestimmt ist, welche der Regel nach in einem halben Jahre beendigt werden müssen, nothwendig, hierin Mäßigung zu beobachten. Die metaphysischen Gründe der Naturwissenschaft berührt der Vf. wo es nöthig war, fast nur um zu zeigen, daß sie zur Erklärung der Naturbegebenheiten wenig oder nichts helfen. Von dem Geiste der Experimental-Untersuchung, der jetzt unsere Physiker belebt, erwartet er mehr als von den unfruchtbaren Speculationen, die man jetzt so gern der Physik aufdringen möchte. Er habe, fügt er hinzu, von vielen philosophisch seyn sollenden Ansichten der Naturdinge keinen Gebrauch machen können; die auch in einem Lehrbuche, wie das gegenwärtige seyn soll, keinen Platz finden konnten. Ob wir denn jetzt bessere physische Romane hätten, als die geistlosen, welche fast alle von Mathematikern herrühren sollen? Denjenigen, die eine solche ungereimte Behauptung vorbringen könnten, oder ihr beizutreten geneigt seyn möchten, wird ein Lehrbuch, wie das gegenwärtige, sehr dienlich zur Belehrung seyn, da es die Erscheinungen in der Natur richtig und deutlich erzählt, und, so weit es

A. L. Z. 1802. Erstes Band.

unserm Erkenntnisvermögen vergönnt ist, begreiflich macht, ohne selbst den Erklärungen eine größere Zuverlässigkeit zuzuschreiben, als sie bey unserer Aufsicht der Dinge haben können. Es läßt sich aus diesem Lehrbuche noch mehr als Kenntniß der Natur, es läßt sich auch Bescheidenheit lernen.

In dem 1sten Kap. wird zur Einleitung das Metaphysische, Logische und Literarische der Naturlehre kurz vorgetragen. Dogmatismus und Idealismus. (Ist der Idealismus nicht aber auch dogmatisch und intolerant dazu?) Man möge sich das Widerstehende im Raume, mit Kant, als eine zurückstoßende Kraft denken, wenn man glaubt, durch dieses Wort den Begriff der Materie deutlicher zu construiren. Aber zu folgern, daß, wenn diese Repulsivkraft nur allein vorhanden wäre, und nicht durch eine entgegengesetzte Ziehkraft beschränkt würde, die Materie sich in den unendlichen Raum zerstreuen müßte, und also kein Körper (d. i. Materie in einem bestimmten Raume) ohne einen solchen Conflict entgegengesetzter Kräfte gedacht werden könne, dazu berechtige uns das nackte Phänomen der Undurchdringlichkeit nicht. Denn etwas bloß Widerstehendes ist noch nichts Repellirendes, und wenn keine Materie den Raum einer andern einnehmen will, wird auch nichts abgestoßen. (Z. B. Luft zeigt nur Elasticität, sofern sie zusammengedrückt wird, wird sich aber, wo kein Druck vorhanden ist, nicht ins Unendliche ausbreiten.) Es ist ungedenkbar (§. 18), daß der erfüllte Raum, das Undurchdringliche, das Reale im Raume, zugleich durch etwas anderes erfüllt, durchdrungen, etwas anderes Reales feyn könne. In diesem Sinne sage man, die Materie erfülle ihren Raum durch bloße Existenz. Aber freylich wäre es lächerlich, wenn man dies Ungedenkbare (den Satz des Widerspruchs) sich als die Ursache der Undurchdringlichkeit gedenken wollte, wie Kant den Physikern aufzubürden scheint. Dadurch, daß man nach dem dynamischen System alle Materie ursprünglich nur als ein Spiel entgegengesetzter Kräfte ansieht, und alle spezifische Verschiedenheit der Körper in Nichts als in eine Verschiedenheit des Verhältnisses jener Kräfte setzt, sey bey Erklärung der Erscheinungen nicht viel gewonnen. Indessen empfehle sich das dynamische System vor dem Atomistischen dadurch, daß es nicht so viele willkührliche Fictionen zuläßt und durch Annahme jener, uns freylich nicht weiter erklärbaren Kräfte dem Verstande gleichsam das Ziel steckt, über welches er nicht hinaus kann, ohne sich in unabsehbare Labyrinth zu verirren. In der Folge macht der Vf. eini-

gemahl auf die Unzulänglichkeit des dynamischen Systems aufmerksam. Nach diesem kann (§. 103) ein jeder fester oder tropfbar-flüssiger Körper zu einer expansiven Flüssigkeit werden, wenn die Repulsivkraft seiner Theile das Uebergewicht über die Kraft bekommt, womit sich diese Theile gegenseitig anziehen. Wenn man aber nicht näher bestimmen kann, wie dieses Uebergewicht entsteht: so ist mit dieser Erklärung so viel als Nichts gesagt. — Warum eine gegenseitige vollkommene Auflösung zweyer Stoffe nie ohne einen dritten aufgehoben werden könne, lasse sich (§. 134) nach dem atomistischen System so gut als nach dem dynamischen erklären, wenn man sich ja auf Erklärungen einlassen will, welche aber in beiden Systemen wohl immer auf Fictionen beruhen. Die Scheidung eines zusammengesetzten Körpers durch einen dritten erklärt das dynamische System weniger befriedigend. Nach demselben (§. 137) besteht die sinnliche Eigenschaft eines Körpers bloß in einem gewissen Verhalten seiner attractiven und repulsiven Kraft. Tritt zu diesem Körper A, ein anderer, B: so theilen sie einander ihre Kräfte mit, und es entsteht hieraus ein neues Verhalten dieser Kräfte, d. h. ein Körper, M, welcher in seinen sinnlichen Eigenschaften weder A noch B ist. Wird nun M wieder in A und B zerlegt: so geschieht weiter nichts, als eine Wiederherstellung des Verhältnisses jener Grundkräfte. Aber wie dies durch einen Körper N., dessen Kräfte doch auch mit im Spiele sind, geschehen könne, ist nicht deutlich einzusehen. (In der That ist nach dem einen System Vereinigung der Kräfte, was nach dem andern Mischung der Stoffe ist, nur das jene etwas homogenes bilden, diese nicht. Dort kann eine dritte Kraft die Vereinigung heben, hier ein dritter Stoff. Dort wird die Homogenität der Mischung begreiflicher; hier die Scheidung.)

Das Angeführte mag zur Würdigung des Gebrauchs der Metaphysik in der Physik dienen, und zur Erinnerung, das Spiel mit unbekanntem Kräften nicht für etwas wichtiges in der Naturlehre zu halten, so nöthig es auch der Strenge nach seyn mag, die Begriffe von Kraft und Materie nicht zu trennen. Der Inhalt des Werks selbst kann, um nicht zu ausführlich zu seyn, nur kurz angezeigt werden.

II. Kap. *Allgemeine Körperphänomene.* III. Kap. *Cohäsion. Anziehung. Verwandtschaft.* IV. Kap. *Gesetze der Bewegung.* V. Kap. *Bewegungsgesetze liquider Flüssigkeiten,* insofern sie von der Schwere getrieben werden. VI. Kap. *Gesetze der Bewegung elastischer Flüssigkeiten.* Wenn eine elastische Flüssigkeit (§. 288) gegen einen gewissen Körper schwer ist, oder von demselben angezogen wird, ohne jedoch zersetzt zu werden: so muß sie eine Atmosphäre um ihn bilden, deren Dichtigkeit nahe bey dem Körper größer seyn wird, als weiter davon. Diese Atmosphären, die sich aus dergleichen Fluidis oft selbst um kleine Körperchen bilden, spielen in der Natur gewiß (?) sehr wichtige Rollen. VII. *Atmosphärische Luft.* VIII. *Erscheinungen der Wärme.* Sie

werden (§. 335) um nichts deutlicher, wenn man sie nach dynamischen Grundsätzen construirt, wobey man oft der Einbildungskraft zu viel Freyheit läßt, Kräfte und Bewegungen in den Körpertheilen zu erdichten. Ein materielles Wärme-Princip ist eine den Erscheinungen sehr anpassende Hypothese. Am Ende laufen (§. 331) alle Erscheinungen der Wärme nur auf eine besondere Art der Kraftäufserung hinaus, unentschieden, ob sie einer eigenen Materie oder der Materie der Körper überhaupt zukommen. Wir können keine befriedigende Erklärungen geben, sondern nur die Umstände bemerkbar machen, unter welchen Körper die Erscheinungen der Wärme veranlassen. Je mehr Zwischenräume (§. 357) ein Körper hat, welche dem Wärmestoff Eingang verstaten, und je stärker die Materie des Körpers denselben anzieht, in desto größerer Menge und Dichte wird sich derselbe um die Theile des Körpers anhäufen. (In den Zwischenräumen? Diese sind etwas hypothetisches. Die Atomen müßten absolut kalt bleiben. Dichte Körper werden heißer als lockere. Mehr Zwischenräume geben nur mehr Wärmethelchen Raum, ohne den Grad der Wärme zu vermehren. In kleineren Zwischenräumen würde sich der Wärmestoff mehr zusammendrängen. Der Wärmestoff, wenn man ihn bloß in den Zwischenräumen sich aufhalten läßt, scheint sich nirgends als freyer Wärmestoff anhäufen zu können. Der Wärmestoff ist ein gutes Veräulichungsmittel, das aber nur zu gebrauchen ist, wie die Buchstabenzeichen in analytischen Rechnungen.) Unter zwey Körpern von gleicher Figur, Oberfläche und Temperatur hat derjenige eine größere Leitungskraft für die Wärme, (§. 365) welcher die Wärme am leichtesten fahren läßt. (Der Ausdruck ist zweydeutig. Wäre geringeres wärmehaltendes Vermögen nicht schicklicher?) Im tropfbaren Zustande (§. 379) kann Wasser von der Luft nicht aufgelöst werden. (Warum sollte man nicht unterscheiden Verdunstung bey einer niedrigeren Temperatur als die Siedhitze und Verdampfung bey dieser? Verdampfen des Wassers ist, was Verbrennen brennbarer Körper, nachdem sie den bey ihnen möglich größten Grad der Erhitzung erhalten haben.) Kap. IX. *Das Licht.* Die Erscheinungen des Lichts mag man durch die Annahme eines eigenen materiellen Stoffes erklären, bis gezeigt wird, wie sie sich einfacher und ungekünstelter nach dynamischen Grundsätzen construiren lassen. Die chemischen Wirkungen des Lichts vertragen sich besser mit dem Emanations-System als dem der Vibrationen. Jene ist der Vf. günstiger, aber nur der leichtern Ansicht wegen, auf die sich nach demselben die Erscheinungen bringen lassen (§. 401). Lavoisiers Muthmaßung, das die Theilchen durchsichtiger fester Körper sich nicht wirklich berühren, sondern durch den Wärmestoff in gewissen Entfernungen gehalten werden, findet der Vf. sehr wahrscheinlich. (Sollte dieses die Erklärung ihrer Durchsichtigkeit und der flüssigen leichter machen? Man möchte vielmehr sagen, das Licht auch in dieser Erscheinung eine Aehnlichkeit mit

mit der Schwerkraft habe, die durch Zwischenkörper in ihren Wirkungen nicht gehemmt wird.) Kap. X. *Von den einfachen und zusammengesetzten Stoffen.* Da die grüne organische Materie, welche sich im Wasser bey dem Einflusse des Sonnenlichts erzeugt, in der Hitze mehr Kohle giebt, als man in der Menge Wasser, worin sie sich erzeugt hat, etwa als Kohlenäure annehmen kann; so fragt der Vf., ob die Kohle vielleicht selbst nur aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe. Allein das Wasser kann ja die Kohlenäure, welche es an jene Materie abgab, aus der Luft ersetzt bekommen haben. Kap. XI. *Von den Gasarten.* Die atmosphärische Luft ist (§. 506) wahrscheinlich nur luftförmiges Wasser, wenn uns gleich der chemische Proceß unbekannt ist, wodurch das Wasser die permanente Luftform erhält. Kap. XII. *Feuer und Gesetze des Brennens.* Die Wärme, welche durch Zersetzung der Nahrungsmittel und andere Mischungs-Processe in den thierischen Körpern entsteht, möchte (§. 513) mehr betragen als diejenige, welche man der Zersetzung der eingeathmeten Luft zuschreibt. Kap. XIII. *Elektricität.* Die elektrischen Erscheinungen sind höchst wahrscheinlich der Erfolg der Zersetzung einer in allen Körpern befindlichen Flüssigkeit, welche aus zwey verschiedenen Stoffen + E und — E, zusammengesetzt ist. Diese durch Anziehung oder Verwandtschaft mit einander vereinigten Stoffe können durch verschiedene Processe von einander geschieden werden. Die durch Reiben frey gewordenen + E und — E adhären dem geriebenen Körper und dem Reibezeuge in Gestalt von Atmosphären, wenn sie nicht durch stärkere Anziehung wo anders hin geleitet werden, und diese Atmosphären enthalten den näheren Grund der elektrischen Erscheinungen in sich. Die Erklärung des Abstoßens gleichartig elektrischer Körper aus diesen Atmosphären §. 542 ist noch dunkel. Das Ausströmen des Conductors einer Elektrisir-Maschine an den fälschlich so genannten Saugspitzen ist das natürliche + E des Conductors, welches sich mit dem freyen — E des geriebenen Körpers verbindet, und wodurch nun der Conductor selbst elektrisch wird, gleichnamig mit dem geriebenen Körper. Der Conductor empfängt nichts von dem geriebenen Körper, sondern giebt etwas an ihn ab. So laden auch bey einer Glasmachine die inneren Belegungen der Flaschen sich durch ihr eigenes natürliches frey gewordenes + E, indem sie ihr natürliches — E vermittelst des Conductors an das + E der Maschine abgeben. Kap. XIV. *Galvanismus.* Bis jetzt sind (§. 593) noch viel zu wenig Thatfachen vorhanden, um zu entscheiden, ob der Galvanismus nur Modificationen einer bereits bekannten Naturkraft, oder Wirkung einer ganz eigenen für sich bestehenden Kraft oder Materie sey. Kap. XV. *Magnet.* Kap. XVI. *Weitere Ausführung der Lehre vom Lichte. Zurückwerfung und Berechnung. Optische Werkzeuge.* Newton nenne (§. 632) die bekannten sieben prismatischen Farben *Grundfarben* (Ueber Hauptfarben, *primary colours*), und betrachte sie als einfaches Licht

weil er sie durch das Prisma nicht weiter in ungleichartige Theile zerlegen konnte. Diese Stelle kann einen Mißverständnis veranlassen. Newton sagt *Opticks* S. 39 ausdrücklich, daß das Licht, welches er gleichartiges genannt habe, nicht vollkommen gleichartig sey, sondern daß nur die Veränderung der Farbe durchs Prisma für das Auge in demselben unmerklich ist. Auch von den Berechnungsverhältnissen der farbigen Strahlen giebt er weiterhin die Grenzen an, mit dem Zusatz: und alle dazwischen liegenden Verhältnisse. Man würde hier das Gesetz der Stetigkeit vermissen, wenn es nur sieben, oder eine andere bestimmte Anzahl farbiger und zugleich verschiedentlich brechbarer Strahlen gäbe. Was der Vf. Newton entgegensetzt, widerlegt dieser ausdrücklich. *Opticks* S. 101. — Von Herschels erwärmenden aber nicht leuchtenden Sonnenstrahlen urtheilt der Vf., daß es Wärme seyn möge, die durch die sichtbare Lichtmasse aus der Luft entbunden und hauptsächlich nach der Seite des rothen Lichts getrieben sey.

Die physische Astronomie, Meteorologie, Theorie der Erde u. s. w. wird Hr. Mayer in einem besondern Lehrbuche vortragen. Dadurch wird er sich alle Liebhaber einer gründlichen Physik verbinden, besonders, wenn es nicht auf das Bedürfnis akademischer Vorlesungen eingeschränkt wird.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Beliz: *Militärische Encyclopädie für künftige Officiere, besonders für preussische.* Herausgegeben von F. L. Streit, K. Pr. Sec. Lieutenant. bey dem Feldartillerie-Corps. Ister Theil. mit 9 Kupfertafeln. 1800. 454 S. und X S. Vorrede 8. (3 Rthl. 8 gr.)

Der für den Officierstand bestimmten Jugend ein Lesebuch in die Hand zu geben, das sie zu ihrem künftigen Berufe vorbereite, und sie mit den ihr unentbehrlichen Wissenschaften wenigstens bekannt mache, ist der Zweck des vorliegenden ersten Theils dieser Encyclopädie. In den noch übrigen dreyen soll alsdann ein Wörterbuch, eine deutsche Sprachlehre (?) eine militärische Geographie und eine Kriegsgeschichte folgen; eine Arithmetik und Geometrie aber den Beschluß machen. Das Lesebuch, das sich nach der Meynung des Herausgebers über alle, dem künftigen Officier nöthige Kenntnisse erstrecken soll, enthält eine Menge theils überflüssiger, theils zweckloser Dinge, meistens ziemlich oberflächlich abgehandelt.

Auf eine kurze Erklärung des menschlichen Körpers und der Seele läßt Hr. Kosmann, — dem die in der ersten Abtheilung befindlichen Aufsätze größtentheils angehören, — eine Darstellung der Vorzüge des Menschen vor den Thieren folgen, wo sich verschiedene merkwürdige Versuche angeführt finden, über die Kälte- und Wärmegrade, welche der menschliche Körper zu ertragen im Stande ist. Die.

Dieser Abschnitt wird jedoch durch verschiedene übertriebene Erzählungen von körperlicher Stärke verunstaltet. z. B. S. 84, daß *Gottfr. von Bonillon* einen *geharnischten* Türken in der Gegend des Nabels mitten von einander gehauen haben soll. Der folgende Abschnitt: *Ueber die Zubereitung verschiedener zur Bekleidung und Bewaffnung des Soldaten unentbehrlichen Materialien* giebt die Bereitung des Leders und der Tücher, die Verfertigung der Hüthe, der Papiere, und der Seile an, letzteres sehr kurz, obgleich gerade die Kenntniß für die Artilleristen nöthig ist. Eben so kurz werden S. 159 die *beym Militär brauchbaren Holzarten* abgefertigt. Man findet hier durchaus Nichts von der Kenntniß des Holzes selbst. — Der Vf. geht nun zu den Metallen über, und erwähnt der antiphlogistischen Theorie bloß im Vorbeygehn, worauf er die Grundstoffe des alten Systems: Feuer, Wasser, Luft, Erde der Reihe nach erklärt. Von den Säuren der einfachen Stoffe werden bloß die Schwefelsäure, die Salpetersäure; die Salzf.; die Flussspathf. und die Boraxf.; von allen vegetabilischen und animalischen Säuren aber nur 12, mit Uebergelung der übrigen, aufgeführt. Die Metalle werden noch in *Ganze* und *Halbmetalle* eingetheilt, die neuere Classification derselben aber wird übergangen, wodurch zehn Metalle ganz unerwähnt bleiben. Die Verfertigung der Treßten beschließt diesen Abschnitt, auf den S. 225 die Bestandtheile des Schießpulvers folgen, dessen Verfertigung aber erst S. 370 zu finden ist. Hier vermißt man das sogenannte *Brechen* des Salpeters, wodurch die den Krystallen noch anhängende Feuchtigkeit vollends weggeschafft und der reine Salpeter in ein feines Mehl verwandelt wird. So hätte auch unter den zu dem Pulver tauglichen Kohlen, die von Lindens und Schiefsbeerenholze mit aufgeführt werden sollen, die leichter zu haben sind und häufiger angewendet werden, als die S. 230 angegebene Arten. — Jeden Leser wird mit uns der Uebergang S. 232 von den Bestandtheilen des Schießpulvers zu der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft befremden, die wenigstens *hier* nicht an ihrem

Orte stehet, und so wie die Einrichtung des ganzen Werkes Mangel an System beweist; ein Mangel, der selbst in der II. Abtheil., obschon sie die Erste weit übertrifft, doch noch immer merklich wird. Den Kriegsstand theilet der Vf. in 2 Haupttheile: die Armee und das Kriegscollegium. Wer sieht nicht, daß hier eine ältere, mißverständene, Eintheilung zum Grunde liege, wo das Kriegscollegium nur einen kleinen Theil der zweyten *unbewehrten* Hauptabtheilung ausmacht, zu der auch das Proviantwesen, das Fuhrwesen etc. gehören. — *II. Abschn. Bestandtheile der Armee*, wo der Vf. wieder auf die Erfindung des Schießpulvers zurückkommt. Nicht jeder einzelne Theil einer Brücke für die Armee heißt ein *Porton* S. 18, sondern die Fahrzeuge von Holz oder Metall, welche im Felde mitgeführt werden, führen diesen Namen. *III. Abschn. Milit. Chargen.* Einrichtung des Preussischen Generalstaabes. Der *Stäckelunker* bey der Sächsischen Artillerie ist keinesweges Freykorporal, sondern der jüngste Officier bey einer Compagnie; eben so, wie der Fähndrich der Infanterie. Eben so unrichtig ist es, daß bey der Sächsischen Armee der Profos die arretirten Officiers in Verwahrung habe: diese befinden sich entweder auf der Wacht bey dem Officier, oder bey dem Regimentadjutanten. *IV. Abschn. Geschichte der Preussischen Armee*; sehr kurz nach den *Memoires de Brandenb.* Der *V. Abschn. Von der Recrutirung*, besonders von der Einrichtung des Preussischen Kantonwesens, ist befriedigender als alles übrige. Dasselbe findet auch in Abticht der Remonte statt. Benennung der außern Theile des Pferdes. *VI. Abschn. Bekleidung nebst Sattel und Zeug.* *VII. Abschn. Bewaffnung*, wo Rec. die Beschreibung der Gewehrfabrik am besten gefallen hat. *VIII. Abschn. Munition*, mit Inbegriff der Kunstfeuer. Die Kupfer stellen theils Preussische Montirungen dar, jedoch nur einige, und sind deshalb unzuweckmäsig; theils dienen sie zur Erläuterung des Textes, und enthalten Kanonen, Mörser und andere Waffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Glogau*, in d. Günther. Buchh.: *Preisaufrage eines Schlesienschen Edelmanns: wie er seine Vorrechte am besten benutzen kann*, nebst einer kleinen Darstellung der Verhältnisse der Gutsbesitzer zu ihren sogenannten Unterthanen. 1801. 104 S. 8. (8 gr.) Ob es gleich schwer hält, Richter und Parthey zu gleicher Zeit zu seyn, und dennoch unbefangene zu bleiben: so muß doch dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren, daß die von ihm angeführten Thatfachen auf Wahrheit beruhen. Es ist sehr wahr, daß diejenigen, die über die Sklaverey der Unterthanen in Schlesien seufzen, die Verfassung nicht kennen, und daß auf manchem Gute die Herrschaft mehr von ihren Bauern als diese von

jenen leiden. — Der Vf. ist keinesweges gegen die Aufhebung der Hoffdienste (d. i. der Spanndienste) führt aber sehr richtig an, daß die Schwierigkeiten, die in der Ausführung liegen, meistens auf der Lage der Unterthanen beruhen. — Daß die weisen Preussischen Gesetze nicht Tyranny von Seiten der Herrschaft verflatten, ist ein großes Glück; daß aber der Unterthan für ein Vergehen, durch den kostspieligen Gang des Processes öfter, in der That, weit mehr büßt als durch eine summarische Bestrafung, ist gewiß; nur würde es freylich sehr schwer seyn, die gehörige Gränze zu ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WEIMAR, in d. Expedition dieser Zeitschrift auf den k. k. Postämtern, und LEIPZIG im Mag. für Literatur: *Der Waffenträger der Gesetze*; ein allgemeiner Anzeiger des Rechts und Unrechts und der neuesten Ereignisse im Gebiete der Rechts- und Polizeywissenschaft in Bezug auf alle Zweige derselben. Für Deutschlands Rechtsgelahrte und Freunde des Rechts. 1801. Januar bis Junius. Zusammen 738 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Ankündigung und dem vorgelegten Plane zufolge soll diese Zeitschrift alle Gegenstände des Rechts und der Polizei in theoretischer und praktischer Hinsicht umfassen. Diefem Plane sind die Herausg. in vorliegenden 6 Heften treu geblieben; jedoch ist bey weitem das Meiste, was bisher geliefert ward, der Rechtswissenschaft und nur wenig der Polizeywissenschaft gewidmet. Wenn die Herausgeber in ihrem rühmlichen Eifer fortfahren, besonders wenn sie sich beifern, mehrere Abhandlungen zur Erläuterung des gemeinen deutschen Rechts, als bisher geschah, zu liefern: so verdient ihr Unternehmen allen Dank und alle Aufmunterung. Ihr Journal nimmt allerdings einen rühmlichen Platz unter den juristischen Zeitschriften ein, und Rec. wünscht ihm von Herzen eine längere Dauer, als juristische Journale gewöhnlich haben.

Januar: I. *Sonderbare Schicksale eines merkwürdigen Rechtsstreites nebst einer Rüge eines seichten Facultätsurtheils und einigen Anmerkungen.* Wie die Sache hier dargestellt wird: so wurden bloße Tractaten als wirklicher Vertrag angenommen, und der angebliche Verkäufer zur Entschädigung verurtheilt, weil er den Vertrag nicht gehalten hatte. Das Rechtsgutachten der Facultät zu F. wird wörtlich eingedrückt und mit widerlegenden Noten begleitet. II. *Noch ein Beytrag zum deutschen Facultätsunwesen.* Ist gegen die Facultät zu R. . . n gerichtet, welche einen Rechtsstreit in possessorio entschied, obschon darüber kein Streit war. III. *Ist denn die Cabinetsjustiz in unsern Reichslanden noch immer zu Hause?* Eine gründliche Abhandlung über das Widerrechtliche der Cabinetsjustiz nebst einigen Beyspielen aus Bayern. IV. *Ueber die Schädlichkeit der Gesellschafts-Glücks- und Hazardspiele, nebst Vorschlägen, ihnen durch Polizeyverfügungen zu steuern.* Nach Anführung der fremden und einheimischen Gesetze gegen das Spielen und der Prüfung derselben werden gegen Hazardspiele nebst Confiscation des vom Banquier

A. L. Z. 1802. Erster Band.

ausgelegten Geldes, Gefängniß, Verlust des Rechts der Gastwirthschaft und gegen Pächter derselben Zucht-haus vorgeschlagen: sollte das letztere nicht zu hart seyn? V. *Bemerkungen über das Vaterland des Innerius*, von Böttger. Mit einem grossen Aufwande von Belesenheit wird hier sehr gründlich gegen Sarti gezeigt, daß Innerius ein Deutscher war. Unter VI. sind verschiedene wichtige und unwichtige neuere deutsche Verordnungen, unter VII und VIII. zwey französische Gesetze über die Form der Rechtsfreite, wie auch Maas und Gewicht, unter IX—XIV. verschiedene minder bedeutende Sachen geliefert. XV. *Ueber Collision der Rechte und deren Beseitigung: gründliche Erinnerungen gegen Erhards Kritik des preussischen Gesetzbuchs* S. 304. Nr. XVI. enthält den Schluß zur Errichtung einer Cammer des Avoués bey den französischen Gerichten.

Februar: I. *Kann die Absicht des Feinds, der Inhalt oder die Art und Weise der Contribution oder Requisition zum rechtlichen Maassstabe bey der Repartition der Kriegsschäden zum Grunde gelegt werden?* Diefes wird mit befriedigenden Gründen meist nach Weber verneint. II—IV. enthält Recensionen dreyer die Pfalz betreffenden Schriften. V. *Ist der Staat im allgemeinen und insbesondere der pfälzische Staat aus rechtlichen Gründen verbunden, die übrerrheinischen Staatsdiener zu entschädigen* u. s. w. Nach einem entworfenen höchst traurigen Bilde der Lage dieser Staatsdiener, wird die Frage mit vollem Rechte und sehr überzeugenden Gründen bejaht. VI. *Ueber das Eigene der Odenwäldischen Hubenverfassung, besonders im rheinpfälzischen Oberamte Lichtenfels.* VII. *Ueber eine Unartigkeit und zwey Unbilligkeiten der böhmischen Gesetze gegen das schöne Geschlecht.* Ein mehr artig und witzig als gründlich geschriebener Aufsatz; die Unart besteht in der Unfähigkeit der Weibspersonen zum Testamentszeugnisse, die Unbilligkeiten betreffen die Intestaterbfolge der Witwen, und die Erbsteuer, die von dem geerbten Vermögen eines Ehegatten muß entrichtet werden. VIII. *Sammlung merkwürdiger kurpfälzischer Verordnungen seit dem Regierungsantritte Maximilian Joseph.* Diese größtentheils multherhaften Verordnungen sind es im hohen Grade werth, zur Kenntniß des größern Publicums gebracht zu werden. Sie betreffen die Veredlung des Standes der Staatsdiener und die Organisation der General-Landesdirection. IX. *Neueste Verfolgungsgeschichte und actenmäßiger Ketzerprocess des würdigen Thaddäus Derefer.* Dieser verdienstvolle Gelehrte konnte nur mit vieler Mühe einen Lehrstuhl in Heidelberg erhalten, und nach-

nachdem dies gegen die Cabalen der Obscuranten durchgesetzt war: so ward er von diesen wegen angeblich gelehrter ketzerischer Sätze angeklagt, wogegen er sich aber vollkommen rechtfertigte. Der Entwurf (Nr. X.) einer Instruktion für eine pfälzische Kriegsschäden- und Kriegsschulden-Tilgungsdeputation enthält sehr viele gute Grundsätze, nur führt dies Project zu sehr verwickelten und weit aussehenden Geschäften, z. B. zur gänzlichen Umänderung des bestehenden Steuersystems, wodurch freylich die Regulirung des Hauptgeschäftes sehr aufgehalten würde.

März: I. Proceßgeschichte über Vogels plötzliche Verabschiedung vom Hoftheater zu Mannheim. Dieser Aufsatz scheint nicht wohl in ein juristisches Journal zu gehören. II. Sind die Executores reichsgerichtlicher Urtheile an die Worte der Urtheile gebunden, oder dürfen sie dieselben nach Zeit und Umständen ändern? Es wird aus den Reichsgesetzen gezeigt, daß die erste Frage zu bejahen sey. III. Nachricht von den Landrechten der Markgrafschaft Baden. IV. Von Pertinentien und deren Reunion überhaupt und insbesondere nach den braunschweig-wolfenbüttelschen Gesetzen. Dieser Gegenstand wird ganz nach gedachtem Landrechte behandelt, vom gemeinen Rechte kommt nichts vor. V. Reichskammergerichtliche Entscheidung darüber, ob ein von reichsgerichtlichen Urtheilen ergriffener Recurs effectum suspensivum habe, und eine Litispendenz bey dem Reichstage bewirke. In dieser gründlichen Abhandlung wird ein den Hn. von Berlepsch betreffender Rechtsfall erzählt, und dem Recurse der effectus suspensivus mit allem Rechte abgesprochen. VI. Etwas über das Hagestolzenrecht in der Pfalz. Es wird behauptet, daß ein solches nicht existire. VII. Noch etwas über das deutsche Facultätsanwesen mit Verbesserungsvorschlägen von einem Facultisten. Als vorzügliche Fehler werden angegeben: Vertheilung der Acten nach dem Turnus, Mangel aller Controlle, Abfassung des Schlußes durch Circuliren der Acten statt collegialischer Berathschlagung. Die Vorschläge zur Verbesserung verdienen alle Beherzigung. IX. Lyceum der Jurisprudenz in Paris. X. Vermischte Nachrichten aller Art.

April: I. Merkwürdiges Rechtsgutachten einer Juristenfacultät, die willkürliche Entlassung eines Staatsdieners betreffend. Ein eben so gründlicher als geschmackvoller Aufsatz, einer der besten, die in diesem Journale vorkommen. Mit voller Befriedigung wird gezeigt, daß eine solche Entlassung widerrechtlich, unbillig und unpolitisch sey. II. Ist es denn nach strengem Rechte ausgemacht, daß ein Landesherr die Güter und Einkünfte katholischer Klöster, wenn sie aufgehoben sind, sich nicht zueignen und sie in Domanialgüter verwandeln dürfe? Es wird sehr gut gezeigt, daß der Staat solche Güter dem Staatszwecke gemäß als Gemeingut verwenden könne. III. Zweifel gegen einige Gesetze des preussischen Landrechts über Testamente. IV. Wie ist den zwischen landesherrlichen Beamten und Patrimonialgerichten so häufigen

Jurisdictionssirungen vorzubeugen? Eine Hefencasselfche Verordnung hierüber, welche die Sache ziemlich erschöpft. V. Ueber das Recht Abzugsgelder zu fordern und zu erheben. In diesem gutgeschriebenen Aufsätze wird die Aufhebung dieser Gelder aus guten Gründen vorgeschlagen. VII. Ueber die Nachteile des mündlichen gerichtlichen Verfahrens auf dem Lande in Böhmen. Die hier sehr weitläufig ausgeführten Gründe haben Rec. von den Nachtheilen dieses Verfahrens nicht überzeugt, und er glaubt gewiß, daß das schriftliche Verfahren die Proceße gewiß weitläufiger und theurer machen würde. VIII. Einige kurpfälzische Verordnungen, von denen die über den Reces bey Justizcollegien mit Recht musterhaft genannt wird. IX. Preisaufgaben des Nationalinstituts in Paris.

May: I. Kurzer Abriss der testamentarischen Successionslehre und der Schenkungen nach den neuesten Gesetzen in Frankreich. Ein sehr gut geschriebener Aufsatz. II. Gedanken über das Rechtstheorem des Realismus: die Einquartierung ist eine Reallast u. s. w. In dieser gründlichen Abhandlung zeigt Hr. Werner aus dem römischen Rechte, und der Analogie, daß die Einquartierungslast dem Hauseigentümer allein nicht aufgebürdet werden könne, sondern auf dem gesammten Vermögen der Staatsmitglieder hafte; am Ende wird die völlige Einquartierungsfreyheit des Residenzortes des kaiserl. Kammergerichts gegen Gumprecht vertheidigt. III. Bruchstücke über Justiz und Polizey in Spanien. Auffallende Beyspiele, wie schlecht es mit beiden in Spanien beschaffen sey. IV. Abriss der Polizeyverfassung im königl. preussischen Fürstenthum Anspach. Sie zeichnet sich durch ein sehr pünktliches Detail aus, welches hier gut dargestellt wird. Nr. V. liefert Auszüge neuer Gesetze aus verschiedenen deutschen Landen. VI. Vorschlag zu einem Intelligenzblatte für Gesetze und Verordnungen besonders für die pfälzischen Lande. Verdient allerdings erwogen zu werden.

Junius: I. Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtsche oberherrschafliche Vormundschaftsordnung vom 23ten Octobr. 1797. Eine sehr gründliche Beurtheilung dieses vorzüglichen Gesetzes, von Hn. Schmidt Pfeiseldack. II. Noch einige Bemerkungen über das deutsche Facultätsanwesen. Es wird vorzüglich die Juristenfacultät zu Helmstädt als Muster aufgestellt, und eine Prüfung über die in den vorigen Heften gemachten Verbesserungsvorschläge angestellt. III. Vorrede zu dem Entwurfe des französischen bürgerlichen Gesetzbuchs. Die Vff. geben hier eine eben so gründliche als angenehm geschriebne Rechenenschaft und Uebersicht ihrer gelieferten Arbeit. IV. Ueber die neue Ministerialorganisation in den pfalzbaierischen Erbstaaten. V. (französisches) Gesetz über die Verfolgung der Verbrechen in Criminal- und Zuchtpolizey-Fällen vom 7. Pluviose J. 9. VI. Edle Handlung im Frauenkloster zu Herrnsalp. Dasselbe schaffte den bisher gewöhnlichen Tod- und Fröhnenfall ab, der den Unterthanen sehr lästig war. VII. Ueber die Verthei-

theilung der Gemeindegründe in Bayern. Eine kurfürstliche Verordnung, wodurch diese Vertheilung begünstigt wird. VIII und IX. sind zwey unbefriedigende Aufsätze über die Gewährzeit bey dem Pferdehandel, und die Veräußerung von Gütern der Minderjährigen ohne ein *decretum de alienando*. — Jedes Heft hat auch ein paar Blätter Intelligenzblatt, worin meist neue Schriften angezeigt, hie und da auch Berichtigungen geliefert werden.

TÜBINGEN, H. Cotta: *Das Wichtigste von den Rechten und Verbindlichkeiten Württembergischer Bürger in ihren öffentlichen und Privatverhältnissen.* Ein Auszug aus den Württembergischen Gesetzen zum Gebrauch jedes Bürgers, und besonders der Ortsvorsteher bestimmt. Von Heinv. Ernst Ferd. Bolley, Amtschreiber zu Waiblingen. 1801. 317 S. 8.

Die erste Anlage des Buchs scheint auf einen ganz eigenthümlichen Zweck berechnet gewesen zu seyn; es sollte allem Ansehen nach eine angemessene Lectüre für die sogenannten Ruggerichte werden. Erst im Verfolg der Bearbeitung dehnte der Vf. seinen Plan aus, und nahm nun die weitem Belehungen, die er geben wollte, theils in Parenthesen, theils in Noten auf. Nur in der Uebergang der in der Eheordnung enthaltenen Gesetze — diese pflegt jährlich von den Kanzeln verkündigt, nicht bey den Ruggerichten vorgelesen zu werden — und der meisten Verordnungen gegen den Mißbrauch der anvertrauten Gewalt, den sich Beamte und Ortsobrigkeiten erlauben, auch in der Weglassung einiger besondern Rechte des Württembergers, deren Erwähnung bey Ruggerichten vielleicht nicht an ihrem Orte seyn würde, entdeckt man noch Spuren der ursprünglichen Absicht des Vfs. Die Schrift leistet übrigens den Forderungen so ziemlich Genüge, die man an ein Werk dieser Art macht. Der Vortrag ist deutlich, fließend, und einige Noten abgerechnet, die bloß für den Gelehrten bestimmt zu seyn scheinen, auch dem gemeinen Bürger verständlich; zumal wenn das Buch künftig von geschickten Schullehrern bey dem Schulunterrichte gebraucht und erläutert werden sollte. Eine streng systematische Ordnung darf man in einer solchen Schrift nicht erwarten. Indessen sind doch die Materien ziemlich gut geordnet. Auch wo man die Stellung derselben weniger natürlich findet, da erleichtert nicht nur die vorangeschickte Uebersicht über den Inhalt, sondern noch mehr das angehängte ausführliche Register das Nachschlagen. Wir vermüssen überdies nur wenig, was keinen Würtberger von dem Staats-Polizey-peinlichen und bürgerlichen Rechte seines Vaterlandes unbekannt bleiben sollte. Das Buch theilt sich in vier Hauptstücke. Nach einer Einleitung, welche die Darstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Würtberger überhaupt enthält, handelt das erste Hauptstück von den Pflichten, welche die Unterthanen in ihrem öf-

fentlichen Verhältniß gegen den Regenten, den Staat und die Gemeinde zu erfüllen haben. Die Einteilung sowohl als dieser Abschnitt sind unverhältnißmäßig kurz ausgefallen, weil hier der Vf. auf eine schon vorhandene Schrift: „die Pflichten und Rechte des württembergischen Bürgers von Gutschler hinweisen konnte. Das zweyte Hauptstück hat die Aufschrift: „von den wechselseitigen Verbindlichkeiten, welche aus dem Verhältniß der Bürger gegen einander selbst entspringen.“ Im dritten Hauptstück wird von vermischten Verbindlichkeiten, welche aus verschiedenen Polizey- und andern verwandten Gesetzen entspringen, gehandelt. Das vierte Hauptstück enthält Einiges aus dem bürgerlichen Rechte, oder von der Art und Weise, „auf welche gewisse Rechte und Verbindlichkeiten erworben, und den Bedingungen, unter welchen sie ausgeübt werden können.“ Die Hauptfächer des zweyten Abschnitts entlehnte der Vf. aus Funke's Lehrbuch für Bürgerschulen. Ueberall sind in den Noten die gesetzlichen Quellen genannt, aus denen die Angaben des Texts geschöpft sind. — Wir haben schon oben bemerkt, worin die Unvollständigkeit einiger Abschnitte ihren Grund haben möge. Indessen läßt es sich doch durch die erste Anlage der Schrift oder durch das Daseyn der Gutschler'schen Schrift nicht ganz rechtfertigen, wenn z. B. nirgends angeführt wird, daß auch das Verhältniß der Leibeigenschaft den in demselben stehenden Würtberger nicht hindere, nach Gefallen auszuwandern, und daß der Auswandernde keine Nachsteuer oder andere Gebühren zu entrichten habe (Würtemb. Erb. v. J. 1770. Cl. I. Gr. 9. §. 1. u. 2.), daß kein Würtberger genöthigt werden könne, in einem seiner Gebäude nach Salpeter graben zu lassen (h. Resol. v. 17. März 1798. in der öffic. Zeitschr. der Landtag im H. Württemberg VI. H.), daß Steinbrüche dem Eigenthümer des Grundstücks gehören (Berger El. Jur. publ. Wirt. §. 323.), daß die Gewerbfreyheit des Württembergers durch kein Monopol beschränkt werden dürfe (Wirt. Erb. Cl. IV. §. 4.), daß niemand ohne herrschaftliche Erlaubniß eine Mühle an einem öffentlichen Flusse anlegen dürfe u. s. w. Auch dürften noch manche Gegenstände des bürgerlichen Rechts übrig seyn, die für den gemeinen Bürger gleiches, wo nicht ein höheres praktisches Interesse haben, als viele von denjenigen, über welche er in dem vierten Hauptstücke und in mehreren Stellen der vorhergehenden Abschnitte Bekehrung findet. Wir wollen nur bemerken, daß der Vf. nichts von Leih-, Pacht- und Mieth-Contracten, nichts von Gesellschafts- und Bevollmächtigungs-Contracten, nichts von Leibgedings-Verträgen, nichts von Testamenten und Vermögens-Übergaben der Aeltern, nichts von dem älterlichen Nutznießungsrechte u. dgl. erwähnt hat. Ein Anhang des Buchs enthält drey Formulare, die als Vorhaltungen bey Eidesleistungen gebraucht werden können. Sie sind aus einer königlichen preussischen Verordnung wegen zweckmäßigerer Einrichtung der Eidesleistungen ausgezogen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Shaw: *Observations on a late publication intitled: A Treatise on the police of the Metropolis by P. Colquhoun, by a Citizen of London: but no Magistrate. 1800. VIII. und 97 S. (18 gr.)*

Da Colquhouns Werk von Hn. Doctor *Volkman*n unter dem Titel: „*Ueber Londons Polizey etc.*“ übersetzt und den Deutschen bekannter geworden ist: so verdienen diese Beobachtungen auch unter uns einige Aufmerksamkeit. Der Vf. giebt in der Vorrede einige Winke zu Cs. Nachtheil, indem er sagt, das es Leute gäbe, die während sie sich einbildeten; bloß aus Eifer und Menschenliebe zu handeln, im Grunde von Vorurtheilen, oder von irgend einer Leidenschaft geleitet würden, die noch weniger zu entschuldigen wäre. Auch gäbe es Leute, die an den Anblick von Verbrechen und Verbrechen so gewöhnt wären, das sie an nichts anderes dächten, und so gegen einen grossen Theil der Menschheit mißtrauisch wären. Er wirft dem berühmten Friedensrichter vor, das er die niedrigen Stände schlimmer geschildert hätte, als sie wirklich wären. Er fragt ihn, ob es weise war, angenommen, das alle das Uebel wirklich existirte, es öffentlich bekannt zu machen, und seine Mitbürger damit zu beunruhigen? Dabey ruft er mehreremal aus: Was müssen wohl Fremde von uns denken! (eine Frage, die bey Untersuchung der Wahrheit nie in Betrachtung kommen muß). Eben so meynt er, das der Vorwurf, den Colquhoun den Geschwornen (Juries) macht, das sie oft nach einem falschen Mitleiden handelten, viele nachtheilige Folgen haben könnte (welche uns aber eben so wenig abhalten sollen, einen wichtigen Gegenstand gründlich zu erforschen: denn sonst gäbe es am Ende wenig Wahr-

heiten, aus deren Bekanntmachung nicht irgend jemand nachtheilige Folgen ziehen könnte). Der Vf. hat Achtung für das, was der Friedensrichter aus eigener langer Erfahrung angiebt; meynt aber, er habe auch bisweilen aus andern Quellen geschöpft, und diese werden für trübe erklärt. — Die niedern Menschenclassen werden vertheidiget, und es wird gesagt, das Colq. ihnen Unrecht gethan habe. Gegen die Anführung, das ein Theil der Londoner Leckereyen von den Armen gekauft würde, behauptet der Vf., das viele Armen sich nicht einmal die Nothwendigkeiten des Lebens verschaffen könnten. (Beyde Behauptungen können wahr seyn und vollkommen mit einander bestehen; denn die Zahl der Armen in London ist sehr groß, und sie sind sehr verschiedener Art). — Indem der Vf. die Armen mit Wärme vertheidiget, thut er bittere Ausfälle auf die Reichen (die nicht hieher gehören), und selbst auf die Handhabung der Gesetze; die Beyspiele aber, die er für den letztern Vorwurf anführt, sind aus frühern Zeiten, in welchen die Richter noch von der Krone abhiengen. Am heftigsten widersetzt sich der Vf. der Abänderung der alten Gesetze in Rücksicht auf die Polizey und gegen den neuen Gerichtshof, dessen Errichtung Colq. vorschlägt. (Allerdings würde das große Publicum einen Theil seiner Rechte und Freyheiten aufgeben müssen, die es jetzt genießt, aber der gute Bürger würde dadurch gewinnen; da er hingegen jetzt so oft durch Verbrechen beeinträchtigt wird, denen bey den gegenwärtig bestehenden Gesetzen nicht hinlänglich vorgebeugt werden kann). — Im Ganzen hat Rec. mehr willkürliches Raisonement und unsichere Behauptungen als treffende Einwendungen gegen Colq. Werk gefunden, und nirgends eine klare Widerlegung irgend einer von dem Friedensrichter angegebnen Thatsache.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Schlaf*swig, b. Köhs: *Ueber Frontangriffe der Cavalerie, auf Reuterey und Infanterie, oder bestimmter: die militärische Frage: Ist es zum Vortheil der Reuterey, bey Frontangriffen auf Infanterie und Reuterey, in der Tiefe von zweyen Gliedern aufzutreten? verneinend beantwortet. 1801. 38 S. 8. (4 gr.)* Der Titel zeigt den Inhalt dieser kleinen Schrift bestimmt genug an, deren Resultat der Vf. aus den bekannten Gesetzen vom Stofs zweyer Körper herzuleiten versucht. Das zweyte Glied soll gleichsam eine zweyte Linie bilden, und deshalb dem ersten zum neuen Angriff in einer Entfernung von 40 Schritt gegen Reuterey folgen, welches jedoch offenbar zu wenig ist, als das bey fehl-

geschlagenen Choc das erste Glied Raum und Zeit genug hätte, dem zweyten aus dem Wege zu kommen. Das letztere wird vielmehr von den in Unordnung zurückgeworfenen Leuten gehindert und höchst wahrscheinlich selbst in Unordnung gebracht werden. Dasselbe findet auch bey dem Angriff auf Infanterie statt, wo der Vf. den Gliedern nur 25. Schritt Abstand von einander giebt. Der praktische, mit den Wirkungen des Geschützes und mit dem wirklichen Verhalten der Reuterey genugsam bekannte Soldat wird gewifs mit Rec. manches gegen diese Stellungsart einzuwenden haben; indessen erlauben die Gräzen der Anzeige einer so kleinen Schrift hier keine weitläufigere Auseinandersetzung.

ALLGEMEINE LITERATUR- ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetfchke: *Versuch einer theoretisch-praktischen Darstellung der Wirkungen der Arzneyen*, von Friedrich Kretschmar. 1800. 529 S. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Ganz wahr ist, was der Vf. sagt, daß eine systematische Arzneylehre bis jetzt noch ein eitler Versuch seyn würde; es gebe manche Wirkungen der Arzneyen, die sich entweder gar nicht, oder nicht hinreichend erklären lassen, und selbst im Bekannten liege noch manches Unbekannte. Der Vf. strebt daher, die Wirkungen der Arzneimitteln nach ihren Hauptmomenten darzustellen, und die vorgetragenen Lehrrätze dem Heilgeschäfte möglichst anzupassen. (Dies ist noch immer die am meisten pragmatische Behandlungsart der Arzneimittellehre.) Man habe sich vergeblich bemüht, von Arzney, Gift, Nahrungsmittel einen absoluten Begriff aufzustellen. Die letzten unterscheiden sich dadurch, daß sie den Verlust der thierischen Materie zu ersetzen geneigt, ihr homogen, die ersten, die Thätigkeit der thierischen Materie zu verändern geneigt, ihr heterogen sind. (Das scheint uns nicht ganz richtig. Erstlich müssen Nahrungsmittel auch gewissermaßen die Thätigkeit der thierischen Materie verändern, sonst müßte der Körper im gleichen Zustande bleiben, wogegen doch das Fett- und Magerwerden freisetzt. Zweitens können nicht alle Arzneimitteln der thierischen Materie heterogen seyn, sonst würden sie die Gesundheit nicht wiederherstellen und Krankheiten heben können. Auch kann ja, wie der Vf. selbst weiter unten angiebt, ein Nahrungs-Arzneymittel, Gift für eine Art der Mischung und Form thierischer Materie nützlich oder schädlich seyn, was für eine andere gerade umgekehrte Eigenschaften besitzt. Endlich ist nicht richtig, daß Nahrungsmit- tel angenehme Empfindungen, Arzneyen widrige gebe, manchmal ist es gerade umgekehrt der Fall z. B. mit Erdbirnen [*Helianthus tuberosus*] und der Salpeter- oder Effignaptha.) Zu den vorzüglichsten Giften werden gerechnet: Arsenik, (Phosphor(?)) weißse Nieswurzel, Quecksilberpräparate(?) Kanthariden(?) Kupfer- und Zinkvitriol u. s. w. (Schon hieraus ergiebt sich das Schwankende im Begriffe Gift.) Einige nicht giftige Arzneyen nähern sich den giftigen durch ihre heftigen Wirkungen, wie Brechweinstein, Gummigutte u. a. Zu lange fortgesetzte Ekelkur verkürzt als ein langsames Gift die Lebensdauer. (Was könnte man auf solche Art nicht alles

A. L. Z. 1802. Erster Band.

unter die Gifte rechnen! Wenigstens müßten dann die Mittel der andern Branche, die stärkenden Reizmittel, Wein, Branntwein [wie es von diesem auch wirklich von Faust geschehen ist] eben so gut können dazu gerechnet werden, in so ferne, als sie indirecte Schwäche erzeugen, und die Lebensdauer verkürzen.) Die Arzneimitteln werden dem Körper mitgetheilt durch Einsaugung, Durchdringlichkeit und Reizempfänglichkeit. (Auch diese Eintheilung scheint uns nicht fehlerfrey zu seyn. Bey einem lebenden Wesen wird, aufser der elektrischen Einwirkung, kaum eine bloße Durchdringlichkeit angenommen werden können, da auch die kleinsten Theilchen erregbar sind; wenigstens werden die Naphthen, Kampfer u. d. gl. Stoffe gewiß nicht hierher zu rangiren seyn dürfen,) und endlich durch Infusion (Infusion und Transfusion sind Chinären; Einblasen in die Lungen und in den Mastdarm sind nicht Infusion.) Die vorzüglichsten Organe sind Magen, Haut, Nase, Lungen, Mastdarm. Die Gesetze, nach welchen die Arzneimitteln wirken, theilt der Vf. in organische, organisch vitale, und Lebensgesetze. (Die letztern sind die allein gültigen, wenn vom lebenden menschlichen Körper die Rede ist. Sie mischen sich immer zu den übrigen, geben diesen die Richtung und machen sie mithin unstatthaft. Auch verirrt der Vf. sich darüber in physiologische Untersuchungen, welche nur uneigentlich hierher gehören.) Zuletzt wird die Eintheilung in Arzneimitteln, welche die Thätigkeit der Kräfte vermehren und vermindern, aufgestellt. Die letztern können als secutive Wirkung auch vermehrte Thätigkeit der Kräfte veranlassen. Beide Wirkungen geben abweichende Veränderungen der Lebenskraft vom gefunden oder mittelmäßigen (Normal) Zustande derselben, und lassen sich unter die eine, krankmachende Wirkung begreifen. (Wollen wir nicht durch Wortspiele verwirren: so dürften diese Abweichungen zur Opportunität der Sthenie, oder Asthenie nicht als Krankheit angesehen werden; denn die Erregbarkeit ist ja schon von der gefunden abgewichen, und wir wollen sie durch unsere Arzneimitteln wieder zum Normalgrade zurückführen. Oder soll die Rede vom gefunden Menschen seyn, was wir doch nicht glauben: so wäre es zwar richtig, diesem geben wir aber keine Arzneyen. Die Phänomene der heilenden Natur hat erst neulichst *Struve* in seinem *Triumpf der Heilkunde* schön auseinandergesetzt, wodurch das Wunderbare derselben verschwindet. Der Vf. bringt sie der *Anima Stahlii* sehr nahe. Auch in Hinsicht auf die ausleerenden Wirkun-

M

kungen der Arzneymittel), das sie vorzüglich durch Ausleerung schadhafter Stoffe wohlthätig wirken, sind wir nicht einerley Meynung mit dem Vf.) Eine Unterabtheilung der Arzneymittel machen diejenigen, welche die Action der Lebenskraft sowohl dem Grade, als der Art nach abändern, reizmodificirende Wirkungen. Hierher gehören a) erregende Mittel, welche die *in gradu* fehlerhafte Aeußerung der Reizbarkeit niederreizen, herabstimmen (erregende Mittel, welche herabstimmen?) ein andermal aufreizen, hinaufstimmen (also bald so, bald entgegenge setzt? Wie vage ist diese Bestimmung der Modalität der Wirkungen der Arzneymittel!) b) Mittel, welche die Irritabilität und Sensibilität unmittelbar schwächen. (Folglich schwächende, nicht erregende Mittel. Das ganze Kapitel scheint uns etwas verworren zu seyn, welches von den alzu vielen Distinctionen herrührt. Wer zu viel distinguirt, verwirrt leicht. Wenn der Vf. sagt, das eine und dieselbe Krankheit durch verschiedenartige Mittel könne geheilt werden: so liegt da die *fallacia symptomatum ut causae* zu Grunde, worüber die Erregungstheoretiker so viel gesagt haben.) Aus den obigen letzten Grundsätzen folgt die Classification der Arzneymittel nach ihren specifischen Wirkungen, über deren Werth oder Unwerth neulichst auch gestritten worden ist. Die Lehre von der Association und Sympathie ist schön und genau entwickelt.

Alle diese und noch verschiedene, hier nicht anzugebende theoretischen Substrate liegen dem ersten Theile zu Grunde; der zweyte stellt die Wirkungen der Arzneymittel nach den Resultaten der Erfahrung auf — für unsere Zeiten gewiß die bessere und nützlichere Ansicht der Arzneymittellehre! Es sind freylich dabey auch manche Erfahrungssätze aufgestellt, welche nichts weniger als allgemein, folglich jenes Namens nicht ganz würdig sind, z. B. das Schwefel die Brechkraft der Antimonialien schwäche, da doch Goldschwefel so leicht Erbrechen macht; das Ipecacoanna durch Mohlfast corrigirt werde, wo doch immer höchst kleine Gaben von jener gegeben werden müssen; das China mit Nutzen zu Abführungen gesetzt werde; das Quecksilber in kleinen Gaben die Lustseuche am sichersten hebe; das erysipelatöse Entzündungen keine Nässe vertragen, wo jede rosenartige Milchbrust das Gegentheil lehrt; das der Ruffe ohne Nachtheil Scheidewasser statt Arrac trinke u. s. w. Indessen ist die Folgerung richtig, das es nicht wohl möglich sey, die Arzneymittel nach ihren Wirkungen, oder nach ihrem therapeutischen Gebrauche (jenes im Allgemeinen doch eher, als dieses) zu classificiren. Eben so mißlich sind die Urtheile über die Wirksamkeit der Arzneymittel aus der Analogie, Chemie, sinnlichen Aehnlichkeit, die Vergleichung der Wirkungen auf die Thierkörper, welche Momente der Vf. alle genau und vortreflich erwägt. Jede in der Erfahrung gegebene Wirkung einer Arzney stellt eine Combination von Wirkungen dar, (die wir nur nicht genau zerlegen können.

Ohne Zweifel eins der notwendigsten und unvergeßlichsten Gesetze in der Arzneymittellehre!) die aber ebenfalls nicht systematisch geordnet werden können. Der Vf. sucht zwar die mehrfach combinirten Wirkungen der Arzneymittel nach einfachen Combinationen darzustellen, giebt aber, selbst nicht zufrieden damit, im folgenden noch eine Uebersicht der speciellen Wirkungen derselben nach ihrer sinnlichen, chemischen und Wirkungsanalogie, die wir inzwischen, ob sie gleich nicht ohne Interesse ist, nicht näher durchgehen können, sondern endlich zu der systematischen Abhandlung über die Arzneymittel insbesondere gehen müssen, um auch diese einigermaßen kenntlich zu machen. Der Vf. entschuldigt, was jedem Leser gleich auffallen mußte, warum er entbehrliche neben wirksamen, wenig gebräuchliche neben stark gebrauchten, sogar unsichere, zweifelhafte, verwerfliche aufgestellt habe, und bezeichnet sie nach diesen ungleichen Werthe. Das erste Mittel, wovon die Rede ist, ist *Opium*. Zuerst die Art, wie es gewonnen wird, sein Geruch, Geschmack, chemischer Gehalt. In den meisten Fällen äußere es eine primitive und secutive Wirkung. Man beobachtet am häufigsten, das es anfangs excitire, den Puls beschleunige, zuweilen munter mache und berausche, bald darauf aber, indem es gleichsam seine Maske ablege, die Irritabilität, Sensibilität und Willenskraft schwäche, betäube und schläfrig mache, den Puls retardire. Diese zweyte Wirkung, die herabreizende, überwiege seine himaufreizende, sowohl durch Stärke als Dauer. — Ueberdies schwäche es das Lebensprincip auf eine directe, dem narcotischen Princip eigenthümliche, Art. Opium mit Vitriol säure ist eine sehr wirksame Verbindung, durch Nitrum wird die erhitze Wirkung desselben gemindert. Seine betäubende Wirkung wird durch starke erhitze Mittel und scharfe Gifte in etwas abgeändert. Opium vermindert die heftige Erregung stark reizender Substanzen, daher giebt man es oft mit Salmiak u. s. w. (Es wird und mag nun jeder Arzt diese Angaben mit seinem theoretischen und praktischen Glauben vergleichen!)

Die ganze Schrift ist voll scharfsinniger Bemerkungen aus vieler Lectüre und eigenem Nachdenken abgezogen, eine vielseitige Ansicht der Wirkungen der Arzneymittel, mehr eine Kritik der Methodologie und Sammlung von Materialien für den denkenden Theoretiker, als ein Handbuch über die Arzneymittellehre für den praktischen Arzt. Eine Praxis von mehreren Jahren wird den gelehrten Vf. leicht in den Stand setzen, seiner Schrift auch für den Praktiker die gehörige Richtung zu geben, wird ihn lehren, sich mit geringeren Ansprüchen an die wissenschaftliche Form unserer Erfahrungswissenschaft zu begnügen, die alzu vielen Abtheilungen, welche nur zweifelhaft machen und verwirren, zu vermeiden, den menschlichen Körper zwar als ein verschiedenartig zusammengesetztes, durch das Leben aber zu einer selbstständigen Einheit, zu einem untheilbaren

baren Ganzen erhobenes Wesen anzusehen, von dessen Wirkungen, Zusammensetzungen, Reizungen wir nur seltne Summen anzugeben vermögen u. s. w.

LEIPZIG, b. Kleefeld: *W. Buchan's Anweisung, ohne Hülfe eines Arztes den venerischen Krankheiten zuvor zu kommen und sie zu heilen.* Nach der zweyten engl. Ausg. frey bearbeitet mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von J. C. J. Leumann. — Erstes Bändchen. 1800. 190 S. 8. (14 Gr.)

Das Original kam zu London 1797 unter dem Titel: *Observations concerning the Prevention and Cure of the Venereal Diseases etc.* heraus. Der Uebersetzer hat, wie er sagt, eine zweckmäßiger Anordnung des Ganzen und genauere Ueberschriften einzelner Rubriken vorgenommen, auch hie und da die Ideen des Vfs. selbst zu vervollständigen gesucht. In diesem ersten Bändchen ist das Werk des Vfs mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers enthalten, in einem zweyten will der letzte Zusätze und Recepte mittheilen, was, bis auf die Recepte, recht gut ist. Wirklich sind gute Schriften über die venerische Krankheit, so viel wir derselben auch schon haben, um so mehr mit Dank aufzunehmen, je allgemeiner, und, leider muß der Rec. aus eigener Erfahrung hinzufügen, je bössartiger dieselbe in der neuesten Zeit geworden ist. Wenigstens kann Rec. nicht von sich rühmen, was der Vf. in der Vorrede sagt, daß ihm nie eine Cur mit Quecksilber misslungen, und er bey allen venerischen Krankheiten ganz glücklich gewesen sey. Der Vf. glaubt, das liege in der Art, wie das Quecksilber gegeben worden sey, Rec. ist aber geneigter, zu glauben, daß es eher in einer Combination mehrerer Krankheitsreize, welche sich von schwächlicher Constitution her schreiben, besonders in der Verbindung skrophulöser Reizung zu suchen sey. Man soll, ist die Meynung des Vfs., bey venerischen Uebeln geschwinde so große Gaben Quecksilber geben, daß der Mund davon angegriffen werde, und dann eine Zeit lang mit kleineren Gaben fortfahren. Präservationen seyen hauptsächlich Waschwasser aus reinigenden Ingredienzen, mit Genauigkeit angewandt. Es dient dazu Wasser, worin etwas Seife aufgelöst ist, schwaches alkalisches und goulardisches Wasser, Sublimat in Wasser. Nicht venerische Gonorrhöe habe er mehrmals gefunden. (Die Harnröhre kam zuverlässig von verschiedenartigen Krankheitsreizen afficirt werden, die Diagnosis derselben ist nur schwer und ungewiß.) Zur Heilung der Gonorrhöe empfiehlt der Vf. (höchst gelinde) zusammenziehende Einspritzungen, besonders weissen Vitriol in Wasser aufgelöst, eine Unze Vitriol in vier Unzen Wasser, davon einen Theelöffel voll in eine Tasse Wasser, zwey bis drey kleine Spritzen voll hinter einander fünf bis sechsmal im Tage eingespritzt. (Rec. hat sich der *Hunterschen* Einspritzung mit Nutzen bedient). Nach der Reizbarkeit des Kranken muß diese Einspritzung bald stärker, bald schwächer gemacht, bey starker Entzündung ganz ausge-

setzt, und alsdann mit Blutigel, Aderlassen und dem ganzen antiphlogistischen Apparate verwechselt werden. Bey Verengerung der Harnröhre dienen Bougies, bey Hodengeschwulst, Blutigel, Aderlassen, Opium, Breyumschläge von Hafer- oder Roggenmehl und (warmer?) Essig. Das sicherste Unterscheidungszeichen der venerischen von andern Geschwüren besteht darin, daß sie, wenn kein Quecksilber angewendet wird, nicht, wie andere Geschwüre, heilen, sondern sich immer weiter ausbreiten und schlimmer werden. (Das ist aber gewiß höchst unsicher!) Venerische Geschwüre muß man äußerlich nur rein und frey von aller Reizung halten, fleißig auswachen mit Milch und Wasser, verbinden mit trockner, oft erneuerter Scharpie, nicht mit Balsamen, Salben etc. und breiten sie sich aus, so bestreut man sie mit Calomel. Innerlich giebt man sogleich Quecksilber. Der Vf. giebt alle Morgen und Abende zwey Gran verkalchtes Quecksilber mit Brodkrume zu einer Pille gemacht. Wird der Mund in einigen Tagen nicht wund: so giebt er zwey Pillen vor Schlafenszeit und eine des Morgens, und wenn auch diese nicht einen Grad von (anfangendem) Speicheln (was der Vf. für nothwendig hält) bewirken, zwey Pillen Morgens und zwey Abends. Selten giebt er mehr als vier Grane täglich. Nun giebt er einen, zwey Grane fort, und wenn Leibweh kommt, etwas Mohlsaft dazu. Verträgt der Kranke das Quecksilber innerlich nicht: so muß man Salben einreiben. Phimosi muß entzündungswidrig behandelt werden: Wahren venerischen Bubonen geht meistens ein Schanker vorher; sie in Eiterung zu bringen, widersrath der Vf. Eben so wenig hält derselbe die bloße Extinctionsmethode für sicher ausreichend. Der Mund muß nach ihm immer angegriffen werden und eine Zeit lang bleiben. Er braucht gewöhnlich das für sich verkalchte Quecksilber, das milde salzsaure Quecksilber, den Calomel, den ätzenden Sublimat und die Salbe, die letzte doch nie allein in hartnäckichten Uebeln. Sublimat ist besonders bey Hautkrankheiten zu empfehlen. Die Ansteckung der Kinder nimmt der Vf. in der Gebärmutter schon an, nicht bloß bey dem Durchgange durch die Scheide. Er giebt auch für angesteckte Kinder und Mütter die nothwendigsten Regeln an, die wir aber hier nicht weiter erörtern wollen. Alles, was der Vf. sagt, ist recht gut, obgleich nicht immer nach dem neuesten Geschmacke, vielleicht desto praktischer richtiger und brauchbar.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Everard Home praktische Bemerkungen über die Harnröhrenverengerungen durch Aetzmittel*, aus dem Engl. überfetzt und mit Anmerkungen (versehen) von Sam. Hahnemann. 1801. 147 S. 8. (16 Gr.)

Die Methode, Verengerungen der Harnröhre mit Aetzmittel zu behandeln, gründet sich auf einen Vorschlag *Joh. Hunters*. Die Krankheit besteht in einem Krampfe der innern Harnröhrenhaut und ist häufiger in

wärmen, als kalten Ländern zu finden. Der Anfang ist gewöhnlich gelinde, die Zunahme geschwind und heftig. Gewöhnlich empfiehlt man dagegen Kerzen, Bougies, welche in den frühern Stadien des Uebels, wo die Membran der Harnröhre in einem nicht sehr reizbaren Zustande ist, die Erweiterung leicht bewirkt; oft aber wiederholt angewendet werden muß. Wenn die Stricture schon alt ist, läßt sie sich nicht wohl erweitern, verträgt auch in die Länge die Kerze nicht. Ist mehr als eine Stricture in der Harnröhre: so haben Kerzen von Bleypreparaten, Wachs und Oel einen Vorzug. In Fällen, wo der Kanal ganz undurchdringlich, oder die Oeffnung so klein ist, daß keine Kerze durchgebracht werden kann, schlug *Hunter* Aezmittel vor. Die Schwierigkeiten, welche sich der Anwendung dieser Mittel entgegenzusetzen, macht folgende Verbesserungen nothwendig. Man nimmt eine Kerze von der Dicke, daß sie leicht eingebracht werden kann, steckt oben in das Ende derselben ein Stückchen Höllestein, so daß derselbe an der Oberfläche der Kerze gleich ist, zu den Seiten aber von der Masse der Kerze umfaßt wird. Die Kerze wird mit Oel bestrichen, und vor der Anwendung derselben eine gemeine Kerze eingebracht, um den Kanal frey zu machen und die Stricture genau zu messen.

Wenn man auch die ganze Vorschrift, wie sie weitläufiger bey dem Vf. angegeben ist, aufs genaueste befolgen will: so ist und bleibt die Anwendung auf diese Art immer eine schwierige Operation, die, wenn sie mißlingt, sehr nachtheilige Folgen haben kann. Demungeachtet empfiehlt sie der

Vf. in noch mehrern Fällen, als der verstorbene *Hunter*; unter andern alsdann, wenn die Verengerung durch gewöhnliche Kerzen nur, wie es oft geschieht, bis auf einen gewissen Grad geheilt, die Harnröhre aber nicht ganz vollkommen erweitert werden konnte. Diese Vorliebe zu seinen Aezkerzen führt den Vf. dahin, daß er behauptet, die feine, gefäßreiche, empfindliche innere Haut der Harnröhre könne zum Theil zerstört werden, ohne daß nur einigermaßen beträchtliche Symptomen davon entständen, ja, daß er die Meynung aufstellt, krampfhaftige Beschwerden würden gewöhnlich durch leichte, aber nicht durch heftige Reizungen erregt. Gewöhnlich wendet der Vf. sein Aezmittel einen Tag um den andern, in sehr hartnäckichten Fällen auch wohl alle Tage an. Die Krankengeschichten, welche zu Belegen dienen, sind nicht arm an Interesse, jedoch, wie auch der Uebersetzer bemerkt, nicht immer geeignet, das Bündig zu beweisen, was der Vf. damit beweisen will. Wir glauben, daß der Vf. eine zu große Vorliebe zu seinem Mittel hat, welchem wir in der Hand eines vorsichtigen Wundarztes seine Wirksamkeit nicht absprechen.

* * *

GOTHA, b. Perthes: *Meister Liebreich*. Ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien. Von *Rudolph Christoph Lossius*. 3ter und letzter Theil. 1801. 220 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätter für 1801. Nr. 103.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. *Giesen*, b. Braun: *Tractatio de Apoplexia tanquam morbo universali e summa debilitate oriundo*, auct. *Ge. Aug. Dörel*. 1801. 46 S. 8. (4 gr.) Eine Inauguralchrift nach Brownischem Zuschnitte, woran die allgemeinen, schon bis zum Eckel wiederholten physiologischen Principien den ersten, die speciellern ätiologischen vom Schläge den zweyten Theil ausmachen. Apoplexie nennt der Vf. *morbum, qui a causis corpus debilitantibus ortus ad summum fere debilitatis gradum, qui ad cessationem omnis prope incitationis accedit, jam progressus u. s. w.* Dergleichen Definitionen können unmöglich genuthuend seyn! Die Eintheilung in serösen und Blutschlag verwirft der Vf. mit Recht, wie uns dünkt; eben so die Eintheilung in Blut-Gallen- oder gastrischen, metastatischen und nervösen Schlag. Der Blutschlag sey eine indirecte Asthenie, Folge einer Ueberreizung. Den gastrischen Schlag verwirft der Vf. Wer wird, fragt er, aus einigen gastrischen Zeichen gerade den ganzen Ursprung des Uebels herleiten? Sind ja dergleichen da: so sind sie von der allgemeinen und besondern Schwäche der Digestionsorgane herzuleiten. (Wir wollen darüber nicht disputiren! Gewiß ist, daß viele Schlagflüsse während oder kurz nach den Mahlzeiten kommen.) Der metastatische Schlag gehöre zu

den topischen Arten, deren es mehrere gebe und nicht hierher. Man müsse den Schlag in den direct und indirect asthenischen theilen, jener entstehe, wenn die ganze Summe erregender Potenzen bey sehr schwacher, oder angehäufte (*admodum exigua praesente, vel accumulata*) Incitabilität absolut und plötzlich so sehr vermindert werde, daß fast alle Lebensfunction aufhöre. Dergleichen könne bey dem Wechselfieber, Gicht, Podagra (?) nach Schrecken, Furcht etc. entstehen. Indirecter asthenischer Schlag entstehe von relativer und schleuniger Abnahme der ganzen Summe erregender Potenzen bey fast erschöpfter Incitabilität. (Die Diagnostik reducirt sich auf die bekannten Brownischen Grundätze, deren Schwäche wenigstens in diesem Punkte nicht geläugnet werden kann. Bey der Erklärung des Vfs. finden wir, daß er bey weitem zu wenig auf das afficirte Organ Rücksicht genommen hat.) Die Anzeigen zur Cur sind die bekahnten: bey directer Schwäche flüchtige Reizmittel in kleinen und öfttern Gaben; bey indirecter kräftigere in größern Gaben, oft wiederholt. (Das letzte ist nicht nach dem Systeme, und ist unbestimmt angegeben worden. Mohntaft, welchen der Vf. empfiehlt, wurden wir gerade bey dieser Gattung am wenigsten anwenden.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Januar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *Archiv zur Vollkommenung des Bibelstudiums*, herausgegeben von Dr. Joh. Lud. Wilh. Scherer, Pred. zu Echzell im Darmstädtischen. *Ersten Bandes erstes Stück.* 1801. 175 S. 8.

Hiermit beginnt eine neue Zeitschrift für das Studium der Bibel, welche auch den Titel führt: *Exegetische, philosophische und historische Untersuchungen über die Bibel als Beyträge zur Förderung des Studiums derselben von einer Gesellschaft (Theologen?)* Hamburg und Altona bey Vollmer. Warum aber hier Altona und dort Mainz steht, sieht Rec. nicht ein. Die Verschiedenheit des Titels kann schwerlich damit in Verbindung stehen. Dem Herausg. scheint die Klage nicht ungegründet, daß die jungen Theologen in unsern Tagen über dem allzu großen Drängen nach Transcendentalphilosophie das Studium der Bibel, so wie die zur Auslegung derselben unentbehrlichen Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache verabsäumen, und daß sie in dem Wahne stehen, als hätten sie schon genug gethan, wenn sie die Grundsätze der moralischen Interpretation anzuwenden verstünden. Wie nothwendig aber die richtige Einsicht in den wahren Sinn und Geist der Bibel für Theologen bleibe, sey bekannt, und er habe sich mit mehreren Gelehrten vereinigt, das Bibelstudium zu befördern, wovon er hier die ersten Proben vorlege. Wir wünschen dem Vf. Glück zu diesem Unternehmen, und stimmen ihm in seinem Urtheile über den Geist unsrer Zeit völlig bey. Nicht jeder, der Theologie studiert, hat Beruf und Talent, ein Transcendentalphilosoph zu werden, und so lange noch die biblische Theologie gilt, kann ein solcher Theolog nicht ohne Gewalt und Zwang eine Sektenphilosophie durchgängig auf die christliche Theologie anwenden, sondern muß nach wie vor ein Eklektiker seyn. Dies wird um so eher einleuchten, je mehr die Geschichte unsrer Tage zeigt, wie wenig diese oder jene Transcendentalphilosophie auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann, und wie klein im Ganzen die Zahl derjenigen seyn mag, die Talent genug haben, mit freyer Geistesthätigkeit in die Tiefen derselben hineinzudringen. Wie wäre es sonst möglich, daß sich die Transcendentalphilosophen bis zur Verwirrung einander selbst nicht verstehen, und daß mit einer Art von Verzweiflung sogar Versuche gemacht worden, das Verständniß und die Allgemeingültigkeit, welche jedoch der Natur

A. L. Z. 1802. Erster Band.

der Sache nach nie eintreten kann, zu erzwingen. Dagegen begleitet aber die biblische Theologie den christlichen Theologen sein ganzes Leben hindurch, und er kann ohne dieselbe in der Praxis nicht fertig werden. Daher bleibt es seine erste Pflicht, sich gründlich mit dem Sinne und Geiste der Bibel bekannt zu machen, worauf alsdann das Studium der Philosophie folgt, vorzüglich so weit es praktisch ist, und endlich das Studium der Geschichte der christlichen Religion. — Wenn aber der Herausg. sich den Beyfall des theologischen Publicums für seine Zeitschrift erwerben will: so wird er vorzüglich auf eine strenge Auswahl der Aufsätze zu sehen haben, und nicht alles geradezu aufsuchen, was ihm zugesandt wird; ebenso auf einen correctern Druck, als der gegenwärtige ist. Gleich anfangs kann freylich noch nicht alles so seyn, wie es wohl seyn sollte: allein man erwartet mit Recht mehr Gediegenheit und Vollkommenheit für die Zukunft. — Der Inhalt dieses ersten Stücks ist folgender: I. *Ueber die innere Oekonomie der Bergrede Jesu vom Prediger Beckhaus zu Gladbach bey Mühlheim am Rhein.* Der Vf. tritt der Meynung bey, welche immer die wahrscheinlichste bleibt, daß hier mehrere Sentenzen aus verschiedenen Reden Jesu an seine Jünger und das Volk an einander gereiht sind, und vertheidigt diese Meynung gegen den Hn. D. Storr und Andere mit sehr guten Gründen. Auf den Commentar des Hn. D. Paulus ist aber noch nicht Rücksicht genommen. Am Ende sucht er wieder zu trennen, was zu den Jüngern und was zum Volke gesagt seyn mag. Daß eine solche Trennung bey verschiedenen Exegeten immer verschieden ausfallen wird, gesteht der billige Vf. selbst zu. II. *Probe einer neuen Bearbeitung der messianischen Psalmen.* Zuerst der 22. Ps. III. Der 45. Ps. IV. *Eine neue Uebersetzung des 45. Ps.* V. *Der 69. Ps. als Probe eines im reinen jambischen Sylbenmaaße übersetzten Psalms.* So wenig der 22te als 45te Psalm sind Weissagungen vom Messias. Der letzte ist ein Lied auf die Vermählung Salomos mit einer Prinzessin, wie gewöhnlich angenommen wird; den 22ten aber hält der Vf. für eine Elegie des Hiskias bey dem plötzlichen Ueberfalle seines Landes von Seiten Sanheribs mit einem starken Heere. Hiskias hatte gleich bey dem Antritt seiner Regierung alten Götzendienst vernichtet, und den Dienst Jehovahs nach Anordnung des Moses wieder hergestellt. Er hatte schon mehrere Feinde des Reichs besiegt, und die Propheten hatten ihm eine glorreiche Regierung versprochen, wenn er stets Jehovah ehre. Plötzlich brach Sanherib mit einem großen Heere in sein Reich

N

Reich ein, und Hiskias zu schwach, ihm eine gleiche Armee entgegen zu stellen, sah den nahen Untergang desselben vor Augen. Da rief er mit Wehmuth aus: mein Gott! warum verläßt du mich u. s. w. 2 Kön. 19, 15. 22. Man muß gestehen, daß der Vf. seine Hypothese sehr sinnreich durchgeführt hat. Eine Hauptschwierigkeit bleibt nur die, daß dieser Psalm in der ersten Sammlung steht, welche gerade die ältesten Psalmen enthält, die wohl nicht bis in das Zeitalter des Hiskias reichen. In der Erklärung würde manches treffender seyn, wenn der Vf. einen der trefflichsten Interpreten der Psalmen, *Muntinghe*, hätte benutzen können. Wenn z. B. die Benennung *Hunde* auf die Geilheit bezogen wird: so ist die Vorstellung des hohen Alterthums nicht gemäß, wo Hunde ein Bild der Unverschämtheit und Beißigkeit waren, wie man aus dem *Homer* sehen kann. Anderer nicht recht passender Erklärungen zu geschweigen. Der 69 Psalm endlich hätte auch in reinen Jamben noch poetischer und rhythmischer übersetzt werden können. Rec. muß daher eine Fortsetzung in dieser unpoetischen Manier widerrathen. VI. *Ueber Jonas im Wallfisch vom Prof. Palmer in Gießen*. In allen Sprachen werden Gewissensvorwürfe mit Sturm und Ungewitter verglichen, dagegen Befreyung davon mit Errettung aus großen Gefahren. Jonas suchte dem Gedanken, den Niniviten Vorwürfe zu machen, unter allerley Vorwand auszuweichen. Da wurde ihm zu Muthe, wie demjenigen, der sich zur Zeit des wüthendsten Sturms auf einem Schiffe befindet, über den zur Befänftigung der erzürnten Gottheit das Loos geworfen, und der den Seeungeheuern Preis gegeben werden soll u. s. w. Besser wird es wohl seyn, auf diese wunderbare Geschichte als auf eine alte Sage zu reflectiren, der ein Factum zum Grunde liegt, das man aber nicht mehr rein herausfinden kann. VII. *Ueber den Priester- und Prophetenklub der Hebräer von Ottmar*. Unwahrscheinlicher kann kein Bild vom hohen Alterthume werden, als wenn man ihm einen modernen Namen unterschiebt, womit zugleich auch ein Bild der modernen Welt vor Augen schwebt. Freylich ist hier vom Moses an alles so dargestellt, daß aus den alten hebräischen Priestern und Propheten eine Art von Jakobinerklub heraus kommt, wenigstens beruht alles auf Täuschung und Betrug nach Art der modernen Welt. Von diesem Klub und seinen geheimen Machinationen wird alles geleitet vermittelt trüglicher Wunder, besonders von den Präsidenten oder Directoren desselben Samuel, Elias u. s. w. Nebenher wird der Betrug mit den Wundern auf dem natürlichen Wege vollkommen enthüllt, wobey unbekannte brennbare Materialien eine Hauptrolle spielen. Dieß ist allerdings neu genug, aber auch die Nachricht nicht minder, daß *Romulus* und *Remus* von einer Löwin gesäugt seyn sollen (sonst wußte man nur von einer *Wölfin*), welches vielleicht so zu erklären sey, daß diese Brüder von der Milch einer zahm gemachten Löwin ernährt wären, um sie tapfer zu machen. Wer weiß, ob dadurch nicht wirklich ein Löwenmuth entstehen

könnte, wenn man erst nur ein Mittel fände, einer Löwin, die geworfen hat, ohne Lebensgefahr so nahe zu kommen, daß man sie ausmelken könnte. Doch an solche natürliche Erklärungen, die wieder eben so wunderbar bleiben, als die Wunderfagen der Urwelt selbst, sind wir in unsern Tagen bereits gewöhnt: allein sie werden uns eben deswegen auch immer widerlicher, weil wir überzeugt sind, daß sich die reinen Thatfachen auf keine Weise mehr aus der wunderbaren Sagenhülle herausfinden lassen. Warum will man denn noch neue wunderfame Erklärungen hinzuhäufen? In Hinsicht dieser ganzen Erzählung und Darstellung aber giebt Rec. dem Vf. zu bedenken: woher er den größten Theil davon anders wisse, als aus bloßen Vermuthungen? Ist nun dieses der Fall: so fragt er weiter, was die Humanität dazu sage, wenn man auf bloße Vermuthungen hin namhafte Menschen, sie mögen so lange todt seyn, wie sie wollen, als Betrüger darstellt, da sie doch eben so gut große Verdienste um ihre Nation gehabt haben können, und wahrscheinlich wirklich hatten? Endlich, ob es nicht pflichtmäßig sey, solche Vermuthungen, wenn sie Einem auch aufsteigen sollten, bey einem Buche, welches nun einmal Religionsbuch ist, und als heilig betrachtet wird, lieber zurück zu halten, als sie voreilig dem Drucke zu übergeben? Ueberdem hat jedes Zeitalter seine eigne Art zu denken und zu handeln, welches alles so viel als möglich aus dem Gesichtspunkte derselben Zeit beurtheilt werden muß, wenn man ein billiges Urtheil fällen will. Das Zeitalter, welches der Vf. beschreibt, war roh und uncultivirt; also dachte und handelte es auch roh. Das kann freylich von uns nicht gebilligt, aber wohl nach den Begriffen der Zeit entschuldigt werden, und leidet eine weit mildere Ansicht, als die der Vf. genommen hat. Es ist daher zu bedauern, daß er sich nicht mehr in den Geist der damaligen Zeit hineingedacht hat, um die wahre Lage der Sachen zu ergründen, denn die angegebenen Intriguen und Machinationen der Priester und Propheten sind zu modern, um für die damalige einfache Zeit zu passen. VIII. *Abweichende Vorstellungen der Schriftsteller des N. T. über einen und denselben Gegenstand von Dr. Th. . .* Hier zunächst nur über den Aufenthaltsort der bösen Geister, und über den Ort, wohin sich Jesus unmittelbar nach seinem Tode begeben hat, woraus unter andern das Resultat gezogen wird, daß, wenn auch die Schriftsteller des N. T. in Hinsicht des Wissens verschieden sind, sie doch in Sachen des Herzens eins waren, in sofern alle auf reine Tugend drängen. In dieser Hinsicht könne man also mit Recht sagen, daß sie alle nur ein moralischer Geist inspirirte und beseele. Alles sehr gut, so daß man die versprochene Fortsetzung mit Vergnügen lesen wird. IX. *Ueber Daniel 9, 24 — 27.* — also über die berühmte Stelle von den sogenannten 70 Jahrwochen. Der Vf. hält es mit Recht für unmöglich, die im Orakel unbestimmt angegebenen Zahlen in bestimmtere zu verwandeln. Der Prophet hatte in den Orakeln

keln des Jeremias gelesen, daß seine Nation lange Zeit, ungefähr 70 Jahre, im Exil bleiben werde. Diese Zahl beschäftigte jetzt seine Seele, aber er weiß nicht, ob um diese Zeit das Exil auch aufhören werde. Darum spricht er mit Fleiß noch dankbarer als Jeremias, damit man ihm nicht eigentlich verstehen möge. *Siebenzig sieben* soll unbestimmt noch eine lange Zeit bedeuten u. s. w. Allerdings läßt sich die Sache so recht gut denken, und Rec. stimmt wenigstens darin mit dem Vf. überein, daß hier absichtlich alles *unbestimmt* seyn soll.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Geheime Strategische Instructionen Friedrichs des Zweyten, an seine General-Inspecteurs.* (1801.) 44 S. 4. und 1. Bl. Zueignungsschrift nebst 31. Plans in Querfol. (15 Rthlr.)

Lange vorher, ehe noch die Kriegskunst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben ward, übte man sie empirisch, und die Strategie gehört unstreitig zu denjenigen ihrer Theile, die am frühesten bearbeitet wurden. Sobald die Menschen ihre Kräfte zum wirksameren Angriff des Feindes, oder zur wechselseitigen Unterstützung gegen den Angreifer vereinten; waren auch die Anführer darauf bedacht, die mannichfaltigen Umstände des Terrains zu benutzen, um dem Feinde — gegen seine Wurfaffen gedeckt — sich zu nähern; oder seiner angreifenden Uebermacht desto besser die Spitze bieten zu können. Diese Benutzung des Terrains zu einer guten, vielleicht unangreifbaren Stellung, blieb jedoch lange nur das Eigenthum der helleren Köpfe; niemand aber dachte darauf, die Regeln, auf denen sie beruhete, in ein System zu ordnen, oder auch nur zum Besten seiner Kunstverwandten nieder zu schreiben. Daher die so seltenen Beyspiele von einem richtigem Gebrauche des Terrains; daher die stete Beybehaltung der einmal hergebrachten Schlachtordnung; ohne Hinlicht darauf, ob sie dem Terrain anpasse, oder nicht.

Es läßt sich aus Den bis jetzt bekannt gewordenen Datis nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen: ob vielleicht *Gustav Adolph*, dem die Kriegskunst so viel verdankt, sich nicht auch in diesem Fache verdient machte? Gewiß aber ist es, daß König *Friedrich II.* von dem Augenblicke an, wo er durch die Eroberung Schlesiens den ersten Grundstein zu seinem künftigen militärischen Rufe legte, darauf bedacht war, auch diesen Zweig der Kriegskunst möglichst zu bearbeiten. Schon in seinem früheren *Unterrichte für seine Generals* dringt er überall auf zweckmäßige Benutzung des Terrains. Er bildete diese Lehre in der Folge immer mehr und mehr aus, und so entstand die gegenwärtige Instruction, die bey der Preussischen Armee selbst außerordentlich geheim gehalten, und nur wenigen anvertraut ward. Der Herausgeber verdient daher um so mehr den Dank des militärischen Publicums, daß er durch die Bekanntmachung derselben auch die Officiere anderer Armeen

in den Stand setzte, die Vorschriften des großen Feldherrn zu benutzen.

Pl. I. und II. sind Stellungen auf Bergen, wo vorzüglich die letzten auf gute Befetzung aller Schluchten deutet; eine Vorsicht, durch deren häufige Unterlassung in dem eben beendigten Kriege die Armee von den zwischen sie eingedrungenen feindlichen Kolonnen zerstückelt und theilweise geschlagen ward. Auf Pl. III. vermifste Rec. die in der Erklärung auf dem rechten Flügel des Lagers bey B. angegebene Ueberschwemmung, die auch schon durch die zu hoch gezeichneten Ufer des Flusses unmöglich wird. Pl. IV. und V. sind Belege zu jener bekannten Neigung des Königs, alle defensive Stellungen in offensive zu verwandeln. Läßt der Feind sich, wie es nicht unwahrscheinlich ist, durch die zuerst genommene Stellung täuschen: so wird seine Niederlage eine unausbleibliche Folge davon seyn. Denn während er im Begriff ist, das diesseitige Heer anzugreifen, muß ihm ein so unerwarteter Flankenangriff um so nachtheiliger werden. Das Lager Pl. VI. ist durch die Kunst, das Pl. VII. aber durch die Natur unangreifbar gemacht, wenn man anders nicht Mittel findet, den Feind heraus zu manöuvriren. VIII bis XI, sind Stellungen auf wirklichem Terrain, und deuten vorzüglich auf zwey Punkte: daß man ausgedehnte Positionen nicht durch vereinzelte Truppenabtheilungen decken, sondern seine Stärke immer zusammenhalten müsse, um dem Feinde da, wo er durchbrechen will, mit seiner ganzen Macht entgegen zu gehen und ihn zu schlagen; und dann, daß man bey jeder Stellung unerlässlich auf die Sicherstellung seiner Flanken bedacht seyn muß, welches hier entweder durch Begünstigung des Terrains, oder durch eine gute Reserve, oder aber durch ein besonderes, in die Flanke gesetztes Corps erreicht wird. Das letztere ist auch bey dem Angriff auf einen Flügel des Feindes Pl. XII. der Fall; Pl. XIII. aber hat die in der Ebne en Echelon angreifende Armee ein Quarree von 4 Bataillonen zu seinem Anlehnungspunkte. XIV. stellt eine sehr glückliche Idee dar: während der Feind die vor der Fronte liegenden Verschanzungen angreift, die hinter denselben in einer Niederung stehende Armee wegzuziehen, und ihm selbst damit in die Flanke und in den Rücken zu gehen. XV—XX. Ueber den Angriff fester Positionen, durchgehends auf Manöuvres gegen die feindlichen Flanken, und auf ein dadurch erhaltenes kreuzendes Feuer berechnet. XXII. lehret den Uebergang des Feindes über einen Fluß durch eine gute Position vor dem letzten zu hindern. Nur auf diese Weise wird man seine Absicht erreichen; nie aber durch hinter den Fluß gesetzte kleine Posten, die überall zu schwach sind, dem Feinde zu widerstehen, und zu weit von einander entfernt, um sich schnell genug zur nachdrücklichen Gegenwehr vereinigen zu können. XXIII. und XXIV. Uebergang und Rückzug über einen Fluß mit den bekannten Anordnungen. XXV. Wie der March einer Armee durch ein seitwärts detaichirtes Corps zu decken ist,

ist, das immer neue Positionen nimmt. XXVIII. Rückzug einer Armee von Königsgrätz, und Anordnung zum Angriff derselben.

Rec. erlaubt sich weiter keine Bemerkung über diese lehrreiche Sammlung, als dafs der König bis-

weilen zu viel auf die Unthätigkeit des Feindes zu rechnen schien; obgleich man überall die Anlage zu den wirksamsten Gegenvorkehrungen entdeckt, im Fall der Angriff abgeschlagen werden sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Beyträge über den Frieden zu Lunville, zur Reichstagsberathschlagung über Entschädigung und Säkularisation.* 1802. 88 S. 8. (6 gr.) Schon wieder ein Commentar über den Frieden zu Lunville, und insbesondere den VII. Art. desselben; ein Commentar, der, obgleich etwas verspätet, doch eben dadurch in Hinsicht auf Reife und Unpartheylichkeit den Sieg über seine Vorgänger gewonnen zu haben scheint. Obgleich erst für das Jahr 1802 bestimmt, wurde derselbe doch noch vor dem letzten Reichsgutachten vom 2. Octbr. v. J. gedruckt, wie sich aus einer Stelle S. 25. ergibt. Im Hauptwerk stimmt der ungenannte Vf. mit dem *doctrinellen Ausleger* des VII. Friedensartikels überein, von dem er in der Einleitung sagt, dafs er die undankbare Mühe übernommen habe, die Mittelstrafe der Gerechtigkeit und Billigkeit zu erforschen, und die allgemeine Vereinigung auf Erhaltung der Reichsverfassung zu befördern. Er ist jedoch in seinen Urtheilen noch mässiger, berichtigt manche gewagte Sätze jenes Verfassers, und giebt der Sache einige neue Ansichten, um das Schicksal des leidenden Theils zu mildern. Die Abhandlung zerfällt in VII. Abschnitte: I. *Von dem Einflufs des Lunviller Friedens auf das deutsche Staats- und Völkerrecht.* Durch denselben sey die staatsrechtliche Frage, an die sich vorher noch kein Rechtsgelehrter gewagt habe, zuerst entschieden worden: ob das deutsche Reich seinen Mitständen ihren Verlust aus einem unglücklichen Kriege zu ersetzen schuldig sey? — Selbst der Münsterische und andere Friedensschlüsse, worin ein und andere Entschädigung festgesetzt worden, hätten diese Frage nicht bestimmt; denn in allen diesen Fällen hätten nie Kaiser und Reich allein unter sich und mit den einzelnen Ständen gehandelt, sondern fremde Mächte hätten ihre Hände im Spiel gehabt. (Ist dieses aber nicht auch jetzt der Fall? Und läst sich wohl behaupten, dafs die Mehrheit der Reichsstände, ohne fremden Zwang, jenes Postulat genehmigt habe? —). Der Vf. findet das Entschädigungsprincip *wohlthätig*, weil die Pacifcenten durch ihre gemeinfame Fürsorge den Keim zu innern Unruhen und anarchischen Auftritten erstlickt hätten, weil die Furcht vor fernerer Anwendung dieses Principis, jeden Reichsstand von aller Einmischung in die Politik fremder Mächte abschrecken, mithin die in diesem Fall so wichtige Stimmreyheit besessigen, und die Möglichkeit eines Reichskriegs, wobey das Reich von jeher zu kurz gekommen sey, entfernen werde. II. *Von der Auslegung des Lunviller Friedens in Abicht auf Entschädigung.* Bey der bisherigen verschiedenen Auslegung, sey eine authentische Bestimmung der Pacifcenten vor der Thür, deren gefährliche Folgen zu vermeiden, die Reichsstände sich über das Entschädigungswerk ungefaunt vereinigen, und dem Reichs-Oberhaupt, welchem an der Erhaltung der Reichsconstitution am meisten gelegen sey, unbeschränkte Vollmacht dazu ertheilen sollten. III. *Von dem Subject, das Entschädigung leisten solle.* Der Lunviller Friede verweise dieserhalb auf die Rastatter Verhandlungen, welche aber nicht positiv bestimm-

ten: ob die Entschädigung *ganz allein durch Säkularisation* geschehen solle? — Das Ende des Congresses zu Rastadt sey offenbar den französischen Ministern gekommen, ehe sie mit der Reichsdeputation in die von ihr vorbehaltene nähere Unterfuchung getreten, und sich über feste Grundätze verglichen hätten. Jene Frage müsse also nach dem Vorbehalt dieser Deputation entschieden oder verglichen werden. Hierbey seyen nun die Gründe für die Gesamtverbindlichkeit des Reichs zum Schadenersatz überwiegend; und jene Stände, welche durch frühen Rücktritt von dem gemein beliebten Schauspiel des Krieges Millionen gewonnen oder erspart hätten, würden ihren Beytrag desto leichter aufbringen können. Diejenigen evangelischen Stände, die noch Kirchenschätze von Millionen unter Leitung eines Kirchenrats, unabhängig von ihren Domänen-Kammern, beläfsen, die noch evangelische Prälaten unter ihren Landständen hätten, möchten wohl auf ihrer Hut seyn; denn auch diese Besitzungen seyen noch nicht weltlich, und könnten zur Säkularisationsmasse gezogen werden (!). IV. *Von dem Subject, das entschädigt werden soll.* Der bedungene Fürstenland schliesse die Reichsgrafen, ungeachtet ihrer fürstlichen Curiaestimmen, aus, weil der Verlust einzelner Glieder, nicht gleich dem Verlust der ganzen Curien, also noch nicht der Verlust eines Fürsten sey. (Dieses Verhältnifs dürfte wohl weder *historisch*, wenn man den zufälligen Ursprung dieser Curiaestimmen erwägt — noch auch *physisch*, im Vergleich mit so vielen minder mächtigen Fürsten, richtig seyn). Hierbey wird der *doctrinelle Ausleger* getadelt, dafs er den geistlichen Fürsten, im Säkularisationsfall eine Entschädigung zurechne, da ihnen doch nur ein standesmäßiger Unterhalt gebühre. V. *Von dem Object, für welches Entschädigung geleistet werden soll.* Nur der Besitzstand zur Zeit des geschlossenen Friedens sey zu entschädigen, nicht der Werth der Besitzungen vor dem Kriege, nicht der Verlust während desselben; nicht mittelbare oder vorhin unter französischer Hoheit gestandene Besitzungen, wohl aber die Landeshoheit, als welche von dem Werth unmittelbarer Reichsgüter untrennbar sey. Auch hier wird der *doctrinelle Ausleger* mit guten Gründen widerlegt. VI. *Von dem Object, woraus die Entschädigung zu leisten ist.* Die Auswahl der Entschädigungsmittel stehe nicht bey den verlierenden Eroberern, sondern bey den Ständen, die entschädigen müssen. Geistliche und weltliche Stände hätten zuerst ihre *neuerworbenen* Besitzungen zur Entschädigung hinzugeben; und erst alsdann, wenn die Rata eines geistlichen Stoffs so tief in dessen Vermögen eingreife, dafs die nöthige Substanz nicht übrig bleibe, sey die Säkularisation desselben eine unausweichliche Nothwendigkeit. VII. *Von der Modalität und Vollziehung des Entschädigungswerks.* Hier werden manche gute Vorschläge zu einer möglichst verfassungsmässigen Handlungsart gethan, die aber freylich bey den mächtigen Entschädigungs-Prätendenten wenig Eingang finden dürften. Der Stil ist übrigens sehr vernachlässiget, auch in einigen Stellen dunkel und durch unnöthige Wiederholungen entstell-

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantische Tragödie von Schiller. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine doppelte Ansicht der Producte freyer Künste. Man betrachtet sie entweder in ihrem Seyn, als gegebene Objecte, oder in ihrem Werden, als fixirte Punkte in der Geschichte der Kunst, als Hemmungspunkte der idealen Thätigkeit und Glieder der ästhetischen Stufenfolge. Denn Kunstphilosophie ist Philosophie einer idealen oder freyen Natur, und verhält sich zu der Naturphilosophie, wie die höhere Potenz zu der niedern. Dafs ihr Gegensatz also nicht die der Naturphilosophie entgegengesetzte Transcendental-Philosophie, sondern, ungleich die bekanntere Formel zu brauchen, eine Transcendental-Philosophie in höherer Potenz, (der Freyheit) sey, ist an sich klar. Wie sich nun Naturbeschreibung von Naturgeschichte unterscheidet: so ist auch die Kunstbeschreibung von der Kunstgeschichte verschieden, nur dafs die Producte der Natur, welche allezeit und nothwendig durch unbewusste Thätigkeit entstehen, und also nothwendig in ihrer Art vollendet sind, die Kritik ausschliessen, wie das nothwendige Mißlingen solcher Kritiken der Nothwendigkeit im Großen, unter einem andern Namen, beweist; während dafs die Producte der Kunst, welche durch freye und bewusste Thätigkeit entstehen, allezeit die doppelte Frage zulassen: ob die Freyheit als productive Thätigkeit sie bildete, und ob die Freyheit in ihnen bloß bildete, d. h. ob dieselbe wie die Naturkraft sich in ihrem Product ganz verlor, oder ob sie vielleicht noch in mancherley Tendenzen über ihr Product hinausstrebte. Die erste Frage untersucht den Inhalt eines Kunstwerkes, ob es nämlich eine freye Darstellung des Unendlichen sey, die zweyte bezieht sich auf seine Form, ob es nämlich eine Darstellung für die sinnliche Anschauung sey, welche die Thätigkeit erschöpfend und von ihr durchaus durchdrungen, reine Objectivität gebe. Beides, der Inhalt und die Form, ist zu dem Wesen eines Kunstwerkes gleich nothwendig. Denn die Wissenschaft z. B. ist ebenfalls Darstellung des Unendlichen im Endlichen, aber kein Kunstwerk, weil sie ihre Darstellung nicht der Anschauung giebt, und von der andern Seite ist ein Naturproduct ebenfalls Objectivität für die Anschauung, aber kein Kunstwerk, weil diese Objectivität nicht eine freye Darstellung des Unendlichen ist. Vereinigen sich Form und Inhalt der

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Kunst in einem ihrer Werke: so liegt das Ideal der Kunst, wie niemand läugnen wird, in der genauesten Wechselbestimmung beider, so, dafs der Stoff bloß durch und für die Form vorhanden wäre; und wenn ein solches Ideal aufgestellt würde: so könnte die Kritik, weil sie nichts gefondertes vorfände, und sie diese Wechselbestimmung, ohne sie aufzuheben, nicht zu sondern vermöchte, vom Kunstwerke weiter nichts ausfragen, als: es ist; und ihre Reflexion stünd an demselben Punkte, an welchem die Wissenschaft steht, wenn sie bis zu dem Princip alles Wissens gelangt ist. Ob diese ideale Objectivität in der Wirklichkeit gegeben werden könne, liegt außer den Grenzen unserer Untersuchung, und der Beweis dafür, welcher etwa aus der Erfahrung genommen würde, müßte dem theoretisch verneinenden Gegner noch immer die unwiderlegliche Einrede gestatten, dafs ideale Objectivität nur von einer anschauenden idealen Subjectivität erkannt werden könne, wodurch denn allen Beweisen aus der Erfahrung auf einmal ihre beweisende Kraft entzogen seyn würde. Wenn wir also das Ideal der Kunst für nichts als für das Bild oder Symbol halten, welches sich die Phantasie von der Idee der Kunst entwirft: so bezeichnet uns jedes wirkliche Kunstwerk ein bestimmtes Verhältniß der Differenz von Materie und Form, und bietet sich bey dieser Ansicht, der Reflexion zu einem möglichen ästhetischen Urtheil an. Je geringer diese Differenz ist, und je mehr sich also Form und Materie durchdringen, desto vollkommener ist das Kunstwerk; je mehr aber die Form sich über den Inhalt, oder der Inhalt sich über die Form hervor drängt, desto weiter entfernt es sich von dem Ideal seiner Vollkommenheit. Im ersten Falle behält das Product seine Objectivität, und eine Kritik, welche bloß innerhalb der Kunstbeschreibung ihren Weg wandelt, wird hierdurch verleitet, der bloß formalen Vollkommenheit absoluten Kunstwerth zuzugestehen, und die Bedeutung des Wortes Objectivität ganz zu verstellen, indem es statt der von der Freyheit selbstthätig hervorgebrachten Form, nun die Naturform bedeutet, welche sich gegen die in sich aufzunehmende Freyheit bloß passiv verhalten würde. Im zweyten Falle verliert das Product an der Objectivität, und wird, in wie weit es hierdurch der Anschauung entzogen wird, Object für die Reflexion. Diese Abweichung von der indifferenten Natur des wahren Kunstwerks bleibt von der Kritik, welche mehr in dem Gebiet der Kunstgeschichte, als der Kunstbeschreibung thätig ist, oft unbemerkt, weil sie in dem Producte die Wirkung der freyen Thätigkeit

erblickt, und hierdurch ihre hauptfächlichste Forderung befriedigt findet. Beide Arten der Kritik müssen sich also gegenseitig ergänzen und vor Täuschungen sichern, wenn das Urtheil über ein Kunstwerk den Forderungen einer eigentlichen Kunstphilosophie angemessen seyn soll, und die Verschiedenheit, welche sich selbst in verständigen Urtheilen, — von welchen überhaupt hier nur die Rede seyn kann — zeigt, beruht fast allezeit auf einer der einseitigen Kritik nothwendigen Täuschung.

Dafs Schiller's Poesieen, bis auf die kleinsten, welche er in den neuesten Zeiten noch anerkannt hat, von Seiten des Inhaltes — nach dem angegebenen Sinne dieses Wortes — den Forderungen einer Kunstkritik Gnüge leisten, ist zu sehr in die Augen fallend, und auch zu sehr anerkannt, als dafs es eines Beweises bedürfen sollte; und wenn man hier und da einen materiellen Tadel seiner Gedichte hörte: so kam er entweder aus einem ganz andern Gebiet, als aus dem der Kunstkritik, oder er betraf, besonders bey Sch's. theatralischen Gedichten, eine ganz andere Art des Materiellen, welche man das Materielle der Darstellung nennen könnte, und von welchem zu seiner Zeit hier ebenfalls die Rede seyn wird. Weniger allgemein anerkannt hingegen ist die Reinheit der Objectivität in den Schiller'schen Poesieen, und es ist in der That nicht zu läugnen, dafs in vielen seiner Gedichte die freye producirende Thätigkeit nicht ganz in ihr Product eingeht, oder was dasselbe ist, dafs sie sich oft, nicht blofs für die Anschauung, sondern zugleich oder auch hauptsächlich für die Reflexion bestimmt. Solchen Gedichten mangelt allerdings die reine ästhetische Form, und sie stellen mehr die Tendenz der freyen Thätigkeit sich für die Anschauung zu formen, als diese Form selbst dar. Allein wegen dieser ursprünglichen Tendenz zur Form, spricht das Gedicht noch immer zu der Anschauung und kann selbst in dieser unvollendeten Form zum sinnlichen Zeichen einer Idee, wenn auch nicht eben der Idee der reinen Schönheit selbst, dienen, so wie selbst ein Naturproduct, in dessen Bildung die Naturkraft gestört wurde, bey alter Veranlassung zum Reflectiren, doch zugleich für die Anschauung gegeben ist. Eine Theorie des Romantischen, dessen Wesen in einem harmonischen Verhältniß des Erhabenen und Angenehmen besteht, dahingegen in dem Schönen sich beide neutralisiren, würde den Werth dieser Art von Gedichten bestimmen können; und wenn die Schönheit in der Sphäre der Kunst das ist, was das Licht für die Natur ist: so repräsentirt das Romantische in jeder Sphäre die Wärme. Jene Tendenz zur Bildung, welche sich in ihrem Producte nicht erschöpft hat, zeigt nun, weil sie einmal lebende bildende Kraft ist, ihre Thätigkeit im anschauenden Subjecte, indem sie die Phantasie erregt, und hierdurch entsteht das von der Schönheit verschiedene Interessante, welches solchen Gedichten eigen ist. Wir haben nun jetzt nicht zu untersuchen, welche Abweichung von dem Ideale der Schönheit kunawidriger sey, ob die, wel-

che uns ein gestaltloses Leben, oder die, welche uns leblose Gestalt giebt. Von der lebendigen Gestalt sind beide gleich entfernt, also in ihrem Seyn betrachtet, (für die Kunstbeschreibung) in gleichem Maasse unvollkommen. Weil aber vom Leben zur Gestalt ein Progress, von der Gestalt zum Leben hingegen nur ein Regress statt ändet: so ist für die Kunstphilosophie, welche ihr Object im Werden betrachtet, die noch gestaltlose Tendenz zur Bildung von höherem Werth, als die nicht durch eigenes Leben und freye Thätigkeit gebildete Form.

Ein solcher Progress vom Leben zur Gestalt, wird in der Reihe der Schiller'schen Schauspiele auch für die Erfahrung sichtbar, und das jetzt näher zu betrachtende Schauspiel steht in Rücksicht auf das Gleichgewicht zwischen Materie und Form unläugbar über den frühern Schauspielen des Vfs., wenn auch manche von den Werken der alten Tragiker abstrahirte Forderungen an die Tragödie, hier weniger, als in manchen frühern befriedigt werden sollten, weil überhaupt diese Gattung der modernen Tragödie, zu welcher die Jungfrau v. O. gehört, zu sehr von der antiken verschieden ist, als dafs sie eine Beurtheilung nach den bey der letztern statt findenden Grundsätzen zulassen sollte. Aber auch ohne diese specielle Beziehung auf eine bestimmte Reihe, verdient die J. v. O. eine sehr ehrenvolle Stelle unter den theatralischen Kunstwerken, für welche es ausser dem eigentlich poetischen noch in einer besondern Hinsicht als Muster aufgestellt zu werden verdient. Es läßt sich nun freylich nicht nachweisen, wie der Inhalt und die Form in diesem Schauspiel in einander verschmelzen, denn überhaupt kann nicht das Poetische, sondern nur das Unpoetische in einem Gedicht nachgewiesen, und Materie und Form nur unter Bedingung der Differenz, welche aber im Poetischen aufgehoben seyn soll, gedacht werden. Wenn sich also das Unpoetische in einem Gedichte nicht aufzeigen läßt: so ist der Schluss auf das Vorhandenseyn wahrer Poesie gerechtfertigt. Uebrigens giebt aber auch die reine, in dem Wesen des Ganzen gegründete Beruhigung, welche den Schluss und die Totalanschauung dieses Schauspieles begleitet, ohne dafs ein Epilog nöthig wäre, um die gestörte Harmonie herzustellen, den sichersten Beweis für die eigentlich organisirte Objectivität desselben. Man hört indessen wohl Urtheile, welche in diesem Schauspiel eine Subjectivität zu bemerken glauben, welche es des Namens eines wahren Kunstwerkes unwürdig mache. Es bleibt aber bis zur nähern Untersuchung immer noch problematisch, ob die bemerkte Subjectivität aus dem Gedicht selbst herausblickte, oder ob sie aus der Individualität des Urtheilenden erst hineingesehen, und dann auf ihn reflectirt wurde. Es giebt nämlich kein anderes Merkmal der Subjectivität, als das der Schönheit fremde Nebeninteresse, welches ein Kunstwerk für die Empfindung oder für die Reflexion erregt. Dieses Aergerniß der Kritiker kann aber wie das moralische ein gegebenes oder eingenommenes seyn, und niemand

mand wird behaupten, dafs von dem letztern der Werth eines Kunstwerkes abhängig gemacht werden könne. Wenn ein Barbar bey dem Anblick einer schönen Statue ein Nebeninteresse der Empfindung fühlt: so schadet dieses Subjective der reinen Schönheit des Kunstwerkes so wenig, als der Ilias, wenn ein Antiquar blofs seinen Verstand dabey interessirt findet.

Zu solchen verweynten Subjectivitäten gehört unter andern der Vorwurf, welchen man auch wohl als Ausspruch der Kritik in die Welt hineingeschrieben liest, dafs die Handlungen, welche die Helden verrichtet, und die Weissagungen, welche sie ausspricht, ganz aufser dem natürlichen Laufe der Dinge liegen, durch natürliche Kräfte nicht zu bewerkstelligen seyn, und folglich, gegen alle Wahrscheinlichkeit verstossen. Dieses Urtheil will zwar ein materiales seyn und sich auf den Stoff des Gedichtes als Schauspiel beziehen; fast man es aber nicht in einem höhern Sinne auf, als der ist, in welchem es sich selbst ausspricht: so verstattet es nicht einmal die Bemühung einer Widerlegung, weil es nichts anders ausagt, als die individuellste Aeußerung eines Einzelnen über seine Anforderungen an eine theatrale Darstellung, welche noch überdies so wenig in ihm selbst feststeht, dafs er sie bey den meisten Schauspielen der Griechen oder Shakespears, ohne es nur zu ahnden, zurücknimmt. Man mufs daher diesem Urtheile erst eine andere Aufsicht abzwinnen, und es zu einem formalen erheben, um es anständig behandeln zu können. Es könnte nämlich damit so viel gemeynt seyn: „Begebenheiten, welche durch wirkliche Kräfte der Natur nicht bewirkt werden können, sondern für ihre Möglichkeit einen übernatürlichen Grund voraussetzen, geben überhaupt keine reine Form für die Anschauung; denn dieses Uebernatürliche wird, eben weil es übernatürlich ist, nicht von der Anschauung erkannt, sondern von der Reflexion bemerkt, und hierdurch die Objectivität nicht allein gestört, sondern unmöglich gemacht. Ein anders ist es in einem Märchen oder in einer Oper, wo eine ganz andere Natur, als die wirkliche ist, dargestellt wird, wo also das, was für das wirkliche Leben übernatürlich wäre, ganz natürlich ist, und sich ganz rein objectiv der Anschauung in dieser ganz verschiedenen Sphäre darstellt.“ Auf diese Weise verstanden ist allerdings etwas Wahres in jenem Urtheil, allein man sieht ihm sehr leicht an, dafs es mehr auf den Buchstaben als auf den Geist der Kritik gegründet ist. Der Stoff eines Märchens oder einer Oper ist nie ganz in eine von der unsern absolut verschiedene Welt gesetzt, und kann es nicht seyn, ohne dafs die Natur des Märchens oder der Zauberoper ganz aufgehoben würde. Es mufs nämlich der Zauber in beiden nicht blofs für den Zuschauer oder den Zuhörer Zauber, und in dessen Wirklichkeit unerhört seyn, sondern er mufs selbst für die in dem Märchen handelnden Personen die Wirkung einer aufser ihrer Natur vorhandenen Ur-sache voraussetzen, sonst erscheint er selbst dem Zu-

schaauer nicht als Zauber, und die Freyheit, welche der Kritiker dem Opern- und Märchen-Dichter gestattet, hebt sich durch den Grund, warum er sie gestattet, von selbst auf. Soll also der Gebrauch des Uebernatürlichen nicht der Kunstdarstellung geradezu entzogen seyn: so mufs es nothwendig im Gegenfatz mit dem natürlichen Fortgang der Begebenheiten dargestellt werden, weil es eben nur in diesem Gegenfatz als das Uebernatürliche erscheint. Man kann und darf aber die freye bildende Kraft der Poesie nicht auf die Gesetze der Wirklichkeit und des in der Wirklichkeit Möglichen beschränken, ohne die Poesie, deren Gebiet keine Gränze kennt, selbst zu vernichten. Wäre es gegründet, dafs das Uebernatürliche nicht durch reine Anschauung, sondern blofs durch Reflexion aufgefaßt werden könnte: so wäre die Darstellung desselben freylich wegen der mangelnden Objectivität zu verwerfen. Allein hierin liegt eben der Irrthum; denn das Uebernatürliche läßt sich allerdings für die Anschauung ganz rein darstellen, durch eine Erscheinung oder Begebenheit, welche den Bedingungen der Erfahrung widerspricht, und also die Reflexion, welche erst unter den Bedingungen der Erfahrung möglich wird, gar nicht zur Thätigkeit kommen läßt. Von dieser Art sind die Geister Hamlet's und Banko's bey Shakespeare, die wandelnde Statue in Don Juan, und in dem angezeigten Schauspiele die Eröffnung von des Dauphin's Gebet, die Verkündigung von Salisbury's Tod, welche die Jungfrau als Inspirirte treffend bezeichnen, da ihre Thaten auch durch hohen Enthusiasmus möglich bleiben.

Dessen ungeachtet soll aber hiermit nicht abge-längnet werden, dafs das Uebernatürliche im Schauspiele von einer ganz andern Art sey, und mithin auch eine ganz andere Behandlung erfordere, als das Zauberhafte im Märchen. In diesem, es mag erzählt, oder als Oper dargestellt werden, machen die Charaktere und Begebenheiten aufsermenschlicher Wesen die eigentliche Erzählung aus, und die Menschen sind nur die Menschen, welche jene für ihre Zwecke zu leiten suchen, weil von ihren freyen Handlungen das Schicksal jener Wesen abhängig ist; in dieser Rücksicht kann man nun allerdings sagen, das Uebernatürliche sey die eigentliche Natur des Märchens, wiewohl es allezeit den Gegenfatz des für uns Natürlichen fodert. Ganz umgekehrt ist aber das Verhältniß im Schauspiele. Hier sind die freyen Handlungen der Menschen, und die Bedingungen der Erfahrung, auf welche sie berechnet sind, das Natürliche und machen als Zweck für sich den eigentlichen Gegenstand der Fabel aus. Wie aber im Märchen die fremdartige Welt als abhängig von den freyen Handlungen der Menschen erscheint: so stellt das Schauspiel die freyen Handlungen als abhängig von einer fremden Macht, dem Schicksale dar. Im Märchen können daher die freyen Handlungen der Menschen von den Geistern nach ihren Zwecken geleitet werden, im Schauspiele aber ist das Schicksal das

das Unvermeidliche, welches sich nicht nach den Zwecken der Menschen lenken läßt, und dessen Allmacht selbst die Naturkräfte gehorchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LEIPZIG, im Magazin für Literatur: *Albin, oder der Schiffbruch am Donaufrudel*. Eine Familiengeschichte aus dem siebenjährigen Kriege. 1801. 179 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.)

Verflechtungen und Entwicklungen von jener Art, wie man sie schon tausend- und aber tausendmal in Romanen vom zweyten und dritten Range gefunden hat, machen den Faden der Begebenheiten in diesem Werkchen aus. — Ein Knabe, der im hüllofensten Alter durch einen Hufaren vom Tode errettet, erst von einem Müller dann von einem Obersten erzogen wird, wächst auf, ohne seine Aeltern zu kennen, und gewinnt die Tochter dieses Obersten heimlich lieb. Zum Officier befördert, wagt er ein Geständniß seiner Leidenschaft, wird aber von dem dazu kommenden Vater zur schleunigsten Entfernung geöthigt. Nach einigen kleinen Herumirrun-gen findet er in dem sogenannten Teufelsturm, bey dem Donaufrudel, einen Freynden, auch in Uniform, und eine geheime Sympathie vereint sie beide zur Freundschaft. — Wer erräth nun nicht im Voraus, daß dieser Fremde der Vater vom Albin sey? Daß sie durch ein neues Ungefähr den Hufaren (der jetzt ein Korbmacher geworden ist) wieder finden werden? Daß auch Albins Mutter wieder zum Vorschein kommen, und der Held der Geschichte seine Auserwählte zur Frau erhalten müsse? — Wenn so abgenützte Abentheuer nicht ein sehr reizender Vortrag, eine originelle Kraft der Darstellung unterstützt: so werden sie uns natürlich nicht Unterhaltung, sondern Langeweile verursachen; und leider ist dies auch hier der Fall! Denn der Stil ist kraftlos und fehlerhaft zugleich.

ELBERFELD, im Comtoir für Literatur: *Kritik der äußerlichen Beredsamkeit mit Beyspielen belegt für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts*, von R. 1800. 128 S. 8.

Diese kleine Schrift ist mit Dank anzunehmen, ob gleich Rec. ihr eine grössere Ausführlichkeit und insbesondere die darin aufgestellten Grundsätze mit mehrern Beyspielen erläutert gewünscht hätte. Der Vf. zeigt, wie wichtig für den Kanzelredner richtige Aussprache, eine der Sache angemessene Declamation und solche Bewegungen des Körpers sind, wobey das Decorum immer gehörig beobachtet werde. Es ist nicht zu läugnen, wir sind in unsern Zeiten, gegen die alten Griechen und Römer, bey

welchen auch die frühen Uebungen in der Gymnastik einen freyen und edlen Aufwand bilden halfen, in dieser Rücksicht vollendete Barbaren. Der Vf. wünscht, daß junge Leute schon auf Schulen zur richtigen Declamation angeleitet werden möchten. Allein die meisten Lehrer empfinden selbst wenig Interesse dafür, möchten auch wohl die nöthige Geschicklichkeit dazu nicht besitzen. In den Predigerseminarien, worin, nach des Vf. Rathschlägen, für die äußere Beredsamkeit etwas von Bedeutung gethan werden sollte, dürfte am Ende ebenfalls nicht viel geleistet werden. Noch ist die Nation für dieses Studium viel zu gleichgültig. Noch sind zu wenig Stimmen mit Einsicht und Nachdruck darüber laut geworden, um lebhafteres Interesse dafür rege zu machen. Jede Anweisung, jeder Wink, der dazu gegeben wird, ist deshalb zu achten. Die Grundsätze des Vf. haben, einige Kleinigkeiten ausgenommen, durchaus den Beyfall des Rec. Sie kündigen einen Mann an, der über Aussprache, Modulation der Stimme, gehöriges Tempo der Rede, Darstellung der Empfindungen u. s. w. reiflich nachgedacht hat, und, wie es Rec. scheint, den Unterschied zwischen theatralischer und Kanzeldeclamation richtig zu machen weis. Jedoch einige von den Regeln, welche er zur Haltung des Körpers, insbesondere zum rechten Gebrauch der Hände giebt, möchte Rec. nicht empfehlen. So heisst es z. B. S. 119. „*Drohen*: ein besenklicher Blick, den Ellenbogen vor das Gesicht gestellt, mit vor- und rückwärts wankender Bewegung des Zeigefingers, u. s. w. Diese Bewegung scheint mehr auf der Schaubühne, als auf der Kanzel, am rechten Orte zu seyn. Die *argutiae digitorum*, welche schon Cicero dem Redner nicht gestattet will, dürften von der Kanzel vielleicht ganz wegbleiben. Die Bewegung mit der Faust S. 117. möchte ebenfalls das Decorum beleidigen. Die Regel S. 117. durch den Gestus, sowohl sinnliche Begriffe als Handlungen nachzuahmen, ist falsch, und könnte manchen, der seine Sache recht gut machen wollte, bis zur Possirlichkeit verführen. Quintilians Erinnerung (L. XI. 3.) ist hier sehr zu beherzigen: *Abesse plurimum a saltatore (histrione) debet orator, ut sit gestus ad sensus magis, quam ad verba accommodatus*. Die meisten Regeln zur Action hat der Vf. aus Engels *Mimik* entlehnt. Dieses vortreffliche Werk, welches auch kein Kanzelredner ungelesen lassen sollte, ist aber zunächst für den Schauspieler bestimmt.

* * *

ERLANGEN, b. Palm: *Liturgische Blätter*. Von D. Wilhelm Friedrich Hufnagel. 2ten Bandes 5tes Stück. 1801. 10 Bogen. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 228.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantische Tragödie von Schiller etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir sind durch diese Betrachtung von der allgemeinern Ansicht dieses Schauspiels als Kunstproduct überhaupt, auf die speciellere geleitet worden, nach welcher wir es als bestimmtes Kunstproduct, nämlich als Schauspiel, anzusehen haben. Es ist schon im Vorbeygeh'n erinnert worden, das die moderne Tragödie sich von der antiken im Wesentlichen unterscheidet, und der Zusatz „romantisch“ mit welchem der Vf. die Gattung seiner Tragödie bestimmt, drückt das Wesen der modernen Tragödie treffend aus. Die Jungfrau von Orleans darf daher so wenig als manche der bedeutendsten Schauspiele Shakespear's und anderer moderner Tragiker nach dem Maassstabe der griechischen Tragödie gemessen werden; denn um in ein Wort den Unterschied der antiken und der romantischen Tragödie zu drängen: so verhält sich diese zu jener wie Rhythmus zu Harmonie. Wir haben hier nicht die ganze Gattung der modernen Tragödie zu beurtheilen, auch ist über die innere Natur dieser Gattungen schon oft die Rede gewesen; es bleibt aber eine andre Ansicht des Schauspiels übrig, welche gleichsam die äussere Natur desselben betrifft, und vielleicht noch zu wenig erwogen worden ist. Das Schauspiel ist offenbar ein Product, nicht einer einzigen Kunst, sondern mehrerer Künste, welche vereinigt werden, um ein gemeinschaftliches Product hervorzubringen. Diese Vereinigung darf nun durchaus keine blofs *mechanische* seyn, denn aus dieser würde nichts als eine Nebeneinanderstellung der Producte verschiedener Künste, aber kein, ihnen allen angehöriges und von ihnen gemeinschaftlich hervorgebrachtes Product entstehen können, sondern sie muß eine *dynamische* Vereinigung seyn, in welcher alle wirkende Künste sich wechselseitig bestimmen, und unter den Bedingungen dieser Wechselbestimmung produciren. Nur auf diese Art kann das gemeinschaftliche Product ein organisches Ganzes werden, und der Zweck des Producirens, wie es die Natur des Organismus fordert, in das Product selbst fallen; dahingegen bey einer mechanischen Zusammenstellung nicht nur kein Ganzes, sondern eine blofse Anhäufung verschiedenartiger Dinge entsteht, und der Zweck der Zusammen-

stellung nicht in das Product derselben, sondern in etwas aufser diesem fällt, für welches das Product nur als Mittel dient. In der Oper z. B. wirken alle Künste in einer dynamischen Vereinigung, und das Product ist ihr Zweck. In unsern Kirchen werden ebenfalls alle Künste in Thätigkeit gesetzt, aber weil die Vereinigung derselben eine dynamische weder ist noch seyn soll: so entsteht hier kein gemeinschaftliches Product, sondern eine mechanische Zusammenstellung, deren Zweck aufser ihr selbst liegt, und die Gottesverehrung und Belebung religiöser Gefühle seyn soll. Von mechanischen Zusammenstellungen kann man daher etwas absondern, z. B. die Werke der bildenden Kunst aus den Kirchen, und das Ganze wird nur im Grade seiner Wirksamkeit geschwächt, aber nicht in seinem Wesen gestört; von einem dynamisch vereinigten hingegen läßt sich nichts sondern, ohne den Organismus desselben aufzuheben; deswegen kann zu den mechanischen Zusammenstellungen jede einzelne Kunst ganz unabhängig von der andern in ihrer weitesten Sphäre wirken; in organischen Producten hingegen ist von keiner der mitwirkenden Künste das *maximum* ihrer gefonderten Wirksamkeit sichtbar, sondern jede hat nur gewirkt unter den Bedingungen der gemeinschaftlichen Wirksamkeit aller.

Im Schauspiele muß nun ebenfalls eine solche dynamische Vereinigung der dabey thätigen Künste statt haben, und der Schauspieldichter unterscheidet sich vom blofs dramatischen Dichter dadurch, das er in Ansehung der Erfindung, zugleich Mime, Declamator, oder alles in ein Wort zusammen zu fassen, plastischer Künstler im weitesten Sinne seyn muß, während der blofs dramatische Dichter, wenn auch sein Gedicht die äussere Form eines Schauspiels hat, innerhalb der Gränzen der Poesie im weitesten Sinne bleibt. Dem eigentlichen und vollkommenen Schauspiele darf der Antheil keiner der Künste, welche sein Wesen constituiren, entzogen werden können, und Aristoteles's Behauptung, das ein gutes Schauspiel auch aufser der Aufführung (*ἀνευ ἀγωνος και ὑποκριτων*) die Wirkung eines ästhetischen Ganzen thun müsse, beruht auf einem Irrthum, welchen man ästhetischen Atomismus nennen könnte, weil er, um sich Gültigkeit zu verschaffen, zuerst die Natur eines ästhetischen Ganzen leugnen muß. Das Urtheil, welches man über manche Schauspiele hört, das sie bey der Aufführung bestehen, bey'm Lesen aber hinter der Erwartung zurückbleiben, ist in der That mehr Lob als Tadel; denn wie der Opernkomponist seine Musik für das Theater und nicht für den

Concertsaal schreiben soll: so soll auch der Schauspieldichter für die Aufführung und nicht für die Lectüre im Zimmer schreiben. Das dramatische Gedicht hingegen würde bey der Aufführung verlieren müssen, weil das Hinzukommende der andern Künste keine Vereinigung mit dem Gedicht selbst eingehen, und also von einer andern Seite sich kein organisches Ganze bilden könnte. Es versteht sich von selbst, daß diese äußere Ansicht eines Schauspiels, kein Urtheil über den innern poetischen Werth desselben, abstrahirt von der Eigenschaft des Schauspiels, rechtfertige, aber in Ansehung dieser Eigenschaft begründet sie das Urtheil über ein Schauspiel vollkommen; denn wegen der Wechselwirkung der Form und des Inhaltes, welche auch hier, wie überall stat. findet, ist es für das Resultat gleichgültig, von welcher Seite die Reflexion ausgehe, wiewohl es für die Falschheit der Untersuchung zuweilen zweckmäßiger seyn kann, von dieser als von jener Seite auszugehen.

Wenn man nun das anzuzeigende Schauspiel mit den Forderungen vergleicht, welche die strengste Kritik in Beziehung auf eine solche Wechselbestimmung der Künste an ein Schauspiel macht: so erscheint *Sch's* Jungfrau von Orleans in einer seltenen Vortrefflichkeit, und erhebt sich ungemein über die meisten, übrigens vortrefflichen theatralischen Werke, in welchen dieses eigentlich theatralische entweder zu wenig beobachtet, oder durch Hervortreten einer einzelnen Kunst gestört, oder nicht gleichförmig fortgehalten ist. Höchst selten wird man einige Stellen finden, wo eine Störung dieser theatralischen Einheit durch die Behandlung nothwendig, oder durch eine verfehlete Angabe des Dichters veranlaßt würde. Zu den ersten gehört die in einer andern Rücksicht, von welcher in der Folge gehandelt werden soll, sich sehr auszeichnende Scene zwischen Montgomery und Johanna, welche für das Schauspiel zu episch ist, und diese an diesem Orte fehlerhafte Form vielleicht dem Inhalte verdankt, welcher in der That zu buchstäblich an den Homerischen Epos und einige Stellen der Ilias erinnert; denn den Geist des Griechen, welcher aus andern Stellen hervorblickt, wird wohl niemand ungern bemerken. Zu den andern gehört z. B. S. 21. die Anweisung für Johanna, sich den Helm aufzusetzen. Durch diese Handlung wird die Einheit der Darstellung unterbrochen; denn das Aufsetzen des Helms kann nur das Zeichen von Johanna's kriegerischer Begeisterung seyn, und gehört also zu den Worten:

Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe,
Der Retter naht u. s. w.

mit welchen Johanna in der Folge hervor, und zwischen die an der Sache ihres Königs verzweifelnden Landleute tritt. Vor diesen Worten ist jene Handlung leer, und stört sowohl die Harmonie der Handlung, als den Rhythmus in Johanna's Empfindung. Die behelmte Jungfrau erscheint augenblicklich als Heldin, sie kann also nicht zuvor sich als solche an-

kündigen, und später erst in der Begeisterung als Heldin sprechen und handeln.

Daß der sogenannte Theatereffect verstärkt werde, wenn Johanna bey den angeführten Worten auf einmal wie eine Göttin in Waffen hervortritt, ist bloß nothwendige Folge, aber nicht Zweck. Denn Harmonie und Rhythmus sind in der Kunst dasselbe, ursprünglich alles Endliche constituirende, was in der Natur die anziehende und ausdehnende Kraft ist, und wie der Magnetismus, in welchem diese Kräfte zuerst erscheinen, nicht dem Magnet allein eigen, sondern in der ganzen Natur verbreitet ist: so ist die Musik, deren Wesen in Harmonie und Rhythmus besteht, nicht bloß den Tönen eigen, sondern in jeder Kunst nothwendig und wesentlich enthalten. Jede Störung dieses Musikalischen wird also zugleich das ganze Kunstwerk entstellen, so wie von der andern Seite die musikalische Einheit nie ohne Erfolg bleiben kann, und also das, was man Effect nennt, nothwendig hervorbringen muß.

Wir haben nun das angezeigte Schauspiel zuerst als Gedicht überhaupt, und sodann als Schauspiel im Allgemeinen betrachtet. Es bleibt uns aber noch eine dritte Ansicht übrig, welche uns zu der besondern Individualität desselben führt. Die Art, wie *Sch.* seinen, aus der Geschichte entlehnten, Stoff aufgefaßt und behandelt hat, ist dem Publicum durch Aufführungen und durch das Lesen des Gedichtes selbst zu bekannt worden, als daß eine Auseinandersetzung davon nöthig wäre, um das Urtheil darüber vorzubereiten. Der Prolog dient vortrefflich dazu, dem Zuschauer eine vollendete Uebersicht über die ganze Situation, in welcher Johanna handeln wird, über ihren Charakter und über die Charaktere aller in diesem Schauspiele handelnden Personen mit ihren Verhältnissen zu einander zu geben. Es ist zwar gewiß, daß der Dichter eines historischen Schauspiels den Vortheil besitzt, daß seine Charaktere durch ihre Namen schon fest bestimmt sind, und gleichsam unabänderliche Attribute seiner Personen bilden. — Man irrt deswegen, wenn man meynet, der Dichter müsse seine einzelnen Charaktere, wenn auch nicht vor den Augen der Zuschauer entstehen, doch wenigstens ihren berühmten Namen verdienen lassen. — Indessen bleibt die poetische Darstellung des Charakters von der historischen allezeit verschieden, und der Dichter kann sich der Verbindlichkeit nicht entledigen, das Poetische dieser Darstellung vor die Augen der Zuschauer zu bringen, und das Historische aus dem Gedächtnisse der Zuschauer hervor, und vor die Anschauung zu rufen. Das Eritere gehört in das Ganze des Schauspiels selbst und zu seiner Poesie, das Zweyte, welches mehr Voraussetzung für das Gedicht, als eigentliche Poesie ist, giebt den Prolog, welcher freylich in der einfachen Gestalt, wie er in manchen Tragödien des Euripides vorkommt, ein Hülfsmittel ist, welches die Kunst aus einem ihr fremden Gebiete entlehnt, und welches daher mit der eigentlichen Darstellung sich nicht vollkommen vereinigt, selbst, wenn der Dichter die

Vereinigung dadurch zu bewirken sucht, daß er den Inhalt des Prologs den handelnden Personen, selbst während des Schauspiels in den Mund legt, und ihn also formaliter dem Ganzen einverleibt. Auf diese Art hat Schiller den Prolog, mit seiner Maria Stuart, und Euripides, wiewohl mehr nach der Convenienz des griechischen Theaters, als aus andern Rücksichten mit der Iphigenia auf Aulis verbunden. Weit zweckmäßiger ist es daher, nicht den Prolog in die Handlung zu ziehen, sondern die Handlung auf den Prolog auszudehnen, wie dieses hier bey dem Prolog zur Jungfrau von Orleans geschehen ist. Wallensteins Lager steht zwar in einer Beziehung auf Wallenstein, allein der Unterschied ist leicht zu bemerken; denn dieses ist mit dem Schauspiele, zu welchem es gehört, bey weitem nicht so innig verbunden, als jener Prolog, durch welchen die Handlung selbst fortgeht, statt daß das Lager einen erläuternden Pendant zu dem Schauspiele giebt, und eine eigne Darstellung für sich ausmacht. Auch von dieser Seite zeigt sich also die höhere Vollendung, welche der Vf. diesem Schauspiele vor seinen frühern gegeben hat. Bertrand's Erzählung von Frankreichs Lage, von den Siegen der Engländer und der Gewalt ihrer Feldherren, von der Macht Burgund's und den Heeren, welche er gegen Frankreich führt, von des Dauphins Ohnmacht und dem Beschlusse der Franken, sich dem Burgund zu übergeben, erfüllt nicht nur den Zweck des Prologs, sondern befeuert zugleich Johanna's Muth und drängt sie, ihren Beruf, Frankreichs Retterin zu werden, zu erfüllen. So hat der Dichter die verschiedensten Elemente der Geschichte und der Poesie zu Einem Kunstwerke zu vereinigen, und selbst das der Kunst widerstehende zur Poesie zu erheben gewußt.

Im Schauspiele selbst entwickelt sich die Handlung ohne Unterbrechung, und ihr Verlauf entzieht sich nie der eigentlichen Darstellung. Die Verkehnung Johanna's als einer Zauberin zu Ende des vierten Actes, ist vom ersten Moment der Handlung an unübertrefflich schön vorbereitet, und der Zustand ihres Geistes, welcher sich in dem höchst vollendeten Monolog zu Anfange des vierten Actes ausdrückt, trifft mit den äußern, ebenfalls vom ersten Anfang an motivirten Umständen so vollkommen zusammen, daß die Darstellung die höchste Wahrheit erreicht. Nur die Scene der Johanna mit dem schwarzen Ritter, scheint an dem Orte, wo sie steht, müßig und täuscht die Erwartung, welche das Geheimnißvolle der Erscheinung erregt. Was will dieser Dunkle, der zuletzt in unterirdische Nacht versinkt? Raubt er der Jungfrau den Muth, oder erschüttert er ihren Glauben an ihre Sendung von der heiligen Mutter Gottes, und läßt sie durch seine Dazwischenkunft in ihren himmlischen Gesichten ein täuschendes Gaukelspiel der Hölle vermuthen? Das letzte wird fast wahrscheinlich, da sie in der Folge den ausdrücklichen Beschuldigungen der Zauberey und des Bündnisses mit der Hölle nichts entgegensetzt, und der Zuschauer faßt die Ahndung dieses Zusammenhanges

um so sicherer auf, da durch diese Beziehung sowohl die Scene mit der Erscheinung selbst, als Johanna's Schweigen bey der Anklage wegen eines Bündnisses mit der Hölle in höherm Grade tragisch wird. Allein diese Täuschung verschwindet mit dem fünften Acte. Wir sehen nicht, daß Johanna an der Göttlichkeit ihrer Sendung zweifelhaft wurde, und daß es bloß die Neigung zu Lionel ist, welche sie an der Gnade der heiligen Jungfrau verzweifeln läßt. Nun steht aber jene Erscheinung ganz müßig, und das Grauen, welches diese an sich vortreffliche Scene erregt, hat nur die Anschauung des Ganzen gestört. Daß ein ähnliches Urtheil die Scene zwischen Johanna und Montgomery trifft, ist schon beyläufig erwähnt worden. Sie scheint beynah in einer andern Rücksicht geschrieben zu seyn, als um diese Stelle in diesem Schauspiele einzunehmen, und daher schreiben sich wahrscheinlich selbst einige kleine Vernachlässigungen ihrer innern Anordnung. Auf Johanna's Rede:

Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht
Weib.

Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freya
Auf irdische Weise, schliefs ich mich an kein
Geschlecht

Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz,
ist Montgomery's neue Bitte:

O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich

O wenn du selber je zu lieben hoffst, und hoffst
Beglückt zu seyn durch Liebe u. s. w.

zu spät angewendet, und stört die vortreffliche Continuität der steigenden Empfindung, welche durch die ganze Scene so schön gehalten ist.

Wir haben uns bey dieser Beurtheilung bloß an die fehlerhaften Stellen halten müssen, weil unter den vorzüglichsten, welche das Wesen des ganzen Schauspiels ausmachen, theils eine Auswahl nicht wohl statt findet, theils auch Proben von den Vorzügen dieses Schauspiels bey der Bekanntschaft unserer Leser mit demselben unnöthig seyn würden. Auch geht bey dem Ausheben einzelner Stellen ihre Hauptschönheit, welche sie durch ihren Ort und ihre Verbindung mit dem Ganzen erhalten, nothwendig verloren.

Als meisterhaft und höchst gelungen verdient aber noch die Art angeführt zu werden, wie der Vf. die dem Schauspiele eigentlich fremde Kunst der Musik einigen Scenen angeeignet hat. Weniger vollkommen geschieht es in der Mitte des dritten Actes vor Talbot's Tod, wo die Musik zwar vortrefflichen Effect macht, aber die Handlung bloß commentirt, ohne in das Kunstwerk selbst einzugreifen. Sie bleibt also hier eine für sich wirkende Kunst, und vertritt bloß die Stelle schicklicher Sinfonien zwischen den Acten des Schauspiels. Ungleich vollkommener ist aber

aber die Anwendung der Musik bey Johanna's Monolog zu Anfang des vierten Actes, wo diese Kunst zu dem Organismus des Ganzen selbst mitwirkend ist, und mit diesem Monolog zusammen der Anschauung die reinste Objectivität darstellt.

Zu der Individualität dieses Schauspielles gehört auch noch die ihm eigne metrische Behandlung, in welcher es sich ebenfalls vor den andern Schauspielen des Vf. auszeichnet. Schiller war der erste, welcher den Versuch machte, dem deutschen Schauspielen die Abwechslung der reimlosen Jamben mit gereimten zu geben, welche man vorher nicht einmal in Uebersetzungen Shakespeare's dem Originale nachzubilden versucht hatte. Tieck, von welchem hier nur die Genoveva erwähnt sey, behielt neben den reimlosen Jamben wie Shakespeare auch die Prosa im Dialog bey, und erweiterte von der andern Seite das Gebiet der Reime im Schauspielen, mehr als irgend einer es vor ihm gethan hatte. In der Jungfrau von O. finden wir nun die höchste Freyheit in Rhythmus, Metrum und Reim, und die reinste Wechselbestimmung dieser Formen und des Inhalts des Gedichts. Dafs die Rhythmen der Sylben und die Harmonie und Consonanz der artikulierten Laute, welche wir Reim nennen, eine äufsere Musik der Rede bilden, läfst sich der Erfahrung entgegen nicht ableugnen, und eben so wenig, dafs die Dichtkunst jene äufsere Musik der Rede jederzeit geliebt habe. Nur eine falsche Ansicht der Kunst, welche sie zu einer kindlichen Copie der Wirklichkeit herabwürdigt, kann dem Schauspielen diese der Dichtkunst eigne Form entziehen wollen, und es wäre überflüssig, gegen dergleichen Meynungen eine Rechtfertigung des Reims und des Metrums im Schauspielen zu versuchen. Wichtiger aber für die Beurtheilung der metrischen und gereimten Stellen in einem gegebenen Schauspielen, ist die Untersuchung, in wiefern diese Formen durch den Inhalt des Gedichtes bestimmbar sind. Die Beschränktheit des Raums gestattet uns hier nur einige Sätze, welche sich auf eine solche Untersuchung gründen, auszuheben, und dem Leser zu überlassen, dafs er die Beweise aus der bey ihm vorausgesetzten Ansicht der Kunst supplire. Die Oper wird zwar durch die Musik aus der Sphäre des eigentlichen Schauspielen gehoben, dessen, ungeachtet aber behält sie die allgemeine Natur des Schauspielen und die noch allgemeinere des dramatischen Gedichtes, wiewohl unter den ihr eignen Bestimmungen bey. Wir können also von ihr Erklärungen über das Schauspiel und wechselseitig vom Schauspielen Erklärungen über die Oper erhalten, so wie in der Natur die höhern Stufen der Organisation die niedern und wechselseitig diese jene erläutern. Was also im Schauspielen musikalisch ist, wird sich in der Oper, wo nicht nur das der Musik Analoge, sondern die Musik selbst

wirkt, schärfer und bestimmter zeigen, und der Theorie wie unter dem Mikroskope erscheinen. Die Oper zeigt uns nun ganz bestimmt drey Gattungen der Verbindung von Musik und Dichtkunst. Die höchste ist der melodische Gesang, in welcher sich lyrische Dichtkunst mit lyrischer Musik verbindet. Rein lyrisch wird indeffen keins von beiden seyn, weil das dramatische des Ganzen sich auch über diese Melodie verbreitet. Daher ist zwischen der Melodie einer Opernarie und der eines Liedes immer ein Unterschied. Die zweyte Gattung ist der dramatische Gesang, welcher nichts lyrisches enthält: und daher mehr rhythmischen und harmonischen als metrischen Ausdruck hat. (Metrum ist nämlich das Ganze einer Reihe von Rhythmen, oder Rhythmus in der zweyten Potenz, Melodie ist Metrum harmonischer Töne.) Sein Maximum und eben deswegen das Minimum des lyrischen Gesangs ist das Recitativ mit Begleitung. Die dritte Gattung ist das gemeine einfache Recitativ. Bestimmen wir nun diese drey Gattungen nicht durch Musik zum Gesange, sondern durch jenes Analoge der Musik zur theatralischen Rede: so erhalten wir dieselben drey Gattungen in der von der Oper verschiedenen Sphäre des Schauspielen. Für das Lyrische bekommen wir das Analogon der Melodie, Metrum mit Harmonie oder Consonanz articulirter Laute, also nach obiger Erklärung gereimte metrische Verse; für das Dramatische bekommen wir rhythmische Behandlung ohne Reim, denn die Harmonie articulirter Laute ist nicht wie bey den Tönen Bedingung der Möglichkeit ihrer Auffassung in ein Ganzes, und kann daher unbeschadet des rhythmischen Ganzen, welches durch die Harmonie des Inhaltes zusammengehalten wird, wegfallen. Hierzu dient der Jamben, welchen die Griechen ebenfalls für diese Gattung brauchten. Statt des einfachen Recitativs endlich, dient im Schauspielen der prosaische Dialog, welchen der Vf. dem äufsern Anschein nach nicht braucht, aber, was dasselbe ist, durch regellose und nur scheinbare Jamben ersetzt. Z. B. S. 107 rufen Soldaten:

Das Mädchen! Mitten im Lager!
Nicht möglich! Nimmermehr! wie kam sie in das
Lager?
Durch die Luft! der Teufel hilft ihr!
Fliehet! fliehet! wir sind alle des Todes!

Hier ist blofs Prosa in abgesetzten Zeilen, und die zweyte hat wohl ganz gegen des Vfs. Willen die Form eines Alexandriners angenommen, welche sie entstellt.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantische Tragödie von Schiller. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mancher Tadel gegen Sch's. Jamben würde verschwinden, wenn man solche Stellen, die keinen Anspruch auf Metrum und Rhythmus machen, nicht nach diesen Gesetzen beurtheilte. Wo der Inhalt des Gedichts die jambische Behandlung fordert, da sind Sch's. Jamben in diesem Schauspiele fließender und reiner als in seinen frühern, besonders sind die rhythmischen Einschnitte in den meisten Versen ungemein schön beobachtet, welches den Schauspieler selbst unwillkürlich drängt, seine Declamation über die prosaische zu erheben. Aber zwey Fehler, welche sich auf falsche Reflexionen gründen, ziehen den Schauspieler auf zwey entgegengesetzte Abwege; er meynt nämlich entweder mit einer ältern kritischen Schule, das Summum der Declamation sey, den Rhythmus und das Metrum ganz zu verstecken, und hierdurch kommt die rhythmische Kunst gar nicht vor den Anschauenden; oder er meynt, der Declamator müsse die Quantität der Sylben im Fusse bezeichnen, und hierdurch bringt er zwar das Rhythmische zum Vorschein, aber nicht für die Anschauung, sondern für die Reflexion, er gleicht dem Musiker der den Tact markirt und das Hülfsmittel als Zweck betrachtet. Der Rhythmus hat mit dem Fusse nichts gemein, im Gegentheil fällt sein Ende oft am schönsten in die Mitte eines Fusses. Rhythmisch soll also der Schauspieler sprechen, aber um dieses zu können, muß der Dichter rhythmisch gedichtet haben. Vorzüglich in dieser Rücksicht ist die Scene zwischen Montgomery und Johanna. Sie ist nicht in den gewöhnlichen fünffüßigen Jamben, sondern in jambischen Trimetern geschrieben, über deren Vorzug vor jenen hier nicht der Ort ist zu sprechen. Die rhythmischen Reihen der Sylben und der Worte, sind fast durchgehends unter sich, und mit ihrem Inhalte in der vollkommensten Uebereinstimmung, und in der ganzen Scene wird man nie den fehlerhaften Einschnitt des Alexandriners in der Mitte der zweyten Dipodie finden. Die mehresten Verse haben die Cäsur sowohl den Worten als dem Sinne nach, nach der fünften Sylbe, z. B.:

Kein Busch,

Der mich verbürge | keiner Höle sicherer Raum! -
A. L. Z. 1802. Erster Band.

O wär ich nimmer | über Meer hieher geschifft,
Ich Unglückselger | eitler Wahn behörte mich,

Ein Vers hat nach jeder Dipodie die Cäsur:

Der Schlachten Gott | verhängnißvoll | entgegen schickt.

welches von vortrefflicher und kräftiger Wirkung ist; auch kann diese Abtheilung, da jede Dipodie, die zweyte ausgenommen, mehrere Worte enthält, von dem eigeninnigsten und buchstäblichsten Theoretiker nicht getadelt werden. Dafs mit dem Ende jedes Verses auch in dem Sinne der Worte ein Einschnitt fallen solle, ist eine Forderung, welche bey reinlosen Versen nie gemacht, und von keinem, selbst der alten, Dichter beobachtet worden ist. Aus der Theorie des Rhythmus und des Metrum würde sich erweisen lassen, dafs, sobald man jede Zeile als ein aus mehrern Rhythmen bestehendes Ganzes (Rhythmus der Rhythmen) ansieht, diese Forderung wegen dieser Ansicht nöthig wird, weil sonst ein Streit zwischen Form und Inhalt entstehen würde. Sobald aber die Nothwendigkeit dieser Ansicht nicht erwiesen werden kann, so ist zwar die Beendigung des Sinnes mit der letzten Sylbe des Verses nicht nöthig, allein da der Rhythmus selbst durch das Uebergreifen des Inhaltes in den andern Vers auch mit hinüber gezogen wird: so entstehen für solche eingreifende Verse andere Eintheilungen der rhythmischen Reihen, und ohne diese Veränderung würde der ganze rhythmische Bau zerfallen. In folgenden Versen z. B.:

Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.

kann das Ende des erstern keine rhythmische Reihe beendigen, weil der Sinn in den folgenden übergeht. Die erste Zeile hat daher sehr zweckmäfsig die an sich unrichtige Abtheilung:

Bist du gefallen | die verderbliche | woraus

denn die letzte Abtheilung enthält nun keine Reihe, sondern blofs einen Fuß, deswegen macht nun selbst die Form der Rhythmus das Uebergehen in den zweyten Vers nöthig, welches der Inhalt verlangt. Die rhythmischen Reihen sind also diese:

Bist du gefallen | die verderbliche
Woraus nicht Rettung
Noch Erlösung mehr | zu hoffen ist

und so bleibt der Rhythmus, wiewohl das Metrum, wenn es dieser Versart nöthig wäre, zerstört seyn würde.

de. Bey weitem die meisten Verse behalten jedoch ihre natürlichen Abtheilungen, und schliessen auch in Ansehung des Inhalts mit dem Ende einer Reihe. Z. B.

O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich!
Daheim gelassen hab ich eine holde Braut,
Schön wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.

Ungern sieht man aber unter solchen Vorzügen einige Vernachlässigungen des richtigen Versbaues, welche um so mehr auffallen, da an den Stellen, wo sie stehen, die Sprache sich sehr willig in die richtigere Form fügt. So wär z. B. der siebenfüßige Vers

S. III.:

Du bist des Todes! Eine britische Mutter zeugte dich.

durch die Veränderung der britischen Mutter in eine Britin sehr leicht in einen richtigen Trimeter verwandelt gewesen. Ein zweyter siebenfüßiger steht S. II4.:

O so erbarme meiner jammervollen Aeltern dich!

dagegen fehlt folgenden Versen:

- S. 110. Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
S. 112. Doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen
S. 114. Erfahren und die Thränen kennen lernen
S. 118. Dich trug dein Fuß zum Tode — fahre hin
Den blühenden (blühnden) Leib des Gegners zu verletzen.

eine oder auch zwey Sylben. Den Anapästischen Anfang mancher Verse hat der Vf. nach dem Beyspiel der Griechen und als richtige Abänderung des im ersten Fusse der Dipodie gestatteten Spondees sich erlaubt. Z. B.

Wie die Brunst des Feuers raset, und ringsum kein Busch.

Zuweilen braucht er ihn auch mit sehr guter Wirkung in mehreren Versen...ch einander. Z. B. S. 25.:

Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde
Der die Leibeigenen in die Freyheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beysteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung.

Unter diesen Anapästen macht nun freylich der Jamb — oder vielmehr der Pyrrhichius — in dem zweyten der angeführten Verse einen Uebelstand, besonders da der überall kurz gebrauchte Artikel hier auf den langen Theil des Fußes, und die lange erste Sylbe des Wortes *Leibeigenen* auf den kurzen Theil im zweyten Fusse der Dipodie fällt. Man wird diesen Vers nie ohne Zwang lesen können. Zuweilen sind auch die Anapästen selbst nicht rein. Z. B. S. II2.:

Dem dem Geistreich, dem strengen unerbittlichen.

und S. II6.:

Muß ich hier ich muß — mich treibt die Götterflamme nicht.

wo statt der Anapästen sich der Kretikus eingeschlichen hat. Dasselbe ist der Fall S. II8.:

Und nimmer irrend in der zu | ternden Hand regiert.
und S. II6.:

Eignes Gelüsten — euch zu bitterm Hohn, mir nicht.

wo der Trochäe zu Anfang den ganzen Rhythmus vernichten.

Den Uebergang von den jambischen Rhythmen zu den Reimen hat der Vf. in diesem Schauspiel einigemal äußerst schön durch Verwandlung der rhythmischen Reihen in ein reimloses Metrum vermittelt, und dadurch das Schauspiel mit einer, dem begleiteten Recitativ ähnlichen, Gattung bereichert. So wird z. B. Johanna's erster Monolog in achtzeiligen, dreyfach gereimten Strophen; mit folgenden Versen eingeleitet:

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume
Die ich gepflanzt, grünet fröhlich fort.
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder.

und so schließt sich das Ganze vollkommen musikalisch an einander. Denn der folgende Theil des Monologs, welcher nicht in bloß metrischen, sondern auch strophischen Versen (Strophe nämlich ist ein Rhythmus des Metrum, also Rhythmus in der dritten Potenz, so wie Metrum Rhythmus in der zweyten Potenz war) geschrieben ist, konnte nicht, wie die einfachen metrischen Verse, durch bloße rhythmische Reihen vorbereitet werden, sondern er erforderte eine metrische Einleitung, so wie die obligaten Instrumente zu einer Arie sich in durchdachten Compositionen schon in dem vorübergehenden Recitativ ankündigen. — Von dem Reime haben wir freylich noch keine bestimmte Theorie, indessen läßt sich doch aus seinem bloßen Dafeyn wenigstens so viel folgern, daß dieses nicht ein bloß ruhendes Dafeyn, — wie das *Ding an sich* der Metaphysiker, sondern ein wirkendes erkennbares Dafeyn seyn müsse, daß er also nicht für das Auge an das Ende einer Zeile, sondern für das Ohr an das Ende einer metrischen Reihe gehöre. Hieraus ergibt sich nun schon so viel, daß in Ansehung des Inhalts bey jedem Reim ein Einschnitt seyn müsse, und daß die ehemalige Theorie, welche den Reim in der Declamation zu verstecken lehrte, den Gesetzen des Metrum selbst zuwider war. Ferner bringet der Reim allezeit die letzten Sylben zweyer oder mehrerer Wörter mit-

mithin auch diese Worte selbst in Beziehung auf einander. Wäre diese Beziehung bloß eine formale Beziehung des Lautes: so würde die Wiederholung desselben Wortes der vollendetste Reim seyn; es geht aber jeder zu, daß das reimende Wort ein anderes seyn müsse, als das gereimte, oder, daß, wenn selbst die Buchstaben dieselben bleiben, doch der Sinn des Wortes ein anderer seyn müsse. So kann man z. B. nicht „träumen“ und „träumen“ als zwey Infinitive zu Reimen brauchen, wohl aber als Infinitiv und Plural des Substantives. Auf dieses Zugeständniß — dessen Grund anzugeben nicht unmöglich, aber hier zu weitläufig seyn würde — gründen wir den Satz, daß die den Reim constituirenden Worte, nicht nur durch die äußere Harmonie des Reimes, sondern auch durch die innere Harmonie ihres Sinnes mit einander in Verbindung stehen müssen. Der Reim führt also immer einen leisen Parallelismus durch das Gedicht, und bringt, wie jede Harmonie in der Duplicität, die Anschauung der Identität hervor. Hieraus folgt ferner, daß die reimenden Worte den Sinn des ganzen in der metrischen Reihe enthaltenen Inhaltes bestimmen, daß also die Beziehungs-Worte zu den Reimen gebraucht werden müssen. Diese Beziehungen sind nun entweder eigentliche Begriffs-Beziehungen, und haben dann ihren Grund in der ursprünglichen Bildung der Sprache, welche verwandte Begriffe mit sich ähnlichen Zeichen bezeichnete; z. B. Klang, Sang; *Foe*, *woe*, oder sie werden durch Ideen vermittelt, so daß an sich fremdartige Begriffe durch die Behandlung des Dichters in Beziehung gebracht werden, und der äußern Musik des Reimes diese innere Harmonie begleitet; z. B. *death* und *breath* stehen in keiner unmittelbaren Begriffsbeziehung, aber sie erbalten ihre Beziehung durch die Gleichheit der Empfindung zu deren Ausdruck sie der Dichter braucht:

Come away, come away death

Fly away, fly away breath.

Es braucht keiner Erinnerung, daß nur die letztere Beziehung der gereimten Worte poetisch ist, und daß der Dichter selbst, wo ihm die Sprache jene Art Reime darbietet, genöthigt sey, eine Beziehung der zweyten Art hervorzubringen. Wird diese Beziehung der gereimten Worte vernachlässigt, und erscheint das Verhältniß derselben nicht der Anschauung: so ist der Reim selbst ein leerer Schall, und als inhaltlose Form ein Fehler und kein Vorzug. Nur gegen solche Reime können die oft gehörten Declamationen gegen den Reim überhaupt gelten. Tritt aber statt der Bezeichnung der gereimten Worte ein Unterschied ihres Sinnes hervor, welches da statt hat, wo der gleiche Laut entweder gar keine oder eine Begriffs-Beziehung andeutet: so entsteht durch den gleichen Laut unvereinbarer Dinge eine Anschauung der Duplicität in der Identität, also etwas Komisches, oder im Allgemeinen Parodie der Kunst. Daher sind Reime auf *nomina propria* fast

nur im Komischen zuzulassen, z. B. in Wallensteins Lager:

... Was der Blitz

Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.

und überhaupt möchten die gereimten Verse dem vollendeten Lustspiele eigenthümlich seyn. Sie gewinnen am Komischen, wenn die Reime unmittelbar auf einander folgen, und die Verse unmetrisch und bloß rhythmisch sind.

Die weitere Ausführung dieser Theorie interessiert uns hier nicht; wir haben aber die Reime in der Jungfrau v. O. mit den Forderungen an gereimte Verse zu vergleichen. Daß diese Forderungen nicht leicht zu befriedigen sind, fällt in die Augen, indessen finden sich doch einige Verse, welche ihnen in hohem Grade Genüge leisten. Zu diesen gehört folgende Strophe S. 184.:

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frey von Sünden
Stehn in deinem ewgen Haas,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele.

Weniger gut und richtig sind folgende Reime:

Kümmert mich das Loos der Schlachten
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des steilen Betges Höh.

Außer der Gleichgültigkeit dieser Reime, wird die letzte Sylbe des Worts „Könige“ durch den Reim ganz sprachwidrig verlängert, welches zwar ein gemeiner aber nicht zu entschuldigender Fehler ist. Verwerflich ist auch nach den angegebenen Grundsätzen der Reim, S. 28.:

Denn der zu Mosen auf des Horeb Höhen
Im feurigen Busch sich flammend wiederlieft,
Und ihm befahl vor Phärao zu stehen;
Der einst den frommen Knaben Isai's u. s. w.

Daß hier der Reim mit dem eigenen Namen nicht komisch wird, liegt theils an der Trennung der Reime durch die Zwischenzeile, theils in dem symbolischen des Namens Isai, bey welchem man mehr einen frommen Mann im Allgemeinen als ein bestimmtes Individuum zu denken gewohnt ist. Gleichgültig bleibt aber dieser Reim auf jeden Fall. Dasselbe gilt von den Abgange der Königin Isabeau. S. 127.:

Wohl taugt ihr mit dem Schwerte drein zu schlagen,
Der Franke nur weiß zierliches zu sagen.

welcher durch den Reim pretios wird, ohne nur in geringsten lyrisch zu seyn. Doch genug von dergleichen kleinen Fehlern, von welchen viele nur in Vergleichung mit den Schönheiten, neben welchen sie stehen, auffallen. Auch wird der Reim immer noch

noch zu sehr als eine bloß zufällige Zierde der Verse betrachtet, als daß man die Versuche ihn noch vor den Beweisen der Kritik zu etwas höherem zu erheben, nicht achten sollte, wenn sie auch nicht überall in gleichem Grade gelungen wären. Daß Griechen und Römer uns hierin keine Muster hinterlassen haben, erklärt sich leicht aus den Eigenheiten ihrer Sprache. Die langen und betonten Biegungssylben ihrer Nam- und Zeitwörter, würden den Reim auf sich und von den Stammsylben abziehen, wodurch nur das Zufällige der Nebenbestimmung nicht aber der Begriff des Hauptwortes in Beziehung gebracht würde. Die nördlichen Sprachen haben kurze und unbetonte Biegungssylben; und biegen oft mehr durch Veränderung der Vocale als durch Verlängerung der Worte; daher bleiben sie also zu den Reimen geschickter. In der italienischen Sprache zeigen die poetischen Verkürzungen die Unbrauchbarkeit der langen Biegungen, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß die Vorliebe der italienischen Dichter für Reime und ihre Zusammensetzungen auch zuweilen sehr unbedeutende Reime mit unterlaufen läßt.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Niederrheinisches Taschenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten*. Herausgegeben von Fr. Mohn. Mit 7 Kupfern. 1802. 230 S. in 12. (1 Rthl. 20 gr.)

Dieses Taschenbuch, welches nun zum vierten mal erscheint, ist seit seinem Anfang vom Publikum mit verdientem Beyfall aufgenommen worden, hauptsächlich wohl der niedlichen kleinen Kupferstücke wegen, welche dasselbe zieren. Diese Kupferstücke sind denn auch in dem gegenwärtigen, so wie in den vorhergehenden, nach vorzüglichsten Gemälden der Düsseldorf'scher Gallerie sauber gearbeitet, und geben, insofern der kleine Raum es gestattet, einen zureichenden Begriff von den Originalbildern. Zum Titelblatt wählte der Herausgeber die Abbildung eines allegorischen Gemäldes von A. Van der Werff mit den Bildnissen des Kurfürsten Joh. Wilhelm und seiner Gemahlin allem Anscheine nach eines der vorzüglichsten Werke dieses Meisters. Nach eben demselben ist auch das zweyte Blättchen die Anbethung der Hirten darstellend. Auf dem dritten findet sich eine heilige Familie nach Raphael, das Vierte enthält die Abnehmung von Kreutz nach Rembrand, beynahe eben die Composition, welche der Meister auf einem großen und sehr gesuchten Blatt radirt hat, von der schönsten Wirkung und verständlich angeordnet. Auf dem fünften Kupferchen sieht man die Himmelfahrt Mariä nach Cignani; und wiewohl hier die gewöhnlichen auch von andern Malern oft gebrauchten Motive wieder vorkommen: so ist doch das Ganze übereinstimmend gedacht, mit Kunst und

Verstand geordnet. Die Arbeit des Kupferstechers geräth vorzüglich sauber. Ebenfalls nach einem Gemälde von Cignani, welches derselbe in seinem 84ten Jahre gemalt haben soll, stellt das folgende Blättchen, in punktirter Manier, den kleinen Jupiter dar, von der Ziege getränkt, bey ihm ein paar Nymphen und zwey Satyren, die Musik machen: anmuthige Figuren in einer sehr zierlichen Gruppe, worin sich ein noch munterer und völlig ungeschwächter Geist zeigt. Auf dem letzten Kupfertäfelchen ist das berühmte Gemälde von Rubens: die Amazonenschlacht, abgebildet und die Kleinheit und Menge der Figuren in Aufschlag gebracht, immer noch gut und geistreich genug gerathen.

Die in diesem Taschenbuche befindlichen kleinen Gedichte und prosaischen Aufsätze müssen wir übergehen. Für Liebhaber der Musik ist durch eine Hymne und ein kleines Liedchen geforgt, beide von Pfeifer componirt.

WIEN, b. Wallishauser: *Antipater und Cassander, oder die Regenten von Macedonien und Griechenland*, von R. v. H. u. A. 1801. 128 8. 8. Mit 1 Kupfer. (10 gr.)

Eine unglücklichere Wahl des Gegenstandes selbst läßt sich kaum denken! Sey es zwar noch, daß *Antipater* — so manche Zweydeutigkeit auch in seinem Charakter sich findet, — weil er doch in Alexanders Abwesenheit die schwere Rolle seines Stellvertreters klüglich spielte, nun als das Muster eines gleich getreuen, gleich weisen Ministers aufgeführt, mancher seiner Fehler verschwiegen, und manche seiner guten Eigenschaften mit Verschönerung dargestellt werden könne! Aber Cassandern, den schändlichsten aller Macedonischen Kriegsobersten, den mörderischen Verräther von Alexanders ganzen Geschlechte, diesen durchgängig so meinedig, grausam und ungerecht handelnden Usurpator als einen menschenfreundlichen Helden, einen milden Sieger, einen musterhaften Sohn, einen zärtlichen Gemahl, einen getreuen Bundsgenossen und vortrefflichen Regenten geschildert zu sehn — wahrlich, das ist eine so übermäßige, unnöthige, zweckverfehlende Beleidigung einer historischen, allbekannten Wahrheit, daß wir uns schon höchlich wundern würden, wenn nur ein mittelmäßiger, geschweige ein guter romantischer Dichter eine so grobe Verfälschung der Geschichte sich zu Schulden kommen ließe. Doch hier hat sie freylich nur — wenig zu bedeuten! Denn bey diesem Werklein ist an innern Werth alles sich gleich: Wahl des Sujets, Bearbeitung, Stil, Papier und Kupfer. Ja, damit nichts, durchaus nichts den einmal erwählten Charakter verletze, ist fogar das Motto auf dem Titelblatt: *Fortes Sagaces et Gloriosae Capidi* mit einem Druckfehler gestempelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Januar 1802.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Weygand: *Malebranche's Geist im Verhältniß zu dem philosophischen Geist der Gegenwart.* Oder pragmatischer Auszug der originellsten und interessantesten Ideen dieses Philosophen. Mit sorgfältigster Erwägung aus seinen philosophischen Schriften gewählt. 1800. VIII u. 630 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Es ist gewiß eben so belehrend als interessant, die Ideen der vorigen Zeiten über Philosophie und philosophische Gegenstände mit denen zu vergleichen, welche durch das fortgesetzte und erneuerte Nachdenken mehrerer auf einander gefolgten Forscher das Eigenthum unserer Zeit geworden sind, und auf diese Art die Fortschritte, die der menschliche Geist in dem Reiche der Wahrheit gemacht, und den Gewinn, welchen die Menschheit daraus gezogen hat, in ein helleres Licht zu setzen. Diesen guten Gedanken hatte der unbekante Vf. der vor uns liegenden Schrift. Er wählte, um einen Maassstab für diese Vergleichung zu haben, die Schrift des berühmten Malebranche von Untersuchung der Wahrheit, theils, weil dieser Denker dem Gesichtskreise des gegenwärtigen philosophischen Publicums nicht so entfernt liegt, daß dadurch die Theilnahme und das Interesse an den Untersuchungen könnte geschwächt werden; theils weil seine Gedanken auf eine populäre Weise vorgetragen sind, welche aufser den Philosophen von Profession auch das grössere denkende Publikum zur nähern Kenntniß einladet; endlich auch darum, weil die Untersuchungen dieses Denkers nicht ohne allen bleibenden Werth waren, da er oft und vielseitig, obgleich mehr durch dunkles Gefühl, als durch entwickelte, unumstößliche Gründe auf die Gränzen und das Unvermögen der menschlichen Vernunft deutet, wenn auch mehrere seiner eigenthümlichen Gedanken durch bessere Einsichten verdrängt worden sind. Wir müssen nun sehen, wie der Vf. seine Idee ausgeführt hat.

Schon der Titel sagt, daß wir hier keine vollständige Uebersetzung von M's Werke zu suchen haben. Der Vf. wollte uns nur einen pragmatischen Auszug aus demselben geben, oder mit andern Worten, die originellsten und interessantesten Ideen herausheben, welche zu seinem Zwecke dienen konnten. Er mußte bey dieser Auswahl auf zweyerley Rücksicht nehmen, theils M. Gedanken-system, theils die Summe und den Grad der wissenschaftlichen Cultur seiner Zeiten darzustellen. Hierin hat aber der A. L. Z. 1802. Erster Band.

Vf. uns nicht hinlängliche Genüge geleistet, und wir fürchten beynahe, daß er mit sich nicht zu Rathe gegangen ist, wie dieser doppelte Zweck am besten erreicht werden könne. Denn gerade dasjenige, was M. eigen ist, und seinen Geist charakterisirt, ist entweder ganz ausgelassen, oder an die Stelle desselben werden sogleich die richtigern Ansichten und Begriffe unserer Zeit gesetzt. So läßt der Vf. S. 11 M. von dem Willen behaupten: er ist selbstthätig, ein freyes Vermögen, und giebt sich seine Richtung selbst, indem er sich für verschiedene Zwecke bestimmt; da dieser doch nur dem Willen eine eingeschränkte Selbstthätigkeit läßt, um die Richtungen, die er von der Gottheit erhalten, zu modificiren. Ebendasselbst finden wir folgende Erklärung der Freyheit: sie ist die Kraft der Seele, dieses Vermögen (den Willen) auf die Dinge zu richten, die der Gegenstand ihres Bestrebens (Begehrens) sind, und so die natürlichen Neigungen zur Erreichung eines gewissen vorgesetzten Guten zu bestimmen. M. sagt aber S. 5 (der latein. Uebersetz. Genev. 1691.) *voce vero libertatis nihil aliud intelligo, praeter vim illam, qua mens impressionem istam versus objecta nobis arridentia diducere potest, atque hoc pacto efficere, ut inclinationes nostrae naturales versus bonum universale, Deum intelligo, qui solus est bonum generale, quia solus in se cuncta bona possidet, vago quodam et non determinato motu antea tendentes, singulari cuiusdam objecto desinere adhaereant.* S. 19. Um religiös zu seyn, muß man glauben können; M. S. 14 *fidelis coecus esse debet.* S. 22. Die Sinne betrügen uns nicht, der Verstand (M. sagt der Wille) führt uns irre. Nicht selten lesen wir in diesem Auszuge Gedanken, die der Herausgeber eigenmächtig an die Stelle der Malebr. gesetzt hat, weil er sie für richtiger hielt. Z. B. S. 18. Da wir vermöge der Einrichtung unserer Natur (außeres Erkenntnißvermögens) nur Gegenstände der Sinnenwelt erkennen können, um in dem Kreis (System) von Dingen, in deren Mitte wir uns versetzt sehen, thätig zu seyn: so darf es uns gar nicht befremden, daß wir keiner Evidenz (Einsicht, Erkenntniß) in Absicht übereinstimmlicher Dinge fähig sind. — In dem Originale heist es dagegen S. 14 *mirum res non nisi per ideas nobis impressas percipere possumus. De is autem eas tantum in nobis ideas creavit, quae necessariae fuerunt, ut secundum ordinem naturalem a se praestitutum ageremus.* Wie wenig jene Gränzbestimmung den Grundätzen des französischen Philosophen angemessen sey, erhellet noch mehr, wenn man dasjenige damit vergleicht, was er in dem 4ten Kap.

Kap. über den *intellectus purus* sagt, durch welches er auch die Erkenntniß der reinen Geister für möglich hielt, wie der Vf. S. 281 richtig bemerkt. Dafs übrigens dieses Kapitel, worin M. die Wege zur Erkenntniß zu gelangen und die Quellen der Irrthümer angiebt, ganz übergangen ist, scheint uns doch nicht zu billigen. Solche Bemerkungen lassen sich über das ganze Buch machen. Ueberall finden wir bald ähnliche kürzere, oft ziemlich lange Zusätze, welche zuweilen gar nicht von dem Originalen unterschieden sind, so dafs der Leser, wenn er das letzte nicht vor sich hat, oder durch die Neuheit der Ideen erinnert wird, in Verwirrung gerathen muß, bald das Eigenthümliche der Malebranchischen Behauptungen verwischt. So wird die Hauptidee dieses Mannes, dafs wir alles in Gott sehen, dafs dieses Wesen beides Vorstellungen und Willenshandlungen hervorbringt, auf welche er so oft zurückkommt, sorgfältig aus dem ganzen Buche verwiesen, bis sie S. 278 in einem eignen Zusatz beurtheilt wird. Das ganze vierte Buch ist des Herausgebers eigne Arbeit, er fand des Vf. Ideen allzu gemein, und wollte daher an ihrer Stelle lieber seine eignen entwickeln. Dieses Verfahren können wir auf keine Weise für zweckmäfsig halten. M's. Ideen hätten müssen rein und unvermischt dargestellt werden, wären sie auch nichts als Irrthümer, von deren Herrschaft der menschliche Geist sich längst losgemacht hätte; nicht allein die Stellen, in welchen bald eine hellere Ansicht, bald eine glücklichere Ahndung des Wahren hervorleuchtet, sondern auch diejenigen, in welchen er eine unrichtige Denkart verräth, mußten in einem Werke ihre Stelle finden, welches uns M's Geist darzustellen verspricht. Wenn auch seine Theorie des Denkens und Erkennens, wie sich der Vf. S. 283 ausdrückt, nicht einmal als antikes Kunstgebäude, in dem man noch gar nicht wohnen will, ein gewisses Interesse für sich einflößen könnte, was wir doch nicht behaupten möchten, so hätte er sie doch dem Leser nicht vorenthalten müssen, weil wir aus ihr vorzüglich den Geist dieses Denkers erkennen. Mag es doch seyn, dafs sie bald sich über die gemeine Empirie nicht erhebt, bald sich in einen bodenlosen Supernaturalismus verliert — seine Art zu denken ist doch nicht gemein; es ist lehrreich, seinem Ideengange nachzuspüren, auf welchem er nicht selten Vorstellungsarten berührt und verwirft, die von so vielen als der Stolz unserer Zeit betrachtet werden; es ist interessant, den Weg zu verfolgen, der ihn zu seinem Irrthum verleitete. Aber freylich hätte seine Ansicht und Vorstellungsart ausführlicher und zusammenhängender dargestellt werden müssen, als es hier von dem Vf. geschehen ist. Wir wundern uns, dafs der heilenden Vf. anstatt dieser unzweckmäfsigen, den Leser verwirrenden, und die Vergleichung der Aufklärung in beiden Jahrhunderten erschwerenden Verfahrensart, nicht lieber entweder eine vollständige Uebersetzung oder doch einen vollständigen, aber mit fremden Ideen unvermischten Auszug geliefert, und dann mit den zahl-

reichen Noten alles dasjenige vereinigt hat, was jetzt so häufig in den Text gebracht worden. Dieses würde dann seinem Zweck vollkommen entsprochen haben.

Ogleich durch jene Verfahrensart und willkürliche Veränderung des Textes mancher Stoff zur Vergleichung mit dem Grad der wissenschaftlichen Cultur und Aufklärung unsers Zeitalters abgeschnitten worden: so hat doch der Vf. in zahlreichen oft ziemlich langen Anmerkungen eine Menge dahin gehöriger Punkte berührt. Vorzüglich sind die Aufschlüsse und Entdeckungen, welche wir Kanten verdanken, sorgfältig angegeben und nach ihrem Werth und Einflufs auf die Denkart gewürdigt. Zugleich verbreitet sich der Vf. über viele andere Gegenstände, welche mit jenen in näherer und entfernterer Beziehung stehen, z. B. den transcendentalen Idealismus, die Metakritik u. s. w. Nicht selten hat er auf Veranlassung eines Malebranchischen Gedankens ganze Excurse über interessante Gegenstände eingeschaltet, z. B. S. 291. über den Grundatz der Physik, Behandlung derselben, über das Verhältniß der Erkenntniß zum Glauben, Religion u. s. w. S. 330. über Wahrheitsliebe, Achtung für Recht und Sittlichkeit. S. 351. über die Geschichte der praktischen Wahrheiten. Ueberall zeigt er philosophischen Geist, einen hellen Blick und vorurtheilsfreye Denkart, vertraute Bekanntschaft mit der neuern und ältern Literatur; er umfaßt eine Menge Kenntnisse von sehr verschiedener Art, betrachtet sie aber alle in Beziehung auf den letzten Zweck der Menschheit. Mit gründlichen Einsichten verbindet er eine gute Darstellungsgabe; nicht in dem trocknen Schultone behandelt er seine Materien, sondern seine Gedanken tragen das Gepräge einer gewissen Leichtigkeit und Freyheit an sich, welche wohlthätig auf den Geist wirkt. Dafs dieses Werk daher nicht ohne Interesse sey, wenn auch der ursprüngliche Zweck desselben verfehlt ist, dürfen wir nicht erst versichern. Gerne möchten wir einige Proben ausheben, um unser Urtheil zu bestätigen, wenn es nicht bey einem Werke dieser Art schwer wäre, eine Auswahl zu treffen. Wie viel Interessantes findet man nicht über die Behandlung der Geschichte der praktischen Wahrheiten gesagt! Er trennt die Geschichte der sittlichen, rechtlichen und religiösen Wahrheiten in objectiver Rücksicht von der in subjectiver, welche eine Geschichte der Moralität, des rechtlichen Geistes und der Religiosität seyn würde, untersucht die Bedingungen und Erfordernisse derselben, und beweist, dafs es keine Geschichte der Moralität, weil diese es mit etwas blofs Innerm, den Maximen zu thun hat, aber wohl eine Geschichte des moralischen Geistes geben könne. Das ganze vierte Buch ist völlig nach Kants Idee einer Anthropologie ausgearbeitet, und enthält viele interessante nicht gemeine Beobachtungen und Ansichten der menschlichen Natur, zum Theil auch aus andern Schriftstellern entlehnt, und mit eignen Betrachtungen begleitet. Wir rechnen unter andern dahin, was er über eine besondere Neigung zweyer

Personen beiderley Geschlechts, die weder Liebe noch Freundschaft ist, sagt, und mit Rousseaus und Woldemars Beyspiel weitläufig erklärt; Mackenſen's Erklärung der Neigung zur Grausamkeit, die der Vf. modificiret und berichtiget; über-die Geschlechterneigung und Gefelligkeit; über Sprache, über die Art und Weise, wie sich das Talent und Genie äußert und entwickelt, über das Phänomen, daß große Geister selten Zufriedenheit und Glückseligkeit genießen, über die Neigung zur Freyheit, als Folge der moralischen Anlage. Ueber dieses und mehrere andere findet man hier viele interessante Bemerkungen, die aber in einem Auszuge nicht wohl dargestellt werden können. Wir führen nur noch einige zerstreute Urtheile des Vfs. über den Pichtischen Idealismus, um seine Denkart zu charakterisiren, an. S. 271. „Fichte hat seine Speculationen für vollendeten Criticismus ausgeben wollen. Allein sie haben mit Kants System gar nichts gemein. Kant, kann man sagen, geht als ein vorfichtiger, besonnener Mann, er sondirt, ehe er einen Schritt weit wagt, den Boden genau, ob er auch trägt. Fichte gleicht einem Abentheurer, der es ohne Untersuchung an der ersten besten Stelle einer sumpfigen Gegend darauf wagt, darin zu versinken, um den Ruhm einer beyspiellosen Kühnheit einzuerndten. S. 226: Das ist eben Kants großes Verdienst, daß er als so tiefer Metaphysiker doch nicht die Grenzen der Speculation verkennt, über die hinaus sie nur ins; Chimärische geräth. Kant schafft nicht aus seinen Vorstellungen die ganze Welt; er erkennt die ewige Selbstständigkeit der Dinge außer sich bescheidenlich an, und gesteht gerade zu, daß er, was sie an sich seyen, gar nicht wisse. Ohne sich mit einer anmaßlichen Schöpferkraft zu brüsten, und unsere Erkenntniß in bloßer Selbstthätigkeit bestehen zu lassen, erkennt er auch eine Empfänglichkeit, ein passives Vermögen, die Sinnlichkeit an, die der absolute Idealist der Wahrheit zum Trotz erst weg-schaffen muß, um seinem Idealism Platz zu machen.“

Bey allem Lehrreichen und Treffenden, was der Vf. über so mannichfaltige Gegenstände in den Noten und Zusätzen gesagt hat, mußte er doch selbst fühlen, daß alles das nicht hinreichte, um ein vollständiges Bild von der wissenschaftlichen Cultur und Aufklärung unserer Zeiten zu entwerfen. Daher beschloß er sein Werk mit einer Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur der Gegenwart aus Ha. Jenischs Werke: Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, hier und da mit einigen berichtigenden Anmerkungen versehen.

STATISTIK.

GOtha, b. Perthes: *Das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden zu Lüneville.* — Eine geographisch-statistische Parallele nebst einigen Urkunden und einer Karte von Karl Ernst Adolf von Hoff, Herzogl. Sachsl. Gotha'schen Legations-Secretaire. I. Theil. 1801. XII. u. 257 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. hielt schon lange das Voreilen des ersten Bandes vor den folgenden für ein Gebrechen der deut-

schen Literatur, welches bekanntlich in der Masse weder unter Frankreichs noch Englands Schriftstellern gebräuchlich ist, und eben so fehlerhaft schien ihm die daraus folgende Trennung der *Recensionen* eines einzelnen Werks. Bey dem vorliegenden erneuert sich lebhaft dieses Gefühl. Dieser erste Theil, der schon in vielen andern gelehrten und politischen Blättern ausführlich angezeigt ist, enthält eine Uebersicht aller derjenigen Veränderungen, welche der Friedensschluß von Lüneville mit dem deutlichen Reiche (in Bezug auf seinen Verlust an die Nachbarn) bewirkt hat. Der zweyte Theil wird dagegen, nach der Vorerinnerung des Vfs. die neuen innern Verhältnisse Deutschlands nach erfolgten Ausgleichungen, wie auch die Grundzüge des *unfehlbar* sich ändernden deutschen Staatsrechts enthalten, und erst alsdann erscheinen; *wenn alle Bestimmungen über diese Gegenstände gemacht, und keine Geheimnisse mehr seyn werden.* Nach Rec. Meynung, möchte zwischen dem Anfange und dem Schluß des Werks, nach dieser zweifachen Erforderniß, ein sehr langer Zwischenraum entstehen. Um es unter dem Gesichtspunkte eines praktischen Handbuchs für den dauernden Gebrauch zu beurtheilen, dazu gehört unstreitig eine Uebersicht des Ganzen.

Jedoch sind logische Anordnung, Genauigkeit und Vollständigkeit drey so unverrückte Zielpunkte dieses ersten Theils, daß die literarische Kritik schon zu einem vorläufigen Beyfalle berechtigt ist. Der Inhalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in welchen das deutsche Reich, so wie es vor dem Ausbruche der französischen Revolution — und so wie es nach dem Friedensschlusse zu Lüneville geeigenschaftet war, zergliedert wird. In jener ist Lage, Größe, Bevölkerung, Kreiseintheilung, Uebersicht der Staatskräfte, und sehr gut auch der äußerst wichtige Punkt der Gränzverhältnisse mit Holland und Frankreich, der Schweiz und mit Italien enthalten. Die zweyte Hauptabtheilung hebt mit der historischen, staatsrechtlichen und statistischen Uebersicht, des Friedens von Lüneville an. Rec. hätte lieber gesehen, daß, statt des Anhangs der Urkunde unter dem mit dem Plane überhaupt nicht ganz vereinbarlichen diplomatischen Actenstücken der Text in Noten zu der eben erwähnten Zergliederung vereinzelt worden wäre. Dann folgt in publicistischer Ordnung der Verlust der einzelnen Reichsstände und Glieder vom Kaiser an bis zu der Reichsritterschaft. Dieser Abschnitt hätte mit etwas mehrerer Oekonomie des Raums abgedruckt werden können. Auch vermißt man die Angabe der Quellen, vorzüglich bey Autoritäten, welche im Publicum gelten, und wodurch ältere irrige Angaben verdrängt worden. Einige dieser Quellen z. B. das *Rastatter Congress-Handbuch*, scheinen in Verbindung mit *Laugs Tabellen* nicht genug benutzt worden zu seyn. Die Berichtigung einzelner Zahlangaben behält sich Rec. bis zum zweyten Theile bevor, von welchem man sich das Beste versprechen darf.

LONDON, b. Brown: *Riders British Berlin for the Year 1801.* Compiled by *Cardanus Rider.* 60 S. kl. 8.

2) *Tables of Heraldry with seven Appendices.* 60 S. kl. 8.

3) LONDON, b. Debrett: *The Royal Kalendar, or complete and correct annual Register for England, Scotland, Ireland, and America for the Year 1801. corrected to the 25th of April 1801.* 372 S. kl. 8.

4) LONDON, b. Wilson: *A Companion to the Royal Kalendar for the Year 1801, being a List of all the changes in administration, from the accession of the present King (in October 1760.) to the present Time.* 132 S. kl. 8.

5) LONDON, b. Debrett: *The new East-India Kalendar for 1801, by Robert Hudson, of the office of Examiner of India Correspondence.* 226 S. kl. 8.

Einzeln sind die vorliegenden partiellen brittischen Staatskalender schon in der A. L. Z. angezeigt worden; z. B. Nr. 3. 1800. Nr. 114. und Nr. 5. 1801. Nr. 303. Jetzt werden aber alle fünf, wenn gleich in verschiedenen Druckereyen, doch sämmtlich im Debrett'schen Verlage durch Gleichheit des Formats und Debites vereinigt, und gewinnen durch die Union zwischen Großbritannien und Irland ein erhöhetes Interesse.

In No. 1. ist alles zusammengedrängt, was im praktischen Leben, z. B. über Messen, Märkte, We-

ge, Münzen u. s. w. innerhalb England zu wissen nöthig ist. Nur die Beamten-Listen sind ganz davon ausgeschlossen. — No. 2 liefert die adelichen Wappen aller drey Reiche, sauber gestochen, aber leider ohne Commentar. Der Plan von No. 3 ist in Deutschland bekannt. Die Herausgabe wurde diesmal der Union wegen verspätet; sie geschieht oft zweymal im Jahr, im April und im November. Der Companion No. 4 ist ein historischer Anhang, der aber nicht jedesmal erscheint. Vorliegender ist die 75te Ausgabe. Er ist gleichsam ein redendes Gemälde der jetzigen 41jährigen Regierung, und insbesondere für die Geschichte der Parlements - Wahlen ein trefflicher Commentar. No. 5 erscheint mit dem neuen Jahrhundert und nach Einverleibung von Tippoo Saib's Reichen in einer durchaus verbesserten Gestalt. Robert Hudson, schon seit zwanzig Jahren als Schriftsteller bekannt, schöpfte dazu alles aus den untrüglichen Quellen. In der Beamten-Liste ist S. 61 — 99 und S. 167 — 170 das Verzeichniß aller in Ostindien wohnenden Europäer, die nicht im Dienst der Compagnie stehen, sehr bemerkenswerth. Auch liefern die reichhaltigen *Miscellaneen* viel neues und noch in Deutschland unbekanntes.

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-Fest- und Freytags-Evangelien.* Herausgegeben von D. Joh. Wilh. Rau. 5ter Band, 2tes Stück. 1801. 7 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. No. 301.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Ein Wort über Befoldung der Staatsbeamten*, mit besonderer Hinsicht auf die kaiserl. und Reichskammergerichtskanzley. 1801. 62 S. 8. Diese Abhandlung hat gleichen Zweck mit der im vorigen Jahre schon angezeigten, unter dem Titel: *Ein Wort zu seiner Zeit über den Nothstand der R. K. Ger. Kanzley.* Beide rühren von Mitgliedern dieser Kanzley her. Die gegenwärtige ist aber ausführlicher, und zeigt, nach der allgemeinen Theorie des Staatsrechts, die Nothwendigkeit einer, dem Range, dem Dienst, und den Zeitumständen angemessenen Befoldung der Staats-Diener, ohne welche Mangel an tauglichen Subjecten, Vernachlässigung, Veruntreuung und Befechlichkeit entstehen würden. Selbst die, im Jahre 1732 um Ein Drittheil erhöhet, alte Befoldung der Kanzley-Personen sey den jetzigen theueren Zeiten nicht angemessen; und ein Kammergerichts-Secretarius, welcher, mit Inbegriff der sogenannten Bestionsgelder sich höchstens auf 612 fl. rhein. stehe — weil die im Jahre 1732 bestimmte Zulage seit 1759 wegen der schlechten Tax-Einnahme rückständig sey —

brauche, nach einem mit strengster Oekonomie gemachten Ueberschlag, 839 fl. — 11 Kr. jährlich, müsse also 277 fl. 11 Kr. zusetzen; und so verhalte es sich auch mit den übrigen Kanzley-Personen, wovon die Kopisten, denen es an einer fixen Befoldung fehle, ihren Verdienst höchstens auf 200 fl. — bringen könnten. Nach einer umständlichen Vergleichung des ältern und des neueren Zustandes der Kanzley-Personen und der bisherigen Bemühungen selbigen aufzuheben, wird zu einer Radicalkur ein neuer Befoldungsplan auf 15,066 Rthl. 20 Kr. vorgelegt, welche nicht durch eine Erhöhung der Kanzleytaxe, welche keine hinreichende Ausbeute verspreche, sondern durch einen von gesammten Reich zu übernehmenden Aufschlag aufzubringen sey. (Dieses würde keine große Schwierigkeit finden, wenn H. M. M. A. N. sich bequeme, die Kanzley zur Hälfte mit Evangelischen Mitgliedern zu besetzen.) Um endlich auch die Befoldungsrückstände seit 1759 abzuführen, bringt der Vf. die Bewilligung eines Bärmersmonats in Vorschlag.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. Januar 1802.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Histoire céleste Française*, contenant les Observations faites par plusieurs Astronomes Français, publiée par Jérôme De la Lande, de l'Institut National de France, des Académies de Londres, de Berlin etc. Tome Premier. De l'Imprimerie de la République. An IX. (1801.) 590 S. gr. 4.

Unter den schrecklichsten Erschütterungen der französischen Revolution ward, auf dem Schauplatze der ewigen Ordnung, der Stoff zu dieser *Histoire céleste* gesammelt, und in einem Zeitpunkte, wo die Finanzen kaum hinreichten, die Bedürfnisse der äussersten Nothwendigkeit zu decken, ihr Druck auf Kosten des Staats decretirt, unter Benèzech's Ministerium des Innern im J. 1796 angefangen, und mit nicht geringem Aufwande bis jetzt fortgesetzt. Die Resultate derselben, sagt der Herausgeber, können sich eine längere Dauer versprechen, als die gleichzeitigen politischen Satzungen (*institutions politiques*), für die man so lebhaft sich umtrieb, und Blut in Strömen vergoss. — Dieser erste Band fängt mit einigen der neuesten Beobachtungen an; (andere von den Cassini, von de l'Isle, le Monnier, Messier u. s. w. sollen künftig noch folgen;) er enthält: I. Originalbeobachtungen von ungefähr funfzigtausend neubestimmten Fixsternen, meistens von 5 bis 9 Grösse, zwischen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks, auf der Ecole militaire zu Paris mit einem 7½ füssigen Mauerquadranten angestellt. Der Herausgeber nährte nach vierzig Jahren, in denen er meist für die planetarische Astronomie gearbeitet hatte, den innigsten Wunsch, den Rest seiner Tage einem neuen Fixsternverzeichnisse zu widmen, das an Umfang alle bisherigen übertreffen, und mehrere Myriaden noch nie beobachteter Sterne enthalten sollte. Er erhielt endlich „perpetuo clamans“ im J. 1774 durch Bergeret, (*Réceveur général des finances*) was ihm die Malesherbes, Turgot u. s. w. nicht bewilligt hatten, das hierzu nöthige Werkzeug, den schon gedachten nun zur Verewigung der Dienste, die er geleistet hat, als Sternbild an den Himmel versetzten Mauerquadranten. Sein Zögling, Dagelet, ein vielversprechender junger Astronom, war Anfangs bestimmt, mit jenem Instrumente die neue Musterung des Himmels vorzunehmen; aber er wurde dieser Arbeit entrissen, theilte La Pérouse's Reisen und unglückliche Schicksale, und starb den 13ten Jun. 1785. Das Werk mußte von neuem angefangen werden, und de la Lande's Nefse, Michel le François, unterzog sich seit dem 5ten August 1789 ganz mit dem unermüdeten Eifer und der Anstrengung, über die nur praktische Astronomen urtheilen können, einem Geschäfte, das er jetzt bis ins zwölfte Jahr fortsetzt; von ihm sind weit die meisten in diesem beträchtlichen Quartbände befindlichen Beobachtungen; seit dem Dec. 1797 war Burckhardt sein Gehülfe. Die Beobachtungen auf der Südseite des Meridians stehen auf S. 1—350. nun folgen von S. 351—389. Beobachtungen auf der Nordseite, und noch drey Fortsetzungen auf der Südseite von S. 389—392. S. 463—478. und S. 557—575. Jede dieser 427 Quartseiten begreift 116 bis 118 Sterne, nach ihrer scheinbaren Grösse, ihrem Durchgange durch den Mittag in Sternzeit, und ihrem Scheitelabstande. Von schon bekannten zugleich beobachteten Sternen sind die Buchstaben und Numern nach Flamsteed's Verzeichnisse, manchmal auch nach dem ältern von 1712, bemerkt; hier und da ist gelegentlich auch ein Planet mit beobachtet. Selten findet sich der Durchgang durch drey Fäden, meistens nur durch einen; die Zenitabstände sind noch nicht von der Stralenbrechung befreyt, aber der Stand des Barometers und Thermometers angezeigt. Die Correctionen sowohl der Durchgänge als der Zenitabstände sind aus einigen der bekannten Sterne provisorisch bestimmt, und einstweilen auf jeder Seite beygefügt worden, für die Durchgänge von zwey zu zwey Graden der Höhe; der Herausgeber erinnert übrigens, dafs, wenn man mehrere Sterne in Rechnung nimmt, diese Verbesserungen genauer zu erhalten seyn werden, eine Vorlicht, die bey jeder Beobachtung, an welcher etwas gelegen ist, nie wird vernachlässigt werden dürfen. Die Sterne sind von dem Herausgeber in Zonen von zwey zu zwey Graden des Scheitelabstandes eingetheilt, und dieser Eintheilung gemäfs beobachtet worden; der Unordnung, in welcher man sie durch das ganze Werk zerstreut antrifft, hilft das angehängte Register ab, wo die Zonen nach der Ordnung der zunächst aufeinander folgenden Scheitelabstände, und nach der heyläufigen geraden Aufsteigung in Zeit, an einander gereiht, und die Seiten im Buche, wo jede Zone zu finden ist, nachgewiesen sind; bey genauerer Revision zeigten sich indefs mehrere Lücken in der Folge der Zonen, die noch ausgefüllt werden sollen. Einige dieser Zonen, nämlich die Originalbeobachtungen der meisten nördlichen Sterne, sind bereits in den *Mémoires pour 1789 et 1790* abgedruckt, und in gegenwärtiger Sammlung, von der sie einen wesent-

gen werden, und de la Lande's Nefse, Michel le François, unterzog sich seit dem 5ten August 1789 ganz mit dem unermüdeten Eifer und der Anstrengung, über die nur praktische Astronomen urtheilen können, einem Geschäfte, das er jetzt bis ins zwölfte Jahr fortsetzt; von ihm sind weit die meisten in diesem beträchtlichen Quartbände befindlichen Beobachtungen; seit dem Dec. 1797 war Burckhardt sein Gehülfe. Die Beobachtungen auf der Südseite des Meridians stehen auf S. 1—350. nun folgen von S. 351—389. Beobachtungen auf der Nordseite, und noch drey Fortsetzungen auf der Südseite von S. 389—392. S. 463—478. und S. 557—575. Jede dieser 427 Quartseiten begreift 116 bis 118 Sterne, nach ihrer scheinbaren Grösse, ihrem Durchgange durch den Mittag in Sternzeit, und ihrem Scheitelabstande. Von schon bekannten zugleich beobachteten Sternen sind die Buchstaben und Numern nach Flamsteed's Verzeichnisse, manchmal auch nach dem ältern von 1712, bemerkt; hier und da ist gelegentlich auch ein Planet mit beobachtet. Selten findet sich der Durchgang durch drey Fäden, meistens nur durch einen; die Zenitabstände sind noch nicht von der Stralenbrechung befreyt, aber der Stand des Barometers und Thermometers angezeigt. Die Correctionen sowohl der Durchgänge als der Zenitabstände sind aus einigen der bekannten Sterne provisorisch bestimmt, und einstweilen auf jeder Seite beygefügt worden, für die Durchgänge von zwey zu zwey Graden der Höhe; der Herausgeber erinnert übrigens, dafs, wenn man mehrere Sterne in Rechnung nimmt, diese Verbesserungen genauer zu erhalten seyn werden, eine Vorlicht, die bey jeder Beobachtung, an welcher etwas gelegen ist, nie wird vernachlässigt werden dürfen. Die Sterne sind von dem Herausgeber in Zonen von zwey zu zwey Graden des Scheitelabstandes eingetheilt, und dieser Eintheilung gemäfs beobachtet worden; der Unordnung, in welcher man sie durch das ganze Werk zerstreut antrifft, hilft das angehängte Register ab, wo die Zonen nach der Ordnung der zunächst aufeinander folgenden Scheitelabstände, und nach der heyläufigen geraden Aufsteigung in Zeit, an einander gereiht, und die Seiten im Buche, wo jede Zone zu finden ist, nachgewiesen sind; bey genauerer Revision zeigten sich indefs mehrere Lücken in der Folge der Zonen, die noch ausgefüllt werden sollen. Einige dieser Zonen, nämlich die Originalbeobachtungen der meisten nördlichen Sterne, sind bereits in den *Mémoires pour 1789 et 1790* abgedruckt, und in gegenwärtiger Sammlung, von der sie einen wesent-

wesentlichen Theil ausmachen, nicht aufs neue wiederholt. Zwölfthausend Sterne, deren Beobachtungen hier vorkommen, sind nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das J. 1790 schon in verschiedenen Bänden der *Connaissance des tems pour l'an V—XII.* durch die Bemühungen der *Mad. Le Français*, Gattin des Astronomen, reducirt erschienen; die übrigen sollen es noch werden. Was die Schwierigkeit der Verfertigung dieses ausgedehnten Stern-catalogs vermehrte, ist auch dies, daß der Beobachter in jeder heitern Nacht 1800 Toisen von seiner Wohnung bis zur Sternwarte der *Ecole militaire* zurückzulegen hatte. Die Breite der letztern, auf welche sich alle beobachteten Zenitabstände beziehen, und welche daher genau bekannt seyn muß, wird S. I. zu $48^{\circ} 51' 7''$ und $52''$ nördlicher, als die Breite der Nationalsternwarte angegeben; dies setzt die Breite der Nationalsternwarte $48^{\circ} 50' 15''$ voraus; allein, da die neuesten äußerst vervielfältigten und bis auf den zehnten Theil einer Secunde unter sich einflimmenden Beobachtungen von *Méchain* und *Delambre* über die Breite des *Pantheon* in Paris gezeigt haben, daß die Breite der Nationalsternwarte nur $48^{\circ} 50' 14''$ ist, so muß auch für die Breite der *Ecole militaire* eine Secunde weniger, als oben, genommen werden. Was man bey dieser ganzen sonst so schätzbaren Sammlung etwa vernissen möchte, ist, daß beynahe alle Sterne nur einmal beobachtet sind; *Le Français* und *Burckhardt* haben indeß bereits den Anfang gemacht, die Beobachtungen in den verschiedenen Zonen, zumal der Zodiakalsterne, zu wiederholen. Nur dann wird man sich derselben mit einem hinreichenden und für den gegenwärtigen Zustand der Astronomie erforderlichen Grade von Sicherheit bedienen können; überhaupt wird man zu diesem Endzwecke vorerst die Sammlung von Fundamentalsternen abwarten müssen, die den übrigen zur Vergleichung dienen, und meistens mehrmalen beobachtet sind; der Herausgeber verspricht, die Resultate von mehreren tausend Meridianhöhen und Durchgängen solcher Hauptsterne nachfolgen zu lassen; auch gehören schon zu denselben die 600 meist nach *Le Français* Beobachtungen angeetzten Sterne des jährliche Catalogs in der *Conn. d. tems pour l'an XI.* und XII. Bey Wiederholung der Zonen wird ohne Zweifel auch das neue erst 1798 auf der Kriegsschule aufgestellte Mittagsfernrohr von *Lenoir* mit Nutzen gebraucht werden. In Erwartung der weitem Vollendung dieser Arbeit, und einntweilen zufrieden mit dem, was der Herausgeber schon gegeben hat, wird der praktische Astronom künftig noch öfter zu einem Verzeichnisse zurückkehren, das durch den Reichthum von Sternen, besonders der kleinern noch so wenig beobachteten, die es enthält, eine beträchtliche Lücke ausfüllt, und z. B. um den Ort der Kometen zu bestimmen, die eigene Bewegung, Veränderung, Verschwindung mancher Fixsterne zu beurtheilen, ja selbst um neue noch nicht gekannte Planeten aufzufinden, in mancherley Betracht wichtig und brauchbar werden kann. *Bode* hat bereits sehr

viele Sterne dieses Verzeichnisses, die ihm der Herausgeber vorläufig mitgetheilt hatte, in seine neuen prächtigen Karten eingetragen. Gelegentlich sind auch Sterne von auffallender Farbe (*étoiles rouges*) Doppelsterne, u. s. w. bemerkt, und häufig die Stellen angezeigt, wo der Himmel entweder sehr reich oder sehr arm an Sternen ist; hieraus ergeben sich Schlüsse über die verschiedenen Systeme von Sternschichten, und über die Lage unsers Systems unter denselben. Nach dem neuen hier gelieferten Catalog beträgt die Anzahl der mit bloßem Auge sichtbaren Fixsterne, d. h. der Sterne bis zur 6ten Gröfse, gegen 6000; der Britische Catalog enthielt noch keine 3000, und es fehlten darin selbst mehrere von der 5ten Gröfse. Die hier gemusterte Strecke zwischen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks faßt sieben Zehentheile der ganzen gestirnten Himmelsfläche; aus der Anzahl der Sterne in dieser Strecke, welche nach der Eintheilung in Zonen von zwey zu zwey Graden gefunden worden, folgert der Herausgeber, daß, wenn die Fäden nicht erleuchtet würden, auch andere Hindernisse, die Helligkeit des Monds, Dünste des Klima, wegfielen, ein Fernrohr von $2\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnung auf der ganzen Himmelsfläche wohl 180,000 und ein Herschel'sches Teleskop von 45 Zoll Oeffnung bey 80 oder gar 100 Millionen Sterne zeigen dürfte. — II. *Fixsternbeobachtungen von Jos. Lepaute Dagelet* (S. oben) vom 18ten Febr. bis 25ten Sept. 1783, mit ebendemf. Mauerquadranten auf der Kriegsschule angestellt. Sie gehen von S. 481—556. Spätere Beobachtungen der Fixsterne von *Dagelet* stehen schon in den *Mémoires pour 1789 et 1790*, nebst andern Beobachtungen von ihm in den *Mem.* 1784—1785. 1786. *Dagelet* war ein fleißiger Astronom; er beobachtete einst 500 Sterne in einer Nacht, und zwar an drey Fäden, und nach der gedoppelten Eintheilung in 90 und 96 Grade; nach beiden Eintheilungen sind auch die Zenitabstände bey den hier gedruckten Beobachtungen, und die Durchgänge durch den Mittag meistentheils an drey Fäden, angesetzt. III. *Astronomische Beobachtungen, in den Jahren 1791 bis 1798. zu Toulouse angestellt von Ant. Darquier.* S. 395—462. Diese vortreffliche Sammlung der neuesten Beobachtungen von *Darquier* ist als die sechste Fortsetzung derjenigen anzusehen, welche dieser geschickte Astronom, der einen großen Theil seines Privatvermögens auf Sternkunde verwandte, in den J. 1777 und 1782 zu Toulouse, und nachher in den *Mémoires* der dortigen Akademie bekannt gemacht hat. Man findet hier unter andern gegen 400 Mondsbeobachtungen, mit *Mason's* Tafeln verglichen, nach welchen die Epochen der mittlern Länge um $24''$ zu vermindern sind; sie sind von den Astronomen, welche sich neuerdings mit Verbesserung der Mondstheorie beschäftigt haben, noch nicht untersucht. Ausserdem eine schöne Anzahl von Planetenbeobachtungen, und deren Vergleichung mit den neuesten Tafeln, Oppositionen der Planeten, Finsternisse der Sonne, des Monds, der Fixsterne, der Jupiterstrahlen, u. s. w. Bey jeder Beobachtung ist zugleich

Pendelzeit, wahre und mittlere Zeit angegeben. Der beobachteten geraden Aufsteigung und Abweichung ist jedesmal die daraus berechnete Länge und Breite zur Seite gestellt, sammt dem Fehler der Tafeln; den Mondsbeobachtungen ist noch der Höhenhalbmesser und die Höhenparallaxe des Monds zugegeben. — Der Herausgeber, der nun 50 Jahre mit rastlosem Eifer bloß für die Sterne gelebt hat, fühlt in seinem 63 Jahre sich noch so rüftig, daß er, wenn seine physischen und moralischen Kräfte ferner anhalten sollten, nicht nur einen zweyten Band, wozu er schon die Materialien gesammelt hat, sondern selbst einen dritten Band dieser *Histoire céleste* verspricht. Der Himmel seye ihm gnädig, um dies Versprechen zu erfüllen!

GRIECHISCHE LITERATUR.

HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Sophoclis Trachiniae ex recensione Brunckii. Varietate lectionis et commentario adiecto in usum tironum illustravit Henr. Ludov. Julius Billerbeck, Gymnasii Andreae Rector Doctorque Philosophiae. 1801. XII. u. 93 S. kl. 8.*

Ebendasselbst: *In Sophoclis Trachinias commentarius conscriptus ab H. L. J. Billerbeck, etc. 1801. 368 S. kl. 8.*

Ein vorzügliches Hinderniß, das der Erwerbung einer genauen Kenntniß der griechischen Sprache im Wege steht, dürfte wohl darin zu suchen seyn, daß so oft jungen Leuten noch größtentheils verdorbene Schriften der Alten, ohne eine richtige Anleitung in die Hände gegeben werden. Sie gewöhnen sich dadurch, manches für Griechisch zu halten, was offenbar Fehler der Abschreiber ist, und lernen jede Schwierigkeit durch erkünstelte Constructionen und unerhörte Ellipsen heben, anstatt daß sie das ächte von dem unächtigen, das Griechische von dem Barbarischen unterscheiden lernen sollten. In dieser Rücksicht unternahm Hr. B. eine sehr verdienstliche Arbeit, wenn er durch eine sorgfältige Erklärung der Trachinierinnen eine Anleitung zur Lectüre des Sophocles zu geben bemüht war. Beide vorliegenden Schriften sind einzeln zu haben, die erste enthält nebst der Dedication an Heyne, und der Vorrede, an deren Ende Hr. B. es beklagt, Höpfners Ausgabe erst während des Drucks kennen gelernt zu haben, den Brunckischen Text mit darunter gesetzten Varianten; die zweyte bloß den Commentar. In diesem hat Hr. B. mit vielem Fleiß bey jedem Verfe alles, was zur Erläuterung sowohl der Sprache als der Alterthümer ihm dienlich schien, beygebracht: vorzüglich auch findet man häufige Anführungen ähnlicher Stellen, und zwar weit häufiger aus den römischen als aus den griechischen Schriftstellern. Im Ganzen aber scheint der Vf. nicht ganz darüber mit sich einig gewesen zu seyn, für welche Classe von Lesern er seine Arbeit einrichten sollte. So ist es be-

fremdend, neben Versuchen die Lesart zu berichtigen, die *tempora* oft der gewöhnlichsten Zeitwörter angegeben zu sehn. Ueberhaupt aber dürfte vieles zu weitläufig für junge Leser seyn, denen man immer nur das unentbehrliche geben muß, weil sie ohnedem gern schnell vorwärts eilen. Was übrigens den innern Werth der Anmerkungen betrifft, so wird man darin viel richtiges, wenig hervorsteckendes, und manches irrige finden. Es ist eine lobenswerthe Gewohnheit des Vf., die poetischen, oder dunklern Phrasen durch profaische oder deutlichere zu erklären, und es kann dadurch die Kenntniß der griechischen Sprache ungemein befördert werden; nur muß man dabey auch auf die Richtigkeit der substituirtten Redensarten sehn. So umschreibt gleich den 2ten Vers Hr. B. auf diese Weise: *ἡμᾶς ἐν ἐμμανθάνειν δύνασθαι ἔτ' εἰ αἰών* (sollte heißen *ὁ αἰών*) *τινὶ βροτῶν χρηρῆς, ἢ τ' εἰ κακὸς εἴη* (sollte heißen *ἐστ*). Auch in der Erklärung des Sinns hat Hr. B. oft gefehlt: z. B. V. 18. *Poeta voces Ζηνὸς Ἀλκιμήνας τε καὶ, adjiciendo velle subtiliterque Deianirae vanitatis studium inter feminas commune prodit.* An Eitelkeit ist hier nicht zu denken: eher könnte dieser Vers für einen Beweis von Liebe gelten. V. 56. construiert Hr. B. *ὑπερ εἰκός ἐν κείνῳ* (dieses erklärt er ganz falsch durch *ostendere*) *εἰ νέμειν τιν' ὄραν τῷ καλῷ; πρόσσειν* (i. e. *τῆς εὐπραξίας*) *τῷ πατρός.* Allein dieses müßte heißen *τὸν πατέρα.* Sophocles schrieb wohl, *εἰ πατρός νεμοί τιν' ὄραν, ἢ καλῶς πρόσσειν δοῶν.* V. 102. *ὁ κρατικέων κατ' ὄμμα, qui oculorum acie praestas,* wie Brunck, der in seiner Uebersetzung an unzähligen Stellen den Sinn des Sophocles verfehlt hat. In der poetischen Sprache müßte hier *κατὰ* wegfallen, und bloß verstanden werden. Allein *κατ' ὄμμα* ist *interdum*: s. Eurip. *Androm.* 1065. 1118. Bach. 469. — V. 358. will Hr. B. *τὸν θρόνον* für *praetendere* genommen wissen, ob er gleich die einzig richtige Erklärung des Hesychius, *ἐλπίας, omitens*, anführt. Ohne Zweifel schrieb Sophocles: *ὁ* (alles was der Bote jetzt erzählt hat) *νῦν παρόσας ἔτος, ἔμπαιον λέγων, τῶν Εὐρύτου τὸνδ' εἶπε δεσπόζειν θρόνον.* Das läßt dieser weg, und führt einen andern Grund an, warum jener den Thron des Eurytus eingenommen habe. Hierher gehört dieser Vers, dessen unauflöfliche Schwierigkeit an der Stelle, wo er bisher stand, Hr. B. mit Stillschweigen übergeht. V. 553. *λυτήριον λύπημα ἔχειν*, soll heißen *dolorem sanabilem habere.* Aber es bedurfte erst eines Beweises, daß *λυτήριον* auch passiv vorkomme, woran Rec. sehr zweifelt, und überdies könnte dann auch der Artikel bey *λύπημα* nicht fehlen. Die von Hr. B. halb angeführte Erklärung des Schol. *ὃ δὲ πρόσω τῆς λύπης ἴμα σχοῖον, ὑμῖν ἐσθ.* enthält die deutliche Anzeige, daß der Dichter schrieb, *ἧ δ' ἔχε λυτήριον λυπημάτων, ὑμῖν φράσω.* — Wer versteht eine Erklärung wie diese, *τῶν πατρώων σόλων μία ἔσα* zu V. 562? Hier schlägt Hr. B. noch vor, *τῆς σόλης πατρώας νόμα* — *ἐσποίησεν*, ohne zu bedenken, daß *ἔπεσθαι* nicht den Accusativ regiert; ferner *ὕατην* statt *ἠνίκα.* Ebendasselbst heißt ihm *εὐνίς concubina pro uxor.* Hier hätte er doch wohl lieber ein Lexicon nachsehen, als eine

eine neue Bedeutung aus dem Kopfe erfinden sollen. — V. 1203. *τιν' εἶπας, scil. λόγον.* Wo hat Hr. B. je diese Redensart mit dieser Ellipse gefunden? Der Dichter schrieb *τί μ' εἶπας*: s. V. 1206. — Bey schwierigen Stellen, dergleichen es in den Trachinierinnen sehr viele giebt, fehlt es zwar Hn. B. nicht an Erklärungen, allein diese sind nur nicht immer leicht mit dem Texte zu vereinigen: z. B. V. 841. wo Hr. B. nach *τλήμων* ein Comma setzt, und es nach *βλάβαν* wegstreicht, und verbindet *προσορῶσα* — *βλάβαν* — *τῶν* (dies findet er in dem *ἄν* zu Anfang) — *γῆμων*: *metu, quod pellicem periculofam adductam videbat, perturbata nimiumque anxia de Herculis amore conciliando, Nessi dolum non animadvertit.* "Δουρον erklärt er *subitam*. Sophocles schrieb wohl (s. die *Alcina*) *ἄν ἄδ' ἂ τλήμων δουρος, μεγάλην προσορῶσα δόμοισι βλάβαν νέαν αἰτσομένων γῆμων. ἂ μὲν ἔτι προσέβλεπε, τὰ δ' ἀπ' ἄλλοθεν γνῶμας μολόντ' (scil. ἐστὶν) ὀλεθρίαις ξυνηλαχγῆς*: *a quibus (Nessi telis) misera nihil metuens, quum magnam dampnum praevideret, novo impendente conuulsiō, quae non expectaverat, ea alienis consiliis eveniunt funesto cum casu.* V. 660. ff. wagt es Hr. B., diese höchst verdorbene Stelle nach Anleitung des Schol. zu erklären, die durchaus keinen Sinn giebt, wenn sie nicht verbessert wird. Es wäre daher zu wünschen, das Hr. B. an solchen Stellen entweder mit gehöriger Vorsicht Verbesserungen versucht, oder die Gründe, warum die Stelle für verdorben zu achten sey, beygebracht hätte. Das letzte würde den grossen Nutzen haben, junge Leser vor allzugewagten Erklärungen zu warnen, deren Folge nichts als unrichtige Begriffe von der Möglichkeit zu construiren sind. Die Verbesserungen, welche Hr. B. hier und da vorschlägt, dürften wohl selten auf Beyfall Anspruch machen können, wie, ausser einigen bereits angeführten, *ἔτα* — "Ἰφίτων βίαν, scil. πρὸς βίαν. Hätte dies der Dichter gewollt: so hätte er gesagt *βίχ*. *Ἡρὸς* kann nicht ausgelassen werden. V. 614. *ὁ κείνος εὐμαθὲς σφραχγίδος ἔρμαι τῶδ' ἐπὶν μαθήτεται* statt *ἐπ' ἑμαθῆσεται*, liesse sich hören, nur wäre dann *εὐμαθὲς* höchst überflüssig und matt. Es bedarf wohl keiner Veränderung. *Εὐμαθὲς* scheint active genom-

men, und mit *ἑμαθ* verbunden, den Accusativ *ὄ* zu regieren, nach einer den Dichtern gewöhnlichen Construction: der Sinn also wäre: *ἐπιθῆται τι ἑμαθ εὐμαθὲς τῆ σήματος*. Eben so könnte allerdings Hn. B's. Conjectur V. 30. *διὰ δ' ἀγαμέμνον πόνος* statt haben, wenn nicht auch die gewöhnliche Lesart einen vollkommen guten Sinn gäbe. — Die gewöhnliche Ordnung der Verse 88 bis 91. welche Brunck verändert hat, glaubte Rec. schon längst dadurch vertheidigen zu können, das *εἴχ* statt *εἴχ* gelesen würde, und er hat daher mit Vergnügen bemerkt, das auch Hr. B. auf diese Verbesserung gefallen ist, der noch mit Brunck *ἄλλ'* statt *ῶν δ'* lieft, welches allerdings sehr angemessen ist, obgleich auch *ῶν δ'* vertheidigt werden kann. Auch die Brunck'sche Versetzung und Veränderung in den vorhergehenden Versen dürfte unnöthig seyn, wenn man lese *καὶ ὄν βίον σώτατες*.

Zuletzt hat Hr. B. noch eine kurze ästhetische Beurtheilung der Trachinierinnen und des Herc. Oetaeus von Seneca angehängt. Diese ist zu kurz und zu wenig eingreifend, um den eigentlichen tragischen Werth beider Stücke zu charakterisiren. Manches ästhetische ist auch hier und da in den Noten eingestreut, doch mehr beschränkt sich Hr. B. darauf, sein subjectives Gefühl anzudeuten, als die Schönheiten selbst zu entwickeln. Dies aber sollte vorzüglich geschehen seyn, wenn Hr. B. auf den Geschmack junger Leute Einfluss haben wollte. Uebrigens läßt bisweilen auch der Stil des Vf. noch etwas zu wünschen übrig. So z. B. setzt er, wie es leider jetzt gewöhnlich ist, *quoque* immer vor das Wort, dem es nachstehen sollte. Hier und da kommt auch eine geschmacklose Wendung mit vor. Zum Beleg mag folgende Stelle aus der Vorrede dienen: *Debet quoque haec fabula nobis esse carior, cum propter orationis splendorem, ac multa praeclara lumina, tum vero, quod ipse Cicero 2. libr. Tusc. quaest. quaedam ex ea in Romanam linguam convertit, quae juvenibus illustre exemplum esse possunt, ex quo discant, quam in vertendo formam probavit Romanorum ille Consul.*

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Gotha, b. Ettinger: *Die große Thüringische Flachs-Hechel*; oder Unterricht, den Flachs mit solchem Nutzen zu hecheln, das dadurch nicht nur mehr, sondern auch besserer Flachs, als auf die gewöhnliche Art gewonnen wird. Nebst einer Abbildung dieser Hechel und des dazu gehörigen Gestelles. 1800. 32 S. 8. (4 gr.) Erwähnung und Empfehlung dieser Hechel ist Verdienst: sie werde, was sie bis jetzt noch nicht war, die *große Thüringische Flachs-Hechel*: denn nur für Thüringen ist sie neu; anderwärts wo der Flachs-

bau ins Große geht, ist der Gebrauch grosser eiserner Hecheln zu erheblichem Gewinn der Seiler bekannt. Die bey diesen gewöhnliche Hechel kommt der hier vorgezeichneten sehr nahe, wenn sie auch nicht so gar hohe Zähne (Zinken) führt. Zum Unterricht auf dieser Thüringischen Hechel wird der beste Lehrer ein Seilermeister, und ein starker Mann der passendste Arbeiter seyn. Bey dem hier ertheilten Unterrichte sind wenigstens Vor- und Nachrede sehr langweilig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ГОТНА, in d. Becker. Buchh.: *Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde*; herausgegeben von Freyherrn von Zach, H. S. Oberstlieut. und Direct. der Sternwarte Seeberg. I. II. III. IV. Band. 1800, 1801. gr. 8. Jeder in 6 Heften mit vollst. Sachen- und Namenregister. (Jeder Jahrg. 3 Rthlr.)

Bekanntlich entstand diese Zeitschrift dadurch, das Hr. von Zach zu Ende des Jahrs 1799 von der Redaction der *Allg. Geogr. Ephem.* abging, deren bestimmteres Fachwerk ihm dieselbe erschwerte. Bey dem Plane der *monatlichen Correspondenz* hingegen ist alles für Herausgeber und Mitarbeiter weit freyer. Es wechseln hier Artikel aller Art, so wie sie einlaufen, mit einander ab: Originalabhandlungen, Auszüge aus größern, besonders ausländischen Werken; Biographien; geographische Ortsbestimmungen; Beschreibungen von Instrumenten; Recensionen und Revisionen von Büchern und Karten; vermischte astronomische Beobachtungen und Nachrichten aus Briefen u. s. w. Unstreitig hat auch das Publicum Ursache, mit dieser Einrichtung vollkommen zufrieden zu seyn; nur eine Besorgnis entstand dadurch, das, da auch die *allg. geogr. Ephem.* von den Hn. *Gaspari* und *Bertuch* ununterbrochen fortgesetzt wurden, leicht der Fall hätte eintreten können, das in beiden Zeitschriften einerley Gegenstand dem Publicum wäre vorgelegt worden. — Allein nach einer nun zweyjährigen Erfahrung ist, so viel wir bemerkt haben, dieser Fall nie vorgekommen, höchstens etwa einzelne Stellen bey Auszügen aus Schriften ausgenommen. Da nun auch die *allg. geogr. Ephemeriden* ihrem neuern Plane pünktlich treu bleiben: so genießt dieses Fach der Wissenschaften wirklich ein Glück, das wenigen andern in diesem Maasse zu Theil wird; denn es dürfte, wenn man zumal noch die astronomischen Jahrbücher von *Bode* u. a. dazu nimmt, nun schwerlich noch etwas Erhebliches dafür aufzufinden seyn; weshalb wir auch beiden eine recht lange Dauer und immer thätigere Unterstützung von Seiten des Publicums wünschen. Die *monatliche Correspondenz* muß übrigens aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden: einmal als *Journal* zur angenehmen und unterrichtenden Lectüre für das gröisere gebildete Publicum, wozu sich vornämlich die biographischen Nachrichten, das *Reisefidiarium* des Herausg., die Auszüge aus den Reisebeschreibungen und Briefen, qua-

lificiren; und dann — als *Depot* für den wissenschaftlichen Bearbeiter, wohin wir die Menge von astronomischen Beobachtungen, die geographischen Ortsbestimmungen, die analytischen Rechnungsformeln, die literarischen und kritischen Bemerkungen über Karten, und überhaupt den größten Theil der Originalabhandlungen rechnen. In dieser letztern Rücksicht sollte billig diese Schrift auf jeder öffentlichen Bibliothek zum beständigen Nachschlagen anzutreffen seyn. Da der Reichthum des Inhalts viel zu groß ist, als das wir unsern Lesern von allem Wissenswürdigen so viel mittheilen könnten, als ihnen vielleicht erwünscht wäre: so müssen wir uns bloß auf dasjenige beschränken, was, dem Plane der *A. L. Z.* gemäß, hier nicht fehlen darf, und dies können wir auch um so viel eher, da bereits die Rubriken der einzelnen Artikel schon aus den Intelligenzblättern bekannt sind. — Wir bemerken zuerst in Absicht der biographischen Nachrichten, das sich diese bloß auf lebende Mitarbeiter, und dazu auf solche beziehen, deren Porträte zugleich vor diesen Heften stehen. Sie sind als wahre *Elogia* anzusehen, und mit einer solchen interessanten Zusammenstellung der Umstände abgefaßt, das man den Gelehrten gleichsam vor seinen Augen entstehen sieht. Der erste ist der rufs. kais. wirkliche geheime Staatsrath und kais. Astronom, Hr. *Steph. v. Rumovski*. Er ist der erste geborne Russe, der sich in einem Fache berühmt gemacht hat, in welchem er bey seiner Nation keine Vorgänger und bis jetzt nur wenig Nachfolger hatte. Er ward den 29. Oct. 1734 im Wladimirischen geboren. Seine ersten Studien machte er im Kloster von Alex. Newski nahe bey St. Petersburg. 1748 wurde er auf Kosten der Regierung unter die Studenten der kais. Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Als er 1753 an dem durch seinen elektrischen Unstern so merkwürdig gewordenen *Richmann* seinen einzigen Lehrer in der Mathematik verlor, ernannte ihn die Akademie zu ihrem Adjunctus, und schickte ihn 1754 nach Berlin zu *Euler*, wo er 2 Jahre blieb, und alsdann das mathematische Lehramt bey den Studenten der Akademie erhielt. Bey dieser Gelegenheit schrieb er 1760 ein vortreffliches Lehrbuch der Mathematik in russischer Sprache, und erwarb sich dadurch das Verdienst von Wolf's Auszuge um seine Nation. Um eben die Zeit verlangte ihn der berühmte kais. Astronom *Grischow* zu seinem Adjunct. 1761 wurde er nach Nertschinsky in Sibirien geschickt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Seine Berichte und Berechnungen wurden mit so viel Beyfall aufgenommen, das er 1763 zum

Astronom der Akademie ernannt wurde. Hier machte er sich sehr um die durch einen Brand in Verfall gerathene Sternwarte verdient, die er in einen so guten Stand setzte, als es ihm möglich war. Bey der von Katharina II. vorgenommenen Reform der Akademie, wurde R. zum Mitglied der dazu errichteten Commission ernannt, und bald darauf die vaterländische Geographie das Berufsgeschäft desselben. 1769 schickte ihn die Akademie nach Kola zur Beobachtung des abermaligen Vorübergangs der Venus, wovon er die Resultate in eignen Schriften bekannt machte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er die Direction des Studienwesens einer neuerrichteten Erziehungsanstalt junger Griechen. Er besorgte daeben den russischen Kalender auf 30 Jahre lang; übersetzte *Eulers* Briefe an eine deutsche Prinzessin ins Russische u. a. m. Die Berichtserstattungen etc. in den Domaschneffischen Streitigkeiten haben ihm viel Zeit geraubt, nach deren Beendigung aber er doch bald den Wissenschaften wieder gegeben wurde. Als die russische Admiralität auf kais. Befehl Officiere der Marine nach dem weissen und Eismeer ausschickte, um nautische und geographische Beobachtungen anzustellen, erhielten sie den ganzen Winter 1798 und Sommer 1799 von R. astronomischen Unterricht. Der Kupferstich vor dem Märzheft 1800 ist nach einem von ihm selbst überschiedenen, wohlgetroffenen Bildniß gemacht. 2) Der Astronom und Adjunct der Wiener Sternwarte Hr. *J. Tob. Bürg*, geboren zu Wien den 24. Dec. 1766. Seine Studien fielen in die Zeiten der v. *Swietenfchen* Lehrreformen, welches für B. die glücklichsten Folgen hatte, so wie er an v. *Sw.* selbst den eifrigsten Beförderer fand, der ihm auch zum Studium der Astronomie rieth, und ihm frühzeitig die Erlaubniß verschaffte, sich unter *Triesnecker*s Anleitung mit den Instrumenten der Sternwarte zu üben. 1791 erhielt er zwar das physische Lehramt am Lyceum zu Klagenfurt, kam aber schon im folgenden Jahre nach *Hell's* Tode als Adjunct auf die Wiener Sternwarte, und nahm von 1795 an Theil an Berechnung der dasigen Ephemeriden, worin die sprechendsten Beweise seiner theoretisch-praktischen Kenntnisse der Astronomie vorhanden sind. Als 1798 das Pariser Nationalinstitut die Preisfrage über die Bestimmung der Epochen der mittlern Länge des Apogäum und aufsteigenden Knotens der Mondbahn, aus wenigstens 500 der besten Beobachtungen, ausstellte, beantwortete er dieselbe auf eine solche Art, daß er bey weitem mehr leistete, als die Frage forderte, und da auch *Bowward* die Frage genügend beantwortet hatte: so machte das Institut die bis jetzt einzige Ausnahme, jedem Vf. den ganzen Preis von 1 Kilogr. (260 Ducaten) zukommen zu lassen. Da vom Inhalte dieser Schrift bisher noch fast gar nichts bekannt gemacht worden ist: so ist es mit großem Danke zu erkennen, daß der Herausg. eine Menge ächter Nachrichten daraus hier mitgetheilt hat. *Bürg* arbeitet noch immer fort an der Politur der Mondbahnelemente. Auf solche Art, sagt der Herausg. und wenn man dabey ferner die Genauigkeit in Erwägung

zieht, mit welcher man jetzt mittelst *Hadley'scher* Spiegelfextanten Monatsabstände mißt, ist das so berühmte *Problem der Meerestlänge* so gut als vollkommen aufgelöst. — Wenn *Rec.* nicht irr: so ist noch ein Theil des in England darauf gesetzten Preises zu vertheilen; — hätte der verdienstvolle *Bürg* hierauf nicht eben so gut Anspruch, als vormals *Mayers* Erben? — 3) *P. Fr. André Mechain* Astronom der National Sternwarte etc. geb. zu Laon d. 16. Aug. 1744. Seinen ersten Unterricht erhielt er von den Jesuiten. Wegen seiner frühen Auszeichnung gab man ihm besondere Anweisung in mathematischen mechanischen Wissenschaften. Sein Vater war Baumeister, und im 19. Jahre konnte der junge M. schon Riße zu namhaften Gebäuden entwerfen, und die Ausführung leiten. Späterhin kam er in die *Ecole des Ponts et Chaussées* nach Paris, von wo er aber durch das Mißgeschick seiner Aeltern vor der Zeit wieder abgehen mußte. Durch den Verkauf eines Quadranten, wodurch er seinen Vater aus der dringenden Verlegenheit zu reissen bemüht war, lernte ihn *Lalande* kennen, und dieser verschaffte ihm 1772 die Stelle eines *Astronome hydrographe* bey dem Land- und See-Cadetten-Archiv, die er ein paarmal durch widrige Zufälle verlor, aber am Ende ehrenvoll wieder erhielt. Hier fand er Gelegenheit, unendlich viel für die Verbesserung der See- und Küstenkarten zu thun. Auch viele astronomische Beobachtungen und Berechnungen von ihm, sind schon aus jenen Zeiten. Eine 1782 gekrönte Preischrift, daß der Komet von 1532 von dem 1661 verschieden sey, bahnte ihm den Weg zur Akademie, worin er in diesem Jahre als *Affocié ord.* aufgenommen wurde. Seit 1781 hat er 11 Kometen entdeckt und 24 neue Kometenbahnen nach verschiedenen Methoden berechnet. An der großen Militärkarte von Deutschland und Oberitalien, die der *Duc d'Ayen* 1780 unternahm, hat er das meiste, und ganz unentgeltlich, gethan. Von der *Connoiff. des tems* gab er die 7 Bände von 1788 bis 94 heraus. Bey der 1784 von der englischen Regierung veranstalteten trigonometrischen Verbindung der *Greenwicher* und *Pariser* Sternwarte war M. einer der hierzu ernannten Commissarien. 1791 wurde ihm die Messung des Meridianbogens zwischen *Dünkirchen* und *Barcelona* mit zu Theil. Er übernahm den südlichen, und de *Lambre* den nördlichen Theil. Nicht ohne theilnehmende Rührung lieft man die Trübseligkeiten und Gefahren, die den verdienstvollen Mann mehrmals an den Rand des Grabes brachten. Noch jetzt ist ihm bey seiner schwächlichen Gesundheit die Aufsicht über die Nationalsternwarte zu Paris übertragen, wo er auch wohnt, und mit zweckmäßiger Einrichtung derselben beschäftigt ist, wovon ein eigner in der monatlichen Correspondenz vorkommender Artikel die Beweise liefert. 4) Der Ritter *Paul von Löwenörn*, den 11. Aug. 1751 zu *Kopenhagen* geboren. Er wurde schon sehr jung, aber aus Neigung, zum Seediens bestimmt. Im 15. Jahre machte er seine erste Seecampagne und 1770 verschaffte ihm sein Eifer die Stelle eines zweyten Schiffs-

lieutenant. Die Theorie seines Metiers erwarb er sich mehr durch eigne Talente und Anstrengung, als durch fremden Unterricht. Beym Krieg zwischen England und Frankreich 1778 war es ausgemacht worden, daß fremde Officiere zur Uebung auf den Flotten Dienste nehmen könnten und von L. wählte die französischen. 1781 wurde er in sein Vaterland abgerufen, um *Armand's* Längenuhren auf einer See-reise zu prüfen, wozu er sich durch theoretisch-praktischen Unterricht vom Justizrath *Bugge* vorbereitete. 1784 ward er Mitglied der kön. dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, welcher er viele Denkschriften lieferte. In eben dem Jahre wurde er auch zum Director des schon längst von ihm vorgeschlagenen Seekartenarchivs ernannt, und in den folgenden Jahren ging er als Befehlshaber einer Expedition in See, um die Küste von Grönland zu untersuchen. Als er sich eines besondern Auftrags wegen nach St. Petersburg begeben mußte, erhielt er von der Kaiserin den Wladimirorden; nach seiner Zurückkunft wurde er Schiffscapitän und Commandeur des kön. Wachtschiffes auf der Rhede von Kopenhagen. 1791 ging er nach Marocco zur Schließung eines Handelstractats, 1796 mußte er Sicherheitsanstalten an der Norwegischen Küste wegen des gelben Fiebers treffen; erhielt das Amt eines Oberkootsen, womit die Oberaufsicht über das gesammte Marine-Polizywesen verbunden wurde; bald darauf ward er Commandeur-Capitain und noch im verwichenen Jahre 1800 hat er sich das ausgezeichnetste Verdienst um die Erdkunde dadurch erworben, daß er die Errichtung einer *Commission der Meereslänge* in Copenhagen veranlaßte, wovon an einem andern Orte des Ausführlichere mitgetheilt worden ist. Noch neuerlich hat er die Spiegelfextanten zu nächtlichen Beobachtungen dadurch geschickt gemacht, daß er *Nachtfernröhre* dabey anbrachte. Mit einem solchen in der Hand, ist er vor dem Januarhefte 1801 abgebildet. 5) Endlich Hr. *Joh. Carl Burkhardt*, den 30. Apr. 1773 zu Leipzig geb. Ein Zögling *Hindenburgs* und späterhin des *Herausgebers* selbst, der beiden unendliche Ehre macht. Seinen ersten Unterricht genoss er, so wie *Bürg* und *Mechain*, bey sehr eingeschränkten Mitteln, zeigte aber gleich früh einen großen Hang zur Lectüre; sonst war vornehmlich das *Rechnen* seine Lieblingsbeschäftigung, welches bald in feurige Liebe zur Mathematik überhaupt und namentlich zur Astronomie überging. Im Febr. 1796 war er so glücklich auf *Hindenburgs* Empfehlung die Seeberger Sternwarte zu beziehen. Dasselbst zeigte er 22 Monate lang eine beyspiellose Thätigkeit und große Geschicklichkeit in Handhabung der Instrumente. Vorzüglichem Antheil nahm er an Verfertigung des großen *Zachischen* Sternverzeichnisses, wo die Beobachtungen unzählig sind, die er, selbst mit Gefahr seiner Gesundheit, deshalb angestellt hat. In der Mitte des Dec. 1797 kam er nach Paris, wo er von *Lalande* so freundschaftlich aufgenommen wurde, daß er ihn als ein Glied seiner Familie ansah, und ihn nur seinen zweyten Neuen nannte.

te. Noch bis diese Stunde ist er unermüdet beschäftigt, die *Mon. Correspondenz* mit seinen interessanten und wichtigen Aufsätzen zu bereichern, wodurch er fast allein im Stande wäre, dieses Journal zu einer Sammlung der nützlichsten und lehrreichsten Artikel zu machen, die nicht bloß einen ephemeren, sondern für die Eingeweihten einen ewig bleibenden Werth haben. Seine Aufnahme zum Adjunct des Längen-Bureau ward sehr erschwert; er erhielt sie aber doch am 20. Dec. 1799, nachdem er zuvor das französische Bürgerrecht erhalten hatte. Was für glänzende Verdienste er sich durch seine Preisschrift über den Kometen von 1770 erworben hat, muß man so wie viel anderes Interessantes in mehreren Heften selbst nachlesen.

Zu den Artikeln, welche in der monatlichen *Correspondenz* beiden von den oben bemerkten Rücksichten zugleich Genüge thun, gehört vorzüglich des *Herausgebers astronomisches Tagebuch* von einer Reise nach *Celte*, *Bremen* und *Lilienthal* im Sept. 1800, welches durch sehr viele Hefte fortläuft, und wovon zu wünschen wäre, daß in jedem etwas daraus vorkäme. Man weiß, daß der Herausg. bisher in jedem Jahre eine solche Reise zu machen pflegte. Aufser seinem gewöhnlichen Apparat hatte er diesmal noch eine eben erhaltene *Reise-Pendeluhr* mitgenommen, die nach seinem Vorschlage vom geheimen Finanzsecretär *Seyffert* in Dresden verfertigt worden war, und die nach wirklich harten Proben ihrem Endzwecke vollkommen entsprach. Sie wird durch eine Feder mit Kette und Schnecke in Bewegung gesetzt, hat eine vom Verfertiger selbst erfundene freye Hemmung, und schlägt die ganze Secunde so ohne merklichen Nachfall, wie bey einem *Grahamischen* Anker, ein. Was über diese vortheilhafte Uhr, so wie über Chronometer, künstliche Horizonte und Hadley'sche Sextanten lehrreiches gesagt wird, findet wieder hier nicht Raum. Vom letztern bemerken wir nur, daß es nicht vortheilhaft ist, viele Sonnenbeobachtungen in einem fort, mit demselben anzustellen, indem nicht allein die Theilung durch die anhaltende Hitze ungleich gemacht, sondern auch der Arm des Beobachters auf eine dem Gebrauch nachtheilige Art ermüdet wird. Im folgenden Hefte wird die Privatsternwarte des Hn. O. A. Raths von *Ende* sehr instructiv beschrieben, und gelegentlich etwas über die so wesentliche Abgleichung bey Chronometern beygebracht. Eben so die Sternwarte des Hn. Dr. *Olbens* in *Bremen*, die eine der bequemsten und zweckmäßigsten ist. Hier theilt der Herausg. seine *neue Methode* mit: den Gang und Stand astronomischer Uhren ohne Mittagsfernrohr und andere feste Instrumente zu erforschen und zu berichtigen, wovon in der Folge noch mehr und besonders auch ein Aufsatz von *de Lambre* darüber vorkommt. Im Märzhefte 1801 findet man bey der Fortsetzung ein gutes Prüfungsmittel für ein vollkommen ebnes und paralleles Planglas, welches bey tragbaren Horizonten allen andern Einrichtungen, z. B. dem Oel oder Wasser mit Glasdeckeln, vorzuziehen ist. Zu solchen

chen Bedeckungen schicken sich am besten die dünnen Blätter von Marienglas oder Fraueneis; so wie auch diese Blätter hernach nach einer Bemerkung des Oberfinanzr. v. Bosc, als Dampfgläser zu Beobachtung der Sonne weit besser als die gewöhnlichen dunkelrothen u. a. gefärbte Gläser zu gebrauchen waren, da sie das Auge nicht so wie jene angreifen. Auch wie undurchsichtige auf einer Seite plangeschliffene Gläser zu probieren sind; vortreffliche Bemerkungen über die Behandlung der tragbaren Horizonten. Im Aprilhefte bekommt der Herausg. Veranlassung, einen neuen künstlichen Horizont für den Gebrauch der Spiegelsextanten zu beschreiben. Es sind feste bemerkbare Punkte auf der Erde, deren Elevation über dem wahren Horizont bekannt ist, welche sich auf ähnliche Art wie der Seehorizont gebrauchen lassen. Auch eine Anwendung der neuen Methode von correspondirenden Sonnendistanzen zur Erfindung genauer Zeitbestimmungen. Im Mayheft kommt der Herausg. bey Hn. Schröter in Lilienthal an, und auf diese nämliche Zeit den 16. Sept. 1800 fällt auch die bestätigte Entdeckung der *Merkurs-Rotationsperiode*. 7 Tage nach der eingetretenen größten westlichen Mercurdigression sah Schr. zum erstenmal an einem der größten parallaktischen Instrumente im Felde eines 10füßigen Dollonds recht unerwartet und auffallend, so wie er es vor 12 Jahren an der Venus beobachtet hatte, die *abgerundete Phase des südlichen Horns* dieses so schwer zu beobachtenden Planeten, und bestätigt dadurch dessen Axendrehung von 24 St. 5 M. 30 Sec. Hier folgt nun die Beschreibung vom Innern der Schröterischen Sternwarte, deren Pracht und Zweckmäßigkeit selbst einen *Zuch* — in Staunen setzte! und dennoch fehlt es bey solchem Reichthum Hn. Schr. noch an einem Chronometer und Mittagsfernrohr?

Aus den andern *Originalabhandlungen* gedenken wir hier vorzüglich einer *authentischen* Nachricht von einem zu Burgtonna bey Gotha gefundenen vollständigen Elephantengerippe. Schon 1696 wurde in jener Gegend ein solches Gerippe ausgegraben und in die Gotha'sche Kustkammer gebracht. Das jetzige fand sich 50 Fuß weiter gegen Mittag und wurde eben so zufällig wie das erste, von den Arbeitern in den dasigen Sandhölen entdeckt, und auf Befehl des Herzogs sorgfältig ausgegraben. Das Ganze des Locals deutet auf eine völlige Abwesenheit von Meerproducten. Die beiden Gerippe fanden sich in einer Tiefe von 50 Fuß in der jetzigen Grube, wo sich der Mergel schon wieder dem dichtern Tuffstein zu nähern anfängt, und wahrscheinlich war das große Gewicht dieser Thiere die Ursache ihres so tiefen Versinkens. Das neuerliche Gerippe befand sich in einer sehr verdrückten Lage. Die Länge der Waffenzähne betrug fast 10 Fuß. Sie waren bis an die äußerste Spitze vollkommen erhalten, und die Masse hatte ganz die Structur des Elfenbeins, obgleich an der äußern Rinde der Schmelz fehlte. Das

Ganze war so weich, daß man leicht mit dem Nagel Eindrücke machen konnte, und bey der mindesten unvorsichtigen Behandlung fielen Schalen ab, die auf ihren Ablösungen grössere und kleinere Dentriten zeigten. Das feine zellige Gewebe im Innern der Knochen fühlte sich fast immer etwas fettig an und die Zellen waren mit krySTALLINISCHEN Kalkspath angefüllt. Die Hauptdiagonale des ganzen Gerippes betrug über 20 Fuß. Die Backenzähne waren wie bey asiatischen Elephanten in die Quere gefurcht. Der Vf. vermuthet, daß diese Thiere bey einer der jüngsten Revolutionen unsers Erdbodens durch Landgewässer fortgeschwemmt und bey eintretender Ruhe vom Niederschlage des Wassers bedeckt worden wären. Daß man manche Originale solcher fossilen Reste noch nicht gefunden habe, könne daher rühren, daß einige Thierarten, welche die Gegenwart der Menschen geflohen, sich in ganz unbefuchte Gegenden zurückgezogen hätten, oder auch völlig ausgestorben wären: der sonst sehr sinnreichen und wohl begründeten *Blumenbach'schen* Erklärung von einer präadamitischen Schöpfung, welcher diese Originale zugehört hätten, sey der Umstand nicht recht günstig, daß bey diesen Thierresten auch solche gefunden werden, wovon die Originale noch jetzt vorhanden sind. — Hr. Pastor *Fritsch* in Quedlinburg theilt seine Gedanken über die *Sonnenatmosphäre* mit. Er denkt sich die Sonne als einen an sich dunkeln Körper mit einer Atmosphäre, die aber an sich auch nicht leuchtend ist, — umgeben. Diese ist vom Lichte, das im Weltraum gleichförmig verbreitet ist, durchbrechbar, und wird von derselben glänzend erleuchtet; da sie sich nun sehr nahe um die Sonne herum befindet, so scheint sie mit deren Oberfläche eins zu seyn, — daher der gelbe leuchtende Ueberzug der Sonne. Aus der Voraussetzung verschiedener Schichten und verschiedener Dichtheiten dieser Schichten, aus den partiellen Aufheiterungen derselben u. s. w. erklärt Hr. F. die verschiedenen Flecken und Fackeln der Sonne. Nach dieser Hypothese sollte man aber wohl erwarten, daß auch die Planeten Licht haben müßten, ohne daß sie es noch von der Sonne zu erhalten brauchten. — Hr. Artill. Lieut. *Textor* giebt Nachricht von seiner Ost- und Westpreussischen Landesvermessung. Die dabey erforderlichen Beobachtungen sind mit ein. Spiegelsextanten und einem vom Herausg. ihm mitgetheilten Chronometer in äußerster Schärfe ange stellt worden, und diese Arbeit ist um desto schätzbarer, da alles was an Karten von Preussen vorhanden ist, gar keinen Werth hat. Die Messung der Grundlinien auf dem Eise zwischen Tolkenitz und Kahlberg ist umständlich beschrieben. Diese Eisfläche war nicht völlig horizontal, sondern zeigte zuweilen eine Neigung von einem halben bis ganzen Grad.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOtha, in d. Becker. Buchh.: *Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde*; herausgegeben vom Freyherrn von Zach, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Hr. v. Humboldt hat Nachrichten aus Cumana in Südamerika eingesandt, die jetzt zum Theil schon ziemlich allgemein bekannt sind. Der Himmel ist dort so rein und schön, dass man beym Schein der Venus den Vernier mit der Loupe ablesen kann. Ueberhaupt spielt hier Venus die Rolle des Mondes, sie hat große und leuchtende Höfe von 2 Grad im Durchmesser, welche die schönsten Regenbogenfarben zeigen. Der Mond aber hat hier eine Kraft die Wolken zu zerstreuen. Außerst interessant ist die Geologie der daligen Gegend: Berge von Glimmerschiefer, Basalt, Gips, Steinsalz, wechseln miteinander ab; auch sieht man viel Schwefel und Bergöl, welches mit großer Gewalt aus den Oeffnungen hervorquillt; welche, auch selbst unter dem Wasser, Luft auspeyen, wodurch wahrscheinlich die häufigen Erdbeben verursacht werden. Es lebt in dieser Provinz ein Mann, der so viel Milch hat, dass er, als seine Frau ihr Kind nicht selbst stillen konnte, solches 5 Monate lang ganz allein damit versorgte. Alle Tage 2 Stunden nach der Culmination der Sonne hat man hier richtig ein Gewitter. Hr. Pasquich zeigt den Gebrauch der französischen Gradmessungen bey geographischen Untersuchungen. Es liegt hier die Peruanische zum Grunde, nach welcher Formeln berechnet sind, wodurch mehrere Aufgaben für das elliptische Sphäroid aufgelöst werden können, z. B. Halbmesser von Parallelkreisen und Entfernungen ihrer Mittelpunkte; Halbmesser der Krümmung des Erdmeridians, für einen Punkt in gegebener Breite. Gradbestimmung des Erdmeridians für eine bestimmte Breite; Bestimmung des Winkels, welchen der Erdhalbmesser an einem Orte mit dem Halbmesser des Aequators macht; Ablenkung der Verticallinie vom Mittelpunkt der Erde und Berechnung des Flächeninhalts jeder Erdzone. Der Herausgeber hatte bey Gelegenheit des *Eytelweinschen* Werkchens zu Beyträgen für das französische Maass- und Gewichtssystem aufgefordert, dergleichen werden dann hier von Hn. Vega und Beigel, so wie vom Herausgeber selbst zu einem sehr gemeinnützigen Gebrauche, geliefert. Die Vergleichungszahlen sind in Decimal-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

theilen nebst den zugehörigen Logar. angegeben, und betreffen theils altfranzösische mit neufranzösischen, theils wiener- und bayerische mit französischer Maassen. Z. B. wenn die pariser Elle Tuch 38 Livr. kostet, wie hoch kommt der *Mètre* davon zu stehen? Log. 38 = 1.5797836. Hierzu den mitgetheilten Log. d. Elle = 0,9250205 — 1 addirt, giebt:

1.5048041 welcher zu 91, 97 gehört, weshalb der *Mètre* Tuch 31 Livr. 97 Centimen kostet. — Vom Hn. Schröter finden wir folgende wichtige Resultate aus seinen neuesten Beobachtungen: dass der Naturbau des *Mercuris* dem der *Venus* vollkommen ähnlich sey; dass auch dieser Planet seine höchsten Gebirge in der südlichen Halbkugel habe, so wie $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$; und dass das Verhältniß der Höhe seiner höchsten Gebirge zu seinem Durchmesser eher noch etwas größer sey, als bey $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$. — Hr. D. Olbers bemerkt, dass die Entdeckung: — der glänzende Stern, welchen im J. 755 der Mond während seiner Verfinsternung bedeckte, sey nicht Aldebaran, sondern Jupiter gewesen, — nicht Lambert, sondern *Struyk* zugehöre. — Prof. Pasquich theilt uns interessante Belehrungen über den Gebrauch der Pendeltheorie bey Annahme der ellipsoidischen Gestalt der Erde mit. Obgleich die Erde eigentlich keine Ellipsoid ist, so nimmt man es doch bey einer Abplattung von $\frac{1}{231}$ ohne merklichen Fehler an; indess dürfte der Nenner dieses Bruchs ungefähr noch um 1 Einheit zu vergrößern seyn. Hr. P. findet vorläufig, dass die Beschleunigung der Schwere unter dem Aequator, welche im Ruhestande des Erd-Sphäroids statt haben müßte, durch die von der Axendrehung erzeugte Schwerkraft beynahe um $7\frac{1}{2}$ Lin. vermindert werden müßte. Nennt man D die Länge eines einfachen Pendels vom Aufhängepunkt bis zum Mittelpunkt der Kugel (die etwa 6 bis 10 Lin. im Durchmesser hat) oder bis zum Halbirungspunkt der Axe eines Doppelkegels; N die Anzahl der Schwingungen, welche dieses Pendel während einer Beobachtung gemacht hat; L die Länge des einfachen Sekundenpendels, und T die Dauer einer solchen Beobachtung in Secunden, so ist

$$T = N \sqrt{\frac{D}{L}}$$
 — D. Gaus in Braunschweig giebt Regeln zur Berechnung des Osterfestes ohne die gewöhnlichen Hülfsstäfelchen: 1) man dividire die Zahl des Jahres, für welches man Ostern berechnen will, mit 19, mit 4 und mit 7, und nenne die Reste aus diesen Divisionen a, b und c, wenn eine Division aufgeht, ist der Rest = 0. Auf die Quotienten wird

nie Rücksicht genommen. 2) Man dividire $19a + 23$ mit 36, und nenne den Rest d. 3) Dividire man $2b + 4c + 6d + 3$, oder $2b + 4c + 6d + 4$, je nachdem das gegebene Jahr 1700 bis 1799 oder 1800 bis 1899 incl. ist, mit 7 und nenne den Rest e. Alsdann fällt Ostern auf den $22 + d + e$ ten März, oder wenn $d + e$ größer als 9 ist, auf den $d + e - 9$ ten April. Es folgen nun noch Beyspiele und weitere Ausführungen. — *La Place* theilt eine neue Entdeckung in der Mondstheorie mit, worauf auch schon *Bürg* in seiner 18ten Mondsgleichung hingedeutet hat. Sie betrifft eine in der Mondsbahn bisher unbekannt *Mutationsbewegung*, deren Periode der Bewegung der Mondsknoten gleich ist. Das Erdsphäroid bringt durch seine Attraction gegen den Mond eine ähnliche Schwankung in seiner Bahn hervor, wie die Attraction des Mondes eine Mutation des Erdäquators bewirkt, die von der Abplattung der Erde abhängt. Hieraus entsteht in der Mondsbreite eine mit der mittleren Länge des Mondes im Verhältniß stehende Ungleichheit, deren Coëfficient $— 6'$, 5 ist, wenn die Erdabplattung $\frac{1}{17}$ angenommen wird. Dieser Coëfficient würde bis auf $12''$ gehen, wenn die Abplattung $\frac{1}{15}$ wäre. Da die Beobachtungen diesen Coëfficienten immer anders geben, so folgt daraus, daß die Gleichartigkeit unsers Erdkörpers selbst von den Beobachtungen der Mondsbewegungen widerlegt wird. — *Troughton* giebt Nachrichten von astronomischen Instrumenten, welche viel Interessantes über die Verbesserung der Spiegelkreise enthalten. Der *Herzog von Gotha* hat einen vortreflichen solchen ganzen Kreis von 4 Fufs für die Seeberger Sternwarte um 400 Guineen gekauft. Er war bereits ganz fertig. Auch bemerkt *Tr.*, daß sich die Fäden der Kreuzspinne vortreflich zu Fadenkreuzen in Teleskopen schicken. Ihre Dicke beträgt nur $\frac{1}{1000}$ eines Zolles. *Fontana* und *Rittenhouse* sollen sie zuerst gebraucht haben. Sie sind ganz undurchsichtig, nur bey schwachen Beleuchtungen nicht wohl zu erkennen. — *Svanberg* berichtet einiges über die alte nordische Gradmessung. Das Gefälle des Torneoflusses schätzt er nicht über 10 Min. weshalb die Standlinie nur einen Fehler von 0,0311, als der Differenz zwischen Secante von $10'$ und Radius heben kann. Auch die Refractionsfehler hält *Svanberg* für unbedeutend. Möglich wäre es eher, daß bey Legung und Aneinanderstossung der Messstangen, und durch Vernachlässigung der Veränderlichkeit ihrer Längen, oder durch die fehlerhafte Bestimmung des Azimuths, wo ein Fehler von 2 Zeitsec. nicht zu verbürgen wäre, — ein Versehen statt gefunden hätte. Aber weder dieses alles, noch die Fehler, die bey der astronomischen Beobachtung des Himmelsbogens vorgefallen seyn könnten, sind hinreichend, einen Unterschied von $22\frac{1}{2}$ Toisen zu erklären, um welche sich dieser gemessene Grad von der Hypothese einer Revolutions-Ellipsoide von $\frac{1}{17}$ Abplattung, entfernt. In einer Nachricht von *Kästners* Ehrendenkmal auf der Göttinger Bibliothek wird bemerkt, daß der Herzog zu Braunschweig-Oels *Friedrich August*, bey dieser

Gelegenheit an einen von *Kästners* Verwandten geschrieben: „*Kästner* scheute nicht bey seinem Leben aus Freundschaft meinen Handlungen mehr Werth beyzulegen als sie verdienten. Darum will ich nach meinen Kräften ihm die Erkenntlichkeit öffentlich bezeigen, die er verdient, und das Andenken eines Mannes zu verewigen suchen, der durch seine tiefen Kenntnisse, seinen feinen Witz, und seines trefflichen Charakters wegen, eine Zierde von ganz Europa war.“ — *Kästners* Büste ist in Gotha von *Döll* nach einem sehr ähnlichen Portrait aus Marmor verfertigt worden, welches der Herausgeber vor wenigen Jahren vom Gotha'schen Hofmalers *Specht* hatte verfertigen lassen. Im Jennerhefte 1801 hat *Burkhardt* eine Tafel über den Einfluß des Windes auf die mittlere Barometerhöhe, geliefert. Diese Höhe übertraf zu Kopenhagen bey Ostwind die bey Westwind etwa um $2\frac{1}{2}$ pariser Linien. Im Februarhefte hat er uns ein Gesetz über die jährliche Aenderung der Magnetnadel - Declination zu Paris, vorgelegt. Er stellt die vor sich habenden Beobachtungen, die einen Zeitraum von 220 Jahren umfassen, durch eine Formel dar, aus welcher folgt, daß die Abweichungsperiode zu Paris 860 Jahre beträgt. Das Maximum der westlichen Declination fällt in das Jahr 1878, und beträgt $27^{\circ} 20'$. Das Maximum der östlichen Abweichung fand 1448 statt, und betrug 21° . Im J. 1233 war die Abweichung 0. Wahrscheinlich wurde um diese Zeit die Entdeckung der Nadel gemacht, und daher ist es begreiflich, daß man die Declination nicht sogleich bemerkte. Im Aprilstücke werden noch Zusätze und Berichtigungen dazu geliefert. Auch im Juniusstücke mancherley über die Grenzen der Genauigkeit dieses Gesetzes. — Nähere Prüfung verdient der Vorschlag eines Ungenannten zu einer neuen See-Briefpost. Billets, wozu die Formulare mit angegeben sind, sollen in Oel getränkt und dann in einer starken Bouteille verschlossen werden, die man in die See wirft. Einen besondern Gebrauch soll man davon zur Entdeckung der Meeresströmungen machen können, aber der Herausgeber zeigt noch viele andere Vortheile, die sich vielleicht davon erwarten lassen. Uebrigens wird bemerkt, daß schon *St. Pierre* dergleichen Bouteillen vorgeschlagen, und *Christoph Colon* durch seine Fätschen bereits etwas dergleichen versucht hat. — Vom Junius an folgt vom Herausgeber in mehrern Heften alles was sich über einen längst vermutheten, und nun wahrscheinlich entdeckten neuen Hauptplaneten unsers Sonnensystems, für jetzt sagen läßt. *Lambert* war der erste, der noch einen Planeten zwischen Mars und Jupiter vermuthete, und dann machte ihn die bekannte *Bodische* harmonische Progression noch wahrscheinlicher, so daß sich der Herausgeber vor 16 Jahren schon mit Berechnung der Elemente dieses noch nicht beobachteten Planeten beschäftigt hat, so wie auch schon damals vom Herzog von Gotha der sehr passende Name *Hera* bereits dazu vorgeschlagen wurde. Auch philosophische Gründe von *Kant* und *Wünsch* wären dafür vorhanden, die hier ebenfalls bey-

beygebracht werden. Bey des Herausgebers letztem Aufenthalt in Lilienthal wurde eine ganze Gesellschaft praktischer Astronomen gestiftet, um diesen Stern auf die Spur zu kommen. *Piazzi* in Palermo kam ihnen aber am 1ten Jan. 1801 zuvor, ob er gleich anfangs das kleine Wandelsternchen zwischen 8 und 9ter Grösse für einen Kometen zu halten geneigt war. Eine schwere Krankheit hielt diesen Astronomen ab, seine Beobachtungen lange genug fortzusetzen, sonst wäre die Sache wahrscheinlich früher entschieden worden. Jetzt ist er indess vom wirklichen Daseyn überzeugt, und hat die Benennung *Ceres Ferdinanda* dazu vorgeschlagen, wozu sich wirklich die triftigsten Gründe finden, weshalb auch der Herausgeber diese Benennung sehr gebilligt hat. Man findet Elemente, Bahnen, Ephemeriden, bereits dafür berechnet, auch ein Sternkärtchen, welches einen Theil der Bahn darstellt; indessen scheint der nördliche Himmel durchaus ungünstig zur Beobachtung dieses Gestirns zu seyn, indem aufser dem Entdecker, solches noch von keines andern Astronomen Auge erblickt worden ist. — Eine wichtige neue Entdeckung hat Hr. *Harding*, der bey der Lilienthaler Sternwarte als Beobachter mit einem Gehalt angestellt ist, am 18ten May 1801 am *Mercur* gemacht. Sie betrifft einen vom östlichen Rande bis größtentheils zur Erleuchtungsgränze südlich schräg durch die Scheibe laufenden *dunkeln Streifen*, der bald darauf auch von Hn. Schröter beobachtet worden ist. Als letzterer den *Mercur* am 22ten May mit 84 maliger Vergrößerung beobachtete, schien nördlich in einer irregulär eingreifenden Bucht der Lichtgränze ein ganzes Stück der Phase zu fehlen, als wenn es aus der Lichtgränze herausgerissen wäre. Mit 126 und endlich mit 296 maliger Vergrößerung entdeckte er den Grund dieser Täuschung; seit dem 19. May war nämlich nördlich an der Lichtgränze ein großer verwackelter dunkler Flecken entstanden, und aus der Rotationsperiode war zu erwarten, daß er in wenig Stunden verschwinden müsse, so wie er auch um 11 Uhr 20 min. wirklich verschwunden war. Alle die hier angeführten Beobachtungen bestätigten die oben bemerkte Rotationsperiode aufs vollkommenste. — Von *Burkhardt'schen* Beyträgen müssen wir noch gedenken einer trigonometrischen Methode zur genäherten Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn. Es ist eigentlich die *indirecte* Methode, die aber durch Anwendung des schönen *Olbers'schen* Lehrsatzes über das Verhältniß der beiden Abstände des Kometens sehr erleichtert worden ist. *Burkhardt* fand eine sehr einfache Formel zu Bestimmung der Zeit, in welcher ein Komet einen parabolischen Sector durchläuft, von welchem die beiden *radii vectores* und der davon eingeschlossene Winkel bekannt sind. Auch kürzt diese Formel die *Newton'sche* und *Euler'sche* Methode zur genauen Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn sehr merklich ab. D. *Olbers*, welchem der Herausg. diese Methode sogleich mittheilte, läßt ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren, bemerkt aber doch, daß sie in der Au-

wendung nicht ganz die Kürze der feinigten darbietet; indess hat *Olbers* manches von dem weiter in dieser Abhandlung folgenden angenommen und es seinem eignen Verfahren vorgezogen. Ein anderer Artikel von *Burkhardt* betrifft den Einfluß der 5ten Potenzen der Excentricitäten auf die große Störung Saturns und Jupiters. Diese Arbeit ward durch eine Aeußerung von *La Place* veranlaßt, und man begreift kaum, wie eines Menschen Zeit und Kräfte zu Arbeiten dieser Art zureichen! Es waren hier 2 Formeln zu vergleichen und zu combiniren, deren jede 2 Folioseiten einnimmt. Die eine Formel hat einen allgemeinen Buchstaben, welchem 6 verschiedene Werthe zukommen können; *Burkhardt* hatte daher mehr als 100,000, wir schreiben hunderttausend, Glieder zu untersuchen, ohne die Vorbereitungsrechnungen, um diese beiden Formeln zu finden! — Noch derselbe über eine Aufgabe der praktischen Geometrie, die schon oft, und besonders von *Lambert* untersucht worden ist. Einen Punkt dadurch zu bestimmen, daß man die 2 Winkel mißt, welche 3 bekannte Gegenstände, aus diesem Punkt gesehen, bilden. Es ist eigentlich eine kleine Abkürzung der schönen *Lambert'schen* Auflösung. Von Instrumenten ist aufser dem Holzschnitte von *Löwenörns* Nachsfernrohre, nur ein einziges abgebildet, nämlich des Ingenieurs *Osverbom's* Winkelmesser. Es ist sehr zusammengesetzt und vornämlich zur Messung *horizontalen* Winkel eingerichtet, so daß geschickte Künstler wohl noch Verbesserungen dabey anbringen könnten. Der Herausg. hat der Beschreibung eine kritisch-praktische Uebersicht von den jetzt bekannten besten Werkzeugen dieser Art vorangehen lassen. Die *Kartenrecessionen* zeichnen sich aufser den vielen kritischen und andern Bemerkungen vorzüglich durch mitgetheilte *Längen-* und *Breitentafeln* einer Menge Oerter nach astronomischen Bestimmungen, aus. Bey *Heinekens* Karte vom Bremer Gebiete, und der von ihm selbst nach den neuesten astronomischen Bestimmungen von *Beauchamp*, gelieferten und beym Aprilhefte 1801 befindlichen Karte von Persien hat der Herausg. sich unständiglich über die Erfordernisse einer guten Karte erklärt und sie befolgt. Wir können übrigens diese Karten so wenig, als die vielen Reisebeschreibungen und damit verwandten Schriften, auch nur nennen. Eben dies gilt auch von den einzelnen geographischen Ortsbestimmungen, wo man meist die ganze Berechnung findet. Von Correspondenznachrichten interessieren vorzüglich die *Blumenbachi'schen* von *Hornemanns* africanischer Reise, die meist aus Briefen vom Baronet *Ranks* mitgetheilt werden, besonders auch die Nachricht von einer englischen Entdeckungsreise nach der Südfsee, und von gebrannten Ziegelsteinen mit Keilschrift aus *Hillabann* Euphrat, welche vom Capt. *Flinders* herrühren, der neulich auch die große van Diemens-Insel befahren hat, und welchen die Admiralität mit dem Investigator nach der Südfsee schickte, um besonders die Küsten von Neuholland, nebst den dasigen größern Flüssen und Landseen zu untersuchen. Aus

Denkschriften von gelehrten Gesellschaften und Akademien sind nur wenige Auszüge vorhanden, z. B. aus den phil. Transact. von *Herschels* neuen Beobachtungen und Untersuchungen, und verschiedenes aus den *Memorias da Academia Real des Sciencias de Lisboa* T. I. II. 1797—1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, (eigentlich WIEN,) b. Doll: *Die Verschleierte im schwarzen Schlosse. Eine abentheuerliche Geschichte.* 1801. 120 S. 8. mit 1 Kupf. (10 gr.)

Unter hundert Menschen, denen dieses Büchlein in die Hände fällt, werden gewiss neun und neunzig nach Kupfer und Titel mutmaßen, daß ihnen hier abermals eine Geistergeschichte aufgetischt werde. Das geschieht zwar nicht! Es ist bloß die Geschichte eines, und wie sich von selbst versteht, sehr schönen Fräuleins, das von einem sehr geitzigen Vater auf einem einsamen Schlosse erzogen, mit einem betrügerischen Liebhaber durchgeht, — das noch zur rechten Zeit ihm entrissen, mit einem gutherzigen Spanier und feinem italienischen (gar nicht eifersüchtigen) Weibchen, Italien durchreist; eben diesen Spanier, da seine Gemalin durch den Mißgriff eines Banditen ermordet wird, heirathet, ihn aber gleich darauf durch einen jähen Tod einbüßt; nach ihrer Heimath nun rückkehrt, und ihre Hand

einem jungen Manne reicht, der schon vorher aus Liebe zu ihr in Krieg gegangen war, und in Italien einmal gelegentlich ihr Leben vor den Franken gesichert hatte. Wie man sieht, handeln hier also lauter *sterbliche* Menschen. Aber es ist doch auch gegenseitig ein so höchst klägliches ganz ohne Interesse durch Verwicklung oder Charaktere, hingekritztes Geschichtchen, daß wieder unter hundert Lesern — wenn anders so viele ihre Zeit dabey verderben sollten! — neun und neunzig kaum begreifen werden: wie man es wagen könne, eine solche Schüler-Arbeit dem Publicum anzubieten. Als einen Beweis nicht bloß von der Geisteslosigkeit — denn diese findet sich überall! — sondern auch von der *Nachlässigkeit* des Vf. merken wir an: daß S. 104 Rodrigo seine Braut in einigen Tagen zum Altare führt; (ausdrücklich *führt*, nicht etwa *führen will*) daß S. 105 ebenderfelbe am *vorletzten Tage vor der Hochzeit* durch eine Erkältung vom Schlafe tödtlich gerührt wird, und daß S. 106 seine *Gattin* bey dem Leichnam ihres *Gatten*, den sie auch völlig beerbt, verzweifeln will. — Eben so kömmt eine Jugendfreundin Amaliens, die im Anfange des Werkleins immer *Louise* heißt, bey dem Schluß als *Cecilie* wieder zum Vorschein. Können denn solche Scribler, die ihre Exercitien so rasch in die Presse schicken, nicht wenigstens die vorletzten Seiten ihrer Handschrift noch einmal überlesen, um die Schreib- und Gedächtnisfehler auszubeßern?

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Einbeck, b. Feysel: *Ueber die evangelischen Missionsangelegenheiten, sowohl überhaupt, als insbesondere die Ostindischen, der größten und glänzendsten Denkwürdigkeit des achtzehnten Jahrhunderts; aber auch dem ausgezeichnetsten Beweise göttlicher Vorsehung und menschlicher Weisheit, von Friedrich Ludwig Langstedt, der W. W. Doctor, vormals Feldprediger des 14ten Kurhannoverschen Infanterie-Regiments zu Madras und Arcot in Ostindien.* 1801. 27 S. 4. (4 gr.) Wir können die Begeisterung, mit welcher Hr. L. als Augenzeuge von diesen Missionsanstalten spricht, und zu ihrer Unterstützung aufmuntert, eben nicht mißbilligen. Hat man gleich an der dabey üblichen Bekehrungsmethode bisweilen einiges, vielleicht nicht ohne Grund, getadelt: so ist doch das viele durch dieselben gestiftete Gute von überwiegender Werthe. Ausser dem Gewinne, den Religion und Moralität durch sie offenbar erlangt haben, macht der Vf. auch auf einige andere, weniger bekannte Vortheile aufmerksam. Er zeigt z. B. wie viele schätzbare Beyträge zur Erdbeschreibung, Naturkunde, Oekonomie, Arzneymittellehre, Botanik, Technologie, und andere Wissenschaften, man den evangelischen Missionarien zu danken habe; wie denn noch vor kurzem Hr. Sprengel die aus dem Carnatic überlieferten Nachrichten von der Eroberung Seringapatnams zu einer Eroberungsgeschichte des Mysorischen Reichs vom May 1799 benutzen konnte. Besonders aber ist es merkwürdig, daß manche der gedachten Missionarien, ohne die Grenzen ihres

Amts zu überschreiten, selbst für den politischen Zustand jener Gegenden wichtige Dienste geleistet haben. Der sel. Schwarz rettete zur Zeit des vorletzten Kriegs, da der Rajah zu Tanschaur und seine Räte allen Credit verloren hatten, durch sein ihm von den Einwohnern geschenktes Zutrauen, das Volk vom Verhungern und schmachlichen Untergange. Auf Veranlassung des ehemaligen Gouverneurs von Madras, Archibald Campbell, mußte er einen Plan zu einem Gerichtshofe entwerfen, der von der Ostindischen Compagnie angenommen wurde; und viele Menschen glücklich machte. Er streckte großmüthig fünfshundert Pagoden (eine goldene Münze, ungefähr 2½ Thaier am Werthe) zur Reinigung; derselbe zehn Jahre verabsäumten nützlichen Wasserleitung vor; übernahm die Aufsicht darüber, und das Geschäft wurde unter Besorgung der Christen angefangen und vollendet; andere seiner vielfachen Verdienste von ähnlicher Art zu übergehen, unter welchen er, fast ein halbes Jahrhundert hindurch, und größtentheils unentgeltlich, nicht nur für die Mission, sondern auch für das Indische Publicum, als Staatsmann gebraucht, gearbeitet hat. Hr. *Cerviche* bewahrte Cudesar während des Kriegs vor Auspünderung und Blutvergießen. Er schützte viele angesehenen Leute, daß sie nicht in Hyder-Alys Gefangenschaft fielen. Auch wurde ihm von dem Gouvernement zu Madras die Vormundschaft über den Tanschaurischen Prinzen *Servoger*, and dessen Unterricht anvertrauet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Wilson: *A Journey from London to the Isle of Wight* by Thom. Pennant, Esq. Vol. I. *From London to Dover.* 205 S. Vol. II. *From Dover to the Land's-End.* 4. 250 S. 1801. (19 Rthl. 20 gr.)

Ein großer Theil dieser topographischen Reise, welche aus der Hinterlassenschaft des bekannten großen „Touristen“ (Stückreisemachers?) *Th. Pennant* von dem Herausg., Ed. Harding, hervorgezogen wurde, macht bloß den Rahmen zu den 49 darin gegebenen Kupfern. Sogleich den Ufer-Sitze, wo P. von seiner Frau und seinem lieben Platz am Kaminfeuer mit vieler Bangigkeit, wie er selbst erzählt, sich trennte, (es waren die Londner *Temple Stairs*) verewigt eine Kupferplatte; und so sieht man die Mühe, mit welcher besonders im Anfang, jeder entfernteste Anlaß zu einer Anekdote, noch mehr aber zu einem Kupfer herbeygezogen wurde. Ein Porträt der schönen Herzogin von *Cherouse* findet hier eine Stelle, weil sie uns J. 1638 dem Hofe zur Luft, über die Themse geschwommen ist, auch der lustige *Pakington* (Sir John P.) wird angebracht, weil er gegen eine Wette von 3000 Pfund von Westminster bis Greenwich, wenigstens schwimmen wollte. „Die gute Königin (Elisabeth) aber, welche eine besondere Sorgfalt für Erhaltung hübscher Mannspersonen hegte, erlaubte ihm nicht, dieser Gefahr sich auszusetzen.“ So schweift P. die ganze Themse hinab, rechts und links, in die Geschichte der Vorzeit ab. Immer noch unterhaltend genug; aber ganz gegen die Erwartung, welche er gleich anfangs durch die Erklärung erweckt: daß er diese Reise bloß um seines Sohnes Willen unternommen habe, damit dieser bey seinem nahen Auszug nach Frankreich und Spanien (1787) wo er vornehmlich auf die Seemacht dieser Rivalen aufmerksam seyn sollte, schon mit Englands Marine bekannt genug und nicht „in urbe sua hospes, in patria peregrinus,“ seyn möchte. Wenigstens bey Greenwich-Hospital, dieser für den Stand der englischen Seelente so wichtigen Stiftung; erwartet man den statistischen Blick auf deren jetzigen Zustand; aber überall bleibt der Vf. antiquarisch, die Bemerkung ausgenommen, daß diese berühmte, von jedem Engländer mit Stolz genannte Anstalt großentheils von den 1715 confiscirten Gütern des unglücklichen Earl von Derwentwater, welche endlich seinen Nachkommen zurückzugeben großmüthig und

A. L. Z. 1802. Erster Band.

gerecht, wohl aber nicht „mit der Lage der öffentlichen Angelegenheiten übereinstimmend“ seyn möge. Bey *Blackwall* präsentirt sich *Perry's* Schiffswerft, die wichtigste Privatunternehmung dieser Art in Europa. Hier und in *Greenland-Dok* liegen alle Ostindienfahrer nach ihrer Heimkunft. Schon bey *Woolwich* steigt die Themse im Frühling durch die Fluth bis auf 19 Fufs. Hier wo eine Stückgießerey ist, oder zu Deptford, können deswegen die Schiffe die Kanonen, Mörser etc. einnehmen, welche für jedes Schiff besonders in furchtbarer Ordnung aufgestellt warten. Bey *Purfleet* sind die großen Pulvermagazine, welche man erst seit 1762 aus der Nähe von London wegzuschaffen die Klugheit hatte. Sie enthalten 30,000 Centner gewöhnlich. Seit 1772 wurden sie nach Franklins Methode mit Ableitern versehen. 1777 schlug der Blitz dennoch ganz in der Nähe. Ob nun gleich P. selbst in der Note nachweist, daß nach den *Philos. Transactions* Vol. 68. S. 232 in der Construction ein Fehler begangen war, auch nicht etwa wirklich mit einem Conductor verfehener Platz getroffen wurde: so treibt den Vf. doch im Texte der Widerwille gegen Franklin „den philosophischen geheimen Mordbrenner, welcher, unter der milden englischen Regierung beschützt, die Herzen der *Mitunterthanen* in Amerika“ [welche aber immer nur mit bezahlen, nicht mit besteuern sollten] „zu jener Explosion bereitete, die für immer uns von unsern einst glücklichen [jetzt also unglücklichen?] Colonieen getrennt hat“ — zu der ungerechten Behauptung, daß die Unwirksamkeit der Franklinischen, spitzen Ableiter damals factisch erwiesen worden sey. Welche Ausartung des ächten Patriotismus! — In der Gegend von *Greenhithe* bis *Gravesend* werden die ungeheuern *Kalkgruben*, aus denen bis nach China Versendungen geschehen, und die *Flintsteine* bemerkt, von denen jährlich an 5000 Tonnen in den *Staffordshire-Canal* gehen. Auch diese Steine gehen in Menge bis nach China. *Wedgewood* aber verbannte dadurch das sonst bloß aus Holland gelieferte irdene Geschirr feinerer Art und brachte die Lieferungen für alle Tafeln fast allein in die Hände der Engländer. — Bey S. 57 findet man das Bildniß von *Ed. Brown*, Leibarzt Karls des II. (st. 1708.) Merkwürdiger wäre sein Vater, *Sir Thomas Brown*, der Vf. der *Religio Medici*. — *Gravesend* war einst der Mitheilungsplatz zwischen London und Calais (statt Dover); noch jetzt hat die dortige Schifferzunft das ausschließende Recht, Passagiere auf dem Fluß, die Person für 9 Pence, nach London zu bringen. Linienfahrer laden hier ihre

Kanonen aus, um weiter bis Woolwich hinaufgehen zu können. Die Ostindienfahrer sichten von hier aus. — Von *Tilburyfort* bis *Seeneff* finden sich die älteren Uferbefestigungen gegen Landungsversuche der Franzosen und Spanier, von Heinrich VIII und Elisabeth. Die Hauptschrift über die letztere, als Vertheidigerin gegen die spanische Armada ist *Robert. Adami Expeditionis Hispanorum vera descriptio* A. D. 1588. — *Sheernefs* wurde erst regelmäßiger befestigt, da es die Holländer unter dem Viceadmiral van Ghent 1667 zusammengepfloffen hatten, eben damals, als der Admiral Ruyter selbst bis *Upnor castle* mit 6 Kriegsschiffen und eben so vielen Brandern gegen London hinauf stürmte. — Ehrwürdig durch sein Alter folgt des Bischofs *Gundulphus* zwischen 1077 — 1107 erbauter Sitz, *Rocheſter*, und die für das englische Seewesen so wichtige Verlängerung dieser Bischofsstadt, *Chatam*. — Bey *Devenham* führt P. aus den Stadtrechnungen an, daß die Stadt 1519 einen Erzbischof noch für 5 fh. 4 p. den König und die Königin für 1 L. 6 fh. 1 ½ p. und den Kardinal Wolsey für 18 fh. 9 p. mit gewürztem Brod, Wein, Bier und Ale tractirt hat: bey dem Kardinal kamen noch Kapannen dazu. — Ueber die schönen Ruinen von *Daundelion* (eigentlich *Dent de Lion*) kommt der Vf. nach *Margate*, dem ersten der Seeplätze, welche durch die Mode des *Seebads* aus ganz gewöhnlichen Städtchen zu Niederlagen des Luxus für den Sommer seit kurzer Zeit umgeschaffen wurden. — Bey *Kings Gate* schuf sich Henry, Lord Holland, in den Jahren nach 1767 eine sonderbare Nachahmung der *Villa Formiana* des Cicero. Die Gebäude sind kostbar und voll von Antiken aus Italien, aber die Gegend so unfruchtbar, daß diese *Formiani colles* nicht nur keinen Becher mit Wein füllen, sondern nicht einmal einen einzigen Baum hervorbringen. — Der Hafen von *Ramsgate* ist, ungeachtet seines herrlichen Molo, der Gefahr ausgesetzt, allmählich ausgefüllt zu werden. Die Eine Seite des Molo, 26 Fufs breit aus Purbecksteinen erbaut, erstreckt sich 800 Fufs weit ins Wasser hinaus. — Diese ganze Gegend wird auch durch die *Auſtern* interessant. Die Ruinen von *Richborough* *ol. Rutupiae* geben von dieser Seite eine Illustration zum Juvenal Sat. 4. lin. 140. Die römischen Leckerzungen wußten nämlich sehr gut, „*circaeis vita forent, an Lucrinum ad saxum, Rutupinove edita fundo Ostrea.*“ — *Sandwich*, bekannlich noch immer Einer von den „*cinque ports*“ wurde aus den Resten von *Richborough* erbaut und war schon 857 ein Landungsplatz der Dänischen Invasionen. Für jetzt ist dieser ehemals bedeutende Seehafen mehr nicht als der Kanal des Flusses *Stour*. 1457 eroberten und plünderten ihn die Franzosen aus der Normandie unter Peter de Breze. Von da bis 1573 füllte sich der Hafen allmählich mit Sand. — Ungewöhnlich lange verweilt der Vf. bey den hierarchischen Reliquien zu *Canterbury*, lat. *Durovernum*, ein Name, welchen P. von *Dwer Aber* d. i. Wasserausfluß, ableitet. Hier war *Thom. Becket's* heiliges Grab in

Christ's-Church, welches Ludwig VII. von Frankreich 1179 als gemeiner Pilger besuchte. Die Kirche hatte 3 Altäre, für Christus, für die Mutter Gottes und für den martyrisirten Bischof. P. führt ein Jahr an, in welchem bey dem Altar *Christi* nichts, bey dem zweyten 4 L. 1 fh. 8 d. bey *Becket's Reliquien* aber 954 L. 6 fh. 3 d. gefallen waren. *Becket's* Blut sollte aber auch die Kraft haben, zum Genuß des Bluts Christi zu verhelfen. Man sang: *Tu per Thomae sanguinem | quem pro te impendit | Fac nos, Christe, scanders | quo Thomas ascendit.* — Von der *Abtey Augustins*, des Bekehrers von England, kostete im J. 1309 der Einweihungstag an hier specificirten Gerichten die damals ungeheure Summe von 287 L. für 300 Tafeln jede ungefähr zu 20 Personen.

Das „*apertum planum et molle littus*“ bey *Deal* war Julius Cäsars Landungsplatz. Der Vf. beschreibt die wegen der Dünen hier nöthigen, eigenen Arten von Fahrzeugen, giebt eine sehr schöne Ansicht von *Deal Castle* und eine Beschreibung der dort 1693 vorgefallenen Zerstörung einer spanischen Flotte unter Adm. *Ocuendo* durch Van Trump. — Nur eine Meile weiter liegt *Walmer Castle*, wovon hier ein eben so schöner Prospect gegeben ist. Von dort an steigen an den Ufern die großen Kalkfelsen empor, welche die weiterhin liegende Häfen etwas mehr vor dem Dünenfand schützen. *Dovercastle* präsentirt sich plözlich auf einer schroffen, hohen Klippe dieser Felsenwände. Der Blick von da aus reicht über das volkreiche, geschäftige *Dover*, dessen Hafen und den engsten Theil des Kanals weg bis auf das entgegengesetzte Küstenland von *Calais* hinüber. Das Trinkwasser muß aus einer Tiefe von 360 Fufs heraufgezogen werden. Vor den übrigen sehenswürdigen Felsenwänden dieser Strecke hat *Shakespeare Cliff* die Ehre, hier ebenfalls in einem Kuppel zu erscheinen. Diese im *King Lear* verewigte Felsenpitze hat indess durch Erdfälle vieles verloren. Doch immer noch bleibt das herrliche, dem Hörer die Höhe durch Abstufungen vorwaltende Bild des Dichters wahr, in welchem *Johnson* „*Kleinlichkeiten*“ gefunden haben wollte!

Wie dem I. Theil eine umständliche *topographische Karte* von *London bis Dover* vorangeht, so ist der Inhalt des II. Theils durch die Fortsetzung derselben bis zur Insel *Wight* zum voraus zu überschauen. Doch ist, gegen den Zweck einer des Seewesens wegen unternommenen Reise, auf beiden Karten weit mehr auf das Land als auf die See Rücksicht genommen. Selbst die Krümmungen der Ufer, Buchten etc. sind fast gar nicht angegeben, und die Ausflüsse der Themse völlig vernachlässigt. Auch in Beziehung auf das Land ist die Fortsetzung der Karte viel ungenauer, die Reisebeschreibung dagegen gedehnter, und führt eben deswegen nicht bis *Laud's End*, sondern bloß bis zu der schon genannten Insel. — Bey *Folkstone* wird das Bild von *Will. Harvey*, des berühmten Erfinders des

des Blutumlaufs gegeben, welcher 1378 dort geboren war. Er war Leibarzt von Jacob I. und Karl I., zog sich unter den Unruhen der Regierung des letztern nach Kent zurück, starb 80 Jahre alt (1657) und wurde zu Hampstead in der Grafschaft Hartford begraben. — *Hythe*, einst eine Seeftadt, liegt jetzt eine halbe Meile vom Wasser. Weiterhin sind bey *Shipway* die Reste des *Portus Lemannus*, von welchem sich die See noch weiter zurückgezogen hat. Dagegen blüht *New Romney*, als einer der „*cinque ports*“ durch welchen *Old-Romney* gleichsam verschlungen wurde. — Zu *Rye* traf *P.* in dem Hospital ein Weib, welches (zur Strafe eines Meineyds) schon seit drey Jahren schwanger seyn sollte, so das man des Kinds Bewegungen zu fühlen glaubte. — Von *Winchelsea* gab die Kirche zu einem angenehmen, ländlichen Kupfer Anlaß. Dagegen ist der Prospect von *Hastings-castle* unbedeutend. *Pevensey-castle* erinnert an Wilhelm den Eroberer, welcher um Michaelis 1066. mit 60,000 Mann auf 900 Schiffen hier landete; *Beachy-head* bringt den *Vf.* auf das Seeufer von *Tourville* (1690) gegen die Engländer unter dem Earl of Torrington und die Holländer unter *Calembourg*, welche für England unglücklich, und durch Torrington's standhaftes Betragen bey der Ungnade König Wilhelms (von Oranien) doppelt merkwürdig wurde. Bey *Brightelmstone* ist der schöne Pavillon, in welchem der Prinz von Wales die Zeit des Seebads hier benutzt, zum Kupfer gewahrt. „In früherer Zeit, setzt der *Vf.* hinzu, „brachte der Prinz seine Tage oft unter Gesellschaft, „tern zu, von welchen die meisten seinem hohen Rang, „seinen anerkannten Fähigkeiten und seiner feinen Le- „bensart nicht zur Ehre gereichten. Sein edles Gerühl „wurde oft zu Vergnügungen hinabgerissen, welche „seiner Geburt und künftigen Aussicht nicht entsprachen. Die Zeit der Fluth in seinem Blute ist nun „vorüber, und es reht zu hoffen, das unter Briti- „scher Titus, frey von jugendlichen Ausschweifun- „gen, das, was sein römisches Vorbild war, *veliciae hu- „mani generis* werden werde.“ Wir möchten wissen, ob dies der *Vf.* etwa 1787 geschrieben habe?

Bey *Brighton* giebt *P.* von den verschiedenen *Kü- „stenschen* Englands Nachricht. — Karl der II. schlich hier die Nacht vor seiner Flucht (14ten Oct. 1651.) nach Frankreich, in dem Haufe eines ehemaligen Gardisten, *Smith*. Der Mann erkannte den König, liefs sich aber nichts merken. Nur da er mit dem König einen Augenblick allein war, küßte er ihn schnell die Hand und sagte: Gott segne euch; *dies* Reise gehe, wohin sie wolle: ich hoffe, ehe ich sterbe, soll ich noch ein Lord und mein Weib ein *Lady* werden. — *Arundel-castle* giebt einen schönen Aublick; zugleich hat sich der *Vf.* bey Notizen über die ehemaligen *Earls* von *Arundel* auf. Der letzte von der Linie, *Fitz-Alan*, bracate unter *Elisabeth* den Gebrauch der Kutschen nach England. Ein anderes Wagstück seines Luxus war, das er sich, nachdem er schon zwey Frauen begraben hatte, in *Elisabeth* selbst verliebte. Alte

Liebhaber aber waren nicht der Geschmack dieser Dame. *Henry* vertrieb sich seine Grillen in Ungarn gegen die Türken fechtend und starb 1580. Die ganze Familie nebst andern Grofsen findet sich hier in guten Familiengemälden. — Bey Kleinigkeiten von *Chichester* und *Southwick* verweilt der *Vf.* noch sehr, ehe er uns nach *Portsmouth* führt. Selbst im Frieden arbeiten hier immer 1500—2000 Männer auf dem Schiffswerft. „Wäre ich König von England, ruft „*P.* hier aus, ich würde die fremden Gesandten nie „anders als in einem LinienSchiffe von der ersten „Gröfse zur Audienz annehmen. Da ist die wahre Re- „sidenz unsers Reichs.“ — *Portsmouth's* Hafen ist im Stande, die ganze englische Seemacht, sicher vor Sturm, aufzunehmen. Die grössten Schiffe behalten ihre Kanonen, und können in einer Viertelstunde aus dem Hafen in See stechen, ohne Hindernisse von Sandbänken und Klippen. Die Zugänge zum Hafen sind durch eine Menge Forts unüberwindlich gemacht. *John Aitkin*, einem Schottischen Maler, aber gelang es den 7ten Dec. 1776 beynahe, auf Anstiften des Amerikanischen Agenten zu Paris, *Silas Deane*, die großen Vorrathshäuser in Brand zu stecken. 1760 wurde ein beträchtlicher Theil durch ein feuriges Meteor entzündet. — Bis unter *Heinrich VII.* gab es keine englische Marine; man miethete im Krieg Kaufmannschiffe, zu denen, welche die *cinque ports* liefern mußten. *The great Harry* war das erste bedeutende Kriegsschiff der Krone, welches 1503 zu *Portsmouth* gebaut wurde, und 14,000 L. kostete. Noch unter *Eduard VI.* bestand die ganze Marine aus 53 Schiffen, zusammen von nicht mehr als 6255 Tonnen. Dazu gehörte von Matrosen und Soldaten eine Mannschaft von 7780. Das grösste Schiff war *Henry Grace de Dieu* von 1000 Tonnen, mit 349 Soldaten, 301 Matrosen, 50 Artilleristen, 19 ehernen, und 103 eisernen Kanonen versehen. Von diesen Anekdoten aus der Kindheit des englischen Seewesens wünscht man von dem *Vf.* in die neuere und neueste Zeit herabgeführt zu werden. Aber nein! Hat sein Sohn, für dessen Belehrung über die Seemacht seines Vaterlands die Reise angetellt ward, nicht alles neuere für sich als Geheimniß behalten, und blofs das Archäologische für des Vaters Reisebeschreibung hingeben, so ist er wahrhaftig „*hospes in aevo suo*“ geblieben. —

Auf der *Insel Wight*, nach welcher *P.* nun sich übersetzen liefs, betrifft die merkwürdigste Notiz eine Gemäldeansammlung zu *Appaldorcombe*. Der Besitzer sammelte diese Gemälde und viele andere hier aufgestellten Alterthümer 1785—87, indem er selbst, größtentheils auf einem eigenen Schiff, mit einer Anzahl von Künstlern Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Kleinasien und die Kreim besuchte. Unter den Antiken müssen die interessantesten seyn *Zeus* und *Athene* von einer Atheniatischen Familie Gelübde annehmend, ein Relievo in Marmor aus dem *Parrhenon* zu Athen, eine Herme von *Sophokles*, eine von *Alcibiades* aus den Künsten des

des Prytaneum zu Athen, ein *Opferstier*, eine *Griechische Venus* nach Praxiteles, der Nil an eine *Sphinx* gelehnt, dem Nil im Vatican zu Rom ähnlich, eine Herme der *Sappho*, *Bacchus* auf einen Genius sich lehnd etc. — Die westlichen Spitzen der Insel Wight sind für die Schiffe einer der gefährlichsten Plätze. Man hat kürzlich bey the Needles, und St. Catherine zwey Leuchthürme errichtet. Sie stehen aber zu hoch und werden selbst von den Sturmbeln eingehüllt; auch können sie mit den Leuchten von Portland verwechselt werden und führen dadurch den Seemann irre. — Einige Nachrichten über Ebbe und Fluth an diesen Küsten, die aber für den Kenner wenig zureichen mögen, begleiten den Leser bis *Farmouth*, dem letzten Platz der Reisebeschreibung, von welcher wir nichts weiter anzumerken haben, als dafs hie und da auch einige lithologische, botanische und ornithologische Notizen eingestreut sind, welche aber nicht leicht mehr als das Daseyn von diesem oder jenem Naturproducte erkennen lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRESLAW U. LEIPZIG, b. Gehr u. Comp.: *Julius*. Eine Blüthe der Phantasia von A. G. K. 1800. 163 S. 8.

Der Vf. dieses Romans, dessen Manier an das *Blüthenalter der Empfindung* erinnert, zeichnet sich ei-

nigermaassen durch das Bestreben aus, den Weg gemeiner Romanschreiber zu vermeiden, deren Werke keinen andern Zweck haben, als durch eine geschmacklose Anhäufung des Stoffes der schlaffen Neugierde Reizungsmittel zuzubringen. Indem er aber diesen Fehler vermeidet, ist er in den entgegen gesetzten verfallen, durch welchen der Roman vielleicht noch weiter von seinem wesentlichen Ziele entfernt wird, und der höchst magre und nüchterne Stoff, welchen er darbietet, reicht kaum hin, die Aufmerksamkeit zu reizen, geschweige denn die Selbstthätigkeit der Phantasia aufzufodern. Den grössten Theil des Buches füllen Beschreibungen innerer Zustände und einiger Naturscenen, in denen ein gewisser Schimmer der Sprache und ein Anhauch philosophischen Sinns den Mangel an fester Zeichnung nicht verstecken kann. Alles was zu der Geschichte gehört, ist mit schwacher und unsicherer Hand angedeutet; die Umrisse zerfliessen, und wo uns der Anblick eines Gemäldes versprochen war, sehen wir nur eine Anhäufung bunter Farben, die sich durch die Auslegungen des danebenstehenden Künstlers nicht in Gestalten verwandeln können.

* * *

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung* von J. G. A. Galletti, 2ter Th. Neue verbesserte u. vermehrte Auflage. 1801. 426 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Leipzig, b. Klaubarth: *De concessione insignium in imperio Romano-Germanico*, Commentatio sexta, qua ad audiendas orationes — invitat *Friedericus Augustus Guilielmus Wenckius*. 1801. XIV S. in 4. Mit einem grossen Aufwande von historischer Gelehrsamkeit und seltenen Scharfsinn, und in einem schönen, gefälligen Vortrage, untersucht der berühmte Vf., Hr. Hofr. *Wenck* zu Leipzig, in dieser Fortsetzung die Siegel und Wappen der deutschen Universitäten, wie sie diesen von ihren Stiftern, und in der Folge von den Kaisern selbst verliehen worden sind. Die ältesten deutschen Universitäten, von der Prager an bis zu der Mainzer, bedienten sich vom ersten Anfang ihrer selbst angenommenen Siegel; von *kaiserlichen* Verleihungen zeigt sich nicht die geringste Spur. Zwar weiss man von Maximilian I und seinen beiden ersten Nachfolgern, dafs sie zur Anlegung mehrerer Universitäten die erbernen Privilegien ertheilt haben: aber von den Siegeln scheint die kaiserliche Kanzley keine Notiz genommen, sondern deren Ertheilung den Stiftern überlassen zu haben. Der erste Kaiser, welcher einer Universität ein besonderes Siegel gab, war Maximilian II; er ertheilte es der Universität zu Helmstädt, wovon hier die Worte der Urkunde vom 9ten May 1575 angeführt sind: und er that es aus besondern Wohlwollen gegen den H. Julius von Braunschweig. Ueberhaupt glaubten nicht nur die Päpste,

sondern auch die Kaiser, dafs die deutschen Fürsten berechtigt wären, ihren neu errichteten Universitäten Siegel und Wappen zu ertheilen, oder auch, dafs dieses Recht unter den erhaltenen allgemeinen Privilegien dergestalt mit begriffen sey, dafs es einer ausdrücklichen Erwähnung und Concession derselben nicht bedürfe. Aber im 17ten Jahrhundert scheinen einige Rechtsgelehrte gemeyn, und die Fürsten, welche Akademien stiften wollten, überredet zu haben, dafs ein Reichsstand zwar einer ganzen Akademie ein Siegel und Wappen ertheilen könne, nicht aber den einzelnen Facultäten derselben, weil das Recht, akademische Grade, oder eine Art von gelehrtem Adel zu ertheilen, blofs vom Kaiser abhängt. Daher finden sich mehrere Beispiele von angesehenen Reichsfürsten, die zwar der ganzen Universität ein besonderes Siegel eigenmächtig ertheilten, aber die Facultätssiegel sich vom Kaiser erbaten.

Im Anfange dieser lehrreichen Schrift, wo der Vf. die Stiftungsjahre mehrerer Universitäten angiebt, haben sich, wie es scheint, einige Druckfehler eingeschlichen. Die Stiftung der Prager Universität muß auf das Jahr 1348 (nicht 1347), der zu Löwen auf das J. 1325, (nicht 1326) der zu Batel auf 1459 (nicht 1460), und der zu Mainz auf das Jahr 1476 (nicht 1477) angesetzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmans: *Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen, oder Beyträge zur richtigen Kenntniß und Behandlung der Augen im gefunden und kranken Zustande*, von K. Himly. — Erstes Stück. 1801. 12 Bog. 8. (14 gr.)

„In den folgenden Blättern,“ sagt der, bekanntlich jetzt in Jena lehrende Vf. S. VIII. der Vorrede, „habe ich angefangen, Materialien zur allgemeinen Augenkunde zu liefern, die mir Beobachtung und Nachdenken an die Hand gaben. Sie enthalten Beyträge zur Anatomie, Physiologie, Diätetik, Arzneymittellehre, Diagnostik, der sogenannten medicinischen und operativen Chirurgie der Augen und ihrer Fehler; deshalb wählte ich die, zwar fremde, aber hinlänglich allgemeine Benennung: *ophthalmologische Beyträge*.“ Er wünscht, daß sich Mehrere mit ihm zu diesem Zwecke vereinigen möchten, jedem Zweige der Augenkunde ihre Aufmerksamkeit zu widmen, alle inamer genauer zu verbinden, und zugleich manche, noch zu wenig entschiedene, Frage aufs Neue zur Sprache zu bringen, und bittet um Beyträge. Welcher Sachkundige wird nicht in diesen Wunsch einklinken und zugleich die Fortsetzung auch der eignen Abhandlungen des Vfs., wozu der Titel Hoffnung macht, mit Verlangen erwarten!

Die in diesem ersten Hefte enthaltenen Stücke haben folgenden Inhalt: I. *Lähmung der Regenbogenhaut durch örtliche Anwendung des Bilzenkrautes und Benutzung derselben bey der Behandlung einiger Augenkrankheiten*. Bey einer Kranken, die vor einigen Stunden ein aus einer Auflösung des Bilzenkraut-Extractes bestehendes Augenwasser in das eine Auge gewischt hatte, fand der Vf. das Auge völlig so, wie man es sonst nur bey dem ärgsten schwarzen Staare findet, nämlich die Regenbogenhaut gänzlich unbeweglich, so sehr zurückgezogen, daß sie einen kaum eine Linie breiten Ring bildete, und mit ihrem innern Rande etwas nach hinten gewandt, so, daß ihre vordere Fläche nach dem Mittelpunkte hinzu concav lag. Das schwarze Pigment im Boden des Auges hatte nicht die gewöhnliche Schwärze, sondern einen graulichten Schein. Dennoch sah die Kranke mit diesem Auge so gut, als vorher, aufser daß es ihr etwas vor demselben flimmerte, welches von der zu großen Menge Lichtstrahlen herrührte, die durch die so sehr erweiterte Pupille in das Auge kam. Einige Tropfen gerade vorrätigen Cajeputöls, A. L. Z. 1802. Erster Band.

in die Augen gerieben, verengerten sehr bald die Pupille wieder, und in einigen Stunden war der ganze Zufall völlig gehoben. Jenes Augenwasser war nicht einmal eingetröpfelt, sondern nur etwas von demselben mit dem Finger auf die Augenlieder-Ränder gewischt worden. Mehrere Versuche an mehreren Personen brachten immer dieselbe Wirkung hervor, so bald die Regenbogenhaut nur noch Beweglichkeit hatte. Der Vf. behielt die nämliche Vorschrift bey; nämlich er läßt einen Scrupel Bilzenextract in einer Unze Wasser auflösen, und davon einige Tropfen in das Auge fallen, und durch hinten übergebogene Lage einige Zeit in demselben erhalten. Es entsteht hierdurch gar kein Schmerz, auch keine auffallende Röthe. Die Lähmung der Pupille entsteht nach dem Verlaufe von 1 — 2 Stunden und dauert gemeinlich 5 — 6 Stunden. — Die Wirkung eines, nach Art des Kirschlorbeerwassers bereiteten, destillirten Wassers von frischem Bilzenkraute blieb zweifelhaft. Das wässrige Mohlsaft-Extract in einer gleichen Auflösung machte zwar Schmerz, Hitze und Röthe, aber durchaus keine Erweiterung der Pupille, vielweniger Unbeweglichkeit derselben. Das Kirschlorbeerwasser brachte dieselbe Wirkung hervor, wie das Bilzenkrautextract, am allerstärksten aber das *extractum belladonnae*, in gleicher Gabe, als das *extractum hyosciami*. Seine Wirkung war weit dauernder: der Vf. fand nach 24 Stunden die Pupille noch etwas erweitert. Auch war es dem Auge empfindlicher. Ob es auf die Netzhaut gar nicht wirkte, kann er nicht mit Bestimmtheit angeben. Vom Auflegen des *empl. hyosciami* und *belladonnae* über den Augenbraunen sah er keine Wirkung auf die Regenbogenhaut. — Die Anwendung dieses Mittels giebt 1) bey dem grauen Staare ein sicheres Prüfungsmittel, ob derselbe mit der Regenbogenhaut verwachsen ist, oder nicht; 2) gestattet sie die genaueste Untersuchung der Beschaffenheit des Staars; 3) ist sie ein Palliativmittel bey dem gewöhnlichsten grauen Staare, wiewohl es noch unbestimmt ist, ob das Mittel ohne Schaden so anhaltend, und in so öfterer Wiederholung, daß die Erweiterung der Pupille wenigstens für die Tageszeit permanent werde, angewandt werden darf; 4) sie schafft bey manchen Arten von Verdunkelung der Hornhaut das Gesicht; 5) erleichtert sie in manchen Fällen die Ausziehung des grauen Staars, wenn man sie mit einiger Vorsicht vornimmt; 6) muß sie bey der Conradischen Methode, durch Oeffnen der Kapsel die Zertheilung des Staars zu bewirken, von großem Nutzen seyn; 7) ist sie besonders nützlich bey der Verengung der Pupille (phthi-

(*phthisis, synizesis pupillae*), die nicht mit Verklebung der Iris und Kapfel verbunden ist. — Ein Versuch des Vfs., zuerst durch die Auflösung des *extracti hyosjiami* allein, nachher in Verbindung mit der *Triolnaphthe*, den Staar zu zertheilen, gelang nicht.

II. *Nutzen des Lichtes bey Augenübeln.* Ein jedes Organ bedarf der erregenden Kräfte, wenn seine Erregbarkeit nicht allmählig erlöschen soll; und so auch das Auge. Augenentzündungen, besonders die langwierigen, erfordern sehr oft reizende Mittel: und der natürlichste Reiz — der des Lichtes — sollte dabey schädlich seyn? Theils hat man bisher sich zu sehr vor entzündenden Mitteln gescheuet und viele Augenentzündungen zu schwächend behandelt, indem man der ältern Theorie zu viel folgte; theils hat man bey der Wahl der reizenden Potenzen, wenn die Summe der Reize vermehrt werden sollte, zu sehr die natürlichsten Reize bey Seite gesetzt. Natürlich aber erfordert der jedesmalige Zustand der Augen seinen eignen Grad von Lust. Die Anwendung desselben empfiehlt der Vf. namentlich beym schwarzen Staare und der sich zu ihm hinneigenden Amblyopie. Er sammelt die Lichtstrahlen in einem convexen Glase (Staarbrillen), und wirft sie so in das Auge. Dabey vergiftet er nie, bey Abmessung der gehörigen Entfernung, in welcher er es vom Auge hält, den Raum zwischen der Hornhaut und dem Boden des Auges, auf welchem erst das Bild entsteht, mit zu rechnen, und auf die neue Strahlenbrechung im Auge Rücksicht zu nehmen. Er versichert, noch kein Auge gefunden zu haben, welches so blind gewesen, das seine Methode nicht auf dasselbe gewirkt habe: selbst bey einem achtjährigen vollkommenen schwarzen Staare wirkte sie noch. Freylich würde diese Methode bey Blindheit, die mit directer Schwäche anfängt, sehr gefährlich seyn. Am besten wird das Mittel bey solchen Personen passen, die durch Ueberreizung, Blitz, Sehen in die Sonne u. dgl. erblindet sind, und bey denen, die eine weite Pupille haben und deren Blindheit sich mit Nebel vor den Augen und, statt mit Lichtscheue (Lichtscheue), gegentheils mit Unentbehrlichkeit starken Lichtes, um noch etwas zu sehen, anhängt. Auf jeden Fall kann man sich durch einen stufenweisen Gang völlig sichern: man hat die Dosis so sicher in seiner Gewalt, wie bey irgend einem Arzneymittel. Die Umstände, von welchen sie abhängt, bestimmet der Vf. S. 42. f.

III. *Ein paar Bemerkungen über den Bau und die Verrichtungen der Regenbogenhaut.* 1) Oscillatorische Bewegung der Regenbogenhaut. Die letztere zieht, wenn in ein beschatteter gewesen Auge plötzlich Licht fällt, sich besonders stark zusammen, erweitert sich aber binnen einer Secunde wieder etwas in denselben Lichte. Aufser dem Reize des Lichtes selbst, dessen Wirkung nachher wieder schwächer wird, haben Beobachtungen den Vf. auf eine übersehene Mitursache dieser Erscheinung geleitet. Nämlich die Regenbogenhaut geräth durch das plötzliche Eindringen neuen Lichtes in eine wahre oscillatorische Bewegung, in

einen öftern Wechsel von Systole und Diastole, die, gleich den Schwingungen eines Pendels, nach und nach immer schwächer werden, deren der Vf. aber doch bey manchen Augen, besonders bey dunkler Farbe der Regenbogenhaut und auf dem weissen Grunde des grauen Staars, bey einem und demselben Lichte 4 bis 6 hat unterscheiden können. Diese Erscheinung läßt sich nicht durch anfangs angehäuften Erregbarkeit erklären, sondern hat ihren Grund in einem wirklichen Abnehmen und Zunehmen der absoluten Summe des einwirkenden Reizes. Am längsten scheinen die immer kleiner werdenden Oscillationen bey Leuten sichtbar zu seyn, deren Regenbogenhaut einen mittlern Grad von Erregbarkeit besitzt. 2) Gezaekte oder ausgeschweifte Pupille. Mehrere sah sie der Vf. bis zur Tiefe einer Linie eingekerbt: einmal zählte er 7 solcher Einschnitte, wodurch der innere Rand eben so viele kleine Bogen bildete. Dabey war die Sehkraft gesund und die Bewegung der Regenbogenhaut natürlich. Gewaltthätigkeiten, die solche Risse hätten hervorbringen können, waren nicht vorhergegangen. Der Vf. hält deshalb diese Beschaffenheit für angeboren und glaubt, das sie bey dem Verschwinden der *membrana pupillaris*, durch ein ungleiches Zurückziehen der Gefäße derselben, entstanden sind. IV. *Ueber die Ursache des undeutlichen Sehens bey schnellem Wechsel starken und schwachen Lichtes.* Sie liege in der angehäuften Erregbarkeit der Netzhaut. Etwas können auch wohl die erwähnten Oscillationen der Iris dazu beytragen. V. *Weshalb sehen Kurzsichtige besser, wenn sie die Augenlieder halb schließen?* Sie halten dadurch das von der Seite kommende Licht ab, und es wird durch dies Manoeuvre zugleich eine Veränderung des Augapfels selbst bewirkt, die schon allein den Myops weitlichtiger macht. (Einige Kurzsichtige sehen, ohne die Augenlieder zusammen zu kneifen, besser in die Ferne aus dem Augenwinkel, als geradezu). VI. *Eine kleine optische Bemerkung.* VII. *Ueber den Nachtheil des schnellen Wechsels vom Dunkelheit und Helle und einige deshalb zu beobachtende Vorsichtsregeln.* (Dieser vorzüglich für Nichtärzte bereits im Braunschweigischen Magazin gedruckte Aufsatz verdient, außer der Aufmerksamkeit der Aerzte, ganz besonders das Studium der ersten und daher den Ankauf des 43 und 44. Stückes jenes Magazins vom Jahre 1801). VIII. *Ueber den Nachtheil der Beleuchtung von Einer Seite her.* (Warnungen für Gelehrte, sitzende Arbeiter, Liebhaber vieler Lectüre u. s. w., die allerdings von jedem beherzigt zu werden verdienen. Schon die Gewohnheit aller mechanischer Künstler, in Absicht der Stellung ihrer Arbeitstische, kann jeden Aufmerksam machen von der Richtigkeit eines Theils der hier gegebenen Regeln überführen). IX. *Kurzsichtige sollten keine Tabakraucher werden,* weil sie immer (?) einen Hang haben, nur mit einem Auge zu lesen, und sie diesem bey der Pfeife im Munde, die sie nur seitwärts bey dem Arbeiten halten können, vollends nachgeben. (Eigentlich ist der kurze Aufsatz nur für solche, die an

am Schreibtische sitzen, bestimmt. Richtiger hiesse die Ueberschrift so: Kurzlichtige sollten nie *beym Arbeiten* Tabak rauchen. Höchst wahrscheinlich fielen der Nachtheil weg, wenn sie sich gewöhnten, aus biegsamen Röhren mit gebogenem Mundstücke zu rauchen, und die Pfeife gerade vor sich hin zwischen Tisch und Unterleib zu halten). X. *Einige sehr gewöhnliche Fehler der Brillen und Lorgnetten.* (So wird letzteres Wort auch S. 77. und durchgängig in diesem Aufsätze geschrieben, *Natt: Lorgnetten*). — Die Fassung zu den Brillen sollte des Glanzes wegen nie polirt und im Umkreise der Augengläser nie eine Facette geschliffen werden. Nicht selten sind die Brillen in ihrem Gelenke so fehlerhaft verfertigt, daß sie niemals gerade sitzen, sondern sich immer schiefrücken: die meisten doppelten Bügel an Brillen liegen an den Seiten des Kopfes nur mit einem Punkte an, und pressen dann die Brille zu stark gegen die Nasenwurzel an. Manchmal sind an Doppel-Lorgnetten die Aërme nicht länger, als an einfachen, folglich zu kurz u. s. w. XI. *Ueber den schwarzen Ring im Umfange des harten Staars.* Er erweitert und verengert sich gleichmäsig mit der Pupille, wie den Vf. besonders die obigen Versuche mit dem Hyofciamus gelehrt haben. Mancher Kapselstaar hat denselben gleichfalls. Die Ursache desselben ist nicht das Durchschimmern des schwarzen Bodens des Auges allein, sondern vorzüglich der Schatten, welchen die an ihrer hintern Fläche (*uvca*) schwarze Regenbogenhaut auf den Staar wirft. Zur völligen Bestätigung dieser Meynung fodert der Vf. zu Beobachtungen der Gestalt des Ringes bey immer nicht zirkelförmiger Pupille auf, besonders an Thieren, welche eine ovale Pupille haben, wo jeder graue Staar mit beweglicher Pupille dazu Gelegenheit giebt. Ist nämlich bey einer eckigten oder ovalen Pupille der schwarze Ring des Staars auch eckigt oder oval: so ist es völlig bewiesen, daß der Ring nicht von der Durchsichtigkeit des dünnern Randes der doch immer runden Krystall-Linse herrührt. XII. *Erklärung zweyer Nebensymptome des schwarzen Staars, nämlich der rauchigten Pupille und der sogenannten Auflösung des Glaskörpers.* Jene scheint dem Vf. öfters bloß daher zu rühren, daß, wegen der erweiterten Pupille, mehr Lichtstrahlen in das Innere des Auges fallen. Den grünlichten Schein und die weiße Fläche, auf welcher man oft Blutgefäße unterscheidet, und die zuweilen auch bey einer kleinen Pupille vorkommen, kann man freylich nicht durch jene grössere (von jener grösseren) Erhellung des innern Auges ableiten. „Sollten sie aber,“ fragt der Vf., „besonders der grünlichte Schein, nicht mehr von einem Mangel an schwarzem Pigment im Boden des Auges, als von einer Verdickung der Netzhaut, herrühren? Nur genaue anatomische Untersuchungen können hierüber entscheiden.“ Die sogenannte Auflösung der gläsernen Feuchtigkeit hat, wenn nicht *absolute* Verengung des Raumes, worin der Glaskörper enthalten ist, Schuld an dem Vorfalle desselben ist, eine von den folgenden zwey Ursachen; entweder

eine widernatürliche Gröfse des Glaskörpers, einen wasserfüchtigen Zustand der Glashaut, oder einen zu geringen Widerstand derjenigen Theile, welche den Glaskörper nach Ausziehung der Linse zurückhalten müssen. Aus dem letztern Grunde fällt er auch leicht vor, wenn man, nach Beer's Methode, die Linse sammt der Kapsel auszieht: noch mehr wird dieß durch die Bewegung des Staars nach allen Seiten befördert. XIII. *Ueber die Beweglichkeit der Regenbogenhaut, welche bey dem schwarzen Staare zuweilen unverletzt bleibt.* Es haben in diesen Fällen, nach der Hypothese des Vfs., Netzhaut und Augennerven ihre Erregbarkeit nicht gänzlich verloren, sondern nur *theilweise*. Nur die *specifische*, die durch das Licht, in sofern als es leuchtet, in den zum Sehen eingerichteten Organen erweckt wird, gieng verloren: hingegen die *allgemeine*, das Gemeingefühl der Nervenfaser blieb, und, durch den Reiz des Lichtes in der Netzhaut in Thätigkeit gesetzt, wird diese Erregung durch den Augennerven zum Gehirne geführt, und von da durch den dritten und fünften Hirnnerven auf die Ciliarnerven zurück. XIV. *Vorfall der Krystall-Linse ohne äussere Ursache.* Eine schon aus *Loder's Journal* B. I. St. 3. bekannte Krankengeschichte, bey der wahrscheinlich ein wasserfüchtiger Zustand der Glashaut zum Grunde lag.

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Beiträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens* in den K. Braunsch. Lüneburgschen Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. F. C. Salfeld. *Dritten Bandes* I — 3tes Heft. 1801. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Das dritte Stück fängt mit einer Reihe schon etwas alter kirchlicher Actenstücke zu Verbreitung eines vernünftigen Gebrauchs der Bibel an, die durch Umstände noch nicht ganz zur Ausführung haben kommen können. Darauf folgen interessante Beiträge zur Geschichte der öffentlichen und Privatbeichte in den hannöverischen Landen, mit einem bündigen, noch ungedruckt gewesenen Aufsätze des verstorbenen Consistorialraths *Jacobi* in Celle, gegen die Privatbeichte, der sich auch in seinen gedruckten Schriften der öffentlichen Beichte annahm. Die Privatbeichte kann freylich, nach den herkömmlichen Einrichtungen des Beichtwesens, das Gute nicht stiften, das ihre Vertheidiger von ihr gerühmt haben: aber unter andern Modificirungen würde doch für die individuelle Seelsorge mehr dadurch gewirkt werden können. Der Past. *Jesse* zu Western theilt schätzbare Bemerkungen über die Beförderung des Schreibunterrichtes in Landschulen mit. Die zwey folgenden Numern beziehen sich auf die Verbesserung des Schulunterrichtes zu Elkershausen und Deyenrode im Amte Friedland durch eine eigne Stiftung, durch einen Prämienfonds, und durch Erziehung

tung einer Industrieschule. In dem letzten Aufsatze giebt der Hofcaplan *Reinhold* über die jetzige zweckmäßige Einrichtung der Neustädter Söhne- und Töchtereschule, und zugleich über die vom Kaufmann *Eischoff* (dem Stifter der Bildungsanstalt für Kausleute) errichtete Sonntagschule für Handwerks-Lehrlinge der Neustadt in Hannover, Auskunft. — Das zweyte Stück enthält Proben von Candidaten-Berichten, sehr beyfallswerthe liturgische Versuche bey der Communion, bey Trauungen und bey Taufhandlungen, unter denen man auch mit Vergnügen einige aus dem Nachlasse des würdigen Jacobi in Celle findet, und eine Reihe von Verordnungen, Ausschreiben und Rescripten, die vorzüglich angehende Prediger interessieren. — Im dritten Stücke haben drey schätzbare Aufsätze die rühmliche Tendenz, die Bekanntschaft mit dem Lyceum in Hannover zu befördern und die dort wohnhaften Familien zu bewegen, mehr als gewöhnlich geschieht, ihre Söhne an den Lehrstuden desselben Antheil nehmen zu lassen. In dem ersten werden die Vortheile auseinandergesetzt, welche aus der Verbindung des öffentlichen Unterrichts mit der Privat-Unterweisung für studierende Jünglinge entspringen, und den Aeltern, welche Hauslehrer halten, empfohlen, ihre

Söhne mit den Hauslehrern an dem Unterrichte des Lyceums Theil nehmen zu lassen. Der zweyte Aufsatz von dem gelehrten Rector *Krause* in Hannover, enthält eine gründliche Apologie der öffentlichen Schulen, und der dritte ist ein Auszug aus dem ersten Buch von *Quintilians Institutio oratoria* über den Vorzug der öffentlichen Unterweisung. In dem folgenden Aufsatze über die Sommerchule auf dem Lande wird die Aufmerksamkeit auf diesen der Verbesserung sehr bedürftigen Gegenstand der Schulgesetzgebung gelenkt. Kurz, aber wahr ist, was Hofr. *Feder* für den Eid und dessen Unabhängigkeit vom religiösen Glauben sagt: „Da es, heißt es in seinem Aufsätze, bey Ehrlichkeit und Betrug nicht darauf ankommt, was ich denke und glaube, sondern was ich will und zu bewirken suche, daß der andere glaube: so ist derjenige immer der ärgste Betrüger, der die stärksten Mittel anwendet, Vertrauen zu erzeugen, was er auch bey sich selbst vom Grunde dieses Vertrauens halten mag.“ Diefem Aufsätze sind zweckmäßig einige Versuche zweyer Prediger von Anreden bey Eidesleistungen von Juden und Christen beygefügt. Den Beschluß machen zwey neuere Confitorial-Ausschreiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Regensburg, b. Rotermundt: *De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astronomicis determinata a P. Placido Heinrich, S. S. Theol. et Phil. Doct. Benedictino et Mathes. Prof. aq. S. Emmer. Tentam. I. cui accedunt theses selectae ex physica et mathematica quas III. non. Dec. publice propugnabit F. Jos. Diller. 1801. 60 und 12 S. gr. 4. mit 1 Kupf.* In dieser wohlgeordneten Schrift hat der Vf. eine Lücke in den Verzeichnissen der geographischen Ortsbestimmungen ausgefüllt, die in einer Stadt, welche die Reste eines *Keplers* verwahrt, nicht so lange hätte offen bleiben sollen. Indessen sagt *Lalande* noch in der *Cogn. des tems* für 1799, daß man wohl kaum 4 Orte auf der ganzen Erde finden werde, wo die Länge und Breite auf 2 Secunden genau bestimmt sey. Der rastlose Eifer des verdienstvollen Directors der Seeberger Sternwarte hat jedoch durch Unterstützung, Beyspiel und selbst thätige Unterstützung (er besorgte den Beobachtern gute Spiegelsextanten und Chronometer, ja theilt im Nothfall seinen eignen mit) diesem Bedürfnisse ziemlich abgeholfen, wie solches die vielen Nachrichten in seinen allg. geogr. Ephemeriden und seiner monatlichen Correspondenz hinlänglich beweisen, so daß besonders Deutschland seit kurzem eine ganz andre geographische Ansicht gewonnen hat. Unser Vf. ist ebenfalls im Besitz einer kleinen Sternwarte, die mit verschiedenen guten Werkzeugen (nur noch mit keinem Troughtonschen Sextant) versehen ist, von welchen er mit großer Sachkenntnis und anhaltendem Fleiße Gebrauch gemacht hat. Er läßt es auch nicht dabey bewenden, bloß die Resultate seiner Bemühungen mitzutheilen, sondern beschreibt, um auch andere, die sich mit ihm etwa in ähnlichen Lagen befinden, zu solchen Arbeiten aufzumuntern und sie ihnen zu erleichtern — die Einrich-

tung der Sternwarte, den Gebrauch der Instrumente und die Berechnungsmethode seiner Beobachtungen umständlich und erläutert sie durch mehrere Beispiele. Die geographische Breite von Regensburg hat er theils aus Mittagshöhen der Sonne, die er durch einen Gnomon erhielt; theils nach *Horebows* und *Hells* Methode, aus Höhen von Fixsternen, welche südlich und nördlich unter gleichen Höhengraden culminiren, hergeleitet, wobey er eigne Rechnungsvortheile beybringt. Die Höhen selbst sind mit einem *Branderischen* Quadranten genommen, der mit einem *Mikrometer* versehen ist, dessen Theile 12,96 Sec. angeben. Für andere Liebhaber werden mehrere Sternpaare, die zu solchen Beobachtungen geeignet sind, angegeben. Wie zu Bestimmung der Polhöhe *Branders* amphidiotrischer Goniometer gebraucht wird, ist ebenfalls umständlich gezeigt, und dem Künstler, der in Regensburg seine Wiege und seinen ersten Unterricht fand, dabey ein kleines Andenken gestiftet. Das Resultat aus allen hier beygebrachten Beobachtungen und Rechnungen giebt für die dafige Breite oder Polhöhe $48^{\circ} 59' 47''$. Die Versicherung der Zuverlässigkeit behält er sich indess noch bis auf die Zeit vor, wo der bestellte Troughtonsche Sextant angekommen seyn wird, Mit gleicher Sorgfalt wird im andern Theile der Schrift das gebrauchte Verfahren für die Längenbestimmung beschrieben. Es sind hier sowohl Mondfinsternisse und Occultationen von Jupiterstrabanten, als auch Sonnenfinsternisse und Fixsternbedeckungen vom Monde, gebraucht worden. Das Resultat aus allen giebt die Länge von Ferro $29^{\circ} 43' 8''$ welche der Vf. bis auf eine Zeitsecunde für zweckmäßig hält. Am Ende sind noch Meridian-Differenzen zwischen Regensburg und einigen der berühmtesten Sternwarten beygefügt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Januar 1802.

ARZNEGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmans: *Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen, oder Beyträge zur richtigen Kenntniß und Behandlung der Augen im gefunden und kranken Zustande*, von K. Himly etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XV. **A**ngeworbenes Ochsenauge, nebst einigen andern Fehlern der ersten Bildung eines Mannes. Das eine Auge war bedeutend gröfser, als das andere, und unverhältnißmäfsig grofs gegen die Augenlieder und die Augenhöhle. Der Kranke konnte damit recht gut sehen, ob es gleich ein etwas blindes Ansehen hatte. Diese Beschaffenheit war ihm, so wie sechs Finger an jeder Hand und an einem Fusse sechs Zehen, angeboren, jedoch nicht angeerbt. XVI. *Ein angeworbenes unvollkommenes Auge.* Die Augenliederpalte des einen Auges hatte etwa zwey Drittheile ihrer natürlichen Länge. Die Augenlieder lagen tief in der Augenhöhle, und es war nichts von derjenigen Erhebung derselben zu sehen, die die darunter liegende convexere Hornhaut macht. Es war auch keine Spur von Hornhaut da, sondern die Sclerotica gieng in gleicher Wölbung über jene Stelle weg, welche die Hornhaut hätte einnehmen müssen; jedoch war die Sclerotica an dieser Stelle ein wenig bläulichter. Die Augenhöhle war eben so grofs, als die des andern gefunden Auges, aber der ganze Augapfel zu klein, so, dafs zwischen ihm und dem äufsern Rande der Augenhöhle ein bedeutender Zwischenraum war. Die Augenlieder waren ganz verhältnißmäfsig zu diesem kleinen Auge gespalten und bildeten keinen blinden Sack, der sich bis zu der gewöhnlichen Gränze der Augenlieder erstreckte. Die zu weit nach innen stehenden Augenwimper machten durch ihren Reiz Nässen des Auges. Der Fall war bey einem Kinde von drey Wochen. Der Vf. versuchte das Weiterspalten der Augenlieder, allein der Schnitt schlofs sich fast gänzlich wieder, weil keine Höhlung unter ihm befindlich war. XVII. *Eine sonderbare Art von Trichiasis.* Es stand aus dem untern Thränenpunkte ein Haar hervor, welches gerade gegen den Augapfel gekehrt war, bey jeder Bewegung des Augenliedes den Augapfel kratzte, vier Linien lang war, und von dem, vor einem paar Tagen beschnittenen, Kopphaare in den Thränenangang hineingerathen war. XVIII. *Anscheinender Anfang eines Augenkrebses.* Wiederholtes Scarificiren, A. L. Z. 1802. Erster Band.

und eine, alle paar Stunden eingetropfelte, Auflösung von Anfangs drey, zuletzt zwölf, Granen weifsen Vitriols in einer Unze Rosenwassers hoben nach etlichen Monaten das Uebel. XIX. *Geschwüre der Hornhaut.* Warnung gegen Vernachlässigung derselben, mit einigen Beyspielen belegt. Es ist ein grofser Irrthum, wenn man glaubt, sie wären nie ohne Lichtscheue und Schmerzen. Sehr oft entstehen diese Geschwüre aus einer Phlyctaena. Diese Krankheit hat dem Vf. zuweilen ordentlich epidemisch geschienen, und ganze Familien litten hintereinander daran: es war ganz katarrhalische Constitution, und die Bläschen verloren sich auch gemeinlich bey diaphoretischem Verhalten, besonders bey Blasenpflastern, Kampfer und Spießglas. Zu gleicher Zeit litten auch viele an der katarrhalischen Art von Aphthen an der Zunge und den Lippen, und der Vf. hält jene Bläschen des Auges auch für Aphthen. Nach solchen Epidemien bemerkte er immer, dafs sich mehrere Kranke mit Geschwüren der Hornhaut einfanden, als zu andern Zeiten. Er scheuet jetzt (vergl. Loder's Journ. B. I. St. 3. S. 412.) die Bleymittel, wenn die Geschwüren der Pupille gegen über sind und nicht ihre grofse Tiefe die schnellste Hülfe nöthig macht, weil es ihm mehrerer mal geschienen hat, als ob nach ihrer Anwendung eine undurchsichtigere Narbe entstanden wäre, als nach andern örtlichen Mitteln. XX. *Fehlerhafte Behandlung variolöser Augenübel.* Der Fehler ist häufig, dafs die metastatische Augenentzündung verkannt, und für das bey Blattern im früheren Zeitraume so gewöhnliche Oedem der Augenlieder gehalten, und daher gar nichts (oder eine verkehrte Curart) angewandt wird. Er ist jedoch sehr leicht zu vermeiden, wenn man nur auf den Zeitraum achtet, in welchem die Augen verschwellen. Gehn sie im letzten Zeitraume der Krankheit zu, oder selbst nachdem die Blattern schon abgetrocknet sind: so ist es immer die gefährliche metastatische Entzündung, nie die unbedeutende ödematöse Verschwellung. Ein anderer Fehler ist der, dafs Aerzte zuweilen glauben, gegen metastatische Flecken der Hornhaut und Staphylome von Blattern, könnten sie nichts weiter thun, als nur immer tüchtige Abführungen, besonders von Quecksilber, geben, und dafs sie dabey zu spät zu örtlichen Mitteln greifen. Der Vf. zweifelt gar sehr, dafs selbst Anfangs eine wahre Versetzung von Eiter hierbey vorgehe, und ist überzeugt, dafs in den meisten Fällen gar kein Eiter zwischen den Lamellen existirt, sondern dafs man es blofs mit einer äfthenischen Entzündung und Erweichung der Horn-

Hornhaut zu thun hat. XXI. *Anfangender schwarzer und grauer Staar, durch Electricität geheilt.* XXII. *Darwin's Vorschlag, undurchsichtige Narben der Hornhaut wegzuschaffen.* Beide Aufsätze sind aus *Loder's Journal* B. I. St. 3. wieder abgedruckt; letzterer sogar mit dem, hier ganz unpasslichen, Citate: „a. a. O.“ (S. 141.) XXIII. *Bequemes Instrument, manche fremde Körper vom Augapfel wegzunehmen.* Es ist dieses die flache silberne Sonde, deren sich Beer bey der Ausziehung des Staars sammt der Kapfel bedient. Man giebt ihr eine hackenförmige Biegung, schiebt sie unter den Körper, und hebt ihn so aus. XXIV. *Schwierigkeiten bey der Willburgischen Art, den Staar nieder zu drücken.* Es kann leicht dabey das *Corpus ciliare* verletzt werden, und der Staar zerbröckelt, nach des Vf. Erfahrung, besonders leicht. XXV. *Soll man den Staar nicht operiren, so lange der Kranke noch mit dem andern Auge gut sieht?* Es ist fast in der Regel, das der graue Staar beide Augen ergreift, und es sind beynahe nur Ausnahmen, wenn das andere zeitlebens frey bleibt, wo das eine an dieser Krankheit leidet. Es entsteht die Frage, ob diese nachkommende Verdunklung der zweyten Linse wirklich immer durch das *Fortdauern der ersten Ursache*, oder nicht auch manchmal *consequentel* durch die Krankheit der andern Linse, hervorgebracht wird? Dem Vf. ist das letztere wahrscheinlich. Die Entscheidung hängt fast allein von einer großen Summe von Erfahrungen ab, und kann also am besten von dem Zusammenretten mehrerer Augenärzte erwartet werden. Auch Richter war vormals der Meynung, das man je eher, je lieber, den Staar operiren müsse: Gründe, weshalb er späterhin den entgegengegesetzten Rath gegeben, habe er nicht beygebracht. XXVI. *Soll man bey der Staaroperation das andere Auge verbinden? besonders, wenn der Kranke mit demselben noch sehen kann?* Allerdings, und zwar aus sehr guten Gründen, — gegen Beer. Ist das andere Auge blind: so ist das Zubinden desselben unnütz, und außerdem mit einigen kleinen Unbequemlichkeiten verbunden. XXVII. *Ist es rathsam, die Staaroperation auf beiden Augen zugleich vorzunehmen?* Bey Richter, Beer, und andern mehr sucht man vergebens die Entscheidung dieser Frage. Angenehmer scheint dem Vf. die gleichzeitige Operation sowohl für den Kranken, als für den Operateur zu seyn, aus umständlich angeführten Gründen. Allein sie hat folgende Nachtheile: 1) die zweyte Operation wird durch eine Ohnmacht des Kranken sehr erschwert oder unmöglich gemacht werden; 2) es ist dabey zu befürchten, das, wo nach der Operation das Auge und die Augenlieder unruhig sind, indem die Augenlieder des noch zu operirenden Auges gehörig weit aus einander gezogen werden, auch die des schon operirten sich öffnen oder scharf zusammenschnüren, Verschiebung des Lappens der Hornhaut oder Zusammenpressung des geöffneten Augapfels verursachen, und hierdurch Anlaß zu Vorfällen der Regenbogenhaut und des Glaskörpers geben werden; 3) es entsteht dabey die Gefahr einer größern

Entzündung und stärkerer krampfartiger Bewegungen, die die gelungenste Operation vereiteln können, denn jedes Auge leidet hier nicht bloß seine eigene unmittelbare Reizung, sondern zugleich auch die mittelbare, von dem andern Auge ihm mitgetheilte; 4) die beste Operation wird manchmal durch unglückliche Zufälle hinterdrein vereitelt, und dann sind beide Augen verloren, wenn beide gemeinschaftlich operirt wurden. Die Nachtheile überwiegen also die Vortheile bey Weitem. Der, von einigen Wandärzten manchmal eingeschlagene, Mittelweg, etwa 6 bis 8 Tage nach der ersten Operation gleich die zweyte vorzunehmen, ist zwar sicherer, als jenes Verfahren, aber vor den spätern Entzündungen, die vorzüglich einen Nachstaar bewirken, ist man alsdann doch noch nicht sicher, u. s. w. — Die Frage: ob es überhaupt nöthig sey, das zweyte Auge zu operiren, wenn die Operation des ersten gelungen ist? beantworten die Operirten selbst; sie sehnen sich nach der zweyten. Auch bleibt es immer Schonung für ein Auge, wenn es einen Gehülfen hat, und man erkennt mit zwey Augen die Distanzen der Objecte sicherer.

- 1) GÖTTA, b. Ettinger: *Georg Adam's Anweisung zur Erhaltung des Gesichts, und zur Kenntniß der Natur des Sehens.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Friedr. Kries. Zweyte verbesserte Auflage. 1800. 206 S. 8. 1 Kupfert. (14 gr.)
- 2) WIEN, b. d. Vf. u. LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: *Pflege gesunder und geschwächter Augen nebst einer Vorschrift, wie man sich bey plötzlichen Zufällen an den Augen, welche nicht eine eigentümlich-medizinisch-chirurgische Kenntniß fordern, selbst helfen kann.* Von Georg Jos. Beer. 1800. 197 S. 8. 1 Kupfert. (12 gr.)

Nr. 1. Von dem Originalte wurde schon nach ein paar Jahren (1792) eine neue Auflage nöthig. Die vorliegende Uebersetzung erschien zuerst 1793 und man muß sich freuen, das auch von ihr eine zweyte Auflage nöthig wurde. Man stößt freylich in dieser Schrift, besonders in dem optischen Theile derselben, nicht selten auf voreilige Annahmen; diese darf man aber ihrem Vf. nicht besonders anrechnen, da sie darin ihren Grund haben, das man auffallend genug bey den mächtigen Fortschritten der Physik fast in allen andern Zweigen während der letzten Zeit, diesen fast unberührt ließ. Bey allen ihren Mängeln hat diese Schrift durch eine deutliche Belehrung über den Bau des Auges, die Brechung der Lichtstrahlen, die Wahl der Augengläser, die Nachtheile mancher Lichtschirme, etc. vielen Nutzen gestiftet. Der Uebersetzer hat durch sehr passliche Zusätze diesen noch vermehrt. Schon der ersten Aufgabe waren sie hinzugefügt, bey der zweyten sind aber auch die neuern Entdeckungen, z. B. des gelben Lochs, nachgetragen. Auch ist dieses mal ein die Augen weniger angreifender Druck gewählt. — Da das Buch durch

Die erste Auflage schon allgemein bekannt ist, würde eine weitläufigere Anzeige unzuweckmäfsig seyn.

Nr. 2. Zerfällt in drey Abtheilungen. 1) *Von der Erhaltung gesunder Augen.* Hier werden die Regeln angegeben zur Pflege derselben während der verschiedenen Tageszeiten, in Hinsicht des verschiedenen Alters, der verschiedenen Gattungen von Arbeit u. s. f. 2) *Von der Behandlung schwacher Augen,* als von der täglichen Pflege derselben, ihrem zweckmäfsigen Gebrauche, der für sie besonders nöthigen Auswahl der Arbeit und Erholung, der Behandlung der kurzlichtigen und fernsichtigen Augen und der Behandlung der Augen nach schweren Krankheiten. — 3) *Von der Behandlung der Augen bey jähen Zufällen, die keine eigentlichen medicinisch-chirurgischen Kenntnisse fordern,* als von dem Ausnehmen fremder Körper aus den Augen, der Behandlung nach Infektenfischen, bey Blutunterlaufungen, nach plötzlicher Abkühlung und während der Blatterkrankheit. — Bey allen den guten Regeln, welche Adams, Bäsch, Feßl, Lichtenberg, Sömmering und andere gaben, fehlte es uns wirklich noch an einem Volksbuche, nach dem Plane des Vf. bearbeitet, da theils jene Regeln zu sehr zerstreut in mehreren Schriften sind, theils sich nicht allgemein genug verbreiten, sondern nur Bruchstücke der Augendiätetik geben. Des Vf. Unternehmen ist deshalb sehr verdienstlich, und die Ausführung ist auch im Ganzen so, daß wir diesem Buche recht viele Leser, nämlich *folgsame*, wünschen. Da aber bey einem Volksbuche besondere Correctheit eine strenge Forderung ist: so muß Rec. doch einige Sätze ausheben, in welchen er diese vermißt. S. 18. und an andern Stellen ist der Vf. ein zu großer Lobredner des Waschens und Badens der Augen mit kaltem Wasser. Viel zu allgemein preist er zur Stärkung angegriffener Augen seine auf der Kupfertafel abgebildete Duschbadmaschine an, aus welcher das in einem Eisbehälter aufgefüllte Wasser mehrere Fufs herabfällt und gegen die Augen strömt, und zu deren Anwendung der Kranke erst mehrere Tage durch kalte Umschläge auf den Kopf vorbereitet werden soll. Rec. freuet sich, daß die Kostbarkeit der Maschine und die Umständlichkeit ihrer Anwendung viele von dem Gebrauche derselben abhalten wird. Hr. B. mag sie immerhin ein wohlthätiges Werkzeug nennen, dessen man sich auch in dem Auslande mit dem glücklichsten Erfolge bedient hat: so gehört doch nur sehr wenige Kenntniß dazu, um zu begreifen, daß es in sehr vielen Fällen ein sehr schädliches Werkzeug werden kann. Zu allgemeine Empfehlung derselben ist Quackfalberey, so wie sie unsere Pädagogen vor einiger Zeit mit dem allgemeinen kalten Bädetraben. — Sehr unvorsichtig ist es, daß der Vf. S. 41. gegen hartnäckige Verstopfung dem *Lagen* Klystiere von kaltem Wasser anrät; eben so wenig ist das *Trinken eines Mineralwassers bey Fisch* ein Mittel, welches bey Verstopfung vorzüglich im Sommer in jeder Hinsicht zu empfehlen ist, wie der Vf. glaubt (aber doch sogleich noch die Klausel anhängt, *wenn es an-*

ders die individuelle Gesundheit erlaubt). Unvorsichtig ist S. 64. die Angabe, daß man niemals bey dem Arbeiten zu viel Licht haben könne. — Falsch ist es, daß das Gesicht Morgens die größte Anstrengung ohne Nachtheil leide, weil während des Schlafes der ganze Körper und so auch die Augen sich neue Kräfte gesammelt haben (S. 106.) Der Vf. fügt zwar selbst die Bedingung hinzu, daß man nicht gleich von dem Bette an den Arbeitstisch laufen müsse, aber die angehäuften Erregbarkeit der Augen dauert länger fort, und erleichtert eben so die Ueberreizung, als derselbe Zustand des Magens etc. zur Morgenzeit. — Sehr übertrieben ist es, wenn der Vf. den Gebrauch einer mit einem zweckmäfsigen, das Licht nicht concentrirenden Schirme versehenen Argand'schen Lampe deshalb widerrät, weil sie bey dem Mangel eines Rauchfanges die Luft verunreinigt, da es gerade bey dieser Lampe ein Vorzug ist, daß sie dieses sehr wenig thut. — Dagegen wird das Besuchen des Theaters als ein Erholungsmittel der Augen zu warm empfohlen. Wenn auch durch zweckmäfsigere Einrichtung, als man überall findet, verhindert wäre, daß die Lichter nicht unmittelbar in die Augen fallen: so schaden sie schwachen Augen doch leicht durch das Flattern, durch den schnellen Abfall, wenn man das Haus zur Nachtzeit verläßt, so wie mancher Theaterpomp, besonders in den empfohlenen Balletten, den armen Schwachsichtigen mit Blitzen und Furientänzen oft sehr zur Unzeit überrascht. — Den richtigen Satz, daß das Schreiben bey Abend nicht so sehr angreift, als das Lesen, schränkt B. bloß auf das Concipiren ein, weil er den einzigen Grund darin findet, daß man hierbey weniger genau auf die Buchstaben sieht. Es hat aber noch eine zweyte Ursache statt, nämlich, daß man nicht so schnell schreibt, als man liest: so liest man in einer Stunde, in welcher man schreibt, nicht halb so viel, als in einer, in welcher man liest ohne zu schreiben. Deshalb finden auch Geschwindschreiber weniger Unterschied in Hinsicht der Anstrengung bey beiderley Arbeit. — S. 154. heist es: „gemeinlich verursacht das weiße Tischzeug, die Teller, „Löffel u. d. gl. schwachen Augen eine sehr unangenehme Empfindung; aber diese verschwindet fast „immer, wenn man einige Löffel Suppe oder sonst „eine warme und etwas flüssige Speise genossen hat.“ Hiernach sollte man glauben, daß die Erleichterung durch die vermehrte allgemeine Erregung mittelst des Genossenen geschelie; dann hätte der Vf. aber, wie an mehreren andern Stellen, zu zweckmäfsigern innern Gebrauche von Arzneyen rathen sollen. Die Sache beruht aber vorzüglich darauf, daß die flüssige Speise den Tellern und Löffeln den Glanz nimmt, und deshalb verschwindet die Empfindung nicht, wenn man zwar sehr viel flüssige Speise genießt, die Gedecke aber oft gewechselt werden. — In dem Abschnitte von der Behandlung der Augen während der Pockenkrankheit hatte die später entstehende Augenentzündung, die meistens so sehr gefährlich wird, in ihrem ersten Anfange genau angegeben werden müssen.

müssen mit dem dringenden Rathe, sogleich einen Arzt zu Rathe zu ziehen. — „Ich habe mich,“ heist es in diesem Kapitel, „durch eine ungeheure Menge von Beobachtungen davon überzeugt, daß — es theils von der individuellen Beschaffenheit des Blutes, theils von der sorgfamen oder nachlässigen, von der vernünftigen oder ganz sinnlosen Pflege der Augen während der Krankheit, theils von der ärztlichen Pflege, und endlich theils von den ökonomischen Verhältnissen des Kranken abhängt, ob die Augen von dem Pockengifte früher oder später oder gar nicht angegriffen werden.“ Diese allgemeine Angabe, die wahrlich doch nicht viel Beobachtung erfordert, ist nicht weiter ausgeführt, und so erscheint wohl nur ein Mäuschen, wo man einen Berg erwarten konnte. Die Schreibart ist an mehreren Stellen gezwungen, pathetisch und witzelnd.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kufler: *Staatsrechtliches Verhältniß der Schweiz zu dem deutschen Reiche*, von dem Ursprunge der Eidgenossenschaft bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Friedrich Reichsfreiherrn von Jan, Herzoglich Wirtemb. Geheimen Rath und geheimen Kanzley-Director. I. Theil. 1801. LX. u. 404 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Manche Leser dieses Titels mögen bey den jetzigen politischen Coniuncturen und bey der selbst durch Friedenstractate sanctionirten und in der Schweiz nur zu sehr bethätigten Trennung alles Verbandes zwischen Deutschland und Helvetien das von Jan'sche Unternehmen für überflüssig halten. In der That scheint es auch unnütz, die Dependenz eines ganzen Landes zu demonstrieren, wenn davon selbst in den unbedeutendsten Verhältnissen kann eine Spur vorhanden ist. Unterdeß ist doch nicht aller praktischer Werth verschwunden, wie die neuerlich zwischen der Helvetischen Republik und Baden abgeschlossene, noch ungedruckte Abzugs-Convention und der officielle Schriftwechsel des Fürstbischofs zu Costanz vom October und November 1801 beweisen. Auch ist es schwer, vor der Erfcheinung der folgenden Theile dieses Werks, über dessen historisches Interesse bestimmt zu urtheilen. Dieser erste Band enthält nur in einer chronologischen Uebersicht die geschichtlichen Daten über das Verhältniß der Schweiz zu Deutschland; in dem zweyten Theile sollen diese Materialien juristisch verarbeitet werden, wozu freylich alles hier mit der schon aus den vorigen Schriften des Vf. bekannten Emsigkeit zusammengetragen worden. Ein Hauptthema für die folgenden Theile

bleibt noch die Prüfung der staatsrechtlichen Verhältnisse; dagegen möchte die versprochene Beyfügung von vielen hundert Urkunden für mehrere Käufer ein lästiger Ballast scheinen. Der herrschende Geist der Zeit, der schneidende Gang unserer Politik und die Frivolität, welche sich unvermerkt in die Federn unserer Schriftsteller und in den Hang des lesenden Publicums einschleicht, machen es zweckmäßiger, statt bogenlanger Urkunden des Alterthums, deren Quittessenz unmittelbar unter den Text, zu welchem sie gehören, in Anmerkungen beyzufügen. Für die folgenden Theile empfiehlt Rec. dem Vf. noch die eben erscheinende *Histoire des Helvétiques par George Farey*. (Paris, chez Deroy 1801. 342 S.) wo die besten Quellen mit Auswahl und Sorgfalt benutzt sind.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Des Abbé de Tressan mit der Geschichte verglichene Fabellehre des Alterthums*. Für Schulen und für Unkundige desselben ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Köhler, Rect. d. Detmold. Gymnas. Erster Band. 1800. XXIV. u. 370 S. gr. 8. Mit 12 Kpft. (1 Rthlr. 16 gr.)

Tressan's *Mythologie comparée avec l'histoire* ist ein neu aufgestutzter *Banier*, dem der Vf. seine hohe Achtung dadurch bezeugte, daß er sein Werk zum Leitfaden nahm. Sein Hauptzweck war, ein allgemeines Gemälde von der Mythologie zu entwerfen, sie von ihrem Ursprunge an zu verfolgen, auf ihren Abwegen zu begleiten und ihren Gang zu bezeichnen. Es herrscht in dem Werk französische Leichtigkeit und Seichtheit, schiefes Raisonement, Verworrenheit der Begriffe und kecker Hypothesenbau, aber in einer gefälligen Einkleidung. Würde es gleich in Frankreich gut aufgenommen, und erlebte es dort 1798 eine neue Auflage: so verdiente es doch nicht in ein deutsches Gewand umgekleidet zu werden, da es sich mit unsern bessern mythologischen Handbüchern nicht von fern vergleichen läßt, und uns wieder ganz zu den ehemaligen ungeläuterten Vorstellungen über diese Gegenstände zurückführt. Das sah auch der gelehrte Uebersetzer, dem die Arbeit aufgetragen worden war, sehr gut ein, sobald er sich genauer mit seinem Autor bekannt gemacht hatte, und es kostete ihm Mühe genug, durch Wegschneiden, Zusetzen und Berichten ein nur einigermaßen genießbares und nützlich Buch daraus zu machen. Dem zweyten Band verspricht er eine Abhandlung über die Unterwelt der Griechen beyzufügen. Der deutsche Stil ist einer großen Politur bedürftig; bald fällt er ins Platte, bald streift er an das Gezierte. Der oft wiederkehrende Ausdruck: *Götzendienst* erinnert auch an Hederichs Zeiten. Die beygefügtten Zeichnungen sind vom Detmoldischen Hofmaler Valentini im Geiste der Antike erfunden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGARDT, b. Löfflund: *Ueber den Voraus des überlebenden Ehegatten, nach dem engerm Sinne des Württembergischen Rechts*, von Karl Pfizer, Tutorsarraths-Secretär in Stuttgart. 1802. 215 S. 8. (20 gr.)

In der Lehre des Württembergischen Rechts von Erbtheilungen war bisher die Materie vom sogenannten Voraus des überlebenden Ehegatten eine von denjenigen, deren Theorie trotz ihrer praktischen Wichtigkeit noch nicht aufs reine gebracht war. Gewöhnlich waren die Schriftsteller, welche dieselbe *ex professo* bearbeiteten, entweder bloße Theoretiker, wie der neueste Commentator des Württembergischen Landrechts, oder bloße Praktiker. Hier tritt endlich einer auf, der nicht nur Rechtsgelehrter, sondern auch zugleich das ist, was man im Württembergischen einen Schreiber nennt, und daneben ein Mann, dem sein öffentliches Amt Erbtheilungen als Hauptbeschäftigung anweist. Von diesem läßt sich also erwarten, daß er die Klippen, an denen die Bemühungen seiner Vorgänger gescheitert sind, glücklich vermieden, die Verirrungen der Praxis aufgedeckt, und überhaupt die ganze Lehre auf richtige und anwendbare Grundsätze zurückgeführt haben werde. Auf der andern Seite kann man freylich vermuthen, daß der Vf. an eine einmal hergebrachte bequemere Verfahrungsweise gewöhnt, und vollkommen vertraut mit den Schwierigkeiten, die zuweilen mit einer strengen Anwendung der richtigen Theorie verknüpft sind, hier und da in Versuchung gekommen seyn werde, die bessern Grundsätze da zu bestreiten, wo sie der bisher üblichen leichtern Behandlungsart entgegen sind. Dieß geschah jedoch weit seltener, als die herrschende Theilungspraxis es zu erfordern schien. Wir wollen auch durch diese Bemerkung dem Werth der Schrift keineswegs zu nahe treten. Wir räumen ihr vielmehr nicht nur den Vorzug vor allen frühern Bearbeitungen des nämlichen Gegenstandes ein, sondern finden dieselbe überhaupt voll scharfsinniger Erörterungen und gründlicher Berichtigungen älterer und neuerer Theorien. Wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Vf. sich durch sein öffentliches Verhältniß berufen fühlen möchte, nach diesem Muster die ganze Lehre von Erbtheilungen für das Publicum nach und nach zu bearbeiten. Um unser Urtheil zu bestätigen, wollen wir unsere Leser mit dem Inhalt der Schrift näher bekannt machen.

A. L. Z. 1802. Erstes Band.

Der Vf. fängt damit an, daß er uneigentlichen und eigentlichen Voraus unterscheidet, und diesen auf die Auseinandersetzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zweyer Ehegatten einschränkt, während er unter jenem die übrigen sehr heterogenen Bedeutungen zusammenfaßt, in welchen der Ausdruck Voraus in dem Württembergischen Landrechte gebraucht wird. Den eigentlichen Voraus theilt dann der Vf. in den Voraus im weitern und den im engerm Sinne. Jener ist nach §. 2. das Recht beider Ehegatten, dasjenige, was sie als privatives Eigenthum beygebracht haben, nach getrennter Ehe wieder zurückzufordern. „Dieser, von dem in der gegenwärtigen Schrift zunächst gehandelt wird, die bloß dem überlebenden Ehegatten zustehende Befugniß, gewisse Fahrnisstücke, welche vorher nicht in seinem privativen Eigenthum waren, vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition, sogleich nach getrennter Ehe auf Rechnung der Errungenschaftsgesellschaft in Anspruch zu nehmen.“ Man sieht, daß der Vf. die Benennung Voraus etwas uneigentlich auf das Recht, einen Voraus zu fodern, überträgt. Auch würde der Voraus im weitern Sinne richtiger so erklärt worden seyn, daß er den im engerm Sinne unter sich begriffe. Und dann legt das Württembergische Landrecht P. IV. Tit. 4. nur dem, was der überlebende Ehegatte vorausnimmt, diese Benennung bey. Wir würden Voraus im weitern Sinne alles dasjenige genannt haben, was dem überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe von der zur Gesellschaftstheilung bestimmten Vermögensmasse aufser der halben Errungenschaft als privatives Eigenthum zugeschrieben wird. Die darunter begriffene fahrende Habe, welche erst mit dem Tode des einen Ehegatten vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition in das privative Eigenthum des andern übergeht, würde dann Voraus im engerm Sinne seyn. Den Ursprung des Voraus findet der Vf. §. 5. in dem sogenannten Theilrechte, ohne jedoch die Gründe für diese Behauptung weiter auszuführen. Wir wären geneigter, die Veranlassung desselben mit Fischer in dem Heergewedde und der Gerade zu suchen. Die Fundamente des Vorauses sind nach §. 6 und 7. Bedürfniß und Prädilection. Genauer würde sich der Vf. ausgedrückt haben, wenn er der Einführung desselben die Absicht untergelegt hätte, dem überlebenden Ehegatten den Besitz eines bestimmten Theils seiner wahren und eingebildeten Bedürfnisse zu sichern, und denselben sowohl von dem Besitz eigener Güter als von dem Daseyn ehelicher Errungenschaft möglichst unabhängig zu machen. Die An-

sprache an den Voraus sichert nur einige Bedürfnisse, und finaler auch statt, wenn gleich dieselbe durch die Zurückgabe des beygebrachten Vermögens, und durch die Zutheilung der halben Erbschaft hinlänglich gesichert sind. Auf die allgemeinen Grundsätze und Notizen vom Voraus, die den Inhalt des ersten Hauptstücks ausmachen, folgt im zweyten §. 8—22. die Aufzählung der Bedingungen, welche zu Begründung einer Ansprache auf Voraus wesentlich notwendig sind. Zu diesen rechnet der Vf. Errungenschaftsgesellschaft, gegen Griesinger, der das Gegentheil behauptet, hier aber auf eine befriedigende Weise widerlegt wird. Warum eine Ehe zur linken Hand, vorausgesetzt das alles übrige gleich ist, den Voraus ausschließen sollte, vermögen wir nicht einzusehen. Im dritten Hauptstück, das §. 23—65. von den einzelnen Vorausstücken handelt, scheidet der Vf. dem überlebenden Ehegatten nicht bloß wirklich vorhandene sondern auch *versprochene* Vorausstücke alsdann zu, wenn sie von der Gesellschaft als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfnis anerkannt, und bloß aus zufälligen Umständen nicht angeschafft wurden. Das Wirtembergische Landrecht rechnet aber in der vom Vf. ausgehobenen Stelle, die der Sitz der Materie ist, ausdrücklich nur solche Dinge zum Voraus, die damals, da der eine Gatte mit Tode abgieng, vorhanden waren, und nicht erst nachher zum Vortheil des überlebenden von dem gemeinen Gut angeschafft wurden. Da nun dieß nach des Vf. Meynung einzig und allein deswegen geschieht, weil dasjenige, was nicht vorhanden ist, auch nicht zu den Bedürfnissen des überlebenden Ehegatten gerechnet werden kann: so darf man, wie der Vf. glaubt, auch nicht vorhandene Dinge zum Voraus rechnen, sobald sie unter die Bedürfnisse des überlebenden Ehegatten gezählt werden können. Aber auch angenommen, das Gleichheit des Grundes vorhanden wäre, wie läßt sich eine solche Ausdehnung eines Gesetzes, in dem ein besonderes Recht enthalten ist, mit den ersten Regeln der logischen Auslegung vereinigen? Sägt doch der Vf. selbst an andern Stellen seiner Schrift, das das, was das Landrecht über den Voraus bestimme, keine ausdehnende Erklärung zulasse, weil der Voraus mit den allgemeinen Principien des Wirtembergischen Rechts im Widerspruch stehe, und unter die Classe der *jurium singularium* gehöre. Wir wollen dabey nicht gedenken, das die Meynung des Vf. der Willkür der sogenannten Waisengerichte und der Theilungsactare einen weiten Spielraum öffnen, und eine sehr ergiebige Quelle von Rechtsfällen abgeben würde. Aus gleichen Gründen können wir auch dem Vf. nicht beytreten, wenn er *unverarbeitete Stoffe* dem Voraus da beyzählt, wo sie erweislich von beiden Ehegatten die Bestimmung erhalten haben, ein während der Ehe vorhanden gewesenenes Bedürfnis zu befriedigen. Das Gesetz giebt dem überlebenden Ehegatten zum Voraus ausdrücklich nur *seine Kleider* u. s. w. und unter diesen diejenigen, die zur Zeit des Absterbens *vorhanden* ge-

wesen, und nicht erst hernach *gemacht* worden sind. Und indem hier dasselbe den Voraus auf das, was während der Ehe *sein* war, einschränkt, bezeichnet es nicht bloß, wie der Vf. S. 46. behauptet, das Vorhandenseyn der Vorausstücke, sondern auch dieß, das sie zwar nicht Eigenthum, aber doch Gegenstände des ausschließenden Gebrauchs des überlebenden Gatten gewesen seyen. Aber der Vf. begnügt sich nicht einmal, versprochene Vorausstücke und unverarbeitete Stoffe im Falle eines gemeinschaftlich anerkannten Bedürfnisses gegen die klare Entscheidung des Gesetzes dem überlebenden Gatten als Voraus zuzusprechen. Er räumt ihm unter diesem Titel §. 61. selbst solche Dinge ein, für welche weder roher Stoff vorhanden ist, noch ein Versprechen des Verstorbenen angeführt werden kann, und fordert weiter nichts, als das dieselbe als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfnis zu betrachten seyen. Der Vf. findet sogar eine Bestätigung dieser paradoxen Meynung in dem Gesetze selbst, weil dieses nur diejenigen Gegenstände, die zum *Vortheil* des überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe angeschafft wurden, vom Voraus ausgeschlossen wissen wolle! Was der Vf. §. 30—41. über die eigenthümlichen Vorausstücke des Mannes bemerkt, und gelegentlich gegen Hn. Griesinger erinnert, hat unsern ganzen Beyfall. Nur würden wir den Ausdruck *vornehmlich*, den das Gesetz braucht, nicht für gleichbedeutend mit wesentlich und unentbehrlich nehmen, sondern als synonym der Ausdrücke, vorzugsweise, im eigentlichen Sinne, ansehen. Auch würden wir unter den Gründen für die Unzulässigkeit, von zwey verschiedenen Gewerben einen Voraus zu fordern, nicht angeführt haben, das nach dem Römischen Rechte und zwar in der L. I. §. 2. *D. de coll. et corp.* (einem auf bloß römische Insitute sich beziehenden und in Deutschland nicht anwendbaren Gesetze) ausdrücklich verboten sey, zweyerley Handwerker zugleich zu treiben, und das dieses Verbot bey uns nicht allein nicht aufgehoben, sondern durch das Herkommen und durch den ausdrücklichen Inhalt einzelner Handwerksordnungen bestätigt sey. §. 42. bis 65. zählt der Vf. die Fälle auf, in welchen der Voraus eine Einschränkung leidet. Der Vf. behauptet mit Recht, das Dinge, die ihrer Beschaffenheit nach zum Voraus gehören würden, wenn der Ehegatte dieselbe als Beybringen erhält, nicht noch obendrein als Voraus in Anspruch genommen werden können. Aber wir wundern uns, das er nicht eine Hauptstütze dieser Behauptung in dem Gesetze selbst gefunden hat, das dem Ehegatten nur dann eine Ansprache auf den Werth beygebrachter Vorausstücke einräumt, wenn dieselbe nicht mehr vorhanden sind. Die einfache Frage, wem der Vorzug gebühre, wenn der Voraus des Ehegatten, und das Hauptrecht des Leib- oder Gutsherrn einerley Gegenstand treffen, wird §. 59. und 60. durch unnötige Distinctionen mehr verwirrt als aufgeklärt. Wir sehen nicht, warum selbst unter der vom Vf. bemerkten Voraussetzung, die jedoch wohl schwerlich in Wir-

Wirtemberg vorhanden feyn wird, der Gatte dem Leib- oder Gutsherrn nachstehen solle. Der Vf. scheint zu vergessen, daß der Voraus keine Forderung ist, die der eine Gatte an die Erbsmasse des andern macht, und daß das dem Leib- oder Gutsherrn beygelegte Eigenthum erst durch die Festsetzung des Nachlasses und neben dem noch meistens durch eine Wahl seinen bestimmten Gegenstand erhält. Das vierte Hauptstück beschäftigt sich §§. 66—112. mit den Mitteln, den reinen Voraus aufzufinden. Hier söhnt der Vf. die Theorie mit dem praktischen Grundfatz aus, welcher nur dasjenige, was die zur Zeit der getrennten Ehe vorhandenen Vorausstücke mehr betragen, als die inferirten, als reinen Voraus im engerm Sinne gelten läßt. Die nähere Erläuterung dieses Grundfatzes leitet den Vf. §. 74. auf die Rechtsfätze, auf welchen die *Revision* der in die Ehe gebrachten Fahrnis beruht. Durch die Revision wird nämlich bestimmt, wenn die während der Ehe eintretende Erhöhung des Werths der fahrenden Habe zu gut komme, und wer die Verminderung desselben und den Verlust einzelner Fahrnisstücke zu tragen habe. Da bey der Errungenschafts-Gesellschaft jeder Ehegatte Eigenthümer dessen bleibt, was er in die Ehe gebracht hat: so konnte der Vf. nicht umhin, als Regel anzunehmen, daß der inferirende Gatte die Folgen zu leiden habe, wenn ein inferirtes Fahrnisstück durch Zufall am Werthe verliert, oder ganz zu Grunde geht. Aber nun muß ihm eine an sich richtige Ausnahme dazu dienen, die Anwendbarkeit der Regel so gut als völlig wieder aufzuheben. Er weiß nämlich dem Satze: eine in die Ehe gebrachte Sache hat der Gesellschaft wegen Schaden gelitten; unvermerkt den völlig verschiedenen: eine der Gesellschaft wegen inferirte Sache hat Schaden gelitten: unter zu schieben. Wenn man nun mit dem Vf. annimmt, ein zufälliger Schaden sey immer der Gesellschaft wegen erfolgt, so oft er Gegenstände trifft, die der Gesellschaft wegen inferirt oder beybehalten worden sind; so wird sich nicht leicht ein Fall denken lassen, in welchem man, wenn man anders consequent seyn will, dem inferirenden Ehegatten die Erstattung des Schadens verweigern kann. Aber, auch abgesehen davon, daß jene Voraussetzung selbst den Grundfätzen des römischen Rechts nicht völlig entspricht, wie läßt sich dieselbe mit dem Wirtembergischen Landrechte vereinigen, das dem Ehegatten ausdrücklich keinen Ersatz zugesetzt, wenn seine liegende oder fahrende Habe „durch zugefallenen Unfall ohne des andern Ehegatten kundbare Schuld und Ursachen“ zu Grunde geht, während dasselbe ihm nur dann Wiedererstattung zuerkennt, wenn etwas von seinem Vermögen „gemeiner Haushaltung zu gutem,“ oder, wie es an einer Parallelstelle heißt, „zu notwendiger Ausbringung gemeiner Haushaltung“ „oder des einen Ehegatts oder der Kinder Leibeskrankheit halber in während der Ehe verkauft, verändert, eingebüßt worden, und nicht mehr vorhanden“ ist? Eben so wenig sind wir mit dem Vf. einverstanden: wenn er §.

86. folg. bey der Frage: für welches Verfehen der Ehegatte bey einer von dem andern beygebrachten Sache zu stehen habe, jenem die Verbindlichkeit auflegt, für das geringste Verfehen zu haften. Wenn auch, wie der Vf. glaubt, das gemeine Recht, des in der Natur des Gesellschafts-Contracts liegenden allgemeinen Grundes ungeachtet, bey der Bestimmung der Prästation der Culpa einen Unterschied zwischen gemeinschaftlichen Sachen, und dem zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmten Eigenthum des einen Gesellschafters annähme: so würde doch dieser Unterschied bey der Errungenschafts-Gemeinschaft im Wirtembergischen keine Anwendung finden, weil hier das Gesetz eine *kundbare* (offenbare, augenscheinliche) Schuld des einen Ehegatten voraussetzt, wenn der andere berechtigt seyn soll, Erstattung des seiner Sache zugefügten Schadens von jenem zu fodern. Das Beywort *kundbar* bezeichnet freylich an und für sich nicht den Grad der Schuld, sondern, wie der Vf. §. 87. bemerkt, eine gewisse Notorietät, die keinen Zweifel über die Wirklichkeit der Schuld zuläßt. Aber indem das Gesetz fodert, daß die Schuld notorisch seyn, keines Beweises bedürfen müsse: so kann man eher annehmen, daß nur *Culpa lata* gemeint sey, als daß der Gesetzgeber auch *Culpa levissimam* darunter begriffen wissen wolle; dessen nicht zu gedenken, daß bey demselben auch die Natur des ehelichen Verhältnisses für gegenseitige Nachsicht geringer Verfehen sprechen mußte. Wie viele Streitigkeiten, wie viele unverhältnißmäßige Kosten müßte darneben die Anwendung der vom Vf. angenommenen Hypothese veranlassen, wenn man auch den klugen Rath desselben befolgen, und seine Grundfätze auf keine unbedeutenden Gegenstände, sondern bloß auf Sachen, welche von Belang sind, anwenden wolke? Uebrigens hätte der Vf. vielleicht mit mehr Scheine den Mann allein, als gesetzlichen Vormund seiner Gattin und Verwalter ihres Beybringens zu einem höhern Grad von Sorgfalt verbindlich machen können. Gegen die allgemeine Uebersicht, die der Vf. §§. 98. bis 112. über die Art giebt, wie diese Grundfätze bey einem Theilungsgeschäft in Anwendung gebracht werden, haben wir nichts zu erinnern. Das fünfte Hauptstück beschäftigt sich §§. 114—122. mit der Form, den Voraus bey Theilungen zu behandeln. Hier rügt der Vf. die Fehler der hier und da herrschenden Praxis, und weißt Hr. *Griehner* zu recht, der in der bisherigen Behandlung der sogenannten Ersatzposten einen Irrthum entdeckt zu haben glaubt, und den unrichtigen Satz aufstellt, daß dem überlebenden Ehegatten aus dem Vermögen des andern nur dasjenige zu ersetzen sey, was zu der Hälfte des Werths des neu angefallenen Vorausstücks noch fehlte, um den Werthe des durch die Schuld des verstorbenen Gatten weggenommenen Vorausstücks ganz gleich zu kommen. Das sechste Hauptstück handelt §§. 123—125. von den Wirkungen des in Frage stehenden Rechts, nämlich von dem gesetzlichen Uebergang des Eigenthums derjenigen Gegenstände, die zum

zum Voraus im engern Sinne gehören, und von den hier eintretenden Rechtsmitteln. Jenen setzt der Vf. in die Zeit des Todes des einen Ehegatten, oder wo eine Wahl statt findet, in die Zeit der Ausübung des Wahrechts. Diese geben dem Vf. Anlaß in dem letzten seu die Frage zu erörtern, in wie fern die Einrede des begangenen Ehebruchs der Forderung des Vorauses entgegengesetzt werden könne.

LEIPZIG, b. Böhme: D. Ernst Gottfr. Schmidts, weil. Prof. der Rechte und Hofgerichtsadvocaten zu Jena, *Theoretisch praktischer Commentar über seines Vaters, D. Joh. Ludw. Schmidts praktisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyte vermehrte Auflage.* Herausg. von Joh. Christian Wilh. Faselius, Herz. Sachsen Weimarschen Hofadvocaten und Stadtschreiber zu Jena. *Erster Band.* 1800. 396 S. *Zweyter Band.* 1801. 486 S. *Dritter Band.* 1801. 586 S. 8. (4 Rthlr. 10 gr.)

So lange das Schmidtsche Lehrbuch besonders nach der neuesten Bearbeitung unter allen über diesen Gegenstand vorhandenen Handbüchern in Rücksicht auf Ordnung und Vollständigkeit die erste Stelle behauptet: so lange wird auch der darüber erschiene Commentar von allen denen gesucht, und mit Nutzen gebraucht werden, für welche die Kürze des Lehrbuchs Dunkelheiten übrig läßt, und der Zugang zu den literarischen Hülfsmitteln, auf welche dasselbe verweist, nicht offen steht. Es war daher, nachdem die erste Auflage sich vergriffen hatte, allerdings der Mühe werth, den Commentar durch eine neue Bearbeitung für den angegebenen Zweck noch brauchbarer zu machen. Und wir müssen gestehen, daß er durch den Fleiß des Herausg. in mehr als einer Hinsicht gewonnen hat. Ausdruck und Stil, die so sehr einer Verbesserung bedürftig waren, haben fast auf allen Seiten zweckmäßige Aenderungen erhalten. Und daß es an Zusätzen nicht fehle, beweist schon die Vergleichung der Seitenzahl eines jeden Bandes mit der der ersten Ausgabe. Der Herausg. bemerkt zwar in der Vorrede, daß er seine Erläuterungen und Zusätze vorzüglich zum Behuf neu angehender Praktiker eingeschaltet habe. Indessen geräth man doch in Versuchung, ihm den Vorwurf zu machen, daß er, statt den Commentar, wo es ohne Nachtheil geschehen konnte, abzukürzen und von unnützen Wiederholungen zu reinigen, das Erläutern und Paraphrasiren hie und da zu weit treibe, und bey seinen Lesern zu wenig eigene Geisteskraft und zu wenig Vorkenntnisse voraussetze. Ohne Zweifel hätten es ihm neu angehende Praktiker, denen nichts so sehr Freude macht, als einen *Casum in terminis* zu finden, weit mehr ver-

dankt, wenn er die neue Auflage mit mehreren Beyspielen und musterhaften Formularen bereichert hätte.

PÄDAGOGIK.

HALLE, b. Dreyfsig: *Neues Schulbuch*, oder gründlicher Unterricht in allen für Kinder, nöthigen und nützlichen Wissenschaften, zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen, für Lehrer und Lernende, von J. G. Meyer. *Erster Band.* 142 S. *Zweyter Band.* 1801. 112 S. 8.

Das erste Bändchen enthält eine Anweisung zum Schönschreiben, wozu noch eine Sammlung von 20 in Kupfer gestochenen Vorschriften gehört, auf deren Titel der Vf. als Lehrer der Schreibkunst auf dem Lutherischen Gymnasium zu Halle angegeben wird. Diese Vorschriften sind sehr gut und zweckmäßig eingerichtet. Die lateinische Handschrift ist besonders gefällig. Der Vf. giebt sich viele Mühe, die Entschung der Buchstaben aus den Grundstrichen zu zeigen. Er hat eine große Menge Sprüchwörter und kurzer Sätze in deutscher, lateinischer und französischer Sprache zu Vorschriften gesammelt. Dann auch eine Anzahl von Redensarten, worin Wörter vorkommen, die fast gleich lauten, aber ganz verschieden geschrieben werden. Zu einigen gehört eine sehr harte Aussprache, um sie gleichlautend zu finden, als Paar und baar; Pathe und Bad; verbarg und Park. Die Einleitung über den Nutzen und die Geschichte der Schreibkunst hätte kürzer gefaßt werden mögen. Der Vf. glaubt, daß die Schreibkunst lange vor Mosis Zeit erfunden seyn müsse; denn dieser habe Schriften gefunden, die er las und studierte, abschrieb und in ein Ganzes brachte, was wir noch jetzt unter dem Namen der 5 Bücher Mosis mit Vergnügen lesen.

Das zweyte Bändchen enthält den Anfang der Rechenkunst, worauf in einem folgenden Bande mehreres folgen soll. In diesem ist eine Anweisung zum Zählen, Zahlenlesen, und zu den vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen gegeben. Alles ist recht deutlich gemacht, so daß ein angehender Lehrer diese Anweisung mit Nutzen wird zu Rathe ziehen können.

* * *

BERLIN, b. Franke: *Gefänge und Declamations-Uebungen für Schulen.* 2te wohlfeile Ausgabe. 1801. 150 S. 8. (6 gr.) — Ein neues Titelblatt zu dem i. J. 1799 im nämlichen Verlag erschienenen Buche: *Lieder, Ariën, Gefänge und Gedichte*, gesammelt und herausgegeben von Johann Friedrich Arendt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Frauenholz: *Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden wilden und zahmen Vögel*, veranstaltet und verfasst von Johann Wolf, Lehrer an der Büchnerischen Erziehungsanstalt und herausgegeben von Johann Friedrich Frauenholz. 1. Heft. S. 1—22. 2. Heft. S. 23—36. Jedes Heft mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1799. 1800. 4. (Pränum. Pr. für jedes Heft 1 Lbthlr. Ladenpr. 2 Rthl. Sächs.)

Ebendasselbst: *Histoire naturelle des Oiseaux sauvages et privés de la Franconie*, par Jean Wolf, Instituteur à la Maison d'éducation de Büchner, traduit de l'Allemand. 1. Cahier. S. 1—14. 2. Cahier. S. 15—22. 1799. Fol. (Pränum. Pr. von jedem Heft mit 6 illuminirten Tafeln 4 Laubthlr. Ladenpr. 5 Laubthlr.)

Gegen das, was Hr. W. im Eingange zu diesem Werke von der immer wünschenswerthen genauern Betreibung der, besonders vaterländischen, Naturgeschichte, von dem, was immer noch zu thun übrig bleiben muss, von dem eingeschränkten Gebrauche, der Kostbarkeit, oder gar den Mängeln bisheriger ornithologischer Werke sagt, wird niemand etwas einzuwenden haben, um so weniger bey der billigen und wenig anmassenden Art, mit der Hr. W. diese Gedanken äussert. Da Hr. W. sich schon als einen geübten und selbstthätigen Untersucher der Vögelgeschichte bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat, die Arbeiten seiner Vorgänger kennt, und insbesondre hier wieder auf eine Art über die Abbildung der Vögel spricht, die etwas Vollendetes vermuthen lässt: so würde von dieser Seite das Unternehmen sehr erwünscht, und vorzüglich nach reichhaltiger, aus der Natur selbst genommener, Erfahrung, wenn auch nicht immer etwas Neues, was ohne Unbilligkeit nicht zu fordern ist, doch Bestätigung und Berichtigung des schon Bekannten zu erwarten seyn. Die schönste und gerechteste Hoffnung müsste bey einer solchen, durch ein kleineres Land beschränkten Fauna einer ja verhältnissmässig nicht zu zahlreichen Thierklasse dahin gerichtet seyn, dass ein solcher in der freyen Natur einheimischer Forscher auf dem schönen Wege fortgehen werde, den Bechstein so glücklich betrat, indem er den Linneischen grossen Geschichtssinn in der Classe der Vögel verfolgte, und wenigstens dazu

A. L. Z. 1802. Erster Band.

aus eigner Beobachtung neue Materialien für die Charakteristik der Form und des Lebens bey Gattungen und Arten zu Tage brachte. Mit dieser Hoffnung näherte sich auch der Rec. den eigentlichen Beschreibungen der fränkischen Vögel, fand aber fast nichts weiter als Beschreibungen, und nur sparsam etwas von Geschichte oder Kritik. Zwar verspricht der Titel nur Abbildungen und Beschreibungen, man hätte daher nicht mehr zu erwarten; die Einleitung aber, und die Versicherung des Vf., dass er seinen Vorgängern nicht nachgeschrieben, sondern mit Flinte, Garn, Messer und offenen Augen selbst untersucht habe, berechtigt zu mehrerm. Dass dazu nicht Raum gelassen sey, wird man leicht begreifen, wenn man bedenkt, dass z. B. für den Schuhu ausser den Synonymen weniger als $1\frac{1}{2}$ Quartseite Text gegeben ist. Dem Kernbeisser sind 29 Zeilen zu Theil geworden u. s. w.

In dem ersten Hefte sind geliefert der Uhu (*Strix Bubo*), der Dorndreher (*Lanius spinitorquus*), die Elster (*Corvus Pica*) der Kernbeisser (*Loxia Coccothraustes*), der Gimpel (*Loxia Pyrrhula*) und die Kohlmeise (*Panus major*); im zweyten der Thurmfalke (*Falco Tinnunculus*), der Grünspecht (*Picus viridis*), die Dohle (*Corvus Monedula*), der Kreuzschnabel (*Loxia curvirostra*), in zwey Abänderungen, auf eben so viel Tafeln, und der Hausperling (*Fringilla domestica*.) Auf die französische Ausgabe in Folio ist unstreitig viel Fleiss verwendet worden, und die Behandlung, wo in getuschter Manier bey dem Stich die Federstriche hell ausgepart werden, hat eine eigenthümliche Schönheit, die besonders wieder bey der Kohlmeise, dem Kernbeisser, und der zweyten Abänderung des Kreuzschnabels angenehm in die Augen fällt, auch bey den meisten Pflanzenzweigen sehr gut angewendet ist. Ausserdem aber muss Rec. gestehen, dass ihm die grossen Figuren von *Strix Bubo* und *Falco Tinnunculus* zu flach und hart, und mit einer unnöthigen Düsternheit des Colorits ausgeführt scheinen, dass die Illumination von *Corvus pica* nicht rein und schicklich genannt werden kann, und dass es dem *Lanius Spinitorquus* und der *Fringilla domestica* gar sehr an Schmuckheit und Haltung fehlt.

Die Kupfer zu der Quartausgabe, sind mit Ausnahme des Kernbeissers und der Kohlmeise, die sich vorzüglich auszeichnen, nur um einige Grade besser als diejenigen, die man in den letzten Bänden der deutschen Uebersetzung von Buffons Vögelgeschichte findet. Das gewählte Papier dienet nicht sehr dazu die Bilder zu heben.

Wir wünschen übrigens dieser kostbaren Unternehmung, an der unsre Kritik das Gute anerkennt, ohne das was noch besser seyn könnte, zu verschweigen, eine reichliche Unterstützung, die beides den geschickten Herausgeber und die patriotische Kunsthandlung, zur Fortsetzung ermuntern möge!

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Deterville: *Traduction en Vers des Métamorphoses d'Ovide*, Poëme en quinze livres, avec des Commentaires; par F. de Saintange, Prof. de Belles-Lettres aux Ecoles centrales de Paris avec XVI. Figures. *Tome Premier*. XLVI u. 406 S. *Tome Second*. 404 S. in 8. An IX. 1800.

Diese Uebersetzung eines der berühmtesten und bey allen seinen Fehlern anmuthigen Gedichtes hat in Frankreich nur eine Vorgängerin gehabt, und diese, die Arbeit von *Thomas Corneille*, war um desto leichter zu besiegen, da sie gänzlich veraltet und in eine verdiente Vergessenheit gesunken war. Der Vf. der gegenwärtigen Uebersetzung, bekannt als ein geübter und geistreicher Versificator, unternahm diese Arbeit vor länger als zwanzig Jahren, und liess die sechs ersten Bücher (seit dem J. 1785) in einzelnen Lieferungen ans Licht treten. Die nachtheilige Lage, in welche er sich späterhin versetzt sah, hinderte die frühere Bekanntmachung des Ganzen, und weiterhin schob er diese selbst freywillig auf, um seinem Werke eine grössere Vollendung zu geben. „Ich glaubte nichts besseres thun zu können, sagt er unter andern, als meine Uebersetzung mehrere Jahre zurück zu behalten, um besser im Stande zu seyn, die Nachlässigkeiten zu bemerken und die Fehler zu verbessern, die man sich in der Hitze der ersten Arbeit verzeiht, und endlich die Schwierigkeiten zu besiegen, über die man nur nach einem wiederholten Kampfe Herr werden kann. — Ich habe ungefähr hunderttausend Verse gemacht, um funfzehntausend drucken zu lassen.“

Wenn man sich, wie es die Billigkeit fodert, in die Spähre eines französischen Dichters versetzt, und die unzähligen Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die ihm, bey einer Arbeit von so langem Athem, auf der einen Seite die Natur seiner Sprache, auf der andern der verzärtelte Geschmack seiner Nation, die trotz dem, was sie sich selbst hierüber einbilden mag, wenigen Sinn für das wahrhaft antike hat, überall in den Weg legen mußten, so kann man nicht umhin, eine Uebersetzung zu bewundern, die, bey einem verhältnüsmässig grossen Streben nach Treue, mit dem Scheitern einer geistreichen und originalen Freyheit täuscht. Der leichte Fluß einer gefälligen Versification, der gewählte Ausdruck, die Lebhaftigkeit des Vortrags und die Klarheit des Stils — Eigenschaften, durch welche sie sich zu einer würdigen Nebenbuhlerin von *Delilles* Virgil erhebt — können sie selbst den profansten Lesern empfehlen; und die

Kenner des Originals werden mit Vergnügen die gelungenen Anstrengungen des Uebers. bemerken, der auch da, wo er sein Original verlassen muß, einen seltenen Fleiß und Gewandheit zeigt. Es versteht sich von selbst, das wenn von der Treue einer französischen versificirten Uebersetzung die Rede ist, nicht die Gewissenhaftigkeit gemeint seyn kann, mit welcher einige deutsche Uebersetzer jede Schattirung ihres Originals wieder zu geben suchen, und man muß zufrieden seyn, wenn der franz. Uebers. den Ton des Originals in seinen verschiedenen Theilen nachzubilden bemüht ist; wenn er das Kolorit nicht unnöthiger Weise verstärkt; so wenig als möglich hinzusetzt, und die Form der Rede, so weit es seine Sprache erlaubt, nachahmt. Alles dieses hat *St. Ange* zu leisten gesucht. Wir wollen nur einige Beyspiele der letztern Art geben. Wenn *L. 1. 301* *Deucalion* sagt: *Namque ego, crede mihi, si te modo pontus haberet, te sequerer, conjux, et me quoque pontus haberet*; so ist der sanfte Gleichfall beider Verse hier so nachgeahmt:

*Chère épouse, sans moi si la mer t'eût ravie
Ah crois que ton époux dans la mer t'eût suivie.*

Im *VI. B. 15. Deseruere sui Nymphae vineta Tymali: Deseruere suas Nymphae Pactolides undas.*

*Pour elle, désertant les verds coteaux du Tmole,
Pour elle, désertant les rives du Pactole,
Les nymphes des vallons et les Nymphes des eaux —*

Unvollkommener in folgenden Versen *IV. 91. — lux tarde discedere visa Praecipitatur aquis, et aquis nox exit ab isidem.*

*Le soir vient dans les mers, le char trop lent du jour
Se replonge, et des mers la nuit sort à son tour.*

Mit vieler Geschicklichkeit ist das Spiel des Echo in der Geschichte des *Narcissus* ausgedrückt;

*Il s'arrête, il s'écrie: amis, qui vient à moi?
A peine achève-t-il, Echo repete, moi i.
Mais où donc te trouver? viens, je t' attends, approche.
Tandis qu'il cherche au loin, il entend dire proche.
Pourquoi donc te cacher, si tu fais où je suis?
Est-ce que tu me fuis? On répond: tu me fuis.
Surpris d'être appelé lorsque lui seul appelle;
Joignons nous, reprend - il; joignons nous, redit-elle etc.*

An vielen Stellen wetteifert der Uebers. mit dem Original in dem lebendigen Ausdruck (*harmonie imitative*). So drückt in folgendem Vers *S. 10.* das Zusammenstoßen der nämlichen Buchstaben und der dunkeln Tone den langsamem Gang des pflügenden Stiers aus: *Et le boeuf — Comme du joug géant la fatigue et le poids, (pressique jugo gemuere juuenci.)* Ein andermal *S. 75* wird durch eine doppelte Adspiration — die freylich in der Mitte des Verses von größerer Wirkung seyn würde, als in dem Anfange dessel-

desselben — das tief Aufathmen des belasteten Atlas gemalt;

Vois hâleter Atlas sous le poids enflammé —

oder durch die Wiederholung desselben Nasentons den durchdringenden Schall des Erzes nachgebildet (S. 149.)

Le vain bruit de l'airain frappé contre l'airain.

Bey den grossen und zahlreichen Schönheiten, die man dieser Uebersetzung zugestehen muss, und die weniger in diesen kleinen Künsteleyen, als in der freyen und leichten Manier des Ganzen bestehen, bleibt doch bey einer genauern Vergleichung mit dem Originalen noch vieles übrig, was man anders wünschen möchte. Manches davon mag freylich auf Rechnung des alexandrinischen Verses und des Reimes fallen, deren Gebrauch allein schon das Kolorit des Ganzen wesentlich ändern mußte. Es ist kein Wunder, daß dieses oft schwächer ist als das Kolorit des Originals. Fast ein Drittheil der Hexameter war für Einen Alexandriner zu reich; sie mußten in zwey Verse aufgelöst werden, und das konnte oft nicht ohne schwächende Zusätze abgehn. Man vergleiche folgende Stelle aus der Beschreibung des eisernen Zeitalters:

*Soudain parut la Guerre amante du carnage,
Qui de l'or et du fer fait un barbare usage,
La Guerre, entrechoquant dans ses sanglantes mains,
Son bouclier, son glaive, et ses dards inhumains.
Chacun vit de rapiner: on s'égorge, on se pille.
Plus d'hospitalité, plus de noeud de famille.
Du beau père en secret le gendre est l'ennemi.
Entre les frères mêmes on ne voit plus d'ami.
L'époux contre l'épouse arme sa main perfide,
Et l'époux médite une trame homicide.
La marâtre féconde en noires trahisons,
De la froide ciguë exprime les poisons.*

mit der Beschreibung des Originals:

*— prodit bellum quod pugnat utroque;
Sanguineaque manu crepitantia concutit arma.
Vivitur ex rapto: Non hospes ab hospite tutus,
Non fover a genero: fratrum quoque gratia rara est.
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti:
Lurida terribiles miscent aconita novercae.*

Fast alle Zusätze sind hier etwas schwächend, aber sie sind dem antiken Rahmen mit Geschicklichkeit eingepaßt, und diese Sorgfalt haben wir in diesem Fall überall bemerkt. Man muß dem Mangel an Kraft um der Zierlichkeit willen etwas zu Gute halten. In der Rede Jupiters, welche unmittelbar auf die angeführte Beschreibung folgt, dürfte sich Ovid bey mehreren Stellen beklagen, daß er nicht nach Gebühr behandelt worden sey. Der Anfang der Rede ist schwach:

*Quand je vis les Géans, nous déclarant la guerre,
Dans les cieux assiégés étendre leurs cens bras,
Je fus, je l'avourai, dans un moindre embarras.*

In dem folgenden Vers ist durch eine etwas veränderte Stellung der Gedanken die nothwendige Beziehung der gegenwärtigen und vergangenen Zeit verdunkelt und die Worte *Il faut les perdre tous, il le faut* — kommen dem würdevollen, imperatorischen *Perilendum est mortale genus* keineswegs gleich. Gleich darauf drückt der Vers

On cherche en leur principe à pallier les maux

den Sinn des Originals: *Cuncta prius tentata* — nicht aus, wo nicht eine allgemeine Sentenz, sondern ein Factum aufgestellt wird.

Bey der dringenden Nothwendigkeit, dem Dichter bisweilen etwas zu entziehen, mochte es dem Uebersetzer, ungeachtet seines Vorsatzes und seiner Versicherungen, nicht mehr als billig scheinen, ihm von der andern Seite etwas zu erkatten, und ihm durch mancherley Interpolationen und Umbildungen, wenigstens in den Augen verwöhnter Leser einen Zusatz von Schönheit und Reiz zu geben. Hier verräth sich oft die französische Manier, auch ohne Vergleichung des Originals, auf den ersten Blick. In dem Anfang des *ersten* Buchs mochte in den Worten

nee brachia longo

Margine terrarum porrexerat Amphitrite

dem Uebers. das Bild nicht zierlich genug scheinen. Er schafft es um:

*La terre dans le vide, où la soutient son poids,
N'étoit point suspendu; et pressé d'autour d'elle,
Thétis n'embrassait point les longs flancs de Cybèle.*

Aber weit entfernt, daß das Bild hierdurch gewonnen hätte, ist es vielmehr verworren geworden. Thetis drängt sich um die schwebende Erde und umarmt die Cybele, und diese ist wiederum die Erde selbst! — Eben so mißlungen scheint uns eine Veränderung in der Fabel der Pyrrha, welche die Steine hinter sich wirft. Ovid sagt ganz einfach: *Saxa — ponere duritiem coepere suumque rigorem, Mollisque mora, mollitaque ducere formam.* Der Uebers. giebt dafür ein abentheuerliches Bild:

*Ces cailloux amollis sous leurs doigts étonnés
S'échappent de leurs mains à demi façonnés;*

Minder tadelhaft, aber doch ein wenig manierirt ist es; wenn L. III. 14. der Berg, auf welchem Aktæon jagt, *le théâtre de sa gloire* heist; wenn Narciss (III. 42) nicht bloß seine Augen, ein Doppelgestirn, (*geminum, sua lumina, sidus*) betrachtet, sondern

*dans l'azur mouvant sous sa paupière
De deux astres vivans la touchante lumière.*

wenn er es nicht wagt, das Erröthen der Salma-
cis (IV. 332) mit purpurgefärbtem Elfenbein zu ver-
gleichen, sondern diesem

la rose dont Flore embellit sa corbeille

unterschiebt. Auch hier und da ein Zusatz von
Schalkhaftigkeit verräth den Franzosen, wie in der
Geschichte der Venus und des Mars: *Eoux, amans, tous trois sont la fable des yeux*; am meisten
aber die Uebertreibungen der Leidenschaften in ein-
zelnen Zügen. Juno will die Begleiterinnen der
Ivo bestrafen und ein neues Beyspiel von Strenge
geben (*Saevitiae monumenta inae*):

*Juno s'offense encor du cri de leurs douleurs:
Eh bien de mes fureurs toujours plus impla-
cables
Vous aussi, vous serez des monumens durables.*

Latona (VI. 204) beleidigt durch die Reden und den
Uebermuth der Niobe *indignata — est, summoque in
vertice Cynthi Talibus est dictis gemina cum prole lo-
cuta*. Hier:

*Latone est indignée, et va dans sa fureur
Implorer, sur le Cynthe, Apollon et sa soeur.*

Die hier angekündigte Heftigkeit muß sich nun frey-
lich auch in der Rede Latonens ausathmen, die in
der Uebers. daher einen ganz andern Ton hat, als
Ovid ihr zu geben für gut befunden.

Eine Verletzung des Gesetzes der Treue hat sich
Saint-Anges an denjenigen Stellen erlaubt, wo das
genaue Detail mit dem Geschmacke seiner Nation
und dem Genius seiner Sprache gar zu wenig ver-
einbar schien. In dem Katalog der Namen des Bac-
chus IV. 12—15 sind einige ausgelassen, andere pa-
raphrasirt; in der Beschreibung des Wettstreits der
Arachne und Minerva L. VI ist V. 55 (*Tela jugo vincta
est, flamen fecernit arundo*) übergangen; und die Be-
schreibung der Schiffahrt III. 639 ist, zum Nachtheil
der Deutlichkeit, zusammengezogen. Freyheiten die-
ser Art sind in der Sprache und dem Geschmack un-
serer gallischen Nachbarn so tief gegründet, daß man
sie billiger Weise keiner Rüge unterwerfen darf.
Auch erwähnen wir sie nur deshalb, um zu bemer-

ken, daß sie sich in dieser Uebersetzung seltner als
in ähnlichen Arbeiten der Franzosen finden.

Die Uebersetzung ist mit Anmerkungen beglei-
tet, die zum Theil einige nöthige Erklärungen ent-
halten, zum Theil die Kunst des Dichters entwick-
eln, oder auch wohl auf die Kunst des Uebersetzers
und die Irrthümer seiner Vorgänger aufmerk-
sam machen. Weder die ästhetischen noch die gelehrten
Bemerkungen sind sehr tief geschöpft. Mit Verwun-
derung liest man unter andern Vol. I. S. 142 daß
die Rhannuische Nemesis eine Phiole in der Hand
gehalten, in welcher kleine Figuren schwarzer Men-
schen eingeschlossen waren. *Pausanias* L. I. 33
spricht von einer Schaale (*βίλλη*), auf welcher Ae-
thioper abgebildet waren. Ganz schief heist es auch
S. 20 *Erynnis* (so schreibt der Vf. mit vielen seiner
Landsleute, die noch immer an ihrem Hypocrate,
Hypolite u. a. d. hängen) *était la Déesse du mal, com-
me Nemesis était la Déesse des châtimens et de la ven-
geance*.

Die Einleitung handelt von Ovids Leben und
den Eigenthümlichkeiten seiner Poesie. Die Ver-
gleichung des römischen Dichters mit *Voltaire* S. XII.
hätte weiter führen können, aber der Vf. bleibt an
der äußern Aehnlichkeit hängen, ohne den innern
Quellen derselben nachzuspüren. Daß er übrigens
Ovids Talente übermächtig bewundert und auch da
Veranlassung zum Lob findet, wo höchstens Ent-
schuldigungen statt finden, ist bey einem Uebers.
allzu gewöhnlich und in der That so verzeihlich,
daß wir uns gar nicht weiter bey diesem Umstan-
de verweilen wollen.

LENGO, b. Meyer: Wörterbuch zu Phaedri Fabula.

Zum Behuf der Vorbereitung ausgearbeitet, von
Alb. Chrst. Meineke, Dir. d. Schule z. Osterode
am Harz. 1801. 84 S. gr. 8. (4 gr.)

Dieses kleine Wörterbuch gehört zu des Vf. „*Phae-
dri Fabulae Aesopiae*. Zum Behuf der Schulen und
der eignen Lectüre, herausgeg. v. m. deutschen An-
merkungen, auch m. e. deutschen Wörterbuche be-
gleitet von *A. C. Meineke*“ *Leingo b. Meyer* 1801.
und wird, mit obigem eignen Titel versehen, auch
besonders verkauft. Die Manipulationen des Vf.
sind aus seinen Wörterbüchern zum *Nepos* und *Ju-
stinus* bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leingo*, in d. Meyer. Buchh.: *Der Futter-
kräuter Anbau* als der des Klees, der *Esparcette*, der Lu-
zerne, der Dickwurzel oder Runkelrübe, wie auch des Ti-
motheus- und Raygrases, mit einer Abhandlung über die
Stallfütterung für den Bürger und Landmann, von *F. Krome*.
1800. 40 S. 8. (2 gr.) Wenn der so häufige Unter-
richt über den Anbau dieser Futterkräuter und Gewächse
gar nicht in jene Gegenden hingedrungen ist, wo Hr. *Krome*

hauset; so ist sein trauliches Geschwätz hierüber zu einem in
der Oekonomie unwissenden Volke, ihm nicht zu verübeln;
außer diesem bey nahe unmöglichen Fall aber hätte er mit sei-
nem Unterrichte ein Publikum verschonen sollen, das durch
lästige Wiederholung längst gefagter und bekannter Dinge,
fast ein Vierteljahrhundert hindurch gröblich mißhandelt
wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Synopsis methodica fungorum. Sistens enumerationem omnium hucusque detectarum specierum, cum brevibus descriptionibus nec non synonymis et observationibus selectis. Auctore D. C. H. Persoon, Soc. reg. Gotting. Linneanae Lond. phys. Gotting. Jenens. Berolinens. Figur. et soc. mineral. Jen. membro. Pars I—II. Cum tabulis aeneis. 1801. XXX. und 706 S. 8. mit 5 Kpf.*

Endlich hat der Vf die Wünsche der Botaniker erfüllt, und den Reichthum dieses Faches, der bisher in Beschreibungen, Abbildungen und Systemversuchen aufgehäuft war, mit Hülfe seiner ausgebreiteten Kenntniß und seiner vieljährigen eignen Untersuchungen in ein Ganzes geordnet und vereinigt. Durch jene Vorarbeiten und diese schöne Anordnung hört freylich Linné's ehemaliger Ausspruch: „*Fungorum ordo in opprobrium artis etiamnum Chaos est*“ auf, seine Wahrheit zu behalten, wenn Linné aber fortfuhr „*nescientibus botanicis in his, quid species, quid varietas sit*“: so dürfte er noch lange Recht haben, und Hr. P. ist, wie Männer von wahrem Verdienst, bescheiden genug, um nur zu hoffen, er habe etwas dazu beygetragen, diese Ungewissheit zu vermindern, und wahrheitsliebend genug, um in derselben Vorrede, wo er jenes sagt, die Botaniker zur weitem Prüfung der Fälle, in denen er selbst über Art und Abänderung ungewiß blieb, aufzufordern. Die Kenntniß der cryptogamischen Gewächse ist schon so reichhaltig, daß sie allein einen Untersucher für sein ganzes Leben beschäftigen kann; aus dem gegenwärtigen Werke wird es wahrscheinlich, daß schon ein Theil derselben, die der schwammartigen Gewächse, zu derselben Fülle anwachsen wird, ja vielleicht zu einer größern, als der von allen jetzt bekannten Cryptogamisten zusammen genommen. Die Zahl der hier aufgeführten Arten beläuft sich auf 1526, und sie ist doch, einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, bloß auf Beobachtungen in Deutschland, England und Frankreich (Italien und Dänemark darf man doch auch nicht vergessen) gegründet, in Ländern, in denen man noch immerfort etwas neues aus dieser Familie entdeckt. Wie wenig wissen wir von den vielen Schwämmen der übrigen europäischen Länder, und wie sehr spannen die wenigen merkwürdigen Beyspiele von America, dem Cap, und sogar auch neuerlich von Neu-Holland, für dieses Fach unsre Hoffnung? — Der Vf. nahm, wie billig, nur solche Arten in sein System

A. L. Z. 1802. Erster Band.

auf, von deren Wahrheit er sich selbst in der Natur überzeugen konnte, oder deren Beschreibung, durch gute Abbildungen unterstützt, ihm das Gepräge der Aechtheit zu haben schien. Er machte nicht einmal von seinem ganzen Vorrathe Gebrauch, und verschob die Bekanntmachung mancher Arten, um erst vorher noch über sie zur völligen Gewissheit zu kommen. Das von dem Vf. gelieferte, und auch von uns angezeigte, *Tentamen dispositionis methodicae* liegt, mit einigen Aenderungen, dem gegenwärtigen System zum Grunde. Wir glauben es sowohl dem Werke, als den Lesern dieser Blätter schuldig zu seyn, den Zusammenhang dieses Systems und die Hauptmomente seiner Ausführung darzulegen.

Nach einer sehr kurzen nur 4 Seiten betragenden *Philosophia mycologica*, die der Vf. wohl deshalb abgekürzt hat, weil er sich schon anderswo weitläufiger darüber ausließ, beginnt das System. I. Classe. *Angiocarpi. Fungi clausi s. semina ut plurimum copiosa interne gerentes.* Erste Ordnung: *Solero-carpi. Fungi duriusculi substantia interna molli.* Gattungen (durch das Ganze nun in fortlaufender Reihe): 1) *Sphaeria, peritheciis rotundis, substantia gelatinosa* (184 Arten). Diese so zahlreiche Gattung machte eine weitere Abtheilung in Sectionen nöthig, deren acht unter den Namen *Xylaria, Periphraeae, Compositae, Monostichae, Pustulatae, Circinnatae, Cespitosae, Simplicis*, angeführt, bestimmt, und zum Theil selbst wieder in Unterabtheilungen gebracht werden. 2) *Stibospora, massam nigram cohaerentem, sub lente ex thecis aut sporulis constantem sistens* (6 Arten). 3) *Hysterium. Perithecium oblongum, rima longitudinali dehiscens* (15 A.). 4) *Xyloma, applanatum sub-arbiculari, inaequale dehiscens, intus farctum* (14 A.). Noch abgetheilt in *composita majora*, und *simplicia minoria*. Sämmtlich auf Blättern von Laubholz. 5) *Naemaspora, gelatina fluxilis in cirros prominens, sub lente amorpha* (3.). Einige Arten *receptaculo manifesto sphaeriformi, andre obsolete vel nullo.* 6) *Vermicularia. Capsula globosa sessilis, corporibus vermiformibus liberis seminiferis repleta* (3.). Diese Gattung ist vom Vf. bloß nach Tode aufgenommen, und noch zweifelhaft unter der ersten Ordnung aufgestellt. 7) *Tubercularia, receptaculum obsolete, gelatina compacta, rotunda* (6.). Hierunter *Tremella purpurea, Leprea rosea, Leprea carnea.* Zweyte Ordnung: *Sarcocarpi. Fungi carnosi farcti.* 8) *Sphaerobolus, vesicula globosa, receptaculo globoso radiatim fisso primum inclusa* (1.). *Lycoperdon Carpobolus.* In dieser und den folgenden beiden Gattungen wird die Fruchtblase

Cg

ela

elastisch fortgeschleudert. 9) *Thelobolus, vesicula papillaeformis, receptaculo globofo cupulari infidens* (1.). Die Todische Art. 10) *Pilobolus, vesicula capituliformis, receptaculo stipitiformi hydrophoro imposita* (2.). Die eine Art ist die *Hydrogerya crystallina*, oder der *Mucor neceolatus*. 11) *Sclerotium, receptaculum nullum, forma fungi varia, intus laevis et similis* (16.). Unter dieser Gattung der Saffrantod der Franzosen, und die für Saamen gehaltenen Schwämmchen an den Kohlblättern. 12) *Tuber, receptaculum nullum, magnum subglobofum intus ventis seminiferis distinctum* (4.). Die gemeine Trüffel und andere. Dritte Ordnung: *Dermatocarpia. Fungi membranacei, coriacei, aut villosi, intus pulvere farcti*. Erste Unterordnung: *Trichospermi, pulvere seminali filis intertexto*. 13) *Balarrea. Volvata. Peridium pileiforme, stipitatum, a volva calyptratam* (1.). *Lycoperdon phalloides* der Engländer. 14) *Gastrum, volva radiatim fissis, peridium laeve (acaule), ore piloso dehiscens* (6.). Einige *peridio stipitato*, andre *sessilibi*. 15) *Bovista. Peridium laeve, sessile, apice dehiscens, cortice exteriore per partes evanescente* (4.). Hieher *Lycoperdon arrhizon* und *pustillum* Batsch. Elench. 16) *Tulostoma, peridium stipitatum, ore cylindrico, cartilagineo* (2.). *Lycoperdon pedunculatum*, und die rauchstielige von Micheli beschriebne Nebenart. 17) *Lycoperdon. Peridium caulescens, apice demum raptum, verrucis (deciduis) obtitum* (14.). Die funfzehnte Gattung hat einen schwarzröthlichen oder purpurbraunen Saamenstaub, diese aber einen grünlichen. 18) *Scleroderma. Peridium induratum (uberosum)* (12.). Der Saamenstaub ist purpurfarb, braun, oder rothfarbig. *Lycoperdon cervinum, carcinomale* u. dgl. 19) *Lycogala. Laevis, membranacea, interne primo pulposa* (5.). 20) *Fuligo, subdifformis (magna), fibroso-grumosa, primo tota mollis* (6.). Die *Mucores septici*. 21) *Spumaria, effusa, cortice exteriore rigido, distabente* (2.). Hierunter eine Michelische *Mucilago*. 22) *Diderma, subrotundum laeve, peridium duplex, comella magna* (11.). Kleine Arten von Staubschwämmchen. 23) *Physarum. Peridium simplex, subfarinaeum, inaequaliter rumpens, fila adnata latentia* (16.). Theils mit, theils ohne, Stiel. Diese und die beiden vorhergehenden Gattungen scheinen nicht sicher genug von einander abzuweichen. Die Charaktere scheinen zu graduell und schwankend. Auch fühlte der Vf. bey der weitem Bestimmung, das bey der von ihm gemachten Anwendung des Ausdrucks *Peridium* noch keine Harmonie statt finde. 24) *Trichia. Peridium glabrum, inaequaliter rumpens, capillitium, elastice se expandens* (11.). Bunnförmige, rundliche, oder wurmförmig verlängerte Arten. *Lycoperdon vesparium, favogineum, lumbricale*. 25) *Arctyria. Peridium ad dimidium evanescentis, capillitium ovatum* (5.). Auch hier eine Mittelart zwischen dieser und der Gattung *Physarum*. 26) *Stemonitis. Capillitium stylum ambiens* (5.). Die Saamenwolle bildet theils rundliche, theils verlängerte Körper. Offenbar der vorigen Gattung nahe verwandt. 27) *Cribraria. Capillitium reticulatum, pulverem includens*

(11.). *Mucor cancellatus* Batsch Elench. *Sphaerocarpus trichioides* Bulliard, und die übrigen von Schrader beschriebenen. Die Saamenhülle verschwindet ganz oder zur Hälfte. — Zweyte Unterordnung (der dritten Ordnung): *Gymnospermi, pulvere nudo s. sibi non reticulato*. 28) *Licea. Peridium solitarium, subrotundum* (5.). *Didymium parietinum* Schrader, andre *Liceae* desselben Vfs., und *Trichia gymnosperma* Persoon observ. 29) *Tubulina. Peridia tubuliformia in cespitalum connata* (2.). Eine den *Trichii* sehr nahe stehende Gattung, die nur durch die mangelnde Saamenwolle abweicht. 30) *Mucor. Peridia stipitata, capituliformia, primo sub-aquosa, dein opaca, fugacia* (9.). Mit einfachen oder ästigen Stielen. Hieher auch *tocophora Mucedo*, und etliche *Hydrophorae* von Tode gerechnet. 31) *Onygena, Peridium stipitatum siccum persistens* (1.). Die Art schon in den Observat. bemerkt. Sie ist Wildenows *Lycoperdum equinum*, und auch schon von Dillen *Hist. musc. t. 14. f. 5. B.* abgebildet. Merkwürdig, das sie nicht nur auf vermoderten Pferdchufen, sondern auch auf Ochsen- und Schafhornern gefunden wird. Die zweyte in den Obs. beschriebne Art läßt der Vf. jetzt als ungewis weg. 32) *Hecidium. Peridia aggregata, teretia, sub foliorum epidermide erumpentia* (19.). Nicht immer bloß auf Blättern, zuweilen auch mit an Zweigen, wie bey *Tragopogon* und *Pinus*. Sehr fein sind die so einfachen Arten unterschieden, was auch von den folgenden, noch einfacheren gilt. 33) *Uredo. Peridium nullum. Sporulae rotundae uniformes* (30.). Nach der gelben (*Rubigo*), bräunlichen und schwärzlichen (*Nigredo*), weissen Farbe des Staubes (*Albugo*), unterschieden, wozu noch eine Abtheilung (*Ustilago*) kommt, in welcher das Pulver dunkelfarbig ist, und sich an Fructificationstheilen, wie an Saamen von grasartigen Gewächsen, dem Kelchboden von *Tragopogon*, und den Staubbeutel von *Silene* und *saponaria* befindet. 34) *Puccinia. Peridium nullum. Sporulae septulis distinctae caudatae* (11.). Zarte Schwämme, meist auf Blättern; *P. Juniperi* auf Zweigen. 35) *Trichoderma, denudatum, pulvis tegmine villosocinctus* (6.). Hieher auch die Todischen *Pyrenia*, auch eine Bulliardische *Reticularia*, die übrigen vom Vf. 36) *Conoplea, fila compacta, pulvere manifesto interspersa* (4.). Bloß vom Vf. angezeigt, noch nirgend abgebildet. *Dematium sphaericum* Pers. observ. ist auch dazu gezogen. 37) *Pyrenium* (1.). Eine nur von Tode entlehnte und zweifelhafte Gattung; die Art *Pyrenium terrestre* Tode fung. Meklenb. 1. t. 6. f. 5c. — Die dritte Unterordnung: *Sarcospermi, fructibus luculentis carnosis*, besteht bloß aus einer Gattung. 38) *Cyathus. Receptaculum infundibuliforme, fructibus lentiformibus repletum* (7.).

Die II. Classe: *Gymnocarpia, fungi carnosif semina (parva) in receptaculo (Hymenio) aperto gerentes*. Die (erste, oder in fortlaufender Reihe) vierte Ordnung: *Lisothecii. Membrana fructificans, s. hymenium in laticem (gelatinam demum foatum*. 39) *Clathrus. Pileus (acaulis) ramis anastomofantibus*
per-

peritusus (2.). Diese Gattung scheint noch Berichtigung zu bedürfen. 40) *Phallus* s. *Pileus cellulis reticulatus*, aut *tuberculatus* (6.). Sämmtlich gestickte Arten. — Fünfte Ordnung: *Hymenothecii*. *Hymenium membranaceum indissolubile*, sporulis pulverulentum. Die zahlreichste Ordnung von allen, da sie die huthtragenden und keulenförmigen Schwämme enthält. Sie ist noch in mehrere Unterordnungen gebracht, die die schon bekannten Großen Gattungen bestimmen, aber hier selbst noch Vereinigungen von Gattungen vorstellen. † *Agaricoidei*, *Hymenium lancelloso*, aut *venoso*. 41) *Amanita*, *stipes basi volvatus* (6.). Die Eyer- und Fliegenschwämme. 42) *Agaricus*, *evolvens* s. *volva nulla* (447.). Die große Anzahl der Arten machte Abtheilungen nöthig. [1] *Lepiota*, *stipes annulatus*, *lamellae effusae* s. *arescentes*, nec *nebulosae* v. *fuliginosae* (1—29.). Hierunter *A. procerus* (antiquatus), *subantiquatus*, *granulosus*. [2] *Cortinaria*, *annulus in sibi arachnoidea solutus* (30—82.). *A. violaceus*, *croceus*, *gomphus* u. s. w. [3] *Gymnopus*, *pileus carnosus*, *convexus*, *stipes nudus* (83—220.). Hierunter *A. lateritius*, *obesus*, *elatus*, *nebularis*, *pullus*, *limacinus*, *pluteus*, *nitens*, *chrysoodon*, *Amanitae*. [4] *Mycena*, *pileus membranaceus*, *convexus*, *striatus*, *stipes nudus* (*fistulosus*) (221—259.). *Ag. alliaceus*, *hypnorum*, *tenellus*. [5] *Caprinus*, *pileus membranaceus* aut *subcarnosus*, *cum lamellis deliquescens* (260 bis 300.). Die Rufs- oder Mistschwämme, theils vollkommne, fast ganz zerfließende, *A. narcoticus*, *papillatus*; theils minder vollkommne, wie *A. semiglobatus*, *titubans*, *ciliaris*. [6] *Pratella*, *pileus carnosus subdeliquescens*, *lamellae nebulosae*, s. *variatae*, aut *sub-aquosae*, *molles* (301—324.). *Ag. campestris*, *aeruginosus*, *fascicularis*. [7] *Lactifluus*, *pileus et lamellae lactescentes* [325—341.). Die süßen oder unschmackhaften und gepfefferten Milchschwämme. [8] *Ruffula*, *lamellae longitudine aequales* (342—365.). Die *Agarici integri*. [9] *Omphalia*, *pileus excavatus orbicularis*, *stylus centralis* (366 bis 415.). Theils große und starke Arten, wie *A. involutus*, *cervinus*, *fragilis*, *virginicus*; theils zarte, wie *A. sacharinus*, *squamula*, *campanella*, *ericetorum*. [10] *Pleuropus*, *pileus integer*, *plerisque dimidiatus*, *stipes lateralis* aut *nullus* (416—447.). Die Schief- und Halbschwämme unter den *Agaricis*, jedoch nach dem Vf. mit Anschluß seiner 44sten Gattung. *Daedalea* 43. (im Haupttext ist von hier an falsch numerirt, mit 42, welche Zahl der vorigen Gattung gehört; in der Gattungstabelle am Eingang laufen die Zahlen richtig fort). *Meruleus*, *lamellae venosae tamidulae superficiales* (25.). Die Aderschwämme oder Pfifferlinge, die noch in drey Abtheilungen gebracht sind: *Cantharellus*, *pileus manifestus*, *stipitatus*, aut *dimidiatus acaulis*; *Serpula*, *resupinata effusa*, *superne venosa*, *reticulata*; *Gomphus*, *claviformis*. Die zweyte Abtheilung ist doch wohl mehr eine Folge des örtlichen Wachses, und die letztere dürfte sich durch Uebergänge in die erstere verlieren. — †† *Bole-*

toidei. *Hymenium in tubos varios prominens*. 44) *Daedalea*, *pileus suberosus*, *subtus sinibus oblongis sub-poriformibus reticulatus* (5.). Einige Halbschwämme, wie *Agar. quercinus*. Sie scheinen doch sehr nahe mit den Blätterchwämmen verwandt zu seyn, und machen gleichsam eine Mittelgattung zwischen den *Agaricoideis* und *Boletoideis*. 45) *Boletus*, *pileus manifestus*, *tubi teretes*, *integri* (93.). Die Unterabtheilungen: A. *Suilli*, *pileo pulvinato carnosus*, *a tubis elongatis facile se disjungente*; B. (ohne allgemeine Benennung) *Pileo carnosus*, *coriaceo*, *utplurimum sub-suberoso*, *tubis sub-brevibus*, *cum pilci substantia connexis* (*Bol. arcularius*, *lucidus*, *adustus*, *straweolens*, *igniarius*, *versicolor*); C. *Poria*, *resupinata*, *effusa* s. *superne porosa* (*Bol. destructor*, *medulla panis*); D. *Polyporus*, *fungus ramoso-lobatus undique porosus* (*Bol. ramosus* Bulliard.); E. *Fistulina*, *tubis inter se liberis* (*Bol. hepaticus*). ††† *Hydnoidi*. *Hymenium in aculeos aut dentes prominens*. 46) *Sistotrema*, *hymenium primo porosum*, *denuum indentes compressos lacerum* (12.). Theils gestielt, theils mit halbiertem Hute, theils, wie *Serpula* und *Poria*, mit der rechten Seite aufwärts gekehrt, und als Ueberzug ausgegossen. Letztere Abtheilung nennt der Vf. *Xylodon*. 47) *Hydnum*, *aculei integri teretes*, *pileus manifestus* (26.). Eigentliche Stachelschwämme mit und ohne Stiel; ferner ausgebreitete mit den Stacheln aufwärts gekehrte (*odontia*), und endlich keulenartig gebildete, überall gestachelte (*Hericum*). — †††† *Gymnodermata*. *Hymenium laeve aut papillosum*. 48) *Thelephora*, *pitens*, *dilatatus*, *coriaceus*, *uniformis* (47.). Verschiedene Unterabtheilungen: *Craterella*, *pileo infundibuliformi*, *integro* (*Helvela caryophyllea*); *Stereum*, *pileo dimidiato*, *denuum horizontali* (*Elvela lilacina*); *Corticium*, *effusum*, *resupinatum* (*Auricularia corticalis* Bull. und mehrere noch un abgebildete, meist nur vom Vf. beschriebne Arten). 49) *Merisma*, *erectum*, *ramosum* (7.). Hierher die *Clavaria laciniata* und *anthocephala* Bulliard., und die *Cl. flabellaris* Batfch, die sich den *Sphaerien* sehr zu nähern scheint. ††††† *Claviformes*, *fungi carnosi*, *elongati*, *pileo cum stipite confluente*. 50) *Clavaria*, *clavula similis*, *uniformis*, *stipiti continua* (62.). Sie sind theils ärtig (*Ramariae*), theils einfach (eigentliche *Clavariae*): theils mit einem kopfförmigen Ende versehen (*Typhula*). 51) *Geoglossum*, *clavula carnosula ligulata*, *stipiti contigua eoque brevior* (7.). Die Verwandten der *Clavaria aphiglossoides*. — †††††† *Helvelloidei*. *Pileus stipitatus*, *membranaceus a stipite distinctus*. 52) *Spathularia*, *pileus membranaceus*, *ligulatus* (1.). Die auch als *Clavaria spathulata*: und *Helvela spathulata*, aufgeführte Schwammart, deren wahre Stelle in Systeme allerdings sehr problematisch ist. 53) *Leotia*, *pileus capituliformis subtus stipitem tantum ambiens* (9.). Hierher die *Elvela cucullata* Batfch., *Mitruna Heyderi* Persoon, *Helvela gelatinosa* Bulliard. 54) *Helvela*, *pileus instatus*, *utrinque deflexus* (10.). Die Schäferische *Helvela acaulis*, von der Pers. die Hedwigische

sche *octosporam rhizophoram*, wie es Rec. scheint, mit Recht ausschließt, und die andern morchelähnlichen Schwämme, ohne gegitterten Huth. 55) *Morchella*, *pileus carnosus*, *areolis lacunosus* (8.). Die *Phalli non volvati*, *seminibus non in latia diffluentibus*. Die Abtheilung des Vfs., nach der er früher die Gattung *Phallus* davon trennte, zeigt an, daß sein System, wenigstens zum Theil, künstlich ist. Die Coprini unter den *Agaricis* hätten eben so aus der fünften Ordnung herausgehoben werden können, und *Clathrus* gehört natürlich nicht neben *Phallus*, sondern zur zweyten Ordnung. 56) *Tremella*, *substantia gelatinosa*, *forma anomala* (23.). Eine räthselhafte, und, wie es scheint, eben so aus Noth, wie vor dem *Mucor*, aufgestellte Gattung. Die Wasser-tremellen und die *Noctocybe* abzufondern, und gehören zu andern Gattungen. Die Schwämme verlieren sich hier an der Gränze in die *Algas*, so gut, wie bey der folgenden Gattung. 57) *Peziza*, *receptaculum concavum* f. *cupulaeformis*, *substantia tremellosa*, *ceracea*, *coriacea* (151.). Die zahlreiche Gattung theilt der Vf. noch weiter ab. A. *Tremelloideae* (I—14.), *substantia plus minusve tremellosa*, z. B. *Octospora elastica* Hedw. *Peziza cinerea* Batfch, B. *Helvelloideae* (15—49.). *Peziza leporina*, *radicata*, *crucibulum* etc. C. *Parvae*, *cupulae totae frigoso-hirtae*, *pilosae*, *tomentosae*, *aut pubescentes* (51—85.). Darunter *P. scutellata*, *virginea*, auch *Myrothecium hispidum* Tode. D. *Glabrae*, *saltem non manifeste tomentosae*, *carnoso-ceraceae*, *plurimae parvae* (86—129.). *P. bolaris*, *calyculus*, *aeruginosa*, *citrina*, *olivacea*. E. *Plus minusve coriaceae*, *siccac*, *glabrae*, *aut pulverulentae ut plurimum sessiles* (130—144.). Unter diesen auch Hedwigs *Lichen atratus*. F. *Stictis*, *receptaculum siccum*, *coriaceum*, *ligno immersum* (145—147.). *Sphaerobolus rosaceus* Tode, und die in den *Obs. mycol.* unter *stictis* angezeigten. G. *Solenia*, *elongata membranacea* (148—151.). Aus Hoffmanns *Flora* bekannt, und sehr richtig hieher gebracht. Wir haben nicht nöthig, die Gattungen zum Uebermaas zu vervielfältigen, ob es gleich sehr zuträglich ist, ihre Unterabtheilungen genauer zu bestimmen. Selbst unter den vielen hier vom Vf. in seinem System aufgestellten *Generibus*, wird der Kenner immer die schon bekannten Hauptgattungen durchschimmern sehen, aber die Vorstellung wird durch die vielfachen Punkte der Bestimmung mehr befestigt. 58) *Ascobolus*. *Thecae e receptaculo cupulaeformi prominent et dissiliunt* (4.). *Peziza stercoraria* Bull., und einige schon in den *Obs. mycol.* bemerkte Arten. 59) *Helotium*. *Receptaculum stipitatum convexum*, *capituliforme* (7.). Die *Leotia acicularis* und *Fimetaria* *Obs. mycol.* ein *Acrospermum*, und zwey *Helotia* von Tode. 60) *Stilbum*, *mucoriforme*, *capitulum globosum*, *primo subaquosum*, *dein opacum* (16.). Die Arten von Tode, von Schrader, und dem Vf. beschrieben. 61) *Aegerita* *Fungilli acules*, *graniformes* (3.). Hievon abgebildet das *Sclerotium Aegerita*, oder *Arg candida* in Hoffmanns *Flora*. — Die sechste und letzte Ordnung des Systems. *Nematothecii*. *Fungibyssoidei*. Hier dürften sich wieder die *Fungi* und *Algae* sehr nahe begeben, wie der Vf. selbst bemerkt. Die meisten Arten dieser Ordnung kommen an dunkeln, dumpfigen Oertern vor. 62) *Ascophora*. *Capitulum inflatum* (1.). Die Todische *A. ovalis*. 63) *Periconia*. *Capitulum farctum farinaceum* (3.). Die Todische *P. lichenoides*, eine ehemalige *Isaria*, und eine neue Art. 64) *Isaria*. *Subclavaeformis farinacea*, *albida* (9.). *Ramaria farinosa* Holmskiöld., *Clavaria Puccinia* und *brachiata* Batfch, nebst andern. 65) (wir zählen der Reihe nach fort, ob gleich auch hier wieder keine Uebereinstimmung zwischen der Eingangstabelle und dem ausführlichen Systeme ist, da *Botrytis* in ersterer fehlt). *Botrytis*. *Erecta fruticulosa*, *dichotoma*. *Sporulae in racemum conglomeratae* (4.). Aus der *Dispos. fung.* und *Micheli generibus* 66) *Monilia*. *Fila moniliformia* (12.). Theils machen sie runde Köpfe, theils gefingerte Büschel, theils sind sie stiellos, und breiten sich unbestimmt aus. Die folgenden Gattungen sind in der Form weniger bestimmt als die vorigen dieser letzten Ordnung. 67) *Dematium*. *Byssi cespitosi aut effusi fila laevia* (17.). Hierher *Byssus aurea*, die aber auch auf Holzwerk wächst, und nicht wohl *Dem. petraeum* heißen kann. 68) *Erineum* *Cespituli byssoidei*, *subgrumosi*, *foliis immersis* (7.). Ob diese Arten wirklich *cryptogama parasitica* sind, möchte Rec. noch bezweifeln. 69) *Racodium*. *Byssus subcompacta*, *pannum referens* (6.). Hieher *Byssus septica* Roth, und *Xylostroma giganteum* Tode. 70) *Himantia*. *Byssus ramosa*, *aut subradiciformis*, *villosa* (6.). Darunter *Byssus candida*. 71) *Rhizomorpha*. *Rigida*, *glabra*, *fibrae aut radiciformis* (3.). 72) *Mesenterica*. *serpens*, *gelatinosa*, *venosa*, *venarum ramificationibus membranula junctis* (3.). Die Todischen Arten und Vaillants *Coralloforma diffusa* mehr zur fünften Ordnung. Eine genaue Untersuchung dieses Systems würde der Raum nicht verstatten, und der Rec. mußte sich mit wenigen Anmerkungen begnügen. Es läßt sich für die Folge hoffen, daß das System immer mehr an Einheit, und die Bestimmung der Arten an Schärfe gewinnen werde. Ein Register aller Hauptnamen der Arten und aller Synonyme, eine besondere Anzeige der zweifelhaften hier übergangnen Arten, und bey großen Gattungen mehrere Zusammenstellungen der Arten nach verschiedenen Rücksichten, würden willkommen gewesen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

GIESSEN, b. Heyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte* von Joh. Ernst Christian Schmidt, ord. Prof. der Theol. *Erster Theil.* 1801. 591 S. ohne das Register und die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn ein Buch von der Art, wie das vorliegende, richtig gewürdigt werden soll: so muß man mit seiner Aufmerksamkeit nicht bloß an einzelnen Stellen hängen bleiben, sondern vor allen Dingen das Ganze im Auge behalten, und es besonders mit diesem Blicke über das Ganze beurtheilen. Denn es ist nichts leichter, als daß man bey einem solchen Schwall einseitiger historischen Materialien, dergleichen die erste Periode der Kirchengeschichte von *Jesus bis auf Konstantin den Großen*, welche hier bearbeitet ist, liefert, auch wohl einmal fehlgreift, und etwas übersieht; oder auch bey den häufigen historischen Lücken, die sich ebenfalls in dieser Periode finden, besonders bey der Entstehung des Christenthums und gleich nachher, historische Vermuthungen und Hypothesen anbringt, die andern zu kühn oder zu einseitig, und eben deswegen nicht so wahrscheinlich sind. Alles dieses bringt die Natur der Sache und die verschiedene Ansicht der Menschen so mit sich, und der Vf. ist in Hinsicht solcher Vermuthungen und Hypothesen hinlänglich gerechtfertigt, wenn er sie nicht als baare historische Wahrheit vorträgt, sondern sie nur als Meynungen und Wahrscheinlichkeiten ankündigt, wovon ein jeder annehmen mag, so viel er kann und will. Das letzte ist hier geschehen; und was das Ganze dieses ersten Theils des Handbuchs betrifft: so zeichnet es sich sehr rühmlich aus, durch Studium der Quellen und eine strenge historische Kritik bey den aufzunehmenden Materialien, die vorzüglich Noth that; durch einen hellen Blick in den Ansichten von der eigentlichen Lage der Sachen; durch eine scharfsinnige Erwägung, Beurtheilung und Verbindungsgabe abweichender Nachrichten; durch eine grössere Vollständigkeit, als man bis jetzt in den Handbüchern der Kirchengeschichte gewohnt ist, so wie durch eine natürlich gute Ordnung. Alle die mannichfaltigen Angaben und Nachrichten dieser wegen des ersten Aufkommens des Christenthums und seiner ersten Gestalt so wichtigen Periode sind aufs neue kritisch erwogen und gewürdigt, theils durch eigene neue Ansichten in ein helleres Licht gesetzt, theils durch die Aufnahme der Resultate der neuesten Untersuchungen anderer berichtet. Unterdeß hat

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

der gelehrte Vf. bis jetzt die Namen der Letztern nicht angeführt, sondern nur die Quellen, und erwartet das Urtheil anderer, ob er die ersten auch anführen soll. Nach unserer Meynung erfordert dieß die Billigkeit, besonders da gleich Anfangs einige neuere Gelehrten wirklich aufgeführt sind, und das Weglassen der Namen der eigentlichen Kirchenhistoriker leicht Mißdeutungen veranlassen könnte, abgesehen davon, daß mancher noch weitläufigere Erörterungen über diesen oder jenen Punkt wünschen möchte, auf die also in einem Handbuche hinzuweisen ist. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit hat Hr. S. dem Entstehen des Christenthums, der Lehre der Gnostiker und der Patriistik gewidmet. Diese Punkte sind theils am vollständigsten, theils von einer neuen Seite bearbeitet. Der ganze Vte Abschnitt, welcher von S. 385—591. geht, enthält Nachrichten von den wichtigsten Schriften dieser Periode, also Patriistik. Dieß scheint freylich etwas zu viel im Verhältnisse zu dem Uebrigen: allein die frühesten Apokryphen des N. T., so wie die andern frühesten Schriften der Kirche, verdienen schon längst eine neue kritische Behandlung und Würdigung, welche ihnen hier zu Theil wird, daher man auch diesen Abschnitt mit Vergnügen liest. Ueberdem ist das Bekanntere kürzer abgefertigt, als das Unbekanntere. Nur die Auszüge scheinen zweckwidrig zu seyn und zu weit zu führen; denn wenn damit in Zukunft fortgefahren werden sollte: so würde dieses schätzbare Werk zu unverhältnißmäßig stark, und eben deswegen weniger allgemein werden. Also erwarten wir in Zukunft nur das Nothwendigste aus der Patriistik. Die übrigen vier Abschnitte haben folgende Rubriken: I. *Geschichte der Entstehung des Christenthums* S. 1—96. II. *Geschichte der Verbreitung desselben bis auf Konstantin* S. 97—150. Hier kommen auch die Verfolgungen vor (aber nur sehr kurz), in so fern diese unstreitig mehr zur Verbreitung als zur Unterdrückung des Christenthums beygetragen haben, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. III. *Geschichte der christlichen Religions- und Sittenlehre.* A. Allgemeine Geschichte derselben, B. Geschichte der Entstehung der katholischen Kirche. S. 151—305. IV. *Geschichte der gesellschaftlichen Verfassung und der religiösen Gebräuche bey den Christen.* S. 306—384. Vielleicht wäre es besser gewesen, das erste Jahrhundert mit seiner Geschichte ganz abzusondern, weil die Gestalt des Christenthums im zweyten und dritten Jahrhundert so ganz verschieden ist, und man dem Gedächtnisse durch diese Absonderung zu Hülfe kommen kann, damit nicht alles zu sehr in

Dd

ein-

einander und durch einander läuft. Indessen ist dieser Umstand bey weitem nicht so unbequem, als der Mangel an einer genauern Chronologie, und einem Columnentitel nach jenen fünf Abschnitten. Der letzte wird zwar durch das Register einigermassen wieder ersetzt; aber der Mangel an Chronologie bey weitem nicht durch das angehängte chronologische Verzeichniß der Kaiser dieser Periode. Wie sehr aber eine fortlaufende genauere Chronologie dem Gedächtnisse und besonders der gehörigen Absonderung der Sachen in demselben aufhilft, ist bekannt und ausgemacht. Man hat sich in den neuesten Zeiten durch des Abts *Henke* Handbuch der Kirchengeschichte am besten davon überzeugt. Hätte der Vf. auch Bedenken getragen, sie zu häufig anzubringen: so hätte doch noch ein Mittelweg getroffen werden können, um die Chronologie genauer anzugeben, als durch die bloße Andeutung von dem Anfange, der Mitte und dem Ende eines Jahrhunderts, so wie durch einige nur sehr sparsam eingestreute Zahlen. Da es gar nicht fehlen kann, daß dieses Buch mit der Zeit neu aufgelegt werden muß, weil es so viel Eignes und Neues in den Ansichten hat: so wünschen wir, daß Hr. S. alsdann auf diesen Punkt Rücksicht nehmen möge. — Jetzt wollen wir noch etwas über einzelne Stellen bemerken, um wenigstens dem gelehrten und scharfsinnigen Vf. einen Beweis zu geben, mit welcher Aufmerksamkeit wir alle seine Behauptungen betrachtet haben. Irren wir nicht: so ist Hr. S. zu geneigt, manche Ideen im Christenthume geradezu vom *Zoroaster* abzuleiten, statt daß sie eben so gut von orientalischen Philosophemen überhaupt abgeleitet werden können, die über den ganzen Orient verbreitet waren, und sich in dem philosophirenden Religionsysteme *Zoroasters* ebenfalls finden, ohne daß man gerade Persien als die einzige Quelle zu betrachten braucht. Es gab gewisse orientalische Philosopheme über Kosmogonie, Geogonie und Anthropogonie, vermittelt der Emanation oder Zeugung, die von dem einen Orientaler so, von dem andern anders benutzt und verarbeitet wurden, und eben so auch von dem *Zoroaster*. Daher die Aehnlichkeit mancher orientalischen Idee mit dem Systeme *Zoroasters*, welche ganz unabhängig vom *Zoroaster* selbst seyn kann, wenn nicht eine nähere historische Veranlassung zu der Annahme einer Abhängigkeit von ihm vorhanden ist, wie z. B. bey *Mani* und auch bey *Basilides*, der wenigstens eine Zeitlang in Persien gewesen seyn soll. Sonst lag der Dualismus allenthalben sehr nahe bey der Wahrnehmung des physischen Phänomens von Licht und Finsterniß, so wie des moralischen vom Guten und Bösen in der Welt. Die Zahl *sieben* war ferner im ganzen Orient heilige Zahl, und in Hinsicht der Anthropologie theilte man sich in der Meynung, ob der Mensch gleich ursprünglich als ein Product der Materie böse erschaffen, oder ob er erst zu Folge der ihm an lebenden Materie böse geworden sey? Will aber Hr. S. mit dem Ausdruck *Zoroastrisch* hin und wieder nichts weiter als die Aehnlichkeit mit dem Zo-

roastrischen Systeme ausdrücken, so stimmen wir völlig mit ein. — Ein anderer Punkt, der bey einer neuen Auflage noch eine nähere Begränzung und Entwicklung verdienen dürfte, scheint uns die Vorstellung der ältern Väter vom *Logos* zu seyn. Wenn es z. B. S. 174., wo auch der *Irenäus* erwähnt wird, heißt, man habe noch nicht daran gedacht, zu behaupten, daß der *Logos* von Ewigkeit vom Vater ausgegangen sey: so kann man dieß leicht mißverstehen, und auch auf den *Irenäus* beziehen, welcher jedoch eine Ausnahme macht, indem er, ein Schüler des *Polykarp*, allem Gnosticismus von Herzen gram, also auch dem Alexandrinischen in der katholischen Kirche, mit der Coexistenz auch eine ewige Zeugung des Sohnes behauptete. Dieß ist uns so auffallender, weil bis auf den *Origenes* kein Kirchenvater weiter diese Vorstellung hatte, und *Tertullian* selbst sich die Zeugung des *Logos* nicht anders dachte, als nach der alten Platonisirenden Vorstellungsart, wie wir sie schon bey *Justin* finden. Hiernach wird das noch eine nähere Bestimmung leiden, was der Vf. S. 283. und 284. vom *Tertullian* sagt. Seine Vorstellung kann nicht weiter mit der des *Athanasius* verglichen werden, als daß er schon drey Personen annimmt, so wie *Athanasius* drey Hypostasen: allein das Charakteristische in der Vorstellungsart des *Athanasius*, wodurch sich sein philosophischer Kopf über alle seine Vorgänger erhebt, besteht darin, daß er die ewige Zeugung aus dem Wesen des Vaters als einen innern nothwendigen Act des göttlichen Wesens darstellte, und die so erzeugte Hypostase des Sohns in der Substanz des Vaters gleich ewig mit dem Vater coexistiren ließ. — Daher kann man nun aber ferner nicht wohl sagen, daß sich *Dionysius* von Rom der Vorstellung des *Tertullian* genähert habe; S. 288. denn er warf die alte Platonisirende Vorstellung vom *Logos* so weit weg, als wenn er sie kaum gekannt hätte. — Ferner wünschten wir, daß sich der Vf. über manche Sache nicht zu kurz ausgedrückt hätte, besonders wenn dadurch Thatsachen zurückgeblieben sind, die einen großen Einfluss auf die folgenden Erscheinungen hatten. Wenn z. B. auch die *Diocletianische* Verfolgung, und was damit in Verbindung steht, nicht umständlicher erzählt werden konnte, als es hier geschehen ist: so hätte doch wohl das Leben des Prinzen *Konstantin* am Hofe *Diocletians* sammt seiner Flucht, S. 138. wenigstens mit einigen Worten angedeutet werden müssen, weil diese Umstände als entscheidend für seine künftigen Pläne und Schicksale zu betrachten sind. Die Geschichte mehrerer gleichzeitigen Augusten und Cäsaren, die noch dazu schnell wechseln, ist zwar sehr verwirrt: allein eben deswegen dürfte eine etwas weitere geschichtliche Auseinandersetzung dieses Zeitraums nicht überflüssig gewesen seyn. Eben so haben wir eine geschichtliche Entwicklung der *disciplina arcani* nicht bemerkt. Vielleicht ist es selbst Zufall, daß dieser Punkt übersehen worden ist, welches bey einer solchen Masse von Materialien, als diese Periode enthält, nur gar zu leicht geschehen kann. —

Endlich möchten wir die Stelle des Papias S. 389. das ein jeder das hebräische Evangelium so gut er konnte, übersetzt habe, nicht so verstehen; als wenn damals schon mehrere Übersetzungen davon als Manuscript existirt hätten, sondern nur so, das es ein jeder für seinen mündlichen Privatgebrauch so gut er konnte übersetzte. Diesen Sinn halten wir für wahrscheinlicher. — Uebrigens freuen wir uns, das manche der frühesten christlichen Documente durch Hn. S. wieder zu Ehren gebracht sind, wie sie es verdienten. Der kritische Scepticismus, den der sel. Semler überall blicken liefs, mochte seinen guten Nutzen haben, um Vorsichtigkeit zu bewirken: allein sein Verdacht der Unächtheit gieng offenbar zu weit, und verbreitete sich noch zuletzt sogar über die Briefe des Plinius von den Christen. In dem vorliegenden Werke des Hn. S. ist dagegen wieder gehörig auf den rechten Weg eingeleitet, und eine Gränzlinie gezogen zwischen gänzlicher Unächtheit und partieller Unächtheit oder Interpolation. Diefs ist die wahre kritische Ansicht, und darnach kann

man selbst das berichtigte Zeugniß des Josephus von Jesu zum Theil für ächt halten. — Einige Provinzialismen dürfen in Zukunft zu vermeiden seyn, wie z. B. *ruste* st. *rief*, *fort und fort* st. immer mehr oder weiter, *trotz des* st. *trotz dem* u. f. w.

* * *

BERLIN, b. Unger: *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798.* Von Christian August Fischer. Nebst einem Anhange über Reisen in Spanien. 2te vermehrte Auflage. 1801. XXII. u. 534 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 406.)

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. Joh. With. Rau. 2ter Band 2te Abth. Zweyte, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 13 Bogen. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 89.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. 1) Utrecht, b. Ten Bosch: *Brief-Wisseling over de Godheid van den heiligen Geest, gehouden tusschen den Hooggel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, Prof. in de Uitlegkunde van het N. Testam. te Utrecht, en den Welverwachten Heere C. van Herwerden, Evangeliediaaar in de Gemeente te Amerongen.* Zweede Druk. 1800. 22 S. gr. 8.

2) Amsterdam, b. van Vliet, Swalm: *Gedachten over het gehouden Gedrag van den Welcerw. Heer C. van Herwerden, Predikant te Amerongen, omtrend den Hoog Eerw. Hoogtel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, door Kuriukefilos.* 16 S. gr. 8.

3) Utrecht, b. Ten Bosch: *Aan den Schryver der Gedachten over het gehouden Gedrag van C. van Herwerden omtrend de Brief-Wisseling met J. Heringa, zich noemende Kuriukefilos.* 1801. 16 S. gr. 8.

4) Amsterdam, b. Kroe, van Vliet: *Schetsen over de VIII en XX Afdeeling van den Heijdelbergischen Catechismus door den Hooggel. Heer J. Heringa. Dienende tot nadere opheldering wegens de gehoudene Briefwisseling over de Godheid van den H. Geest tusschen gemelde Hoogleeruar en C. van Herwerden.* 26 S. gr. 8.

5) Leyden, b. Herdingh; *Heeft Professor Heringa reeds genoeg gezegd?* 15 S. gr. 8.

Diese Schriften betreffen eine theologische Streitigkeit, die neuerlich viel Aufsehen in Holland gemacht hat. Manchem wird es doch interessant seyn, wenn er mit der Sache näher bekannt wird. So unbedeutend die Streitigkeit an sich selbst ist: so kann sie doch zu mancheney nicht ganz unfruchtbaren Bemerkungen Anlaß geben. Der Hr. Prof. Heringa zu Utrecht hatte mit seinem ehemaligen Schüler dem Prediger van Herwerden eine Privatunterredung. In dem freundschaftlichen Gespräch kam man auch auf die Trinitätslehre und insbesondere auf die Lehre vom heiligen Geist. Heringa außerse darüber seine Gedanken und nach einiger Zeit entstand darüber ein Gespräch in dem Publicum, welches dem Prof. Heringa nicht gleichgültig seyn konnte. Da er deswegen selbst ver-

schiedentlich gefragt wurde, und sich des Gesprächs acht Monaten vorher nicht recht mehr erinnerte, schrieb er an den Pred. van Herwerden, woraus der Briefwechsel entstand, der in der ersten Schrift enthalten ist. Heringa bat in seinem ersten Brief ganz freundschaftlich, ihm dasjenige mitzutheilen, was Herwerden sich von dem Gespräch erinnere, und was er andern davon gesagt habe, damit die Sache der Wahrheit gemäfs könne dargelegt und den Lügen gesteuert werden. Van Herwerden antwortete nun, das Gespräch, dessen er sich noch wohl erinnere, sey folgendes gewesen: Heringa fragte den van Herwerden, ob er auch seine Dictaten über die achte Abtheilung des Heidelbergischen Catechismus habe, und ob er diesen gefolgt sey. Der Prediger antwortete, er habe zwar den dictirten Entwurf, es kämen aber darin Dinge vor, die sich in den Mund eines Predigers nicht schicken und leicht Aergerniß geben könnten; er beweise einiges, wie sich Heringa über Person, Wesen, Dreyeinheit u. f. w. ausgedrückt habe, und glaube, das er sich dieser Ausdrücke nicht bedienen dürfe. Van Herwerden erzählt weiter: er habe den Einwurf gemacht, wenn er jene Ausdrücke Weglassen wolle, und ein Katechisant ihn fragte, man lehre ihn, der Vater sey Gott, der Sohn sey Gott, und der heilige Geist sey Gott, und doch sage man, es sey nur ein Gott, was alsdann zu antworten sey? Heringa habe erwiedert, er solle alsdann nur sagen, halte dich an die Bibel. Als van Herwerden weiter fragte: wenn aber nun jemand sagte, die Bibel sey doch Gottes Wort, es könne also doch kein Widerspruch darin statt haben, aber dreymal eins seyen doch drey und nicht eins, habe Heringa erwiedert, man müsse alsdann entweder mit Athanasius sagen: unterwirf deinen Verstand dem Gehorsam des Glaubens, oder du kannst auch selig werden, wenn du gleich nicht an die Gottheit des heiligen Geistes glaubst. Darauf habe nun van Herwerden gefragt, die Bibel, die man für das Wort Gottes halte, lehre aber, der heilige Geist sey Gott, und diese Bibel sey doch zur Beförderung unseres Glücks gegeben. Alles, was darin gelehrt werde, stehe deswegen in der genauesten Verbindung mit unserm Glück, folglich auch diese darin enthaltene Lehre: Heringa habe darauf gefragt, lehrt uns denn die Bibel, das der heilige Geist Gott ist, und welches sind die Beweise? Da nun der Prediger die vornehmsten davon anführte, so habe

be Heringa geantwortet: Lesen Sie doch die Bibel, die Lehre des A. Test., die Lehre Johannes des Täuflers und Jesu und seiner Apollte, Sie werden alsdann auf andere Gedanken kommen; ich, habe er hinzugesetzt, halte mich an die Bibel und erkenne, das ist das ewige Leben, das sie dich kennen, den einigen wahren Gott, und Jesum Christum, den du gefandt hast. Da Heringa ferner sagte, seine Katechisanten seyen keine Trinitarier, so habe er auf die Frage, was sind sie denn? geantwortet, das sage ich nicht. Heringa habe den Prediger nun noch einmal ermahnet, die Sache ferner zu untersuchen, und ihm alsdann seine Gedanken mitzuthellen. Van Herwerden erklärt, er habe keinen Gebrauch von diesem Anerbieten gemacht, und er bleibe bey dem Glauben, das der heilige Geist Gott sey. Zugleich bemerkt er noch, er habe den Inhalt dieses Gesprächs einem guten Freund erzählt aber nicht um die Sache ruchtbar zu machen; doch sey dieses geschehen. Nachher sey er selbst darnach gefragt worden, und nun habe er gesagt, wie sich die Sache verhalte, welches er auch habe thun können, da er von Heringa nicht sey erfucht worden, dieses zu verwechseln. Heringa antwortet auf diesen Brief, die Antwort von van Herwerden habe ihn betrübt, und er wisse nicht, was er davon denken solle; er erinnere sich, das das Gespräch in mehr als einer Rücksicht ganz anders gewesen sey, und müsse deswegen auch der Erzählung widersprechen. Er sey sich besserer Gedanken von dem Geheimnisse des Vaters, Sohns und heiligen Geistes bewußt, als van Herwerden ihm beylege; das, was er ihm und andern über diesen und andere Lehrpunkte gesagt habe, könne man auf den Dächern predigen. Der Prediger antwortet nun in dem 4ten Brief, er erinnere sich deutlich des Gesprächs, und lasse sich nicht irre machen; er sey bereit, es durch einen Eid zu bestätigen, das die Erzählung des Gesprächs nicht lügenhaft, sondern Wahrheit sey. Zugleich bemerkt er, das er die Briefe von Heringa und die seinigen auch andere lesen lasse, damit jeder sehe, er sey kein Lügner oder Lästler. Heringa antwortet darauf im 5ten Briefe, beklagt sich über die Behandlung, bezeuget vor Gott, das er sich des Gesprächs ganz anders erinnere; aber dennoch wolle er ihn für keinen Lügner oder Lästler erklären. Van Herwerden habe ihn wahrscheinlich nicht begriffen, sondern unrichtig verstanden; er schaudere aber, wenn er bedenke, das ein Prediger sich erbiete, die Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Er ermahnt ihn daher, nicht so leichtsinnig damit zu seyn, um sich nicht durch jugendlichen Eifer zu etwas verleiten zu lassen, was er nachher bereuen könne. Zuletzt erfucht er als ehemaliger Lehrer und als Freund, den Brief aufzubewahren und nach Heringas Tod noch einmal zu lesen. Van Herwerden bleibt in seinem letzten Brief dabey, er habe die Wahrheit gesagt, und schreibt bitter und beleidigend.

Der Vf. der zweyten Schrift sucht darauf aufmerksam zu machen, das das Betragen des Prediger van Herwerden einen schlechten Grund habe. Er stellt sich die Sache so vor: van Herwerden habe seinen ehemaligen Lehrer um Rath gefragt, wie man sich gegen einen unstudierten Menschen zu betragen habe, der an der Dreyeinheit und insbesondere an der Gottheit des heiligen Geistes zweifele; Heringa, der nichts Schlimmes gargewohnt habe, habe unbefangen und im vertraulichen Ton darüber geredet und ihn zu belehren gesucht, wie er mit einem unerfahrenen Mann ohne alle dogmatische Spitzfindigkeiten über die Sache sprechen müsse. Er meynt, es könne wohl möglich gewesen seyn, das Heringa auch die Stelle Apoftg. 19. 2. angeführt, und darauf aufmerksam gemacht habe, das schon in den ersten Zeiten Christen gewesen seyen, die es selbst gestanden, das sie von dem heiligen Geist noch nichts gehört hätten. Er bemerkt ferner, Heringa habe ganz unbefangen und freundschaftlich den Briefwechsel angefangen; dieses würde er nicht gethan haben, wenn er nicht gewußt hätte, das seine Gedanken das Licht vertragen könnten. Dabey glaubt er, Heringa, als ein bekannter rechtschaffener und verdienstvoller Mann, verdiene doch mehr

Glauben, als der junge Prediger, der sich überhaupt schlecht hier betragen und den guten Namen des Heringa insgeheim zu ungeraben gesucht habe. Auch macht der Vf. noch auf den Unterschied des Stils in den gewechselten Briefen aufmerksam. Die Briefe von Heringa athmen den Geist Johannes; Sanftmuth, Christusinn und Salbung charakterisiren sie. Ganz anders ist aber der Stil des Predigers. Der Vf. sagt, der Gedanke habe sich ihm bey dem Lesen aufgedrungen: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein; und wer sagt, das er Gott liebet und seinen Bruder hasset, der ist ein Lügner.

Die dritte Schrift ist gegen die vorhergehende gerichtet, und beschuldigt den Vf. derselben, das er partheyisch sey. Der Pred. van Herwerden wird auch dadurch vertheidigt, das Heringa den Briefwechsel angefangen habe. Der Unterschied der Jahre und des Rangs könne hier nicht in Betracht kommen. So lange Heringa die gemachte Beschuldigung nicht durch ein deutliches, öffentliches und bestimmtes Bekenntniß von der Gottheit des heiligen Geistes, entkräfte, so lange könne man nichts nachtheiliges von dem Charakter des Predigers behaupten; auch durch ein solches bestimmtes Bekenntniß könne die Erzählung von dem unter vier Augen gehaltenen Gespräche noch nicht zur Lüge gemacht werden. Der Vf. nimmt auch Rücksicht auf die Anwendung, die von der Stelle Apoftg. 19. 2. in der vorhergehenden Schrift gemacht wird. Die Frage, sagt er, war nicht, ob jene Christen glauben, das ein heiliger Geist sey, sondern ob sie den heiligen Geist empfangen hätten? Jene Jünger wußten wohl, das ein heiliger Geist sey, wovon sie schon durch den Glauben das sichere Bewußtseyn hatten; da aber Paulus untersuchte, ob sie auch die außerordentlichen Gaben des Geistes empfangen hätten: so antworteten sie auf diese Art und konnten nicht anders antworten, weil sie die Wundergaben nicht kannten und derselben noch vielweniger waren theilhaftig worden. Von der Behauptung, das ein Mensch könne selig werden, wenn er auch nicht an den heiligen Geist glaube, wird gesagt, es sey dieses ganz gegen den Lehrbegriff der Reformirten, den man unverfälscht lassen müsse u. f. w.

Der Herausgeber der vierten Schrift bemerkt in der Vorrede, er habe die von Heringa dictirten Entwürfe über die 8te Abtheilung des Heidelbergischen Katechismus, deren in dem Briefwechsel selbst gedacht werde, und über die 20ste Abtheilung, die von der Gottheit des heiligen Geistes handle, deswegen abdrucken lassen, um die Leser in den Stand zu setzen, über die Sache, und besonders über die Denkart des Prof. Heringa genauer urtheilen zu können. Diese Entwürfe sind auch allerdings dazu brauchbar. Man sieht deutlich daraus, das die Beschuldigungen des Prediger van Herwerden nicht ganz mit den Aeußerungen in diesen Entwürfen zusammenstimmen. Heringa dringt mit Recht darauf, das manches nicht in den populären Unterricht gehöre, und zeigt, wie man solchen Lehrrätzen eine praktische Wendung geben müsse.

Der Vf. der letzten Schrift sucht etwas dazu beyzutragen, das die Streitigkeit beygelegt und unterdrückt werde. Da viele der Meinung waren und dieses auch öffentlich äußerten, Heringa sey verpflichtet, öffentlich aufzutreten und sich gegen diese Beschuldigungen ordentlich zu vertheidigen, so sucht der Vf. zu zeigen, das man dieses nicht verlangen könne, und das Heringa bereits in seinen Briefen genug gesagt habe.

Wir hoffen, das diese Streitigkeit keine unangenehme und nachtheilige Folgen haben werde, und wünschen, das der Prof. Heringa ruhig seinen Gang fortgehen möge. So viel sieht man aus allem, das der Prediger van Herwerden nicht gehandelt hat, wie er hätte handeln sollen. Er hat wohl sicherlich das, was Heringa gesagt hat, mißverstanden und unrichtig aufgefaßt, und sich zugleich durch unzeitigen Eifer hinreißen lassen. Aber man muß auch mit den Schwachen Geduld haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Das merkwürdigste Jahr meines Lebens von August von Kotzebue. Erster Theil.* 1801. 410 S. *Zweyter Theil.* 383 S. 8. mit zwey Kupfern.

Die lebhafteste Neugierde hat diesem Buche schon, ehe es erschien, seinen Weg gebahnt, und es hat seinen Umlauf in der deutschen Lesewelt so schnell gemacht, daß jede Anzeige von ihm, als einer Neuigkeit, zu spät kommen mußte.

Wie bekannt wurde der Vf. im April 1800 auf seiner Reise nach Rußland ungeachtet eines Kaiserl. Passes auf der Preussisch-Russischen Gränze in Polangen angehalten, und nachdem ihm seine sämmtlichen Papiere abgenommen worden, in Mietau von seiner Familie getrennt, und nach Sibirien geschickt; wo er eine Zeitlang in Tobolsk blieb, nachher aber in Kurgan sich aufhalten mußte. Dieß unverdiente Unglück erregte gleich damals in Deutschland eine allgemeine Theilnahme. Viele glaubten indess schon damals, daß Hr. v. K. bald aus seiner Verbannung würde zurückberufen werden, da man aus andern Thatfachen wußte, wie leicht Kaiser Paul I. übereilte Befehle zu widerrufen pflege. Diese Ahndung traf auch glücklich ein, und glücklicher für den Gekränkten als man hoffen durfte. Bereits am 7ten Julius erhielt er zu Kurgan in Sibirien die frohe Nachricht, daß ihn der Kaiser nach Petersburg berufe. Bald nach seiner Ankunft daselbst schenkte ihm der Kaiser, um das ihm zugefügte Unrecht gut zu machen, das Krongut Worroküll in Liefland, mit einem jährlichen Ertrage von 4000 Rubeln, ernannte ihn zum Director der deutschen Hoffchauspieler-Gesellschaft mit dem Charakter eines Hofraths und 2000 Rubeln Gehalt, und trug ihm bald darauf das Geschäft auf, den von ihm erbauten Michailowfschen Palast zu beschreiben, wobey er ihm Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam als Muster empfahl, mit dem Wunsche, daß er seinen Gegenstand gerade so, nur wo möglich noch etwas weiltäufiger behandeln möchte. Hr. v. K. brauchte diese Arbeit, da er sah, daß ihm der Kaiser die Direction des Theaters nicht abnehmen würde, zum Vorwande, sich wenigstens einen Gehülfen dabey zu erbitten, auf dessen Schultern er die drückendste Last wälzen könnte; und es glückte ihm auch, daß ihm zu diesem Behufe einer seiner Freunde als Regisseur mit 1500 Rubeln Gehalt bestellt wurde. Nach Kaiser Pauls Tode suchte er bey dem jetzigen Monarchen auf den Fall, daß das

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

deutsche Theater zu verbessern, nicht eine größere Summe aufgewandt werden könnte, um seine Entlassung an, die er auch, da seine Vorschläge zu kostspielig gefunden wurden, in den gnädigsten Ausdrücken erhielt, wobey ihm der Titel eines Collegienraths mit einer lebenslänglichen Pension ertheilt wurde.

Was nun den Inhalt dieses Werks betrifft, so enthält es eine Menge interessanter Vorfälle, derentwegen wohl niemand von der Lectüre desselben ohne Vergnügen zurückkehren kann. Wir wollen hier nur einiges berühren, das mit der Literatur in näherer Verbindung steht. Zur Geschichte der Celebrität, die dem Vf. seine Schauspiele verschafft haben, gehört, daß seine Stücke in Tobolsk gespielt wurden; daß man in Nischnei Nowogorod seine Schauspiele las, und ihn als den Vf. auf seiner Rückreise sehr gastfrey bewirthete; endlich, daß eine Russische Uebersetzung seines Stücks: der *Leibkutscher Peters III.* den Kaiser Paul zuerst auf den Gedanken brachte, ihn aus seiner Verbannung zurückzuberufen. Ein junger Russe Krasnopolski war der Uebersetzer; man rieth ihm zwar, des Vfs. Namen auf dem Titel wegzulassen; er dachte aber so edel, diesen Rath nicht zu befolgen, und schickte das übersetzte Stück mit der Post an den Kaiser. Noch einen sonderbaren Umstand, der hierher gehört, müssen wir doch beybringen, den der Vf. entweder selbst nicht erfahren, oder anzuführen vergessen hat. Auf dem Gute Stockmannshof, wo Hr. v. K. des Abends in der traurigsten Gestalt als ein irrender Flüchtling ankam, sollte Tages darauf sein Stück: *die Verschwörung*, aufgeführt werden, und die drey gutherzigen Mädchen, bey denen er zuerst eintrat, waren eben mit der Probe ihrer Rollen fertig geworden, als der Verfasser, den sie nirgend anders als in Deutschland vermuthen konnten, in tiefer Nacht an ihr Fenster klopfte. — Lustig ist die Geschichte von dem sonderbaren Zeitungsartikel in der Petersburger Hofzeitung, das Turnier des Kaiser Pauls, das er mit andern Potentaten halten zu wollen vorgab, betreffend. Der Kaiser hatte den Aufsatz Französisch gemacht, und trug dem Hn. v. K. auf, ihn zu übersetzen: so übersetzt kam er denn, wie bekannt, in die Petersburger Hofzeitung, und aus dieser in mehrere deutsche Zeitungen. Zwey Tage darauf schenkte er ihm eine Dose mit Brillanten besetzt, zweytausend Rubel am Werth. „Nie ist wohl, setzt der Vf. hinzu, die wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden.“ Allerdings, man muß aber, um es begreiflich zu finden, voraussetzen,

setzen, daß der Kaiser dieses Geschenk nur als eine Zugabe zur Genugthuung für das dem Beschenkten zugefügte Ungemach ansah. Von der Censurbedrückung, die auch bey dem Theater herrschte, erzählt Hr. v. K. S. 145. erstaunliche Beyspiele. Das Wort *Republik* durfte in seiner Octavia nicht genannt werden; statt: *Wehe meinem Vaterlande*, mußte gesetzt werden: *meinem Lande*; denn es war durch einen Ukas den Russen untersagt worden, sich des Worts *Vaterland* zu bedienen.

Der anziehende Inhalt der Geschichte scheint dem Vf. hinlänglich gewesen zu seyn, sich für die etwas vernachlässigte Form entschuldigt zu halten. Im ersten Theile ist die Erzählung ein förmliches Tagebuch, wie er es in Sibirien niedergeschrieben. Hier mußte also manches Urtheil vorkommen, was er weiterhin zurücknimmt, die Erzählung mußte auch weitreichender werden, als sie, für das Publicum bestimmt, hätte seyn sollen. In Beurtheilung der vorkommenden Personen hört man mit Vergnügen den Vf. so viele edelmüthige Menschen dankbar rühmen, die an seinem Schicksale thätigen und liebevollen Antheil nahmen; dagegen thut es eine unangenehme Wirkung auf den Leser, daß er auf den armen *Schtschekatichin*, der ihn nach Sibirien deportiren mußte, überall so bitter loszieht; da er doch des Kaisers Befehle befolgen mußte, und selbst seine Flucht, die dem armen Manne leicht das größte Unglück hätte zuziehen können, wenn er ihn nicht wieder bekam, ihm nicht auf der weiten Reise entgelten ließ. Noch mehr fällt die Beschwerde auf, die er gegen einen Mann in dem Hause des Hn. Kammerherrn v. Beyer auf Stockmanshof, den er Prostenius nennt (er hieß aber eigentlich Brescius) deswegen führt, daß dieser sich seinem Antrage an Hn. v. B. ihm zu verbergen, und auf eins seiner entfernten Güter zu schicken, kräftig widersetzte. Es war dem Vf. in dieser unglücklichen Lage zwar nicht zu verdenken, daß er einen solchen Antrag zu seiner Rettung versuchte. Aber Hr. v. Beyer hätte ja durch diese den Befehlen des Kaisers schnurstracks zuwiderlaufende Verbergung und Entführung eines Verbannten, sich und seine Familie leicht weit unglücklicher machen können, als der Verbannte, nach der Behandlung, die er auf seiner Reise bisher erfahren, selbst war. Daß nun, wenn allenfalls den Hn. v. B. Gutherzigkeit verleitet hätte, ein solches Wagestück zu unternehmen, ein Hausfreund sich dagegen setzte, war pflichtmäßig und redlich gehandelt. Der Widerwille gegen diesen Mann fällt desto mehr auf, da der Vf. ihn nicht bloß auf der Reise nach Sibirien unterhielt, sondern auch (II. Th. S. 208.) da er auf seiner Rückreise nach Deutschland den Kammerherrn v. Beyer wieder sah, ungeachtet er von ihm erfuhr, daß sein Begleiter nach Sibirien seine Instruction ihm wirklich vorgezeigt, und daß es allerdings gefährlich, gewesen seyn würde, sich lebhafter, als es geschah für ihn zu interessiren, dennoch hinzusetzt: „Den klugen und kühnen Herrn Prostenius versuchte Herr v. Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daß

mein Gefühl allen seinen Gründen widersprach.“ Darf man denn aber dunkle Gefühle klaren Gründen des Verstandes entgegensetzen?

In Beurtheilung des Kaisers, der ihn unverhört nach Sibirien schickte, und nachher sein Unrecht an ihm wieder so gut machte, hat sich Hr. v. K., wie wohl es fast rätlicher gewesen wäre, hier gar nicht zu urtheilen, sondern bloß zu erzählen, dennoch mit vieler Klugheit benommen. Er leitet solche Schritte aus Jachzorn, zum Theil aber aus Eingebungen boshafter Menschen, die auf den Kaiser Einfluß hatten, her; und würdigt unpartheyisch die wirklich guten Seiten seines Charakters. Nur ist nicht immer dabey die nöthige Präcision und Consequenz beobachtet. So heißt es S. 160. bey Gelegenheit der ersten Audienz, die der Vf. bey dem Kaiser hatte: „Welch eine Zaubergewalt steht Fürsten zu Gebote, sie heißt *Milde!*“ Allerdings kann diese Milde den, welchen sie gerade trifft, so bezaubern, daß er in dem Augenblicke vergißt, daß es eine weit höhere und achtungswürdigere Fürstentugend giebt: *Gerechtigkeit*. Und wie soll man nach der schrecklichen Geschichte des Prediger S., die Hr. v. K. selbst S. 255. u. f. erzählt, der auf eine bloße Angabe eines Menschen von höllischer Tücke arretirt, nach Petersburg geschleppt wurde; über den, ohne ihn weiter zu verhören, ohne ihm einen Defensor zuzulassen, der Kaiser Paul an das Justizcollegium den Befehl erläßt, dem Prediger S. *Leibesstrafe* zuzuerkennen, und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu schicken, welches auch wirklich unter den gräßlichsten Umständen vollzogen wird, wie soll man sich bey solchen Vorschriften den Lobspruch (S. 304.) erklären: daß Paul nur immer das *Gute*, das *Gerechte* gewollt habe? Hier gilt schlechterdings keine Entschuldigung, wenn man nicht, wenigstens nach dem *ira furor brevis est*, eine Geistesverwirrung vorschützen will. Selbst an Friedrich dem Großen, der sonst so streng die Justizverwaltung aufrecht erhielt, und nie in Civil- oder Criminalsachen seinen Justizcollegien vorgriff, wird es die Geschichte ewig rügen, daß er selbst aus Gerechtigkeitsliebe in der Geschichte des Müller Arnold sich zur Ungerechtigkeit gegen seinen Grofskanzler und das Kammergericht verleitete ließ. Wie viel lauter muß aber die Geschichte die Ungerechtigkeit eines Monarchen anklagen, der sich zur Maxime macht, bey Criminalfällen oder bloßen Policeyvergehungen seinem Justizhofe vor aller Untersuchung zu befehlen, wie er sprechen soll. Und traurig genug, wenn es einen Justizhof giebt, der nicht lieber gleich abdankt, als auf eine so gräßliche Weise das Recht beugt. Solche Züge in dem Leben eines Regenten nicht mit strenger Abgemessenheit des Urtheils zu würdigen, ist sogar ungerecht gegen besser denkende Fürsten, deren es Gottlob noch so viele giebt; und wie sollte man ein zu mildes Urtheil über dergleichen Ereignisse in Pauls I. Regierung mit der Ehrfurcht gegen den jetzigen Kaiser *Alexander* reimen können, der nach ganz andern Grundsätzen zu regieren angefan-

fangen, und vor dessen Denkart, wenn er gleich Kniebeugungen verschmäht, sich doch der Geist aller Verständigen und Wohlgefinnten freywillig und ungezwungen beugt! — Bey einer nochmaligen Revision des Buchs, wozu die verinuthlich bald zu erwartende zweyte Auflage Gelegenheit geben könnte, lassen sich solche aus Flüchtigkeit übersehene Inconsequenzen, oder Unbestimmtheiten leicht vertilgen; und überhaupt würde man diesem Buche, nachdem die erste Neugierde gestillt ist, eine längere Dauer versprechen dürfen, wenn der Vf. die Begebenheiten dieses Jahres als von einer dritten Person erzählen, und dabey sich blofs an die Thatfachen halten wollte, ohne zu oft in der Beurtheilung dem Leser vorzugreifen.

Zwey Excurse müssen wir noch erwähnen, die nicht zum eigentlichen Thema des Vf. gehörten, die aber doch nach der einmal beliebten Anlage des Buchs, die ihnen hier eingeräumte Stelle wohl verdienen. Der erste ist ein Auszug aus des Vfs. *Beschreibung des Michailowschen Palastes* (II. Th. S. 182—246.) Man erstaunt, dafs bey den grossen auf diesen Palast verwandten Kosten, diese Kaiserliche Wohnung so feucht war, dafs viele Zimmer dadurch fast ganz unbrauchbar wurden, und z. B. in dem Saale der historischen Gemälde, wo doch in den beiden Kaminen beständig Feuer brannte, in den Winkeln der vier Wände sich von oben bis unten Eis gesetzt hatte, das mehrere Hände breit, und wohl einen Zoll dick war. Und wenn fällt nicht das Horazische *Mortalia facta peribunt* hier aufs Herz, wenn er an Ende der Beschreibung die Nachricht liest: „Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, sind die sämmtlichen transportablen Kostbarkeiten von dort weggebracht, und in andere Paläste vertheilt worden, um sie vor der zerstörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt steht das Schlofs unbewohnt, und gleicht einem Mausoleum.“

Der zweyte Excurs ist ein Anhang über die *Memoires secrets sur la Russie*, ein viel gelesenes, und in vielen Staaten gleich confiscirtes Werk, das unter folgendem Titel erschien:

PARIS, b. Pougens: *Memoires secrets sur la Russie, et particulièrement sur la fin du Règne de Catharine II. et le commencement de celui de Paul I. Donnant un tableau des moeurs de St. Petersburg à la fin du XVIII. siecle; et contenant nombre d'anecdotes recueillies pendant un séjour de dix années. Suivies de remarques sur l'éducation des grands seigneurs, les moeurs des femmes, et la religion du peuple.* An VIII. (1800.) Tom. I. 355 S. Tom. II. 295 S. 8.

Der Vf. der durch seine Indiscretion, womit er über einen lebenden Monarchen sprach, nachdem es der Zufall gewollt hätte, sich selbst, oder einem andern, den man etwa irrig für den Vf. angesehen hätte, (denn dafs es der jüngere Hr. v. *Maison* sey, wurde nicht gleich anfangs zuverlässig bekannt) leicht

ein grosses Unglück hätte zuziehen können, hat diese beiden Bände in II. *Cahiers* abgetheilt. Das erste beschreibt den Aufenthalt des jungen Königs von Schweden in St. Petersburg, und die Standhaftigkeit, womit er lieber dem Besitze einer höchstfließenswürdigen Braut entsagte, als dem Anfinnen der Kaiserin Catharina II., gegen die schwedischen Reichsgrundsätze seiner künftigen Gemalin den griechischen Religionscultus zu gestatten, nachgab. Das zweyte ertheilt Nachrichten von der letzten Lebensperiode dieser grossen Frau, mit Bemerkungen über ihren Charakter; das dritte handelt von ihren Favoriten; das vierte vom Regierungsantritt Pauls I. und seinen ersten Verfügungen; das fünfte untersucht die Frage: *Paul devoit-il craindre le sort de Pierre III?* wobey wieder viele Personen des russischen Hofes charakterisirt werden. Das sechste stellt Betrachtungen über die Revolutionen, die Rußland zu gewarten habe, an. Das siebente schildert den Charakter des russischen Adels, der Hofleute, der Bauern, der Künstler und Soldaten. Das achte handelt von der griechischen Kirche, den Priestern, Festtagen u. s. w. Das neunte handelt vom Einflusse der Weiber in Rußland, ihrem Charakter, ihren Sitten, Bädern, Talenten und Reizen; und schliesst mit Nachrichten von der Fürstin Dashkoff. Das zehnte von der Erziehung in Rußland. Das elfte von den Franzosen und Schweizern, die sich nach Rußland geflüchtet hatten. Im Anhange wird noch der Taurische Palast, und Potemkins der Kaiserin Catharina II. gegebenes grosses Fest beschrieben.

Ob nun gleich der Vf. von einigen hohen Personen sehr viel Gutes mit Wärme erzählt, z. B. den höchst verehrungswürdigen Charakter der verwitweten Kaiserin Maria und ihre unsterblichen Verdienste um die Erziehung ihrer Kinder schildert, auch in vielen Stücken dem jetzigen Kaiser Gerechtigkeit widerfahren läßt: so machte doch das Bestreben, recht viele Anekdoten zu erzählen, und eine durchblickende Unzufriedenheit über die Begegnung, die ihm selbst widerfahren, seine Erzählung besonders da, wo sie auf Fehler und Gebrechen ausgeht, an vielen Stellen verdächtig. Es ist daher ein wahres Verdienst, dafs Hr. v. *Kotzebue* den Anfang gemacht hat, Berichtigungen zu diesem Werke mitzutheilen. Einige Verstöße des Hn. v. *M.* sind wirklich auferst lächerlich. Er behauptete unter andern, der Russe habe aus Vergötterungsfucht den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches so viel bedeute als Erz-Katharina. „Das ist eine lustige Erfindung, setzt Hr. v. K. hinzu. Jekatharina ist ein Name, und heisst eben so wenig Erz-Katharina, als *Agurke* (wie man in Liefland statt *Gurke* zu sagen pflegt) eine *Erz-Gurke* bedeutet.“ Hr. v. K. führt hier unter andern mehrere Thatfachen an, dafs Pauls I. übereilte Beschlüsse, die unschuldige Personen kränkten, häufig aus dem zu raschen Vertrauen auf Menschen, die jene verläumdeten, erfolgten, und dafs er den lebhaftesten Abscheu gegen solche Verläumdungen äufserte, wenn er sie hinterher einsah. Und wenn man alles, was hier

hier und anderwärts von Hn. v. K. erzählt, auch aus andern Quellen bekannt geworden ist, zusammennimmt, so verdient Paul I. mehr beklagt, als bitter getadelt zu werden. Hr. v. K. beschließt seine Berichtigungen des Massonschen Werks mit Bemerkungen über die Sklaverey der russischen und eskimischen Bauern, und bringt einige, unfers Bedünkens, leicht ausführbare Vorschläge zu Erleichterung ihres Schicksals bey. Am Ende theilt er eine Stelle aus einem Briefe des jetzigen Kaisers an einen Grossen, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte, mit, worin der Monarch erklärt, daß er sich zum Grundsatz gemacht habe, keine Bauern als Eigenthum zu verkaufen, so daß sie verkauft und veräußert werden könnten wie das Vieh. Und dieß ist nur Ein Zug von der Denkart eines Monarchen, der seit dem Anfange seiner Regierung jeden Tag mit Beweisen seiner Achtung für die Menschheit und für die Gesetze, mit Denkmalen seiner Gerechtigkeit, seiner Seelengröße und Herzensgüte bezeichnet hat.

LEIPZIG, b. Roch u. Comp.: *Neues Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Zweyter Jahrgang 1802.* Herausgegeben von W. G. Becker. 314 S. ohne die Notenblätter und Zeichnung englischer Tänze. 8.

Zuerst profaische Aufsätze. Die Geschichte des *San Pietro von Bastelica*, von Hn. Becker nach historischer Wahrheit, doch nicht ohne poetische Ausschmückung, angenehm erzählt. *Liebesnoth und Liebesglück* eine komische im Vortrage etwas gedehnte Geschichte; von Hn. A. G. Eberhard. Eine Gesellschaft von Frauenzimmern, die sehr ungefährlich sind, wird also geschildert: „die allerfeinste mit Kanonen und Scharfschützen besetzte Schanze, ist von einem heranrückenden Feinde zehnmal leichter zu durchbrechen, als ein Schmutzbacher weiblicher Kreis um einen Kaffeetisch herum von einem fremden sprachlustigen jungen Manne. Alle Pfeile seines Witzes, mit denen er sich die Bahn brechen will, prallen ohne Wirkung an den auswärts gekehrten Rücken der Damen ab, und die Leuchtkegel der Galanterie, und die Schwärmer des Scherzes, welche mitten in ihren Kreis fliegen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und sie durch eine Kriegslust aus einander zu sprengen, zerplatzen und verknallen, ohne eine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß man die geblendeten Augen desto sorgfältiger niederschlägt, und sich desto enger an einander schließt. So muß der Angreifer immer von selbst die Blokade und das Bombardement aufgeben, und sich, ohne daß eine einzige Stricknadel gegen ihn wäre in Bewegung gesetzt worden, bloß vor den negativen Waffen der mäusehässlichen Prüderie zurückziehen.“ Der Prinz Bambu und die Prinzessin Zoraide, ein

Mährchen, von Hn. Mahlmann gut erzählt. Die Anekdoten sind unbedeutend. Zu den Gedichten haben *Kretschmann, Sangerhausen, Tiedge, Pfeffel* kleine witzige Stücke beygegeben. Folgendes von dem ersten der eben genannten Dichter heben wir aus.

Eine Geistergeschichte.

Begraben war Frau Plappermund,
Da wollte keine Magd mehr in dem Hause dienen;
Der Witwer drang scharf auf den Grund;
Da hieß es: ach! die selge Frau ist uns erschienen;
„Was meine Frau? Um welche Zeit?“
Punkt zwölf Uhr jede Nacht, da kömmt sie, ächzt und weinet.
„Was trägt sie denn?“ Ihr weißes Todtenkleid.
„Was spricht sie denn, wenn sie erscheinet?“
Noch hörten wir nie, daß sie spricht.
„Ach dann ist's meine Selge nicht.“

Von Hn. *Manso* bey dem Wechsel des Jahrhunderts eine schöne Elegie. Noch andere Stücke von andern verschiednen Gehalts. *Sunt quaedam mediocria*, ist die Bedingung, ohne die bey der starken Concurrenz kein Taschenbuch bestehen kann. Von den Kupfern gedenken wir nur der schönen sächsischen Landschaften von Zingg nach der Natur gezeichnet, und von Darßtedt gestochen. Es sind die Prospective von Augustsburg, Stein, Rechenberg und Tharand.

LEIPZIG, b. Schiegg: *Taschenbuch witziger und belehrender Anekdoten zur Unterhaltung für Lacher und Denker. Erstes Bändchen. 1801. 86, 132 und 118 S. Zweytes Bändchen. 144 und 103 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Zu mehrerer Bequemlichkeit des Lesers auch vielleicht aus Liebe zur systematischen Ordnung sind diese Anekdoten in fünf Classen gebracht: 1) theologische, 2) militärische, 3) Theateranekdoten, 4) medicinische und chirurgische, 5) juristische. Wir haben bey vielen schon bekannten, auch eine gute Anzahl Anekdoten gefunden, die uns noch neu waren, wenigstens unfers Wissens in den bekanntesten Sammlungen dieser Art nicht standen. Die Auswahl ist im Ganzen gut; doch gehörten die Stellen aus Luthers Tischreden nicht hierher. Auch ist zu loben, daß es größtentheils historische Anekdoten sind, die gewöhnlich mehr interessieren, als solche Geschichtchen, zu denen man weder Subject noch Ort und Zeit anzugeben weiß. Die Begebenheit: *Peter der Große als Zahnarzt*, ist nicht mit einem Hofcavalier, II. S. 56. sondern mit einem Bedienten vorgefallen. Die Ueberschriften über den einzelnen Geschichten sind witziger und passender als der Hauptitel; wo der Zusatz für *Denker* entweder nichts sagt, oder wenn er darauf zielt, daß bey allen Dingen sich etwas denken läßt, für die Bedeutung des Worts zu viel sagt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben von E. Brandes. 1802. Erster Theil. XXXII. und 413 S. Zweyter Theil 488 S. Dritter und letzter Theil 372 S. 8. (4 Rthlr.)*

Als Hr. Brandes, jetzt Commerzrath in Hannover, zuerst 1787 sein Buch über die Weiber herausgab, hatte Deutschland das Buch über die Ehe ausgenommen, noch keine Schriften, welche Betrachtungen über dieses Geschlecht ausschliessend gewidmet gewesen wären. Das Buch zeichnete sich durch Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch ungewöhnliche Freymüthigkeit, durch einen den Neigungen und Vorurtheilen keinesweges schmeichelnden Ton und durch den lebhaften, geistvollen Vortrag eines gebildeten Weltmannes aus, kurz, es hatte die meisten Eigenschaften der bessern französischen und englischen Schriften dieses Faches an sich. Kein Wunder, daß das Werk Aufsehen erregte und begierig gelesen wurde. Es hatte den Beyfall vieler Männer, weil es eine sehr strenge Kritik des weiblichen Geschlechts enthielt, wenn es gleich auch den Männern gar nicht schmeichelte, mißfiel aber den meisten Frauen, welche gewisse Unarten nicht auf ihr Geschlecht wollten kommen lassen, die ihm hier aufgebürdet wurden, zum Theil auch die Strenge, mit welcher sie der Vf. aus dem Mittelpunkt der Schöpfung, auf welchem sie thronen, mehr in die Eingezogenheit des häuslichen Lebens zurückdrängt, sehr unhöflich und anmaßlich fanden. Die Weiber, welche uns an Feinheit in einzelnen, concreten Beobachtungen weit übertreffen, sind überhaupt nicht geeignet, sich zu allgemeinen Beobachtungen, die ein Ganzes umfassen, zu erheben und über ihr eignes Geschlecht im Ganzen richtig zu urtheilen oder ein fremdes Urtheil zu würdigen. Auch findet hier folgende Bemerkung des Vfs. Th. 3. S. 96. ihre Anwendung: „Es ist zum Erstaunen, wie sehr manche Weiber ihr eignes Geschlecht verachten. Vorzüglich thun dieses die Klugen. Sie urtheilen oft selbst äußerst unbillig darüber. Allein, kaum sagt ein Mann noch so gegründete Sachen über den Punkt: so tritt gleich die ganze Weiber- Republik gegen ihn in Harnisch.“ Die Damen fanden ihren Verteidiger am Obristleut. Manvillon, der in seinem galanten Buch: *Mann und Weib*, ihre Sache gegen Hn. Brandes verfocht, und in einer, obgleich vernachlässigten und weitfchweifigen Einkleidung, manche schätzbare Bemerkung vortrug.

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Hr. Brandes hat sein Werk, nach erweiterten Beobachtungen und Erfahrungen, und nach den über dasselbe erhaltenen Kritiken, jetzt umgearbeitet und ihm einen Umfang von drey Bänden gegeben. Wenn gleich das Buch dadurch an Nutzbarkeit für die Lesewelt, besonders des weiblichen Geschlechts, verlieren sollte, welche nur kleine, niedliche Bücher von geringem Umfang liebt, und durchzulesen sich überwindet: so hat es auf der andern Seite in seiner jetzigen Ausdehnung an Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit ungemein gewonnen. Im Wesentlichen ist der Vf. seinen vorigen Ueberzeugungen getreu geblieben, aber er hat durch manche Einschränkung, durch nähere Bestimmung, weitere Erläuterung und Ausführung Mißverständnissen vorgebeugt, und sich überhaupt über eine Menge Gegenstände verbreitet, die mit unserm Wohl im genauesten Zusammenhang stehen. In der wohlthätigen Absicht, noch nützlicher zu werden, erlaubte sich der Vf. viele Abschweifungen über das Erziehungswesen, den Geist der Zeit, den Einfluß der neuern großen Weltbegebenheiten auf den geselligen Ton, über den Werth der List und Schlaueheit, über Hagedolzen, über die Mode, über den Haushalt und die Einnahme der vier Hauptclassen der höhern Stände, des Adels, der Dienerschaft, der Kaufleute und der Rentnierer u. s. w., wenn gleich das gute Verhältniß und Ebenmaß der Theile dadurch gestört werden sollte. Seine Bearbeitung ist überhaupt nicht schulgerecht und systematisch, sondern es sind freye, ungebundne Meditationen, in einem natürlichen, schlichten, doch immer anziehenden, immer beredten, immer gedankenvollen Vortrag. Wenn es scheint, als habe diesen der Vf. bisweilen zu wenig gezügelt, und nicht immer die strengste Rücksicht auf Correctheit genommen: so hat er sich Th. 3. S. 20 ff. selbst gewissermaßen eine Schutzrede gehalten, indem er von der Schreibart redet, die am meisten auf die Gemüther wirkt.

Will man mit wenig Worten die Art des Vfs., über die Weiber zu denken, charakterisiren: so darf man nur sagen, daß er fast ganz in Rousseau's Fußstapfen tritt. Schon früh machte Rousseau's Brief an d'Alembert tiefen Eindruck auf ihn, und bey der Umarbeitung seiner Schrift über die Weiber ward ihm die Ueberzeugung immer stärker, daß kein Schriftsteller die eigenthümliche Bestimmung des weiblichen Geschlechts, seine Anlagen und die Verdrehungen, die das gesellschaftliche Leben oft in diesen hervorbringt, wahrer gefühlt und schöner ausgedrückt habe, als Rousseau in dem Briefe an d'Alembert.

Ff

bert, in der neuen Heloise und im Emil. Nicht das Weib an sich, sondern dasselbe im geselligen Zustande, ist der Gegenstand der Betrachtungen des Vfs. Auf die Untersuchung über die eigenthümlichen Anlagen des andern Geschlechts, und die für dieselben passende Ausbildung in den höhern Ständen der Gesellschaft (mit denen sich der Vf. einzig beschäftigt), folgt die Ausführung über die Hauptquelle der weiblichen Ausbildung, die häufige Theilnehmung an dem geselligen Umgange, über die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit und die nachtheiligen Folgen davon für den Charakter der Weiber und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, nebst Bemerkungen über verschiedene weibliche Charaktere in den gebildeten Ständen, wie diese durch unsere jetzige gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse in Deutschland entwickelt werden. Ueber die Vortheile des größern gesellschaftlichen Lebens bey dem rechten Gebrauch und die Nachteile bey dem Mißbrauch setzen wir eine schöne Stelle aus Th. I. S. 77 f. als Probe von des Vfs. Vortrag hierher: „Das ausgebreitete gesellschaftliche Leben soll zur Ausbildung mehrerer Eigenschaften des Kopfes, mancher Talente dienen, und kann Gelegenheiten darbieten, wohlwollende Neigungen des Herzens zur Thätigkeit zu befördern. Sparsam und recht genossen ist es eine Würze des Lebens, und giebt auf diese Weise eine wohlthätige Veränderung und Erholung. Der große Haufen, der einige Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der aber des ausgebreiteten gesellschaftlichen Lebens nicht so genießt, der dieses Leben zu seiner Hauptbeschäftigung macht, straft sich unvermeidlich selbst. Das Gute dieses Lebens verliert sich ganz für ihn. Er fühlt eine Leere, die ihn nur selten in dem Taumel verläßt. Der unmäßige Genuss macht auch in diesem Genuss allen wahren Genuss verschwinden. Die ungleich größere Anzahl derjenigen, die sich den Wirbeln der gesellschaftlichen Zerstreungen gänzlich überlassen, ihre einzige oder Hauptbeschäftigung darin finden, werden für den Genuss des Vergnügens bald abgestumpft, da selbst in den größten Hauptstädten, ungeachtet sie die mannichfaltigsten Abwechslungen von gesellschaftlichen Zerstreungen darbieten, der Zirkel dieser Vergnügens stets eng und einförmig bleibt. Den Sinn des Genusses verlieren die meisten dieser Menschen bald; aber je größer die daher entstehende Leere wird: je stärker steigt das Bedürfnis, das unruhige Treiben nach ewigen Abwechslungen. Vergnügen gewahren sie zwar diesen vergifteten Geschöpfen, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nicht mehr; allein sie sind ein Bedürfnis geworden, dessen Entbehrung unglücklich macht, wenn gleich der Besitz uns freudenleer läßt.“

Da wir voraussetzen dürfen, daß die Hauptideen dieses Buches aus der ersten Ausgabe bekannt sind, und ein Theil davon wörtlich in die neue Bearbeitung übergegangen ist: so begnügen wir uns, hier die Hauptmomente anzudeuten.

Das Werk ist in zwey Bücher getheilt. Im ersten Kapitel des ersten Buchs werden die Grundzüge des physischen Unterschieds der Geschlechter fast ohne Veränderung, wenn uns das Gedächtnis nicht trügt, angegeben. Das zweyte Kap. handelt von dem moralischen (und intellectuellen) Unterschied der Geschlechter, mit Hinsicht auf gemachte Gegenerinnerungen. Den unterscheidenden Charakter beider Geschlechter setzt der Vf. in folgendes S. 27.: „Anhänglichkeit, Sanftheit, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind im Allgemeinen die hervorsteckenden Anlagen der Weiber; Stärke des Kopfes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset, hoher und anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Charakters hingegen die Anlagen, wodurch sich Männer auszeichnen.“ Im dritten Kap. wird mit Beziehung auf Hippels bürgerliche Verbesserung der Weiber und auf die Schrift der Amazone Wolfenraube über die Rechte des Weibes, die Frage erörtert: ob, bey dem vorhandenen Unterschiede der Anlagen unter den Geschlechtern, dem weiblichen, in Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlechte, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ohne großen Nachtheil für die bürgerliche Gesellschaft, eingeräumt werden könne? Dieses verneint, und zwar vorzüglich darum, weil durch die Gemeinschaft der Geschlechter bey Erlernung der Handwerke und Künste, auf der Wanderschaft, bey gemeinschaftlichen Studiren auf Schulen und Universitäten, und in öffentlichen Aemtern und Geschäften selbst, die Sinnlichkeit große Unordnungen anrichten würde. Vorzüglich würde (S. 56 f.) „die zur Erhaltung der Sittsamkeit in dem Umgange der beiden Geschlechter so notwendige, in Behandlung der Geschäfte aber so äußerst verderbliche Galanterie den nachtheiligsten Einfluß auf die Berathschlagungen und Entschlüsse erhalten.“ Diese Nachteile fürchtet der Vf. aber nicht von Reichen, die von Weibern regiert werden, ungeachtet da ebenfalls eine gemeinfame Behandlung der Geschäfte zwischen der Regentin und ihren Staatsbedienten, Ministern und Generalen statt findet. „Die höchste Ehrerbietung, sagt er S. 72., die dem Landesherrn, sey er Mann oder Weib, gezollt wird, schließt Galanterie und Rohheit aus. Nichts zügelt auch die Simulichkeit stärker, als die höchste Ehrerbietung, als die unermessliche Kluft, die selbst der erste Diener des Staats zwischen sich und dem Throne sieht.“ Allein Erfahrung lehrt, daß Sinnlichkeit und Leidenschaft auch diese unermessliche Kluft bisweilen überspringt, und daß der Staatsdiener sich durch sie auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit bestechen läßt. Das vierte Kap. beschäftigt sich mit einer weitem Auseinandersetzung der schon oben S. 27. angedeuteten vorzüglichen Anlagen der Weiber. Er hatte vorher gezeigt, daß das Leben für die bürgerliche Gesellschaft nicht Bestimmung des Weibes, sondern des Mannes sey; nun zeigt er, daß das Leben in der größern Ge-

Gesellschaft oder das Uebermaas der Gesellschaftlichkeit nicht der Hauptzweck des Dafeyns eines vernünftigen Wesens, folglich auch nicht des Weibes, seyn könne, und das daher nichts übrig bleibe, als das häusliche Leben für die Bestimmung des andern Geschlechtes anzusehen, welches durch eine nähere Betrachtung seiner Anlagen bestätigt wird. Das fünfte Kap. handelt von der Sinnlichkeit und Ehe, in welches wieder manches wörtlich aus der ersten Ausgabe übertragen ist. Das sinnliche Bedürfnis ist das größte Band unter beiden Geschlechtern, aber die Sinnlichkeit ist im Ganzen am heftigsten und reizbarsten bey den Männern, weit schwächer bey den Weibern, jedoch lebhafter und brennender bey denen der südlichsten Länder. Selbst zur Ehe wird der Mann mehr durch sinnliche, das Weib mehr durch moralische Bewegungsgründe getrieben. Aber in der Ehe selbst, oder im lange fortgesetzten Besitz aufser ihr, tritt das Uebergewicht des Moralischen, auch bey dem Manne, wieder ein. „Die Ehe, sagt der Vf. S. 186. ist eine Verabredung, die sich auf die doppelte Natur der Menschen, die sinnliche und die moralische, gründet, und die uns gerade durch die Verbindung des doppelten Zwecks, den sie der Regel nach bezieht, so höchst ehrwürdig seyn muß. Die Vernunft soll und muß stets die Sinnlichkeit beherrschen. Darum muß der sinnliche Zweck in der Ehe dem moralischen und der Vernunft untergeordnet seyn.“ Der Ehe, der Heiligkeit und Wohlthätigkeit derselben redet der Vf. hier, wie Th. 3. S. 261 ff. recht nachdrücklich das Wort, und setzt die Nachtheile der Vielweiberey, Vielmännerey und überhaupt des unbeständigen Genusses auseinander. „Denken, heisst es S. 203. läßt sich freylich ein Staat, wo gar keine Ehen eingeführt wären, und der Staat für die physische und moralische Erziehung aller Kinder sorgte; aber dem unverdorbenen menschlichen Gefühle wird diese denkbare Einrichtung, die dem Einzelnen seine angenehmsten edelsten Empfindungen rauben würde, so empörend vorkommen, das wir kein Wort weiter darüber verlieren wollen.“ Ein Ausländer, mit den Künsten der Sophistik ausgerüthet, suchte 1702 im d. Mercur die Schädlichkeit des Systems der Ehe darzuthun, und stellte dagegen ein System der Galanterie auf, nach welchem jede Frau so viel Liebhaber, als ihr beliebte, haben, und die mit ihnen erzielten Kinder allein erziehen sollte. Davon versprach er die höchste Civilisirung, Freyheit und Glückseligkeit. Um dieses *Paradies der Liebe* noch anschaulicher und einladender zu machen, schrieb er unlängst einen Roman, der leicht manchen Thörinnen die Köpfe verrücken könnte. Lassen doch ehemals mehrere Römerinnen mit Begierde Plato's Republik, weil darin Gemeinschaft der Weiber eingeführt werden sollte (*Epictet. Fragm. n. 53. T. III. P. 84. der Schweigh. Ausg.*). Dagegen werden aber bey dem bessern Theile des weiblichen Geschlechtes die Vernunftgründe der Sittlichkeit immer steigen; und auch dazu trägt der Vf. das Seinige bey. Das sechste Kap. ist ganz geschichtlich. Der Vf. durchläuft, an der Hand von Meiners Geschichte des weiblichen Ge-

schlechts und vornehmlich von Randohrs Venus Urania, die Geschichte der Weiber zu Athen und Rom und bey den Völkern vom deutschen Stamm, um zu zeigen, das bey den Nationen, die wir am meisten bewundern, die Gattin und Gefährtin des Mannes, die Mutter seiner Kinder, zum häuslichen Leben bestimmt gewesen sey. Das siebente Kap. ist ebenfalls meist geschichtlichen Inhalts. Um die Veränderungen, die im Mittelalter und der neuern Zeit in der Lage des andern Geschlechtes vorgefallen, zu übersehen, handelt er zuerst von der Entstehung der hohen leidenschaftlichen Liebe, die bey den Griechen fast nur unter Personen gleichen Geschlechtes vorkam, indem Jünglinge von Männern geliebt wurden, zeigt darauf, wie die hohe Leidenschaft in der Geschlechter-Liebe durch den Rittergeist unter den Völkern germanischen Stamms geweckt und genährt wurde, wie dieser Rittergeist, ursprünglich gegründet auf die seltsame Communication unter beiden Geschlechtern, allmählig, als die Damen täglich in der Gesellschaft zu erscheinen anfangen, eine andre Gestalt gewann, und in den Ton der Galanterie übergieng. Es wird nun der große Einfluss geschildert, den das Leben in der gemischten Gesellschaft, der ununterbrochne Umgang mit dem männlichen Geschlechte, auf die Lage und Bildung der Weiber hervorbrachte, ferner die Einwirkung, welche einzelne Schriftsteller und einzelne Gattungen von Schriften in den neuern Zeiten auf die Empfindungen und die Denkungsart des weiblichen Geschlechtes hatten, und zuletzt wird eine Skizze von dem gesellschaftlichen Zustande und dem geselligen Tone in den höhern Ständen der jetzigen Zeit in Deutschland geliefert.

In dem zweyten Buch werden die Fragen untersucht, welchen Einfluß die jetzige Lage und Bildung der Weiber auf ihre natürlichen Anlagen und ihre eigenthümliche Bestimmung haben, welche mannichfaltige Verdrehungen von Kopf und Charakter, und welche Verschobenheiten in den häuslichen Verhältnissen aus dem täglichen Leben des andern Geschlechtes in der großen Welt entstehen. Das erste Kap. beschäftigt sich vorzüglich mit Erörterung der Vortheile und Nachtheile, die aus dem täglichen Leben in der gemischten Gesellschaft und dem Zusammenseyn mit den Weibern für die Männer entspringen. Th. 2. S. 74. heisst es: „Scherzen sollte man gewöhnlich mit den Weibern in der Gesellschaft auf eine angenehme gefällige Weise; räsonniren mit Männern. Das andere Geschlecht würde dadurch nichts von seiner Wichtigkeit bey uns verlieren, die wir so sehr einer angenehmen, leichten Aufheiterung zu Zeiten bedürfen.“ Dies würde seine gute Richtigkeit haben, wenn es uns erlaubt wäre, die Weiber bloß zu Mitteln für unsre beliebigen Zwecke zu machen, und wenn es nicht unsre, vom Vf. selbst anerkannte (Th. 2. S. 393.), Pflicht wäre, zur Erhöhung der Vollkommenheit derselben auf jede Art, also auch durch unsern Umgang, beyzutragen. Wann werden doch die Weiber ihre Würde an-

erkennen, um nicht ein Betragen gegen sie, das sie erniedrigt, als schuldigen Tribut der Männer zu fordern!

In den drey folgenden Kapiteln untersucht der Vf. wie die Bildung unsrer Zeit und die Uebertreibung des Genusses der Gefelligkeit auf die Weiber in ihren Verhältnissen als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen wirken, und wie der zu häufige Genuss der Gesellschaft das Weib von seiner wahren Bestimmung abführt. Das 5te Kap. verbreitet sich über die Bildung, Verbildung und Ueberbildung des Geistes bey den Weibern. „Die Cultur des Herzens, sagt der Vf. S. 308 ff., der Empfindungen, muß bey dem andern Geschlechte vorzüglich besorgt werden; aber da die Vernunft die Empfindungen beherrschen soll, damit das Herz nicht stets und in den wichtigsten Gelegenheiten mit dem Kopfe davon laufe: so bedarf die Ausbildung einer gefunden richtigen Beurtheilungskraft, die Entfernung wirklich schädlicher Vorurtheile nicht minder der größten Sorge. Die ganze Bildung der Weiber muß auf das Praktische angelegt seyn, stets mit einem Rückblicke auf die Erfüllung ihrer wichtigsten Pflichten als Gattin, Mutter, Hausfrau. Wird dieser Gesichtspunkt immer richtig befolgt und nicht aus den Augen verloren, dann suche man auch zugleich den Verstand der Weiber zu bilden, ihm hinlängliche Nahrung und angemessene Beschäftigung zu geben. Das Weib wird, bey einer vernünftigen, den Hauptzwecken seines Daseyns stets untergeordneten Bildung des Verstandes, an eigner Werthe, an eigner Genuss gewinnen. Wenn man bey dieser Bildung mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit verfährt: so wird auch die leichte angenehme Unterhaltungsgabe der Weiber nicht darunter leiden; eine Gabe, die uns Männern im Allgemeinen so viele angenehme Aufheiterung gewährt, und dem einzelnen Manne gleichfalls von seiner Frau in dem häuslichen Leben so äußerst wichtig ist. Diese Gabe wird nicht nur unter den angegebenen Bedingungen nicht darunter leiden, sondern durch eine große Erweiterung der Gegenstände einer gemeinschaftlichen Theilnahme sehr vermehrt werden.“ Man sieht also, der Vf. redet der Uncultur der Weiber gar nicht das Wort; nur das tadelt er, daß sie bey der Bildung ihres Geistes, die nur ihre Früchte in dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben zeigen sollte, nicht stehen geblieben sind, und erklärt sich im sechsten Kap. im Ganzen gegen die Schriftstellerrey der Weiber. Er spricht ihnen große schriftstellerische Anlagen ab, und glaubt, daß der Schwindel der Autorchaft sie in den meisten Fällen von der Erfüllung ihrer zwar nicht glänzenden, aber sehr wesentlichen, Pflichten, abführe. „Moralisch, sagt er Th. 3. S. 34. verderben sie so leicht hierdurch, verlieren die Bescheidenheit der feinen Weiblichkeit, die sich selten damit verträgt, sich der ganzen Welt zur Schau, zur Beurtheilung hinzustellen, in dem Gedrange sich einen angesehenen Platz zu erringen. Ihre Eitelkeit wird gewöhnlich unüberschwenglich.“ Er schildert hierauf die Anmaßungen und die Geisteskoketterie der meisten Schriftstellerinnen. Da sich diese vorzüglich durch das Studium der

Werke der schönen Literatur, in welchen eine große Kraft der Darstellung herrscht, zu bilden suchen: so geht der Vf. hier in eine Untersuchung ein, wie diese Gattung der schönen Literatur, vornehmlich das tragische Theater der Neuern, in welchem alles auf die Erweckung hoher Leidenschaften durch die lebendigste Darstellung angelegt ist, auf den Charakter überhaupt und insonderheit auf den weiblichen, wirke. Von der Eitelkeit auf das Bewusstseyn eines gebildeten Geistes kommt der Vf. im siebenten Kap. auf die Eitelkeit der Weiber, in Beziehung auf äufsere Vorzüge, und zeigt, daß die jetzt so hoch getriebene Neigung, durch Reize des Körpers, durch Putz, Aufwand u. s. w. glänzen zu wollen, eine Folge der Erziehung zur Eitelkeit und der aus dem gemischten gesellschaftlichen Leben geschöpften Idee der übergroßen weiblichen Berechtigungen sey, und welche Vernachlässigung der weiblichen Pflichten daraus entstehe. Am Ende werden einige Bemerkungen über weibliche Neugierde und Verschwiegenheit hingeworfen. Am weitesten hat, nach unsern Erfahrungen, schon in der ersten Ausgabe den Weibern, die in diesem Kapitel S. 93 ff. vorkommende Behauptung gethan, daß die Weiber, welche sich der Leidenschaft des Spiels ergeben, gern falsch spielen! Aber dadurch wird ja kein edles weibliches Wesen gekränkt, sondern es ist ausdrücklich nur von denen die Rede, welche, nach des Vfs. eigner Ausdruck, der häßlichsten aller häßlichen Leidenschaften fröhnen. Ist es wahr, daß bey den Weibern häufig ein Hang zur Intrigue, zur List und zu kleinen Kunstgriffen angetroffen wird (Th. 3. S. 228. ff.): so läßt sich die besondere Anwendung davon bey Spielfüchtigen sehr wohl begreifen. Das achte Kap. enthält sehr reichhaltige Betrachtungen über die engern Verhältnisse, die in den Jahren des sinnlichen Reizes aus dem, was man unter dem Namen der Liebe begreift, für die Weiber entstehen, und durch das Leben derselben in der gemischten Gesellschaft so sehr vervielfältigt werden. Das neunte Kap. beschließt das ganze Werk mit Bemerkungen über die Lage der Weiber in dem Alter, wo sinnliche Reize verschwinden.

Das Resultat des ganzen Werkes setzt der Vf. selbst in folgende Punkte: das Eigenthümliche des Weibes von dem Eigenthümlichen des Mannes zu fordern, die Abwege und Ursachen bemerklich zu machen, die von der durch die Natur und die bürgerlichen Verhältnisse vorgezeichneten Laufbahn das andre Geschlecht wegleiten, davor zu warnen; zu zeigen, daß dem schwächern, zu beschützenden Theile der Menschheit die übertriebene Idee von einem ausschließenden Vorzuge, von gebührender Herrschaft, nicht zustehe; Erzieher und Männer, die die weiblichen Charaktere bilden, aufmerkamer auf diesen bis jetzt, aus einer der Folgen wegen so gefährlichen Galanterie, vernachlässigten Gegenstand zu machen, und die Hausväter zu ermahnen, sich zu der ihnen von dem Urheber aller Dinge durch die ihnen verliehenen Kräfte übertragenen Regierung der häuslichen Gesellschaft, zu welcher nur sie der Regel nach berufen sind, fähig und würdig zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERKUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung*, von seinem Tochtermann Georg Gefsner. Erster Band. 1802. 400 S. u. XVI S. Vorrede. 8. Mit einem Titelkupf. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der verewigte Lavater verdient unstreitig einen geschickten Biographen, der uns ihn zeige, wie er war, und die auffallenden Contraste seines Charakters aus Einea Princip erkläre; gewiss würde auch die unpartheyische Schilderung eines Mannes sehr lehrreich seyn, der zugleich in hohem Grade vernünftig und schwärmerisch, freydenkend und abergläubisch, energisch und weich, sanft und leidenschaftlich, fein und derb, lenksam und herrschfüchtig, klug und unbesonnen, tolerant und intolerant, stolz und demüthig, männlich und kindisch, leicht zu beleidigen und leicht zu veröhnen war, und an dem man die Stärke und Schwäche desselben Menschen auf eine gewiss sehr merkwürdige Weise wahrnehmen konnte. Ob der Vf. vorliegender Lebensbeschreibung seinem Unternehmen gewachsen war, mag er uns selbst sagen. „Gern ge-
„stehe ich,“ heist es in der Vorrede, „dass ich viel
„zu schwach zu dieser Arbeit bin, und weder die
„Menschenkenntniß noch die Schriftstellergabe be-
„sitze, die dazu erforderlich sind; ja es ist beynabe
„unverzeihlich, in einem ganz neuen Fache den er-
„sten Versuch an einem Gegenstande zu machen, der
„auch dem Geübten würde zuschaffen machen; auch
„keine ich Männer, die dazu viel mehr wären geeig-
„net gewesen als ich, und Lavaters Biographie in
„mancher Rückficht weit besser würden geliefert
„haben.“ Nach diesem demüthigen Geständnisse der
„Unfähigkeit zu dieser Arbeit muß man sich freylich
„wundern, daß Hr. G. S. II. u. 384 es für möglich
„halten kann, daß er doch ein gelungenes Werk lie-
„fern werde. Warum unternahm er aber ein Geschäft,
„dem er sich nicht gewachsen fühlte? Weil er als
„Schwiegersohn seines Helden in dem Besitze aller
„Materialien zu einer guten Lebensbeschreibung La-
„vaters war. Allein dadurch ward die von ihm selbst
„eingestandene Unfähigkeit nicht gehoben, und er
„konnte nur insofern Lavatern zeigen, wie er war,
„als er *Auszüge* aus dessen hinterlassenen Papieren mit-
„theilte; als Biograph mußte er aber mehr leisten;
„er mußte den vorgefundenen Stoff verarbeiten, und
„sich über den Verfertiger einer Chronik erheben; und
„wenn er nach S. IV. der Vorrede noch keine biogra-
„A. L. Z. 1802. Erster Band.

phische Zeile geschrieben hatte, und sich doch an die Biographie seines Schwiegervaters wagen wollte: so mußte er wenigstens gute Biographien, deren er mehrere in *Schlichtegrols Nekrolog* finden, und wozu man ihm außerdem insbesondere die treffliche Arbeit des jüngern *Schubarts* zum Andenken seines Vaters empfehlen konnte, studieren, um, wenn nicht etwas Vorzügliches, doch etwas nicht ganz Geschmackloses zu leisten. Der sel. L. scheint auch recht gut gefühlt zu haben, wie viel er ungefähr seinem Schwiegersohne zutrauen konnte; denn nach S. VII. der Vorr. wünschte er nur, daß nach seinem Tode von Hn. G. ein *Etwas über ihn*, wie L. im Jahre 1792 eins über seinen verewigten Freund *Pfenninger* herausgab, nicht aber eine *eigentliche Lebensgeschichte* „zusammengesetzt“ würde, woraus man deutlich sieht, daß der menschenkennende Lavater selbst glaubte, daß eine biographische Arbeit über die Kräfte seines Schwiegersohns gehen würde. In der That ist dieß Werk, so weit wir es aus dieser ersten Hälfte beurtheilen können, so gerathen, daß, wenn L. noch davon Kenntniß erhalten könnte, das Lesen derselben ein wahres *Fegfeuer* für seine Eitelkeit seyn müßte. Es fehlt dem Tone der Erzählung das *Edle* eines guten historischen Stils. Nicht nur kommen viele Wörter aus dem Französischen, die leicht mit deutschen vertauscht werden könnten, als: *säfiren, derangirt, Amüsement, attaschiren, Generosität, Renommee, quittiren, Camaraden, rangiren, ungenirt*. vor, was freylich ein Fehler vieler helvetischer Schriftsteller ist, und dem Vf. nicht hoch angerechnet werden soll, sondern die Redensarten, deren er sich bedient, fallen auch so oft in das *Gemeine*, daß man zweifeln muß, ob er sich durch das Lesen guter Schriftsteller hinlänglich gebildet habe, um vor dem Publikum aufzutreten. Ein Beyspiel mag statt aller andern diesen Tadel rechtfertigen. In der Rechenchaft, die er am Ende dieses Bandes über sich selbst anstellt, bemerkt er: „Diese Schrift wird mir viele *Leiden*“ (aber dazu ist sie als Kunstwerk nicht bedeutend genug) und viele Freuden bereiten; auch werde ich ohne Zweifel manches zu erwarten haben, das meiner Eigenliebe, mit oder ohne Recht, *nicht behagen wird*. Das mag denn aber auch diese an sich haben; warum *streckt die Närrin immer den Kopf?* Meinem bessern Selbst werden die *Pillen*, die ihr werden, im Grunde immer willkommen seyn; denn wenn sie noch gar *Obstruktionen* bekäme,“ (wem wandelt hier nicht Ekel an?) „so wäre es sehr gefehlt.“ Der Vf. versteht auch die Kunst nicht, geringfügige Umstände in dem

dem Leben seines Schwiegervaters durch die Art der Darstellung zu heben, und was unter der Hand eines geübten Biographen anziehend geworden seyn würde, erscheint oft in seiner Erzählung als ganz alltäglich und unwichtig. Am meisten mißfällt die Wahrnehmung, daß der Vf., ungeachtet der Miene von Bescheidenheit, die er in einigen Stellen annimmt, doch sehr von sich eingenommen ist, und sich beständig in den *Vordergrund* des Gemäldes stellt, da man doch *ihn selbst nirgends sehen* und sich nur mit dem Manne, den er uns wichtig machen will, beschäftigen sollte. Wie sehr wäre endlich zu wünschen, daß sich der Vf. bey der Ausarbeitung seiner Schrift nicht bloß Anhänger des Lavaterischen Glaubens und Meynens, als Leser vergegenwärtigt, sondern mehr an ganz *unbefangene* Personen, die Lavatern erst noch als einen sehr interessanten Mann kennen lernen sollen, gedacht, und mehr für die *Nachwelt* als für den Kreis vielleicht etwas beschränkter Verehrer Lavaters geschrieben hätte! Sein Werk würde dabey ungemein gewonnen haben, manches würde ganz weggefallen, manches mehr gefeilt, manchem eine andre Gestalt gegeben worden seyn; vielleicht würde er sogar bey einer solchen Erhebung zu einem höhern Gesichtspuncte sein *Unvermögen*, etwas Vorzügliches zu leisten, lobhafter gefühlt, und die Materialien zu Lavaters Lebensbeschreibung einem von den Männern anvertraut haben, von denen er selbst gestehen muß, daß sie *sich mehr zu Biographen dieses Mannes geeignet hätten*. Ob indeß gleich Rec. nach seiner besten Ueberzeugung von dieser Schrift, insofern sie ein Werk des Hn. G. ist, nicht anders urtheilen kann: so darf er doch mit Wahrheit versichern, daß sie durch Auszüge aus einer von Lavatern selbst geschriebenen und seine fünfzehn ersten Lebensjahre umfassenden Lebensbeschreibung *sehr unterhaltend* ist. Dieser Theil der Schrift sticht gegen das übrige außerordentlich ab; man erkennt Lavatern ganz in den Nachrichten, die er von sich giebt, und der Psychologe findet darin die natürliche Entstehung der religiösen Denkart dieses berühmten Mannes, und die Grundzüge des Charakters, den er während seines öffentlichen Lebens so häufig gezeiget hat. Wir wollen das Wichtigste ausheben und mit einigen Urtheilen begleiten.

Lavater hatte einen Arzt zum Vater, von dem er sagt, „er sey weder besonders gelehrt, noch „scharfsinnig, weder ein Genie, noch ein philosophischer Kopf gewesen.“ (Mitglied der Zürcherischen Regierung war er nicht, wie Hr. G. versichert, sondern nur ein Zwölfer, oder Mitglied des großen (gesetzgebenden) Raths; die sogenannten kleinen Räte machten allein die Regierung aus.) Seine Mutter hingegen war eine Frau von großem Verstande, hatte aber auch oft beynahe unerträgliche Launen, über gegen Mann, Kinder und Gelinde einen weit gehenden Despotismus aus, und schulmeisterte insbesondere unsern Hans Caspar, der leicht in Furcht zu setzen war, in seiner Jugend so sehr, daß

der Einfluß der ersten Erziehung, die er von ihr erhielt, während seines ganzen Lebens sichtbar blieb. Hr. G. giebt, um es beyläufig zu sagen, S. 21 eine ganz unrichtige Erklärung des Ausdrucks Lavaters: *ich war zu Hause gedrückt*; L. sagt selbst S. 42: „O Gott, wie viele Lügen hat die scharfe „Strenge, und besonders das forcierte Zusammenkuppeln disharmonischer Dinge, das ein Hauptfehler „meiner Mutter war, veranlaßt!“ Wie kann er denn sagen: es sey bey dem Worte: *gedrückt*, gar nicht an eine *harte Strenge* in der Behandlung, die er erfahren habe, zu denken? Da nun L. selbst auf diesen Umstand aufmerksam macht: so hätte Hr. G. dieser Spur folgen und die mannichfaltigen Wirkungen dieser verkehrten Erziehung auf L. Charakter entwickeln sollen. — Zur Notiz für Hn. D. Faust in Bückeburg dient, was S. 16 steht, daß Lavaters Aeltern ihm erst bey dem Eintritt in die lateinische Schule *Hofen* zu tragen erlaubten. — Sehr naïv erzählt L. S. 20 was den Trieb zum Beten oft in ihm antachte. „Wegen der Strenge meiner Mutter,“ sagt er S. 20 „mußte ich oft zur Lüge meine Zuflucht nehmen; und war mir denn bange dabey, so bat „ich Gott, *es zu verhüten*, daß es nicht an das Licht „komme.“ Und S. 25: „das Gebet, „daß meine Mutter gewisse Dinge von mir nicht inne werden möchte, „war mir sehr geläufig, und zu meinem größten „Erkaunen von dem besten Erfolge; diese Erfahrungen attaschirten mich an Gott — und machten „mich doch auch, wie L. ehrlich hinzusetzt, wieder „leichtsinzig.“ Hier müssen wir aber noch auf einen eignen in L. Systeme wichtigen Unterschied in Ansehung des Betens aufmerksam machen. Wenn er Gott nicht um etwas *Bekanntes* bat, sondern nur beyr Allgemeinen stehen blieb, so erfolgte nichts Merkwürdiges. Als er deswegen einmal ein lateinisches Exercitium zu machen hatte, von dessen mehr oder weniger gelungenen Ausarbeitung sein Platz in dem öffentlichen Examen und insofern sein ganzes häusliches Glück in diesem Zeitpunkte abhing, verrichtete er zwar des Morgens „mit außerordentlicher und seine im Nebenzimmer schlafende „Mutter rührender Andacht“ sein gewohntes Morgengebet, „um sich bey Gott einzuschmeicheln“ aber er machte doch *fünf Errata*; denn er hatte nur „überhaupt, nicht aber um besondern Beystand oder „Aufmerksamkeit“ gebetet. Welch eine andre Erfahrung machte er aber, als er bey einer ähnlichen Gelegenheit, da das Exercitium schon in des Schullehrers Händen war, und er sich erinnerte, statt *religio revelata relata* geschrieben zu haben, Gott inbrünstig bat, mit schwärzerer Dinte das *ve* noch oben an zu schreiben! Mit schwärzerer Dinte, als die feine war, sah er wirklich nachher *ve* von einer andern Hand geschrieben! Wir werden dies bald sehr natürlich erklären. Hier nur vorher noch folgende Stelle, die das Angeführte stärker beleuchtet. „Das Gebet, heist es S. 60, half mir aus Verlegenheiten, aus denen mir keine menschliche Macht „und Weisheit helfen konnte. Hatte ich in der Kir-

„che geschwätzt und ward aufgezeichnet, mithin in ängstlicher Erwartung wohlverdienter Züchtigung, ich betete, und die Züchtigung blieb aus. Sollte mir etwas *auskommen*, das ich verhehlt hatte, und besorgte ich Lärm im Hause, ich betete, und man fragte der Sache nicht nach. Hatte ich Geld verloren oder verthan, aus Verschwendung oder Barmherzigkeit, und ich sollte der Mutter Rechnung geben, ich betete, und erhielt noch den Moment, eh' ich zur Rechenschaft gezogen ward, ohne zu heischen, von meiner Großmutter, von meinem Vater oder sonst woher das Benöthigte.“ Wegen solcher Erfahrungen fand L. (S. 24) Gott ungemein — „brauchbar“ und Hr. G. sagt uns, man werde doch nun wohl begreifen, warum kein Raisonement ihn jemals abhalten konnte, an die „*Brauchbarkeit*“ Gottes zu glauben. Was sagen unsre Leser zu dieser *Brauchbarkeit* des Erhabtesten, wozu sich der menschliche Geist erheben kann? Gott wie einen Bedienten, wie einen Hausknecht *brauchbar* nennen, *brauchbar* finden, welche unanständige Benennung, welche kleinliche Vorstellung, welche mit Unwillen erfüllende Herabwürdigung des allervollkommensten Geistes! Aber auch zugleich wie äußerst bedeutsam ist dieser unvergessliche Ausdruck; wie genau bezeichnet er die Denkart Lavaters über diesen Punkt! Jener Vorfall mit dem Worte *revelata* hängt übrigens mit einer frühern Geschichte genau zusammen, die von L. vortreflich erzählt ist, und die wir hier in der Kürze vortragen wollen. Lavater hatte einmal in der Schule die Eitelkeit, die Stelle eines *Custos* während einer Sonntagsnachmittagspredigt in der Münsterkirche versehen zu wollen, und besach den wirklichen *Custos*, den man, weil das Aufhängen und Abnehmen der den Kirchengesang bezeichnenden Tafeln an der Kirchthüre mit diesem Amte verbunden war, nicht aus so genannten vornehmern, sondern nur aus Handwerker-Familien zu wählen pflegte, mit einigen Schillingen, um ihn zu vernögen, ihm seine Würde für diesen Nachmittag zu überlassen. „Ein König am Tage seiner Krönung kann nicht fröhlicher seyn, als L. es durch diese Ehre ward.“ In der Schule pflegten sich die Scholaren vor dem Anfange des Gottesdienstes zu sammeln, und unter der Aufsicht des *Custos* ward gewöhnlich in dem N. T. so lange gelesen, bis es Zeit war, in die Kirche zu gehen. An diesem Tage ward gerade die Geschichte von Johannes des Täufers Enthauptung gelesen, und ein Knabe las aus Versehen: sie brachte das Haupt in einem Schlüssel hatt: *in einer Schlüssel*, was allgemeines Gelächter erregte; doch wußte der *Vicecustos* bald die Stille wieder herzustellen. Man gieng jetzt paarweise in die Kirche, und L. griff unterwegs immer in die Tasche nach den Schulschlüsseln, die der *Custos* bey sich trug, mit einem Freudengefühl, „wie etwa ein neuer Papst die Schlüssel Petri anfühlen mag.“ Während des Gesangs gieng er, Kraft seines Amtes, von einer Kirchthüre zur andern, um die schon erwähnten Tafeln abzunehmen; aber o Himmel, den

Drache, seine Mutter war in der Kirche, und wie empfing sie ihn zu Hause? „Kaspar, hiefs es, was will das werden? Du hast den *Custos* gemacht? Die Tafeln abgenommen? Wie die gemeinsten, die ärmsten Bürgerkinder thun! Und das alles ungefragt! „Den Vater, der Mutter kein Wort gesagt! Schämst du dich nicht in die Seele? Ich hätte mögen blasen werden! Pfu! Herrn Doctor Lavaters Sohn — ein *Custos!*“ Des folgenden Tages sollte er nun noch vollends in der Schule dafür Schläge bekommen, weil er die Knaben, die über den Schlüssel in der Geschichte des Täufers gelacht hatten, nicht aufgezeichnet hatte; der wahre *Custos* ward wirklich unverhörter Weise gepeitscht, und der Schullehrer schickte sich an, auch L. zu mißhandeln; aber L. voll Mitleiden mit dem unschuldigen *Custos* und bey aller sonstigen Blödigkeit voll Ingrimm über den Schuldespoten sagte: „Bey Gott, Hr. Präceptor, ich will wissen warum? Sonst geht es nicht gut — und da er ihm beym Kopfe nehmen wollte: „Sie sind ein Tyrann, ein Unmensch. Das ist keine Manier, unverhörter und unverdienter Weise zu strafen“ — rifs sich los, stürmte auf seinen Platz, raffte die Bücher schraubend zusammen, drohte, es dem Scholarchen anzuzeigen und ward nur durch ein heftiges Nasenbluten davon abgehalten. Dieser Antritt machte einen solchen Eindruck auf den Schullehrer, das er noch in derselben Stunde Lavatern mit auffallender Partheylichkeit begünstigte, und nun mußte bald darauf das Exerцитium gemacht werden, in welchem er den Schreibfehler *relata* machte, und es war derselbe Schullehrer, dem er seinen Aufsatz zu übergeben hatte; kann man also noch einen Augenblick an dem eigentlichen Zusammenhange des erzählten Wunders zweifeln? Und ist es nicht leicht zu begreifen, das dieser Schullehrer, der sonst keinen Sprachfehler in dem Aufsätze fand, hier ein, nicht an dem Sohne eines gemeinen Bürgers, sondern des Hn. D. Lavaters, eines Zwölfters, begangenes Unrecht vergüten wollte? — Lavater selbst fühlte in seiner Erzählung, das; dies die natürliche Erklärung seyn müsse; und doch läßt er die Sache in einem gewissen Helldunkel sehweben, läßt es zweifelhaft, ob nicht doch vielleicht Gott selbst das *ve* mit schwärzerer Dinte hineingeschrieben haben könnte. Eben so leicht ist es, die S. 282. 283. erzählte Wundergeschichte auf die natürlichste Weise psychologisch zu erklären. Und wenn Lavater nicht eine so große Vorliebe für das Wunderbare gehabt hätte, wie hätte er (S. 32. 33.) den Grund des häufigen Zusammenstossens unangenehmer Vorfälle in seinem Leben mit unmittelbar vorher sich zugezogenen sittlichen Verschuldungen noch anderswo als in seinem eignen Gewissen suchen können, das jedes zufällige Mißgeschick, welches ihn nach gewissen Vergehungen traf, auf diese unsittlichen Handlungen bezog? — In der oben erwähnten „*Custodiade*“ werden auch gewiss den Lesern die Vorwürfe nicht entgangen seyn, womit die Mutter ihren Sohn überhäufte. Damit ist zu verbin-

finden, was man S. 42 liest, daß L. nur mit Kindern, deren Aeltern ungefähr von seines Vaters Range waren, ja aber nicht mit Handwerkerkindern, wenn sie auch mit ihm in dieselbe Schule gingen, umgehen durfte; aller Wahrscheinlichkeit nach hängt es auch mit diesem lächerlichen Familien-Hochmuth zusammen, daß sie (S. 39) es anfangs sehr übel nahm, als L. erklärte, er wolle ein Geistlicher werden; dies war nach ihren Begriffen so gemein, da in Zürich viele Söhne von Handwerkern Theologie studieren! Einen Doctor wollte sie aus ihrem Sohne machen, und ihn mit Gottes Hülfe auch in den Rath bringen; wie empfindlich mußte es ihr seyn, daß Hans Kaspar nicht mehr auf sich hielt? — In seiner Kindheit gefiel er sich aber auch sehr in der Idee, der Anführer einer Diebsbande (S. 35) zu werden, und S. 34. 48. 49 erzählt er hässliche Bosheiten von sich, wobey er zugleich gesteht, daß solche „Teufelbeyen“ sich gar nicht selten in seinem Herzen geregt haben; und doch will Hr. G. seinen Schwiegervater besser machen, als er, mit achtungswürdiger Aufrichtigkeit, sich selbst schildert. „Schon als Knabe,“ sagt er S. 59 mit gänzlicher Vergeffenheit desjenigen, was er selbst aus Lavaters Handschrift abgeschrieben hatte, „war L. sehr moralisch gut!“ L. selbst hingegen sagt S. 78 sehr ehrlich: Ich war gut und fromm, — wenns mich ankam! Und S. 76 erzählt er, wie gerührt er gewesen sey, als sein älterer Bruder Conrad starb. „Alles Irdische, sagt er, kam mir ekelhaft vor; Es sen schien mir Sünde; daß mich mein Vater die Zeitung lesen hieß, ein Verbrechen. Bange schlief ich ein, und erwachte — mit frohen Empfindungen, man der älteste Sohn des Hauses und der Hauptidee des von meinem Bruder gesammelten und von ihm dirigirten Naturalien- und Münzcabinet zu seyn!“ (Beyläufig ist hier zu bemerken, daß L. in dieser Erzählung den Tag des Erdbebens zu Liffabon unrichtig auf den 19. Dec. anstatt des 1. Nov. 1755 setzt.) — Hr. Hofr. Wieland wird herzlich lachen, und an Abdora denken, wenn er hört, daß man während seines Aufenthalts in Zürich von ihm versicherte, „er könne mit dem bloßen Blicke ein Zimmer ausmessen, und sagen, wie viele Linien darin Raum habend!“ Auch ist nicht zu übersehen, daß es S. 63 heißt, L. sey sehr begierig nach

Wielands Unterrichte geworden, weil man sagte, er nehme nur „vornehme“ Schüler an, die „ausgesuchte Köpfe“ seyen. O Eitelkeit der Eitelkeiten: mag man hier wohl mit L. (S. 79.) ausrufen. Folgende Züge einer Charakterbeschreibung, die L. S. 96 von sich selbst schon als achtzehnjähriger Jüngling entwarf, verdienen ebenfalls Aufmerksamkeit: „Seine Blutmischung macht seine Einbildungskraft feurig und wild, und läßt ihn selten auf das Mittelmäßige fallen. Seine auf zu viele Gegenstände zielende Wissensbegierde beweist, daß er ziemlich flüchtig ist. Sein menschenliebendes Herz ist mehr eine Geburt, der Natur als der Tugend. Würde das Auge seines Verstandes nur auf seinen Zweck sehen, so dürfte er größere Dinge wirken. Er liebt feurig; lange kann er nicht faßen; vielleicht könnte seine zu große Liebe für Freunde Niederträchtigkeit gebären. Seine Freygebigkeit mag eher Leichtsinns als Tugend seyn.“ Aus den jugendlichen Aufsätzen L's, wovon man S. 116. 123. 124 Proben sieht, geht deutlich hervor, wie sehr die Phantasie schon damals bey ihm vorgeherrschet hat, und S. 118. 119 zeigt sich, wie sehr geneigt er schon als Jüngling zu der Prediger-Redseligkeit war, die ihn sein ganzes Leben nie verließ. Die von Hn. G. S. 132 herausgehobene Wendung einer Predigt, die L. als Student hielt, ist ganz gewöhnlich und Rec. kennt mehrere gemeine Kanzelredner, bey denen solche Wendungen vorkommen. Lächeln muß man über Lavaters Bekenntnisse seiner Unwissenheit. „Du würdest dich,“ schreibt er im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters (S. 137. 138) an Heinrich Hefs, „sehr irren, wenn du glaubtest, meine Wissenschaft sey nur mittelmäßig. Was ist meine Kenntniß der Sprachen, die doch einem Geistlichen unentbehrlich ist? Wie siehts um meine Philosophie aus?“ Und in dem Fragmente seiner erst vor zwölf Jahren geschriebenen Biographie heißt es nach S. 65: „Mit Joh. Kasp. Lavaters allergnädigster Erlaubniß bin ich noch jetzt in einem allen Glauben übersteigenden Grade ein Ignorant.“ Um so begieriger möchte man nach den philologischen und kritischen Belehrungen seyn, die Hr. G., der außer seinem Pfarrdienste noch ein akademisches Lehramt hat, nach S. 340 dem seligen Lavater verdankt.

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN.. Paris, b. Desenne: *Relexions sur le Traité de Luneville*, par le Cit. Perreau. An IX. 1801. 40 S. 8. Der Vf., Tribun und Professor der Rechtswissenschaft, geht vom Westphälischen Frieden aus, und tracht zu beweisen, daß dieser keinesweges auf guten politi-

schen Grundsätzen gegründet gewesen sey; dagegen habe der Tractat von Luneville die wahren Grundlagen des Verhältnisses zwischen Frankreich und Oestreich, und die natürlichen Gränzen der Republik hergestellt. Die Schrift erschien zu Paris im April.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung, von seinem Tochtermann Georg Gessner, etc.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Geschichte der Anklage des Junker Landvogt Grebels, die in Lavaters Leben ein glänzender Punkt ist, mußte *zart* behandelt werden, damit nicht ein noch lebender, rechtschaffener, Sohn dieses Mannes durch die Art der Wiederaufrichtung derselben *mehr* gekränkt würde, als schlechterdings unvermeidlich war, wenn eine Biographie von L. geschrieben werden sollte. Ob Hr. G. sich mit Geschicklichkeit hierbey nahm, sey dem Urtheile des Lesers überlassen; Rec. kann nur keinen *Muth* (S. 157.) in Lavaters Unternehmen sehen, so lang er noch *anonym* handelte. Sonderbar sind die Titulaturen, die in dieser Geschichte vorkommen. Die Vorsteher der Dorfgemeinden des Amts Gräningen, wurden *Euer Ehrsam* titulirt, der Landvogt *Euer Hochedel*, hingegen der Magistrat zu Zürich, der außer einigen wenigen Edelleuten, aus bürgerlichen Capitalisten, Kaufleuten, Krämern und Handwerkern bestand, *allergnädigste Herren*; Hn. Chorherrn Breitinger giebt L. S. 190. den Titel: *Euer Wohllehrwürden*. In der That wissen noch heut zu Tage die wenigsten Schweitzer, was sich in dergleichen Dingen gebührt; und immer thun sie der Sache entweder zu wenig oder zu viel. Das Schreiben an Breitingern, das am angeführten Orte vorkommt, giebt Nachricht von der Reise nach Barth in Pommern zu Spalding; hier das Urtheil über den sel. Sack. „Hr. Hofpred. Sack, heist es S. 190., *scheint* von der Religion ganz durchdrungen zu seyn. Er ist überaus offenerzig, und zeigt in seinen Reden eben den aufgeklärten Geist, der in seinen Schriften leuchtet. *Vielleicht würde er besser thun, wenn er den Verdacht, für orthodox gehalten zu werden, auf eine minder gesuchte Weise von sich ablehnen würde.* Seine Grundsätze, den Glauben an das Wort Gottes betreffend, würden vielleicht bey jedem andern, der die Wahrheit nicht mit dem Lichte der Vernunft, nicht mit der Aufrichtigkeit sucht, wie er, *gefährlich und eine Quelle von tausend Irrthümern und Streitigkeiten* werden. *Wie nahe ist man dem wirklichen Unglauben, und was gelten dann die äußern Beweise der Göttlichkeit der heiligen Schrift, wenn es jedem frey steht, ganze Bücher,*

A. L. Z. 1802. Erster Band.

„Hauptstücke und jeden einzelnen Satz, der den „Schein einer Ungereimtheit hat, ohne Genade zu „verwerfen.“ Welche hämische Beurtheilung eines „würdigen Mannes, um von der Unwissenheit, die „der letzte Theil dieser Stelle verräth, nichts zu sagen! Heist das nicht (S. 199.), „an die Zeichnung „eines verdienstvollen Mannes ein bedeutendes *aber* „anhängen, um einen Schatten auf das Licht der „Gemäldes fallen zu lassen, wodurch man glaubt, „sich selbst in ein desto günstigeres Licht zu stellen?“ (So schreibt nämlich Hr. G.; er, nicht der Rec. hängt ein *aber* an eine *Zeichnung!*) Eine Aeußerung, die L. von dem Hofpred. Koch zu Potsdam hörte, ist, als Einfall, der Aufhebung werth. „Die Polemik, „sagte er, ist bey der Religion, was der *Troß* bey „einer Armee; die Wagenknechte, die Speisever- „käufer sind nicht Soldaten, sie sind eigentlich nicht „die Armee; sie sind aber doch bey derselben noth- „wendig. Eben so verhält es sich mit der Polemik. „Sie ist nicht die Religion selbst; und die Polemi- „ker sind nicht die eigentlichen Streiter Jesu; sie ge- „hören aber doch mit zur Religion, und sind biswei- „len so unentbehrlich als der *Troß* bey der Armee.“ Nach S. 212. war L., der so oft über Recensionen sich höchstempfindlich zeigte, *selbst ein Recensent*; er arbeitete nämlich in dem Jahr 1763, als er bey Spalding war, an den zu Lindau erschienenen *kritischen Nachrichten*; später lieferte er auch, wie Rec. zuverlässig weiß, Beyträge in die Frankfurter *gelehrten Zeitungen*; vielleicht arbeitete er einige Jahre an der Leingöer Bibliothek. Wer hätte gedacht, daß L. sich bis zu *Recensionen* herabgelassen hätte? Aber freylich ein frommer Mann weiß alles zu heiligen! — Gut war der Rath, den ihm seine Mutter in einem Briefe gab, *sich in gewisse theologische Materien, in Ansehung deren L. immer gern mehr wissen wollte, als man wissen kann, nicht zu vertiefen*; er scheint ihn aber nicht sehr befolgt zu haben. Sonderbar fällt es auf, daß L. im Frühling 1764, als Spalding schon nach Berlin berufen war, von diesem verehrten Manne *auf Nichtwiedersichensehen auf Erden* sich trennte. Ist denn Berlin von Zürich so weit entfernt, daß man nicht zu einander kommen kann? Und wie kommt es, daß Lavater, der so häufige Reisen machte, der Westphalen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis, Schwaben, Bayern und Franken, Ober- und Nieder-Sachsen, der sogar Holstein und Dänemark sah, und der in dem Jahr 1786 zu Dessau, also nur wenige Meilen von Berl. sich befand, doch *nie* den Mann wieder besuchte, „der so oft (S. 254.) „mit

„mit Augen voll überfließender Zärtlichkeit auf ihn blickte, und die Thränen aufküstete, die aus seinem Dank erfüllten Auge zitterten?“ Was Lavaters Heyrathsgefehichte betrifft: so darf man wohl sagen, dafs es sich damit etwas anders verhält, als Hr. Gefsner erzählt, dafs seine ihn auch hierin meisternde Mutter ihm ganz andere Vorschläge that, dafs sie in mehrern reichen und angefehenen Familien seint halben anfrag, dafs sie Körbe bekam, weil die Mädchen nicht gern mit der wunderlichen Mutter in einer Haushaltung leben wollten, und der Sohn doch anfangs bey den Aeltern mit seiner Frau leben sollte, und dafs erst zuletzt an das Frauenzimmer gedacht ward, mit der er sich verband. Aeltere Personen in Zürich werden zeugen können, ob es nicht mit diesen Umständen seine völlige Richtigkeit habe, und jeder mag urtheilen, ob Hr. G. nicht besser that, diesen Theil des Lebens L. nur kurz zu berühren, wenn er nicht recht davon unterrichtet war, oder die engen Verwandtschaftsverhältnisse ihm nicht erlaubten, hier ganz genau in seiner Erzählung zu seyn, als einen kleinen Roman zu schreiben, in welchem der Besserunterrichtete die ganze Wahrheit nicht überall erkennen kann. Charakteristisch für Lavatern ist der Umstand, dafs er an seinem Hochzeitstage ein Gebet, wie man es in gewöhnlichen Gebethbüchern findet, für sich und seine Braut aufsetzte, das er in der Hochzeitnacht mit seiner Geliebten beten wollte.

Dies ist einiges von demjenigen, was Rec. über diesen ersten Theil von Lav. Lebensbeschreibung zu bemerken fand. Er zweifelte schon vor der Erscheinung derselben, ob wohl Hr. G. der rechte Mann seyn werde, um sie zu schreiben. Denn gerade in demjenigen Zeitraume des Lebens Lavaters, in welchem dieser originelle Mann die meiste Lebenswürdigkeit besafs, und seine Geisteskräfte den grössten Glanz verbreiteten, konnte Hr. G. seiner Minderjährigkeit wegen, ihn noch nicht kennen; und da wenigstens nichts von Hn. G. bekannt geworden ist, woraus man bey ihm auf vorzügliche Fähigkeiten schliessen könnte: so durfte man wohl noch nicht als ausgemacht annehmen, dafs Lavater ihn als den betrachtete, der ihn ganz beurtheilen könnte. Das Lesen dieses ersten Bandes hat nun wirklich die vorläufigen Zweifel des Rec. bestätigt. Hr. G. sagt zwar in der Vorrede seiner Schrift S. X. „Nur diejenigen, die an Lavatern ein Behagen fanden, werden es auch an dieser Biographie finden können;“ allein hier ist er durch seine zu grofse Meynung von sich selbst zu einem groben Irrthum verleitet worden. Denn es folgt so wenig, dafs, wenn man an L. ein „Behagen“ fand, man es auch an Hn. G. finden werde, dafs man vielmehr gerade dadurch seine Achtung für Lavaters vorzügliche Eigenschaften zu erkennen giebt, wenn man aufrichtig gesteht, dafs dieser merkwürdige Mann an Hn. G. nicht den Biographen gefunden hat, den er in so mancher Hinsicht verdiente.

PHILOSOPHIE.

ERFURT, b. Hennings: *Gemeinfaßliche Darstellung des Fichteschen Systems und äer daraus hervorgehenden Religionstheorie.* Von J. P. Schad, D. der Philos. in Jena, ehemals Benedictiner und Prof. der Philos. zu Banz. *Erster Band.* 1800. 342 S. *Zweyter Band.* 356 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift soll für diejenigen gemeinfaßlich seyn, die schon im Nachdenken über philosophische Gegenstände geübt, mit einem, von gewissen Lieblingsvorstellungen freyen, und Wahrheit suchenden, aufmerkamen Geist dieselbe lesen werden; und das ist sie auch in der That. Aber eben darum liegen nun auch hier die Schwächen des Fichteschen Systems recht sichtbar zu Tage, und die Behauptung, dafs dieses Sytem kein *Kriticismus*, sondern *Dogmatismus* sey, der mit allen dogmatischen Waffen streite, beweiset sich durch diese Darstellung unwiderleglich. Dafs aber in dieser Schrift das Fichtesche Sytem unverfälscht enthalten sey, documentirt der Vf. durch folgendes Factum. „Sehr schätzbar, sagt er, ist mir die Gefälligkeit, die mir Fichte dadurch erwiesen hat, dafs er, ehe er nach Berlin abreisete, diejenigen Bogen meines Manuscripts überlas, in welchen gerade das Wichtigste seines Systems, nämlich die Grundlage desselben, dargestellt ist, wofür ich ihm hier öffentlich danke. Noch schätzbarer aber ist mir das Urtheil, das er darüber gefällt hat, kraft dessen er mir bezeugt, dafs sein Sinn auf das richtigste dargestellt sey, und dafs er folglich in Rücksicht auf den Inhalt auch nicht ein Wort aussetzen könne.“ So grimmig auch Hr. Sch. am Ende des zweyten Bandes auf seinen *Erlanger* Recensenten losfährt, dafs er Fichtes Zeugniß zur Empfehlung der Schadischen Darstellung anführt, und folglich nicht selbst wisse, ob Schads Darstellung mit dem Fichteschen System übereinstimme: so scheuet sich doch Rec. gar nicht, dieses Zeugniß, das doch (die historische Richtigkeit desselben vorausgesetzt) gültiger seyn muß, als alle Versicherungen der Interpreten, auch hier herzusetzen. Rec. könnte hier seine Recension schliessen. Allein da der Vf. die *Fichtesche* Philosophie der *Kantischen* entgegensetzt, und sich gegen die Vertheidiger der letztern auf eine *terroristische* Art erklärt: so muß Rec. durchaus diese Gelegenheit benutzen, mit aller Ruhe, die die gute Sache ihm schenkt, hiermit sein Gutachten über jene Philosophie und ihre Anmaßungen abzugeben.

Hr. Sch. wundert sich in der *Einleitung*, dafs die Anhänger der kritischen Philosophie die Kategorien vom Uebersinnlichen gebrauchen wollen, da sie doch mit K. behaupten, sie wären auf das Uebersinnliche gar nicht anwendbar. Allein bey allem seinen Studium der Kantischen Philosophie muß er eben so wenig, als die übrigen Vertheidiger des Fichteschen Systems, jene *Hauptstelle* hierüber in K. Krit. der praktischen Vernunft S. 245. ff. gelesen haben, welche also lautet: „Zu jedem Gebrauche der Vernunft in An-

sehung eines Gegenstandes, werden reine Verstandesbegriffe (Kategorien) erfordert, ohne die kein Gegenstand gedacht werden kann. — Nun sind hier, fährt K. fort, Ideen der Vernunft, (Rec. setzt hinzu, z. B. die Idee von Gott, wie dieß K. S. 246. und S. 108. selbst sagt, daß er Gott, eine intelligibele Welt u. s. w. hier im Sinne habe), die Realität derselben verschafft reine praktische Vernunft, und hierbey hat die theoretische Vernunft nichts weiter zu thun, als jene Objecte (nämlich die übersinnlichen, die Objecte zu den Ideen, z. B. Gott) durch Kategorien bloß zu denken, welches ganz wohl, ohne Anschauung zu bedürfen, angeht, u. s. w. Hr. Sch., sollte man denken, müßte wie aus den Wolken gefallen seyn, wenn er diese Stelle, besonders aber in der Kritik selbst in extenso, liest und bedenkt, wie hart er mit den, von ihm genannten, Kantianern umspringt, wenn er ihnen vorwirft, daß sie nicht einmal fähig wären, von Kants Behauptung in Betreff der Kategorien die nächste unmittelbare Anwendung auf Gott zu machen. Hr. Sch. lese doch auch Kritik der praktischen Vernunft S. 8. und 94. ff. Doch was bedarf es des Disputirens hierüber, die That entscheide. Kant behauptet, man könne und müsse sich der Kategorien in praktischer Absicht, nach einer Analogie, auch zum Denken des Uebersinnlichen bedienen. Hr. Sch. versuche es nun, auch nur eine Zeile z. B. über Gott, oder über die Freyheit des Willens, und das sie voraussetzende moralische Handeln des Menschen, zu schreiben, und dabey keine Kategorien zu gebrauchen (nicht den Worten, sondern der Sache nach). so soll er gewonnen haben. Er behauptet ja, es sey ein Gott, was heißt das aber anders als Gott durch die Kategorie der Existenz oder des Daseyns denken; er spricht vom Wesen Gottes, aber was ist das Wesen anders, als der Inbegriff seiner nothwendigen Qualitäten; er sagt, Gott wohnt ursprünglich im Herzen des Rechtschaffenen, ist das nicht eine Relation Gottes zu dem Rechtschaffenen? Will er die Gottheit, von der er doch redet, nicht als ein für sich bestehendes Wesen, (Substanz) denken, so bleibt ihm ja nichts übrig, als sie als ein, einem andern Dinge Anhängendes (Inhärirendes) oder als Accidenz, oder gar nichts zu denken. Ohne Kategorien geht uns der Verstand aus, und so wie die Begriffe, ohne einen durch die Sinnlichkeit gelieferten Stoff, für die Erkenntniß (obwohl nicht für das Denken zum Ehruf des Praktischen) leer sind: so sind dieß auch die Ideen, ohne die Begriffe des Verstandes, und zwar in jeder Rücksicht.

Der Vf. will in vorliegender Schrift: 1) die vorzüglichsten Forderungen bestimmt angeben, welche die Vernunft zur Begründung alles Wissens, oder zur Philosophie als Wissenschaft alles Wissens zu machen hat; 2) den Zustand der Philosophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte prüfen; 3) die vorzüglichsten Punkte des Fichteschen Systems und der darauf beruhenden Religionstheorie ins Licht setzen. Das erste ist der Inhalt des ersten, und das zweyte der In-

halt des zweyten Bandes: das dritte finden wir nicht abgefordert vorgetragen, wie man doch nach jener Eintheilung vermuthen sollte; aber vielleicht haben wir noch einen dritten Band zu erwarten. Der erste Band enthält also das erste Hauptstück, welches zur Ueberschrift hat: Begriff der Philosophie als Wissenschaft alles Wissens, und aus fünf sehr ungleichen Paragraphen besteht, wovon freylich der vierte ungeheuer lang ist, und in 51. kleinere Abätze zerfällt. Die fünf Sätze, welche Hr. Schad in diesen fünf Paragraphen ausführt, sind: es muß einen letzten Grund des menschlichen Wissens geben; dieser muß selbst gewiß seyn; er muß durch sich selbst gewiß seyn; er muß über alle Erfahrung erhaben seyn; er muß jedem Wissen Form und Gehalt mittheilen. Den ersten Satz behauptet er gleich dogmatisch, d. i. ohne zu untersuchen, wie kommt das menschliche Erkenntnißvermögen zu diesem Satz (denn das würde kritisch seyn), sondern er macht ihn zum bodenlosen Fundament seines darauf zu errichtenden Systems. Der Menschheit ist daran gelegen, sagt er, einen sichern und unwandelbaren Standpunkt zu haben, von welchem man das Wahre und Falsche unterscheiden kann, also muß es etwas absolut Wahres und Gewisses, einen letzten Grund des menschlichen Wissens geben. Hr. S. muß vergessen haben, wie viel Mühe es K. gekostet hat, die Beschaffenheit des Begriffs des Absoluten ausfindig zu machen, und wie ihm dieser Begriff das ganze theoretische Vernunftvermögen aufgedeckt hat. Wahrlich, wann der Skepticismus so leicht zu bezwingen wäre, daß man nur eine solche Behauptung aufstellen dürfte: so hätte man gegen ihn leichtes Spiel. Mit diesem so dogmatisch aufgestellten Begriff des Absoluten läßt sich alles machen; denn freylich ist es eine regulative Forderung der Vernunft in allen Dingen, also auch im Wahren und Gewissen, und also auch in der Reihe der Gründe des menschlichen Wissens, nach dem Absoluten zu trachten. Aber enthält darum auch das menschliche Wissen absolute Gründe des Wissens? Relativ erste enthält es, das ist gewiß; aber absolut erste zu behaupten, heißt den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft verkennen, und gar nicht wissen, was Ideen in theoretischer Rücksicht sagen wollen. In keiner Erfahrung kann es etwas Absolutes geben; alles Wissen, alles Wahre und Gewisse, aber ist ein Object innerer Erfahrung, denn es ist ein Gegenstand des inneren Sinnes; folglich kann es kein absolutes Wissen, kein absolut Wahres und Gewisses, in unserm Bewußtseyn geben. Aber wir werden bald sehen, wie Fichte und Schad diesem Einwurf ausweichen: der Gegenstand dieses absoluten Wissens liegt außer dem Bewußtseyn und wird intellectuel angeschaut. Der ganzen Fichteschen Philosophie liegt eine unrichtige Vorstellung von den Ideen zum Grunde, aus der auch ihr ganzes Spiel mit dem Ich und dem Nicht-Ich, und ihre ganze magische Ableitung der Erfahrung und Sinnenwelt aus dem dürftigen Ich entspringt. O möchten doch die, immer mehr sich häufenden Urheber neuer philosophischer

fcher Systeme es der Mühe werth halten, noch einmal Kants *Dialektik* der reinen Vernunft zu studieren, und tiefer, als bisher in sie einzudringen; wahrlich sie würden endlich zurückkommen von dem Wahn ihrer Superiorität und Originalität und von der possiblichen Phantastie, als erliege bereits die kritische Philosophie unter der neuern und neuesten Philosophie, und als sey unser Zeitalter schon von der Verehrung des ächten Criticismus zurückgekommen, der wahrlich allen ephemeren Versuchen ihn niederzureißen und aus seinen Trümmern originale Gebäude aufzuführen, stets kräftig widerstehen, und als ein ewigdauerndes Monument ächt philosophischen Geistes bis auf die späteste Nachwelt fort dauern wird.

Hr. S. hat gar nicht bedacht, das man eben sowohl, als von einem absoluten Grunde des Wissens sagen könnte, es ist der Menschheit alles daran gelegen, das es eine absolute *Ursache*, ein absolutes *Subject*, ein absolut *nothwendiges* Wesen u. s. w. gebe, denn dies sind ja alles absolute Gründe des menschlichen Wissens. Wie konnte denn Hr. S. nicht einsehen, das solche Beweise, als der: „der erste Grund alles Wissens muß durch sich selbst gewiß seyn, denn alles Wissen ist durch einen Grund bedingt, aber dies kann nicht ins Unendliche so fort gehen, wenn ein Wissen statt haben soll, folglich u. s. w.“ auf allen Seiten der Baumgartenschen Metaphysik stehen?

Die Fichtische Philosophie sondert sich aber nicht bloß der Form nach, da sie nicht das Erkenntnisvermögen untersucht, vielmehr von dogmatischen Behauptungen ausgehet und dogmatisch fortschreitet, sondern auch der Materie nach von dem Criticismus ab. Sie behauptet ein intellectuelles Anschauen des menschlichen Verstandes, und der Gegenstand dieses Anschauens ist das *Ich*, als ein absolut Handelndes. Aber, sonderbar! das wir intellectuel anschauen, sind wir uns gar nicht bewusst, sondern es wird durch einen Schluß bewiesen. Dieser Schluß ist der wahre *Salto mortale* der Fichteschen Philosophie, darum müssen wir ihn noch anführen; ist er richtig: so hilft unser obiger Schluß nichts gegen das Absolute, es ist wirklich da, freylich nicht in der Erfahrung, sondern außer derselben, freylich nicht in der empirischen Anschauung, sondern in der intellectuellen. Der letzte Grund alles Wissens kann nicht selbst ein Wissen seyn, sonst hätte es wieder einen Grund, und wäre nicht der letzte. Gesetzt, er sey ein *absolutes Handeln*. Soll nun dieses absolute Handeln zum deutlichen Bewusstseyn erhoben werden: so muß es freylich gedacht werden, und ist in sofern den Gesetzen des Denkens unterworfen. Allein als absolutes Handeln selbst begründet es erst das Bewusstseyn und die Gesetze des Den-

kens, folglich kann nicht durch das bloße Denken, sondern durch das Anschauen dieses Handelns dasselbe zum deutlichen Bewusstseyn erhoben werden; da es nun absolut und folglich rein von allem Empirischen ist, und der Grund alles Anschauens und Bestimmens: so kann die Anschauung bloß *intellectual* seyn. Man sieht, erst wird gezeigt, das die Reihe der Gründe *a parte ante* nicht ins Unendliche fortlaufen könne, wegen eines Bedürfnisses der menschlichen Vernunft (es ist der Menschheit alles daran gelegen!); daher muß es einen absolut obersten Grund geben; nun kann dieser Grund, weil er absolut ist, nicht im Bewusstseyn liegen, wegen unsers obigen Schlusses; also muß er außer ihm liegen; wie kommt er denn nun aber ins Bewusstseyn? das wissen wir alle, wie immer, durch Anschauung; aber dann ist er ja bedingt? empirisch? — nun Hülfe! nun kommt der *Salto mortale*! die Anschauung ist *intellectuell*! Und was das schlimmste ist, diese intellectuelle Anschauung, von der kein Sterblicher sich eine Vorstellung machen kann, sollen wir armen Sterblichen doch anstellen. Es wird jedem zugemuthet, sagt Hr. S., das absolute Handeln in sich hervorzubringen, und durch intellectuelle Anschauung darüber zu reflectiren! *hinc illae lacrimae*. Diese Zumuthung ist also doch ein Postulat; nur darin von den mathematischen Postulaten unterschieden, das man ein Sonntagkind seyn muß, um es evident zu finden.

Im zweyten Hauptstück, das den zweyten Band füllt, handelt Hr. S. den Zustand der Philosophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte, in einer Einleitung und zwey Abschnitten nach §§. ab. In dem letzten Abschnitt hauet er die armen Kantianer ganz zusammen. Es ist aber auch gar kein Wunder, das Hr. S. so unbarmherzig drein schlägt, denn, wie er erzählt, hat er sich, durch den marktchreyerischen Ton Kantischer Quackfalber angelockt, für einige hundert Thaler Bücher angeschafft, in der Kantischen Fabrik gestempelt, und die haben ihm den Kopf verwirrt (seine eignen Worte, 2 B. S. 240. *). Daher kann man es ihm auch nicht verdenken, das es ihm noch jetzt immer so vorkommt, als behaupteten die Kantianer, die unglücklichen Dinge an sich existirten wirklich, weil sie als der einzig mögliche Grund der Erscheinung angesehen werden müßten, und was der Visionen mehr sind, die dem um baare hundert Thaler betrogenen Mann, von jener Verwirrung her, noch vorschweben!

*

*

*

HANNOVER, b. d. Geb. Hahn: *Kindersprache*.
Deutsch und Französisch zur Erleichterung des
ersten Unterrichts in der französischen Sprache.
2te verbess. Auflage. 1802. 201 S. 8. (10gr.) (S.
d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 170.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Februar 1802.

ARZNEGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. Mayn, in d. Andreäisch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben von *Andreas Röschlaub*, Prof. der medicinischen Pathologie und Klinik, und Arzte am Ludwigs-hospitale zu Bamberg. *Erster — Sechster Band*. 1tes Stück. 1799 — 1801. (Jeder Band 2 Rthlr.)

Ueber die bisher gelieferten Bände dieses Magazins ein allgemeines, ihren wissenschaftlichen Werth bestimmendes Urtheil zu fällen, halten wir wegen ihrer ungleichartigen Zusammensetzung und Tendenz für unmöglich. Dieses wird man auch um so weniger entbehren, da wir die einzelnen Abhandlungen besonders anführen und würdigen. Hr. R. fing damit an, den Brownianismus in die Erregungstheorie umzuschaffen, ein Bemühen, das viel Glück unter den deutschen Brownianern machte, und auch andern Aerzten ein Gewinn der Wissenschaft und ein besserer Gang der Dinge schien, als der reine Brownische, wovon aber Rec. immer das Gegentheil glaubte. Hr. R. stürzt sich nun selbst, was in den jetzigen Zeiten, wo keine Parthey lange ein System festhält, das Rathsamste seyn mag. Wir zweifeln nur, ob viele seiner Anhänger ihm in dem folgen werden, was er naturphilosophische Construction der Krankheiten und Heilungsproceße nennt, wovon er den Beweis der Anwendbarkeit am Krankenbette durch einzelne Krankengeschichten, ihre Beurtheilung und Heilung noch schuldig ist. Je mehr Eigenthümliches und Tiefes die neuern Röschlaubischen Ansichten haben, deren Ursprung und lichtvollste Seiten er Schellings Schriften verdankt, desto mehr stehen sie gegen die Brownischen Lehren ab, deren Charakter bey allem was sie Einseitiges und Falsches hatten, Einfachheit, Leichtigkeit, Consequenz und unmittelbare Beziehung auf die Behandlung der Krankheiten war. Erst sollten Brown's Worte nur verlassen werden, um seinen Geist zu haſchen. Jetzt wird aber auch dieser Geist freudig der vermeynten Naturphilosophie geopfert.

Sehr vieler Raum in dieser Recension ist mit ausgezogenen Stellen angefüllt, die Hn. Röschlaub's unerhörte Art zu streiten und zu schimpfen darthun. Wir hoffen, unsre Zusammenstellung dieser Unanständigkeit und Unsittlichkeiten soll einen heilsamen Eindruck machen, nicht auf Hn. R.; den befert keine Kritik; sondern auf seine Anhänger, und eine warnende Strafe seyn, die abschreckt, in dieselben Fußstapfen zu treten. Dafs das ungebührliche.

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

öffentliche Benehmen eines Schriftstellers, praktischen Arztes und Lehrers der Jugend, wenn es so sehr alle Gränzen überschreitet, aus einer nur von Kunstverwandten gelesenen Schrift hervorgezogen, und vor dem grössern Publicum durch ein Blatt, wie das unſrige, zur Schau gestellt werde, scheint uns von Wichtigkeit zu seyn. Auf manchen Arzt hat das Urtheil andrer Aerzte leider! keinen Einfluß, aber es kann ihm nicht gleichgültig seyn, welche Meynung seine Obern, seine gebildeten, nicht medicinischen Mitbürger von ihm fassen. Diese lesen nun nicht ein solches Magazin, aber vielleicht die Hn. R. so gehäßige A. L. Z.

Ersten Bandes. Erstes Stück. Bemerkungen über den Zweck, Inhalt und Plan dieses Magazins. Für den Pöbel soll dieses Magazin gar nicht seyn. [Das hat noch kein Herausgeber einer Zeitschrift zu äußern nöthig gefunden, und sonderbar, dafs nach allen Nachrichten keine Zeitschrift den Pöbel mehr als diese durch pöbelhaftes Streiten befriedigen soll]. Strenger Kritik sollen in diesem Magazin alle neue berühmten Versuche eines Reil, Kramp, Darwin, Brandis, Brown, und der sämmtlichen Bearbeiter der Erregungstheorie, eines Hufeland, Girtanner, Wedekind, Schäffer, Hahnemann, Beddoes, Trotter, Galvani, und der Bearbeiter seiner Theorie, eines Sprengel, Hecker — kurz: aller nur Auffsehen erregender Männer unterworfen werden u. s. w. [Dieses Versprechen ist in allen diesen Bänden unerfüllt geblieben. Ueber die Systeme der genannten Männer findet man in denselben nichts. Nur in sofern einige dieser Schriftsteller als Gegner des Brownianismus auftraten, haben sie Aufsätze veranlaßt]. Es soll in diesem Magazin keinesweges irgend eine Theorie erhoben werden, weil sie gerade diese Theorie ist, sondern nur, wenn und weil sie den Forderungen der Kritik an sie entspricht. [Wo wird mehr eine bestimmte Theorie stets erhoben als in Hn. Röschlaub's Aufsätzen? wo mit mehr Verstockung gegen alle fremde Kritik? wo mit so ganz und gar keinen Spuren von eigner Kritik?]. Allen Theilen der Medicin, den theoretischen und praktischen, sagt der Herausgeber nun im Einzelnen und Allgemeinen groſe Bereicherung und vollständige Aufklärung durch sein Magazin keck zu, selbst der Chirurgie und Entbindungskunst. In Hinsicht der letztern, heifst es, wird in der Folge in diesem Magazin mancher Aufsatz vorkommen, in welchem neue Ansichten, Entdeckungen, Versuche, Beobachtungen, Verbesserungen von Operationen, Bandagen, Instrumenten angegeben werden. [Durchaus nichts ist hiervon

in Erfüllung gegangen]. Allerdings ein ungeheures Unternehmen, ruft er selbst aus. Allein gestützt auf die versprochene Theilnahme anderer, fürchtet er nur von der Unterbrechung der Fortdauer des Magazins, daß irgend einer dieser Gegenstände unbearbeitet bleiben möge! Die Petulanz, die oft kaum dem niedrigsten Pöbel verzeihliche Ungechliffenheit, die vielen Personalitäten, ehrlosen Beschimpfungen, — alle solche niedrige Farcen sollen aus unserem Magazin verbannt seyn. [Dieser Bannspruch scheint verkehrt gewirkt, und die mehrsten der angeführten Laster in das Magazin hineingezaubert zu haben]. Es verlieren ohnehin, sagt er sehr treffend für jeden, der die Wirkung Röschlaubischer Schriften beobachtet hat, es verlieren ohnehin auch die gründlichsten Behauptungen vieles von ihrem Werth, und erhalten bey vernünftigen, gesitteten Menschen weniger Eindruck, wenn sie aus einer ungezogenen Feder fließen. Gegen Anonymität, und daß sich jeder der Mitarbeiter nennen solle. Auch das ist mehrmals, und in einem sehr wichtigen Fall sogar unterblieben! Ueber die Möglichkeit der Heilkunst, von J. B. Erhard. Eine selbstgedachte, sehr vieles aufhellende Abhandlung, die den ächten Schüler Kants im Vf. erkennen läßt, und sehr zu ihrem Vortheil gegen eine später in diesem Magazin aufgenommene Uebertragung der Schellingischen Naturphilosophie auf die Medicin absticht. Aus Schlüssen *a priori*, oder von bloßen Vernunftgründen aus, kann in der Heilkunst nichts gefolgert werden, denn das Leben selbst ist nur in der Erfahrung gegeben, und die Art, wie die Stoffe wirken, kann, da sie selbst nur in der Erfahrung [als Erscheinungen] gekannt werden, auch nur wahrgenommen, und nicht aus reinen Principien bestimmt werden. Alle Schlüsse, welche in der Arzneykunde vorkommen, gründen sich daher auf Erfahrungssätze; und wenn man auch ihre Erfahrungen auf mechanische und chemische Grundsätze zurückführt, so erklärt man hier wieder aus Erfahrung. Der Beweis der Möglichkeit der Heilkunst beruht auf der Beantwortung der Frage: giebt es sichere Erfahrungen zum Dienst der Heilkunst? Die Begriffe in der Sphäre der Erfahrung in allgemeiner Bedeutung sind: Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, Induction und Analogie. Wenn man die Beobachtung zur Erfahrung im engern Sinn erhöhen will: so muß man gewiß seyn, daß die Gegenstände derselben sich immer so verhalten müssen, indem man sich versichert, daß sie die Erscheinung nur durch sich selbst hervorbrachten, und keine zufällige fremde Ursache der Grund seyn konnte. Nach einem genommenen Mittel verschwindet eine Krankheit. Ist diese nun durch jene geheilt worden? Um dieses behaupten zu können, muß man wissen, welche Functionen im Körper bey der Krankheit leiden, und beobachten, wie ohne andern Einfluß durch den Genuß des Mittels diese Functionen entweder von dem zu niederen Grad gehoben, oder von dem zu hohen herabgestimmt worden. [Das bildet nicht die Erfahrung, erklärt sie nur, oder läßt sie aus Gründen

erwarten. Die Allgemeinheit des Erfolgs, und dessen Unveränderlichkeit unter den bestimmten Umständen, berechtigt zu dem Anspruch, es als eine Erfahrung geltend zu machen, dieses Mittel hebe diese Krankheit. Es ist interessant und mag selbst nicht ohne praktischen Nutzen seyn, aus der Natur der Krankheit und den Kräften des Mittels diese Wirkung darthun zu können. Aber dies mag glücken oder nicht, so gewinnt und verliert der Erfahrungsatz von der Hülfe in Krankheiten der Art nichts, wenn jene sich nur immer bewährt.] So lange man bey der Beobachtung nicht von der Frage ausgeht: welche Functionen sind gestört? sondern von der: wie nennt man die Krankheit? so ist es unmöglich, Erfahrungen zu machen. [Die Entwicklung der Störung der Functionen setzt Hr. E. den Krankheitsnamen entgegen. Der rationale Arzt darf sich bloß mit Auffindung der Functionen, die leiden, nicht begnügen, sondern um zur Einsicht des vollen Zusammenhangs der Uebel und der indicirten Mittel zu gelangen, um alles erklären zu können, muß er wissen, wie und wodurch die Functionen leiden? was dagegen zu thun ist? und wie seine Verordnungen zu dem Ziel führen? Es wäre um die Möglichkeit der Heilkunst gethan, wenn diese Untersuchungen vollendet seyn müßten, ehe man zur gültigen Erfahrung gelangen könnte. Das sind aber Forderungen, die auf Festsetzung der Erfahrung selbst ganz ohne Einfluß seyn können. Nicht Angabe des Krankheitsnamens genügt dem Empiriker, der das Erklären aufgibt, oder es nicht zur nothwendigen Bedingung bey dem Heilen oder bey seinen Erfahrungen über die Wirkung der Arzneymittel macht, sondern er dringt auf vollständige Schilderung der eigenthümlichen Krankheitszufälle und eines bestimmten Ganges der Krankheit, und aller vorhergegangenen und jetzt statt findenden Umstände.] Wenn ich gewiß bin, daß eine Erscheinung allein durch eine andere bewirkt wurde, so bin ich auch gewiß, daß zwischen beiden eine Causalverbindung ist, [deren nähere Erörterung dem Handelnden nicht obliegt.] Erfahrung ist daher die Gewißheit, daß zwischen bestimmten Erscheinungen ein Causalverhältniß ist, [ganz richtig]; diese Gewißheit kann ich bloß dadurch erlangen, daß ich sicher bin, keine andere Erscheinung konnte Einfluß darauf haben, weil die eine die andere von Moment zu Moment bestimmte, oder weil bey Aenderung aller mit dem Versuche verbundenen Umstände der Erfolg gleich blieb, wenn nur der eine vorhanden war. [Das kann doch nur fleißige, genaue Beobachtung entscheiden. Was sollen hier die Fragen von den leidenden Functionen, und von dem, was sie hebt, oder herabstimmmt? Fragen, die zu Gunsten des Brownianismus sich in diese allgemeine Untersuchung über Erfahrung eingeschlichen zu haben scheinen.] Die den Aerzten so wichtigen Schlufsarten der Analogie und Induction sind mit großer Sorgfalt entwickelt und unterschieden. Nur das Verhältniß der Induction zur Erfahrung scheint uns verfehlt. Induction setzt Erfahrung

rung schon voraus, und Hr. E. will sie durch fernere Bemühungen erst zur Erfahrung erheben. Induction ist die Erwartung desselben Erfolges unter diesen Umständen, der Schluss auf diesen Erfolg, wenn Erfahrung ihn stets als unausbleiblich unter diesen Umständen gefunden hat. Er unterscheidet nicht zwischen Erfahrung, die ein Causalverhältniß voraussetzt, und zwischen Erfahrung, bey der wir die Einsicht dieses Causalverhältnisses haben, dasselbe demonstrieren können. Die erste Art Erfahrung muß der Induction vorhergehen; die zweyte Art ist mehr als Induction, macht sie entbehrlich, und es ist der höchste Triumph unserer Bemühungen, muß das höchste Ziel unsers Strebens seyn, die Induction zu dieser Art von Erfahrung zu erheben, die freylich etwas enthält, was nun mit der Erfahrung in Verbindung gesetzt ist, nämlich die bestimmte Angabe des Causalverhältnisses. Sehr ausführlich über den Begriff: Ursache, und zur Festsetzung der Gesetze: gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen; keine Erscheinung kann ohne ihre Ursache fortdauern; gleiche Wirkungen haben gleiche Ursachen. In den Begriff Ursache nimmt Hr. E. nicht nur auf, was als thätig gedacht wird, die Kraft (*causa efficiens*), sondern auch, was für die Wirkung dieser Kraft gedacht wird, den Stoff (*causa materialis*) Was die Aerzte also als Empfänglichkeit, Disposition charakterisiren, und selbst was sie unter Reaction befassen, fällt bey ihm in den Begriff von Ursache. So gelingt ihm denn freylich die logische Demonstration. In praktischer Hinsicht ist es denn allerdings wichtig und schwierig, die verschiedenen Verhältnisse der Kraft und der Empfänglichkeit aufzufinden und darzuthun, und so wirkt dasselbe Aeufre allerdings nicht immer dasselbe im Innern des Menschen, und die innere Veränderung läßt nicht immer dasselbe Aeufre voraussetzen, vorzüglich nicht in Angabe des Quantitativen, der *causa efficiens*. Es folgen nun acht wissenschaftliche Erörterungen der Begriffe von Organisation, Leben, Bildungstrieb, Lebenskraft, Erregbarkeit, die eine ganz andre Bündigkeit haben, als die vom Herausgeber aufgestellten, dem hier vortreffliche Lectionen gegeben werden. Hr. E. weist stets auf Erfahrung hin. Nur scheint uns etwas zu übereilt gefolgert zu seyn, daß Flüssigkeiten nicht als organisirt betrachtet werden. Wir verwerfen indess nur den Grund, aus dem der Vf. folgert. Die Organisation müsse, heißt es, selbst erregende Stoffe innerhalb des Körpers erzeugen. Nun bildet aber jede Erregung eine neue erregende Ursache, durch sich selbst schon, durch ihr bloßes Daseyn und dann auch durch ihre Wirkung auf die Stoffe. Dieses hängt auch mit dem Eigenthümlichen organischer Körper besser zusammen, das darin besteht, daß in ihnen alles zugleich Zweck und Mittel ist. *Ueber Beaumé's Extractum opii per longam digestionem* vom Staatsrath Weikard. Eine Bereinigung des Mohnsaftes, die ihn als Mohnsaft vernichtet. Hr. *Eccard's Trinctura opii*. Schon bekannt, und mit Recht im allgemeinen Gebrauch. *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie.*

Girtanners unverzeihlich flüchtige und seichte Einwürfe werden sehr scharffinnig beseitigt. Willmanns Darstellung und Beurtheilung des Brownischen Systems wird aber von Hn. Röschlaub sehr schief aufgefaßt. Es wird alles auf die Erregungstheorie bezogen und aus ihr beantwortet, da doch nur Browns Ansichten kritisiert werden sollten. Es ist sehr wahr, was Willmanns bemerkt, daß das Brownische System, das nur das praktische Verfahren zu leiten, nicht aber die Gesetze der thierischen Oeconomie zu enthüllen bestimmt ist, von seiner Eigenthümlichkeit nichts verliert, wenn man bloß die Vermehrung oder Verminderung der Reize in Anschlag bringt, mit Auslassung des Einflusses auf Anhäufung oder Verzehren der Erregbarkeit, da diese Modificationen doch nur bildlich dem Brown zugeschrieben werden. Daß also die Aufstellung des Begriffs von Erregbarkeit im Brownischen System ganz überflüssig ist, folgt hieraus. Dieser Willmannsche Einwurf zeigt von sehr viel Scharffinn.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie. Gegen Eschenmayer, sehr gründlich. Das falsche der von Brown angenommenen Lynchschen Tabelle sieht Hr. R. sehr wohl ein. *Ueber das praktische Gefühl* von J. K. Osterhausen in Nürnberg. Ein mit vieler Petulanz und Oberflächlichkeit verfaßter Aufsatz. Schnell in den rechten Gesichtspunkt jedesmal zu treten, gleich das zu treffen, was das wesentliche hier ist, und worauf es ankömmt, ist ein großes Talent in der handelnden Welt, das eine seltne Leichtigkeit und Richtigkeit der Geistesthätigkeiten voraussetzt, und die Folge einer eigenthümlichen Anlage und vieler Uebung ist. Große Denker, und noch häufiger große Gelehrte sind oft ohne diesen sogenannten Tact. In der Ausübung der Medicin, bey der so vieles in einander läuft, und ein zweydeutiges Ansehen hat, bey dem es so oft auf schnelles Auffassen und Entschließen ankommt, entscheidet das sogenannte praktische Gefühl für die Tauglichkeit des Arztes unendlich viel. Es verlangt sehr aufs Reine gebrachte Maximen und Erfahrungen, und kein verständiger Arzt wird sich ihm allein überlassen, wird es anders ansehen, als eine schätzbare Hinweisung zur angemessnen Untersuchung einer sich gleichsam von selbst darbietenden Idee. Eine Chicane des Ausdruckes ist in der That kleinlich. Hr. R. stimmt dem Vf. bey. *Analytik des Begriffes der Heilkunde* von Geier zu Würzburg. Ein Aufsatz seicht und leer, voll vermeynter Philosophie, ganz dazu gemacht, die schiefe Anwendung derselben lächerlich zu machen. Des Vfs. geringe Kenntniß derselben und sein wenig Talent für dieselbe zu zeigen, wird äußerst widrig durch seine Präntension. Den Anfang einer solchen Abhandlung macht er mit einer Kritik der Worte, durch die man einer wissenschaftlichen Ausarbeitung bisher Lob beylegen wollte. Wahr und gründlich bearbeitet heisse nur jener Gegenstand, dessen Darstellung seiner Existenz in der Natur völlig entspricht. Auch die Möglichkeit der Arzneykunst beschäftigt ihn. Aus seiner

Deduction folgt endlich, heisst es, zum Trost der Heilkunde, des Arztes und der Menschheit, dass die Heilkunde vollkommene Realität habe!! *Einige Bemerkungen über die Definition und Eintheilung der Medicin* als Zusatz zu dem vorigen Aufsatz vom Herausgeber. Hn. Rs. Ansichten und Eintheilungen haben unserm Beyfall im Ganzen. *Ist die Heilkunde als Wissenschaft betrachtet, möglich, und wie ist sie es?* von Köllner. Ein Aufsatz, der ein Studium jedes medicinischen Theoretikers seyn sollte, und vielleicht die nützlichste Anwendung der kritischen Philosophie auf die Medicin enthält. Er ist mit grosser Deutlichkeit, Ruhe, und, ein hier feltner Fall, mit Bescheidenheit verfasst. Er wird erst im folgenden Stück beschloffen. Die Heilkunde sey noch in keinem Zustand einer systematischen Wissenschaft übergegangen, sondern fast noch ganz in dem Zustand der Aggregation. Es herrsche eigentlich genau betrachtet, nichts als Wahrscheinlichkeit in allen medicinischen Sätzen und Behauptungen, und sie tragen fast alle das Gepräge derselben, wenn man sie unpartheyisch mit philosophisch-kritischem Blick ansieht. Finden nun in den naturwissenschaftlichen Untersuchungen (worunter auch die Medicin gehört) keine constitutiven Sätze statt, oder sollten sie es wenigstens nicht: so folgt auch nun daraus, dass es für dieselben keinen höchsten, allgemein gültigen, setzenden Grundfatz geben könne, der alle niederen in sich enthielte, und nur aus sich hervorgehen liesse. Vortreffliche Bestimmung des Begriffs, Kraft. Alles wird zum Schluss eingeleitet: blofs nothwendige, allgemein gültige Sätze, ein höchster, setzender Grundfatz u. s. w. werden zu einem streng wissenschaftlichen Systeme erfordert, und können dasselbe möglich machen und begründen. In der Medicin giebt es blofs comparativ allgemein gültige, keine apodictisch allgemein gültige Grundfätze, auch keinen höchsten, allgemein gültigen und nothwendigen Grundfatz. Die Medicin kann folglich nie ein streng wissenschaftliches System werden. Sehr vortrefflich und lehrreich nun, wie die ersten wissenschaftlichen Bemühungen in der Medicin dahin gehen müssen, regulative Principe aufzufinden und anzuwenden.

Drittes Stück. Erinnerungen über Rheumatism und Gicht von Thomann, Prof. zu Würzburg. Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass beide Formen in einander laufen, nicht eigenthümlich sich unterscheiden. Die festgesetzte Diagnostik einzelner Uebel wankend zu machen, im Einzelnen zu bestreiten, hat eine verführerische Leichtigkeit. Es ist nur die Frage, was das Interesse der Kunst fodert, was zum Auffassen des Ganges der Natur und zur besten Behandlung der Kranken führt. Wie alle Brownianer will Hr. Th. in Gicht und Rheumatism nichts sehen,

als Sthenie oder Asthenie, allgemeines oder locales Uebel. Er könnte seinen Satz erweitern, ins Unendliche erweitern. Er könnte sagen, mit denselben Gründen sagen, Gicht, Rheumatism, Schlagfluss, Scorbut u. s. w. sey eins und dasselbe, und käme nur auf den dargehaltenen Charakter der Sthenie oder Asthenie an; alle diese Uebel kämen von denselben fehlerhaften äussern Einflüssen. Uns sagt unsere Erfahrung, in vielen Fällen von Rheumatism und Gicht, hilft weder die Behandlung gegen Sthenie, noch gegen Asthenie, und doch ist kein Localleiden blofs wahrzunehmen. Zeigt der Vf. bey hundert von Kranken dieser Art das Gegentheil, so soll sein Ausspruch bey uns Gewicht haben. Uebrigens müssen wir hinzusetzen, dass auch wir nicht an eine rheumatische und gichtische Schärfe glauben. *Ueber die Wasserfucht*, von F. A. Pop. Die Brownischen Ansichten sind bey diesem Uebel mit den bessern Ideen der neuern Praktiker nicht so sehr in Widerspruch, obgleich die häufigen guten Wirkungen des Cremor tartari mit Borax in der gemeinen Praxis sehr viel auffallendes haben. Des Vf. Behandlungsart verdient die Aufmerksamkeit der Praktiker. Den Terpentin in der Wasserfucht hält er gleich dem Quecksilber in der venerischen Krankheit. Auf denselben lässt er Mohnsafft mit Aloe folgen. Die Gaben sollen dem Zustand der Erregbarkeit angemessen seyn. Auch der äussere Gebrauch des Terpentins, besonders in die Fusssohle eingerieben, ist ihm wichtig. Opium, nach dem Grad der Erregbarkeitssumme des Individuums verdünnt, wirke sehr urintreibend, was der sel. Niemeyer so sehr bestätigt fand. Die angeführten Krankengeschichten haben alle einen schnellen, glücklichen Verlauf. Aber er fodert zur Nachprüfung seines Verfahrens am Krankenbett auf. Die Krankheit ist häufig, sagt er, und für den Werth eines halben Gulden Terpentins lassen sich beynabe 30 mit diesem Uebel behaftete Personen heilen, wenn anders das Uebel noch nicht den äussersten Grad erreicht hat, und der Fall noch allgemeiner Art ist.

In einer Schlussrede spricht der Herausgeber durch den Verein mit seinen Mitarbeitern zuversichtlich die Medicin diejenige Würde in diesem Magazin erreichen zu lassen, welche sie bisher nie erreichen konnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

MÜHLHAUSEN, im Oberrhein, b. Risler u. Comp. Rolando's und seiner Gefährten Reise um die Welt. Ein Lesebuch für die Jugend u. s. w. Aus dem Franz. von L. F. Jaufret. Dritter Theil. 4 Hefte. 1800. 269 S. Vierter Theil. 4 Hefte. 396 S. 1801. 12. (XVI—XXVIIte Kap.) (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 148.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreä'schen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben v. Andreas Röschlaub, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyten Bandes. Erstes Stück. Versuch eines Organons der Heilkunde, von Erhard. Einleitung: Ueber die Erfodernisse eines Organons der Heilkunde. Unter einem Organon versteht er den Inbegriff von Kenntnissen, welcher dazu führt, sich einen bestimmten Begriff von einer Wissenschaft zu machen, und das für sie Entdeckte einzusehen; die noch mangelnden Lehren zweckmäsig aufzufinden und darzustellen, und, wenn es eine technische Wissenschaft ist, die richtige Methode ihrer Anwendung, und die Gränzen, innerhalb welchen sie möglich ist, zu bestimmen. Ein Organon hat daher 1) einen analytischen Theil, welcher aus dem Begriff der Wissenschaft ihre Bedingungen aufsucht, 2) einen kritischen, welcher die Mittel zur Begründung und Vollendung der Wissenschaft prüft, und ihre Brauchbarkeit bestimmt, 3) einen methodischen, welcher zeigt, wie die Wissenschaft wirklich zu Stande zu bringen ist. Der Vf. liefert hier nur den ersten Theil, die Analytik. Zur Ausführung des ganzen Plans vereinigt kein uns bekannter Schriftsteller ein so großes philosophisches Talent mit medicinischem Wissen, und es wäre ein sehr zu bedauernder Verlust, wenn er das Organon der Heilkunde nicht vollendete. Ueber Ursache der Krankheit, Anlage, Opportunität, vom Herausg. Ueber den Sinn und Gebrauch dieser Worte müßten alle Aerzte einig zu werden suchen, da sonst die größten Mißverständnisse in den wichtigsten Verhandlungen unvermeidlich sind. Hr. R. sucht sich hier an Gaubius anzuschließen, was aber über einen gewissen Punkt hinaus nicht gehen will. In medicinisch-praktischer Rücksicht hat der Satz, gleiche Wirkungen setzen gleiche Ursachen voraus, nach unserer Einsicht nicht volle Bedeutung. Es kömmt da zu sehr auf weitere Zerlegung dessen an, was man unter Ursache zusammenfaßt, und da ist doch nicht zu läugnen, daß ein verschiedenes Verhältniß der einzelnen Momente statt finden kann, so daß was die Empfänglichkeit hier zu viel hat, sie dort entbehren kann, und doch dieselbe Krankheitsercheinungen sich bilden, wenn im erstern Fall die *potentiae nocentes* schwächer, und im letztern Fall stärker einwirken. Wie entgegengesetzt bey denselben in A. L. Z. 1802. Erster Band.

die Sinne fallenden Zufällen der innere Charakter des Uebels, und also die Ursache seyn kann, erhellet daraus, daß die Brownianer den Werth der Diagnostik so heruntersetzen, und so viele Symptome einzeln und zusammen, auf Sthenie und Asthenie zugleich beziehen. Anlage zur örtlichen Krankheit nennt Hr. R. auch die Möglichkeit zu mechanisch-chemischen Verletzungen. Anlage setzt mehr als Möglichkeit voraus. Es hat weitern üblen Einfluß auf die Untersuchung, daß dieser Begriff verfehlt ist. Daß darauf gedrungen wird, unter Anlage und Browns Opportunität zu unterscheiden, hat sehr unsern Beyfall. Nachtrag zu Thomanns Abhandlung über Gicht und Rheumatism; vom Herausgeber. Gegen den Lentinschen Ausspruch: gegen Rheumatism helfen Mercurialia, gegen Gicht Vitriolsäure. Ueber Specifica überhaupt. Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie, gegen Hn. Prof. Schmid in Jena.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung. Noch gegen Hn. Schmid und gegen Hn. Hufeland. Was Browns Elementa angeht, bezieht Hr. R. auf die Lehren seiner Pathogenie, und vertheidigt diese, oft weitläufig und mit dem bekannten Prahlen von Naturphilosophie, der er sich erst in den letzten Bänden des Magazins mächtig gezeigt hat. Aber gestehen müssen wir doch, er sagt manches sehr treffend, und mehrere Einwürfe werden seine Gegner gewiß zurücknehmen müssen. Aber welche Ziererey in Complimenten, die nicht ernst gemeynt sind, und denen gleich darauf sehr plumpe Aeuserungen folgen. Mehrere Winke des Hn. Schmid erklärt er für superkluge Witzeleyen, dieser lasse an vielen Stellen seinen bisligen, aber leider schiefen Witz spielen. Hn. Hufeland wirft er eine aus regelloser Phantasie gegriffene Sophistik vor. Er hat aber gleichwohl die Stirn, die Hn. Hufeland und Schmid zu ermahnen, ihre Einwürfe in einem ruhigen, bescheidenen, einem Gelehrten geziemenden Ton vorzutragen. Einige Bemerkungen aus Gelegenheit einer Recension Brownscher Schriften in der A. L. Z. von Prof. Schelling. Sein hier ausgesprochenes zu großes Lob der Stieglitzischen Recensionen vom Febr. 1799 hat Hr. Schelling sehr weislich in einer spätern Streitschrift gegen die Herausgeber der A. L. Z. sehr beschränkt. Zerstreute Bemerkungen gegen dieselben Recensionen in der A. L. Z. vom Herausgeber. Betrifft nur das, was Hn. R. selbst angeht. In Journal der Erfindungen ist eine Antwort des Recensenten abgedruckt. Einige Bemerkungen über die Behandlung der venerischen Leistenrüsengeschwülste von Thomann. Ob die *lues im* Brown-

Brown'schen Sinn eine allgemeine Krankheit sey, bezweifeln wir. Sollte sich der Luftfeuchstoff in der That bestreiten lassen, so wie man den rheumatischen Stoff zweifelhaft gemacht hat? Nun so muß man auch das Blatterngift leugnen. Eine sehr merkwürdige Krankengeschichte nebst der Leichenöffnung ist beygefügt.

Drittes Stück. Deduction des lebenden Organismus von Eschenmayer, geht in die Tiefen der Fichteschen Philosophie. *Medicinische Abhandlung über den Mißbrauch von Opium von J. G. Streng* in Jena. Die Abhandlung fängt mit Erklärungen an, was medicinische Anwendung, was Mißbrauch sey. Man mache sich nun einen Begriff von der unerträglichen Weitläufigkeit des Ganzen, das erst im folgenden Stück beunigt ist. Die Krankheiten, welche durch Opium entstehen, sind der Gegenstand des Vfs. Man stofst aber auf keine eigne Erfahrung. Es ist alles nur theoretisches Gerede nach Brown und Röschlaub. *Erklärung des Herausgebers.* Ein sehr heftiger Aufsatz gegen Hufeland. Er macht sich anheischig, auf Verlangen zu beweisen, daß niemand mehr Partheygeist besitze, als der berühmte Hufeland. Dieser bediene sich in einer Erklärung gegen ihn eines Kunstgriffes, der nur in einem Manifeft von einem rohen Krieger zu entschuldigen sey. Er spricht nachher noch von einer übel ausgedachten, sehr lächerlichen Kriegslist desselben. Durch die Art, wie H. gegen ihn freite, erniedrige er sich unter die Würde eines gesetzten Gelehrten, und mit solchen Merkschen, heißt es, kann man einmal nicht besser umgehen, als wenn man ihnen zeigt, daß sie niedrig handeln; daß sie gar nicht Ursache haben, auf ihre Albernheiten stolz zu seyn! *Antwort des Herausgebers auf einige Fragen des Hn. D. Stieglitz.*

Des dritten Bandes. Erstes Stück. Fortsetz. des Organons der Heilkunde, von J. B. Erhard. Zweyter Theil. Kritik. Des ersten Abschnitts, 1tes Kapitel findet sich nur hier, und enthält ein System aller Probleme für die Kräfte des Menschen, oder eine encyclopädische Darstellung der Wissenschaften nach der Kantischen Analysis des Erkenntnißvermögens. *Bevtrag zu den Principien für jede künftige Pharmacologie von Prof. Reil.* Der Titel bezeichnet den Inhalt nicht, welcher eine mit großer Beurtheilung und Einsicht verfaßte Kritik der Arzneymittellehre begreift, und zugleich die Wege zur bessern Bearbeitung bezeichnet. Wir kennen keinen lebenden medicinischen Schriftsteller, der uns stets mit so viel Bewunderung erfüllt und so viel Belehrung gewährt. Wie wenig erkennt man bis jetzt noch die großen Verdienste dieses ausgezeichneten Kopfes? *Gedanken über das Nervenfieber von Thomann.* Die gewöhnlichen Lehren der Brownianer mit der gewöhnlichen Zuversicht aus den gewöhnlichen Gründen. Alles fließt aus Schwäche, alles ist Schwäche, alles weicht den Mitteln gegen Schwäche. Bey dieser Krankheit ist diese Ansicht nun noch am ersten durchzuführen, und die praktischen Schriften der Brownianer sind zum Ekel voll von Fällen geheilter Nervenheber. Aber so ganz

alle Complication, alle hinzukommende Localaffection, die Folgen von zu vielem Essen angenommen, zu läugnen, und nicht zu berücksichtigen; nicht einigen Unterschied in der Behandlung und Wahl der Mittel nach den Theilen, die leiden, und nach der Art von Zufällen, die hervorbrechen, eintreten zu lassen, das werden wir immer für verderbliche Grundsätze halten.

Zweytes Stück. Schreiben von Joseph Frank über Hufelands Bemerkungen über das Nervenfieber. Voll der unerhörtesten Bitterkeit, Härte und Ungerechtigkeit gegen einen der achtungswürdigsten Aerzte und Menschen, dessen Schriften einige Mängel haben mögen, aber durch viele große und seltene Vorzüge ihren unbestreitbaren Werth immer behaupten werden, und der, da er allgemeiner als irgend ein anderer jetzt lebender Schriftsteller unter den Aerzten gelesen wurde, am meisten zu einer vom Brownianism Gottlob unabhängigen Verbesserung der deutschen Medicin beytrug. Viele der gerügten Schwächen fallen weg, wenn man erwägt, daß die Grundsätze, durch die sie als solche dargestellt werden sollen, noch so sehr im Streit sind, und von den besten Köpfen der Nation noch verworfen werden. So nimmt selbst Reil mit großer Consequenz ein Zusammenseyn von Typhus und fieberischer Entzündung in verschiedenen Theilen desselben Organismus an. Und wie viel Unhaltbares ist nicht in den Demonstrationen und Declamationen der Brownianer und Erregungstheorien aufgedeckt worden, worauf sie die wissenschaftliche, nicht die persönliche Antwort schuldig geblieben sind? Alle Sünden gegen Anstand und Sittlichkeit in dieser Kritik fallen aber mehr dem Herausgeber, als Hn. Frank zur Last, da jener ein Privat Schreiben von diesem ohne Einwilligung und Milderung drucken ließ. Um unsere Unpartheylichkeit nicht verdächtig zu machen, müssen wir aber gestehen, daß auch wir finden, daß Hr. Hufeland die Mittel in den Recepten zu sehr häuft, nicht musterhaft mischt, und überall zu wenig einfach verfährt. Unabhängig von der Beziehung zu Hufeland sagt aber Hr. Frank sehr viel treffendes und gedachtes, und unter allen Brownianern ist er unstreitig der, welcher sich durch Geist, durch reiche, geläuterte Erfahrung am meisten auszeichnet und sich am weitesten von Einseitigkeit entfernt hält. Das Nosocomialfieber habe gewöhnlich seinen bestimmten Gang, beynabe so wie Blattern und Masern. Meistens entscheidet sich die Krankheit zwischen dem 14ten und 15ten Tag. Die Besserung ist öfters von einer fürchterlichen Zunahme von Zufällen angekündigt, geschieht rasch, und ist mit Herkellung der während der Krankheit unterdrückten Ausleerungen begleitet, so daß wenigstens sehr wahrscheinlich ist, daß hier die Ursache des Uebels plötzlich aus dem Körper gestossen, oder in ihm verweilt sey. [Merkwürdige Worte und Erfahrungen in dem Munde eines Brownianers.] Er läugnet nicht, daß die schnelle Besserung, besonders im Typhus, ein Phänomen sey, dessen Grund wir noch nicht

nicht genau erforscht haben. Wenn Brown behauptet, der Unterschied der Reize hänge vom Grad ihrer Wirkungskraft ab, so läugnet er durch die Behauptung dieses Satzes keinesweges, daß jeder besondere Reiz eine besondere von seiner Beschaffenheit herrührende, und dem verschiedenen Baue der Organe angemessene Wirkungsart habe. Das Resultat unzähliger Erfahrungen sey: daß die *polygala amara* die nämlichen Kräfte, bloß im schwächeren Grade, als die *polygala Senega* besitze, und durch eine grössere Gabe dasselbe mit ihr geleitet werden könne. Brown hätte immer bey der Behandlung gewisser asthenischen Krankheiten, in welchen das Geschäft der Nutrition vorzüglich gestört ist, rathen sollen, daß man nicht allein auf den Reiz, oder die unmittelbare Erhöhung der Erregung, sondern zugleich auf die Zuführung eines reichlichen Stoffes für die Reparation der Organisation denken müsse. Bey der aus bloßer Schwäche entstandenen Abzehrung, so wie bey verschiedenen andern chronischen Krankheiten, thun manchmal die unbedeutendsten Reizmittel, bloß weil sie nähren, die besten Dienste, während die allerkräftigsten nichts nutzen, oder gar schaden. Nebst der reizenden Wirkungsart der Luft müsse man auch auf die durch sie bewirkte Oxygenisirung der organischen Masse, vorzüglich des Blutes denken. Brown setze das Wesen der Bleichsucht in bloße Asthenie, und übersehe, daß das Blut an Oxygen Mangel leide. Die Erfahrung thut dar, daß eine Säure als *Elix. acid. Haller*; und gewisse Oxyden als *Aethiops martialis*, *magisterium Bismuthi*, *Flores Zinci* am schnellsten helfe, und den Wangen die rothe Farbe wieder gebe. In der Auswahl der Arzneyen im Nervenfieber müsse man auf den Theil Rücksicht nehmen, in welchem die Krankheit prädominirt. Der Vf. bestimmt das sehr genau. Was man in der gewöhnlichen Praxis rheumatische Complication nennt, heisst bey ihm Asthenie in den äußern Theilen, und der Erfahrung gemäß giebt er gegen sie die reizende Mittel, denen man eine vorzügliche Wirkung auf die äußere Oberfläche des Körpers zuschreibt. So läuft alles auf eins in praktischer Rücksicht hinaus. Sein Vater und er gaben oft in einem ganzen Jahr kein Brechmittel, und in vier Jahren einer großen Praxis habe er kaum drey Brechmittel verordnet. Eine vortreffliche Vorschrift ist, die reizenden Mittel des Morgens in schwächern Gaben, oder etwas verdünnt zu geben, weil sie in dieser Tageszeit so leicht Brechen machen. [Der Kranke mag die Nacht geschlafen haben oder nicht? Die Nacht durch Arzneey genommen haben, oder nicht? Das verdient Beachtung!] Auf seiner Spitalabtheilung sterben viel weniger als auf der eines andern Primararztes, der nach Hufelands Methode verfährt. Hr. Fr., der so vieles höchst kleinlich im Hufelands Recept corrigirt, irrt sich, wenn er zweymal statt eines Tropfens einen Gran geschrieben haben will, da ein Gran wohl zwey Tropfen hat. Ueber den Gebrauch des Mohnfasses im Nervenfieber erklärt sich Hr. Fr. anders, als die Aerzte des Bamberger Hospitals. Ueber

Philosophie in Bezug auf Medicin von Loos in Heidelberg. Treffende Kritiken einiger Sätze der Hn. Geyer und Röschlaub. Ueber das Vorurtheil, daß jeder Arzt sein eignes System haben müsse von Köllner. Eine etwas weitläufig verfaßte Abhandlung, die manches Gute enthält, aber doch zu wenig das Eigenthümliche der Medicin aufst. Das Thema ist gut gewählt. Aber der Vf. setzt diesem Vorurtheil ein anderes, noch viel schädlicheres entgegen, denn er huldigt, das Vorurtheil von nur einer einzig wahren, richtigen Theorie, und von nur einem einzig wahren System. Wo sind sie? was sind ihre Kennzeichen? was versichert einem, daß man sich ihnen nur nähert? Hr. Köllner überlasse doch diese Sprache Hn. Röschlaub. Das Uebertragen der Theorie auf die Praxis siehet der Vf. nur von dem individuellen Talent abhängig. Es giebt aber Theorien, deren Wahrheit man einräumen kann, ohne ihnen einen praktischen Einfluß zu gestehen, und bey denen sich die Unmöglichkeit darthun läßt, in der Anwendung am Krankenbett vor ihnen genügend auszugehen. Die Abhandlung wird erst im folgenden Stück beendigt.

Drittes Stück. Figürliche Darstellung der Erregungstheorie und Erläuterung derselben, von Pop. Eine neue Tabelle. Nur aus Mißverständnis legte man diesem Erläuterungsmittel der Theorie, das in der Anwendung auf einzelne Krankheiten nicht Stich hält, so viel Gewicht bey. Fortsetz. der Beleuchtung. Gegen Pfaff und Kappel. Der letztere hat bekanntlich seine frühern Einwürfe zurückgenommen, und ist jetzt ein warmer Anhänger Browns. Ueber die Wiedergenesung von *Malfati*, Arzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien. Die Reconvalescenz sey ein Mittelzustand, so wie die der Krankheit vorhergehende Opportunität und könne selbst Opportunität zur Gesundheit genannt werden. Ihre Beurtheilung hänge davon ab, ob und wie sie näher an Krankheit oder Gesundheit gränze. Schwierigkeit, dieses in der Praxis zu bestimmen. Die Wiedergenesung verlange Rücksicht auf den Zustand der Erregung und der Organisation, ob die letzte durch die Krankheit gelitten habe. Großes Lob eines Chinadecoctes, erst in Verbindung mit flüchtigen Mitteln, und dann mit Salep, Isländischen Moose, Milch u. s. w. Die China verhalte sich zur asthenischen Reconvalescenz, wie zu den Wechselstiebern, und vielleicht helfe sie nur gegen die letztern, weil die Intermittion zwischen den Anfällen der Wechselstieber als ein Zustand der Reconvalescenz anzusehen sey. Man solle in Fiebern oft etwas nährendes in kleinen Gaben darreichen. Nutzen von Milch mit Zimmtwasser versetzt. Eine asthenische Reconvalescenz folge selten, weil gewöhnlich die antiphlogistische Methode zu sehr ausgedehnt worden sey und Uebergang in Asthenie zur Folge habe. Der Vf. hat zu viel Erfahrung, um nicht den Nutzen mancher Diätirrhön in der Reconvalescenz nach Asthenien anzuerkennen. Nicht ohne Grund beschuldige man allgemein die Brownianer, daß sie auf den Organismus

asmus zu wenig Rücksicht nehmen. In allgemeinen Krankheiten hat man auf die wichtigen Veränderungen desselben wenig oder gar nicht Acht, bis sie in unheilbare örtliche Zerstörungen ausarten. Höchst vortreflich sagt der Vf., mir scheint es außer allem Zweifel, daß zwischen diesen zwey großen Abtheilungen von Krankheiten (der allgemeinen und örtlichen) noch eine große Lücke in der Mitte bleibt, die besonders die verschiedenen Veränderungen und Missstimmungen des Organismus ausfüllen; daß in dieser Lücke eine lange Reihe von Mittelstufen und mannichfaltigen Ereignissen sowohl bey Leiden der Erregung als des Organismus sich darbieten, ehe eine Classe von Krankheit wechselseitig in die andre übergeht; daß diese Mittelstufe fast eine eigene Classe von Krankheiten bilden, die in der Praxis oft dem Arzte, der sie in die erwähnte Classification bringen will, die größte Schwierigkeit in den Weg legen, und die beträchtlichsten Irrthümer veranlassen. Der

Zustand von Reconvalescenz stellt uns das deutlichste Bild der erwähnten Störungen in der Organisation dar. In dieser Epoche kommen eigentlich, nachdem der allgemeine Aufruhr der Erregung besänftigt ist, die organischen Störungen mehr oder weniger zum Vorschein, gehen sichtbar in örtliche Leiden über, werden zu der allgemeinen Quelle unglücklicher Reconvalescenzen, und sind mit einem Worte eine der vorzüglichsten Ursachen, die das Wesen der Reconvalescenz bilden, und ihre Dauer, wie nicht minder die Dauer der Krankheiten im Allgemeinen bestimmen. Sehr schön führt der Vf. das weiter aus, und macht uns durch sein Versprechen einer Pathogenie der organischen Leiden die größte Freude. Für Brownianer ist hier viel zu lernen, und wir empfehlen des Vf. Ansichten besonders Hn. Thomann, dem Verfasser der oben angeführten Abhandlung über Nervenleber.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. Erfurt, b. Beyer und Maring: *Sensschreiben des hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Karl Theodor, Bischofs zu Konstanz, des heil. Röm. Reichs Fürsten, an seine Geistlichkeit, 1801, 32 S. 4.* Der würdige Prälat, den die Zeitumstände von seinem Bissthum entfernten, wollte doch dem Clerus desselben, durch diesen im Anfange des J. 1801. zu Erfurt unterzeichneten Hirtenbrief einen Beweis seiner wachsamem bischöflichen Sorgfalt geben, und ihn besonders an seine Pflichten lebhaft erinnern. „Ein rechtmäßiger Oberhirt der Seelen, sagt er, erkennt den Endzweck seines Berufs; er weiß, daß das Seelenheil seiner Pfliegbesohlenen darin besteht, daß sie Gott über alles, und ihren Nächsten wie sich selbst lieben.“ Aber Berge von Hindernissen stehen seinem Eifer entgegen. Die gesunkene Menschheit ist so bald ermüdet, wenn es darauf ankommt, den Allmächtigen beständig und über alles zu lieben. Die sinnliche Wollust, das abwechselnde Spiel der Zerstreuungen, die stolze Selbstliebe, die Vorbildung eigener Verdienste, verdrängen besonders jene Liebe. So viele Menschen beten mit den Lippen, und nicht mit dem Herzen. „Sophisten rühmen sich, in ihrem Innern alles Gute durch reine lebhaftere Vorstellungen zu bewirken; und doch wissen sie aus eigener Erfahrung, daß der Mensch in vorübergehender Erkenntniß der Wahrheit gut spricht und denkt, und in andern Augenblicken nach blendendem gegenwärtigen Antriebe der Leidenschaften handelt. Manche sonst scharfsinnige Denker leugnen alle Wirkung des Gebets, welches doch den Betenden bessert, indem er sich in der Demuth seines Gemüths zu seinem guten allmächtigen Vater erhebt. Diese sonst scharfsinnige Denker messen die Grenzen der göttlichen Allmacht nach den immer beschränkten menschlichen Grenzen ihres Gesichtskreises; da doch in der göttlichen Gewalt keine Grenzen denkbar sind, als die Grenzen des möglichen Guten.“ Außer dem Unglauben aber steht auch der Aberglaube dem Guten entgegen. „Anhänglichk it an verächtliche Mißbräuche, und der vermessene Wahn, daß fromme Beruhigung hinlänglich sey, und daß alles Selbstbestreben der Tugend durch diese Beruhigung entbehrlich werde; lieblosor Hang zum ungegründeten Verketzern, Scheinheiligkeit bey verdorbenen Herzen, und der christkatholischen Tugend gleich sehr zuwider.“ Gegen diese und andere Hindernisse vermögen die Priester sehr viel, wenn sie sich mit dem Bischof vereinigen, daß sie ihre Pfliegbesohlene lieben, sie zu Christen bilden, und ihr Beyspiel werden. Die Ausführung dies-

ser drey Obliegenheiten macht nun von S. 8. an, den Hauptinhalt des gegenwärtigen Pastoralbriefs aus. Das Wohlgefallen, heißt es, am Sittlichguten und Tugendhaften ist geistliche Liebe; diese aber durch göttliche Liebe belebt und erweckt, ist die Triebfeder aller guten Werke. So großen Abscheu dem Seelsorger der Anblick der Falschheit, des Lasters und der Bosheit veranlaßt: so vergift er doch auch niemals, daß bey den Menschen sehr vieles auf den ersten Schritt ankommt; daß Verirrte in dem Bösen meistens nur Stufenweise fortschreiten; daß Schwachheit, Verführung, Gewohnheit, Vorurtheil und Täuschung des Stolzes auf das menschliche Leben einen großen Einfluß haben; daß oft in dem Verirrten große Seelenkraft liegt, der nur die wahre Richtung fehlt. Es wird auch gezeigt, wie die milde liebevolle Genügnung des Seelsorgers gegen Verirrte keine Schwachheit sey, wenn sie sich mit ernstem öffentlichen Abscheu gegen Laster und Bosheit vereinigt, u. s. w. Er bildet seine Pfliegbesohlenen zu Christen durch das Licht der Offenbarung, indem er durch dasselbe ihren Glauben und ihr Vertrauen auf Gott, inglichen auf die guten Wirkungen eines frommen Gebets stärkt; indem er ihnen Belehrungen, Trost, Kraft, selbst besternde Richtschnur und Ausichten möglicher Vollkommenheit für dieses Leben und für die Zukunft, durchaus eine leitende, rettende Hand darbietet. Der süßlich blühende Zustand seiner Gemeinde ist der sicherste Beweis von seiner edeln Sorgfalt. Eine Anzahl biblischer und Stellen der Kirchenväter wird beygebracht, um es zu bestätigen, daß Glaube, Hoffnung und Liebe den Geist der christlichen Religion zusammenknüpfen. Auf eben diese Art, so wie durch besondere Anleitungen, wird die ganze Wirkung des Beyspiels entwickelt, welches der Seelsorger geben muß. Als eine Hauptregel für ihn kann folgendes gelten: „In dem Evangelium und in allen Theilen der heiligen Schrift ist der göttliche Geist der Religion enthalten, in dessen himmlische Reinheit er durch bedachtames Lesen mehr und mehr einzudringen sucht.“ Die Entscheidungen, Verordnungen, Gebräuche der christkatholischen Kirche, und die Diöcesan - Vorschriften sind ihm vollständige, genau bekannte Richtschnuren seiner Glaubenslehren und seiner Amtsverrichtungen. Zuletzt wird noch Gott um seinen Beystand angerufen; und zugleich werden die heilige Mutter des Erlösers, die heiligen und auserwählten Engel des Herrn, die heiligen Patronen, und alle Angehörige des Bisstums gebeten, ihre Fürbitte und Gebet mit dem Gebete des Clerus zu vereinigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäisch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen u. praktischen Heilkunde*, herausgegeben von Andreas Röschlaub etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vierten Bandes, Erstes Stück. *Deduction der Erregbarkeit* nach Schellings erstem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie bearbeitet von Struvg. Als Auszug des angeführten Werkes muß wohl diese Abhandlung ändern zu beurtheilen überlassen, da er frey gekehret, in diese kleinen Untersuchungen, insofern sie an die Ichphilosophie sich anschließen, nicht hineingehen zu können. Die kurze Einleitung hat uns sehr wohl gefallen. Einige Ideen über Arzneimitteln und ihre Classification von Matthaei (jetzt zu Verden). Der Vf. läßt alle Einflüsse die Mischung und Form mehr oder weniger ändern und selbst die Erregbarkeit von veränderter Mischung und Form verändert seyn und sich äußern. Aber unsre mangelhaften Einsichten geben uns hierüber zu wenig Aufschluß, und also zu wenig Data zum festen Handeln. Es sey unmöglich, absichtlich die vorige Mischung weiter darzustellen. Der Praktiker halte sich also an ein niedres Gesetz, bis der Physiolog seine Wissenschaft weiter gebracht habe. Das niedre Gesetz ist die Ansicht der Erregbarkeit nach der Summe der vorhergegangenen Reize, und die daraus sich ergebende Folgerungen, die Reize zu vermehren oder zu vermindern. (Also die ächte Theorie haben wir nicht, und müssen uns mit einem untergeordneten Princip begnügen, dessen Gültigkeit und Anwendbarkeit in des Vf. System so beschränkt ist.) Wenn er finde, daß ein Einfluss keine bemerkbare Veränderung in der organischen Mischung hervorbringt: so beurtheile er ihn bloß darnach, in wiefern derselbe die Summe der Erregbarkeit durch die Erregung verändert, und nennt ihn erregende Potenz, Reiz. (Wie wenig sind wir hier im Stande zu bemerken. Wer weiß, wie viele Mittel Theile unsers Körpers so verändern, als die Färberröthe unsre Knochen, aber nicht mit einer so auffallenden Farbe, und deshalb von uns unbemerkt. Wie schwankend stellt also der Vf. einen so wichtigen Begriff seiner Theorie dar.) Die Erfahrung habe von allen Einflüssen gelehrt, daß sie reizen, und immer nur im Grade verschieden sind. Brown habe das aus den Beobachtungen aller Zeiten durch In-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

duction und Analogie] dargethan. [Das ist leicht gesagt, aber den Beweis sollte der Vf. wohl schuldig bleiben.] Man sehe, daß nicht Arneykörper aufgestellt werden dürfen, welche die Summe der Erregbarkeit absolut ohne das Mittelglied der Erregung vermehren oder vermindern. [Der Vf. nimmt aber Mittel an, die die Organisation verändern, und auf diese Weise die von ihr abhängige Erregbarkeit. Diese Veränderung ist nach ihm nur Vermehrung oder Verminderung ihrer Menge, aber nicht im Verhältniß der Erregung. Zudem stellt er die Erfahrung über die Theorie, und es wäre also nur die Frage, ob jene so etwas aussage?] Dieser Aufsatz des Hn. Matthaei enthält sehr viele eigne Gedanken, bey denen wir bedauern, nicht verweilen zu dürfen. Er ist reich an Belegen zur Wahrheit, wie sehr das Brownische System zurücktreten muß und mangelhaft erscheint, sobald ein Mann von wirklicher Erfahrung und ächter Wahrheitsliebe es auf die ganze Praxis ausdehnen will. Die Brownische Sprache läßt sich retten, aber die Hauptätze desselben müssen aufgegeben oder sehr modificirt werden. Der Vf. gehört zu denen, die es sich nicht verhehlen können, daß sehr viele große Uebel durch andere, ja durch entgegengesetzte Methoden gehoben werden, als das System will. Um dadurch nun nicht in Verlegenheit zu kommen, setzen diese Herren den Grundsatz fest, man könne die Form der Aethenie ändern, und auf einige Zeit die Krankheitserscheinungen verschwinden machen, wenn die Aethenie selbst vergrößert wird. Hr. M. scheint geneigt, das selbst als eine Maxime, die befolgt werden solle, für manche Fälle anzunehmen. Aber diese Erklärung ist ohne alle Haltung. Es liegt die falsche Brownische Angabe zum Grund, welche seine wärmsten und consequentesten Anhänger längst aufgegeben haben, daß die Grade der Aethenie die verschiedenen Formen der Krankheiten nothwendig zur Folge haben, so wie es die Lynckische Tabelle aussagt, jetzt z. B. die Epilepsie und dann die Apoplexie. Und die Erfahrung zeigt sehr selten diese Uebergänge, oder ein solches kurzes Schwächen von Krankheitsäußerungen und bald darauf einen Ausbruch größerer Uebel. *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Die Hn. Pfaff und Cappel geben den Stoff zur Vertheidigung der Erregungstheorie noch her.

Zweytes Stück. Ueber die Wortbegriffe Kuriren und Heilen, von St. A. Schmidt, Rath u. Profess. der Josephsakademie in Wien. Ein mit vielem Witz und seltnem philosophischen Talent für Sprachforschung.

schung, sehr lebhaft und schön geschriebener Aufsatz, den jeder praktischer Arzt als eine Uebung der Bescheidenheit wenigstens zweymal im Jahr zu lesen verpflichtet werden sollte. Traurig ist es, daß der Vf. zuletzt noch das Räthsel aufzugeben berechtigt ist: *Was ist heilen?* — *Briefe an Prof. Röschlaub die Verbindung der Philosophie mit der Heilkunde betreffend, von seinem Freunde X.* Das einzige, was uns in diesen Briefen gefiel, ist eine Eintheilung der Aerzte nach ihrer Ansicht des Organismus mit abgeschmackten Benennungen. Alles ist zur Verherrlichung der Schellingischen Naturphilosophie und ihrer Anwendung auf die Medicin angelegt. Es ist die Geschichte eines von Beschwerden des Unterleibes leidenden Gelehrten sehr weitläufig erzählt, und wie abgeschmackt ein Arzt ihn behandelte, durch 21 Briefe desselben sehr langweilig dargehen. China und gute diätetische Rathsschläge stellten den Kranken endlich her. Wie der angeführte Arzt, sprach und schrieb und handelte die ein guter und geschätzter, oder denkender Arzt unserer Zeit, und das war nicht das gewöhnliche Vorbrowsche Verfahren, so wie in der glücklichen Heilungsart nichts der Brownschen Schule eigenthümliches liegt. Das einzige Piquante, was das elende Ganze hat, ist, daß es am Ende heißt, die praktischen Aerzte wolle er nicht nennen, aber die Begierde befriedigen, die man haben werde, den Namen des Kranken zu wissen. Daß er ein gelehrter und ein witziger Kopf ist, und mit dem Buchstaben K anfängt, sey schon gesagt worden, man rathe nun selbst. Wer könnte es anders seyn, sind die eignen Worte, als Hr. Kotzebue, der Poet, welcher gerade in dem Zeitpunkt, als ihm ilulust der Belladonna reichten, zur Ehre der *Experienz und der Abtritte (!!!) die bewusste Komödie schrieb.* [Bekanntlich hat Hr. v. Kotzebue, den man, als dieser Aufsatz erschien, nach Sibirien verbannt glaubte, alles, alles, was ihn betreffen sollte, als das unverschämteste Gewebe von Lüge, das je erfonnen worden ist, umständlich dargehen, und Hn. Röschlaub feyerlich aufgefordert, seinen verläumderischen Freund X. öffentlich zu nennen. Hr. v. K. scheint zu glauben, es zwecke auf Verläumdung seines geschätzten Arztes ab, des Hn. D. Bluhm in Reval. Das möchten wir aber bezweifeln. Aber was mit dieser zu nichts führenden Nichtswürdigkeit beabsichtigt wurde, ist uns ein Räthsel.] *Wede-kind*, Arzt der franzöf. Armeen u. Professor der Klinik zu Mainz, über die Masern. Ein Aufsatz, in dem alles auf die bekannten Hoffmannschen Sätze bezogen ist. Ich weiß, heißt es, daß Aerzte in der Idee, die Athenie bey zusammenfließenden schwärenden Pocken durch das wirksamste Mittel zu heben, warme Bäder verordneten, aber gemordet wurden die Kranken augenscheinlich. Man wäre nun begierig und es würde lehrreich seyn, die nähern Umstände zu erfahren, aber der Vf. nimmt eine sentimentalische Stimmung und fährt fort: und mein Gefühl wird zu sehr bestürmt, als daß ich davon weiter reden könnte. Ein eintretender Durchfall

in den Masern sey schädlich, den eine auffallende Verschlimmerung aller Zufälle, besonders des Hustens begleitet. Rec. sahe zum öftern das Gegenheil davon, und namentlich eine offenbare Minderung des Hustens. Er hatte gar keine Ursache, eine gallichte Complication zu verimuthen, den einzigen Fall, den Hr. W. ausnimmt. Unter den üblen Folgen der Masern zählt er auf: Wasserfucht, wenn Scharlach mit den Masern verbunden war. Sahe der Vf. oft diese Verbindung und wie war der Verlauf? Eine Entdeckung kündigt derselbe uns an, und scheint viel Werth darauf zu legen, daß bey den Masern ein Knötchen zu fühlen sey, aber nicht so tief als bey den Blattern, und es scheine das Hauthaar aus dessen Mitte zu kommen. Das Knötchen eitre nicht, und nur manchmal entdeckte man in demselben etwas klare, hellgelbe Feuchtigkeit. Die Fortsetzung haben wir bis jetzt vergeblich erwartet. *Ueber die Stuhlverhaltung in asthenischen Krankheiten, vom Herausgeber.* Bis jetzt die erste und einzige große praktische Bereicherung unsrer Kunst aus des Vf. großen Praxis, von der er so viel und oft spricht, und von deren Anstellung als zweyten Arzt am Bamberger Hospital! Durch Laxiermittel wäre ein geringes anhaltendes Fieber eines Frauenzimmers in den schlimmsten Zustand eines sogenannten Faulfiebers versetzt worden. Im Bamberger Hospital liefs man die Person nun über drey volle Wochen ohne irgend eine Stuhlausterung. Diese erfolgte erst am Ende der vierten Woche von selbst, nachdem sie zugleich seit 14 Tagen zwey, auch drey mal Fleisch in nicht geringer Menge und mit größter Eßlust genossen hatte. Alle Merkmale ihrer Krankheit waren schon überstanden. In asthenischen Fiebern gieng es schneller zur Genesung, wenn Stuhlverhaltung zugegen war, als wenn täglich einer oder gar mehrere Stuhlausterungen eintraten. In einem Anfall von *vomitus cruentus*, wo durch den Stuhl, wie gewöhnlich, auch Blut abgieng, liefs der Vf. vom 3ten Tag an die Kranke 20 Tage durch ohne alle Leibesöffnung, wo sie von selbst erfolgte. Es zeigten sich keine üblen Folgen davon und es gieng alles vortreflich dabey. *Nicht setzen* sahe ich, sagt er, auf eine einzige zähe Stuhlausterung in der Reconvalescenz, durch Kunst bewirkt, Recidive in Fieber eintreten, was bisher mehrere Aerzte [welche?] beobachtet haben. Ich wagte immer länger und länger die Stuhlverhaltung zuzulassen, bis ich endlich vollends überzeugt wurde, daß bey einer asthenischen Krankheit eine Stuhlverhaltung von drey, vier Wochen, und auch noch darüber, gar keinen Schaden bringe. Ich halte sogar dafür, daß die Verhaltung des Stuhles bey sehr vielen Fällen für sehr heilsam, für ein wirkliches Heilmittel anzusehen sey: in allen rein asthenischen Krankheiten nämlich (also nach Brown von 97 unter 100 Kranken?) in welchen die Saftmasse sehr vermindert, für den individuellen Organismus unzulänglich geworden ist. Als Ausnahme sieht der Vf. nur an, wenn Cruditären von Speisen in den ersten Wegen da sind. Ueber die Stuhlverhaltung bey eingeklemm-

ten Brüchen u. f. w. will er sich erst noch erklären. Noch eine Ausnahme führt er an, in manchen Fällen stelle sich bey der Stuhlverhaltung ein besonderes Drücken im Unterleibe, ein dumpfer oder auch stechender, reisender Schmerz in demselben, schmerzhaftige Verhaltung des Urins, oder Beschwerden bey dem Urinlassen, bey etwas aufgetriebenen Unterleibe ein u. f. w. Dergleichen sind nun hie und da von der Art, das sie zur Hebung der Stuhlverhaltung auffodern. Man müßte aber doch vorher genau untersuchen, ob nicht locale Zustände diese Erscheinungen bewirken, als Tripper, Hämorrhoiden, fehlerhafte monatliche Reinigung u. f. w. oder nicht Ueberschläge, Einreibungen u. f. w. oder Fortsetzung der allgemeinen Kur schon hinlänglich sind, und ob anzunehmen sey, das Koth in solcher Menge in den Gedärmen sey, das deren Druck oder Ausdehnung diese Folgen habe. Rec. verweist die Leser, welche die Räsonnements des Vf. sich nicht hinzudenken können, auf die Abhandlung selbst. Er sieht sich verpflichtet, hinzuzusetzen, das nach seiner Ueberzeugung noch nie verderblichere Maximen aufgestellt worden sind!! *Beobachtung einer althenischen Entzündung* von F. C. Holst in Hamburg.

Drittes Stück, *Antwort auf die von Hecker gethane Aufforderung* von G. L. Miniker jun. in Göttingen, mit *Anmerkungen und einem Nachtrag vom Herausg.* Mit einzelnen Krankengeschichten ist gegen den deutschen Brownianism, Erregungstheorie, Browns Geist genannt, in der That nichts auszurichten. Dieser hat sich zu viele theoretische und praktische Schlupfwinkel geschaffen. Rec. sahe das nie als Verbesserung, nie als erfreuliche Annäherung zu den gewöhnlichen Vorstellungsarten an. Es macht nur alles verwickelter. Einzelne Thatfachen, die gegen Browns Lehre sprechen, findet man nirgends so gehäuft als in den Schriften von Frank dem Vater und Sohn, und doch sind diese Schriften die vorzüglichsten Stützen des jetzigen Brownianism. Auch zeigen die Brownianer bey Krankengeschichten, die ihnen entgegen gestellt werden, das sie wissen, worauf es bey Anwendung ihres Systems ankommt, und das sie überhaupt der Kritik mächtig sind, welches man bey ihren eignen Krankengeschichten, wie wir gezeigt haben, immer vermisst. Sie verlangen dann das man zwischen directer und indirecter Schwäche, zwisch en localen und allgemeinen Leiden unterscheide; verlangen die immer steigende oder fallende Veränderung der Reizsumme in der Behandlung, und die deutlichste Rechtfertigung jeder Voraussetzung. Darauf hätten sie allerdings das größte Recht zu dringen, wenn sie selbst hierin nur in etwas die geringsten Forderungen zu befriedigen vermöchten. Die Ungezogenheit des Hn. Röschlaubs in seinem Nachtrag geht sehr weit, er bemitleidet den Hn. Hecker, wirft ihm offenbare Unwahrheiten, Albernheiten, Gaukeleyen u. f. w. vor. — *Ueber die Heilkräfte der Natur oder Entwicklung der Principien der Therapie vom Herausgeber.* Diese

Abhandlung, die im 5ten Bande und im 1ten Stück des 6ten Bandes fortgesetzt wird, aber noch nicht geendigt ist, zeichnet sich durch Scharffinn, Bündigkeit, eigne Ideen und geschmackvollern Vortrag aus. Gern gesteht es Rec., dieser Aufsatz ist der erste, der ihm eine besondere Achtung für die Talente des Hn. Röschlaubs einflößte. Auch ist ein sehr angemessener Gebrauch von einigen schönen Schellingischen Ideen gemacht. Wir behalten es uns vor, bey dem Schluss tiefer in die Untersuchung einzugehen, und werden zeigen, das wir auch da, wo wir nicht einstimmen können, das tiefgeschöpfte und zweckmäßige zu schätzen wissen. *Miscellaneen. Einige Erläuterungen über die Jenaische A. L. Z. in Betreff der Brownischen Erregungstheorie.* Hr. R. glaubt seine Anhänglichkeit für die Schellingische Naturphilosophie dadurch zu bewähren, das er sich hinzudrängt, Theil an dem Ausfalle des Hn. Schelling auf die Allg. Lit. Zeitung zu nehmen. Er werde zeigen, sagt er, wie schlecht sich besonders die A. L. Z. dazu eigne, die Stimmführerin für Aerzte zu seyn, und wie schlecht diejenigen gewählt wurden, welche die Kritik personificirt vorstellen sollten, [welche Deutung des so einfachen, von uns so anspruchlos geübten Recensentengeschäftes! Man sieht also, mit welcher Präension Hr. R. auftritt, wenn er recensirt.] Um den Beweis zu führen, muß er wieder zu der ersten Recension Brownischer Schriften von 1795 zurückgehen, der schon so viele Vorwürfe gemacht wurden. Mit widriger und kleinlicher Weitläufigkeit widerlegt er sie, und verweilt auch bey der großen Untersuchung, ob Hr. Hufeland selbst, oder nur ein Schüler desselben sie verfaßt habe. Spätern Einwürfen gegen die Brownische Lehre und gegen ihre Modification in seiner Pathogenie geht er doch immer offenbar aus dem Wege, und kommt nach Jahren nicht dazu, sie zu entkräften, wie er so oft versprochen hat. In einer kleinen Recension im J. 1795 wird von der Stimmung der Facultät gesprochen. Damit soll nun die Jenaische medicinische Facultät gemeint seyn. Sollte Hr. R. wirklich den Sprachgebrauch nicht kennen, der den ganzen medicinischen Stand oft mit dem Worte: Facultät, bezeichnet? Sehr verständig spricht ein Rec. der Erlangischen Literatur-Zeitung bey Gelegenheit von Osterhausens Aufsatz über das praktische Gefühl. Hr. R. macht den Schluss, es sehe sehr verwirrt in dem Kopfe desselben aus!!

Fünften Bandes. *Erstes Stück. Ueber das Verhältniß der medicinischen Theorie zur Praxis* von L. Zum Vortheil der Theorie; aber mehr Declamation, als eindringende Untersuchung. *Einige Gedanken über den Schlagfluß von Thomann.* Wenn er nicht von örtlichen Uebeln des Gehirns abhängt, oder von Indigestion, oder von entfernten Unordnungen, als unterbrochene Hämorrhoiden u. f. w. so ist er nur als Asihenie zu behandeln. Die Erscheinungen des Schlagflusses selbst sind sehr gut geschildert. Die Krankheit sey noch wenig aufs Reine gebracht, daher

her sahe man selten (!) einen Schlagflüßigen retten, (vor Browns Entdeckungen nämlich) und durch Ströme Blutes, das man öfters aus der Ader liefs, Menschen morden!! Wo Serum ausschwitze, müsse auch Blut auslickern. Unmöglich könne das Gegentheil stattfinden. [So viele Zergliederungen zeigten doch die Wirklichkeit.] Es wird als ein Erfahrungssatz angeführt und Brownisch erklärt, das an den Brunnenorten viele Menschen am Schlagflusse sterben. Der Vf. giebt hier fälschlich eine Muthmaßung als eine Thatfache. Zu Zeiten epidemischer Krankheiten von schwächenden Einflüssen waren auch Schlagflüsse epidemisch beobachtet worden. [In der letzten Zeit war am Wohnort des Rec. der Schlagfluß auffallend häufig, sonst aber keine Epidemie und die von Krankheiten jeder Art freyeste Periode] Wenn man nicht einen Beweis des verlorenen gesunden Menschenverstandes ablegen wollte, so könne man den Schlagfluß unmöglich von Stärke der Erregung, noch weniger von Vollblütigkeit oder gar von Schärfe her *derajoniren*!! [Es giebt bekanntlich mehrere Arten von Vollblütigkeit, und Vollblütigkeit und Sthenie ist nicht immer dasselbe. Die grofse, wichtige Lehre von Congestion und Stockung des Blutes in einem Theil, zumal von so besonderem Bau, als das Gehirn hat, (*confer. Walter de apoplexia*) ist ganz übersehen. Aber die Lehre vom Schlagfluß hat von Hospitalärzten wohl am wenigsten Aufklärung zu erwarten.] *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen Schöpfers *Eyrörterung der Begriffe scharf, reizend, Schärfe, Reiz* und der damit verwandten Begriffe besonders in Hinsicht der Säfte des Organismus, vom Herausgeber. Eine Abhandlung, die nur dem genügen kann, welcher mit dem Vf. in den ersten Grundätzen übereinstimmt, und die also keinen Gegner überzeugen wird. Den angegebenen Unterschied zwischen Reiz und Incitament vermögen wir nicht zu fassen. Aecht Brownisch ist es, als eine allgemeine Behauptung aufzustellen, das Säfte um desto weniger reizen, je mehr sie zu irgend einer Art von Verderbnis neigen, oder solche schon angenommen haben, welche man bisher mit dem Namen Schärfe belegte. Aber der Vf. bewährt auch seine Anhänglichkeit an Schellings Naturphilosophie. Will der Arzt, was er soll, heifst es, als wirklicher Heilkünstler am Krankenbette auftreten: so fodre ich von ihm, das er in jedem Falle, ehe er noch an das Verschreiben einer Cur denkt, die zu behandelnde Form des Uebels von der Entstehung an bis zu dem Zeitpunkt, in welchem er am Krankenbette steht, construirt, — — — sich selbst an die Stelle der Natur setze, gleichsam selbst, nach Principien der Naturphilosophie, die gesammte Krankheit schaffe. — — — [Diese Sprache führt Hr. R. in den letztern Bänden in jedem Aufsatz. Aber er hat noch nie eine Krankengeschichte aufgestellt, in der er eine solche Construction zu Stand gebracht hat.] Hallers Satz: ins Innre der Natur schaut kein erschaffner Geist, ist bloß einem Manne *verzeihlich* (?) welcher ganz empirisch handeln zu dürfen glaubt,

welcher gar keine Ahndung von Naturwissenschaft und Kunst hat, und der, [dies erklärt denn endlich den Sinn dieser schrecklichen Lästerung,] das Ding an sich nicht erst durch sein eignes Denken entstehen läßt, sondern es für eine selbst vorher existirende notwendige Bedingung der Möglichkeit seiner Erkenntnis hält! Kurze Bemerkungen und Notizen. Ermüdender und ekelhafter Streit mit seinen Recensenten. Die Ungezogenheit und Unbescheidenheit geht über alle Grenzen. Da es ihm keiner seiner Rec. recht macht, so will er sich nächstens vor dem Publicum selbst recensiren! Alle Recens. Brownischer Schriften in der A. L. Z. hätten ein Betragen gezeigt, das *Züchtigung verdient*. Dem Hofr. Widemann in Eichstädt wirft er Eingeschränktheit wahren Wissens vor, spricht von Albernheiten, die er habe drucken lassen u. s. w.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Militärischer Kalender* auf das Jahr 1802. 180 S. (ohne den Kalender, die genealogischen und Postcurs-Tabellen.)

Enthält lauter ihrer Bestimmung angemessne, wohlgearbeitete und gutgeschriebne Aufsätze. 1) Historische Uebersicht der Kriegsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts; also vom spanischen Successionskriege bis zum Frieden von Lüneville. 2) Johann von Oesterreich. 3) Belagerung von St. Jean d'Acree in den Jahren 1103. 1104. 1187. 1188. 1799. Mit einem Grundriß von dieser Stadt. 4) Epochen der merkwürdigsten kriegerischen Erfindungen. Hier werden an 130 Erfindungen, mit ihren Jahren aufgeführt. Einige Artikel gehörten nicht in diese Liste; als die Stiftungen militärischer Orden. Unter den wirklichen Erfindungen zeichnen sich aus: im J. 1364 Pistolen. 1500 Pulverminen. 1517 das Radschloß. 1520 schwimmende Batterien. 1521 Musketen in Karls V. Heere. 1546 erste Magazine (zu Regensburg unter Karl V.) 1574 Petarden in Frankreich. 1593 Fladderminen. 1629 lederne Kanonen der Schweden. 1670 blecherne Pontons bey den Holländern. 1740 eiserne Ladestücke der preussischen Infanterie. 1744 Wiedemanns Kanonen aus über einander gelötheten Kupferplatten. 1759 reitende Artillerie unter Friedrich II. 1790 Tempelhoffische Mörser. 1798 fahrende Infanterie in England, und Schwimmer-Brigade bey den Franzosen. 5) Alexander Farnese, Prinz von Parma und Piacenza. 6) Feldzug der Franzosen in Italien von 1494. Zur Verzierung dienen die schön gearbeiteten Porträte von Richard Löwenherz, Karl VIII. K. v. Frankreich, Johann v. Oesterreich, Saladin Sultan v. Aegypten, Adolf von Solms, Graf v. Nevenaar und Meurs, Franz v. Alençon, Gonzalo Fernandez von Cordova, Alexander Farnese, Philipp Croy, Philipp II. K. v. Frankreich.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäifchen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben v. Andreas Röschlaub etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Zweytes Stück. Ueber das Indicirtseyn der peruvianischen Rinde, vom Herausgeber. Sehr weitfchweifig, anwafsend und leer finden wir diesen Aufsatz. Die China verstärkte die Erregung, diese müsse aber selbst so viele Energie, besonders in den ersten Wegen haben, dass der Process unterhalten werde, der zur Entwicklung der Grundstoffe der China erforderlich sey. Mangel dieser Energie und wesentliche Leiden der ersten Wege sind ihm *Contra indicantia*. Sagt das mehr, als der bekannte Satz, die Rinde erfordre, zumal in Substanz, eine gewisse Verdauungskraft? Selle's *medicina clinica*, heisst es, sey dazu geeignet, rohen empirischen Schlendrian nach der alten Kochtheorie (wenn anders der Name Theorie so gemisbraucht werden dürfte?), Zöglingen der Medicin zu verschaffen. Vom Gebärmutter-Blutflusse von Thomann. Die Brownische Lehre, auf Röschlaubische Art. Viel eigne Erfahrung bemerkt man nicht, und Krankengeschichten sind nicht hinzugefügt. Dass mit Ohnmacht solche Blutflüsse oft aufhören, fanden wir nicht angeführt. Merkwürdig ist, auf welche sophistische Weise die nützliche Anwendung der Kälte wegräsonnirt wird. *Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt, nebst Würdigung eines Aufsatzes von Matthäi* [in Verden] im Hufelandischen Journal, vom Herausg. Eine Abhandlung, die die tiefste Indignation eines jeden erregen muss, der für Anstand und gute Sitten nicht allen Sinn verloren hat. Hr. Matthäi, einer der einrichtsvollsten, gemäßigtesten und erfahrensten deutschen Brownianer, führte mit sehr viel Geist den Satz aus, Krankheitsfälle, gegen die uns reine und zuverlässige Erfahrung eine sichere Heilmethode gelehrt habe, müsse man aus moralischen und wissenschaftlichen Gründen behandeln, wie der glückliche Erfolg der geläuterten Empirie es verlange. Nur wenn, wie es sehr oft sich ereigne, die Erfahrung uns keinen sichern Weg zeige, habe man die Theorie zu befragen und ihre Vorschriften zu befolgen. Diese Theorie ist ihm dann der Brownianism. Rec. glaubt, hier werde der Theorie und dem Brownianism schon mehr, viel mehr zugestanden, als ihnen zukommt, A. L. Z. 1802. Erster Band.

Aber Hn. R. erscheinen die Rechte der Theorie aufserste beeinträchtigt, und er vertheidigt sie, indem er Hn. Landphys. Matthäi auf alle Weise zu beschimpfen sucht. Vermuthlich erkannte er in ihm den Rec. der neuern Auflage seiner Pathogenie in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung, der dieselbe Behauptung aufstellte, gegen welche Hr. R. schon im vorhergehenden Stück mit denselben Waffen zu Felde zog. Haller wird der *Gefährlichste* genannt. Mit diesem barbarischen Worte soll diesem grossen Schriftsteller Verachtung bezeigt werden! Wann war denn bis jetzt, ruft Hr. R. aus, der glückliche Zeitpunkt, wo es *wahre Theorien* gab? Ist wahre Theorie einmal vorhanden, dann muss aller Streit unter denen, *welche sie verstehen*, nothwendig aufhören. [Nun wissen wir doch, warum Hr. R. jedem, der ihm nicht beystimmt, den Vorwurf des Nichtverstehens zu machen sich berechtigt hält]. Das Brownsche System lehrte Krankheitsformen heilen, welche bisher man für unheilbar ansah, oder, was noch mehr ist, welche man verschlimmern zu müssen glaubte. *Man denke nur an die sogenannten gastrischen Fieber*. Die Empiriker à la Sydenham, Boerhave, Grant, Holl, d. h. Curirer nach den Methoden dieser Männer, welche aber selbst nicht viel mehr als Empiriker waren, wussten wahrlich nichts anders, als die sogenannten *Sordes*, die *Saburra* u. s. w. *seyn unheilbar*, d. h. sie mussten *ausfegen*, hinwegschaffen. [Wir schweigen über die Art, wie Hr. R. über die Zierden unsrer Kunst hier sich äussert. Wir wollen nur den Lesern sagen, was er eigentlich behaupten will, und ihn berichtigen. Die Behandlungsart der gastrischen Fieber nach der Methode der angeführten Männer begleitete eine sehr geringe Tödlichkeit, und ein vielfacher glücklicher Erfolg. Aber sie nahmen allerdings an, verdorbne Säfte müssten ausgeleert werden, durch die eigne Kraft der Natur oder durch Kunst. Sie curirten zu Zeiten durch Austeerung dieser Säfte. Hr. R. glaubt diese verdorbne Säfte selbst curirbar, und meynt, das Unheilbare sey nun heilbar. Welche schiefe Darstellung! Die Unreinigkeiten der ersten Wege nicht als Ursache der Krankheit anzusehn und zu behandeln, sondern als Product nicht zu achten, und ihre Quelle, den Fehler der absondernden Organe zu heben, war lange vor Brown eine Lehre der Nervenpathologen]. Hr. M. habe albernes Zeug vorgebracht; er wisse nicht, ob er seinen Einfall komisch oder erbärmlich nennen soll; welche Unwissenheit gehörte dazu, dieses anzunehmen; Hr. M. wufste nicht, was er niederschrieb; es ekele ihn an, alle Albernheiten, die

Mu
wei

weiter vorgetragen würden, anzuführen, solche Sprache müsse jeder, der die Medicin bloß handwerksmäßig treibe, so wohl im Doctorshute, als im Rüpelskneide führen u. s. w. *Einiges über die Geschichte der Medicin vom Herausg.* Sehr wegwerfend spricht Hr. R. über die Bemühungen eines Sprengel, Ackermann u. s. w. Er hat sich eigne willkürliche Begriffe von Theorie, System, Wissenschaft, Geschichte gebildet, und was diesen nicht gewäfs ist, soll keinen Werth haben. Geschichte der Medicin, scheint seine Meynung zu seyn, soll den Zustand des empirischen Zeitraums schildern, d. h. der ganzen Vorbrownischen Medicin von der Erchaffung der Welt an, in sofern derselbe das Brownische System nicht zu Stande kommen liefs; dann das Brownische System, das sich zuerst dem Studium der wahren Kunst näherte, und dann die weitre Annäherung zur wahren Kunst, mit Angabe der noch bestehenden Mängel. In andern Aufsätzen dieses Magazins hat er schon oft uns gesagt, wie hoch er die deutsche Erregungstheorie, d. h. seine Pathogenie und andere Schriften von sich selbst in dieser Betrachtung schätzt. *Miscellaneen.* Gegen Murfinnas Journal. Bey Kopfererschütterungen und bey eingeklemmten Brüchen rathet Hr. R. unbedingt reizende Mittel. Er beruft sich zu unserm Erstaunen auch hier auf *seine* Erfahrung. Hn. Stütz verübelt er es, dafs er seine Entdeckung nicht durch die Erregungstheorie gemacht haben will, sondern auf seine Heilmethode des Tetanus u. s. w. durch v. Humboldts Versuche kam, über den er sich sehr ungünstig äufsert. Auch die Verdienste eines Alex. v. Humboldt schützen also nicht vor seinen Vorwürfen, so bald man der Erregungstheorie in etwas entgegenarbeitet. Er nimmt sich dann vor, seinen Tadel streng zu beweisen, bleibt aber die Ausführung schuldig. Die A. L. Z. halte sich nicht für zu gut, platter Erdichtungen, sonst im groben, aber richtigen Ausdrucke, Lügen genannt, sich zu bedienen, (wo?) um dem Publicum etwas Blaues vor die Augen zu streuen, und zu täuschen, wer nur immer sich täuschen lassen wolle. *Einige Worte an Hn. J. Fr. L. Lentin und an Jedermann, welcher à la Lentin raisonnirt.* Hr. Lentin, der Sohn, ein unterrichteter, verständiger und bescheidener junger Mann, hat in einem Briefe an seinen Vater, den berühmten Hannöverischen Leibarzt, Hn. Röschlaub sehr lobend aufgeführt, nur seine Art, sich gegen seine Gegner zu benehmen, und überhaupt seine Art zu streiten, mit vieler Mäßigung getadelt. Dieser Brief wird gedruckt, und Hr. R. schraubt diesen Aufsatz, so pöbelhaft zankend und schimpfend, als wir selbst in einem deutschen Journal (was viel sagen will) noch nie fanden. Wir führen nur zwey Stellen an. Hn. L. Betragen verdiene, dafs man ihm bey einem fernern Besuche, wo Gott vor sey, die Thüre zeige. Der Vorwurf eines die gelehrte Liberalität beleidigenden Tons, den Hr. L. dem Hn. R. mache, flemple Hn. L. als einen niedrigen und zugleich einfältigen Menschen. Gegen Hn. v. Kotzebue stimmt Hr. R. einen sehr hohen Ton an. Die erdichtete Krankengeschichte

te solle nur Satyre seyn. Das ganze Wesen des Hn. von Kotzebue bütze, dafs kein Brownianer ihm stärkende Mittel gegeben habe. Ich bin überzeugt, sagt er, dafs von jeder lauter auflösende Einflüsse auf ihn wirkten, die sein Genie in immer gröfsere und gröfsere Auflösung brachten, so dafs er endlich, wie Jedermann es erkennen kann, vor Aufgelöftheit ganz transparent wurde, wie Aether, und eben darum ganz unsichtbar wurde, so dafs man immer weniger und weniger Genie in allen seinen Handlungen und Arbeiten erblicken konnte. Auf keiner Seite der Physiologie des Hn. Autenrieths finde man eine Spur, dafs derselbe denken gelernt habe, und diese Physiologie selbst bezeichnet Hr. R. als durch ein albernes Zusammenstopfeln allerley unverdauter Stücke in eine unförmliche Masse hervorgebracht. Hn. Prof. Schmid in Jena nennt er Hr. Philosophie-Schmid. Möchte doch jemand zählen, wie oft Hr. R. in diesen Miscellen seinen Gegnern den Vorwurf der Albernheit macht!

Sechsten Bands. Erstes Stück. Bemerkungen über die fernere Fortsetzung, den Inhalt und die Tendenz dieses Magazins. Gröfstentheils, wo nicht ganz allein, will der Herausgeber die Bearbeitung dieses Magazins selbst übernehmen. Die Medicin zu einem beträchtlichen Grade der Vervollkommenung emporzuheben, sey der Zweck dieses Magazins. Die Gegner Browns hätten bis jetzt kaum einen hauptfächlichen Satz in den Brownischen Elementen verstanden. Sie stellten einen Zirkel von blofsen Kindern dar. Alexander v. Humboldt wird wieder der verworrenen Vorderbegriffe, der kühnsten Sprünge in Folgerungen u. s. w. beschuldigt. Unter wenigen andern, welche ihm entgegengesetzt werden, und welche günstigere Ausblicke für die gesammte Naturlehre darbieten sollten, findet sich auch der Name Göthe (der berühmte Dichter?) *Einiges zur Erörterung und Entwicklung des Begriffes der Erregbarkeit organischer Individuen.* Eine sehr tiefgedachte, vortrefflich ausgeführte Bestimmung der der ganzen Natur und jedem einzelnen organischen Körper zukommenden, in Gegeneinandersetzung beider bestehenden Begriffe von Organisation. Wir finden hier Neuheit, Richtigkeit und Schönheit der Darstellung in der anziehendsten Vereinigung, und einen Reichthum fruchtbarer Anwendung. Die ursprünglichen Ideen sind von Schelling entlehnt, und fodern zum tiefen Studium des Systems desselben nachdrücklich auf. Nichts deroeweniger macht die Abhandlung dem Tiefstium des Hn. R. grofse Ehre, und das Ganze gewinnt, da es unabhängig von den idealistischen Ansichten Hn. Schellings dargestellt ist. *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen einige das Brownische System betreffende Aeuferungen in Hufelands System der praktischen Heilkunde. Hn. R. Urtheil ist, dafs Hufeland das Brownische System äufsert schlecht, verflümpelt, verkehrt reproducirt, dafs derselbe also gar nicht vom Brownischen System, sondern von seiner eigenen schlechten Darstellung desselben spricht, wenn er solche hochtönende(?) Aussprüche

che darüber fällt. Er habe nichts dagegen, wenn Hr. Hufeland behaupten wolle, er verstehe den Siegwart oder den Carl von Carlsberg, aber Browns System verstehe er nicht, und werde kaum je es verstehen lernen. Da Hr. Hufeland doch nicht ruhen kann, heisst es; *seinem H. R. gegebenen Worte ganz zuwider fortfährt*, alberne Ausfälle in die Welt zu schleichen, und, da er wirklich immer noch fortfährt, Unvorsichtige durch seine und seiner Mitarbeiter Geschreibsel zu täuschen, so u. f. w. *Beweis, dass die Heilanzeigen, indicatio, zunächst durch die Prognose, und nicht durch die Diagnose begründet werde.* Das Seichteite und Schiefeite, was noch aus des Herausgebers Feder floss. Er spreche nur vom Arzt, der nach Principien an die Natur geht, und bemüht ist, nach höhern Ideen und *naturphilosophischen Constructionen* am Krankenbette zu handeln. Mit den meisten Aerzten wäre er selbst vor einigen Jahren der Meynung gewesen, dass die Indication wirklich durch die Diagnose der Krankheit *zunächst* bestimmt werde. Das sey aber *baarer Irrthum* [Hr. R. hat, wie es scheint, so wenig historisches Talent, ältere Meynungen, welchen er selbst einst anhieng, richtig anzugeben, als er überhaupt vermag, andere Standpunkte von Aerzten und Systeme, welche nicht die seinigen sind, gehörig zu fassen und zu würdigen. Den Werth und Einfluss der Diagnostik herunter zu setzen, war von Anfang an sein Hauptbemühen. Nicht die Erkenntniß gegenwärtiger Krankheitserscheinungen, sondern die Einsicht in die Reihe der vorherigen und jetzigen äussern Einflüsse sollte das Verfahren des Arztes vorzüglich bestimmen. Jetzt soll nun der Blick mehr vorwärts, als rückwärts gehen. Das Orientiren in der Gegenwart, das Ergreifen des gegenwärtigen Moments hielt man sonst für das hervorstechendste Talent dessen, welcher zum Handeln einen vorzüglichen Beruf habe. Es ist merkwürdig, dass die Brownischen Aerzte und besonders Hr. R. es sich stets zur grossen Angelegenheit machen, auf alle Weise Geringschätzung diagnostischer Be mühungen zu bewirken.] Der Hauptgedanke ist nun, der Arzt soll etwas Zukünftiges herbeiführen, die Gesundheit; er muss also die Einsicht in die nothwendig zu bewirkenden Veränderungen haben, die Zukunft zu construiren verstehen; dass heisse, prognosticiren. In wie fern die Zukunft durch die Gegenwart gegeben sey, habe die Diagnostik allerdings ihren Werth u. f. w. [Das Prognosticiren hiefs im zeitherigen allgemeinen Sprachgebrauch das Vorher sagen des Ausgangs, das Verkündigen von Tod und Leben, oder eiber andern zukünftigen Erscheinung, eines Aus schlages, einer bestimmten Crise an einem bestimmten Tag. Es schloss das aus, was Hr. R. zum Wesentlichen macht, die Construction der Zukunft. Fast glauben wir, der Vf. hätte den Sinn seiner Meynung besser ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, die richtige Anwendung der Arzneymittel, wie sie eine gute *Materia medica* lehrt, ist der Hauptpunkt, und die Diagnostik hat nur Werth, in so fern sie das möglich

macht. Aber dabey gienge es denn freylich ohne naturphilosophische Construction am Krankenbette zu!] Die Aphorismen des Hippocrates träfen jetzt feltner als die Bauernregeln ein! Der Arzt, heisst es, soll nicht auslagen, was vermuthlich eintreten werde, sondern was nothwendig eintreten müsse. Nur ein Müssen existirt in der Natur. Wer dieses nicht kennt, kennt gar nichts von der Natur. Er ist ganz unwissend und verneffen, wenn er sich an das Leben von Menschen bey der Einsicht seiner Unwissenheit wagt!! Gegen den Satz: *contraria contrariis curantur*, sehr weitläufig. *Ueber die Behandlung der Entzündungen überhaupt, besonders derjenigen, welche Folgen örtlicher Verletzungen sind.* Für falsch erklärt Hr. R. die Erklärungsweise: jede Entzündung beruhe auf einer vorzüglichen Reizung einer Stelle des Organismus, hervorgebracht also von einem besondern Reize auf diese Stelle. Da, wo ein besonderer Reiz wirkt, entsteht vermehrte Thätigkeit dieses Theils. Diese vermehrte Thätigkeit sey ein Hinderniss der Aufnahme des Blutes, und müsse veranlassen, dass nach allen andern Theilen mehr Blut getrieben werde. Es sey also ganz unmöglich, dass auf diese Weise diese Form des Uebelthens entstehe. Denn Entzündung kann schlechthin, sagt er, nur dann existiren, wenn eine ungewöhnlich grosse Menge Blutes nicht nur in die im Normalzustand blutführenden Gefässe, sondern auch in die Fortsetzungen derselben, in die Kanäle, welche im Gesundheitszustande gar kein Blut aufnehmen, getrieben wird. Schon im 3ten Theil der Pathogenie habe er als Vorurtheil den Satz dargestellt: *ubi irritatio, ibi affluxus*. Aber der besondere Reiz finde nicht einmal statt. Alle äussern Verletzungen, als Druck, Stoss, Zerreißen, Aetzen, u. f. w. können nur Schwächung der Erregung zur Folge haben. Aber selbst in denjenigen Fällen, in welchen man sogenannte innere oder innerliche Entzündung annimmt, finde er nicht ein, wie man einen besondern Reiz als den Grund ihrer Entkeltung anzunehmen berechtigt sey; vielmehr halte er dafür, dass man gerade das Gegenheil davon annehmen müsse. Wo sich zur Hyperthemie der Erregung der Lebensthätigkeit Entzündung hinzugeselle, enthalte sie nicht den Grund der Entzündung, sondern diese hänge von der graduellen Verschiedenheit der Erregung in den verschiedenen Organen ab, und nicht die Hebung der Hyperthemie, als solcher überhaupt (durch Aderlassen u. f. w.) gewähre die Heilung dieser Form des Uebelthens, sondern die Wiederherstellung des Normalverhältnisses der Erregung, der Energie der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe gegen einander. Kaum möchte man einen einzelnen Fall aufzeichnen können, in welchem nicht Verkühlung diejenige Schädlichkeit wäre, von deren Einfluss man durchaus die Bildung der Form der Krankheit herleiten muss, welche solchen [innern] Entzündungen als Ursachliches zum Grund liegt. Und es möchte jetzt kaum mehr bestritten werden, dass Verkühlung einzelner Stellen organischer Individuen ihnen wohl abso-

absolute Entziehung reizender Gegenstände, keinesweges aber Vermehrung der absoluten Gewalt des Incitaments verursache, oder, was wohl dasselbe sagen soll, einen besondern Reiz gebe. Wird nun die absolute Gewalt des Incitaments durchgehends durch diejenige Schädlichkeit, welche die Bildung der Entzündung bewirkt, nicht nur nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert: so folgt daraus offenbar, dafs, wenn dennoch eine Hypersthenie der Erregung der Lebensthätigkeit zugegen ist, die Hypersthenie als Hypersthenie es gar nicht seyn könne, was die Entzündung begründet, sondern dafs gerade in solchen Fällen, die, sey es auch nur relative, Schwächung der Erregung einzelner Stellen des Organismus dazu erfordert werde, dafs eine Entzündung entstehe. Es werde nur die bestimmte Form der Abnormität des Zusammenstimmens der Lebensthätigkeit erfordert, welche verursacht, dafs der Zutrieb des Blutes in die blutführenden Gefäße einer bestimmten Stelle und ihre Fortsetzungen beträchtlich vermehrt ist u. f. w. Diese Abnormität könne sowohl bey allgemeiner Asthenie, als bey allgemeiner Sthenie statt finden. Er nimmt also die Brownsche Behauptung zurück, die er einst vertheidigte, dafs Lungen- und Halsentzündungen u. f. w. eine Form hypersthenischer Krankheit sey, welche in Stellen der Brust- oder Halsorgane u. f. w. den höchsten Grad erreicht habe. Dafs der in allen andern medicinischen Systemen eine so große Rolle spielende antiphlogistische Apparat, Hn. R. ohne allen Sinn zu seyn scheinen muß, folgt von selbst. *Miscellaneen. Was hat die Medicin als Kunst durch Loders Journal bisher gewonnen?* Medicinische Kunst ist Hn. R. Construction des Heilungsprocesses nach Röschlaubischen Principien, und davon hat Gottlob Hr. Loder seine vortreffliche Zeitschrift zur Freude aller verständigen praktischen Aerzte und Wundärzte frey zu erhalten gewußt. Hr. R. nimmt sich die Mühe, alle einzelnen Aufsätze durchzugeben und zu zeigen, dafs sie nichts dahin gehöriges enthalten, und also für ihn ohne Werth sind. Er hätte mit demselben Recht, um die Unähnlichkeit seines und des Loderfchen Instituts darzuthun, die Frage aufwerfen können, was hat die Kunst zu schimpfen und zu zanken, durch das Loderfche Journal gewonnen? Wie consequent Hr. R. zu verfahren sich nicht scheuet, erhellt am besten aus der Art, wie er ein vortreffliches Gutachten des Hn. Prof. Roose über einen mutmaßlichen Kindermord beseitigt. Wo Tod ist, sagt er, kann keine Krankheit existiren, also auch von Construction der Heilungsproceße gar nicht die Rede seyn. Folglich ist dieser Aufsatz gar nicht über einen Gegenstand verfertigt, wodurch Medicin als Kunst (!) berücksichtigt werden könnte!! Es folgen nun zwey Aufsätze gegen Hufelands Journal. Hn. Schmid's Classification der verschiedenen Arten des Wahnsinns

gehöre nur in das Hufelandsche Journal, wenn man diese Abhandlung selbst für einen praktischen Fall halten wollte, der unter die Rubrik des gemeinen Wahnsinns fallen würde. Hufelands Journal sey bloß da, damit alle möglichen Salbader und Ratzenfänger in Eichstädt und Hameln, (die Herren Wiedemann und Mathäi) vorläufig noch zum Wort kommen u. f. w. Gegen Geiger's Inauguraldissertation: *Cogitata quaedam generatim circa amputationem, adjecta observatione huc spectante. Jenæ 1800. Auch an Hn. Kurt Sprengel einige Worte.* Mein! wie kommen Sie denn, spricht er ihn an, zu dem Gedanken, sich einfallen zu lassen, zur kritischen Uebersicht des Zustandes der Medicin im letzten Jahrzehend gehöre nichts, als einen jährlich wohl bereicherten Zettelkasten auszulernen, die Zettelchen in Reihe zu setzen, und einige alberne Bemerkungen beyzufügen? Da wo es auf Urtheilen, auf Denken ankommt, da sey Hr. Sprengel eine wahre Nulle, von welcher somit in der Folge keine Notiz genommen werden kann. *Notizen.* Hr. Prof. Herz faßte 109 Seiten über Kuhpockenimpfung, diese Brutalimpfung zu nennen, sey ausgefallener(?), als sein Räsonniren *Brutalifiziren* zu heißen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Lincke in Comm.: *Kleines Taschenbuch zur Bildung und Veredlung der Jugend*, von Fr. G. mit 12 allegor. Sprüchwörter-Kupfern. 1801. 155 S. 8.

Einige moralische Erzählungen; ein Dutzend erläuterte Sprüchwörter, wozu die Kupfer schlecht gezeichnet, und schlecht illuminirt sind. Endlich Scharaden und Räthsel. Die Scharaden sind nicht witzig, viele aber noch dazu schleppend: z. B. „die zwey ersten Sylben sind die Weiber der dritten Sylbe, und die dritte Sylbe ist der Mann von diesen ersten beiden Sylben; (das versteht sich ja aus dem ersten schon von selbst.) Das ganze ist ein zahmes Thier das der Landmann benutzt.“ Besser so: Die zwey ersten Sylben bedeuten das Weib des Ganzen. Die zweyte Sylbe bedeutet ein stößiges Thier, und einen grammatischen oder moralischen Verstoß.

LEIPZIG, b. Müller: *Taschenbuch für edle deutsche Frauen.* Mit Kupfern. 1802. 342 S. kl. 8.

Enthält manche eigene ganz lesbare moralische und historische Aufsätze, neben einigen entlehnten oder übersetzten. Der Beytrag zur Philosophie der Ehe, ist eine unschädliche, aber auch nicht ausgezeichnete, Gabe. Der Auszug aus der Frau von Riedesel interessanten Reise nach Amerika ist für diesen Platz zu kurz und zu trocken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Februar 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum libri X.* Recensuit notisque illustravit Gottlieb Erdm. Gierig, Prof. Trem. Tomus Prior. 1800. XXXVI. u. 464 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des Herausgebers kritisches Verdienst und noch mehr sein Talent der grammatisch genauen Erklärung ist aus der Bearbeitung von Ovids Verwandlungs-Gedicht und von Plinius Lobrede auf den Trajan bekannt, die wir ihm verdanken. Die Ausgabe von Plinius Briefen ist seiner nicht weniger würdig.

Die vorangeschickte Abhandlung „*de disciplina vitae condiendae*, (nämlich, wie es in dem Aufsatze näher bestimmt wird: *morum suavitate atque sermorum*) quam Plinii epistolae proponunt“ ist ein fleißig und schön gearbeitetes rhetorisches Stück, um es nicht eine Chriece zu nennen. Was der Vf. bisweilen in den Anmerkungen an Plinius tadelt, daß sein Mund immer des Lobes zu voll ist, das ist auch seinem Lobredner hier begegnet, aber man würde ihm eine kritische Würdigung von Plinius Schreibart und Manier sicherlich mehr gedankt und sich weniger gewundert haben, daß hier nur Lob ausgetheilt, und dagegen in den Anmerkungen doch nicht selten auf Plinius rhetorisirende Künsteleyen, auf Haschen nach Witz, auf Dunkelheiten, die aus dem Bestreben, schön und ausgefucht zu schreiben, entspringen, hingedeutet wird.

Ueber Art und Form der Bearbeitung brauchen wir nichts weiter zu sagen, als daß es dieselbe ist, welche man aus dem Panegyricus kennt. Ungeachtet der Vf. keine neuen kritischen Hülfsmittel benutzte: so hat er dennoch durch einen wohl überlegten Gebrauch der schon bekannten und durch eine richtige kritische Urtheilskraft den Text an vielen Stellen verbessert, abgerechnet, daß die Anmerkungen noch viele Beweise beyfallswerther kritischer Vermuthungen enthalten, die nicht in den Text aufgenommen worden sind. Für solche Leser, die des Griechischen unkundig sind, hat der Herausgeber die Einrichtung getroffen, daß unmittelbar über den häufig im Plinius vorkommenden Griechischen Worten und Versen jedesmal eine lateinische Uebersetzung steht. Wir wünschen ihm hierin keine Nachahmer, nicht nur, weil diese Zwischenzeilen für das Auge etwas Mißfälliges haben, und oft ganz in einander fließen, so daß es schwer ist

A. L. Z. 1802. Erster Band.

alles recht auseinander zu finden, wie S. 118., fordern auch, weil man in der Eil oft verleitet wird, bey der lateinischen Uebersetzung zu glauben, man lese Plinius eigene Worte, zumal, wenn diese Uebersetzung sich nicht durch eine kleinere Schrift auszeichnet, welches bisweilen vernachlässigt worden ist.

Wie der Herausgeber den gerechten Forderungen einer ausreichenden und fortlaufenden Wort- und Sacherklärung entspreche, wird man am besten aus den vortrefflich bearbeiteten Schilderungen von Plinius Laurentinum (2, 17.) und von seinen Tuscis, wie er es selbst nennt (5, 6), ersehen. Es erleichtert das Verständniß sehr, daß dem erstern eine Zeichnung beygefügt ist. Nur wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte Krubsfacius Entwurf (wovon der Herzog von Gotha die Original-Zeichnung besitzt) nach seinen in den Anmerkungen dargelegten bessern Einsichten abändern und berichtigen lassen. Ueber den Geschmack der Römer in ihren Garten-Anlagen und Landhäusern wären einige Anmerkungen in der Beschreibung beider Villen nöthig und nützlich gewesen. Aber auch das Charakteristische der Garten-Arabeske, wie sie seltsam in Buxbaum, Epheu, Akanth u. s. w. zu einer Zeit spielt, wo der Arabesken-Geschmack in Rom in die Malerey eingeführt wurde, wird nicht besonders beachtet. Gar nichts sagt auch der Herausgeber über die artige Idee eines Gemachs der Nacht und des Schlafes (man muß schreiben: *cubiculum Noctis et Somni*), welches Plinius in der Laurentinischen Villa 2, 17, 22. hatte. Es hatte ganz eine so stille, einsame Lage, und wird so beschrieben, wie die Behausung des Schlafgottes bey Ovid und Statius.

Der Erläuterung des Sprachgebrauchs ist der grössere Theil der Anmerkungen gewidmet, und hier trifft man vorzüglich eine Menge schätzbarer Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des Röm. Redebrauchs in Plinius Zeitalter an. Beyspiele führen wir nicht an, weil jede Seite dergleichen darbietet. Den schönen, im silbernen Zeitalter üblichen Sprachgebrauch von *expositus*, offen, der sich jedermann hingiebt, hätten wohl Beyspiele zu 1, 10, 2. erläutern sollen, wie sie Spalding zum Quintilian 2, 5, 19. „*candidissimum quocumque et maxime expositum*“ giebt. In demselben Briefe des Plinius n. 5. hätte der Herausgeber bey den Worten: „*Multa in Euphrate eminent et elucet*“ auch auf 3, 13, 4. „*elata et excelsa*“ und hier wieder auf jene Stelle verweisen sollen. Beide Stellen werden vom Herausg. richtig

Na

aus

aus dem Zusammenhang und Sprachgebrauch von den Partheyen der redenden Künfte, die am meisten hervortreten und mit den hervorspringenden Theilen und Lichtern in den bildenden Künften verglichen werden, erklärt. Zu 1., 3., 4. „*Effinge aliquid et excude, quod sit perpetuo tuum*“ ist *excude* gut vertheidigt und durch ein paar Stellen erwiesen worden. Diese der Bildnerey abgeborgte Metapher hätte durch den griechischen Redegebrauch, der überhaupt vom Vf. nicht häufig zu Rathe gezogen wird, bestätigt werden können. S. Heyne z. Pindar. Ol. 6, 141. Eichstädt Ep. ad Ast. p. 177—179. Das *perpetuo tuum* sollte auch an Thucydides *πρῆμα ἐξ αἰῶν* erinnert haben, welches vom Herausg. zu 5, 8, II. erläutert wird.

An den nöthigsten Sach-Erläuterungen läßt es der Herausg. zwar nicht mangeln: aber es würde doch nicht an Stoff zu einer nützlichen Nachlese fehlen. Ueber die Stoischen Grundsätze im Anfang des ten Briefes im ersten Buch sind Seneca ep. 8, 5. und Arrian diff. 1, 10, 9. nachzulesen. 4, 3, 4. theilt der Herausg. mit den andern Commentatoren die Schuld, den Jambendichter Herodes nicht zu kennen (welchen Namen er daher zu verbessern sucht), von welchem *Ruhnkenius hist. oratorum Atticorum* handelt, und dessen Bruchstücke man in *Fiorillo diatribe in Herodis Jambographi fragmenta* hinter seiner Ausgabe von Herodes Atticus S. 171. ff. beysammen findet. Ueber die Wunderquelle bey Comum mit der Ebbe und Fluth 4, 30. theilt der Vf. Segners Erklärung aus Gefsners Ausgabe mit, ohne ähnlicher naturgeschichtlicher Merkwürdigkeiten zu gedenken. In unserm Exemplar von Gefsners Ausgabe finden sich von der Hand eines Gelehrten folgende hierher gehörige Nachweisungen: „*Similis fons est in Sabaudia, 2 miliar. a Chambery, haud procul a lacu Bourget, qui sexies per singulas horas verno tempore, aestivo autem bis, in summo aestu semel tantum fluit. Alius est in Helvetia in valle Hasli, de quo Scheuchzer in Itiner. I. p. 26 ff. De illo v. Keisler Itin. T. I. p. 158. la Fontaine de Merveille.*“

Wenn gleich bey einer zunächst auf Erklärung berechneten Ausgabe die Kritik nur in sofern eine Stimme hat, als ohne Berichtigung des Textes die Erklärung selbst schwankend bleibt: so hat doch der Herausg. zweifelhaften oder offenbar verdorbenen Stellen eine sehr sorgfältige Kritik gewidmet, bey welcher alle Punkte einzeln wohl erwogen, und die Gründe sowohl für die Behauptung einer vorhandenen Corruptel als für die vorgeschlagene Verbesserung derselben mit Bündigkeit auseinander gesetzt werden. Eine solche Auseinandersetzung findet man z. B. I. 2, 2, wo die gemeine Lesart: „*tentavi imitari Demosthenem, semper tuam, Calvum, nuper meum*“ und vorzüglich der Name des Calvus mit siegreichen Gründen vertheidigt wird. 2, 3, 2 vom improvisirenden Rhetor Isaeus, liest er aus eben so überzeugenden Gründen, mit Scheffer: „*Ponit (statt poscit) controversias plures, electionem auditoribus per-*

mittit.“ Mit Scharffinn entdeckt der Herausg. zuerst, daß der Anfang von I, 4 sehr verdorben ist. Plinius schreibt an seine Schwiegermutter *Pompeja Celerina*, auf deren Gütern er bestens war aufgenommen worden, folgendes: „*Quantum copiarum in Oriculano, in Narniensi, in Carsulano, in Perusino tuo, in Narniensi vero etiam balineum, ex epistolis meis (nam jam tuis opus non est) una illa brevis et vetus sufficit.*“ Der Herausg. zeigt, daß es lächerlich gewesen wäre, wenn Plinius der Schwiegermutter hätte erst erzählen wollen, was für *copiae* auf ihren Gütern vorhanden wären, daß kein Zusammenhang und kein Latein in der Stelle ist, daß die Worte: „*nam jam tuis opus non est*“ ganz unverständlich sind, und wagt nun folgende zwar kühne, aber gewiß sinnreiche Veränderung der ganzen Stelle: „*Quam me copiae tuae in Oriculano, in Narniensi, in Carsulano, in Perusino tuo delectent, in Narniensi vero etiam balineum, ex epistolis meis intellexisti, quaraquam pluribus non est, sed una illa brevis et vetus sufficit.*“ Hat Plinius so geschrieben: so fällt freylich alle Schwierigkeit weg. Da aber verschiedne Worte ganz *ex ingenio* zugesetzt sind, und sich in den Handschriften hier keine solche Anzeichen von Verdorbenheit finden: so mag doch wohl noch einiges Bedenken dagegen statt finden. Uns scheinen die Worte: „*Quantum copiarum in Oriculano, in Narniensi, in Carsulano, in Perusino tuo (sc. praedio), in Narniensi vero etiam balineo!*“ (so würden wir lesen) als ein Satz für sich zu stehen und als Ausruf der Verwunderung über den Reichthum, den er angetroffen, betrachtet werden zu müssen. Daß solche Eingänge, die unvorbereitet gleich in *mediis res* führen, in Plinius Art sind, hat der Herausg. S. XIV. gezeigt. Aber was ist nun mit den folgenden Worten anzufangen? Sachkundige mögen entscheiden, ob folgender Einfall zurückgewiesen zu werden verdient. Wir haben in unserer Sammlung diesen einzigen Brief an Plinius Schwiegermutter. Wie nun, wenn Plinius bey Veranstaltung seiner Briefsammlung (I, 1, 1) nur diesen einen Brief an sie der Aufbewahrung werth gefunden, und dieses am Rand seiner Handschrift durch die Worte: „*Ex epistolis meis una illa brevis et vetus sufficit*“ oder, wenn man auch die Entstehung der Parenthese erklären will: „*Epistolis meis jam pluribus opus non est: una — sufficit*“ ausgedrückt hätte, die nachher aus Mißverständniß in den Text selbst gekommen wären. In dem Briefe 3, 5, worin Plinius von seines Oheims Studien und Schriften handelt, heißt es: „*In secessu solum balinei tempus studiis eximebatur. Cum dico balinei, de interioribus loquor.*“ Gesner erklärte die *interiora* von ernstern, viel Nachdenken erfordernden Studien, allein Gierig stimmt nicht bey, weil sonst Plinius nicht geschrieben haben würde: *cum dico balinei*; sondern: *cum dico studiis*. Er hält dieses Wort für verdorben und schlägt dafür vor: „*de ipsis lotionibus loquor*“ im Gegensatz der Zeit unmittelbar nach dem Bad, wo Plinius sich schon wieder beschäftigt: denn, setzt der jüngere Plinius

Plinius hinzu: „*dum defringitur tergiturque, audiebat aliquid aut dictabat.*“ Wir fürchten, der Herausg. habe durch seine, an sich leichte, Veränderung weniger die Abschreiber als den Plinius selbst verbessert, der sich freylich etwas deutlicher und bestimmter hätte ausdrücken können. Man muß aber bey *balinei* gleich aus dem vorhergehenden hinzudenken: *tempus studiis eximebatur.* Während er, will Plinius sagen, im Bade verweilte, enthielt er sich zwar von angreifenden Studien, aber dennoch keß er sich bey dem Abtrocknen und Bürsten irgend etwas vorlesen oder dictirte etwas. Er brauchte nicht, wie der Herausg. meynt, zu sagen: „*remissius aliquid audiebat,*“ weil sich das *remissius* von selbst aus dem Gegensatz der *interiora* ergibt. Gegen das Ende n. 18. sagt Plinius: „*Nonne videtur tibi, recordanti, quantum legerit, quantum scripserit, nec in officiis ullis, nec in amicitia Principis fuisset? Rursus, cum audis, quid studiis laboris impenderit, nec scripsisse satis nec legisse? Quid est enim, quod non aut illae occupationes impedire, aut haec instantia non possit efficere?*“ Der Vf. stellt den Gegensatz, welchen der Zusammenhang erfordert, her, indem er: „*quid studii laboribus impenderit*“ liest; nur ist uns nicht klar, wie er die nächst folgenden Worte versteht. Vermuthlich legt er Plinius Worten diesen Sinn unter: Wenn du dagegen hörst, wie viel Zeit er auf die öffentlichen Geschäfte gewendet hat, kommt es dir da so vor (*videtur tibi*, herausgenommen aus dem vorhergehenden: *Nonne videtur tibi*), als habe er noch nicht genug geschrieben oder gelesen? d. h. du wirst dich wundern, daß er noch so viel gelesen und geschrieben hat. Uns scheint die Stelle deutlicher zu werden, wenn wir, mit Beybehaltung der Verbesserung des Herausg., noch *satis* wegstreichen: Solltest du nicht glauben, wenn du dich erinnerst, wie viel er gelesen und geschrieben hat, er habe in keinen öffentlichen Aemtern und in keinen Verhältnissen mit dem Fürsten gestanden? Wenn du dagegen vernimmst, wie eifrig er sich den öffentlichen Geschäften gewidmet, solltest du da nicht glauben, er habe sich gar nicht mit Lectüre und Schriftstellersrey abgegeben? Denn, das ist der Sinn des folgenden Satzes, seine Geschäfte (*illae* geht hier auf das nähere Subject, *haec* auf das entferntere) waren so groß, daß sie ihn von allen andern Arbeiten (also auch vom Lesen und Schreiben) abhalten konnten, dagegen aber sein Fleiß so anhaltend, daß er alles möglich machte, also auch Zeit für die Wissenschaften gewann. In dem Briefe über den Silius Italicus 3, 7 hat der Vf. n. 4. eine bessere Interpunction in folgenden Worten eingeführt: „*Fuit inter principes civitatis sine potentia, sine invidia. Salutabatur, colebatur: multumque in lectulo jacens, cubiculo semper non ex fortuna frequentis, doctissimis sermonibus dies transigebat, cum a scribendo sacaret. Scribebat carmina cet.*“ Nur in der Erklärung dieser Stelle können wir dem Vf. nicht beystimmen, welcher behauptet, es sey hier noch nicht von der Zeit die Rede, wo sich Silius ganz den Geschäften entzogen. Wie?

Steht denn nicht vorher deutlich, er habe, nach der Verwaltung des Proconsulats in Asien, den Flecken seiner ehemaligen zu großen Betriebsamkeit (in Anklagen) durch ein *laudabile otium* abgewaschen? Und das darauf Folgende bestätigt dieses offenbar. Er wurde noch immer als einer der Ersten im Staate geachtet, wiewohl er kein Amt mehr hatte (*sine potentia*). Er brachte die Tage mit Schreiben und gelehrten Unterhaltungen zu Hause zu, und, obgleich Niemand mehr in Geschäften mit ihm zu thun hatte, wurde sein Zimmer doch nicht leer (*cubiculum semper non ex fortuna frequens*), weil seine Verehrer und Freunde seinen lehrreichen Umgang suchten, so wie dieses auch Cicero *de Or.* I, 45. von den grau gewordenen Staatsmännern sagt, die sich zur Ruhe setzen, aber wegen ihrer Erfahrungen und Einsichten noch häufig besucht und um Rath gefragt werden. Er schrieb, setzt Plinius unmittelbar darauf hinzu, Gedichte; aber das that er ja, wie sich Hr. Gierig hier selbst ausdrückt, erst als Greis und *in otio*. Man darf aber nicht mit den Auslegern und mit dem *Celarius de vita Sili* annehmen, er habe sich, nach seiner Rückkehr aus Asien, sogleich aufs Land in Campanien begeben. Nein, er privatisirte noch eine Zeitlang in der Stadt, von welcher Zeit Plinius in der angeführten Stelle redet, und zog sich darauf erst in die ländliche Einsamkeit zurück. In dem Briefe 3, 6, wo Plinius *Tuscos suos* beschreibt, wird von dem Clima geredet n. 2.: „*Et sane gravis et pestilens ora Tuscorum, quae per litus extenditur.*“ Der Herausg. will, wie vor ihm *Corte*, lesen: *Est sane*, welches wohl nicht nöthig ist, da Plinius 2, 17, 25 einen Satz eben so anfängt: *Et omnino litoris illius mira natura.* Aber ist nicht *ora*, *quae per litus extenditur* sehr pleonastisch gesagt, und würde nicht passender seyn: „*Gravis et pestilens aura Tuscorum, quae litus extenditur?*“ *Gravis aura* oder *aer* ist ein gewöhnlicher Ausdruck von einem schädlichen Dunstkreise. In demselben Briefe macht folgende Beschreibung der Villa n. 14. Schwierigkeit: *Villa in colle imo sita prospicit quasi ex summo, ita leniter et sensim, clivo fallente, consurgit, ut, cum adscendere non potes, sentias adscendisse.*“ Der Herausg. bemerkt das Witzige, aber auch das Zweydeutige dieser Stelle. Er nimmt an, die Villa habe auf der Spitze der Anhöhe gelegen, und erklärt daher mit *Gesner* die Stelle so: *villa prospicit ex summo ea, quae sita sunt in colle imo.* Da aber von dem, was auf dem Gipfel gelegen ist, nicht wohl gesagt werden könne, es erhebe sich, auch die Sätze *prospicit — consurgit* nicht wohl ohne Bindewort bestehen können (welches doch Plinius in ähnlichen Fällen zuweilen ausläßt): so streicht der Herausg. *consurgit* durch. Wir glauben, die Schwierigkeit liege bloß in dem Streben des Plinius, witzig und auffallend zu reden, welches ihn dunkel macht. Die Villa im weitern Sinn, den ganzen Park mit einbegriffen, hing vom Fusse des Hügels an und erhob sich bis zu dessen Gipfel. Obgleich, will nun Plinius sagen, die Villa am Fusse des Hügels liegt (eigentlicher; anfängt): gewährt sie

sie doch eine Aussicht, wie von der höchsten Spitze (*quasi ex summo*); sie erhebt sich so unvermerkt am sanften Hügel, daß man nur an der Aussicht bemerkt, daß man höher hinauf gestiegen ist. In der Schilderung des Hippodromus von n. 32. an sind Dunkelheiten, die aus Mangel an anschaulicher Kenntniß nicht leicht ganz gehoben werden dürften. Mit Recht wird vom Herausg. bemerkt, dieser zunächst zur Reitbahn, aber auch zum Spaziergehen, eingerichtete Platz habe die Gestalt eines *Circus* gehabt; schon darum sollte er aber n. 35. die ausgefuchtere Lesart *metulae* nicht mit der andern *viticulae* vertauschen wollen, da die *Metae* dem *Circus* nicht fremd sind. Der Versuch des Herausg., diesen ganzen Abschnitt zu verbessern, zeugt von Scharfsinn. Indes sey es uns vergönnt, unsre abweichende Ansicht des Hippodromus als Vermuthung hier vorzutragen. Eine *Spina* wird nicht ausdrücklich genannt, muß aber doch wohl angenommen werden. Sie scheint den *Circus* nicht in zwey gleiche Hälften getheilt zu haben (wie dies auch, nach *Adlers* Beschreibung der Stadt Rom S. 138 f., nicht immer in den R. Rennbahnen der Fall war), weil auf der einen Seite n. 34. 35. so viele neben einander laufende, auf der andern aber nur ein oder ein paar Gänge erwähnt werden. Die eine Hälfte bestand aus einem langen, geraden Gang, umfaßt von Platanen, zwischen denen *Buxus* gepflanzt war, und sich Epheu herumschlangelte; außerhalb lief noch eine Reihe von Lorbeern herum, wodurch vermuthlich noch zu beiden Seiten eine schmälere Allee gebildet wurde. Oben, wo der *Circus* einen mit Cypressen eingefassten Halbkreis bildet, vervielfältigten sich die Kreise und Wege, und es waren dazwischen ein *Bosquet* und Blumenstücke angelegt. Die andre, wie wir meynen, breitere Hälfte bestand abermals aus einem geraden Hauptgang, umpflanzt von mit *Acanthus* durchflochtenen Plantanen (*medium spatium brevioribus utrimque platanis adornatur*), der in eine Menge einzelner Wege zer schnitten war (*intercedentibus buxis* halten wir für unächt und aus den folgenden Worten eingeschoben), welche dadurch entstanden, daß zwischen dem langen geraden Raum bald Wiesen- oder Rasenstreifen hinabließen, bald künstlich geschnittne *Buxus*-Hecken; aus denen abwechselnd zur Verzierung *Metae* und Fruchtbäume hervorragten. (Hier setzt *Plinius* rhetorisirend zu: durch diese Obstbäume sey mitten in das Werk eines städtischen Kunstgartens etwas vom Lande hineingebracht worden).

Doch es ist Zeit, unsre Bemerkungen über diese schätzbare Ausgabe zu schließen, der wir eine besondere Aufmerksamkeit schuldig zu seyn glaubten. Der erste Band enthält nur 5 Bücher der Briefe; den zweyten sollen auch einige *Excursus* begleiten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERNBURG, b. Bergemann: *Gebete und Formulare zum Gebrauch bey öffentlichen Gottesverehrungen für die Prediger des Fürstenthums Anhalt-Bernburg.* 1800. 298 S. 4.

Voran steht ein künftliches Rescript, in welchem der Geistlichkeit des Fürstenthums Anhalt-Bernburg befohlen wird, daß sie statt der ältern bisher im Gebrauch gewesenen, sich bey dem Gottesdienst dieser neuen Gebete und Formulare bediene, und überhaupt sich die Beförderung ächter Religiosität bey den ihr anvertrauten Gemeinden bestens angelegen seyn lasse. Ohne weitere Vorrede folgt nun die Liturgie selbst; wir wissen also nicht, wer die Verfasser dieser Gebete und Formulare sind, und wie viel oder wenig etwa aus andern, bereits gedruckten Sammlungen aufgenommen seyn dürfte. Gegenwärtige Sammlung enthält: *Gebete* vor dem Altar, an gewöhnlichen Sonntagen, an Abendmahlstagen, an Bußtagen, an Festtagen zu verlesen; dann Gebete nach der Predigt an eben dergleichen Tagen, ingleichen in den Betstunden und Wochenpredigten, und bey dem öffentlichen catechetischen Unterricht zu gebrauchen; nebst einem Anhang einiger Gebete bey besondern Veranlassungen, nämlich zur Saatzeit, nach einer gesegneten Aernte, nach einer dürftigen Aernte, bey bedenklicher Witterung, nach glücklicher Veränderung der Witterung, nach einem schweren Gewitter, nach einer sehr verheerenden Feuersbrunst. Um mehrerer Abwechslung willen sind einige Materialien zu Gebeten vor dem Altar angegeben, die ein jeder Prediger nach seinem Gefallen ausarbeiten kann. Hierauf folgen die *Formulare*; drey zur Taufhandlung, nebst einem abgekürzten, bey sogenannten Nothtaufen zu gebrauchen; drey zur Vorbereitung und Haltung des heiligen Abendmahls, ein Formular zur Privat-Communion für Kranke; ein Confirmations-Formular; drey Copulations-Formulare; eines bey bejahrten, und ein anderes zur Privat-Copulation, bey solchen Personen zu gebrauchen, die sich vergangen haben; ein Formular zur Ordination eines Predigers; zuletzt Anrede und Gebete bey Beerdigungen. — Was nun den Werth dieser Sammlung betrifft: so sind die darin enthaltenen Gebete und Formulare dem Geiste des Christenthums gemäß, auch ist die Sprache durchgehends populär; nur sind manche Gebete zu kalt, und manche Formulare zu trocken, als daß sie lebhaften Eindruck machen könnten. Jedoch gilt dies nur von Wenigen; denn viele sind auch in Ansehung der Form und Einkleidung vorzüglich gut. Da für Abwechslung hinlänglich gesorgt ist; so können die Prediger immer die Gebete und Formulare wählen, die ihnen die besten und zweckmäßigsten zu seyn scheinen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

PRAG, in der K. K. Normalschul-Buchdruckerey:
Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt, und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere. Von L. Chryso-
 stomus Pfrogner, Canonicus Reg. des Stiftes Tepl,
 der Philosophie und Theologie Doctor, K. K.
 öffentlichem und ordentlichem Professor der Kir-
 chengeschichte an der Karl Ferdinandischen Uni-
 versität zu Prag. *Erster Theil.* 1801. 242 S. oh-
 ne Vorrede und Inhalt von 28 S. *Zweyter Theil.*
 326 S. ohne das Register von 8 S. 8.

Während das man immer noch auf die Fort-
 setzung der von Hn. Royko, ehemaligem Pro-
 fessor, jetzigem Gubernialrath zu Prag, mit nicht
 gemeinen Einsichten und feltener Freymüthigkeit vor
 mehreren Jahren herausgegebenen Kirchengeschichte
 der ersten Jahrhunderte wartet, erscheint neben ihm
 der Vf. des gegenwärtigen Werks als ein Mann, der,
 wenn er auch nicht eigentlich in die Fußstapfen
 desselben zu treten Willens ist, doch ihm zur Seite
 zu stehen verdient. Nach einem vieljährigen Stu-
 dium der christlichen Kirchengeschichte, und drey-
 zehn Jahren Vorlesungen über dieselbe, übergiebt er
 diese Einleitung seinen vormaligen und jetzigen
 Schülern zu einer Aufmunterung und Anweisung,
 sich dereinst um die so merkwürdige, aber noch gar
 nicht hinlänglich bearbeitete vaterländisch-böhmische
 Kirchengeschichte, verdient zu machen. In dieser
 Absicht entwickelt er ihnen hier die Grundsätze
 der richtigen Methode, nach welcher die Geschichte
 überhaupt, und die allgemeine Kirchengeschichte
 behandelt werden müssen; beurtheilt die vornehm-
 sten Geschichtschreiber sowohl über diese, als über
 die böhmische Geschichte, und endigt mit einem Ent-
 wurfe zu der Kirchengeschichte Böhmens. Wenn er
 gleich in dieser besondern Rücksicht etwas weit aus-
 Holt, und sich bey vielen bekannten Dingen verweilen
 mußte: so hält er doch auch andere Leser dafür
 durch viele gute Bemerkungen und nützliche Nach-
 richten schadlos. Man sieht oft, das er nicht bloß
 das längst Gesagte wiederholt; sondern auch jeden
 Gegenstand durchgedacht, und nach seiner Art vor-
 getragen hat.

Der erste Theil enthält die nöthigen Vorkenntnisse
 der Geschichte. Indem der Vf. hier zuerst von ihrer
 Bestimmung handelt, schickt er einiges von der Er-
 fahrung überhaupt voraus, (S. 1—16.) was sie sey,
 A. L. Z. 1802. Erster Band.

wie sie entstehe, welche Wirkungen und Eindrücke
 ihr zugehören; wie wichtig die Erfahrungen der Al-
 ten für die Jugend seyen; welche Beziehung die lan-
 ge Lebensdauer der ältesten Menschen darauf gehabt
 habe; u. dgl. m. Bey dieser Gelegenheit sucht er die
 ungereimten Folgen der Hypothese zu zeigen, das
 die Mosaischen Jahre anfänglich Mondrevolutionen,
 nach Abraham dreymonatliche, später achtmonat-
 liche, und nach den Zeiten Josephs erst zwölfinonat-
 liche Perioden gewesen wären. Aber äußerst ge-
 zwungen ist (S. 12.) die Erklärung der Stelle im gosten
 Psalm: *Unser Leben währet siebzig Jahre*, u. s. w.
 es sey in derselben von der Zeit die Rede, welche
 die Nachkömmlinge (Nachkommen) Israels unter ab-
 wechselnden Schicksalen in Aegypten zugebracht ha-
 ben, nämlich 70 Jahre; und wenn man die Zeit der
 Macht und des Wohllebens betrachte, 80, was dar-
 über war, sey Noth und Elend gewesen. Hierauf
 folgt der Begriff der Geschichte, und ihre Eintheilung,
 ingleichen eine Uebersicht der allgemeinen Religions-
 geschichte; wo unter andern der Vorzug des Alters
 der Mosaischen Urkunden vor allen andern verthei-
 digt wird; endlich der Begriff der christlichen Reli-
 gions- und Kirchengeschichte, sowohl im Allgemei-
 nen als Besondern. Im zweyten Abschnitte (S. 46. ff.)
 hat der Vf. nöthig gefunden, eritlich einzuföhren,
 das die Beschäftigung der Geschichte auf wirk-
 liche Vorfälle eingeschränkt seyn müsse. Manchem
 wird dieses überflüssig vorkommen; wer sich aber
 erinnert, wie viele jetzt ihre Geschichte vorher im
 Kopf fabriciren, ehe sie dieselbe beschreiben; oder
 ihre Leser mit der geheimsten Denkkungsart, Poli-
 tik, u. dgl. m. berühmter Männer aus entfernten
 Jahrhunderten bekannt machen, der wird es dem
 Vf. nicht verargen, seine Zuhörer vor diesen und
 vielen andern Verfälschungen der historischen Wahr-
 heit gewarnt zu haben. Er ist übrigens nicht zu-
 frieden mit den frommen Menschen, welche ver-
 gnügt mit dem eingeschränkten Vorrathe der Reli-
 gionsbegriffe des Katechismus, bloß darum die un-
 angenehmen historischen Wahrheiten fürchten, weil
 sie von Herzen aufrichtig wünschen, das sie doch
 niemals geschehen wären. „Ihre Sorgfalt, sagt er, alles
 zu beseitigen, das irgend zum Aergernisse der christli-
 chen Kirche begangen wurde, so aufrichtig sie auch
 im Grunde gemeint seyn mag, ist eine irrige und
 kurzfristige Vermuthung, als wenn durch die Er-
 zählung tadelhafter Vorfälle, und durch die Darstel-
 lung einiger im Alterthum nicht gegründeter Ge-
 bräuche, die Religion zu Grunde gerichtet würde.“
 Ferner zeigt der Vf. das die Merkwürdigkeit der Vor-
 fälle

fälle ihre Wahl für die Geschichte bestimme, und das ihr historischer Glaube sich auf quellenmäßige Nachrichten gründe. (S. 54—86.) Hier ist viel Gutes für die Lehrlinge gesagt; doch hätte noch einiges über den Werth der Wahrscheinlichkeit bey der Entscheidung über das Glaubwürdige hinzugesetzt werden können, weil dabey leicht und oft gefehlt wird. *Authentische Urkunden* nennt Hr. Pfr. S. 81. „schriftliche Zeugnisse, zu dem Ende verfertigt und ausgestellt, damit die andenkenswerthe Thatsache nach ihren wesentlichen Umständen, zur Belehrung derjenigen, die sich von derselben nicht durch die eigenen Empfindungswerkzeuge zu unterrichten im Stande waren, aufbewahrt würde.“ Allein in dieser weiterschweifigen Beschreibung ist gerade das Charakteristische einer zuverlässigen Urkunde weggelassen. Diesen Namen verdient nicht jedes schriftliche Zeugnis von der gedachten Art und Absicht; sondern nur solche, die entweder unter öffentlichem Ansehen; oder, dafern sie von Privatpersonen herrühren, mit gewissen gesetzmäßigen Feyerlichkeiten ausgestellt worden sind.

Den Geschichtschreibern der allgemeinen christlichen Kirchengeschichte ist der dritte Abschnitt (S. 87. bis 131.) gewidmet. Wenn der Vf. hier neben den gleichzeitigen Schriftstellern, als eigentlichen Zeugen, alle übrigen bloß *Sammler fremder Erzählungen* nennt; so würdigt er sie sehr unbillig herab. Es giebt unter den spätern Geschichtschreibern nicht wenige, welche die Quellen sorgfältig geprüft, mit einander verglichen, aus einander ergänzt und berichtigt, sie trefflich erläutert und zur eigentlichen Geschichtsbeschreibung benützt haben: und diese kann man doch keine bloßen Sammler fremder Erzählungen nennen. Uebrigens hat der Vf. in diesem Abschnitte zwar manche richtige Abrisse historischer Schriftsteller gegeben; aber auch eben so viele flache, unbestimmte, oder sonst auf mancherley Art mißlungene. Von der Geschichte des *Philostorgius* (nicht *Philostorchius*) sagt er S. 93. das darin die Ketzer vom J. 300. bis 425. eben so gelobt, wie die Orthodoxen geschmäht worden seyn sollen. Da wir aber bloß einen sehr kurzen schimpfreichen Auszug derselben vom *Photius* haben: so läßt sich über seine Partheylichkeit gar nicht urtheilen, und wahrscheinlich wird sie wohl nicht ärger gewesen seyn, als die von den Orthodoxen in ihren Schriften wider die sogenannten Ketzer bewiesene. Die S. 101. befindliche Stelle: „Die nie gehaltene Treue der Griechen war endlich Ursache, warum die Abendländer denselben wider die Belagerer von Constantinopel keinen Beystand geleistet haben,“ sollte eigentlich nach der erweislichen Geschichte so lauten: Der allergrößte Theil der griechischen Kirche behielt stets eine so starke Abneigung gegen die Oberherrschaft des Papstes, daß die mehr als einmal von ihren Kaisern aus politischen Ursachen eingegangene Vereinigung mit der lateinischen Kirche keinen Bestand haben konnte; und die auch nachher von den Päpsten mehrmals zur Rettung von Constantinopel

vorgeschlagenen Türkenkriege, hatten theils wegen der damaligen Verfassung des abendländischen Europa, theils besonders darum keinen Fortgang, weil man sich an den Kreuzzügen der Päpste längst gesättigt hatte. Vom *Baronius* gesteht der Vf. (S. 102.) das er im römischen Archiv sehr viel Gutes; aber auch aus Mangel der griechischen Sprache, und der gefunden Kritik, sehr viel Schlechtes gesammelt habe; sobald etwas zur Verherrlichung des apostolischen Stahls diene, so mußte solches, es mochte untergeschoben oder authentisch seyn, in seinen Jahrbüchern aufgezeichnet werden. Die *Critica Baron.* des *Pagi* schränkt sich nicht bloß, wie S. 103. gesagt wird, auf die Fehler des Bar. wider die Zeitrechnung ein; sie enthält vielmehr auch eine Menge schätzbarer historischer und antiquarischer Erörterungen, selbst für die politische Geschichte. Keinen Schriftsteller seiner Kirche auf diesem Felde bewundert Hr. Pfr. mehr, als den Bischof *Bossuet*. Aber, wie es mit der Bewunderung zu gehen pflegt! sie stößt die kaltblütige Kritik fern von sich weg, und verwandelt jeden Schimmer in eine glänzende Sonne. „*Boss.* bleibt, schreibt der Vf. von ihm, (S. 105.) er mag seinen Religionsgegnern gefallen, oder nicht, als ein schätzbares Muster der Welt bekannt.“ Unpartheyische Protestanten haben schon zu seiner Zeit den großen Geistesgaben, der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit des berühmten Mannes alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie haben ihn aber auch für einen feinen Hofbischof, für einen zu arglistigen Disputator, und für einen der gewandtesten Sophisten, in der Geschichte, wie in der Theologie, erkannt; er hat ihnen also gefallen, und nicht gefallen; was will Hr. P. mehr? Doch er fährt fort: „Sein unfaßender Geist, die ihm eigene Kunst, kurz und voll zu seyn, der vortreffliche Geschmack, die edle und natürliche Beredsamkeit, zeichnet vorzüglich seine Einleitung in die *Universalgeschichte* so sehr aus, daß man sich wundert, wie es der *danische Hosprediger* wagen konnte, ihn fortzusetzen, welcher an manchen Stellen seiner Berichtigungen so deutliche Beweise giebt, daß er den großen Mann nicht einmal richtig verstanden hat.“ Man wird hier zuerst bemerken, daß der Vf. *Boss.* *Discours sur l'histoire universelle* eigentlich nur von Seiten des Ausdrucks und der Darstellungsgabe rühmt: und daran that er auch recht wohl. Denn ein Meisterstück der Beredsamkeit ist das Buch allerdings; aber auch der Geschichtschreibung? nichts weniger. Bey einer Menge wahrer und treffender historischer Schilderungen, enthält es doch auch eben so viele pomphafte Declamationen, unter welchen sich manche feichte, auch wohl falsche Stellen ganz bequem verbergen konnten. Da B. die Geschichte der christlichen Zeiten hauptsächlich eine religiöse Tendenz nehmen läßt: so hat er bisweilen auch die gemeinsten Auftritte des Clerus und der Mönche mit einem fonderbaren Prunk überladen. So sagt er „die Kirchengeschichte wisse nichts Schöneres zu erzählen, als den Einzug *Augustinus* mit seinen vierzig Mönchen in das

Königreich Kent.“ Man lese die Erzählung selbst bey dem Beda: und man wird lächeln müssen. Fast glauben wir auch, daß Cramer, zwanzig, dreißig Jahre später, nachdem sein historischer Geschmack reifer geworden war, dieses Buch nicht übersetzt, und seine Fortsetzung als eine von demselben unabhängige Arbeit herausgegeben haben würde; was aber sein Nichtverstehen des großen Mannes anbetrifft: so mag er freylich in der Geschichte gar vieles anders verstanden und benützt haben, als B. An einem andern Orte (S. 120.) nennt der Vf. den gutherzigen Bossuet: ihn, der den weit ehrwürdigeren und wirklich gutherzigeren Fenelon verfolgt hat; spricht von seiner unüberwindlichen Beredsamkeit; als wenn diese in der Geschichte entscheiden könnte, u. dgl. m. Was S. 104. der unbemühte Kalenderkritiker Launoi sagen soll, wissen wir nicht; wenigstens hat derselbe der Kirchengeschichte noch wichtigere Dienste geleistet, als die Ausmerzung einiger Kalender-Heiligen. Von den protestantischen Schriftstellern dieses Fachs urtheilt der Vf. zwar ziemlich gemäßiget; macht ihnen aber bisweilen höchst unerwartete Vorwürfe; z. B. Mosheimen, daß er die Quellen nicht sorgfältiger studirt habe; welches wohl schwerlich sonst jemand einfallen wird zu behaupten. Von Spittlers Grundriffe sagt er: „Das Werkchen ist bloß ein Raisonnement über die Kettenfolge der wichtigsten Begebenheiten; welches, da manche Facta hin und her (hin und wieder) nicht immer aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, andere irrig angenommen, oder unrichtig aufgestellt werden, sehr viel bloß gedachte Behauptungen enthält;“ er bedauert auch, daß darin wenigstens bey kritischen Stellen, die nöthigen Zeugnisse nicht angeführt worden sind.

Im vierten Abschnitt, von den Geschichtschreibern Böhmens, zeigt sich der Vf. noch mehr einheimisch und geübt auf seinem Felde. Die ältesten sind Ausländer; darauf folgen Christannus, Cosmas, Dechant an der Metropolitankirche zu Prag, der erste ordentliche Geschichtschreiber Böhmens, der sein Werk mit dem J. 1125 schloß, das zuletzt zu Prag 1784 in den *Scriptis. Rev. Bohemic.* gedruckt worden ist; und verschiedene andere bis zum fünfzehnten Jahrhundert hin; worunter Waitmilius, eines Erzdiakons zu Saaz, (oder Sazka) um das Jahr 1370 vortreffliche Chronik erst im Jahr 1784 in der gedachten Sammlung, Tom. II. ans Licht gezogen worden ist. Den mittlern Zeiten von den Hussitischen Händeln an, fehlt es noch weniger an Historiographen und Urkunden. Einen merkwürdigen Brief des Andreas von Broda an Johann Hussen, von dem Joh. Cochläus nur ein Fragment mitgetheilt hatte, hat der Vf. S. 151—158. ganz eingerückt. Das Tagebuch des Lorenz Brzezina, Magisters der Philosophie, und Kanzlers bey dem Neustädter Magistrat zu Prag, welches Ludwig in seinen *Reliquiis*, T. VI. unter dem fremden Namen Byzynii sehr mangelhaft herausgegeben hat, enthält, wenn er gleich ein Anhänger der gemäßigten Hussitischen Parthey war, viel glaubwürdige und anderswo nicht vorkommende Nach-

richten. Des berühmten Aeneas Sylvius böhmische Geschichte hat zwar viele Fehler wider die Zeitrechnung und Entstellungen böhmischer Namen; erzählt aber auch viele wichtige Begebenheiten und Bemerkungen über Böhmens damalige Cultur. Unter mehreren handschriftlichen Beyträgen zu dieser Geschichte, welche der Vf. beschreibt, hat er M. Georgii Pifscensis, Rectoris Acad. Prag. *Notata historica ab a. 1518 usque ad obitum Regis Ludovici, 1526* abdrucken lassen. (S. 164—180.) In der Hussitischen Geschichte des Joh. Cochläus erkennt zwar der Vf. Partheylichkeit und ungemein intolerante Gefinnungen; hält sie aber doch für einen trefflichen Beytrag zur böhmischen Kirchengeschichte. Bemerkungswerth sind auch die S. 184—189. abgedruckten Fragen, welche Ferdinand I. im Jahr 1564 nach Prag schickte, und die darauf erfolgten Antworten der Administratoren des Prager Erzbisthums, welche als Grundlage zur Einführung der Communion unter beiden Gestalten, verlangt wurden. Wenzel Hagek von Liboczan, Propst bey der Collegiatkirche zu Altbunzlau, wird von dem Vf. der Verdienst unter allen böhmischen Historikern genannt; man mag seinen Fleiß oder die Menge der aufgezeichneten Gegenstände betrachten; wenn er gleich Versehen wider die Zeitrechnung, und auch wider die historische Wahrheit begangen hat. Die lateinische Uebersetzung und Verbesserung des Werks von dem auch verdienstvollen P. Dobner, in sechs Quartbänden, ist bekannt; der siebente wird nach dessen nun erfolgten Tode, nächstens ans Licht treten. Wir übergehen andere, um bey Zach. Theobalds berühmten Geschichte des Hussitenkriegs etwas stehen zu bleiben. Hr. Pf. stellt ihn, wegen seines entgegengesetzten Religioseifers neben dem eben so partheyischen Cochläus; hält aber doch sein Werk für ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Bearbeitung der böhmischen Geschichte. Seine Nachricht, es sey zuerst zu Wittenberg, 1609 zum zweytenmal zu Nürnberg, 1621, und endlich in lateinischer Sprache zu Breslau, 1750 Tom. III. 4. erschienen, ist folgendergestalt zu verbessern. Der erste Theil des Werks kam zu Wittenberg 1609 zum Vorschein. Im J. 1621 wurde derselbe sehr vermehrt und verbessert, mit dem zweyten und dritten Theil zu Nürnberg gedruckt; in eben dem Jahre kam zu Frankfurt am Mayn eine lateinische Uebersetzung des ersten Theils heraus; die deutsche Urschrift aber ist vollständig zu Breslau 1750 in drey Theilen in Quart, mit Baumgartens Vorrede, wieder aufgelegt worden. Ueber die neuere böhmische Geschichte werden Joh. Amos Comenius, Paul Stransky, Melch. Goldast, Joh. Thomas Pessina von Czechorod, Bohusl. Balbin, und andere berühmte Geschichtschreiber, bis auf einen Gelas. Dobner, Adauct. Voigt, Franz Martin Pelzel, Franz Pabitschka, Joseph Dobrowsky, u. a. m. nicht bloß angeführt, sondern auch nach ihren Verdiensten gewürdigt. Wenn von Lensauts *Hist. de la guerre des Hussites et du Concile de Basle* gesagt wird, (S. 215.) sie enthalte unter manchem Guten so viele grundlose Muthmaßungen, daß es ein Pro-

duct aus Thatfachen und Erdichtungen sey, indem der Vf. alle Fehler und historische Irrthümer seiner Gewährsmänner wiederhole: so dünkt uns dieses Urtheil nicht allein überhaupt zu hart zu seyn; sondern auch desto unbilliger, weil *Lenfant* sein Werk durch den Tod übereilt, nicht mit aller Genauigkeit vollenden konnte. Den Beschlufs machen die schätzbaren Arbeiten der böhmischen gelehrten Privatgesellschaft; die Sammlung böhmischer Landesgesetze und anderer Urkunden; endlich das Geständniß, daß es an einer böhmischen Kirchengeschichte noch gänzlich fehle; obgleich der Weltpriester *Karl Kržík* im J. 1764 eine sogenannte Einleitung in dieselbe aus Licht gestellt habe.

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Musenalmanach* für 1802. Herausgegeben von I. S. Siegfried und G. Klinski. 263 S. 8.

Hr. Siegfried hat zu dieser Sammlung nur drey Stücke, mehr als zehnmal so viel Hr. Klinski beygetragen; unter diesen und Hr. Noachs Beyträgen sind die meisten Epigramme. Zu den bessern von Hr. Kl. rechnen wir folgende:

An einen Dichter.

Dein Lied hat viel Füße, und gehet doch nicht,
Es strömet von Wasser, und fließet doch nicht,
Sprüht Feuer und Flammen, und wärmet doch nicht,
Häuft Blumen auf Blumen, und riechet doch nicht,
Ist alles erfunden, und doch kein Gedicht.

Der vierte Vers aber ist verunglückt, da man in keinem Verstande einem Gedichte das Riechen beylegen kann.

Der Teufelsläugner.

Als Jüngling läugnete den Teufel stets Kleant,
Als Ehemann kam ihm der Glaube in die Hand.

Beredtes Gefühl.

Weg mit beredtem Gefühl! Es plätschert das flache Gewässer,
Aber verschwiegen und stark wühlt in der Tiefe der Strom.

Misrathen ist in der *Pointe* folgendes:

Grabchrift eines Lügners.

Hier ruht der Lügner Veit! wie und was er gewesen,
Das glaubtet ihr doch nicht, wär es auch hier zu lesen.

Das könnte nur treffen, wenn der Lügner die Grabchrift selbst gemacht hätte. Dafür ist folgendes besser:

Das Pfand.

Stax giebt die Seel' in Gottes Hand, denn diese konnt'
er nicht verpfänden,
Sont wär sie seit Jahren schon in seiner Creditoren
Händen.

Von Herrn Noach würde folgendes ein gutes Epigramm seyn, wenn bloß die vier letzten Verse dem wesentlichen nach blieben:

Grabchrift eines Phlegmatikers.

Hier ruht ein Mann der immer ruhte,
Er liebte nicht das Böß und haßte nicht das Gute;
Nie war ihm haglicher zu Muthe,
Als wenn er in dem Lehnstuhl saß,
Der Welt beym Pfeischen ganz vergaß,
Wohl auch gebratne Tauben aß,
Wenn sie sich nur die Mühe nahmen,
Und ihm ins Maul geflogen kamen,
Wohl eingewiegt in weiche Zuversicht,
Erhart er hier das ew'ge Leben,
Wenn's ihm der Liebe Gott hinein ins Grab will geben,
Denn aufstehn kann er nicht.

Die acht ersten Verse reizen durch ihre Langweiligkeit den Leser so zum Gähnen, daß er, weuns zur *Pointe* kömmt, unmöglich lachen kann. Auch das wohl eingewiegt in weiche Zuversicht ist ein ganz müßiger Gedanke. Wir würden diese Abänderung vorschlagen:

Ein Freund der Ruh, der nie der Pflicht,
Sich auszuruhen hienieden was vergeben,
Erwartet gern das ew'ge Leben,
Will's Gott ihm hier in seiner Ruhstatt geben,
Denn auferstehn ist seine Sache nicht.

Glücklicher sind Hr. N folgende gerathen;

Auf einen Weinschenken.

Durch Weinschank ward in kurzer Frist,
Valer reich, grob und stolz. Ihr fragt, wie kann der
Wein

So große Dinge thun? Doch wißt:
Der Wein thut's freylich nicht allein,
Das Wasser thut's so mit und bey dem Wein.

Gegenbemerkung.

Ey spottet nur, denkt Herr Valer,
Ihr habt die Sache schlecht durchschauet,
Der Glaub', ihr Herren, thut's vielmehr,
Der solchem Wein im Wasser trauet.

Die Apostrophe an das Geld aber:

Geld du Licht und Recht der Welt,
Du ihr Trost und Heil o Geld.

die auf diese Art noch durch zwanzig Verse fortläuft, und sich schließt:

Geld du Alles in der Zeit,
Geld du ew'ge Seligkeit.

ist nichts als eine elende Reimerrey.

Man wird aus diesen Beyspielen ungefähr abnehmen können, welche Proportion zwischen Gut und Schlecht in diesem Almanache statt finde, ob wir gleich die Stücke einiger andern Verfasser ganz übergehn; er gehört weder zu den schlechtesten noch zu den besten dieses Jahrs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

PRAG, in d. K. K. Normalschul-Buchdruckerey:
Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere. Von L. Chryso-
 stomus Pfrogner etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theil, der von der Zubereitung der zweckmäßigen Materialien, und von der Herstellung (Abfassung) einer vollkommenen Geschichte handelt, setzt der Vf. seine Theorie der allgemeinen, besonders aber kirchlichen Geschichtschreibung fort, und wendet sie immer, vornehmlich aber zuletzt, auf die Böhmisches an. Unter die Hülfswissenschaften rechnet er im ersten Abschnitte zuerst die Sprachkenntnis. Das Hebräische ist hier vergessen; dessen man doch schon zum Verständnisse der christlichen Religionsurkunden, und in der Folge zur Beurtheilung des ganzen Gangs der biblischen Auslegung nicht entbehren kann. Auch geht die Vorliebe des Vfs. für die lateinischen Schriftsteller (S. 10.) viel zu weit. Es ist unrichtig, dass alles, was sich bis in die spätesten Zeiten in Beziehung auf Religion und christliche Kirche Merkwürdiges zutrug, in jener Sprache aufgesetzt worden sey, und eben so wenig kann man mit ihm sagen, im 4ten und 5ten Jahrhunderte habe es schon so viele und so ansehnliche Schriftsteller unter den Lateinern gegeben, dass es schwer sey, zu entscheiden, ob man den Griechen oder Lateinern den Vorzug einräumen soll. Auf die Menge kommt es doch wahrhaftig nicht an; außer dem Hieronymus konnte die lateinische Kirche der griechischen kaum einen einzigen Theologen an Gelehrsamkeit entgegen stellen; und vollends im 5ten Jahrhunderte! Man weiß, was für ein mittelmäßiger Gelehrter der sogenannte große Leo gewesen ist. Weiter empfiehlt der Vf. die Alterthumskunde, die Hermeneutik (nur nicht die jetzt gewöhnliche, von der er S. 27. sagt, sie werde eine nach und nach verfeinerte Zauberkunst, durch welche der Mann mit wenig Verstande und viel Dreistigkeit, aus der Geschichte zu machen im Stande ist, was er will). Die Zeitrechnung, deren Gattungen ausführlich entwickelt werden, und die Erdbeschreibung (wo er zwar S. 60. gesteht, dass im 4ten und folgenden Jahrhunderten nur die suburbicarischen Bischöfe dem römischen Patriarchen gehorcht haben; gleich darauf aber den schiefen Begriff einmischt, dass die übrigen Patriar-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

chen vor demselben in ihren Angelegenheiten erschienen wären; gleichsam als wenn sie ihn für ihren Richter erkannt hätten).

Die Kritik, welche den zweyten Abschnitt dieses Theils einnimmt, nennt er (S. 71.) subjectiv betrachtet, eine Fertigkeit, das Product mit dem Ideale nach den hierzu erforderlichen Grundsätzen in der Absicht zu vergleichen, um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen, wie viel oder wie wenig der Gegenstand durch Anwendung der Gesetze mit dem Vorbilde übereinkomme, oder abweiche. Diese wendet er nun auf die Geschichte im Allgemeinen, aber auch auf die Kirchengeschichte an, wo er eine Menge Erdichtungen, z. B. in den Lebensbeschreibungen der Heiligen, in den falschen Dekretalen u. s. w. zugeht; aber noch etwas deutlicher hätte er zeigen sollen, aus welchen Quellen dieselben geflossen sind. Dann lehrt er den Kritiker die Zeugen in Ansehung ihrer Sachkenntnis und Redlichkeit prüfen, und giebt folgende Gründe eines vernünftigen Verdachts gegen die letztere Eigenschaft an: eine verschwundene Beredbarkeit, eine außerordentliche Gemüthsbewegung, Entzückung für das Vaterland, fanatischer Religionseifer und übermäßige Vorliebe des Lebensstandes. Freylich kann man daraus nicht immer auf Mangel an Redlichkeit schließen, sondern nur auf Unfähigkeit, die Wahrheit unverfälscht darzustellen. Wie sich ferner die Kritik bey unsichern Denkmälern und zweifelhaften Urkunden betragen; wie sie die Geschichtschreiber einzeln, und mit einander verglichen, ingleichen die übereinstimmenden und die verschiedenen Nachrichten prüfen müsse, wird umständlich gelehrt. Auch werden die Merkmale des Untergehobenen angegeben. Den Hülfswissenschaften der Geschichte wird endlich noch die Philosophie beygefügt, und in derselben besonders die Vernunftlehre, die Physik, die psychologische und praktische Menschenkenntnis zur Prüfung der Handlungen einzelner Menschen; ingleichen die politische Weltkenntnis um die Ursachen großer Begebenheiten in den politischen Gesellschaften richtig angeben zu können.

Näher kommt der Vf. seiner Hauptabsicht im dritten Abschnitte, von der methodischen Einrichtung der Geschichte, S. 154 fg. Der Zeitfolge gemäß, werden die vier von Mosheim bestimmten Perioden angenommen, und eine Uebersicht derselben ertheilt; großentheils bündig genug; auch unter einigen Versuchen von Freymüthigkeit; doch möglichst schonend und verschweigend für Päpste und ihren Clerus. Wenn der Vf. insonderheit S. 180. sagt; „Die

Pp

Kip.

Kirche hat freylich kein Recht, mit politischen Reichen der Erde zu disponiren; allein auch die weltliche Macht soll vom *Tabernakel* immer in der gehörigen Entfernung ehrerbietigst stehen bleiben: so hätte er anstatt des jüdischmythischen *Tabernakel* lieber Deutsch sprechen sollen. Wollte er damit so viel sagen, daß die weltliche Macht niemanden seinen Glauben und seine Religionsgefinnungen vorschreiben darf: so war diese Maxime ganz überflüssig; sollte es aber so viel heißen, sie dürfe sich gar nicht in kirchliche Angelegenheiten mengen: so ist es falsch. Noch mehr wundern wir uns, daß der Vf. dem Trost gemeiner Controversisten folgende Ursachen des Beyfalls, den *Luthers* Reformation fand, nachschreiben konnte (S. 185.): die Fürsten durften die einträglichen Besitzungen des geistlichen Standes einzuziehen; die Priester und Mönche konnten sich zu ihrer Entschädigung, nach seinem Beyspiele, (*der Hauptschlüssel zur Erklärung seines Eifers*) in die Arme einer Gemalin werfen, und der gemeine Mann fand in den Predigten und Flugschriften des Reformators und seiner Freunde von den Menschenfatzungen und der päpstlichen Tyranny, seinen übelverstandenen Abgott, die Freyheit. Jeder Anfänger in der Reformationsgeschichte weiß doch, daß in ihren ersten Jahren von gar keiner Einziehung der Kirchengüter die Rede war; daß, als die Klöster so häufig freywillig verlassen wurden, ihre Güter meistens den Universitäten, Kirchen und Schulen angewiesen worden; die Bisstümer aber noch lange stehen geblieben sind; daß *Luther* erst acht Jahre nach dem Angriffe des Ablasses geheirathet hat, mithin kein verständiger Mann seinen Eifer wider die römische Kirche aus Heirathslust erklären kann; daß manche seiner Anhänger weit früher als er, den ehelosen Stand des Clerus verworfen, und ein Beyspiel des Gegentheils gegeben haben; wohl aber, daß er die Nichtigkeit und Schädlichkeit der Mönchsgelübde zeitig aufgedeckt hat; daß endlich die Freyheit, welche er herstellen wollte, nichts weniger als bürgerliche, sondern bloß die christliche des Verstandes und Gewissens war. Eine andere Eintheilung nach der Ordnung der Ähnlichkeit (deutlicher, nach der Realordnung, oder nach gewissen Classen von Begebenheiten), hat der Vf. S. 189. fg. vorgetragen. Er glaubt, daß die allgemeine Religions- und Kirchengeschichte nachstehende Abhandlungen fodere: die Geschichte der versammelten und verbreiteten Kirche Jesu; die Geschichte der eingetretenen äußerlichen Hindernisse, oder Verfolgungen; die Geschichte der Gesetzgebung oder der Hierarchie, und ihrer späterhin erfolgten Entwicklung; die Geschichte der Gesetze (das sollen die alten Glaubensbekenntnisse der Kirche, die Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, und die Schriften der Kirchenväter, als unverwerfliche Zeugnisse der mündlichen Uebersieferungen, mithin die einzigen zuverlässigen Commentarien der wahren Lehre Jesu seyn!); die Geschichte der Gesetzverkündigung, nämlich der Methode, oder Theologie, und der vorzüglichen Leh-

ren; die Geschichte der Gesetzbefolgung, und das beym äußerlichen Gottesdienste, im stillen Lebenswandel und in der gewöhnlichen Kirchenzucht; die Geschichte der innern Hindernisse oder Mißverständnisse der Glieder, die in ihren Folgen entweder theologische Streitigkeiten, oder Ketzerereyen waren, welche Trennungen der Kirche bewirkten; endlich die Geschichte der Vereinigungsmittel (das sie wahrlich sehr selten waren), oder der Kirchenversammlungen, deren Absicht (sagt der Vf. S. 217.) die Bestätigung der alten Religionswahrheiten (also zu Ephesus des *Πρωτόζω*? zu Costniz der *Communio sub una*? u. dgl.) waren. Man sieht leider, daß diese Classification um die Hälfte kürzer hätte ausfallen können, wenn nicht die hierarchische Gesetzgebung mit ihren Folgen so viel Platz gefodert hätte. Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß Hr. Pf. S. 200. den Kirchenväter seine mildern Gefinnungen auf eine gezwungene Art unterschiebt, indem er schreibt: „Wenn sie sagen: *außer der Kirche ist kein Heil*: so verkanden sie unter dem Ausdrucke nie etwas anders, als: daß man außer der Kirche kein ordentliches Mittel kennet, selig zu werden; nicht aber, daß sie dadurch irgend ein Individuum verdammen wollten.“ Man muß den *Augustinus* nicht gelesen haben, oder nicht verstehen wollen, um dieses zu behaupten: ihn, der sogar (*L. de corrept. et gratia*) die ungetauften Christkinder von Gott zur Verdammnis bestimmen läßt.

Nach eben dieser zweyfachen Methode hat der Vf. auch S. 219 fg. einen Entwurf zu der Kirchengeschichte Böhmens gemacht. Wir wollen aber diese Anzeige nicht durch einen Auszug daraus verlängern, und begnügen uns, das Einzige anzuführen, daß er bey allem Glimpf, mit dem er von *Hussen* zu urtheilen sich bestrebt, es doch, wegen der wider die Ketzer bestehenden kaiserlichen, königlichen und canonischen Gesetze, sehr natürlich findet, daß man ihn verbrannt habe; ihn zwar bedauern, aber nicht entschuldigen kann (S. 260 fg.). Die Ehre der theuren Hierarchie muß also gerettet werden, es koste, was es wolle! Uebrigens ist Hr. *Canonicus Esr.* mit allen Quellen und Hülfsmitteln seiner väterländischen Kirchengeschichte so vertraut, daß man sie allerdings von ihm beschreiben zu sehen wünschen möchte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen* vom Hofr. und Prof. *Günner* zu Landshut. *Erster Band*. 1801. 476 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine sehr schätzbare Sammlung von Berichten, Gutachten und Urtheilen, von denen sich mehrere durch die Wichtigkeit des Falles, alle aber durch die Klarheit und Leichtigkeit der Behandlung, und die Reinheit des Vortrags auszeichnen, und in dieser Rücksicht als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Die meh-

mehresten sind von dem Vf. als Mitglied einiger Collegien eines bischöflichen Staates (Bamberg) ausgebelet worden. Der Inhalt der Sammlung ist folgender: 1) Vortrag mit Gutachten in Sache Obmann und Geschlecht von Engfeld, gegen Seine Hochfürstl. Gnaden zu X. höchst Dero Regierung u. s. w. Mandati auf die Pfandungsconstitution 1795. Der Gegenstand betrifft ein Reichshofrathliches Mandat auf die Pfandungsconstitution gegen eine Fürstl. Regierung in einer Huthungssache, die eigentlich blofs eine Dorfgemeinde betraf: und die erst späterhin geschehene Ausdehnung des Mandats auf die Dorfgemeinde selbst, wogegen die Gemeinde aber Revision ergriff, und die Fürstliche Regierung ihr darin beyzustehen bat. Es wird gezeigt, dafs sowohl das Mandat selbst, da die Regierung in dieser Sache gar nicht Parthey war, als die Extension des Mandats auf die Gemeinde ungerecht sey, vielmehr die Sache als eine blofse Partheysache an den Richter der ersten Instanz hätte gewiesen werden sollen. Der Vf. rath dem Fürsten, durch Intervention zu der Revision der Gemeinde aufzutreten. 2) Ist die Interventionschrift selbst, die in der ersten Abhandlung erwähnt wird. 3) Rechtliches Gutachten in Sache Johann Kr. Schuithais zu St., entgegen den Schurzjuden H. aus T. einens nicht erfüllten Getreideaccord betreffend. Rechtsgutachten in einer Proccfsfache, wo auf Erfüllung eines Getreidekaufcontracts geklagt, aber vom Beklagten die Exception gemacht wurde, dafs der Aufkauf des Getreides durch landesherrliche Verordnung verboten, folglich der Contract null sey, dahin entschieden, dafs, da doch der Getreidekauf in sofern erlaubt worden, als einer einen fürstlichen Regierungspafs dazu habe, das Geschäft zwar, weil Beklagter dergleichen nicht gehabt, allerdings null, Beklagter aber gleichwohl Klägern zu allem Schadenersatz verbunden sey, weil Kläger berechtigt gewesen, eine Bedingung, ohne welche Beklagter nicht abschliessen konnte, als wirklich erfüllt voraus zu setzen. 4) Bericht an das Reichskammergericht in Sache einiger Mitglieder der Brandversicherungsgesellschaft zu X. gegen Seine hochfürstl. Gnaden zu X. angebliche unerlaubte Einmischung des fürstlichen Cabinets in Justizsachen betreffend 1793. Eine Vertheidigung des Fürsten, der mehreren Mitgliedern der Brandassicuranz, die sich weigerten, die durch die Franzosen angerichteten Brandschäden zu bezahlen, und weshalb auch ein Proccfs bey der Regierung eingeleitet worden war, befahl, dieselben vorläufig zu entrichten, mit der Freyheit, ihre Sache im Wege Rechts auszuführen. Streng genommen, möchte aber doch wohl das Verfahren des Fürsten nicht von dem Namen einer Cabinetsinstanz freysprechen seyn, so gut auch seine Absicht seyn möchte, und so gut es gewesen wäre, wenn die Regierung einen kürzern Weg eingeschlagen hätte. 5) *Exceptiones sub et obreptionis* an Seite des Hofkammerfiscals zu X. gegen Franz Peter G. Reserjäger zu L. Mandati, den retract eines Zehends zu N. betreffend. — Auch hier dürfte die eigenmäch-

tige Besitznehmung des Zehnden von Seiten der fürstlichen Hofkammer nicht ganz entschuldigt werden können. Die Hofkammer wollte das retractrecht ausüben, dem Käufer aber blofs den Kaufpreis ersetzen, und da dieser seine Forderungen höher spannte, griff sie nach dem Zehend, und deutete dem Käufer an, dafs er den Kaufpreis bey dem Amte erheben könne. 6) Vortrag mit Gutachten, die Erhöhung der Taxe für die Courierpferde auf den Taxischen Reichsposten betreffend 1795. Der Fürst von Taxis hatte ein Regulativ zur Erhöhung der Taxe für Courierpferde an den Fürsten von . . . gesandt, mit der Aeufserung, dafs die getroffenen Maafsregeln den Fürsten über das beruhigen könnten, was seine landesherrliche Vorforge dabey etwa zu erinnern haben könne. Diese Aeufserung benutzt der Vf., der im Namen der Regierung ein Gutachten deshalb fertigen mußte, um zu zeigen, dafs auch in den Ländern, wo die Posten ein kaiserliches Reservat seyen, das Recht der Oberaufsicht des Landesherrn bey allen und jeden in dieser Rücksicht von dem Reichspostmeister zu treffenden Anordnungen eintrete, und daher durchaus Genehmigung der landesherrlichen Gewalt zu den von der Reichspostdirection bestimmten Taxen nothwendig sey. Der Landesherr hat allerdings bey solchen kaiserlichen Reservaten eine negative Stimme, d. h. er kann sie in so weit einschränken, als ausserdem das Wohl seines Landes nicht damit bestehen könnte; ob man aber deshalb das Ganze von seiner Bewilligung abhängig machen könne, ist wohl zu bezweifeln. 7) Gutachten über die Verbindlichkeit des Klosters L., eine jährliche Abgabe unter dem Namen Hundelagergeld an die fürstliche Hofkammer zu X. zu bezahlen. Unbedeutend. 8) *Supplicatio pro Mandato S. C.* von Seiten der Regierung zu G. wider die Regierung zu K., ein Fall, wo man, ohnerachtet eines schon vorhandenen günstigen älteren Mandats doch lieber um ein neues statt der blofsen *Citatio ad reassumendum* nachsuchte; und sich auf das ältere blofs zum Beweise des älteren Besitzes berief. 9) Gutachten Thomas Wiederholdt entgegen Maria Barbara Wiederholdin, das Versprechen einer Belohnung nach dem Tode betreffend, wo man zweifelhaft ist, unter welche Classe von Verbindlichkeiten man es zählen soll, von dem Vf. aber dasselbe dem Contracte: *do ut facias*, beygezählt wird. 10) Vorstellung um Aufhebung der Temporalinhibition nebst Beschwerdenlibell an den kaiserlichen Reichshofrath von Seiten der hochfürstlichen Hofkammer zu X. wider die Gemeinde Fronhof, verschiedne Beschwerden, insonderheit die Rechtmässigkeit einer Temporalinhibition betreffend. Untersuchung über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Inhibition. 11) Urtheil mit Zweifels- und Entscheidungsgründen in Sache Andreas Hufnagel Revidenten wider Caspar Ziegler, Revisen, Realinjurien betreffend. Urtheil über Unzulässigkeit eines ergriffenen Revisionsmittels, weil der Bescheid, gegen welchen Revision gesucht wurde, blofs Folge eines vorhergegangenen

rechtskräftigen Urtheils war. 13) Rechtsgutachten über die Frage: ob das Dekanatgericht und Vicariat über die bürgerlichen Wirkungen der Eheverlöbniſſe und Ehescheidungen zu erkennen befugt ſey? Eine ſehr intereſſante Abhandlung, worin der Vf. inſonderheit über den neuen Zuſatz zu der Wahlkapitulation Leopolds II. art. XIV. §. 4.: daſs der Offizial (das geiſtliche Gericht) in weltlichen Sachen als *judex delegatus principis* erkenne, commentirt. So gegründet es nämlich in der Regel ſey, daſs geiſtliche Gerichte in weltlichen Sachen und namentlich die Ehe angehenden bürgerlichen Streitigkeiten keine Gerichtsbarkeit hätten: ſo könnten ſie doch allerdings dieſelbe *ex delegatione principis*, der dann nicht als Biſchof, ſondern als Fürſt delegire, bekommen: dann aber habe ein ſolches geiſtliches Gericht in dieſen Angelegenheiten nicht als geiſtliches Gericht, ſondern als Delegatus in einer weltlichen Sache zu ſprechen. Von hier nimmt der Vf. den Uebergang auf die beſondere Verfaſſung des Hochſtifts, welches das Gutachten angeht. 14) Rechtsgutachten über die Gültigkeit eines väterlichen Teſtaments und über die Befugnifs, vom Miterben den Manifeſtationseid zu fodern 1799. Die vorzüglichſten Punkte, die in dieſem Gutachten berührt werden, ſind, daſs zu Gunſten des Pflichttheils ein zu einem gewiſſen Preiſe angeſchlagenes Legat nach dem wahren Werth taxirt werden müſſe, um auf dieſe Weiſe den ganzen Vermögensbeſtand, und folglich den Betrag des Pflichttheils auszumitteln: ſodann, daſs eine der in den Pflichttheil eingetzten Tochter geſchehene Subſtitution auf den Fall, daſs ſie unverheirathet ſtirbe, weder eine vulgäre noch pupilläre Subſtitution und folglich ungültig, aber deshalb das Teſtament nicht aufzuheben ſey. 15) Vollſtändige Darſtellung des Verfahrens bey Aufhebung eines Familienfideicommiſſes, erläutert durch mehrere über dieſen Gegenſtand erſtattete Vorträge. Sie gehen dahin, daſs ein Familienfideicommiſſ allerdingſ mit Einwilligung aller noch lebenden Intereſſenten aufgeloben werden könne, der Conſens der dabey concurrirenden Minderjährigen aber durch die Einwilligung des Landesherrn ſupplirt werden müſſe. Der verſtorbene Fürſtbiſchof von W. hatte eigenhändig ſchriftliche Zweifel geäuſert, ob ein Landesherr die Befugnifs habe, ein Fideicommiſſ, woran ſpäte Nachkommen noch Intereſſe hätten, aufzuheben, und darauf erſtattete der Vf. im Namen der Regierung dieſes muſterhafte Gutachten. 16) Abſtimmung des Correferenten in Unterſuchungſache wider Chriſtian D. aus K. und Conſorten. Ein intereſſanter Fall, wo ſich einer mit Hülfe der Landmiliz dem fürſtlichen Bergwerkscollegium widerſetzt hatte, und wo der Vf. erkennt, daſs die Handlung weder öffentliche Gewalt, noch ſelbſt ſo geradezu ſtrafbare Widerſetzlichkeit gegen

die Obrigkeit genannt werden könne. Der Angeſchuldigte hatte nämlich gegen die Inhibition des Bergwerkscollegiums an den Reichshofrath appellirt, das Collegium hatte aber dieſer Appellation keinen *effectum ſuſpenſivum* zugeſtanden, ſondern nichtsdeſtoweniger die Siegel an ſeine Grube angelegt, um die Inhibition zu vollſtrecken. Erſt, meynt der Vf., müſſe der Reichshofrath entſchieden haben, in wiefern das Verfahren des *judicis a quo* rechtmäßig oder unrechtmäßig gewefen, ehe man den, der ſich demſelben widerſetzt, ſtrafbar nennen könne. — Einer Fortſetzung dieſer intereſſanten Sammlung ſehen wir mit Vergnügen entgegen.

LITERATURGESCHICHTE.

MANCHESTER U. LONDON, b. Cadell u. Davies: *Memoirs of Angelus Politianus, Actius Sinc. Sannazarius, Petrus Bembus, Hieron. Fracaſtorius, Marc. Anton. Flaminius and the Amalthei*. Translations from their poetical Works and Notes and Observations concerning other literary characters of the ſiſteenth and ſixteenth centuries. By the Rev. W. Parr Greswell, Curate of Denton, in Lancashire. 1801. 2II S. 8.

Roscoe's Leben des Lorenzo de' Medici und die aus dem Franzöſiſchen des Hn. Tenhoue mit Anmerkungen von Sir Richard Clayton überſetzten Memoiren des Mediceiſchen Hauſes haben in England mit Recht viele Senſation gemacht, und auf jene Zeiten der Wiederherſtellung ſchöner Künſte und Kenntniſſe neue Aufmerkſamkeit geweckt. Auch der Vf. wurde gereizt, aus der Hinterlaſſenſchaft der auf dem Titel genannten ſchöngeiſterlichen Philologen ſich Blumen zu brechen, und durch das Studium ihrer Lebensgeſchichte in die Geſchichte ihres Geiſtes ſich zu verſetzen. Indem er hier die geſammelten biographiſchen Fragmente ſeinem Publicum vorlegt, hat er nicht nur mehrere Proben von den Geiſtesproducten jener Männer aus ihren Briefen und Gedichten eingeflochten, ſondern auch durch engliſche Ueberſetzungen derſelben, oft ohne das Original anzuführen, dem Geſchmack ſeiner Landsleute ſie anzuschmeiſeln geſucht. Eben deswegen aber gehört dieſes Product eines mit Geſchmack vereinten Sammlerleiſſes mehr zu den unterhaltenden Mittheilungen aus Excerpten, die man, eingedenk des „*Meminiſſe juvabit*“, während der Lectüre für ſich ſelbſt macht, als zu den tiefer eindringenden, belehrenden und berichtigenden Forſchungen, welche jenes Zeitalter der wiederauflebenden Geiſtescultur wohl verdiente. Das Meißte hier gelieferte betrifft den Politianus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Bohn: *Deutsche Staatsconstitution*. Entwickelt und dargestellt von D. Johann Christian Majer, Königl. Dän. wickl. Justizrath und ord. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. *Zwey Bände*. 1800. 726 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ein Schriftsteller, der einige Jahrzehende nach der ersten Bearbeitung seiner Wissenschaft mit einer Revision derselben auftritt, erweckt allerdings eine besondere Aufmerksamkeit. Daß Hr. M. seit der Erscheinung seines weltlichen und geistlichen Staatsrechts vorzüglich durch sorgfältiges Studium der ältesten und mittleren deutschen Geschichte die Wissenschaft, der er sich widmet, zu vervollkommenen strebte, beweisen seine historischen Vorläufer, über die beiden höchsten Würden des h. röm. Reichs (A. L. Z. 1800. B. III. S. 103.), und über Germaniens Urverfassung (A. L. Z. 1800. B. II. S. 603.). Ungeachtet aber der Vf. selbst von diesen Bemühungen (Vorr. zum II. Bd.) versichert, daß er dadurch in den Stand gesetzt worden sey, für das Reichs- sowohl, als das Land-Staatsrecht die ihm eigenthümlichen, und für ganze darin vorkommende Rechtsmaterien und Verhältnisse, richtige und feste Rechtsprincipien aufzustellen, und von den Sachen, die sie betreffen, lautere, deutliche und bestimmte Begriffe anzugeben: so kann doch Rec. in der That dieses Verdienst in dem gegenwärtigen Amalgama seiner historischen Abstractionen mit dem wirklich bestehenden deutschen Staatsrechte nicht finden, und möchte sogar seinem früherem publicistischem Werke, das, seiner Mängel ungeachtet, doch aus richtigen Quellen bearbeitet ist, einen bedeutenden Vorzug vor diesem neuern Product einräumen.

Der Vf. liefert, seiner ehemaligen Eintheilung des deutschen Staatsrechts in *Verfassungs- und Regierungsrecht* getreu, nur jenes in vorliegender Schrift. Der erste Band umfaßt, nach einer allgemeinen Einleitung über die ersten Begriffe, Quellen, und Schulen des deutschen Staatsrechts, die *Constitution des Reichs*. Der erste Abschnitt handelt in mehrern Abtheilungen von den Regentenpersonen d. i. von dem deutschen und italienischen König, und den Gliedern des Reichs, in Beziehung theils auf ihre verschiedne Nebenverbindungen, theils auf ihre Hauptverbindung mit dem Oberhaupte als Corpus, auf dem die Reichshoheit beruhet, von dessen Versammlung und dem Geschäftsgang auf dem Reichstag; der zwey-

A. L. Z. 1802. *Erster Band*.

te Abschnitt von der Reichsunterthänigkeit, ihrem wesentlichen Charakter, ihren Gattungen, besonders der Reichsritterschaft, endlich von der Reichshuldigung. Mehr beschäftigt sich der Vf. mit der *Constitution aller einzelnen Reichslande*, im zweyten Bande, wo er im ersten Buche über die Entstehung, Ausbildung und Grundprincipien der Landeshoheit, ihr Verhältniß zum Eigenthumsrechte, zur Reichslehnbarkeit, und den Reichsregalien ausführliche Untersuchungen anstellt, dann ihre Organisation, und zwar zuerst die Regentenpersonen in den geistlichen Wahl- und in den weltlichen Erbherrscherstaaten, (wo auch die Grundsätze des Privatfürstenrechts vorkommen), ferner in den reichsritterschaftlichen Gebieten, und den reichsstädtischen Autocratrien; hierauf die Art und Weise, wie die Landeshoheit in den deutschen Staaten organisiert ist, besonders die landständischen Verfassungen betrachtet; das zweyte Buch begreift endlich die Lehre von der Landesunterthänigkeit, ihren Verhältnissen zur Landeshoheit, und von der Erb- und Landeshuldigung. — Die durch das ganze System verflochtenen Grundzüge bestehen darin: Die christlichen Staaten in Europa, als das heilige römische Reich, und Deutschland als ein Theil desselben, bildeten ursprünglich, gleich der geistlichen, eine *weltliche Hierarchie*; in Hinlicht auf das deutsche Reich beruhte sie, und mit ihr die Hoheit des Reichs, auf der oberhauptlichen und den übrigen Reichswürden, den Herzogthümern, Grafschaften u. s. w. Der Kaiser erhielt durch bischöfliche Salbung und Krönung die Würde eines Oberhaupts des ganzen heiligen römischen Reichs, und die besondere eines deutschen Königs; und verlieh durch diese Gewalt wieder die andern Reichswürden, gleichsam als *ministeria dei*, deren Besitzer aber auch eine erhabene Classe der Reichsvasallen ausmachten. Die *Landeshoheit* stürzte in Deutschland diese weltliche Hierarchie, die neben jener nur *fragmentarisch* stehen blieb. Bey städtischen Corporationen entstand die Landeshoheit mittelst ihres *Collegialrechtes*, bey andern Reichsassen bald mittelst ihrer *Reichswürde*, bald mittelst ihrer *Grundherrlichkeit*; in beiden ersten Fällen hat die Landeshoheit auch ein National- oder Socialrechtsprincip zur Norm, (daß der Vf. darunter eine Art von Volkseinwilligung versteht, kann, wie so oft in diesem Buch der Fall ist, nur aus dem Zusammenhange entnommen werden). Daher theilen sich die deutschen Staaten in *Patrimonial-* und *Nationalstaaten*, und die letztern in *Landassiatstaaten*, und in *autocratische Volksstaaten* (Reichsstädte). Aber alle haben die Landeshoheit nach *Eigenthumsrechte*

erworben, und für dieses steht daher die Vermuthung, nur ausnahmsweise ist sie hie und da reichslehnbar geworden. Hingegen haben die über die durch Landeshoheit gebildeten Staaten übrig gebliebenen *reichshoheitlichen Rechte oder Regalien*, da sie durch Verleihung vom Oberhaupte erworben wurden, die Vermuthung der *Reichslehnbarkeit* für sich; doch erstreckte sich die Wirkung dieses Unterschieds nicht weiter als auf Succession und Heimfall an das Reich.

Die Prüfung des vom Vf. entworfenen Urbildes unserer Constitution, das bey aller seiner auffallenden Sonderbarkeit doch mehr in Rückficht der Ausführung, als einzelner Bestandtheile neu ist, wollen wir hier bey Seite setzen; nur über den Werth dergleichen historischer Hypothesen in einem staatsrechtlichen Systeme erlauben wir uns um so mehr ein paar Worte, als einige sonst achtungswürdige Rechtsgelehrte neuerdings unserer staatsrechtlichen Literatur eine überwiegende Tendenz zu einer solchen Bearbeitung zu geben suchten. Der Geist einer positiven Staatsverfassung gehört allerdings, in der Reihe nach ausdrücklichen Staatsgrundgesetzen, Observanzen und der Analogie, unter die Quellen des positiven Staatsrechts; aber dieser Geist darf nicht von der ältern Verfassung, besonders wenn sie in der Folge wesentliche Veränderungen, wie in Deutschland, erlitten hat, abgezogen werden. Sollen aus der Natur einer positiven Constitution praktische Resultate hervorgehen: so können schlechterdings nur *jetzt gültige Staatsfundamentalgesetze* und Herkommen den Grundstoff zur Bestimmung jenes allgemeinen Charakters hergeben: nur zum Beweise oder zur Erläuterung einzelner Observanzen, einzelner sich gleich gebliebener Rechtsinstitute und Verträge kann die Geschichte zu Hülfe gerufen werden. Da aber Hr. M. die *Geschichte*, als staatsrechtliche Entscheidungsquelle, zu würdigen unterlassen, ja nicht einmal feinem Blicke in die Vorzeit gewisse Gränzen gesteckt hat: so mußte der Grundlage seines Gebäudes die Haltbarkeit gänzlich fehlen. Von keinem klaren und festen Begriff vom Geiste einer positiven Staatsverfassung geleitet, sah er aus dem Gesichtspunkte seiner weltlichen Hierarchie in der Reichsverfassung (S. 266.) „eine Aristokratie mit der Modalität eines „aus Oberhaupt und Gliedern bestehenden Corpus;“ in der oberhauptlichen Würde (S. 79.) „das Recht, „bey den Gliedern des Reichs vermittelt einer *rectorischen Auctorität*, die *Auspicien* zu führen“ u. s. w. und in dem Namen *Reichsstände* für *Reichsglieder*, noch mehr aber darin, daß sie dem Kaiser gegenüber gestellt, ein abgeordnetes Corpus ausmachen (S. 171.) eine ärgerliche Praxis, und eine Ausartung von der ehemaligen erhabenern Eigenschaft der *procerum imperii*. Durch Vermischung der *Veranlassung* mit dem *rechtlichen Grunde* eines Rechtsinstituts wurde der Vf. auf sein „positives germanisches Grundherrlichkeitsystem“ geführt, welches ihn bestimmte, (S. 287. u. f.) sogar eine verschiedene *Natur* der Landeshoheit in den von ihm sogenannten Patrimo-

nial- und Landsassatstaaten anzunehmen. Bleibt aber das Wesen der Landeshoheit nicht immer das nämliche, der landshoheitliche Sprengel mag den Landesherrn als alleinigen Grundeigenthümer oder noch andere Grundherrn in sich fassen, wenn gleich das Staatsrecht beiderley Länder dadurch manche Verschiedenheit bekommt? Warum soll die Idee einer bürgerlichen Vereinigung, oder das Socialprincip, wie es Hr. M. nennt, nur hier, nicht dort, der Landshoheit zum Grunde gelegt werden können? Ein wesentlicher Fehler, welcher der Keim vieler Irrthümer werden könnte, scheint Rec. auch darin zu liegen, daß Hr. M. die Landeshoheit unmittelbar aus der alten *Vogtey* entstehen läßt, ohne auf die Zwischenursache, nämlich die stillschweigende oder ausdrückliche Einwilligung des Reichsoberhauptes, Rückficht zu nehmen; daß er im Zusammenhange mit dieser Voraussetzung die Landeshoheit mehr als eine *Privatsache* betrachtet, und von Consolidation derselben mit Grundherrlichkeit spricht, da doch die Landeshoheit, selbst nach dem Zeugnisse der Geschichte, entweder aus der Reichswürde, oder durch ein Avulsium von der Reichswürde entstanden ist; daß Hr. M. endlich, außer den wirklichen Reservatrechten des Kaisers, neben der Landeshoheit noch solche reichshoheitliche Rechte stellt, deren Verleihung doch gerade zur Entstehung der Landeshoheit Gelegenheit gegeben hat. — Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß manche Materien, wo den Vf. die Phantome seiner Hypothesen nicht umschwebten, mit mehr Deutlichkeit und Richtigkeit der Vordersätze behandelt, auch dort die Auswüchse der Sprache, wie z. B. die *Spielarten des Privatismus*, *begraben*, *behoheiten*, u. dgl. feltner sind.

PRAG, b. Widtmann: *Versuch zu einem Lehrbuch über die praktische Rechtswissenschaft nach ihrem ganzen Umfang in Königreiche Böhmen mit Hinsicht auf dessen Brauchbarkeit für den Praktiker.* Von Leonard Stöhr, der Rechte Doctor und Landesadvocaten im Königreiche Böhmen. *Dritter Theil.* 1800. 591 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Für den böhmischen Geschäftsmann ist dieses Werk ein überaus schätzbares Geschenk: denn er findet hier nicht nur die Gesetze seines Vaterlandes nach gewissen Materien zusammengestellt, sondern auch eine gemeinverständliche Anleitung, wie er die vorkommenden Geschäfte den vorliegenden Gesetzen gemäß zu behandeln hat. Zwar darf man keine systematische Entwicklung der einschlagenden Rechtslehren suchen, auch Darstellungs- und Schreibart nicht streng nach Regeln prägen; allein der Praktiker, der bey einzelnen Fällen schnell sich unterrichten will, was die Gesetzgebung seines Landes anordnet, wird dieses Werk als Handbuch gewiss höchst brauchbar finden.

Dieser *dritte Band* beschäftigt sich mit der *Verlassenschaftsabhandlung*, das heißt, mit dem Inbegriffe aller gerichtlichen Schritte, wodurch Jemand zum

zum rechtlichen Besitz, des durch Erbrecht ihm zu-
gefallenen Vermögens eines Verstorbenen gelangt.
Der Inhalt ist folgender: *Kap. I.* Von dem Verlassenschafts-
abhandlungsgeschäfte überhaupt. *Kap. II.*
Von der Inventur und Veräußerung des Verlassenschafts-
vermögens. *Kap. III.* Von der Bevormundung
scheidung und Führung der Vormundschaftsgeschäfte.
Kap. IV. Von der Erbserklärung, oder der
Erbansetzung. *Kap. V.* Von den Verlassenschafts-
giebigkeiten. *Abschn. I.* Von dem Mortuario. *Abschn. 2.*
Von dem Schulenbeytrag. *Abschn. 3.* Von
dem Abfahrtsgelde. *Abschn. 4.* Von der Erbsteuer.
Kap. VI. Von dem Testamentsausweis, dem Erbs-
ausweis und der Erbseinantwortung. *Kap. VII.*
Von der Erbschaftstheilung. *Kap. VIII.* Von dem
Depositewesen. *Kap. IX.* Von Behandlung der
Fideicommissale.

Durch ein angehängtes Register ist das Auffin-
den einzelner Sätze erleichtert.

ALTDORF u. NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler:
Formularbuch für processualische Handlungen Von
Johann Christoph König, der Rechte und der Philo-
sophie Doctor, der Staatswissenschaft ordentli-
chem Professor, und der philosoph. Facultät Se-
nior zu Altdorf. *Erste Abtheilung.* 1801. 148 S.
8. (12 gr.)

Sammlungen zweckmäfsig geführter ganzer Acten
aller Art sind für angehende Juristen gewifs überaus
brauchbar und lehrreich; aber ein gleiches läfst sich,
nach Rec. Ueberzeugung, von einzelnen zusammen
gedruckten Klageschreiben, Exceptionschriften u.
f. w. keinesweges behaupten. — Ganze Acten
nämlich klären den Proceßgang auf, und durch
die Intuition wird hier der Anfänger belehrt, wie er
gerichtliche Angelegenheiten anzugreifen und zu be-
handeln habe; bey dem Entwurfe einzelner proces-
sualischer Handlungen hingegen beruht die Form im
Allgemeinen auf wenigen einfachen Grundsätzen,
und es hängt Alles eines Theils von der genauen
Bekanntschaft mit dem Wesen des einschlagenden
Rechtsmittels, und andern Theils von der Gabe, ein
Factum zweckmäfsig vorzutragen, ab: so dafs also,
nach der Natur der Sache, mit bloßen Formularien
wenig genützt werden kann. — Wenn aber nun
vollends, wie Hr. K. dies hier in nicht weniger als
36 Klageschreiben gethan hat, ganz einfache Fälle,
ohne alle Rechtsausführung, erzählt werden; so ist
wahrlich nicht abzusehn, wem ein solches Machwerk
frommen soll.

Zwar heifst es in der Vorrede: „Der Beyfall,
welchen mein Formularbuch für aufsergerichtliche
Handlungen und freywillige Gerichtshandlungen
gefunden, erweckte bey den Verlegern desselben
den Wunsch, dafs ich mich zu Abfassung eines For-
mularbuchs für processualische Handlungen entschlie-
ssen möchte. Und mehrere andere äufsere Umstände
ermunterten mich, dies zu thun.“ Allein billig

hätte doch der Herausg. erwägen sollen, dafs bey
Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit un-
gleich mehr als bey Processschriften, auf die Form
ankommt. Ein Testament, ein Contract z. B. haben,
in Hinsicht auf die Form, ihren bestimmten Zuschnitt,
der stets derselbe bleibt, und ohne Gefahr nicht ver-
nachlässigt werden kann. Nicht so verhält es sich
bey einzelnen Processschriften; hier ist die Form
weniger wesentlich, und mufs fast ganz nach der
besondern Beschaffenheit eines individuellen Falles
sich richten.

Nur unter einer einzigen Voraussetzung kann
daher Rec. ein Formularbuch über processualische
Handlungen für zweckmäfsig erkennen; wenn näm-
lich solches nach Anleitung eines guten gangbaren
Compendiums über den Proceß, gleichsam als Zu-
gabe zu dem letzteren, abgefaßt wird, und man die
Formularien über einzelne Handlungen nicht zu sehr
häuft. Hier findet der Anfänger die theoretischen Grund-
sätze gleich praktisch angewendet, und jene müssen
ihm daher nothwendig mit um so gröfserer Klarheit
einleuchten. Aber gerade die Abfassung eines Wer-
kes der letzteren Art ist nicht so leicht, als man ge-
wöhnlich zu glauben geneigt ist. Aufser der Gabe
eines guten Vortrags sind hier geprüfte Erfahrung,
und tiefe Einsicht in das Rechtssystem sowohl über-
haupt als in die Natur und das Wesen der ein-
zelnen Rechtsmittel insbesondere, unerlässliche Be-
dingungen. Gerade aber diese letzte Eigenschaft
scheint dem Hn. Prof. König abzugehen; denn bey
den hier gegebenen Formularen stöfst man nicht
selten auf solche, in welchen unverkennbar das
Wesen und die Natur des einschlagenden Rechts-
mittels verfehlt ist. So heifst es z. B. S. 22: „*Diffa-
mationsklage*“. Der hiesige Kaufmann, Herr Martin
Hausotter, schrieb an einen seiner Handelsfreunde
in Hamburg, dafs ich in kurzer Zeit durch verunglück-
te Speculationen mehr als 20,000 Mark verloren hätte.
Dafs er dies wirklich geschrieben habe, bezeugt der
hier in vidimirter Abschrift beyliegende Brief. Da
nun diese ungegründete Nachrede leicht nachtheilig für
mich werden könnte; so gebietet mir pflichtmäßige
Sorge für mein Wohl an Ew. die gehorsamste Bitte
zu wagen, dafs dem Diffamanten aufgegeben wer-
de, er soll entweder seine Nachrede, innerhalb vier
Wochen, vor Gericht rechtskräftig beweisen, oder
ein ewiges Stillschweigen beobachten.“ Ferner S.
64: „*Klage eine gekaufte schlechte Sache betreffend*.“
Von dem hiesigen Rosshändler N. N. kaufte ich vor
8 Tagen ein Reitpferd für 150 fl., unter der Voraus-
setzung!, dafs es ohne alle Fehler und Unarten! sey.
Vorgestern aber sah ich selbst, dafs es die Unart ha-
be, sich durch Ausschlagen und Beißen gegen das
Beschlagen zu sträuben. Hätte mir der Verkäufer
diese häßliche Eigenschaft entdeckt, so würde ich
dasselbe entweder gar nicht gekauft, oder doch we-
nigstens nicht mehr als 100 fl. dafür gegeben haben.
Ich bin demnach gezwungen, gerichtliche Hülfe zu
suchen etc.“

Diese wenigen Proben werden nicht nur unser Urtheil bestärken, sondern auch unsere Leser belehren, welche Behandlungsart überhaupt sie hier zu erwarten haben.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Sammlung im Herzogthum Württemberg einzeln ergangener Verordnungen zu Ergänzung und Fortsetzung der Hochstetter- und Gerstlacherischen Sammlungen.* Von D. Johann Friedrich Melchior Kapff, Herzogl. Württembergischem Hofgerichtsadvocaten in Tübingen. 1800. 518 S. 8.

Wenn je ein einzelnes deutsches Territorium, so ist es Württemberg, das an einer übergroßen Menge einzelner gesetzlicher Verordnungen leidet. Kein Geschäftsmann wird sich hier einer vollständigen Gesetzkennniß rühmen; nicht einmal in den landesherrlichen Archiven und Registraturen findet man eine ganz complete Sammlung aller einzelnen Gesetze, sondern diese sind durch den Fleiß eines Privatmanns, des Hn. Hof- und Domainenraths Hartmann, dessen Vorrath der Vollständigkeit am nächsten kommt, bey weitem übertroffen. Noch viel auffallender aber muß es seyn, daß selbst den landesherrlichen Collegien bisher ein Realindex über die statutarische Gesetzgebung des Herzogthums abgieng, und daß dieses für jeden Württembergischen Geschäftsmann so unentbehrliche Hülfsmittel, das der schon genannte Hr. Hartmann endlich neuerlich zu Stande gebracht hat, noch immer, wegen Mangels am Fond, weder dem öffentlichen, noch auch nur dem freyen Gebrauche der Landescollegien überliefert ist.

Zwar haben schon Hochstetter und Gerstlacher durch ihre Sammlungen einzelner Verordnungen, und Hartmann durch sein bekanntes größeres Werk, die Gesetzkunde Würtbergs zu verbreiten und zu erleichtern gesucht; allein jene erstern Sammlungen reichen nur bis zu dem Jahre 1760, erstrecken sich auch nicht über alle Gegenstände der Gesetzgebung, und das letztere Werk, das freylich fast jeden Wunsch befriedigen würde, schreitet in so langsamem Schriten voran, daß, menschlichem Ansehen nach, der Herausgeber dessen Vollendung nicht überleben wird.

Unter diesen Umständen verdient daher Hr. D. Kapff allerdings Dank, daß er sich die Mühe nahm, den Abdruck einzelner gesetzlicher Verordnungen seines Vaterlandes zu veranstalten. Den Plan, den er hierbey befolgte, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben. In der Vorrede S. 4. schreibt er: „ich glaubte meine Nebenstunden nicht unnütz anzuwenden, wenn ich die in den Hochstetter- und Gerstlacherischen Sammlungen nicht enthaltene, vor-

züglich neuere Rescripte, Circularien und andere Verordnungen, die für den Rechtsgelehrten und Staatsbeamten ein Interesse haben, zusammenzutragen, und als eine Privatammlung durch den Druck bekannt machen würde. Der Plan, den ich dabey befolgte, stimmt mit dem Gerstlacherischen in so fern überein, daß nur diejenigen Verordnungen, die für den Rechtsgelehrten wo nicht immer ein bleibendes, doch wenigstens ein historisches Interesse haben, aufgenommen, alle diejenigen aber, die nicht in das Fach des Juristen einschlagen, oder durch vorübergehende Zeitumstände veranlaßt wurden, davon ausgeschlossen sind. Dies ist der Gesichtspunkt, von welchem ich bey Veranstaltung der vorliegenden Sammlung ausgegangen bin. Bey der Auswahl der Verordnungen mußte es zwar mein erstes Augenmerk seyn, keine aufzunehmen, die entweder schon in ältern oder neuern Sammlungen enthalten ist, oder einen integrierenden Theil eines andern Landesgesetzes ausmacht. Doch glaubte ich einige von denen, die in Mosers Realindex der Hofgerichtsordnung stehen, und des Hn. Hofraths Storr Bemerkungen über die Oberamts-Praxis angehängt sind, einarücken zu müssen. Was die Ordnung betrifft, so habe ich die chronologische befolgt. Man ist zwar nicht einig, welche unter den drey bekannten Hauptarten der Landesgesetz-Sammlungen, die systematische, alphabetische, oder chronologische den Vorzug verdiene. Ich bin aber überzeugt, daß die Zusammenstellung nach der Zeitfolge für den Zweck der gegenwärtigen Sammlung die angemessenste war. Nur in wenigen Fällen, wo der Zusammenhang der Materie es nothwendig erforderte, und bey zwey neueren Hofgerichtlichen Decreten, und einem Decret der Herzoglichen Revisions-Instanz habe ich mir eine Ausnahme erlaubt. Für die Zuverlässigkeit des Abdrucks bin ich vorzüglich besorgt gewesen; überall sind die Worte des Gesetzes mit der außseriten Pünktlichkeit beygehalten. Zu Erleichterung des Nachschlagens endlich ist dem Werk selbst sowohl ein chronologisches Verzeichniß aller einzelnen in der Sammlung enthaltenen Verordnungen, als auch ein möglichst vollständiges Sach-Regiter beygefügt.“

WEIMAR, b. den Gebr. Gädicke: *Reisen und Abenteuer Rolando's und seiner Gefährten.* Ein Robinson für Kinder zu Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkennnisse. Nach dem Franz. des Jussuret. Drittes Heft. 1802. 327 — 438 S. 8. (Enthält die Kapitel XVI — XX.) (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 97. und Nr. 818.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. Februar 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, b. Göpferdt: *De Platonis Phaedro*. Inclusionae Societatis Latinae Jenensis auctoritate, scripsit ejus sodalis *Fridericus Astius* Gothanus. Accessit *Epistola Henr. Carol. Abr. Eichstadii*. 1801. XVI. u. 180 S. 8. (10 gr.)

Es ist eine für alle Freunde der classischen Literatur gewiss erfreuliche Erscheinung, von der ehemals berühmten lateinischen Gesellschaft zu Jena, nachdem sie einige Zeit geschlummert hatte, wieder ein Zeichen ihrer verjüngten Lebenskraft zu vernehmen. Durch die Einsicht und den Eifer des Hn. HR. *Eichstädt* ist dieses Institut dem Geiste und Bedürfnissen unserer Zeit angemessener und zugleich zu einer Bildungsanstalt für Philologen eingerichtet, welche auf keiner Universität fehlen sollte. Denn um den nicht ungegründeten Klagen über den erkalteten Eifer für das philologische Studium, und über die mangelhafte und einseitige Bildung, mit welcher so oft Jünglinge von Universitäten in den Kreis des thätigen Lebens treten, abzuhelfen, giebt es kein zweckmäßigeres Mittel, als auf Universitäten, aufser andern praktischen Instituten, auch eine Anstalt zu errichten, in welcher Jünglinge eine erwünschte Gelegenheit finden, ihre humanistischen Kenntnisse, die Grundlage aller gelehrten Bildung, zu erweitern und zu vervollständigen, sich in der Kunst zu interpretiren zu üben, alle Verstandeskkräfte durch eignes Forschen und Denken auszubilden, endlich auch den Geschmack in Beurtheilung schöner Darstellung und in eignen Versuchen der Art zu cultiviren. Daher erneuerte auch Hr. H. E. unter andern ein, in Vergessenheit gekommenes, lobenswürdiges Gesetz, das die Mitglieder verbindet, von Zeit zu Zeit ihre gelehrten Arbeiten dem Publicum mitzutheilen, um einen nützlichen Wettstreit anzufachen und zu unterhalten, der um so nöthiger ist, da das Institut noch nicht so glücklich ist, sich eines Fonds zu erfreuen, aus welchem der Fleiß und das Talent durch öffentliche Prämien belohnt werden könnte. Indefs bedurfte es dieser Aufmunterung nicht bey Hn. *Ast*, der schon durch seine Observationen über den Properz eine vielversprechende Probe seiner Talente und Kenntnisse abgelegt, und seitdem durch fortgesetztes Studium einen reichen Vorrath zu gelehrten Arbeiten gesammelt hat. Er fühlte noch einen innern Beruf, die Liebe zur Philosophie, der er in der Vorrede eine Lobrede hält. Es that ihn bey diesem Enthusiasmus weh, daß der *Phädrus* des Göttlichen unter den

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Philosophen, der so viele Ahnungen der erst neulichst entdeckten Wahrheiten enthalte, von Einigen unrichtig verstanden und beurtheilt sey. Dieß ist die Entstehungsgeschichte dieser Schrift, in welcher Hr. *Ast* eine gute Kenntniß der griechischen und lateinischen Literatur, eine große Belesenheit, meistens ein richtiges Urtheil und Geschmack an den Tag gelegt hat; — Eigenschaften, welche einst noch schätzbarere Früchte seines Geistes hoffen lassen, wenn er in der Cultur des Geistes noch weiter fortzuschreiten, und insonderheit seinem Verstande und Beurtheilungsvermögen mehr Reife zu geben, und mit der Leichtigkeit, Klarheit und Gefälligkeit der Darstellung noch mehr Gründlichkeit in dem Forschen zu verbinden streben wird. Diese höhere Cultur und die Beherrschung seiner etwas üppigen Einbildungskraft wird ihm aber freylich nicht leicht werden, so lange er nach dem Geiste einer gewissen philosophischen Schule, von einem falschen Begriffe der Originalität geleitet, das leichte Spiel der Seelenkräfte für den höchsten Grad menschlicher Größe und Vollkommenheit, ja für das Göttliche in uns hält. Schon hat ihn sein Enthusiasmus für die neueste Philosophie, oder den absoluten Idealismus, nicht selten, theils zu Behauptungen, welche keine Kritik aushalten, theils zu Mißgriffen in dem Plato verleitet, welche mit seinen übrigen Behauptungen von der Unentbehrlichkeit der Philosophie zur gründlichen Philologie — gar sehr contrastiren. Wir werden in der nähern Anzeige auf diesen Punkt vorzüglich Rückficht nehmen; denn wenn wir gleich überzeugt sind, daß er, wenn seine Begeisterung dem ruhigem Nachdenken Platz gemacht hat, das Meiste von dem hier Behaupteten selbst zurücknehmen wird, so wäre es doch Schade um seine Talente, wenn sie durch eine falsche Richtung an Brauchbarkeit für das Fach, in welchem sie am glücklichsten wirken können, verlieren sollten.

In dem ersten Kapitel handelt der Vf. von den Eigenthümlichkeiten der Platonischen Dialogen überhaupt; und zeigt ihre Verwandtschaft sowohl in dem Ausdruck als in der äußern Form des Dialogs mit der alten Comödie. Diese ausgezeichnete Eigenthümlichkeit leitet der Vf. scharfsinnig davon her, daß Plato in seinem Jünglingsalter wirklich Dramen für die Bühne ausgearbeitet hat, und vermuthet daher auch, daß der *Phädrus*, in welchem dieser Charakter am Sprechendsten ist, nicht, wie Tennemann aus andern Gründen behauptete, nach seiner ägyptischen Reise, sondern weit früher um die 93 Olympiade, und zwar vor dem Symposium, in welchem

(IX. 7. nach Wolf's Ausg.) auf den Phädrus angepielt werde, verfertigt worden sey. (Da aber diese Stelle wohl auf Lyfias Rede, aber nicht deswegen auch auf den Phädrus des Plato hinweist, die dramatische Anlage aber in allen Dialogen des Plato mehr und weniger, in den frühern wie in den spätern, angetroffen wird: so wird sich diese Zeitbestimmung schwerlich behaupten können. Sollte Hr. A. Grund gültig seyn, so müßte der Lyfias, von dem es bekannt ist, daß er noch bey dem Leben des Sokrates geschrieben ist, das dramatische Gepräge mehr als andere an sich tragen. Was aber der Fall nicht ist. Uebrigens schließt auch der Vf. von einem Theile des Dialogs auf das Ganze, mit Unrecht. Die grössere Hälfte des Phädrus ist von dem dithyrambischen Fluge, der in den Reden herrscht, weit entfernt.) Es ist dem Vf. auch wahrscheinlich, daß die dramatischen Werke des Epicharmus und die Silli Einfluss auf diese Form des Vortrags gehabt haben, so wie man dieses ganz bestimmt von des Sophrons Mimen weiß. Dieses giebt dem Vf. Veranlassung zu einer Digression über die Mimen der Griechen und Römer, welche er von einander nach bestimmten Merkmalen unterscheidet. Die griechischen, sagt er, waren lebendige Darstellungen menschlicher Charaktere und Handlungsweisen, die einen ernstern Zweck hatten, als Lachen zu erregen, auch nicht fürs Theater bestimmt waren; die römischen hingegen wurden auf dem Theater mit Pantomimen aufgeführt; es waren Possen, deren Stoff aus dem gemeinem Leben genommen war. Hr. A. hat hier einen glücklichen Anfang zur Aufhellung eines noch im Dunkeln liegenden Gegenstandes gemacht, wenn er gleich noch irrig annimmt, daß die griechischen Mimen alle von einer Art waren, wie Hr. Eichstädt in der angehängten Epistel mit seiner bekannten Gelehrsamkeit unwidersprechlich beweiset. Etwas sonderbar vertheidigt der Vf. die in denselben, und den Komikern vorkommenden Obscönitäten, aus dem Grunde, weil der Scherztrieb, die Neigung zum Komischen, eben so absolut und unbedingt sey, als das Streben, welches sich auf das Praktische und Moralische bezieht, und der Dichter, in dem höchsten Grade von Begeisterung in Rücksicht auf Zeit, Ort, Personen und Umstände keine Beschränkung anerkenne. Ja er glaubt, daß diese groben Scherze und Scurrilitäten gar wohl der Form des Schönen empfänglich seyen. Solche Urtheile verrathen den Jüngling, so sehr er eine Kennermine annimmt. Lehrreicher ist die Ableitung dieser Mimen von den Fescenninen, welche er mit den *Χαλκικοίς* der Griechen vergleicht, so wie in dem 2. Kapitel des Ursprungs der römischen Satire aus eben denselben, wobey über das Verhältniß der Satiren des Lucilius und Horatius, über die Spuren Sokratischer Weisheit, und die Nachbildung der Form des Platonischen Dialogen in den letzten, seine Bemerkungen vorkommen. Dieses führt den Vf. in dem 3. Kap. auf eine Vergleichung der Horazischen *Ars poetica* mit dem Phädrus des Plato in Ansehung des Zwecks. Seine Ansicht von dem Ge-

dicht des Horaz, dessen Form und Zweck so viele abweichende Meynungen veranlaßt hat, empfiehlt sich durch die natürliche Auflösung aller Schwierigkeiten, welche den andern Erklärungen anhängen. Horaz wollte die Dichter seiner Zeit, welche ohne Genie oder ohne gelehrte Bildung sich der Poesie widmeten, mit feinem Spott züchtigen. Die Beyspiele von Fehlern, welche solche unberufene Dichter begehen, nimmt er gewöhnlich aus Schauspielen, weil sie am bekanntesten und einleuchtendsten waren. Wielands und Hurds Erklärungen werden geprüft. Eben denselben Zweck hatte Plato sich bey seinem Phädrus in Ansehung der gewöhnlichen Redner vorge-setzt; er verbindet, wie Horaz, mit dem Tadel des Fehlerhaften zugleich die Regeln der ächten Beredsamkeit. Diese Aehnlichkeit betrifft aber nur das Allgemeine; die Unterfuchung des Unähnlichen sowohl in dem Zwecke, als in der Form und Ausführung, würde vielen interessanten Stoff dargeboten haben, welchen der Vf. ganz unberührt gelassen hat. Der Plan des Ganzen, und die dramatische Form des Dialogs, in der Individualisirung der Zeit und des Ortes, in der Haltung der Charaktere der unterredenden Personen, in der Aehnlichkeit der beiden von Sokrates eingewebten Reden mit den Dithyramben oder den Epifoden in den Komödien wird nun weiter entwickelt. In dem letzten Punkt kann Rec. nicht dem Vf. beystimmen. Der Zweck, die Verirrungen der Redner, denen sie ohne philosophische Kenntniß der Sache, in Lob und Tadel sich aussetzten, verbunden mit der Fülle und dem Feuer der Einbildungskraft des philosophischen Schriftstellers klärt alles auf, ohne ihm die falsche Absicht, ein Drama in einem Dialoge nachzubilden, die hier gar nicht statt fand, unterzuschieben. In dem 4. Kap. untersucht der Vf. die Frage: ob die Sermonen des Horaz wahre Gedichte sind. Wenn der Vf. S. 45. auch Plato's Dialogen als zu dieser Unterfuchung gehörig nennt, so geschah es wohl hauptsächlich des Titels wegen. Denn wer hat sie noch je unter die Gedichte zählen wollen, aufser dem Vf. in dem vorigen Kapitel? Er verneinet die Frage aus zwey Gründen. Der erste Grund ist dieser: Gedichte, welche den Zweck haben, etwas zu lehren, zu beweisen, Irrthümer zu widerlegen, sind keine wahren Gedichte; dieser Zweck streitet mit dem Schönen. Denn das Schöne hat zwar eine Verwandtschaft mit dem Guten, aber nur in Ansehung der Form; an sich ist es über alles, was zur menschlichen Natur gehört, die immer beschränkt ist, erhaben. — Der Dichter erhebt sich zu einer höhern Region gleichsam, und sucht auch die Leser durch die Begeisterung und Intensität aller Kräfte des Geistes hinauf zu schwingen. Diese Begeisterung wird durch das Schöne bewirkt. Daß das Schöne etwas Unendliches und Absoletes sey, wie der Vf. hierbey annimmt, ist nicht bewiesen, und wenn es wahr wäre, würde es zu viel beweisen, weil es dann gar nicht dargestellt werden könnte. Man kann auch den Satz: ein Gedicht, das dieses Namens würdig ist, kann nicht Be-

lehre zum Zweck sich setzen, zugeben, ohne das dadurch die Möglichkeit eines Lehrgedichts aufgehoben ist, und das nicht allein in dem Sinn, wie der Vf. S. 46. eine Mittelclasse von Geisteswerken zwischen Poesie und Prosa annimmt, an welchen nur die Form schön, der Inhalt aber belehrend ist, wozu er die Platonischen Dialogen und die Horazischen Sermonen, auch mehrere seiner Oden rechnet. — Mit Recht rügt der Vf. an den Alten, daß sie aus Unkunde der Grenzen der Poesie, zu ihren Gedichten oft Stoffe wählten, die keiner dichterischen Bearbeitung fähig waren, wobey er mehrere gelehrte Bemerkungen über die σοφοί einfreut, welche in Versen geschrieben. Er entwickelt dieses aus den bekannten Gründen, daß die Prosa sich später bildete, daß das Metrum dem Gedächtniß zu Hülfe kam; ersetzt aber noch einen aus dem transcendentalen Idealismus entlehnten Grund hinzu. Die Philosophie, sagt er, steht in nothwendigem Zusammenhang mit der Poesie, und ist aus ihr entsprungen. S. 51. „*Utraque ab una eademque libera mentis actione regitur et moderatur (?) quasi, (quippe poeta supra naturam et mundum vulgarem, ut ita dicam, sese tollit et effert; idem facere debet philosophus) eo tamen discrimine, quod in poesi illa actio foris tendit et id, quod semper intelligentiam nostram fugit (das nie Objectiv, die bloß ideale oder anschauende Thätigkeit, die bewußlos producirt) rebus externis (äußere Producte) repraesentat; in philosophia autem mentem non excedit et obscuram illam animi actionem, quam dixi, productivam interiore mentis actione (intellectuelle Anschauung) intuetur.* — *Etenim philosophus, quemadmodum poeta, mundum suum ex se procreare, et quae produxerit, intueri debet.*“ Solche Sätze machen alle Widerlegung überflüssig. Aber schaden wird es nichts, wenn der Vf. beherzigt, was der nach S. 52. *vere poetico spiritu tactus* Plato über das Verhältniß der Poesie und Philosophie, und über ähnliche *τεχνησι* und *γοησι*, als hier häufig vorkommen, in dem Sophista und seiner Republik hier und da sagt. Es ist eine Unbegreiflichkeit, wie Plato, wie alle wahre Philosophen, so wenig, als alle große Dichter diese Identität zwischen Poesie und Philosophie nicht erblicken konnten. Freylich gilt in unsern Zeiten zum Theil, was er auf derselben Seite sagt: alle Philosophie kehre, wenn sie vollendet ist, zur Poesie zurück, und löse sich gleichsam in derselben auf. Aehnliche unbestimmte und verworrene Begriffe findet man S. 55. Der zweyte Grund ist ein mystisches, verworrenes Raisonnement. — Die Aristophanischen Comödien hängen, ob sie gleich mit den Satyren des Horaz Aehnlichkeit haben, zählt er unter die Gedichte. Man höre warum? *quia dicacitas et sales, quibus imbutae sunt, plane artificiosi et a divina quadam mente (von einem begeisterten Gemüth) Projecti sunt, sic ut perfectum artis opus efficiant.* In dem 5. Kap. hat der Vf. einen Versuch gemacht, die Philosophie des Plato von dem Schönen, welche in dem Phädrus meistens in Allegorien eingekleidet sind, durch Hülfe der neuesten Philoso-

phie aufzuklären; dazu aber eine ganz falsche Methode gebraucht, indem er, ohne die Ideen des Plato zu entwickeln, und ihren Gehalt zu bestimmen, und dann die gewonnenen Resultate mit den Grundsätzen des transcendentalen Idealismus zu vergleichen, diesem Philosophen jene Behauptungen aufdringt, und oft selbst gegen allen Schein, und gegen den Geist seiner ganzen Philosophie den Worten unterschiebet. — Zu Anfange wo der Vf. sich an die Gedanken des Plato näher anschließt, gehet es ganz gut. Sobald er aber auf das Schöne kommt, verläßt er diesen Weg, und giebt uns seine Vorstellung, oder vielmehr die Erklärung der transcendentalen Idealisten, die mit der des Plato nicht übereinstimmt, ungeachtet er bey Lesern, die weniger mit dem Plato vertraut sind, den Schein davon erregt, weil er einige Worte hin und wieder, aus dem Zusammenhange gerissen, einmischt, die nun eben das zu sagen scheinen. So ist gleich der S. 63. aufgestellte Satz: das Schöne entstehe durch die harmonische Vereinigung der beiden Triebe nach Sinnenlust und nach dem Besten, nichts weniger als Platonisch; der Vf. würde weit richtiger zu Werke gegangen seyn, wenn er nicht aus dem Phädrus allein, sondern aus andern Dialogen nach dem Begriffe geforscht hätte, welchen Plato von dem Schönen gefast hatte. Diesen bezeichnet er selbst S. 101. ganz richtig, wenn er sagt, Plato habe das Schöne mit dem Guten verwechselt. Dieses hätte ihm aber ein Fingerzeig seyn müssen, nicht so gerade zu die Behauptungen des Idealismus dem Plato beyzulegen. Ohne nun die Behauptung, Plato's Philosophie komme dem Idealismus am nächsten, und würde völliger Idealismus seyn, wenn er die Accidenzen durch die productive Kraft des Ichs hervorgebracht werden liesse, einer Prüfung zu unterwerfen, welches hier überflüssig wäre, mäß schon der Vf. von der Unrichtigkeit seiner Methode überzeugt werden, wenn er so viele Sätze, die mit dem Idealismus stimmen, als Platonisch anführt, so sehr sie auch mit dem Platonischen Sprachgebrauch streiten, wenn er z. B. S. 131. dem Dichter und Redner eine transcendente Schaffung beylegt, und diesen Begriff mit dem Wort *ποιησι* verbindet. Zwar sagt auch Plato *ἢ γὰρ τοι ἐν τῷ ἔννεον ἐστὶ τὸ ἐν ἑαυτῷ ἀγαθὸν πάντα ἐστὶ ποιεῖσθαι.* Allein da bezeugt *το σὺ*, wie ihn der Sophista und andere Dialogen belehren können, nichts anders als Wirklichkeit in dem gemeinem Sinne. Was übrigens Plato zu der ihm angedichteten absoluten productiven Kraft sagen würde, wenn er diese Schrift zu Gesicht bekäme, kann der Vf. aus Republ. X. S. 285. sehen. Aus diesem Streben, Dinge zu identificiren, die sich nicht vereinigen lassen, muß man das Schwanken und die Inconsequenz des Vf. erklären, welche sich an so vielen Orten offenbaret. Nachdem er S. 86. die Grundzüge der Platonischen Ideenlehre im Ganzen richtiger, als wir erwarteten, (wahrscheinlich, weil er da einem andern Führer folgte) gezeichnet hat, findet er die Ursache, warum Plato die Urbilder außer dem Gemüth setze,

S. 90. darin, daß er in dem Phädrus die Philoſopheme von der Seele dichterifch behandelt habe. *Poeseos enim est ea natura, ut vel iis, quae sub sensus non cadunt, et sola mente ac cogitatione percipi a nobis possunt, corporeum ac sensile, ut ita dicam, involucrum induat, adeo ut oculis ea cernere nobis videamur.* Was folgt daraus, als Plato hält die Ideen für Producte der unendlichen Thätigkeit des absoluten Ichs, ob er gleich in dichterischen Bildern anders zu sprechen scheint. Wir lesen auf der folgenden Seite in der Note, daß Plato die unendliche Productivkraft des absoluten Ichs, und die absolute Synthesis, aus der sich alles entwickelt, auf das vollkommenste eingesehen habe, und der Leser wird deshalb auf den Meno S. 349, 351, 361. und Tennemanns System I. B. S. 257, 261. verwiesen, wo gar nichts von der Art zu lesen ist. Gleichwohl fährt er in derselben Note fort: *Plato autem cum, quomodo in mentem nostram venerit illa rerum infinitas formarumque quasi complexus, non intellexisset, eamque ipsa animi nostri actione oriri et nasci non perspexisset, alio modo sibi id explicare non poterat, quam ut superiores vitam quandam statueret, in qua formas rerum omnium totiusque naturae, ut ita dicam complexum mens accepisset nostra; in qua quidem sententia poetico ejus ingenio plurimum tribuendum esse apparet.* — Dieses führt uns auf einen andern Punkt, welchen ein Ausleger des Plato nicht aus den Augen lassen darf; nämlich die Unterscheidung der Spiele seiner dichterischen Phantasie von den Producten seines philosophischen Geistes, so wie die Unterscheidung fremder Meynungen von seinen eignen Behauptungen. Dagegen hat Hr. A. nicht selten gefehlt, von der Sucht den Idealismus allenthalben zu finden verleitet. Dahin gehöret das Bild von den zwölf Göttern, von ihrem Wagen, in welchen Hr. A. philosophische Wahrheiten entdeckt. Wenn Plato in dem Phädrus S. 279. die Erklärung der Mythen als eine undankbare, mühsame, und andern nachstehende Arbeit von sich weist, so findet Hr. A. darin den Satz, die Natur der Götter und des Schönen könne von uns, ihrer Unendlichkeit wegen, nicht begriffen werden. Eben so ziehet er die Stelle Leg. VII. S. 387. τὸν μέγιστον θεὸν Φαμεν ἕτε ζῆτέον θεῶν, ἕτε πολυπραγμονεῖν τὰς αἰτίας σπρονόωτας dahin, da doch dieses nicht Plato's, sondern eine gemeine Vorstellungsart ist, welche er verwirft. — Wir hätten noch manches über die Sätze des Idealismus selbst zu sagen, welche dem Plato angeeignet werden sollen; allein wir hoffen, daß der Vf. bey reiferen Jahren gar vieles von dem zurücknehmen wird, was er hier als Orakel behauptet. Das sechste Kapitel. *Eloquentia ψυχολογία a Platone dicta. Kantiana ejus crispinatio reprobatur.* Platonis de arte rhetorica praecpta illustrantur, hat uns im Ganzen weit mehr Genüge geleistet, als das vorhergehende. Einige Stellen abgerechnet, welche denselben Tadel verdienen, ist die gewählte Materie gut ausgeführt, selbst die

Widerlegung des Kantischen Urtheils von der Beredsamkeit, enthält viel Wahres, ungeachtet der Vf. nicht gehörig darauf geachtet hat, daß Kant nur von der Beredsamkeit auf der Kanzel und vor den Richtern spricht, wo sie wirklich nicht zulässig scheint. Lehrreich ist die Darstellung der Platonischen Regeln von der Beredsamkeit, als Resultaten seiner Kritik der Lylianischen Rede, und die Vergleichung ähnlicher Gedanken in der *ars poetica* des Horaz. Mehrere Stellen derselben erhalten ein neues Licht durch diese Parallele, z. B. gleich der Anfang der *ars poetica*, verglichen mit Phädrus S. 359. so wie auch einige andere Stellen aus andern Schriftstellern hier und da erläutert werden.

Die angehängte Epistel des Hn. Eichstädt ist nicht allein durch die Art und Weise, wie er diese Erstlinge der lateinischen Societät in das Publicum einführt, sondern auch durch die gelehrten Untersuchungen, welche der Vf. einwebt, interessant. Nach dem Zweck, den diese Schriften haben, könnte er an dem wesentlichen Inhalte und dem Zuschnitte des Ganzen nichts ändern; daher darf man auch nicht glauben, daß er allem seinen Beyfall gebe; er tadelt vielmehr mit Nachdruck die Anwendung von dem transcendentalen Idealismus zur Erklärung alter Philosophen, die er mit der moralischen Auslegung vergleicht. *Non ignoras, quod Diogenes narret Socratem dixisse de Platone, quum ejus Lyfideum audiret recitari. Idem mihi Plato, et quia veteris Comediae sales amabat, etiam festivus ille ac dicacius, videtur dicturus fuisse, si quae recentiores quidam philosophi eorumque sectatores ingeniose ipsi de suo affixerunt, ea legere ac perpendere potuisset.* Uebrigens zeichnet er auch mehrere Punkte aus, wo der Vf. in seinen Untersuchungen weiter hätte gehen sollen, z. B. über die Verschiedenheit der griechischen Mimen, über den Unterschied der Horazischen Episteln und Sermonen, und füllet, zum Theil mit kurzen Zügen, die aber die Meisterhand verrathen, die gelassenen Lücken aus.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: Friedr. Wilhelm Voigtel, d. A. W. D. Bruchstücke aus der Zeichenlehre der Entbindungskunst. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. C. F. E. 1800. 216 S. 8. Mit sechs Kpft. (20 gr.)

Da das Original dieser Schrift bald nach der Erscheinung derselben, in diesen Blättern angezeigt worden ist: so schränkt sich Rec. darauf ein, bey der Uebersetzung zu bemerken, daß solche treu und verständlich abgefaßt ist, übrigens aber keine wesentliche Vorzüge besitzt, und, in Ablicht der beygefügen Kupferafeln, dem Originale sehr zurückstehen muß. Der Uebersetzer ist Hr. Christian Friedrich Elias, Arzt zu Wolfhagen im Hessischen, von dem wir ebenfals eine Zeichenlehre der Geburtshülfe besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR = ZEITUNG

Dienstags, den 9. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in der Weygand. Buchh.: *Biblische Theologie des Neuen Testaments. Erster Band. Christologie nach den drey ersten Evangelisten.* 1800. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es wird schon diesem Buch zur Empfehlung gereichen, wenn wir unsern Lesern sagen, daß es von eben dem Vf. ist, der die *Theologie des A. Test. oder Darstellung der religiösen Begriffe der alten Hebräer.* Leipzig 1796. und die *dicta classica V. T. notis perpetuis illustrata* Leipz. 1798 u. 99. geliefert hat. Beide Schriften, die eigentlich zusammengehören, indem die letztere manches in der ersteren näher bestimmt, erläutert und berichtigt, sind mit Beyfall aufgenommen worden. Sie verdienen es auch wirklich, daß sie wegen der gründlichen Kenntniß und guten Darstellung der Sache und wegen des darin herrschenden freymüthigen Forschungsgeistes jedem Theologen empfohlen werden. Aber eben deswegen wird auch einem jeden, der jene Schriften gelesen hat, eine biblische Theologie des N. Test. von ebendemselben Verfasser willkommen seyn. Diese schließt sich, wie der Vf. selbst sagt, an jene Theologie des A. Test. genau an, und er hofft sie in drey Bänden zu liefern. Dieser erste Theil enthält, nach der Vorerinnerung über die biblische Theologie überhaupt, die Christologie nach den drey ersten Evangelisten, wie schon der Titel lehrt. Der zweyte soll die noch übrige Theologie im engeren Verstande mit der Angelologie und Anthropologie nebst dem Lehrbegriff des Johannes enthalten, und alsdann soll im dritten Theil der Lehrbegriff Pauli etc. nebst dem Resultat über das Ganze, über Einstimmung oder Nichtübereinstimmung des Systems und über den Werth oder Unwerth desselben geliefert werden. Wir enthalten uns des Urtheils über die Anlage und Einrichtung des Ganzen, bis das Werk vollendet seyn wird, und wollen einstweilen unsere Leser mit dem Inhalt dieses ersten Bandes näher bekannt machen, und einige Bemerkungen einschalten.

Nicht ohne Grund sagt der Vf., daß wir noch keine reine biblische Theologie hätten. In der Vorerinnerung erklärt er, was sie seyn soll, nämlich eine reine von allen fremdartigen Vorstellungen gesäuberte Entwickelung der Religionstheorie der Juden vor Christo, und Jesu und seiner Apostel, nach den verschiedenen Kenntnissen und Ansichten der heil. Schriftsteller, aus ihren Schriften hergeleitet. Daraus wird nun gefolgert, daß man nicht alle in die biblische Theologie des A. Test. und die biblische

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Theologie des N. Test. absondern, und bey jener die Religionsbegriffe chronologisch ordnen und auffuchen, sondern auch bey dieser die Darstellung der Religionstheorie bey den verschiednen Schriftstellern des N. Test. unterscheiden und das, was sie mit einander gemein oder was jede eigentlich hat, ausmitteln müsse. Es müsse also zuerst aus Matthäus, Marcus und Lucas, die mit einander übereinstimmen, der Lehrbegriff zusammengestellt werden, ferner müsse dieses nach dem Typus des Johannes geschehen, der seinen eigenen Gesichtspunkt und seine eigene Weise und Sprache habe; und da Paulus das Christenthum am weitesten ausgebreitet, und was allgemein christliche Wahrheit sey, bestimmt und mehr entwickelt habe: so sey es besonders der Mühe werth, sein System zu erörtern und zugleich auch das, was sich in den Briefen der andern Apostel finde. Zugleich müsse man aber Zeitbegriffe und allgemein gültige Wahrheit, Lehre und Beweis der Lehre, von einander absondern, und die eigenen Vorstellungen und Traditionen der Apostel von dem Lehrbegriff Jesu unterscheiden, um zu bestimmen, was allgemein gültiges Christenthum und in wiefern die Lehre Jesu wahr und göttlich sey. Die hier aufgestellten hermeneutischen Grundsätze sind gut und empfehlungswürdig, aber bey der Anwendung derselben in einzelnen Fällen kommt so viel auf die subjective Ansicht des Interpreten an, daß es wirklich eine schwierige Sache bleibt, den Lehrbegriff des N. Test. nach dieser Unterscheidung von allen fremdartigen Vorstellungen gereinigt darzulegen. Der Vf. hat einen rühmlichen Versuch gemacht, dieses zu thun; aber dennoch möchte Rec. nicht behaupten, daß sich nichts fremdartiges in dieser Darstellung finde.

Der Vf. fand es zweckmäßig, vorläufig zu untersuchen, für wen sich Jesus ausgab und gehalten wurde, und was er sich für einen Zweck vorgefetzt habe: weil dieses ganz natürlich Einfluss auf seine Lehre haben mußte. Er redet also zuerst von dem Zweck Jesu und handelt kurz von dem Messias der Propheten, und den Hoffnungen von ihm zu den Zeiten Jesu. Er untersucht ferner, was Johannes von Jesu und seinem Reiche gelehrt habe, wodurch Jesus in dem Gedanken, daß er der Messias sey, bestätigt wurde, wie er sich dazu vorbereitete, und darauf auftrat und die Erscheinung des Messiasreichs verkündigte, welches auch die Folge hatte, daß man ihn als Messias erkannte; in welchem Sinn sich Jesus der Messias nannte und die Ankunft des Reichs Gottes verkündigte, wie die Ausdrücke, deren sich

Ss Jesus

Jesus von diesem Reiche bedient, zu verstehen seyen; in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten berufen habe; was es mit den Wundern Jesu, die er für einen Beweis seiner Messiaswürde erklärte, für eine Bewandnis habe, wie insbesondere die Zerstörung des Reichs der Dämonen zu verstehen sey; in welcher Verbindung der Tod Jesu mit seinem Gesichte als Messias stehe, und unter welchen Bedingungen man an dem Messiasreiche Jesu Theil haben könne; wobey zugleich von der Aufnahme durch die Taufe und dem Gedächtnismahl der Stiftung der neuen Religion gehandelt wird. Bey diesem allem findet man vieles sehr gut zusammengestellt und richtig bemerkt. Die einzelnen Stellen, worauf sich die in den Paragraphen aufgestellte Behauptung gründet, werden angeführt, übersetzt und zweckmäßigs erläutert, und überall wird auch auf die neueren Schriften Rücksicht genommen. Mit unter kommen auch eigene Bemerkungen des Vfs. vor, aber nicht immer kann Rec. den Ansichten des Vfs. Beyfall geben. S. 16. wird behauptet, die Magier seyen keine Juden aus Arabien gewesen, sondern persische Astrologen, die etwa einen Cometen, dessen Stellung gegen Palästina war, beobachtet und daraus auf die Geburt eines Prinzen geschlossen hätten. Sollten aber wohl persische Gelehrte ein solches Interesse bey der Geburt eines jüdischen Prinzen gehabt und gezeigt haben? Die alte Sage, die schon bey Justin dem Martyrer bestimmt angegeben ist, das die Magier aus Arabien kamen, verdient doch wirklich nicht so geradezu verworfen zu werden. Auch in Arabien waren Magier, die sich mit Astrologie beschäftigten. Der Hauptgrund des Vfs. hat auch wenig Gewicht. Er sagt, die Frage nach dem neugebornen König der Juden zeige schon an, das sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein ist es denn so etwas ganz fremdes und ungewöhnliches, das die Juden den Messias König der Juden, König Israels, nennen! Man vergleiche Marc. XV, 32. mit Luc. 23, 27. Kann etwa auch Nathanael kein Jude deswegen seyn, weil er zu Jesu sagt: du bist der König Israels Joh. 1, 50.? Eben so wenig beweisend ist dieses, das sie als Juden nicht erst den Geburtsort des Messias zu Jerusalem hätten erforschen dürfen. Wie kann aus der Antwort des Sanhedrins, welches den Geburtsort des Messias aus Micha 5, 1. bestimmte, schliessen, das dieses eine allgemein bekannte Sache gewesen sey? Warum fragte denn Herodes darnach? Musste nicht das Sanhedrin dem argwöhnischen Könige einen bestimmten Ort nennen? Aus Joh. 7, 27. sieht man doch, das es der herrschende Gedanke war, man wisse den eigentlichen Geburtsort des Messias nicht. Das Johannes der Täufer, der Jesum für den Messias erklärt hatte, nachher Scrupel darüber bekommen habe, ob er auch wirklich der Messias sey, folgt gar nicht aus der Geschichte Matth. II, 1 ff. Die Geschichte zeigt vielmehr, das eben die Wunder Jesu den Johannes veranlassten, die Gesandtschaft an Jesum zu schicken.

Johannes wollte Jesum veranlassen, sich öffentlich für den Messias zu erklären. Das rühmliche Zeugnis, das Jesus von Johannes bey dieser Gelegenheit ablegte, zeigt auch deutlich genug an, das Jesus die Frage des Johannes nicht als Zweifel an seiner Messiaswürde aufsahe. Das Jesus von einem Pharisäer sey versucht worden, wird mit Recht bestritten, und das Ganze als innere Versuchung erklärt. S. 33. werde in der Stelle Matth. 16, 19. die Worte *δο* und *λω*, weil von Schlüssel die Rede ist, vom *öffnen* und *schließen* der Thüre erklärt, da man vor Alters die Thüre mit Stricken verwahrte. Aber wie schicken sich alsdann die Schlüssel hieher? Wegen der Construction *ο δειν δεσσειν — των δεσμων εν τω ουνο* schiebt sich auch die im jüdischen Sprachgebrauch gewöhnliche Bedeutung *verbieten* und *befehlen* an besten. Bey der Gelegenheit, da der Vf. zeigt, das die geheilten Kranken Jesum für den Messias erklärten, ohne das er widersprach, wird auch die Geschichte des dämonischen Menschen Matth. 8, 29. angeführt. Um den Vorwurf zu entkräften, das die Handlung Jesu menschenfeindlich gewesen sey, indem Jesus es erlaubte, das die Heerde Schweine ins Meer gestürzt wurde, bemerkt der Vf.: die Schweine seyen in den Augen eines Juden höchst unrein gewesen; da nun der Dämonische eine Heerde desselben vor sich sahe: so rannte er auf dieselben zu, nachdem er sich die Erlaubnis dazu ausgebeten hatte, die er sich aber wohl selbst würde genommen haben, in der Einbildung, die Dämonen führen in diese. Jesus benutzte diesen Wahn zu seiner Genesung ohne vorherzusehn, das die Schweine ins Meer stürzen würden, welches Unglück zufällig entstand. Rec. findet auch in dieser Ansicht wenig befriedigendes, indem sie auf willkürlichen Behauptungen beruhet, die eigentlich nicht in der Erzählung liegen. Das Jesus kein weltliches Reich, sondern ein moralisches Reich habe stiften wollen, wird S. 46 ff. sehr gut gezeigt, und zugleich der Einwurf, den man von dem Einzug Jesu in Jerusalem entlehnt hat, S. 70. befriedigend beantwortet. Der Vf. bemerkt, das der ganze Vorgang ohne die Absicht und ohne die Veranlassung Jesu geschah und das er dem Zuruf, das er der Messias sey, deswegen nicht widersprach, weil er überzeugt war, das er wirklich der Messias sey, obgleich in einem andern Sinne, wie er auch gleich bey seiner Ankunft in Jerusalem durch seine Handlungen zeigte. Bey der Stelle Matth. 21, 2. glaubt der Vf., das das Füllen mit der Mutter sey angebunden gewesen, aber das Füllen sey nur allein zu Jesu gebracht worden, wovon auch die übrigen Evangelisten nur reden. Er meynt die Stelle Zach. 9, 9. habe Einfluß auf die Erzählung gehabt, indem man die Begebenheit dieser ganz conform machen wollte. Rec. würde dieser Meynung beystimmen, wenn in dem griechischen Text bloß *ουου και τωλου* stünde. Man könnte alsdann sagen, der griechische Uebersetzer habe aus Versehen die Verbindungsartikel dazwischen gesetzt. Aber der Zusatz *δεδεμενην* und *εστ* *ετη*; muß doch auch im Original oder dem Urevangelium gestanden ha-

haben. Warum sollte auch dieser Umstand nicht richtig seyn können, wenn ihn gleich die andern Evangelisten nicht bemerken, weil wirklich nur das Füllen zu Jesu geführt wurde? Dafs Matthäus sich nachher so ausdrückt, als wenn beide, die Eselin und das Füllen, zu Jesu wären geführt worden, und er auf beiden geritten hätte, läßt sich aus dem ungebildeten Erzählungston, den man bey Matthäus gewöhnlich findet, erklären. Die verschiedenen Meynungen vom dem Reich Gottes werden angeführt, und zum Theil genauer geprüft. Der Vf. zeigt, dafs nach einigen Stellen das Reich Gottes zu den Lebzeiten Jesu schon da war, und dafs Jesus darunter ein moralisches Reich, eine Anstalt Gottes, nach welcher er richtige und vollkommene Religionsbegriffe und Bestreben nach reiner Tugend allgemein verbreiten wollte, verstanden habe. Zugleich wird aber auch auf die Stelle aufmerksam gemacht, worin Jesus das Reich Gottes als noch zukünftig schildert. Er beschreibt dieses Reich so, dafs er zum zweytenmal sichtbar auf Erden erscheinen, und zum Beweise seiner allgemeinen Herrschaft ein feyerliches Weltgericht halten, die guten Menschen zur ewigen Glückseligkeit einführen, und die gottlosen zur immerfortdauernden Strafe verdammen werde. Wie der Ausdruck Jesu hierüber zu verstehen sey, wird S. 106 ff. ausführlich entwickelt. Der Vf. zeigt, dafs einzelne Stellen, welche von einem Reich auf Erden bey der Erscheinung Jesu zu handeln scheinen, bildlich zu verstehen seyn, indem Jesus in andern Stellen ganz deutlich die Belohnungen im Reiche Gottes nicht auf irdische Freuden, sondern auf das himmlische ewige Leben beziehet. Dafs Jesus Matth. 25. von seiner Wiederkunft zum allgemeinen Weltgericht redet, wird gegen Eckermann behauptet. Was die Zeit dieser Ankunft Jesu, um Gericht zu halten, betrifft: so sagt der Vf., es scheine, dafs Jesus selbst die Hoffnung gehabt habe, er werde bald zum Weltgericht erscheinen, und daher hätten auch die Apostel eine baldige Ankunft Jesu erwartet. Er meynt, wenn Jesus auch eine solche irrige Hoffnung genährt habe: so sey doch ein solcher Irrthum der göttlichen Autorität Jesu nicht nachtheilig; denn es folge nur daraus, dafs er nicht allwissend war. Aber wird auf diese Weise die Lehre Jesu nicht ungewifs? Wenn er sich selbst darin geirrt hat, kann er nicht auch in andern Dingen irrigen Vorstellungen der Juden gefolgt seyn? Die Stelle Matth. 25. 31 ff. ist doch die einzige, wo Jesus bestimmt von seiner Zukunft zum Gericht redet; aber hier wird doch eigentlich nichts davon gesagt, dafs diese Zukunft bald erfolgen solle. Die Stellen im 24 Kap. die man gewöhnlich anführt, handeln nicht vom Weltgericht. Jesus beantwortet zuerst die Frage, wegen der Zerstörung Jerusalems und des Tempels und den Anzeigen davon. Auf den letzten Theil der Frage, wegen des Endes der Welt, kommt er erst Kap. 25. 31. redet aber ganz allgemein und unbestimmt von dieser Erscheinung. Daraus, dafs die Apostel die Rede Jesu nach jüdischer Vorstellung sich als nahe bevorstehend gedachten,

folgt noch nicht, dafs Jesus dieselbe Vorstellung hatte. Er bestritt sie nur nicht direct. Bey den Weissagungen des A. Test. werde mit Recht die Stelle, worauf sich Jesus selbst als in ihm erfüllt berufen hat, von denen, welche die Schriftsteller des N. T. auf ihn ziehen, unterschieden. Bey der Frage, in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten in seiner Person berufen habe, setzt der Vf. als hinlänglich erwiesen voraus, dafs in dem A. T. keine specielle Weissagungen von dem Individuum Jesu und seinen Schicksalen und Werken enthalten seyen. Inzwischen sucht er zu zeigen, wie Jesus sich überzeugt habe, dafs in den Propheten alles von ihm vorhergesagt sey, theils weil manches, was die Propheten von dem Messias gesagt hatten, auf ihn völlig paßte, theils weil die damals unter den Juden übliche Schriftauslegung zugleich einen höheren Sinn annahm. Auch hier glaubt der Vf., dafs die Vorstellungen Jesu irrig gewesen seyn könnten, indem er manches speciel auf sich anwendet, woran die alten Propheten nicht gedacht hatten; doch sey es eine Fügung der Vorsehung, dafs Jesus diese Idee aufsaßte und das grose Werk der Menschenbeglückung vollendete. Inzwischen ist der Vf. auch nicht ungeneigt anzunehmen, dafs Jesus sich bey solchen Citationen accommodirt und zu den Begriffen seiner Zeitgenossen herabgelassen habe. Der neutestamentliche Begriff eines Wunders wird also bestimmt es sey eine Wirkung, welche von Menschen nicht durch eigene Kraft, sondern durch unmittelbare Einwirkung entweder der Allmachtskraft Gottes oder eines Dämons vollbracht wird. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird vornehmlich aus Matth. 12. 22 bis 29. erwiesen, weil Jesus ausdrücklich sagt, er treibe durch πνευμα θεου, wodurch keine mittelbare Einwirkung Gottes könne verstanden werden, die Dämonen aus. Billig hätte hier der Einwurf, den man aus V. 27. zu machen pflegt, kurz beantwortet werden müssen. Jesus beruft sich bloß deswegen auf die Heilungen der Exorcisten, um den Pharisiern das hohle und hämische in ihrer Beschuldigung fühlbar zu machen. Dafs die Exorcisten durch das πνευμα θεου ihre Kuren verrichteten, behauptet er nicht, sondern dieses eignet er sich allein zu, und will es deswegen auch als Beweis angesehen haben, dafs das Messiasreich erschienen sey. Die Stelle Matth. 12. 38—40. wird so erklärt, dafs Jesus die Pharisäer auf das künftige Wunder seiner Auferstehung verwiesen habe. Doch meynt der Vf., es könnte der 40 V. eine Glossa seyn, womit der Evangelist oder ein anderer die Rede Jesu erweitert hätte. Die Meynung von Eckermann und Paulus, welche es leugnen, dafs Jesus durch Wunder seine Messiaswürde habe bestätigt wollen, werden S. 195 ff. geprüft und widerlegt; doch hätte noch mehr gesagt werden können. Bey der Unterfuchung: ob die Wunder Jesu wirkliche Wunder waren, wird zugegeben, dafs einige Wunderthaten und Kuren natürlich konnten erklärt werden, aber andere waren doch von der Art, dafs sie sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären lassen. Wenn

Wenn der Vf. S. 212. auf die Zerstörung des Reichs der Dämonen als Geschäft des Messias kommt: so untersucht er, was unter Teufel und Dämonen zu verstehen sey, welche Macht denselben beygelegt werde, daß Christo die Absicht die Herrschaft der Dämonen zu zerstören zugeschrieben werde, und ob Jesus sich dabey nach den abergläubischen Meynungen gerichtet, oder sie selbst angenommen habe. Bey diesem allem sind die neueren Schriften und Aufklärungen hierüber gut genutzt, doch hätte einiges noch genauer können bestimmt werden. S. 276. meynt der Vf., Johannes habe nicht die Taufe von der Profelytentaufe entlehnt, sondern als Aufnahmsceremonie zuerst eingeführt. Seine Gründe sind aber nicht sehr wichtig. Freylich reden nur spätere Rabbinen von der Profelytentaufe, aber doch als einem sehr alten Gebrauch, und es ist gar kein Grund anzugeben, warum sie dieses sollten erdichtet haben; vielmehr stimmt die Profelytentaufe mit dem übrigen jüdischen Ritus vollkommen zusammen. Hillel und Schamai disputirten schon über einige Nebenumstände. Sollte dieses bloß erdichtet seyn? Das ungewöhnliche der Ceremonie zog auch nicht eigentlich die Menge herbey, sondern die ganze Handlungsweise des Johannes, und besonders war das auffallend, daß er Juden zur Taufe einlud, und diese auf den erwarteten Messias taufte. Eben deswegen gab man ihm auch den Beynamen ΒΑΠΤΙΣΤΗΣ. Die Einsetzung des Abendmahls wird ganz richtig aus den bey der Passahmahlzeit gewöhnlichen Formeln erläutert, und *est* durch *es bedeutet, es ist Symbol* erklärt.

Bey der Betrachtung über die Person Jesu, wird erst untersucht, wer er nach dem Bericht der drey Evangelisten sey, und alsdenn wird von seinen Schicksalen gehandelt. Jesus war Mensch aus Davids Familie entsprossen, aber durch göttliche Kraft übernatürlich gebildet. Doch hält der Vf. das letztere für unwahrscheinlich, und glaubt, die Nachricht, daß eine Jungfrau Jesum geboren habe, und er durch Gottes Wunderkraft sey gebildet worden, sey eine spätere ungewisse Sage. Jesus nannte Gott seinen Vater, weil Gott durch ihn das große Werk der moralischen Weltbeglückung ausführte, und ihn mit göttlicher Kraft dazu ausgerüstet hatte. Von einem inneren Verhältniß zwischen Vater und Sohn ist in den drey Evangelisten nirgends etwas zu finden. Die Erzählung des Lucas von der Geburt Jesu zieht der Vf. in Zweifel. Der erste Grund, daß in der Angabe der Zeit schon ein Fehler sey, ist unbedeutend, denn die Angabe läßt sich rechtfertigen, ohne daß man *πρωτη* für *προτερα* nimmt. Die Engelserscheinung ist freylich auffallender. Der Vf. vermuthet, es sey in der Nacht ein Ungewitter entstanden, wobey es stark wetterleuchtete. Dieses sey die *δοξα κυριε* gewesen. Die Hirten wären in ihren Stall geflüchtet, und hätten dort das Kind, den Nachkömmling

Davids, angetroffen und ihre Hoffnung auf den Messias dabey bezeugt. Gegen die Behauptung, daß Jesus von den Essenern seine Geistesbildung erhalten habe, werden mit Recht Erinnerungen gemacht. Es hätte aber noch mehr gesagt werden können. Bey der Lehrart Jesu wird auf die drey Vorzüge aufmerksam gemacht, auf die kluge Bequemung nach Personen, Zeit, Ort und Umständen, die Gemeinverständlichkeit und Gemeinnützigkeit. Von der Frage: warum wählte Jesus den Judas zum Apostel? sagt der Vf.: Laßt uns offenherzig gestehen, er wählte ihn, weil er nicht allwissend war; weil Judas besser schien, als er war. Wie ist es aber zu erklären, daß Jesus doch sein Leiden und auch die Verrätherey des Judas so genau voraus sagte? Wenn der Vf. von dem blutigen Schweiß Jesu sagt, dieses sey erdichtet, der Text des Lucas habe nichts davon, der Vergleichungspunkt sey die Größe der Schweißstropfen, die an Größe dem Blutstropfen ähnlich waren: so kann Rec. nicht bestimmen. Wir haben Erfahrungen, daß gesunde Menschen in großer Angst Blut geschwitzt habe. Daß Jesus am Kreuz wirklich gestorben sey, wird mit Recht behauptet, und durch Gründe unterstützt. Von der Auferstehung wird geurtheilt, wenn sich auch in der Erzählung der Nebenumstände Widersprüche zeigen: so thut dieses doch nichts gegen die Wahrheit des Ganzen. Die sichtbare Himmelfahrt Jesu wird vertheidigt, und auf die gemachten Einwürfe kurz geantwortet. Wir sehen der Vollendung des ganzen Werks mit Verlangen entgegen.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Calve: *Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte. Zweytes Bändchen.* Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige vom Ferdinand II. Regierungsantritt bis zum Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts. Von Ignaz Cornova. 1800. 310 S. 8. (18 gr.)

Dieses zweyte Bändchen ist am Werth dem vorigen gleich. Die Begebenheiten werden größtentheils mit historischer Treue in einer natürlichen Ordnung und auf eine auch für die Jugend faßliche Art dargestellt. Gegen die getroffene Auswahl derselben läßt sich wohl das Meiste erinnern, indem sich der Vf. bloß auf die politische Geschichte einschränkt, ohne auf die mannichfaltigen Veränderungen, die sich in Ansehung der Cultur während diesem Zeitraum ereigneten, die mindeste Rücksicht zu nehmen, so daß er nicht einmal den Einfluss berührt, welchen der 30jährige Krieg auf den innern Zustand von Böhmen äufserte. Auch macht die dialogische Form der Erzählung, die man bloß durch häufige an die Jugend gerichtete Anreden mit den Worten: „meine Besten“ oder „meine Lieben“ entdeckt, keinen angenehmen Eindruck.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Beiträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Physiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher*, von Friedr. Casim. Medicus. Heft 1—7. 1799—1801. 521 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Nur durch Beobachtungen und Versuche kann der Bau und die Oekonomie der Gewächse erläutert werden, und es ist Pflicht eines jeden denkenden Mannes unter den Oekonomen, Gartenkünstlern und Forstmännern, Beiträge zu dieser wichtigen Lehre aus ihren eignen Erfahrungen zu liefern. Der Vf. ist ein berühmter, erfahrener und gelehrter, praktischer Botanist und Forstwirth. Von ihm sind mit Recht Bereicherungen der Phytomie und Phytonomie zu erwarten, und diese Erwartung wird durch das Studium dieser Schrift auch zum Theil erfüllt. Man findet über den Unterschied der Knospen, über den Bau des Splints und der Rinde, über die Markhöhle und über mehrere andere Theile der Gewächse sehr viele treffliche Untersuchungen, die manche gute Aufschlüsse über die Oekonomie der Pflanzen geben. Aber der Vf. ist nicht allein nicht frey von Vorurtheilen, sondern er hängt ihnen auch mit einer Hartnäckigkeit an, die keines Naturforschers würdig ist. Zu den schädlichsten Vorurtheilen, die er in dieser Sammlung vertheidigt, gehört die Geringschätzung der mikroskopischen Untersuchungen, die Rec. gleichwohl für die einzige Methode hält, wodurch man in den Stand gesetzt wird, die Geheimnisse der Natur einigermassen zu enthüllen. Auch bemerkt man sehr bald, daß diese Vernachlässigung der mikroskopischen Untersuchung sich an dem Vf. selbst bekräftigt; denn vom Aufsteigen der Säfte, von den Werkzeugen derselben, wie von den Gefäßen der Gewächse hat er völlig irrige Vorstellungen. Ein zweytes, sehr eingewurzelt und fast schimpfliches, Vorurtheil des Vf. ist seine Verachtung der Linnéschen Methode, des Linnéschen Systems und der Linnéschen Nomenclatur. Aus höchst seltsamen, fast lächerlichen Gründen sucht er die Charaktere der Pflanzen, welche man aus den wesentlichsten Theilen, den Befruchtungs-Werkzeugen, hernimmt, verdächtig zu machen. Er bringt die Mühe mit in Anspruch, die die Untersuchung der Baunblärken verursacht, spricht unter andern von Leitern, die man ansetzen müsse, und glaubt, daß durch Kennzeichen, die aus dem Habitus entlehnt werden, die Bäume und Sträucher sich besser bestimmen lassen. Wie we-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

nig ausführbar dieser Vorschlag ist, werden wir an den Beyspielen sehen, die der Vf. im ersten Hefte aufstellt; und wie wenig er sich anmaßen darf, der Linnéschen Nomenclatur eine bessere substituiren zu wollen, erhellt aus seinen Benennungen: *Pseudo-Acacia vulgaris*, *Opulaster bullatus*, *Siliquastrum orbiculare* u. s. f. Doch Rec. geht ins Einzelne, und will, da er seit mehreren Jahren den Bau der Pflanzen, aus Berufs-Pflicht und aus Neigung, zum Gegenstande seines anhaltenden Studiums gemacht hat, freymüthig seine Meynung über die vorgeblichen und wirklichen Entdeckungen, und über die wahren und unwahren Behauptungen des Vf. hersetzen. Hn. Medicus hofft Rec. zwar nicht zu überzeugen; aber er hofft bey dieser Gelegenheit manche wichtige Bemerkungen, als Resultate seiner eignen Wahrnehmungen, machen zu können, und er bittet Hn. M., ja keine Privat-Ablicht zu vermuthen oder in dem Rec. einen seiner vorgeblichen Feinde zu ahnen.

Im ersten Hefte untersucht der Vf. die verschiedenen Formen der Baumknospen, und schlägt die letztern, als Unterscheidungs-Merkmale der Bäume und Sträucher vor. Von der einen Seite ist diese Idee beyfallswerth, in so fern man oft im Winter in Verlegenheit ist, wenn man Bäume bestimmen soll, die weder Blätter noch Blüten haben. Allein Rec. fürchtet, daß die Knospen dennoch keine so große Verschiedenheit der Formen darbieten möchten, wodurch man die zahlreichen Arten der Bäume zu unterscheiden im Stande wäre. Denn außer der Farbe ist doch wohl das mehr oder weniger zugerundet oder spitz, alles, was wir von der Verschiedenheit der Formen an diesen Theilen mit Worten ausdrücken können. Der Vf. führt als Beyspiele für die Wichtigkeit der Knospen-Formen die Ahorn-Arten an: er hätte eben so gut die Eschen anführen können, deren Knospen sich durch ihre verschiedene Farben sehr auszeichnen: denn *Fraxinus Ornus* hat allein grau beduderte, *Fr. simplicifolia* und *excelsior* schwarze, und die übrigen braune Knospen. Bey den Ahorn-Arten sucht der Vf. besonders die Linne'sche Unterscheidung des spitzen (*Acer platanoides*) und des Zucker-Ahorns (*Acer saccharinum*) verdächtig zu machen. Rec. glaubt, daß beide sich sehr wohl durch die Blätter unterscheiden lassen. Die Blätter des Zucker-Ahorns sind auf der Unterfläche behaart, die Blätter des spitzen Ahorns aber glatt: die Einschnitte der Blätter des Zucker-Ahorns sind wenig oder gar nicht gezähnt, dagegen haben die Einschnitte an den Blättern des spitzen Ahorns lange

Tt

und

und scharfe Zähne. Wir wollen aber nicht klingen, daß die vom Vf. angegebenen und von den Knospen hergenommenen Charaktere allerdings als Hülfsmittel dienen können. Der spitze Ahorn hat wirklich, wie der Vf. sagt, zugerundete, röthliche Knospen, die in den ausgehöhlten Blattstielen liegen, dagegen der Zucker-Ahorn spitzige, schwärzliche Knospen hat, welche frey von den Blattstielen absehen. Für die Auffindung dieses Merkmals verdient der Vf. allen Dank. Ueber den Unterschied des rothen und rauhen Ahorns (*Acer rubrum et dasycarpum*) ist der Vf. noch sehr wenig unterrichtet. Aufser der Glätte der Fruchtknoten bey dem ersten, und der weißhaarigen Beschaffenheit derselben bey dem zweyten, findet Rec. einen besondern Unterschied darin, daß *A. rubrum* nur vier Antheren, *A. dasycarpum* aber acht hat. Auch pflegen die jüngern Zweige mit weissen feinen Strichen besetzt zu seyn, und Hr. M. nimmt noch mehr auf die Knospen Rücksicht, welche im *A. dasycarpum* abgerundet, in *A. rubrum* spitzig seyn sollen. Er geht noch weiter. Auch sogar Gattungs-Charaktere sollen von den Knospen hergenomman werden, wie er schon ehemals bey dem *Hyacinthus non scriptus* versuchte. Hier führt er die Gattung *Rhus* als Beyspiel an, die seiner Meynung nach in drey, *Toxicodendron*, *Rhus* und *Cotinus* zerfällt, weil die Früchte verschieden seyn. Diese Verschiedenheit ist indeffen hier nicht sehr beträchtlich, da alle Arten entweder eine Beere oder eine Fleisch-Frucht haben. Der Vf. benutzt nun vorzüglich die Knospen, um zu zeigen, daß diese Gattungen wirklich wesentlich verschieden seyn. Darin wird er hoffentlich keine Nachahmer finden. Eben so wenig kann er auf Beyfall rechnen, wenn er *Acer Negundo*, als eine eigene Gattung unter dem Namen *Negundo* auführt, weil die Blumen auf langen Stielen sitzen. Wahrscheinlich kennt Hr. M. die Blüten des Zucker-Ahorns nicht: auch diese sitzen auf langen Stielen. Einen zweyten Grund zu dieser Trennung suchte er in der Bildung der Knospen, die in den Ast so eingedrückt sind, daß sie ganz verborgen bleiben, bis man das natürliche Abfallen der Blätter abwartet. Dieselbe Erscheinung finden wir aber auch bey dem rothen Ahorn, und es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Aufnahme eines so wenig wesentlichen Merkmals in den Gattungs-Charakter führen soll. So theilt der Vf. die Gattung *Robinia* in drey, *Pseudo-Acacia*, *Robinia* und *Caragana*, weil sie verschiedene Formen der Knospen haben: denn die Unterschiede der Saamenhülle sind zu unbedeutend.

Im zweyten Hefte sucht der Vf. den Unterschied der Wurzeln vom Stamm und den Aesten darin fest zu setzen, daß die ersten kein Mark haben. Er bemüht sich, dies durch mehr als 100 Beyspiele darzutun. So sehr wir die Sorgfalt schätzen, womit diese inductiven Beobachtungen angestellt sind: so gestehen wir doch, daß jener Unterschied uns auf einem unrichtigen Begriff vom Marke zu beruhen und

zum Theil der Natur zu widerstreiten scheint. Mark ist doch wohl nichts anders als Zellgewebe in der Mitte der Holzringe, welches sich gewöhnlich durch seinen lockeren Bau und durch seine unterschiedene Farbe auszeichnet. Der Vf. hat selbst in dem letzten Hefte sehr gut gezeigt, daß das Mark, als unterschiedene Substanz, nur in jüngern Zweigen vorkomme, daß es sich hingegen in ältern Aesten und im Stamme vieler Bäume durch die gedrängte Beschaffenheit der Holzringe verliere, oder daß sein Bau wenigstens hier nicht so unterschieden sey. Gerade so verhält es sich mit dem Marke der Wurzel, oder des Stamms unter der Erde. Hätte der Vf. mikroskopisch die Wurzeln der gemeinsten Gewächse untersucht: so würde er allerdings eben das Mark darin gefunden haben, was man in den ältern Aesten und Stämmen der Bäume annehmen kann. Die Mohrrübe und Pastinake hat so gut ihr Mark in der Mitte der Wurzel, als der Stamm der Eiche; aber freylich ist es sowohl in jenen Wurzeln als in diesen Stämmen sehr weit von dem Marke des Holländers und der jungen Zweige des Wallaufbaums unterschieden. Es ist auch nicht schwer zu erklären, woher die gedrängte Beschaffenheit des Markes in den Wurzeln kommt. Die ringsum die Wurzel umgebende Erde muß nämlich eben so auf das Mark der Wurzeln wirken, als die festen Holzringe es in Eichenstämmen auf das Mark derselben thun. Es muß also dadurch seine Lockerheit verlieren und dichter werden. Rec. hat die Luftwurzeln des *Cactus grandiflorus* und *triangularis* und die Anfänge der Wurzeln bey dem keimenden Pflänzchen oft untersucht, und allerdings ein sehr lockeres Mark in der Mitte derselben gefunden. — Hr. M. behauptet ferner, auch die Wurzel-Triebe, die zu Aesten bestimmt seyn, (beym *Rhus radicans*) hätten schon ihr Mark unter der Erde, weil sie nicht zu Wurzeln, sondern zu Aesten bestimmt seyn. Dagegen will Rec. nur die sehr alltägliche Erfahrung anführen, daß Aeste von Bäumen, die man mit Spaltöpfen umgeben hat, innerhalb der Erde des Spaltopfs ein gedrängtes Wurzelwerk bekommen, oder, nach Hn. M., ihr Mark verlieren, da sie unter und über dem Topfe dasselbe in seiner gewöhnlichen Gestalt enthalten. Eben so verhält es sich mit den Aesten der Rosensträucher, die man einlegt, damit sie Wurzeln schlagen sollen. Man kann diese sichere Erfahrungen des Rec. auf keine Weise mit Hn. M. Meynung reimen. Was der Vf. noch am Ende dieses Heftes von dem festen Körper der Pflaunzen und seinem großen Nutzen sagt, ist dem Rec. dunkel, und vermuthlich hat auch der Vf. nichts deutliches dabey gedacht, wenn er nicht unter diesem festen Körper das Zellgewebe versteht.

Im dritten Hefte untersucht der Vf. die Theile des Stamms. Er bedient sich hiebey des Ausdrucks Fasern, weil er nicht weiter gehen will, als seine unbewaffneten Augen reichen. Hätte er sich des Mikroskops bedient: so würde er diese sogenannten Fasern aus einem ganz andern Gesichtspunkte ansehen. In

In dem Holze unterscheidet er aufsteigende und Spiegelfasern, welche letztere vom Mittelpunkt sich zum Umfange verbreiten. Er glaubt, daß er der erste Naturforscher ist, der die letztern untersucht und beschrieben habe. Darin irrt er sich sehr; von *Malpighi* an, der diese Strahlenkanäle auf der 6ten und 8ten Tafel seiner *Anatome plantarum* deutlich genug abgebildet und in seinem Werke umständlich beschrieben hat, sprechen alle Pflanzen-Anatomen von denselben. Der Ausdruck Spiegelfasern, den der Vf. gebraucht, ist sehr zu tadeln, da er auf die unrichtige Idee leitet, als ob diese Platten, die anfangs Kanäle waren, wirklich als Fasern zu betrachten seyn. Was er von Markfasern und ihrem Daseyn zwischen den Holzlagen sagt, beweiset, wie wenig klare Begriffe er mit jenem Ausdrucke verbindet und wie wenig er seiner eigenen Theorie getreu ist; denn hier heist es ausdrücklich: die Markfasern finden sich auch in den Wurzeln, und im zweyten Heft wurde die Marksubstanz den Wurzeln abgelünet. In der That sind die Markfasern des Vf. nichts anders als gestreckte Zellen, die die Schraubengänge oder die sogenannten Spiral-Gefäße mit einander verbinden. Ihre Entstehung ist dem Vf. nicht bekannt: Rec. glaubt dieselbe beobachtet zu haben. Man sieht nämlich in den carbonisirten, schleimigen Pflanzenäften des Zellgewebes, durch die stärkste Linse des Mikroskops, krystallische Niederschläge, die in den Pfeffer-Arten wie in der Eiche Kerne oft auch Bläschen bilden. Aus diesen Bläschen entsteht auf organische Art das Zellgewebe. Der Vf. behauptet ferner, die Zwischenräume der aufsteigenden Holzfasern seyen die wahren Saitkanäle. Diese Behauptung widerlegt sich sogleich durch das Mikroskop und durch die Zergliederung einer jungen Pflanze, die weder Holzfasern noch Zwischenräume derselben besitzt. Den höchst merkwürdigen Bau der Schraubengänge kennt der Vf. nicht, und es ist ihm also das Aufsteigen des Saftes durchaus dunkel. Ueber die Anlegung und Zeitigung des Holzes und die Bildung der Fähringe kommen mehrere sehr nützliche Bemerkungen vor. — Dann aber stellt der Vf. mit großer Keckheit einige Gründe für seine Meynung auf, daß es keine Gefäße in den Gewächsen gebe, sondern daß alle Säfte sich in den Zwischenräumen der Fasern bewegen. Allein diese Gründe sind durchgehends unbaltbar. Er sagt unter andern: „Wenn man den Umfang einer Pflanze nimmt, und dann die nach statischen Gründen bestimmte Menge von Feuchtigkeit darnach berechnet: so ist es klar, daß die Gefäße, die diese Feuchtigkeit enthalten sollen, mit bloßen Augen müssen aufgefunden werden können, und daß man zu deren Entdeckung keiner mikroskopischen Gläser bedürfe.“ Soll dieser Schluss einen Sinn haben, so muß man ihn so ausdrücken: Wenn die Gefäße der Pflanzen den Gefäßen vollkommener Thiere durch Zerästelung ähnlich sind; so müssen ihre Stämme so groß seyn, daß sie, bey der Eiche z. B. in die Augen fallen. Allein die Aehnlichkeit der Pflanzen-

Gefäße mit dem Gefäß-System vollkommener Thiere ist auf keine Weise zuzugeben. Die Zerästelung der Gefäße in thierischen Körpern verliert sich schon bey Insecten und nackten Würmern: Hr. M. hätte nur eine Bienen-Larve microscopisch zergliedern, oder die trefflichen Zeichnungen im *Swammerdams* Bibel der Natur nachsehen dürfen, um sich zu überzeugen, daß der ästige Bau der Gefäße nur den vollkommnern Thieren zukommt; und daß die Gefäße der Pflanzen allerdings so fein sind, daß sie nothwendig mit stark vergrößernden Gläsern aufgesucht werden müssen. Noch schwächer ist der Grund, den der Vf. von dem Veredeln der Obstbäume für den Mangel an Gefäßen in Pflanzen hernimmt. „Das Auge wächst an,“ sagt er, „ohne daß sich solches mit den Mündungen der Gefäße des alten Holzes hätte anatomisiren können noch wollen.“ Wenn sich der Vf. die Mühe genommen hätte, den Zusammenhang eines edlen Pfropfreifes mit dem Wildling näher und microscopisch zu untersuchen: so würde er bald die Nichtigkeit seines Raisonnements eingesehen haben. Allerdings anatomisiren die abgesechnittenen Mündungen der Schraubengänge und der Zellen der Rinde in copulirten Zweigen mit einander, denn der vorzügliche Kunstgriff der Gärtner besteht bey dem Copuliren darin, daß die Zweige des edlen Reifes und des Wildlings recht genau auf einander passen, damit die Schraubengänge der Holzfasern sich eben so mit einander verbinden können, als die Rindenzellen. Aufser diesen so wenig haltbaren Gründen weifs der Vf. keinen einzigen gegen die Gefäße vorzubringen. — Er geht dann zur Bildung des Baftes und zur Theorie des Absterbens der Rinde über, und macht darüber mehrere sehr wichtige Bemerkungen. Das Anlegen des Baftes folgt ganz andern Gesetzen, als das Anlegen des Splints und des Holzes, weil jenes hauptsächlich durch das Absteigen, dieses durch das Aufsteigen der Säfte bewirkt wird. Daher kommt, daß manche Bäume viel Baft und wenig Holz, andere aber viel Holz und wenig Baft haben, und hieraus zieht der Vf. den sehr richtigen und gegründeten Schluss, daß weder der Baft in Splint, noch dieser in jenen übergehe.

(Der Beschluß folgt.)

STATISTIK.

Ohne Druckort: *Anhalt-Bernburgischer Hof- und Adress-Calendar auf das Jahr 1801.* 260 S. kl. 8.

Der Erstling eines Staatskalenders des alten Anhaltischen Fürstenhauses, ohne Angabe des Druckorts und Verlags und nur für eine Linie desselben mit großer Raumverschwendung abgedruckt, übrigens aber ziemlich nach dem von *Schwarzkopfschen* Plane eingerichtet. Voran geht der Zeitkalendar und von S. 47—115 die Genealogie des Fürstenhauses von 1503 an. Rec. empfiehlt diesen reichhaltigen Abschnitt vorzüglich den Verfassern genealogischer

fcher Handbücher und den Sammlern unstandesmäßiger Heyrathen. Für letztere ist hier eine reichhaltige Aemte, wie die Namen Nüßler, von Wrede, von Wimpfen, von Kampen, von Pfuhl, von Rath, von Wuthenau, von Promnitz, von Loën, von Zeufsch, von Sperlingen u. f. so wie auch die kaiserlichen Standeserhöhungen zu Grafen von Battenstedt, von Behrenfeld, von Bähringen, von Waldersee, von Nienburg, von Warmsdorf u. f. w. beweielt. Einige sind hier, vielleicht gefilientlich, ausgelassen; z. B. S. 63 die Gemalin des Prinzen Franz, Tochter des Oberamtsregierungsraths Mastarp zu Brieg. Zum Staatsrechte des Gesammthauses liefern die Listen der Senioriate S. 114 u. 115 und die Gesammthaus-Dienerschaft S. 134 ff. nützliche Beyträge. Durch den Anfall eines Zerbstischen Hausantheils wurde die Dienerschaft, welche hier in den

Hof- und Civil-Etat abgetheilt ist, ansehnlich vermehrt. Außerdem ist sie sowohl in Rücksicht der Befoldeten bis auf die untersten Stufen, als auch durch Neben Rubriken z. B. die Vasallen S. 144. die privilegierten Apotheker S. 167. die Candidaten der Theologie S. 191. die Pensionärs nebst Beyfügung des Wohnorts, (unter welchen 67 Wittwen) S. 230. ff. und die charakterisirten Personen mit Angabe des Patents - Dati S. 232 — 236 sehr vollständig. Den Beschluß macht ein dreyfaches Register über den Inhalt, über Jahrmärkte und Posten, unter welchen das letztere die vortrefliche Einrichtung des Botenwesens in dortigen Gegenden deutlich anzeigt. Der Vf. hat sich nicht genannt. Rec. glaubt aber, den S. 133 genannten Hn. Geh. Secretär *Gottschalk* darin zu erkennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSERKLÄRUNG. *Hadamar*, in der neuen Gelehrtenbuchhandl.: *Rechtliche Abhandlung über die Frage: Ist die Gerichtsbarkeit des Kaiserlichen und Reichskammergerichts bey Absonderungsklagen des Lehns vom Erbe, unter Reichsunmittelbaren in possessorio ordinario, in erster Instanz gegründet? und sehen die Austräge sowohl als der XXI. Art. §. 1. des Wahlvertrags nicht im Wege?* — von *A. Kieber*, des Kaiserlichen und Reichskammergerichts-Secretair. 1801. 85 S. 8. (8 gr.) Diese, einigen Reichskammergerichtsbesitzern gewidmete, Abhandlung ist wahrscheinlich größtentheils aus einer bey dem Kammergericht über diesen Gegenstand abgelegten Relation genommen, wie sich schon aus dem Stil und der Manier des Vortrags abnehmen läßt. Die Bekanntmachung derselben ist aber bey allem dem ein sehr nützliches Unternehmen, und es wäre für die praktische Jurisprudenz sehr zu wünschen, daß mehrere Abhandlungen dieser Art, in einer Jahrweise fortgehenden Sammlung — gleich der ehemaligen Cramerischen und der nachherigen Hofcherischen, welche seit einigen Jahren aufgehört hat — zur Erläuterung zweifelhafter Rechtsfälle dem Publicum mitgetheilt werden möchten.

Um sich zu der aufgestellten Hauptfrage den Weg zu bahnen, wird vorläufig untersucht a) *was eigentliche Lehn-sachen seyen?* und b) *ob die Absonderung des Lehns vom Erbe dazu gehöre oder nicht?* — Ad a) schränkt der Vf. den Begriff der Lehn-sachen auf solche ein: welche zwischen den im Lehnverbande stehenden Personen und zwar über ein Lehn, verhandelt werden. Daher könnten auch Streitigkeiten über die aus dem Lehn zu erhebenden Früchte, über die Verpfändung des Lehns und die darauf verwandte Verbesserung nicht unter die Kategorie von wirklichen Lehn-sachen gehören. (Dieses möchte wohl von keinem Lehnhof zugestanden werden, besonders wenn es darauf ankommt, den Meliorations- und Hypothek-Anspruch aus der Substanz des Lehns zu befriedigen.) ad b) werden die Schriftsteller für die bejahende und verneinende Meynung sehr umständlich angeführt, und für die verneinende gestimmt, welche auch schon aus der Beantwortung der ersten Frage folgt. (Der

Vf. nennt seine Meynung die *affirmativa*, ob es gleich richtiger *negativa* ist, daß es keine Lehn-sache sey. Er behauptet S. 11 daß der Lehn-Nachfolger die Qualität der Lehngüter erweisen müsse. Dies läßt sich aber allgemein nicht sagen: wenn das Hauptgut Lehn ist, und die Zubehörungen in dem Lehnbrief nicht eigends benannt, sondern durch eine generale Clausel angezeigt sind. So muß vielmehr bey allen mit dem Lehn bisher besessenen Stücken der Lehneigenschaft, vermuthet, und die Allodialität von dem Gegentheile bewiesen werden. Die Zahl und die Autorität der Rechtslehrer welche die Sache an die ordentliche Obrigkeit verweisen, ist allerdings überwiegend. Die Billigkeit scheint aber wegen des beiderseitigen Interesses, ein *zusammengesetztes Gericht* zu fordern, welches auch in mehreren Ländern üblich ist, wo bey Schlichtung solcher Streitigkeiten einige Mitglieder des Lehnshofs zugezogen werden.) Die Entscheidung der Hauptfrage wird, nach diesen Voraussetzungen, dem Vf. sehr leicht: wenn man aber auch die Absonderung des Lehns vom Erbe als eine Sache von gemischter Gerichtsbarkeit ansieht; so läßt sich nach der doctrinellen Auslegung der K. G. O. Th. II. Tit. 7. und der bisherigen Obsequanz behaupten, daß solche Absonderungsklagen unter Reichsunmittelbaren *quoad possessorium ordinarium*, bey dem Reichskammergerichte in erster Instanz statt finden, und daß die Austräge dabey nicht in Betrachtung kommen, wenn — wie bey solchen Absonderungen fast immer der Fall ist — der Gerichtsstand wegen des Zusammenstehens mehrerer Untergerichtsbarkeiten, oder verschiedener Austräge in *continentia causae* gegründet worden kann. Die bekannte Stelle der W. K. arc. XXI. §. 1. ist dem Vf. nicht entgangen, da er von dem Grundsatze ausgeht, daß die Absonderung des Lehns vom Erbe keine Lehn-sache sey; er führt aber auch die verschiedenen Gründe der Rechtslehrer an, welche die Auslegung dieser Stelle sehr zweifelhaft und daher eine authentische Erklärung derselben nöthig machen. Uebrigens hat derselbe keine Ausführungen, durch einige bey dem Reichskammergerichte vorgekommene Rechtsfälle, bedingt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Beiträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Physiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher*, von Friedr. Casim. Medicus. etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Im vierten Hefte fährt der Vf. fort, sehr interessante Bemerkungen über die Zeitigung des Splints und die Hindernisse derselben zu machen. Sehr richtig ist es, wenn der Vf. ein vorzügliches Hinderniß der Zeitigung des Splints in frühen Frösten und sehr rauhen Wintern sucht, weil der Frost das regelmäßige und langsame Absetzen der festern Bestandtheile des Holzes stört. Aber Rec. glaubt, daß außerdem auch viel auf die Organisation des Baums, auf seine Pflege, und auf den Boden ankommt. Unsere Lombardischen Pappeln setzen fast lauter Splint an, der selten zeitig wird: Obstbäume, die man zu sehr treibt, bekommen kein reifes Holz, und Waldbäume, die auf einem feuchtern Boden stehen, als sie erfordern, pflegen ebenfals kein reifes Holz zu bekommen. Da der Vf. aber bloß auf die Witterung sieht: so giebt er auch jene Rathschläge, die von Forstleuten nur zur Verhütung des Schadens, den der Frost den Waldbäumen zufügt, angewandt werden können. Der Wald muß keine Blößen haben, durch welche kalte Winde eindringen können. Der Waldboden muß mit Gras bewachsen seyn, und im Winter mit abgefallenem Laube bedeckt bleiben, und endlich muß man jede Verwundung der Rinde durch Wildpret u. f. w. zu verhüten suchen. Vortrefflich zeigt der Vf., daß unser Bauholz sich immermehr verschlechtert, und daß daher die Zimmerleute, statt in Eichenstämmen reifes Holz zu finden, eine Menge Splint in die Späne hauen müssen. Der Grund davon liegt offenbar hauptsächlich in der schlechten Bewirthschaftung und in der lichtern Hauung unserer Forste, wodurch die Bäume den kalten Winden und dem Froste mehr ausgesetzt werden, als ehemals, da die Waldungen ungleich dichter und der Waldschluß vollkommener war. Dieser ganze Aufsatz ist ein Meisterstück von kräftiger Schreibart, von Erfahrung und Wissenschaft, und verdient von Gutsbesitzern und Forstmännern Beherzigung. Hr. M. zeigt ferner, daß das Fällen der Bäume und das Schälen der Rinden nur im Frühlinge bey eintretendem Saft vorgenommen werde, weil sonst das Holz noch nicht seine gehörige Winterreife erlangt hat,

A. L. Z. 1802. Erster Band.

auch die Splintlagen, wenn die Rinde früher abgelöst wird, vertrocknen und sich gar nicht consolidiren können. Zugleich bemerkt er beyläufig, daß die abgeschälte Buchen-Rinde am innern Umfange mit hervor stehenden Blättchen versehen ist, die im übereinstimmende Hölungen des Holzes eingreifen, und, nach seinen Untersuchungen nichts anders als Spiegelfasern, oder bessere Strahlenkanäle sind, die vom Mittelpunkte in die Rinde gehn. Er führt Erfahrungen an, wo Pflaumenbäume, die völlig ihrer Rinde beraubt waren, dennoch grünten, blühten und Früchte ansetzten, doch geschah dies nur Einea Sommer hindurch, und in der Folge gingen sie, wie leicht zu begreifen, aus. Die Erfahrung eines geschickten Forstmanns, Hn. Becker in Rostock, beweiset überdies, daß selbst in gefälltten Bäumen eine Zeitlang die Bewegung der Säfte fort dauert, und daß man besonders von Eichen, die im härtesten Winterfroste gefällt waren, im folgenden Frühjahr eben so gut die Rinden abschälen konnte, als wenn sie noch auf ihren Wurzeln gestanden hätten. Diese Beobachtung wird uns verständlich, wenn wir die im Winter sehr langsame Bewegung der Säfte und die Fähigkeit der Oberhaut der zarteren Aeste, Luftstoffe einzusaugen, bedenken. Aus eben der Ursache grünt und blüht das Hauslauch aus der Erde gerissen, und Rec. hat bey manchen andern Stauden dieselbe Fortdauer des Wachsthuims, nachdem sie von der Wurzel getrennt waren, beobachtet. — Der Vf. unterscheidet in der Folge noch genauer die Zeit, wo das Brenn- und Nutzholz gefällt werden müsse. Das Brennholz nämlich wird am besten im Frühlinge gefällt, wo die vorjährigen Splintlagen schon ihre gehörige Reife erhalten haben, und der Saft schon von neuem eingetreten ist. Mit dem Nutzholz verhält es sich anders: wollte man dies im Frühlinge mit der Rinde fällen; so würde durch den eingetretenen Saft sich schon neuer Splint angesetzt haben, den man doch in die Späne hauen müßte. Hr. M. schlägt also vor, die zu Nutzholz zu fallenden Bäume im Frühlinge erst zu schälen, sie dann ohne Rinde auf der Wurzel stehen zu lassen, bis die Blätter der Baumkrone anfangen zu welken, und sie hierauf sogleich zu fällen. Der Mangel der Rinde macht, daß sich die äußersten Jahrringe mehr verhärten, austrocknen, und dadurch den nöthigen Grad von Dauerhaftigkeit und Festigkeit annehmen. Da auf solche Art ein großer Vorrath von Baumrinden erzeugt werden würde: so rath der Vf., nach Weigels Vorschlag, auf Benutzung der Baumrinden zu mancherley Gebrauche zu denken.

Ua

Im fünften Hefte führt der Vf. noch einige ältere Erfahrungen von *Duhamel* und Andern für die Fortdauer der Vegetation nach abgehauenen Stämme der Bäume und Stauden, an, sucht zu zeigen, daß der Ausdruck *Pflanzentod* zu unrichtigen Begriffen führe, und daß das Aufhören der Vegetation in einem bloßen Vertrocknen bestehe. Gleichsam triumphirend citirt er den berühmten *Duhamel*, als Apostaten der Meynung von den Gefäßen der Pflanzen. Rec. gönnt ihm diesen Triumph, und verweist ihn noch dazu auf *Senebier's* neuestes Werk, wo Hr. M. eine völlig mechanische Erklärung der Bewegung der Säfte in Pflanzen finden wird. Was der Vf. ferner über die Vermehrung der Pflanzen durch Verlängerung sagt, ist weder sehr wichtig noch neu: und seine Einwürfe gegen *Hedwigs* Entdeckungen von der Fortpflanzung der Moose durch Saamen sind eigentlich gar keine Einwürfe. Er giebt den Forstmännern den Rath, statt der langweiligen und mislichen Vermehrung der Laubhölzer durch Besaamung, die Vermehrung durch Wurzel-Loden, nach gefällttem Oberholze, sich empfohlen seyn zu lassen.

In diesem und den letzten Heften untersucht der Vf. die Markhölen, und zeigt die Verschiedenheit ihrer Formen, nachdem sie in manchen Gewächsen fächerig, in andern saftig, und in noch andern völlig hohl sind. Er zeigt sehr gut, daß der Hauptnutzen des Markes darin besteht, den Säften mehr Aufenthalt und Ausbildung zu geben, und daß dazu vorzüglich die Scheidewände der Markhöhle beitragen, daß daher das Mark in dieser Hinsicht mit der Zeit überflüssig werde, indem in ältern Aesten der Trieb der Säfte an sich nicht mehr mit der Schnelligkeit von Statten gehe, wie in jüngern Zweigen. Er kommt dann auf die Dornen, deren Unterschied von den Zweigen und Blattstielen er bloß in dem Mangel an Nahrungsaft findet, und sie daher für verkrüppelte Blattstiele hält. Hierin aber kann ihm Niemand Recht geben, wer da weiß, daß die Dornen keine bloß zufällige, sondern wahrhaft wesentliche Theile bey vielen Gewächsen sind, die sich weder durch Mangel noch durch Ueberfluß an Nahrung verändern. Ja, nach *Pallas* Erfahrungen sollte man eher das Gegentheil von dem vermuthen, was Hr. M. behauptet. Denn in der fruchtbarsten Landschaft Persiens, in Ghilan, fand *Pallas* die meisten Gewächse voll Stacheln und Dornen, die anderwärts keine tragen. Auch weiß man, daß Alpengewächse, z. B. die Alpenrosen, oft einen gänzlichen Mangel an Dornen haben, da die verwandten Arten auf platten Lande reichlich damit versehen sind.

GOTTESGELAHRTHEIT.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Philologisches Thargum des alten Testaments. Erstes Stück. 1800. 128 S. gr. 8.*

Wieder ein neuer Versuch, um den Anfängern die Erlernung der hebräischen Sprache und das Lesen des

Originaltextes des A. Test. zu erleichtern! Auf dem blauen Umschlag, der einstweilen die Stelle des ordentlichen Titels und der Vorrede vertritt, wird ein Auszug aus dem Gespräch des Verlegers mit dem Vf. mitgetheilt, woraus man über die Entstehung und die Absicht dieses angefangenen Werks folgendes erfährt. Der Vf. äußerte in dieser Unterhaltung seine Gedanken über die Erlernung des Hebräischen. Er bemerkte, daß zwar die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache durch die Bemühungen neuerer Philologen sehr erleichtert sey; bey dem Hebräischen fehle es aber noch zu sehr an Hilfsmitteln, und deswegen könne der Theolog nur mit Anstrengung Fortschritte darin machen. Es sey zwar nicht möglich, eine Sprache, die gar nicht gesprochen werde, aus dem Umgang zu erlernen, aber dieses sey doch einigermaßen dadurch zu imitiren, daß der Lehrer, ohne erst die Grammatik allein mühsam vorzutragen, sogleich eine praktische Anwendung von derselben mache, indem er jedes Wort analysire und die Sätze erst von Wort zu Wort hebräischartig, und dann nach der deutschen Grammatik übersetze. Dadurch würden die Regeln der Grammatik gehörig verstanden, das System der Sprache eingesehen, und Wörter und Redensarten gelernt, die, weil sie in Verbindung mit Vorstellungen von Sachen in das Gedächtniß gekommen sind, auch darin bleiben. Der Vf. versicherte zugleich, daß er diese Methode bewährt gefunden habe, und erklärte sich geneigt, ein solches Hilfsmittel zur Analyse und Exegese der hebräischen Schriften für angehende Theologen zu liefern. Dem Verleger gefiel dieser Vorschlag, und er wurde mit dem Vf. einig, dieses Werk, das vorläufig auf 12 bis 16 Alphabete berechnet wurde, zu übernehmen.

Die Methode des Vf. verdienet im ganzen Beyfall und Nachahmung. Der Anfänger erlernt die hebräische Sprache am leichtesten und besten, wenn mit der Erlernung der Paradigmen und der Hauptregeln der Grammatik gleich die praktische Anwendung derselben, und um das Trockene des grammatischen Unterrichts zu vermindern, zugleich eine zweckmäßige Anleitung zur richtigen Interpretation verbunden wird. Hier fehlt es aber doch auch nicht an guten Hilfsmitteln, die der Anfänger sowohl bey der Vorbereitung auf den mündlichen Unterricht, als auch zur eigenen Uebung mit Nutzen gebrauchen kann. Das Handbuch von *Leun* und die treffliche *Clavis* von *Meissner* erleichtern ihm schon hinlänglich die Erlernung der Sprache, und geben auch Winke, wie schwierige Ausdrücke und Stellen zu verstehen sind. Freylich sind sie nicht so ausführlich, als dieses philologische Thargum; aber selbst diese Ausführlichkeit des Werks wird den Gebrauch desselben schon sehr einschränken. Manches muß doch auch dem mündlichen Unterricht überlassen werden. Wollte man auf solche Rücksicht nehmen, die in Ansehung des Unterrichts sind vernachlässigt worden, und nun durch eigenes Studium die Sprache noch erlernen: so dürfte es vielleicht zweckmäßiger seyn,

seyn, wenn nur etwa ein historisches und ein poetisches Buch des A. T. auf diese Weise grammatisch und exegetisch erläutert würden. Ein solches Buch würde schon leichter angeschafft werden können, und auch hinreichend seyn, um einem solchen Anfänger so weit fortzuhelfen, dafs er bey den übrigen Büchern des A. T. an den vorhandenen Hülfsmitteln genug hätte.

Dieses Stück gehet nur über die sieben ersten Kapitel der Genesis. In der kurzen Vorerinnerung über den Pentateuch findet es der Vf. am wahrscheinlichsten, dafs Moses zwar alte Urkunden gesammelt und selbst Aufsätze verfertigt habe, dafs aber ein späterer Schriftsteller, ungefähr in dem Zeitalter Davids, selbige zusammengetragen, mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, und in fünf Bücher abgefasset habe. Die Gründe, worauf sich der Vf. stützt, sind die gewöhnlichen, die Aehnlichkeit der Schreibart mit den übrigen Büchern, (die aber doch auch ihre Archaismen hat,) und einzelne Stellen im ersten Buche, die eine spätere Hand oder Uebersetzung zu verrathen scheinen. Bey den vier letzten Büchern möchte doch wohl der Beweis schwer zu führen seyn, dafs ein späterer Vf., etwa zu Davids Zeiten, sie so geordnet und zusammengestellt habe. Bey der Genesis nimmt der Vf. an, dafs sie vornehmlich aus zwey Urkunden zusammengesetzt sey. Die Kosmogonie K. 1, 1—2, 4. sollen die Hebräer von den Aegyptiern und Phöniziern übernommen haben, weil diesen alle übrige Völker die Anfangsgründe der Künste und Wissenschaften nach dem Zeugniß der Geschichte zu verdanken haben. Bey der Bearbeitung der Genesis selbst gehet der Vf. also zu Werke. Er übersetzt zuerst die einzelnen Sätze ganz buchstäblich, und erklärt alsdann den Sinn derselben, darauf gehet er die Wörter einzeln durch, giebt ihre Bedeutung und Abstammung an, bestimmt ihre Form und verweist dabey auf die Regeln in der Vaterlichen Sprachlehre. Die Erläuterungen, die mit eingeschaltet werden, sind bald kürzer, bald weitläufiger, theils um den Gesichtspunkt zu bestimmen, woraus man die Stellen zu betrachten hat, theils um den Sinn einzelner Ausdrücke genauer zu entwickeln und zu erweisen. K. 1, 14. übersetzt der Vf. *dafs sie Zeichen wären, sowohl für die Jahreszeiten, als für die Tage und Jahre.* נחם erklärt er durch *Zeichen*, wodurch etwas kennbar gemacht und bestimmt wird, und bemerkt, dafs die Hebräer mit dem vorgesetzten ה zuweilen den Nominativ umschreiben. Kap. 24, 67. 3. Mos. 26, 12. 5. Mos. 21, 13. wie auch die Hellenisten thun, 1. Kor. 4, 3. Aber warum wird denn in dem Verfolg, da die Verbindung doch dieselbe ist, das Präfix durch *für* übersetzt? V. 26. wird bemerkt, dafs der Plural נחם ein bloßer Sprachgebrauch sey, der sich in allen Sprachen finde. Hiob 18, 2. 3. rede auch Bildad von sich im Plural. Wahrscheinlich habe der Vf. der Urkunde geglaubt, Gott sey ihm an Gestalt ähnlich: denn alle nicht durch die Philosophie gebildete Menschen stellen sich Gott in menschlicher Gestalt vor. Von der

Urkunde K. 2, 4—3, 24. wird gesagt, es scheine, dafs diese Erzählung wegen der kindischen Einfalt und der Lebhaftigkeit der sinnlichen Vorstellungen von den ersten Menschen selbst herrühre, sich von einem Menschenalter zum andern fortgepflanzt habe, und nach der Erfindung der Schrift sey aufgezeichnet worden. Bey V. 4. verwirft der Vf. die Erklärung, nach welcher man die Worte אלה-יהוה für die Aufschrift der Erzählung hält, weil im Verfolg die Schöpfung der Welt nicht ausführlich beschrieben wird. Er übersetzt wörtlich: die Entstehung des Himmels und der Erde war diejenige, da sie geschaffen wurden zu der Zeit, da der selbstständige Gott Erde und Himmel schuf, d. i. die Welt entstand ursprünglich dadurch, dafs sie der selbstständige Gott erschuf — die Welt erhielt ihren ersten Ursprung von Gott. Die Construction ist aber doch etwas seltsam. Die Erzählung K. 3. wird so erklärt, dafs die ersten Menschen von den Früchten, welche eine zur Befriedigung des Geschlechtstriebts reizende Kraft besaßen, gegessen hatten, worauf die erste Begattung erfolgt sey; — den Anfang des geschehenen hätten sie sich aus den Folgen erklärt. K. 4, 1. wird איש אה יהוה *ein Mann des Pfluges Jehovas* d. i. ein Mann des mächtigen Pfluges — ein mächtiger Pflüger übersetzt. Der Vf. nimmt אה als Substantiv in der Bedeutung *Pflugschar, Pflug* wie 1. Sam. 13, 20. 21. Jes. 2, 4. Micha 4, 3. und Joel 4, 2. wo es die 70. durch σαρρα und ἀροτρα übersetzen. Diese Erklärung ist aber doch gesucht. Den Gebrauch des Pfluges konnten doch auch die ersten Menschen noch nicht, und dem Hebräer fehlt es nicht an andern Wörtern, die den Pflüger oder Ackersmann bezeichnen. Gleich im Verfolg V. 2. kommt die gewöhnliche Benennung vor. V. 7. wird erklärt: *wenn du Gutes thust, so nehme ich dich mit deinem Opfer an* — so schenke ich dir meine Huld. V. 23. redet Lamech, der ein starker Mann war, und in seiner zahlreichen Familie einen Schmidt hatte, der scharfe Gewehre verfertigen konnte. Der Sinn wird also bestimmt. Ich will den Habel, um dessen Ermordung willen Kains Familie so sehr verfolgt wird, erschlagen haben — ich trete an Kains Stelle, und stelle mich gegen alle Gefahren, die unserer Familie von Adams Familie drohen. In dem vorhergehenden 22. V. übersetzt der Vf. ארז durch *Zweig*. Die Stücken gediegen Kupfers und Eisens, sagt er, werden darum Zweige genannt, weil sie die Gestalt von Zweigen haben. Aber läßt sich diese Bedeutung auch aus dem Sprachgebrauch hinlänglich rechtfertigen? Die Etymologie ist allein nicht genug. Die Erklärung, welche K. 6, 3. gegeben wird: „Mein den Menschen ertheilter Geist, (nämlich die Vernunft) soll nicht beständig ihr (alleiniger) Richter seyn: weil sie dabey (nämlich, dafs er ihr Richter ist) doch sinnlich sind,“ ist gezwungen und giebt in dem Zusammenhang einen sonderbaren Sinn. Auch die Uebersetzung V. 4. diese Gefallenen waren in denselben Tagen auf Erden d. i. solche verworfene, nichtswürdige Menschen waren damals auf der Erde, kann Rec. nicht billigen.

gen. Dafs hier der Artikel vor נָלִים steht, ist kein hinreichender Grund, das Wort in jener Bedeutung zu nehmen. Man sieht hieraus, dafs der Vf. manches Eigenthümliche hat, und dafs mehreres vorkommt, das noch eine nähere Prüfung verdient. Um von der ganzen Manier des Vf. eine Probe zu geben, wollen wir noch das, was über K. 1, 2. bemerkt ist, auszeichnen.

„הארץ - רבה, Es war nämlich die Erde rüde und leer d. i. Es lagen nämlich (zu Anfange) die Bestandtheile der Erde ungeordnet unter einander, und sie war nicht angebaut, wie sie jetzt ist, weil sie mit Wasser überall bedeckt war. Die Conjunct. steht hier erläuternd und bezeichnet so viel als nämlich. So kommt sie auch Jer. 40, 8. vor וישמעאל nämlich Jesmael, und Ezech. 40, 9. ויהיה der Vorhof. היה ist die dritte pers. foem. sing. praet. Kal von היה er ist gewesen. היה rüde ohne Ordnung, ungeordnet, von d. Rad. היה, er ist rüde, ungeordnet, roh gewesen. Das ו vor בה hat darum einen langen Vocal, weil es vor der Tonfylbe steht. leer von d. rad. בהה, er ist leer gewesen. Jes. 43, 11. wird das היה dem Flächenmasse, dessen sich die Bauleute zur Anlegung des Grundes eines Gebäudes, und zur geradlinigen Absonderung der verschiedenen Plätze desselben bedienen; und בהה der Höhenmasse, das sie zur Aufführung desselben und senkrechten Stellung seiner aufrechtstehenden Theile gebrauchen, entgegengesetzt. Die LXX. haben das היה mit (durch) ἀγρῶτος και ἀγρῶτατων, Aquila mit (durch) στενωπῶτος και στενωπῶτων Symmach. και ἀγρῶτος και ἀγρῶτατων und Theodotion mit (durch) ἐπὶ τῆς ἐπιφανείας τοῦ θαλάσσης übersetzt. היה Finsterniss war auf der Oberfläche eines Meers — einer grossen Menge Wassers, welches die Erde überall bedeckte f. f. Vat. hebr. Sprachl. §. 762. 10. המך masc. Finsterniss von d. rad. המך er ist finster gewesen. על über ist die Verhältnissform zum Genitiv. f. Vat. Sprachl. §. 291. von dem plur. tant. בנים das Gesicht, dann die Oberfläche, von d. rad. בנה er hat das Gesicht weg- oder hingewendet. ההים das Meer, tiefes, grosses, gewaltiges Wasser von הים er hat geschwankt, gewanket, wie das Meer thut. הים - הרים A. ein gewaltiger Wind wehete auf der Oberfläche des Wassers. רוח, meistens foem. Wind, wie Sprüchw. 25, 23. 1. Kon. 19, 11. von d. rad. רוח er hat gehauchet. רוח אלהים ein heftiger, gewaltiger Wind. Durch Verbindung mit dem Worte אלהים wie mit יהוה und אל pflegen die Hebräer die Haupteigenschaften der Dinge anzuzeigen, wofür in andern Sprachen besondere Adjectiva gesetzt werden, Kap. 23, 6. Pf. 80, 11. Jes. 28, 2. f. Vat. Sprachl. §. 722. 2. B. die Kraft Gottes schwebte auf der Oberfläche des Wassers רוח אלהים ist die Kraft Gottes, welche die rohe Masse zur Bildung geschickte machte. רוח ste-

het hier im Verhältniss zum Genitiv. f. Vat. Sprachl. §. 291. מרחפה ist das particip. sing. foem. Pijhel von רחף u. f. w.“

Wir bemerken noch, dafs der Vf. mehrmals Gewäxte, gewaxen, sexmal schreibt. Sollte er das Werk fortsetzen: so empfehlen wir ihm überhaupt, dafs er sich besleißigen möge, mehr correct und gedrängt zu schreiben.

PHILOGOLOGIE.

LEIPZIG U. BARMEN, b. d. Vf., und im Comptoir für Literatur in Elberfeld: Neues theoretisch-practisches Handbuch, als Anhang zu allen französischen Grammatiken, für Lehrer und Lernende, von Johann Jacob Ohm, Lehrer der schönen Wissenschaften. 1801. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. schrieb dieses Handbuch, wie er in der Vorrede sagt, nicht für diejenigen französischen Sprachlehrer, die mehr zu leisten im Stande sind als er und seines Gleichen, sondern für solche, welchen es an der Mittheilungsgabe fehlt. — Es trotzt von Fehlern gegen Rechtschreibung und Sprachregeln, und ist in allem Betracht kaum einer Kritik werth. Man sehe nur S. 67. nous ne bâtons point de maison; S. 68. ai-je assés? oder est-ce que j'ai assés. Weifs der Mann denn nicht, dafs jenes eine interrogatio simplex, dieses aber eine emphatica ist, und folglich mit Unterschied gebraucht werden mufs? — S. 74. sommes-nous payé; S. 78. je les ai lu; S. 80. les avez-vous acheté? S. 85. parle-je, aime-je? S. 90. je n'ai pas finis mon affaire; S. 97. je vendois beaucoup des plumes; S. 108. quatre-vingts deux cents, mil huit cents un; S. 112. le pis soll der Superlativ von mauvais seyn; S. 124. se sont disputé pour un vieux chapeau; S. 128. deux chevaux anglois qui ont coûtés cent écus; S. 129. quoiqu'elle est; un étui aux epingles de l'or fine; deux paires des bas; S. 130. je n'ai rien contre; qui est promis avec la nièce de votre voisin; S. 132. je ne crois pas qu'il y est; S. 136. n'en voulut pas en manger; elle aime mieux à manger du gâteau; S. 141. vous plait-il de manger un morceau du pain et du fromage avec moi? S. 142. mon frère a eu de reproches de son maître; S. 145. je ne saurais pas vous le dire, il faut que vous demandiez le tailleur; S. 146. en allant au devant mon frère; S. 147. cependant je demanderai Mr. votre père s'il vous le permettra, et en cas qu'il le permet; S. 152. combien des lieues. Rec. könnte noch eine Menge ähnlicher Unrichtigkeiten anführen; doch Sapiens sat. Welcher Lehrer, der diese Fehler einflieht, wird sich noch eine solche Mittheilungsgabe wünschen, oder dieses Werk seinen Schülern anpreisen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Histoire naturelle des Salamandres de France, précédée d'un Tableau methodique des autres reptiles indigènes, avec figures coloriées.* Par P. A. Latreille, membre associé de l'Institut National, des Sociétés Philomathique et d'Histoire naturelle de Paris, de celle des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Bordeaux. An VIII. 1800. 120 S. 8. mit 6 Kupferplatten.

Zu dem ersten Versuche über die einheimischen Arten von Salamander, welchen Rec. aus dem *Bulletin des Sciences* von 1797 kennen lernte, hat der Vf. nach wiederholten Untersuchungen jetzt die Geschichte dieser Gattung überhaupt, so wie eine kurze Notiz von allen in Frankreich einheimischen Amphibien hinzugefügt. Die letzte geht hier voraus. Der Vf. folgt der Classification von A. Brongniart (im *Bulletin des Sciences* Nr. 35.), aus dessen Schrift hier S. 43—47. ein kurzer Auszug beygefügt ist. Die ganze sehr lesenswürdige Schrift Br. aus Nr. 35. und 36. des besagten Bulletin bestehend, findet man überfetzt in *Wiedemanns Archiv für Zoologie und Zoötomie* 2 B. 1 St. S. 206—215. Der Vf. fängt mit den Schildkröten an, nennt aber zu *Testudo coriacea* L. *lutaria* und *graeca* L. als einheimischen Arten blofs seinen Landsmann Lacépède, ohne die geringste eigne Bemerkung, und nicht ohne Fehler. Z. B. bey der letzten Art sagt er *Doigts recouverts par une membrane*, welches wo nicht fehlerhaft, doch gewifs sehr undeutlich ist. Eben dies gilt von den Eidechsen, wovon 2 Arten *Lacerta viridis* und *muralis* angenommen, und darunter eine Menge von Abarten beschrieben werden, welche höchst wahrscheinlich für sich bestehende Arten sind, ohne eigne Bemerkungen. Darauf folgt *Le Geckotte* und *Lezard Leps*, welche der Vf. wie Lacépède, für *Lacerta Leps* L. ganz falsch auszieht. Von den Schlangen beschreibet er zuerst *La Couleuvre Aspice* S. 19. und versichert, das sie ganz und gar nicht Linnés *Coluber Aspice* sey, wie Lacépède geglaubt hatte. (Dasselbe hat neulich auch Hr. Bechstein in der Anmerkung zur Uebersetzung 3 B. S. 198. bemerkt). Sie ist die grösste von allen einheimischen giftigen Arten, 3 franz. Fufs lang, hat auf dem Kopfe gekielte Schuppen, gleich denen auf dem Rücken, eine auch wohl 3 etwas gröfser; die Farbe des Leibes ist oben röthlich grau mit 3 Reihen brauner, runder oder länglicher mit schwarz geränderten Flecken. Auch auf dem Kopfe befinden sich dunkle Flecken, und an den Seiten geht, wie

A, L. Z. 1802. Erster Band.

bey allen franz. giftigen Schlangen und bey *Couleuvre lise*, ein Streifen durch die Augen, braun von Farbe. Der Rand der Kinnladen schwarz gefleckt. Die Unterseite des Leibes ist braun, die Ränder der Bauchschilder weifs. Deren Anzahl ist 155, unter dem Schwanz stehen 37 Paar. Die von Rafumowsky beschriebene *Aspis*, so wie die andre bey Daubenton in der *Encycl. methodique* sind von dieser ganz verschieden; diese hält der Vf. für einerley mit *Laurentis Coronella austriaca*, jene aber mit der Linneischen *Aspis*. Unter dem Namen *Coluber berus* begreift der Vf. zwey Abarten, wovon die eine von Farbe aschgrau, mit gezacktem Rückenfreien und einer Reihe von gleichfarbigen Flecken auf jeder Seite unter den einfallenden Winkeln des gezackten Streifen, der wahre *C. berus* bey Linné seyn soll; die andre mit einem im Zickzak gehenden oft unterbrochenen Streifen auf dem Rücken, ohne die beiden Seitenreihen von Flecken, und mit röthlichem Körper soll Linnés *Coluber aspice* seyn, wie sie denn auch in Frankreich (in Poitou, Dauphiné, in der Heide von Montmorenci und Fontainebleau) unter dem Namen *Aspic* bekannt ist. Diese letztere hat Charas beschrieben und untersucht. Beide haben 146 Bauchschilder und 39 Paar unter dem Schwanz, auf dem Kopfe kleine Schuppen ohne Kiel, wovon einige auf dem obern Theile etwas gröfser sind, und aufser einigen kleinern 2 gröfsere schwarze Flecke, welche ein oben offenes V bilden. Der Rand der Kinnladen gefleckt. Die Schuppen auf dem Leibe sind gekielt, unter dem Halfe sammt den ersten Querschildern gelblich mit schwarzen Pickeln; die übrigen Bauchschilder schwärzlich mit gelblichten odet weifslichen Seiten. Bey der ersten Abart oder *Berus* ist der Unterleib dunkler. Die zurückgebogene Spitze der Schnauze (*le museau retrouffe*) hat die Abbildung bey Charas zu stark ausgedrückt, und daher sey bey Linné der falsche Zusatz *naso verruca erecta terminato* entstanden; eben so ist nach des Vfs. Vermuthung die Zahl 49 *scutellorum* ein Schreibfehler für 39 Paar. Die dritte Art *Col. chersana* L. *la Vipere rouge* (*Histoire naturelle du Jorat* l. p. 118.) ist stets kleiner als die vorigen, höchstens 14 Zoll lang, oben röthlich aschgrau, auf dem Kopfe und dem Rücken mit gekielten Schuppen bedeckt, in der Mitte des Kopfs steht eine gröfsere; hinter jedem Auge ein kurzer schwarzer Streif; der Streif längst dem Rücken braun mit schwärzlichen rundlichen wechselsweise stehenden Flecken an den Seiten, 146 ganzen und 33 paar halben Schildern unten. Der Rand der Kinnladen so wie die Unterseite des Kopfs bis an den Hals weifslich. Die zunächst

an die Bauchschilder stossenden Schuppen haben eine schwärzliche Spitze, und den übrigen Theil des Raudes weislich. Die Bauchschilder sind verwischt (*lavées*) mit schwarzbraunen Pickeln an den Rändern mit Weiss untermischt. Diese Art findet sich um Montpellier und auf den Pyrenäen, wo sie Brongniart gefunden hat. Rec. weiß nicht, wie er es verstehen soll, wenn der Vf. in der Beschreibung dem in dem Charakter gesetzten Merkmale widerspricht, indem er sagt: *Les côtés du corps n'ont pas de taches noires, comme dans la Vipere commune; ils sont marqués d'une ligne plus pâle.* Die vierte Art *C. presler* L. hat vorn auf dem Kopfe gekielte Schuppen, oben aber oder hinten 3 kleine Schilder; der schwärzliche Körper hat oben eine Reihe dunkler Flecke, wie eine Binde geordnet. Man hat sie bey Arras getroffen. Von den unschädlichen Schlangen werden hier aufser der gemeinen Ringelnatter beschrieben *Coluber Aesculapii*, Lacépède. Sie ist oben braun oder röthlich, mit einer breiten schwarzblauen Binde, und einer Reihe kleiner weißer Flecke längst den Bauchschildern, letztere 175 an der Zahl, nebst 64 paar Halbschilder. Auf dem Kopfe steht ein brauner Fleck, die Rückenschuppen zeigen eine Furche, sie wird 3 Fufs 10 Zoll lang, und findet sich im mittägigen Frankreich. *C. Quadrilineatus*, bereits von Lacépède abgebildet Pl. 7 F. 1. ist oben röthlich oder gelblich mit 2 braunen Streifen auf jeder Seite, welcher von der Schnautze aus durch die Augen geht, und hinten breiter werden. Die Schuppen gekielt. Die Unterseite gelblich; 218 bis 224 ganze, 73 paar halbe Schilder. An Länge übertrifft die vorige. Sie findet sich in der Provence. Diese Art hat neulich Dr. Gmelin, im Naturforscher, und aus ihm Hr. Bechstein im dritten Bande seiner Uebersetzung von Lacépède S. 315. genauer beschrieben. Eben dies ist dort S. 296. mit der gemeinen französischen dunkelgrünen und gelbgelbgestreiften Natter gefchehn, welche hier Nr. 8. *la Couleuvre commune* heifst. Von der neunten Art, *La couleuvre lisse* (*Coronella Austriaca* Laur. *La Lisse* Lacépède) fetzen wir die ganze Beschreibung her, weil sie merklich von der Lacépédischen abweicht. *Corps tres-luisant et fort lisse, d'un gris verdâtre ou rougeâtre en dessus, avec une ligne derrière les yeux, une bande transversale sur le derrière de la tête, et deux rangs de taches dorsales et alternes brunes ou noivâtres. Plaques inférieures n'occupant guere que le tiers de la circonférence d'un brun noivâtre dans le milieu, jaunâtres sur les côtés. Plaques abdominales 172—178 subcaudales 46 paires environ. Longueur 1 pied 10 pouces.* Die schillernde Natter von Rafoumowsky beschrieben, fand der Vf. mit dieser Art ganz übereinstimmend, ausgenommen die Anzahl der Bauch- und Schwanzschilder. Sogar die daran bemerkten drey tiefen Furchen der Kehle, finden sich an der französischen Natter. Daher findet der Vf. sich nicht berechtigt, jene für eine eigne Art anzusehen, wie Lacépède gethan hat. Zuverlässig ist sie auch nach des Rec. Ueberzeugung keine giftige Art, wozu sie Hr. Bech-

stein gemacht hat, indem er sie mit feiner thüringischen Natter verglichen, und nach dem französischen Beobachter S. 189. beschrieben hat. Jedoch selbst Hr. Bechsteins thüringische Natter ist, wie man sich aus der Stelle S. 185. sehr leicht überzeugen kann, nichtsweniger als eine giftige Schlange, und Rec. begreift noch nicht, wie Hr. B. sie mit *Coluber berus* in irgend einer Rücksicht vergleichen konnte. Um sich von der Beschaffenheit der Zähne zu überzeugen, braucht ein Kenner nicht eben lebendige oder frische Exemplare zu haben, sondern jedes wohlerhaltene Exemplar ist dazu hinreichend. Noch bemerkt Latreille, daß die von Daubenton unter dem Namen *Aspic* beschriebene Natter ihm dieselbe mit seiner neunten zu seyn scheine. Die zehnte Art, *La Couleuvre tetragone* haben einige für ein junges Thier von der vorigen Art ansehen wollen, weil sie ihr allerdings sehr gleicht, und nur 7 Zolle lang ist, aber der Vf. konnte keinen Grund der merklichen Verschiedenheiten in dem Wachsthum allein auffinden; daher hält er sie für eine eigne Art. Hier ist seine Beschreibung: *Corps tetragone, fort lisse et très-luisant. Dos d'un gris verdâtre ou cendre, avec une ligne de points noirs au milieu. Côtés d'un gris roussâtre. Dessous jaunâtre, avec une ligne de points noirs de chaque côtés. La bande roussâtre qui regne sur les côtés a trois lignes plus foncées. Plaques abdominales 126—128 subcaudales 40 paires. Les rapports de la longueur du corps jusqu'à l'anus et de celle de la queue sont dans la Lisse comme 2 est à 13 ou environ dans la tetragone comme 3 est à 13. La largeur des plaques abdominales n'est que le quart de la circonférence du corps. On voit par là et par quelques autres rapprochemens, que cette espèce est peu éloignée des reptiles qui forment le genre Anguis. Environs de Paris.* Freylich ist die Abweichung in Farbe und Gestalt des Körpers auffallend, aber dagegen ist auch nicht zu leugnen, daß die Beschreibung in andern Stücken noch sehr mangelhaft ist, und nicht hinreicht, um über die Identität zu entscheiden. Vielleicht sah der Vf. das Thier nur einmal, und konnte es nicht mit der so nahe verwandten Art vergleichen, aber auch das hat er uns verschwiegen, und aus dem Ganzen dieser Aufzählung von französischen Amphibien er giebt sich deutlich genug, daß er der Beobachtung derselben nicht viele Aufmerksamkeit und nur seit kurzer Zeit gewidmet hatte. So kann er also auf unser Zutrauen nicht rechnen. Die Blindschleiche heifst in Frankreich auch *Anvoye* und *Serpent de verre*. Nicht der Leib, wie hier S. 36. steht, sondern der lange Schwanz ist sehr zerbrechlich. Die *Batrachiens* (*Batrachii* in der neuen Classification von Brongniart) haben hier das Merkmal der Ordnung *langue libre à son extrémité antérieure*. Vernuthlich nennt der Vf. vorn, was andre Leute hinten nennen. Unter den Merkmalen der Gattung 1. *Grenouille* befinden sich auch *machoires dentées*. Eben so auch bey der zweyten *Raine*, welches ihm kein Kenner zugestehn wird. Bey der Kröte nimmt er *parotides saillantes* mit zum Merkmalen an, und den runden warzigen Körper. Hier findet

findet sich auch die grüne Kröte aus Bourgoigne, und ganz unerwartet traf Rec. hier auch *Le Crapaud accoucheur* des Demours S. 40. an, den Lacépède für eine Abart der gemeinen grauen Kröte ansah. Er wird also bekant: *D'un gris verdâtre en dessus, avec quelques verrues brunes. Des grains blancs sur les côtés et sous l'anus. Dessous du corps blanchâtre. Pattes postérieures demipalmées. On le trouve sous les pierres aux environs de Paris.* Damit konnte der Mann sich begnügen, um eine eigne Art daraus zu machen? Doch den Mangel hat Brougniart a. a. O. Nr. 36. ersetzt, welche Stelle auch im Wiedemannischen Archiv überfetzt steht. Wir begreifen nicht, wie Latreille gerade das wichtigste daraus hat übergehn können. Dort aber heißen die Warzen Flecke und die weissen Körner werden ganz übergangen. Dagegen wird angeführt, das das Paukenfell sehr deutlich sey, hingegen die poröse Ohrendrüse sich nicht unterscheiden lasse. Diese Art geht auch nicht einmal zu Zeit der Begattung ins Wasser. Die grossen Eyer hängen durch dünne aber starke Fäden zusammen, welche das Männchen herauszieht und um seine Hinterpfoten wickelt. In dem Augenblicke, wo die Jungen auskriechen sollen, trägt es dieselben ins Wasser. Die Materie, welche die Eyer oder Embryonen einhüllt, ist dünner und fester als bey den übrigen Arten. In der Naturgeschichte der Salamander folgt der Vf. ebenfalls dem A. Brougniart, welcher in der Reihe der Ordnungen der ganzen Classe von Amphibien den Fröschen, Kröten und Salamandern den letzten Platz und der letzten Ordnung noch vor den Schlangen, als weniger vollkommenen Geschöpfen anweist und die Salamander mit zu der Ordnung der Frösche und Kroten rechnet, weil sie zunächst an die Fische gränzen sollen. Er will nämlich die systematischen Eintheilungen mit der natürlichen Ordnung vereinigen, und sieht daher die Kennzeichen von den Bedeckungen und Bewegungswerkzeugen hergenommen für Kennzeichen einer niedrigen Art an, welche den von edlern und höhern Organen hergenommenen nachstehen müssen. Da nun die Salamander mit den Eidechsen nichts als den verlängerten Körper, die Pfoten und den Schwanz gemein haben, hingegen so wie die Kröten und Frösche nur eine Vorkammer des Herzens, nur Rudimenta von Rippen, eine gleichförmige Haut und Pfoten haben, da dem Männchen das äussre Zeugeglied mangelt, da endlich bey ihnen keine wirkliche Paarung Statt findet, sondern die Eyer im Wasser ausserhalb des Körpers befruchtet werden: so hielt sich Br. berechtigt, die Salamander zu der Ordnung der *Batrachii* zu rechnen. Man könnte dawider mancherley einwenden, und den kurzen Rippen der Salamander den Mangel des Brustbeins und Beckens bey den Schlangen entgegen setzen. Das Zeugeglied der Schildkröten ist doch gewis sehr unvollkommen, und ihre Ribben ganz unbeweglich und mit der Rückenschale verwachsen. In Ansehung der sonst sogenannten edlern Theile, werden die Salamander den Schlangen wohl ziemlich

gleich seyn, denn beide haben nur eine Vorkammer des Herzens; und in Ansehung der Lungen möchte wohl Länge und Gröfse nicht viel zur Bestimmung des höhern Ranges dieses Organs beytragen. Ein andrer Bauneister eines natürlichen Systems, welcher seine Materialien auch von den Fresswerkzeugen hergenommen hat, setzt in jeder Rückficht die Schlangen den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Salamandern nach, und will jene den vollkommensten Vierfüßern näher gestellt wissen. Doch zur Sache! Mit den bisherigen Beobachtungen über die Begattung und Erzeugung des Erdsalamander ist der Vf. S. 13. nicht zufrieden, und erwartet genauere Bemerkungen. Vorzüglich fragt er S. 19. ob die jungen Thiere wirklich im ersten Alter Kiemen, wie die Wassersalamander haben, deren grössere Arten sie nach des Vfs. Meynung früher verlieren sollen als die kleinern. Der Zweifel des Vfs. gründet sich auf die Vermuthung, das die Schriftsteller, welche den jungen Erdsalamandern Kiemen geben, das Factum nicht selbst beobachtet, sondern es blofs nach der Analogie gefolgert haben möchten. Diese Vermuthung gilt doch wohl weder vom Joh. Hermann noch von Blumenbach. Hat doch Bechstein den gefleckten so wie den ungesleckten Erdsalamander zur Zeit der Fortpflanzung im Junius häufig in den Pfützen und Quellen, auf runden Bergen und Thälern herumkriechen und sich begatten gesehen. M. s. dessen Anmerkungen zur Uebersetzung von *Cepede* Naturg. der Amphibien II B. S. 211 u. 215. Das die gezackte Rückenfloße der männlichen Wassersalamander nach vollendetem Zeugengeschäfte sich verliert, hat auch Dümeril durch seine Beobachtungen bestätigt. Nach dieser Zeit kann man die männlichen Thiere, aber nur die ausgewachsenen, an der ausgeblähten Gegend der Zeugeglieder (*saillie extérieure*) erkennen. Auch sind die Hinterpfoten stärker als bey den weiblichen. Bey dem gewöhnlichen Erdsalamander erwähnt der Vf. S. 83. einer Abart, welche ein wenig grösser oben und unten ganz schwarz ist, und zusammenhängende gelbe Bänder hat. Die zweyte Art *La Salamandre marbrée* Planché 3. F. 2. hatte der Vf. in seinem ersten Versuche für Linné's *Lacerta palustris* und *la Queue plate* von Lacépède gehalten. Hier nimmt er einen grossen Theil des sagten zurück. Der Inhalt seiner Bemerkungen ist folgender: Sie ist die grösste von allen einheimischen, ungefähr 5½ Zoll lang, oben hell oder dunkelgrün oder aschblau, mit rothbräunlichen Flecken auf dem Kopfe und Rücken, an den Seiten marmorirt; unten schmutzig roth mit vielen weissen Punkten. Bey dem Weibchen ist die Kehle blasser und weniger gesprenkelt. Das Männchen hat eine kammartige, ausgezackte, schwarzgefleckte Floße auf dem Rücken und oben am Schwanz. Längs der Seiten des Schwanzes läuft eine glänzend weisse Binde mit schwarzbraunen Flecken, dergleichen auch am untern Rande stehn. Beym Weibchen ist die Binde weniger sichtbar. Die männlichen Zeugeglieder (*les organes sexuels*) haben zweymal mehr Umfang als die

die weiblichen, sind schwärzlich und mit kleinen Warzen besetzt. An einer zweyten Stelle (S. 41.) heist es: die Zeuglieder des Männchen bestünden aus 2 löffelförmig ausgehöhlten Stücken, an einem Ende zusammenhängend, welche einen fleischigen, platten, fast dreyeckigen am Ende durchbohrten Theil einschlossen. Die weiblichen Geburtsglieder bestehn aus einer länglichten Spalte mit dicken Lippen, auf welchen mehrere Reihen von Warzen stehn. Beym Weibchen geht vom Nacken aus eine orangegelbe Linie über den Rücken, der obere Rand des Schwanzes ist gerade und ganz, der untere weißlicht. Die Zeuglieder braun und mehr mit Körnern besetzt (*granuleux*) als bey dem Männchen. Mit dem Wachstume verändert die Farbe sich ins Bräunliche; doch gesteht der Vf., daß er die verschiedenen Grade der Verwandlungen und Häutungen der jungen Thiere nicht im Zusammenhange beobachtet habe, und etwas gewisses über das Ansehn der Jungen sagen könne, welche er oft in verfaulten Baumstämmen gefunden hat. Die Begattung geschah wie bey dem Erdsalamander. Der üble Geruch, welchen diese Art gereizt verbreitet, scheint dem Vf. von einer milchigten Materie herzurühren, welche aus den feinen Oeffnungen am Halße dringt. Der Vf. meynt, dieß sey *Laurentis Triton niger Gesneri*; aber die wenigen Worte der Gesnerischen Beschreibungen passen nicht. Zu dieser Art bringt der Vf. als die unausgewachsenen Jungen derselben, diejenigen Thiere, welche er in demselben Garten an feuchten schattigten Orten, unter Steinen und in einer ziemlichen Entfernung vom Wasser im Sommer gefunden hat. Sie hatten ungefähr 11 Linien in der Länge, oben eine graugelbliche Farbe, unten eine ziegelrothe und weiße Kehle. Die Augen waren schwarz, mit goldener Iris, mit einem schwärzlichen Querstriche an jedem Ende. Zwey schwärzlichte wellenförmige Linien gehn von der Nähe der Augen über die Seiten weg. Der Schwanz war rundlicht ohne häutige Schneide. Sie hatten keine Kiemen, und ins Wasser gesetzt, schienen sie sich darin nicht wohl zu befinden. In moraligen Gegenden sind sie häufig, und die Landleute leiten von dem Verschlucken derselben den plötzlichen Tod ihrer Hausthiere ab. Sie verlassen bey bevorstehendem Regen, wie die Kröten, ihre Schlupfwinkel, und verbreiten sich überall in die Wege und Gänge. Doch findet der Vf. es

selbst möglich, daß diese Thiere zu der Gattung gehören können, welche er *Abdominale* nennt.

(Der Beschluß folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Meyn u. Mahnke: *Hamburgisches neues Taschenbuch* auf das Jahr 1802. zur Beförderung froher Laune, Menschen- und Sittenkunde im neuesten Jahrhundert. Herausgegeben von I. F. Schütze, Kanzleysecretaire. Mit Kupfern und Musik. 1802. 216 S. 8.

Auf die in dem vorjährigen Taschenbuche angefaugenen und hier fortgesetzten Wanderungen durch Hamburg, die mitunter satirisch seyn sollen, folgen Gedichte, deren Schlechtigkeit *transcendental* heißen kann; denn sie *übersteigt* wirklich allen Glauben. Es ist z. B. von einer ersten Predigt die Rede:

Und Jochen trat hervor mit Zittern und mit Zagen,
(Ein volles Haus und eine Predigt sind
Kein Katzenpuk) man sah sein Händeschlagen
Sein Kopfgenik, wie man's in unsern Tagen
Im Kasten wohl an Gassenecken find't,
Doch *sans comparaison*, allein das Schlimmste war
Man hört kein Sterbenswort. —

Es lief alles in der Kirche davon;

Als Jochen Amen sprach,

Da, o des Jammertags und *drey*mal O und Ach
War niemand mehr im Gotteshause da,
Als wir, der Küster, ich, der Sohn und die Mama.

Nun diese Mama ärgert sich über die undeutliche Aussprache ihres Sohns, und apotrophirt ihn wie folgt:

Du Schlingel, sprach sie laut, du Lämmel und du Esel
Mir, deiner Mutter so viel Schand' auf einen Tag!
Ach hätt' ich ihn, den dicken Bullenpessel
Womit mein Mann, wenn unser Phylax sich
Im Stall vergeht, das Fell ihm gerbt, zur Hand,
O du, du Dummerjahn, du Schöps und Höllenbrand
Hätt' ich ihn hier, ich! ja wie wolt' ich dich.

Die große Handelsstadt Hamburg handelt zwar mit allerley Waaren; aber daß solche poetische Waare Käufer dort finden sollte, können wir unmöglich glauben; vielmehr neht zu erwarten, daß jeder sie mit dem Proteit, der S. 85. angeführt wird, abweisen werde:

Solch Mäusenlumpenpack dient nicht in unsern Kram.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Supprian: *Vetussum Auctorum lectio quantum proficit proficere in virtutis studio cupientibus*, breviter exposuit Jo. Ludovicus Wendler, Rer. Min. Cand. et A. Mag. 1800. 48 S. 8. (4 gr.) Eine sehr mittelmäßige Chrie über ein schon oft behandeltes Thema, in einem nicht schlechten Latein abgefaßt. Der Vf. führt im ersten Abschnitt mehrere alte Schriftsteller auf, und zeigt, wie ihre Lectüre in moralischer Hinsicht nützen könne. Die Urtheile über dieselben sind oberflächlich, und verrathen

keine aus eigenem Lesen gewonnene Kenntniß. Im zweyten Abschnitt sucht er sich vor dem bösen Leumund, als habe er den Profanschriftstellern zu viel eingeräumt, ernstlich und weitläufig dadurch zu verwahren, daß er die Vorzüge der christlichen Sittenlehre bemerkbar macht. Aber auch hier ist alles aus anderen Schriften, besonders aus den Reinhardialchen geschöpft, welche jedoch Hr. W. anzuführen nicht unterlassen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE,

PARIS: *Histoire naturelle des Salamandres de France*, précédée d'un *Tableau methodique des autres reptiles indigènes: avec figures coloriées*. Par P. A. Latreille, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die dritte Art, *la Sal. crétée* Pl. 3. f. 3. A. (das Männchen) gleicht der vorigen an Wuchs und Ansehen, ist oben schwärzlich aschfarbig, und vorzüglich an den Seiten mit kleinen runden mehr oder weniger schwarzen Flecken überfäet; unterscheidet sich aber durch folgende Merkmale. Der Rand der Kinnbacken, die Seiten des Kopfs und Leibes, so wie die Oberfläche der Pfoten an der Basis sind ganz mit weissen Körnern bedeckt. 2) Dagegen ist die Unterseite des Leibes und der Pfoten safrangelb mit schwarzen Flecken, welche bisweilen in der Mitte fehlen, die Kehle bleich braun mit weissen Pickeln; die Zehen schwarz gefleckt; unter dem Anfange der äussersten Zehe steht eine Warze. Das Männchen unterscheidet sich durch die grosse ungleich eingeschnittene Flosse am Rücken und Schwanz, ohne die weifsgrünlichten Flecke der vorigen Art. Die Zeugungstheile sehen schwärzlich, bey der vorigen aber rothgelblich aus; die Kehle dunkler braun mit zahlreichen weissen Pickeln; der Rand der Kinnbacken hat mehr weisse Körner, und die hintern Pfoten sind stärker als die vordern. Die weisse glänzende Binde an den Seiten des Schwanzes sieht man kaum am Weibchen, auch ist sie da weniger gefleckt; die beiden scharfen Ränder sind so wie der Rückgrat (*l'arête du dos*) safrangelb. Diefs ist die von Dufay beschriebene und abgebildete Art *la grosse Salamandre noire* Pl. 15. f. 1.; darauf deutet der Vf. auch den Wassersalamander in *Histoire naturelle du Forat* T. I. p. 109—111. mit allen feinen Abänderungen. Statt der undeutlichen Abbildung bey Blasius von den innern Theilen des Weibchen giebt er hier Pl. 4. eine Zeichnung des berühmten Cuvier nebst dessen kurzen Erklärung. Zur Uebersicht der Lage und Anzahl aller Theile mag sie hinreichen. Die vierte Art, *l'abdominale*, Pl. V. fig. 4. A. ist ungefähr drey Zolle lang, oben dunkel gelblich oder dunkel braun, mit zwey schwärzlichten Linien, welche vom Halfe aus an beiden Seiten des Rückens weggehen, und gegen das Ende des Schwanzes sich verlieren. Die erwachsenen Thiere haben an den Seiten des Leibes weifslichte Körner; die untere Seite ist weifslichtgelb oder orangegeb; die Kehle, die Unterfläche der Pfoten,

die Gegend des Afters, und der untere Rand des Schwanzes haben eine lebhaftere röthlich orange Farbe. An der Kehle und am Bauche stehen häufige schwärzlichte Striche, welche an den Seiten durch ihre Vereinigung eine bis zu dem Schwanz gehende Linie bilden. Ueber dieser Linie zeigt sich ein bloßer weifslichter Zwischenraum, welcher eine Art von Binde von den Augen bis an das Ende des Leibes bildet. Der Rücken des Weibchens ist niedergedrückt, und zeigt an jeder Seite eine Art von Gräte. Beym Männchen zeigt sich eine kleine hautige Vorrangung, welche unmerklich zunimmt, und am obern scharfen Rande des Schwanzes fortgeht; an diesem bemerkt man einige Querrunzeln. Die Fig. 4. D. der 5ten Platte stellt ein junges Thier mit den Kiemen vor, welche nach der Vermuthung des Vf. zu dieser Art gehört; *les branchies m'ont paru formées de trois à quatre tiges courtes, inégales, garnies sur les côtés d'appendices laciniées ou foliacées, ponctuées de noir, vues à la loupe*. So lautet die ganz unbestimmte Beschreibung. Fig. 4. B. und F. 4. C. stellen muthmafslich ebenfalls zwey junge Thiere dieser Art vor, welche man unter Steinen fand. Alle Merkmale der Linneischen *Lac. palustris* sollen auf diese Art passen; auch soll Laurentis *Proteus Tritonius* das junge Thier mit den Kiemen, sein *Triton palustris* aber das ausgewachsene von dieser Art seyn. Die fünfte Art, *la S. ceincturée*, Pl. 5. f. 5. (das Männchen) ungefähr drey Zolle lang, ist oben graugrünlich, oder gelblich mit dunklern Marmorflecken auf dem Kopfe und Rücken. Die Farbe der Seiten ist lichter mit schwarzen oder schwärzlichten Punkten, welche eine Binde oder Gürtel bilden: dieselben Punkte zeigen sich an den Zehen und am Schwanz; nur stehen sie am letztern bisweilen in zwey Linien; der untere scharfe Rand desselben ist wie der Untertheil des Körpers safrangelb. Statt des Kamms dient dem Männchen ein kurzes Blättchen mit gelb und schwarz gemischt. Längst an den Seiten des Schwanzes geht eine glänzende weisse Binde, welche jedoch nicht allein deutlich ist. Die männlichen Zeugungstheile sind schwarz gefleckt; bey dem Weibchen ist der obere Rand des Schwanzes und die Rückengräte gelblich. Diefs soll Laurentis *Triton salamandroides Würfheimii*, und muthmafslich die zweyte Art des Dufay seyn. Die sechste Art, *la S. punctuée*, P. 6. f. 6. A. (das Männchen) f. 6. B. (das Weibchen) hat einen 31 bis 32 Linien langen Körper, oben dunkelgrau grünlich, unten röthlich weifs, ganz mit schwarzen runden, ungleichen Flecken überfäet, welche an der Kehle Linien oder eine

Art von Schrift bilden. Auf dem Kopfe zeigen sich 5 schwarze Striche, 3 zwischen den Augen, 2 auf den Seiten, welche nach der Schnauze zu gehen: die untere Kinnlade ist mit Schwarz eingefasst: über die Mitte des Rückens geht bey dem Männchen ein deutlicher Kamm, gezähnt und gefleckt, bey dem Weibchen eine Vorrangung, welche in beiden sich durch den obern scharfen Rand des Schwanzes erstreckt. Dieser hat an den Seiten bey dem Männchen eine weisse Linie; in beiden aber zwey oder mehrere Reihen von Flecken; der untere Rand ist hochroth. Die hintern Pfoten sind bey dem Männchen groß, die Zehen aber daran breit, und wie durch eine Schwimmbaut verbunden. Dies ist die dritte Art des Dufay, und *Triton Parisinus* bey Laurenti. Die siebente Art, *la S. palmipède*, Pl. 6. f. 7. A und B. (das Männchen) ist *la Sal. juiffe* bey Rasoumowsky, dessen Beschreibung der Vf. erst nach seinem ersten Versuche aus Schneiders Werke kennen lernte. Die Schwimmbaut an den Hinterzeln soll sich mit dem Alter verlieren. Dies versicherte Sparmann dem Hn. Bosc. Fig. 7. A. stellt ein Männchen vor, dessen Schwimmbaut fast ganz verschwunden ist. Daher vermuthet der Vf., daß diese Art wohl die Linnéische *Lac. aquatica* ohne Schwimmpfüsse seyn könne. Sie gleicht der vorigen Art in vielen Stücken, ist aber immer kleiner und hat weniger deutliche Flecken. Der Kopf hat ebenfalls schwarze Striche, und durch die Augen geht (*traversés*) besonders eine breitere Linie; die Iris ist goldgelb; die Unterseite des Leibes ist weiß; nur gegen den After zeigen sich Flecken, nur über die Mitte des Bauchs geht eine röthliche Linie. An den beiden Seiten des sehr zusammengedrückten Schwanzes stehen zwey Reihen schwärzlicher Flecke, wovon die obersten dichter an einander liegen. Der obere Rand macht bey dem Männchen einen kleinen Bogen. Ueberdies hat dieses auf dem Rücken drey Gräten, welche bis zum Schwanz gehen; die mittelste ist der Rückgrat: ferner sind die Hinterzehen durch eine schwärzliche zwischen jeder sehr ausgeschweifte Schwimmbaut vereinigt; endlich endiget der Schwanz sich plötzlich mit einer kurzen schwärzlichen und zylindrischen Spitze, die einem Faden gleicht. Die Kiemen gleichen denen, welche Dufay an der vorigen Art bemerkt hat; im Magen fand der Vf. eine Menge Schnecken (*buccins*). Nur im Frühjahr kann man beide Geschlechter unterscheiden.

Dies ist der Inhalt der ganzen Schrift, welche nach der Versicherung des Vf. nicht als eine vollständige Geschichte aller in Frankreich einheimischen Arten angesehen werden soll oder kann, weil die südlichen Gegenden des Landes in dieser Absicht noch wenig untersucht worden seyn. Man bemerkt bey dem Lesen bald, daß der Vf. wenigstens in diesem Theile der Naturgeschichte noch keine Uebung erlangt hat, und daß seine Beschreibungen mit unter noch sehr unbestimmt, unordentlich und zweydeutig im Ausdrücke sind. Keine einzige Art der beschriebenen Thiergattung hat er von der Begattung

oder Geburt an, so lange beobachtet, bis die Jungen erwachsen und im Stande waren sich fortzupflanzen. Viel weniger hat er noch die verschiedenen Arten zu gleicher Zeit und neben einander beobachtet, mit einander verglichen, und darnach bleibende und sichere Merkmale der Arten in beiden Geschlechtern festsetzen können. Am wenigsten verstand der Vf. von der Zergliederung und Physiologie; daher die schwankenden und unrichtigen Benennungen der *organes sexuais*, wo bloß von der äußern Oeffnung oder Vorrangung der im Leibe verborgenen Zeugungsglieder oder ihrer Enden die Rede ist. Auf dem Titel werden *figures colorées* angegeben. In dem Exemplare aber, was der Rec. erhalten, sind die Tafeln nicht illuminirt. Die Abbildung vom Gerippe des Erdsalamander Pl. 2. ist ohne alle Erklärung geblieben, übrigens aber übertrifft sie bey weitem alle vorhandene Zeichnungen, obgleich die Umrisse, z. B. des Brustbeins und der Schulterblätter nicht immer scharf und genau gezeichnet sind; oder vielleicht hat der Kupferstecher Coqueberts Zeichnung durch einen feinen Stich mehr verdunkelt als erhöht. Wir Deutsche können uns rühmen, daß wir jetzt durch Hn. Bechsteins vieljährige Beobachtungen über die in Thüringen einheimischen Arten dieser Gattung in der Naturgeschichte dieser Thiere viel weiter gekommen sind; und zur Vollendung derselben scheinen dem Rec. nur noch genaue Beobachtungen über die innern Theile des Mundes, die Eingeweide, Zeugungsglieder, und besonders über den Larvenzustand, und die verschiedene Gestalt und Anzahl der Kiemen zu fehlen. Hr. Bechstein bringt die meisten jetzt genauer beschriebenen Arten auf drey zurück, auf seinen großen Sumpfsalamander, 2) den mittlern oder Brunnenfalamander, der sich nie in feuchten Kellern, wie die beiden andern, einfindet, 3) den kleinen oder Teichfalamander; welche oft alle drey zusammen in Teichen bey einander wohnen, aber nie mit einander sich begatten. Zur ersten Art rechnet er Linnés *Lac. palustris*, ferner *Triton cristatus* Laur. als Männchen, *Triton Utinensis et Gesneri* Laur., und *Salamandra pruinata* Schneid. als Weibchen. Da aber die Weibchen allemal fast um ein Drittheil größer sind, und einen dickern Kopf und Leib haben: so kann Rec. die Art *Salamandra pruinata* durchaus nicht für einerley mit der Bechsteinschen halten, oder er müßte annehmen, daß das Thier noch nicht ausgewachsen war. Diese erste Art hat als Larve nur zwey Kiemenstrahlen an jeder Seite, wie Hr. B. S. 258. versichert. Weder Dufay noch Laurenti haben die Anzahl der Kiemenstrahlen angegeben. Nur hat Dufay im Allgemeinen, ohne die Art zu bestimmen, vier Kiemenbogen auf jeder Seite angegeben. Zur zweyten Art rechnet Bechstein *Lacerta triton* Merrem und *Triton Salamandroides* Laur. als Männchen, *Triton alpestris* Laur. aber als Weibchen. Weger des einfarbigen orangerothen Unterleibes soll diese Art nicht leicht zu verwechseln seyn. An den Hinterfüßen des Männchen bemerkt H. B. merklich breite Zehen: aber die Gestalt und Farbe der Larve hat

hat er so wenig als die Zahl und Beschaffenheit der Kiemen angegeben. Die Larve soll *Proteus tritonius Laur.* seyn. Zu der dritten Art rechnet er *Triton parifimus Laur.* (von Dufay beschrieben) *Salamandra taeniata* und *palmata Schneid.* (von Rafoumowsky beschrieben) als Männchen, *Triton palustris, carnifex* und *Salamandra exigua Laur.* wie auch *Salam. palustris* und *carnifex Schneid.* als Weibchen; endlich auch die Linnéische *Lac. vulgaris*, und den gemeinen *Erd- oder Garten-Salamander*. Das Weibchen hat einen rundlichten Schwanz mit einer langen und dünnen Spitze. Die Haut durchs Vergrößerungsglas beobachtet ist oben überall rauh, und wie Hr. B. versichert, mit lauter *Hautschuppen?* besetzt. Der hautige Rückenrücken ist höher als an der zweyten Art; die Zehen der Hinterfüße sind von einer auslaufenden Haut etwas breiter, und an dem Weibchen bemerkt man im Schwimmen ein Häutchen, wie zwischen den *Haarhühnerzehen*. Gleichwohl sollen die Zehen der Hinterfüße nicht so breit als am Männchen, und die *Schwimmhaut in den Winkeln derselben* nicht so merklich seyn. Nach der Paarung werden auch am Männchen die Zehen runder; und dieses scheint das Wasser nie oder selten zu verlassen. Das Weibchen bekommt nach mehreren Häutungen, oft einen ganz runden Schwanz. Wenn sie ruhen, legen sie den Schwanz gekrümmt nach dem Kopfe zu. Das geöthnete Männchen zeigte nur einen Hoden auf jeder Seite, da die andere Art doppelte Hoden hat. Ihre Eyer legen sie abgesondert, einzeln oder 2 und 4 auf einmahl an das Gras. Die Larve hat drey gebogene Kiemenfasern. Ueber die Eyer der ersten Art drückt Hr. B. sich sehr kurz und unbestimmt aus S. 258., die von der zweyten Art übergeht er ganz. Ueberhaupt aber versichert er S. 235. das er die Eyer immer getrennt und einzeln gefunden habe, da Dufay an zwey Schnüren gereichte Eyer gefunden haben will. Diefs ist eine kurze aber treue Darstellung von dem gegenwärtigen Zustande, in welchem sich die Naturgeschichte dieser Thiergattung befindet, wo der aufmerksame Leser bey der Vergleichung mit der Arbeit des Franzosen bald die Lücken bemerken wird, welche noch durch genaue Beobachtungen aus zu füllen sind, um zu einer sichern Angabe und Bestimmung der Arten zu gelangen. Denn was Brongniart in der neuen Classification der Amphibien über die Salamander bemerkt hat, war von deutschen Naturforschern schon berichtet. Niemand hat darzu bessere Gelegenheit, und vereinigt in solchem Grade Vorkenntnisse, Neigung und Eifer als Hr. *Bechstein*; daher Rec. sich gedrungen fühlt, ihn zu dieser letzten so verdienstlichen, und ihm gewiss nicht unangenehmen Bemühung aufzufodern, um wenigstens in diesem Fache den Vorrang der deutschen Naturforscher zu bewahren und zu sichern.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Beobachtungen bey dem Ausbruche eines Concurfes, und bey Zurückforderung des vom Schuldner vorher veräußerten*

Vermögens. Von George Happel, Hefsen-Cassel'schem Amtsverweiser zu Grüningen. 1801. 163 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet in neuern Zeiten so Vieles über den hier behandelten Gegenstand geschrieben worden ist: so hielt doch der Vf. eine nochmalige Untersuchung nicht für überflüssig. Ihm scheint die so beliebt gewordene Abtheilung des Concurfes in den immineten, materiellen und formellen eben so ungegründet, als überflüssig, und er glaubt S. 69. durch Aufstellung folgender Regel den eigentlichen Stein der Weisheit entdeckt zu haben — „dass nämlich nach römischen Gesetzen dasjenige, was ein Schuldner, dem die eigene Verwaltung seines Vermögens nicht entzogen war, in der *böslichen Absicht*, seine Gläubiger zu verkürzen, veräußert oder verpfändet hatte, es sey nun, das er zu der Zeit, wo dieses geschah, entweder schon außer Stand war, sie alle zu befriedigen, oder es doch durch diese Handlung wurde, *besonders!*, wenn derjenige, der ihm etwas abgenommen hatte, von der betrüglichen Absicht wusste, von den wirklich auch in Schaden gesetzten Gläubigern zurückgefodert werden könne.“

Ohne unser Einwirken, wird der Sachkenner das Unbestimmte und Unzulängliche in diesem angeblichen obersten Princip sogleich entdecken; aber der Vf. selbst gerieth in große Verlegenheit, als er von S. 106. an zu zeigen sich bemühte, wie man in vorkommenden Fällen von seiner Regel praktischen Gebrauch zu machen im Stande sey. Hier schreibt er: „Bey Untersuchung der Frage: was für Veräußerungen des Schuldners durch die Paulianische Klage angefochten werden können? müssen wir auf folgende Fälle Rücksicht nehmen: I. ob der Schuldner eine Verzingerung seines Vermögens vorgenommen habe? das heißt, ob er eine Sache, die wirklich in seinem *unbeschränkten! Eigenthume* war, und als Theil seines Vermögens angesehen werden konnte, veräußerte? sey es nun, das dies geradezu geschah, oder, das er, *ohne einseitige wirkliche Uebergabe*, Jemanden ein Recht auf sein Vermögen eingeräumt? II. Ob er einen der Gläubiger vor dem andern begünstigt? III. Ob ein Gläubiger sich selbst bezahlt zu machen gewußt? und IV. ob der Schuldner etwas zu erwerben unterlassen habe, das er hätte an sich bringen, und wodurch er sein Vermögen hätte vergrößern können?“

Folgen können wir dem Vf., ohne eine eigene Abhandlung zu schreiben, bey Beantwortung dieser einzelnen Fragen nicht; aber einem Jeden, der dem Gegenstande nur einige Aufmerksamkeit widmen will, muß es doch sogleich einleuchten, das wenn der von dem Vf. als durchgreifende Regel, angegebene Grundsatz richtig wäre, es überflüssig seyn müßte, so viele Fälle zu unterscheiden; und liest man vollends die hier gegebene Entscheidung der aufgeführten einzelnen Fälle, so wird man kaum begreifen können, wie es der Vf. wagen mochte, einen Zusammenhang zwischen dieser und der von ihm angegebenen Regel vorpiegeln zu wollen.

Gewonnen hat demnach die Wissenschaft durch diese Abhandlung nichts, und der Vf. sollte billig um so mehr Bedenken tragen, auf Entwicklung solcher schwierigen Rechtslehren sich einzulassen, da er, wenigstens nach diesem Versuche zu urtheilen, einer logisch richtigen, und darneben klaren und einleuchtenden Darstellungsgabe durchaus unfähig ist.

Ermüdender war für den Rec. seit geraumer Zeit das Durchlesen einer kleinen Abhandlung nicht,

als der vorliegenden. Ohne einen eigentlichen Ruhepunkt zu finden, muß man sich durch eine Reihe verworrener Sätze, und durch eine Menge zur Sache nicht gehöriger Abschweifungen durcharbeiten, ohne daß man am Ende auch nur mittelst einiger erheblicher Resultate für die angewandte Mühe belohnt wird. Human ist daneben der Ton des Vf. gar nicht; über die Meynungen sehr verdienter Männer läßt er sich nicht selten auffallend derb aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) Berlin, b. Hayn: *Einige Gedanken und Vorschläge über Seminarier*. Eine Einladungsschrift zu den Schul-Feyerlichkeiten, welche d. 10. 13 u. 14 Oct. in der hiesigen K. Real-Schule und dem mit derselben verbundenen Kur-Märkischen Landeschullehrer- und Küster-Seminar veranstaltet werden sollen, von *Andr. Jak. Hecker*, Dir. d. genannten Schul-Anstalten. 1800. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

2) Halle, b. Gebauer: *Uebung der Seminaristen oder künftigen Lehrer der Elementarschulen, in ihrer Selbstbildung*, von *Karl Gottlieb Horstig*. Schaumb. Lipp. Cl. Rth. u. Superint. 1801. 80 S. gr. 8. (6 gr.)

Jede Art von Lehranstalten erfordert eigentlich eine Pflanzschule zur Bildung der Lehrer für dieselbe, und so sollte es Seminarier für die Universitäten, für die gelehrten Schulen, für die höhern Bürger- oder Realschulen und für die niedern Bürger- und Landeschulen geben. Ueber diese verschiedenen Arten von Seminarier theilt Hr. Hecker Nr. 1. seine Gedanken und Vorschläge, vorzüglich in Bezug auf den preussischen Staat, mit. Der Mangel an Seminarier für Universitäten, die auch ihre eignen Schwierigkeiten haben würden, soll dadurch ersetzt werden, daß 1) bey Berufung auswärtiger Professoren vorzüglich auf Lehrgeschicklichkeit gesehen werde, 2) daß, außer den von andern Universitäten berufenen Professoren, nur solche Männer angestellt werden, die sich schon als Privatlehrer auf der Universität oder als Lehrer der obern Classen in gelehrten Schulen geübt haben, 3) daß die Privatlehrer unter eine gewisse Aufsicht eines erfahrenen Professors gesetzt werden, 4) daß man Lehrer gelehrter Schulen zu Universitäts-Lehrern mache, weil jene schon Lehrlern haben, und, setzen wir hinzu, die Bedürfnisse der jungen Leute aus Erfahrung am besten kennen. Zur Bildung der Lehrer für gelehrte Schulen sind in den preussischen Staaten drey Seminarier, für welche der Vf. folgende Vorschläge thut. 1) Es muß Niemand Seminarist werden, der nicht mit dem Zeugniß der Reife von einer gelehrten Schule entlassen ist, und bey mündlichen und schriftlichen Prüfungen, Beweise von Lehrgaben und materiellen Kenntnissen abgelegt hat. 2) Die Seminaristen müssen unter der genauesten Aufsicht und Leitung des Directors stehen, und von ihm theoretisch und praktisch in der Kunst zu lehren unterrichtet werden. 3) Die höhern Lehrstellen des ganzen Landes müssen nur mit Subjecten der Seminarier besetzt werden. Für Seminarier zur Bildung der Lehrer in den höhern Bürger- oder Realschulen, dergleichen es noch nicht im Preussischen giebt, die aber leicht mit schon bestehenden höhern Bürger- oder Realschulen verbunden werden könnten, schlägt der Vf. ähnliche Regeln wie für die Pflanzschulen der gelehrten Schulen vor. Noch äußert er, mit Snetlage, den Gedanken, daß, den Rector ausgenommen, die Lehrer der höhern Bürgerschulen keine eigentlichen Studierten zu seyn brauchen. Am meisten ist bis jetzt für Seminarier der niedern Bürger- und Landeschulen gesorgt worden, für welche der Vf. daher auch keine besondern Vorschläge zu machen nöthig findet.

Hr. Horstig Vf. von Nr. 2. prüft, als Aufseher des Rückenburgischen Landeschullehrer-Seminariums, welches mit der dortigen Hauptschule in Verbindung steht, wöchentlich die Seminaristen in ihren Fortschritten, giebt ihnen Winke zum weitem Fortschreiten, stellt praktische Uebungen, vorzüglich über solche Dinge mit ihnen an, in denen es ihnen noch an Uebung fehlt, macht sie im Ganzen mit den Pflichten ihres künftigen Berufs bekannt, und sucht überhaupt durch sein Benehmen, seine Unterredungen und Vorträge auf ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Gefühl zu wirken. In der Ueberzeugung nun, daß „bey einem gleichen Maasse von Zeit- und Kraftverwendung in unsern Schulen- und Bildungs-Anstalten, so wie im Privat-Unterrichte, viel mehr geschehen würde als bisher; wenn die Schüler mehr angeleitet würden, ihre Kräfte und Fähigkeiten durch ihre eigene Sorgfalt zu entwickeln“ entwarf er die unter Nr. 2. angegebene Anleitung zur Selbstbildung der Seminaristen, welche er seinen Beschäftigungen mit den letztern zum Grunde legt, und wodurch er sie zum eignen Denken, Entwickeln und Lernen zu reizen sucht. Ehe er an die praktische Ausführung geht, macht er sie genau mit dem bekannt, worauf sie bey ihrer Bildung vor allem hinzuarbeiten haben. Sie sollen gut sprechen, lesen, schreiben, rechnen, zeichnen lernen, sollen sich gute Religions- und andere gemeinnützige Kenntnisse, aus der Physik, Anthropologie, Geographie, u. s. w. endlich auch Kenntnisse in der Musik erwerben. Der Entwurf beschreibt nun an einzelnen Beyspielen die vom Vf. mit dem ihm eignen Scharfsinn ausgedachten Methoden, wie die Seminaristen in den Stand gesetzt werden können, durch eigenen Fleiß und Thätigkeit, und durch die zweckmäßige Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel sich diese Ausbildung so viel möglich selbst zu verschaffen. Der Vf. bedient sich dabey der Sokratischen Methode; er lockt aus ihnen die Grundbegriffe hervor, leitet sie an, Begriffe zusammenzusetzen und zu entwickeln, übt ihren Verstand, und überläßt ihnen nun, jedoch unter seiner Aufsicht und Mithülfe, sich selbst in den nöthigen Sprach- und Sachkenntnissen weiter zu bringen. Wir können den Vf. nicht ins Einzelne begleiten, machen aber nur z. B. auf seine Anleitung zum eignen Sprachstudium aufmerksam. Unter einer recht zweckmäßigen Anleitung und Vorbereitung wird diese Methode bey guten Köpfen die beste Wirkung thun, und wenn gleich die Kenntnisse in den Wissenschaften langsamer gewonnen werden, die man selbst gleichsam erfinden oder sich wenigstens entwickeln muß; so wird doch der Verstand dadurch desto mehr geschärft und die Einsicht desto gründlicher. Nur dürften mittelmäßige Köpfe, auf diese Weise geführt, sehr langsam vorwärts kommen; und wenn gleich auch mit ihnen, zur Weckung des Esprit- und Nachdenkens, solche einzelne Uebungen vorgenommen werden müssen; so wird man sich doch im Ganzen begnügen müssen, sie eine Wissenschaft durch *lehren* lernen zu lassen. Diese Erinnerungen thun den Vorschlägen des Vf. keinen Eintrag, da auch mit der Anleitung, die er in seinem Seminarium zum Selbstdenken giebt, von den andern Lehrern der Seminaristen ein mehr positiver Unterricht verbunden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

GOTTESGELÄHRTHEIT.

LONDON, b. Crosby und Lattermann: *A Sketch of the denominations of the Christian World*, accompanied with a persuasive to religious Moderation, to which is prefixed an Account of Atheism, Deism, Theophilanthropism, Judaism and Christianity adapted to the present times. By John Evans, A. M. Master of a Seminary for a limited number of pupils, Pullings-row, Islington. V Edition. With considerable additions and improvements. 1801. 235 S. in 8. Mit ganz passenden Brustbildern von *Wickliffe, Luther, Calvin, Baxter, Penn, Winchester, Whittesfield* und *Wesley*. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. giebt, in der edlen Absicht, die Toleranz zu befördern, von einer Menge Religionspartheyen kurze, meist richtige Nachrichten, um ihre Entstehung, die Hauptgründe ihrer besondern Lehrmeynungen und ihren neuesten Zustand, besonders in England und Amerika zu charakterisiren. Die Bigotterie, sagte Edm. Burke, wird eine Verfolgerin, weil sie sich um die Entstehungsurachen und Sachgründe anderer Religionspartheyen nicht bekümmert, und deswegen sie alle für grundlos und abgeschmackt, folglich für Producte des Eigensinns und bösen Willens hält. Nach dieser Ansicht ist eine Skizze der vorhandenen Lehrmeynungen, insofern sie alle bey gewissen Mitmenschen wirkliche Ueberzeugung sind und seyn können, eines der besten Mittel gegen jene blinde Verfolgungsfucht. Die sehende Verfolgungsfucht nämlich, d. i. die, welche unterdrückt, damit sie oben an stehen bleibe, wird sich nie durch solche Mittel der Billigkeit und Vernunft berichtigen lassen. — Da übrigens der Vf. bey den in England verbreiteten Partheyen am meisten verweilt und überall Notizen, welche aufser seinem Vaterlande weniger bekannt sind, einmischt, so können wir für unsre Leser mehrere Fragmente zur neuern Kirchengeschichte und Literatur aus den übrigen bekannteren ausheben.

Unter den Antitrinitarischen Ansichten sticht hervor (S. 51) das *Einwohnungs*system von Dr. Watts. Er schrieb (i. *Johnson's Life of Watts*, ed. Palmer) der Gottheit eine ewige Einwohnung, *indwelling*, in der Seele Jesu zu, welche deswegen bey Gott vor der Welterschöpfung schon existirt habe und zu seiner Zeit, bewohnt von der Gottheit, eingekörpert wory
A. L. Z. 1802. Erster Band.

den sey. Auch Dr. Doddridge soll diese Hypothese gut gefunden haben. Sie ist vertheidigt von Benj. Fawcett von Kidderminster in dessen *Candid Reflections concerning the doctrine of Trinity*. — Im Anfang des 18 Jahrhunderts hatte der Arianism oder *Subordinatism* in England viele Anhänger. Die Literatur des *pro* und *contra* in jener findet man in dem *Account of all the considerable Books and Pamphlets, that have been wrote on either side in the controversy concerning the Trinity, from the year 1712*. London 1720. — Ueber den *Materialism* machte Senfation the *Light of Nature pursued*, by Ed. Search Esq. Der wahre Name des Vfs. ist Tucker. Dieser starb 1775. — *Toulmin's life of Socinus* verdiente in Deutschland bekannter zu seyn. Die neueste Darstellung des Socinianism in England ist zu ersehen aus *Lindseys Historical View of Unitarianism*. Den Namen *Unitarier* legt sich nämlich diese Parthey als gleichsam!eigenthümlich bey, ungeachtet Arianer, Sabellianer etc. eben so streng *Unitarier* sind. — Gegen Priestley und Belsham wurde der *Calvinism* neuerlich vertheidigt durch *Fuller's The Calvinistic and Socinian System compared*. F. gebraucht unter andern das Argument: Wir Calvinisten sind *bessere* Christen als ihr Socinianer; folglich muß unsre Lehre die wahre seyn! Hier wäre denn einmal Nathans des Weisen Probirkunst des ächten Opals angewendet. — Unter den jetzigen Vertheidigern eines gereinigten Katholicismus in England werden mehrmals Dr. *Geddes*, dessen *apologetische Schilderung des Katholicismus in England* kürzlich nebst Ge. Coopers Briefen über Irland (Jena 1801) wegen ihrer vorzüglichen Freymüthigkeit und Billigkeit übersetzt herauskam, und Hr. *Berrington* mit verdientem Ruhm genannt. Solche Männer sollten nicht zum Papisimus (*Pope-ry*) gerechnet, sondern als *catholic Dissenters* angesehen werden. Der Vf. sagt überhaupt: „die Rö-,mischkatholischen in England sind dem größern „Theil nach einsichtsvoller und liberaler, als vor-, „mals.“ (S. 99.) Wie sehr verdienten sie also, daß eine wahre politische Union ausgeführt und in Absicht auf den Staat keine christliche Religionsparthey von dem Genuß aller bürgerlicher Rechte ausgeschlossen wäre, so wie in Leistung der bürgerlichen Pflichten keine eximirt seyn soll. — Den *Protestantismus* hat, schon unter Karl dem I. *Chillingworth* sehr richtig definiert. Wie die Katholiken, schreibt er in seinen *Works* (ed. 1742.) nicht Bellarmins, oder Baronius, oder der Sorbonne oder der Jesuiten Lehrsystem als Lehre ihrer Kirche ansehen, sondern das ihnen allen verbindliche *Concilium von Trident*, so ist

ist die Religion der Protestanten nicht an Luther, Calvin, Melancthon, nicht an die Confession von Augsburg oder Genf, nicht an den Heidelberger Catechismus oder die Artikel der Kirche von England, auch nicht an das, worin die Protestanten etwa jetzt übereinstimmen, sondern einzig an die Bibel gebunden. Mehr soll man von keinem fordern, als das er in dieser das Wort Gottes anerkenne, ihren eigentlichen Sinn zu verstehen suche und ihr gemäß lebe! — Was die *bischöfliche Kirche von England* betrifft, so erhielt der König, welcher als Oberhaupt derselben betrachtet wird, den Beynamen *Defensor Fidei* bekanntlich noch vom Papst, da Heinrich der VIII. gegen Luther geschrieben hatte und einen der ersten und besten Bibelübersetzer, *Will. Tyndal*, verbrennen liefs. Er behielt den Titel, da er sich vom Papstthum los sagte. — Konnte dieser Titel bleiben, da der König zum Gegentheil des Papstthums übergegangen war, wie natürlich wäre es, das nun der königliche Beyname nicht blofs von der Defension der *Fides* der im Aeuferlichen gerade mit der römischen Kirche am meisten homogenen Episcopalkirche, sondern von politischer Handhabung der Rechte aller christlichen Glaubensbekenntnisse, welche sich auf die Bibel gründen, antipapistisch ausgelegt und verstanden würde. Nicht die Kirche von England aber sollte hierdurch um ihre weltliche Besitzungen und Vortheile gebracht werden; sie sollten und müßten ihr vielmehr desto mehr gesichert seyn, wenn die übrigen Partheyen, von politischen Aemtern nicht mehr ausgeschlossen, (*dishabilitirt*) sie um jene ihre alien Glücksgüter nicht weiter zu beneiden gereizt wären. Kein Besitz ist durch Verjährung und Macht sicher, sagt unsere Zeitgeschichte, wenn er sich nicht durch Billigkeit gegen andere sicher stellt. — Ueber die 39 Artikel, auf welche sich die Episcopalkirche bezieht, dachten ohnehin ihre gelehrteren Mitglieder, Warburton, Hoadley etc. sehr viel anders, als die Menge. Die 1772 vorgekommenen wichtigen Parlamentsdebatten über und gegen die *Subscription* derselben waren durch eine dritte Auflage von des Archdeacon, *Elakburne*, *Confessional* (1770) vorbereitet. *Dyer's Treatise against Subscription* erschien mehrere Jahre später. Sollten sich nicht wieder Tage der Ruhe nähern, in denen diese Stimmen mit Billigkeit neu gehört werden könnten; eben sowohl als des gelehrten *Watson* (*Bish. of Landaff*) *Letter to the Archbishop of Canterbury* von 1781 oder Bitte um bessere Befoldungen für die niedere Geistlichkeit. — *Bish. Prettyman's Elements of Theology* werden bis jetzt für die beste Dogmatik der herrschenden Kirche in England gehalten. Man vergl. damit *Will. Friends Letters* an diesen Prälaten als Prüfungsversuch. — *Neal's History of the Puritans* als die beste Erzählung über den Ursprung der *englischen Dissenters überhaupt* wird von *Dr. Toulmin* (*of Townton*) zur neuen Ausg. bearbeitet. — Die *Test-Acte*, nach welcher zunächst nur römische Päpster von Aemtern in England ausgeschlossen seyn sollten, wird gegen alle Dissenters

angewendet, so das sie, ohne bey den Episcopalisten das Sacrament zu empfangen, nicht zu öffentlichen Aemtern kommen können. Erst 1787 war die Aufhebung dieses Requisits Gegenstand grosser Parlamentsverhandlungen. Man meynt, die Sicherheit der befründeten Kirche (*established church*) hänge von der Fortdauer der Test-Acte ab. Es ist leicht einzusehen, das die Unsicherheit der Privilegirten von solchen Oppositionen abhängen muß, die, weil man sie nur drücken, nicht unterdrücken kann, zu immer stärkern Gegendruck durch den Geist der Zeit gereizt werden. Wer kann berechnen, in welchem Moment die gespannte Elasticität die Kraft des Drucks übertreffen werde? Und Jesu Brüdermal — soll es immer noch das Signal unbrüderlicher Ungleichheit der Bürgerrechte bleiben? — In der presbyterianischen Kirche von Schottland dauern die *Seceders* seit 1730 fort, die sich ausschliesslich für *Gottesvolk* halten. Ihre Stifter waren die Brüder *Ralph* und *Ebenezer Erskine*. — Unter den englischen Dissenters sind die *Baptisten*, welche nicht wiedertausen, aber blofs solche, die sich ihre Parthey wählen können, und zwar untertauchend taufen, vorzüglich bedeutend. Vgl. *Robinsons History of Baptism*, eine in Deutschland nicht genug bekannte, gründliche Arbeit! Vor wenigen Jahren hielten sie zu *Whittlesford*, 7 englische Meilen von Cambridge eine, hier beschriebene, *feyerliche Taufe vieler Männer und Frauen mit grosser Decenz in Fluss*. Von der gelehrten *Erziehung der Dissenters* überhaupt werden in dem *Life of Dr. Doddridge*, welches *Kippis* dessen *Family Expositor* in der 7. Ausg. vorsetzen wird, umständliche Nachrichten gegeben werden. — Die neueste Vertheidigung der Quäcker ist: *a Refutation of some of the more modern misrepresentations of the Society of Friends, commonly called Quakers, with a Life of Jam. Nayler, by Joseph Gurney Bevan*. *Will. Penn* hielt sich zu ihnen. Seine Werke aber zeigen, das der Mann zu groß und zu edel war, um in Sachen des Nachdenkens zu einer Parthey zu gehören. — Der Quackfalberey in der Medicin setzt man in England die „methodischen Aerzte“ entgegen, nach dem englischen Ausdruck *the Methodists*. Da zwischen 1729 — 35 zu Oxford die strengere Lebensweise der *Wesley*, *Whitfield's* und and. Aufsehen machte, so nannte man sie im Scherz „eine neue Art von Methodisten.“ Daher der Name dieser sehr ausgebreiteten Gattung von Pietisten, die in Ansehung der Dogmen sehr verschieden und nachgiebig sind. Sie theilen sich in Calvinianer, Arminianer etc. s. *Dr. Haweis's History of the Church of Christ*. Das bekannte Parlamentsglück, *Will. Wilberforce* vertheidigte sie, rechnete aber auch manche Lehrauswüchse z. B. von der Erbsünde in einer neuen Abhandlung *on Vital Christianity* zu ihren Eigenthümlichkeiten, wogegen *Charl. Bukley* eine *Apology of human nature* schrieb. Nach *Wesley's* Tod trennte sich *the New Methodist Connection* 1797 von den übrigen, weil sich ihre Geistlichkeit gar zu viel Gewalt über die Gemeinden anmaßte. *Wesley* suchte

fuchte seine Anhänger immer mit der *established Church* soweit in Verbindung zu erhalten, daß er sie das Abendmahl in den Kirchen derselben empfangen ließe, folglich der *Test-Acte* auswich. Leider hat der Secteneifer nach seinem Tode die Parthey in solche, welche es nur in Privatcapellen empfangen wollen, und in solche, welche bey Wesley's kluger Fraternisation bleiben, getrennt. Mufs es noch immer einen Moriah und einen Garizim geben, ungeachtet Jesus seit 18 Jahrhunderten die Gottesverehrung im Geiſt für den Charakter, seines Messianismus oder Christianismus erklärt hat? — Da reisende Methodistische Prediger nach Wales kamen, so riefen sie dem Volke am Ende ihrer oft auf freyem Felde gehaltenen Predigten zu, daß man aus Freuden über so viele evangelische Seligkeiten immer *Gogoniant* (auf Wälisch so viel als *Preis Gottes!*) ausrufen und wie David vor der Bundeslade hüpfen sollte etc. Wer sollte denken, daß auch hieraus eine Religionsparthey entstehen konnte! Sie heißen die *Jumpers*. Der Vf. sah 1785 selbst eine solche Jumping-Zusammenkunft. Bis gegen 8 Uhr Abends harte ihr Volksredner sie von den Wohlthaten unterhalten, über welche man wie Johannes im Mutterleibe hüpfen müßte. Endlich da er sie entflammt sah, fieng er selbst das Jumping (mit beiden Beinen in die Höhe hüpfen) an. Neun Männer und sieben Weiber trieben es mit ihm bis gegen 11 Uhr in der Nacht. Endlich knieten sie im Kreise nieder, saßten einander bey den Händen und beteten mit gen Himmel gerichteten Blicken, daß sie bald dort unzertrennlich zusammenkommen möchten, in der Hoffnung, zu Gottes Ehren, ohne Ermüdung Tag und Nacht, zu hüpfen (*to jump*.) Sonderbare Dinge hievon f. in *Bingley's* und *Evans's Tours through Wales*. — Unter den *Universalisten* ist neuerlich *Broughton* in seinen *Dissertations on Futurity* auf die glückliche Auskunft gekommen: der Ausdruck *zwey* als *doppelsinnig* sey von der Inspirationskraft absichtlich gewählt, um die Leichtsinigen zu schrecken, den Gläubigen aber die Hoffnung der Wiederherstellung aller Dinge durchscheinen zu lassen. — Andere wollen, daß die Verdammten nach langer Erduldung der verdienten Höllenstrafen zur Gnade eine *endliche Zerstörung* zu erwarten hätten. Da in diesen Dingen so vieles aus der Criminaljustiz geborgt worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß endlich auch der Gnadenstoß seine Anwendung gefunden hat. John Masson hat dafür 2 Volums geschrieben. — Noch giebt es in London selbst 2 Versammlungen von *Sabbatarianern*; in Amerika sind deren viele, welche gegen Vertauschung des Sabbats mit dem Sonntag mächtig protestiren. Das neueste darüber ist *S. Palmer's Nature and Obligation of the Christian Sabbath*. Ist von Consequenz die Rede, so würden viele Andere, welche auf Ceremonien z. B. des Eintauchens etc. eine hohe Wichtigkeit legen, den Sabbatarianern keine Vorwürfe zu machen haben. Es sind auch wirklich viele der Baptisten zugleich Sabbatarier. — Die *Mährischen Brüder* halten sich meist an *La Trobe's* Ueberset-

zung von *Spangenberg's Ideen Fidei Fratrum*. Vgl. Welds Reisen in die vereinigten Provinzen über die Niederlassung zu Bethlehem. — Auch die *Sandemanier* in Schottland dauern fort, halten wöchentlich ihr Abendmahl noch mit Agapen, dem Bruderkuß, der Fußwaschung, gebrauchen das Loos, und empfehlen statt der Gütergemeinschaft möglichst willfährige Mildthätigkeit. Ihre Hauptschriften sind *the Testimony of the King of Martyrs* von *John Glas* 1728, welcher auf das Zeugniß Jesu drang: Mein Reich ist nicht von dieser Welt etc. und *Robert Sandeman's Letters to Mr. Hervey* (1756). — Keine Parthey, sollte man glauben, hätte in England früher aussterben müssen, als die *Hutchinsonianer*. Nach ihnen liegt alle Weisheit in der — hebräischen Sprache. In diesem Sinn schrieb *John Hutchinson* 1724 seine *Moses's Principia* gegen *Woodwards Natural History of the Earth*. Hr. de Luc hat uns neuerlich bewiesen, daß man alle Weisheit im Mose suchen kann, selbst ohne hebräisch zu verstehen. — Aus Pennsylvania herüber wird man an die „*harmless Tinkers*“ erinnert, die in Dominicanerkleidung die Eßäische Lebensart erneuert haben und bey der Taufe auf Eintauchung bestehen. Seit 1774 hat eben dort eine *Anna Leese*, „die Mutter der Auserwählten“ eine Parthey, welche Gott durch allerley körperliche Bewegungen verehren, *the Shakers* (Schüttler) aufgebracht. Das 12. Kap. der Apokalypse soll von ihr handeln; sie soll die 72 Zungen des Pfingsttags verstanden und mit den Verstorbenen conversirt haben! S. *Rochefoucault's* Reise durch Amerika I. Th. — Auch *Em. Swedenborg* ist nicht umsonst zu London gestorben (1772.) Seine *New Jerusalem-Church* sammelt sich noch, besonders bey dem Buchdrucker *Hindmarsh*. Sie hat bekanntlich ein *Indwellings-System*. Christus besteht als Gott aus Vater, Sohn und Geist. Das jüngste Gericht ist nach ihren Nachrichten in der Geisterwelt schon 1757 abgehalten worden. Denn alle Schrift hat einen natürlichen, geistigen und himmlischen Sinn. Nach dem letztern aber bedeutet das jüngste Gericht die Zerstörung alles Kirchenchristenthums, des katholischen wie des protestantischen. Dabey ist das neue Jerusalem für Willensfreyheit in geistigen Dingen und erklärt sich sehr stark gegen die Lehren von der Verfühung, stellvertretenden Genugthuung, Prädestination, unbedingte Gnadenwahl, Rechtfertigung durch den Glauben allein, körperliche Auferstehung, wozegen jeder sogleich nach dem Tode einen geistigen Leib erhält. — *Winchester* hat in seinen *Lectures on the Prophecies* den *Chiliasmus* aufs neue ausgemalt. Christus kommt zur Erde wieder, an Einem der Aequinoctien. Die tausend Jahre seines Kommens auf Erden sind der *Eine große Tag* (2 Petr. 3, 8.) des jüngsten Gerichts. Alle große Flüsse in Amerika gehen deswegen gegen Osten, damit man sich desto schneller nach Palästina einschiffen kann.

Die Zahl aller Nonconformisten (*Dissenters*) in England wurde vor 60 Jahren von *Neal*, dem Haupt-

Schriftsteller hierüber auf 150,000 Familien geschätzt. Sie sollen inzwischen sehr abgenommen haben. Ihr Verhältniß gegen die Glieder der *Church of England* soll seyn wie 1 zu 5 so wie dagegen das Verhältniß der Anhänger dieser Kirche in Irland zu den dortigen Katholiken ebenfalls auf 1 zu 5 geschätzt wird; nur mit dem Unterschied, daß in England das 1 von 5 und in Irland das 5 von 1. gedrückt wird.

STATISTIK.

HALLE, b. Ruff: *Angabe und Berechnung der Gebornen, Verstorbenen, Copulirten und Communicanten in den evangelisch-lutherischen Gemeinden der Stadt Halle, und der damit verbundenen Amtsstädte vom Jahr 1701 bis 1800.* Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von H. E. Güte. 1801. 7 B. 4. (6 gr.)

Der hier vollständig mitgetheilte Titel zeigt hinlänglich, was unsre Leser in dieser Schrift zu erwarten haben, nämlich eine aus den sichersten Quellen geschöpfte Anzeige der nach den vier oben benannten Rubriken jährlich vorgefallenen Veränderungen unter den Einwohnern von Halle nebst den beiden Vorstädten Glaucha und Neumarkt. Man findet hier nicht nur die Anzahl der jährlich in jedem lutherischen Kirchspiel Gebornen, Verstorbenen, sondern Hr. G. hat auch diese speciellen Tabellen durch eine allgemeinere Uebersicht anschaulicher gemacht, in welcher nach Perioden von zwanzig Jahren Zuwachs oder Abnahme der Einwohner, grössere oder geringere Mortalität, Vermehrung oder Verminderung der Eben, nebst andern politischen Arithmetikern interessanten Thatfachen aufbewahrt sind. Aehnliche Kirchenlisten von den katholischen, reformirten und jüdischen Gemeinden hat Hr. G. nicht erhalten können, vielleicht weil diese in vorigen Zeiten nicht genau oder sorgfältig genug gefertigt wurden. Sie machen indess wohl nur einen kleinen Theil der ganzen Bevölkerung aus. Vergleichen mit andern Städten gleicher Grösse hat der Vf. nicht angestellt, jedoch hin und wieder einzelne Resultate aus diesen hundertjährigen Tabellen gezogen, weil es seine Absicht nicht war, solche mit einem ausführlichen Commentar zu begleiten. Aehnliche vollständige Listen aus dem siebzehnten Jahrhundert konnte er nicht erhalten. Doch ist es ihm geglückt, dergleichen von den drey lutherischen Stadtpfarrkirchen zu erlangen. Diese erweisen, daß in der eigentlichen Stadt Halle ohne die Vorstädte die Zahl der Heyrathen im siebzehnten Jahrhundert weit grösser war, als im achtzehnten, hin-

gegen in der ersten Periode weniger Kinder geboren wurden, als in der letzten. Denn im siebzehnten Jahrhundert wurden 13,988 Paar copulirt, in dem folgenden nur 10,994, nämlich in eben diesen drey Gemeinden. In dem ersten Zeitraum war die Zahl der Getauften, denn die Todtgeborenen wurden bis 1769 bloß unter den Verstorbenen aufgeführt, 34,959 und in dem letzten 45,026. Die unehlichen Geburten haben sich in neuern Zeiten gewaltig vermehrt, und obgleich Hr. G. nur acht Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, mit eben so vielen des folgenden vergleichen konnte, so wird der Einfluß der neugestifteten Universität auf diese Geburten schon merklich. Denn vor 1695 ist 16 die höchste Zahl, diese steigt seit dem auf 20, 27, 31. In die acht Jahre von 1691 bis 1698 fallen 145 uneheliche Geburten. Hingegen von 1791 bis 1798 wurden 995 uneheliche Kinder geboren. Die Geburten in Halle und den Vorstädten nach einem zwanzigjährigen Durchschnitt variiren von 12,607 der niedrigsten Summe bis 14,617. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden nicht viel weniger Kinder geboren, als in den letzten zwanzig Jahren. Allein die Geburten vermindern sich allmählig bis 1760. Seitdem steigt die Zahl der Gebornen wieder stufenweise, und von 1781 bis 1800 wurden 14617 Kinder geboren. In den letzten 31 Jahren des vorigen Jahrhunderts (der Vf. hat S. 19 durch ein Versehen nur 21 Jahre gerechnet) zählte man 1352 Todtgeborene, unter 21,748 lebendig zur Welt gekommenen Kindern, folglich wenn im Durchschnitt dieses Zeitraums jährlich 701 Kinder geboren wurden, so befanden sich 43 $\frac{1}{2}$ Todtgeborene darunter. Die Zahl der Communicanten hat stufenweise abgenommen. In den ersten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts stieg diese in den lutherischen Gemeinden auf 630,989, von 1761 bis 1780 war sie bereits bis auf 356,296 und von 1781 bis 1800 auf 257,630 gefallen. Da dem Vf. außer den Kirchenlisten auch die Rathhäuslichen Controlen offen standen, so vermiffen wir in seinen Tabellen vorzüglich die jährlichen Zählungen der wirklich vorhandenen Einwohner. Von einzelnen Jahren stehen sie zwar in bekannten Büchern; aber hätte er diese von dem ganzen Jahrhundert oder nur von der Zeit an mitgetheilt, wo sie mit möglicher Genauigkeit gemacht wurden, so könnte sie der Politiker zu noch fruchtbarern Bemerkungen benutzen.

* * *
TÜBINGEN, b. Cotta: *Maria Stuart*, ein Trauerspiel von Schiller. 2te Aufl. 1801. 209 S. 8. (20 gr.) (Vgl. A. L. Z. 1802. No. 1.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum secundum Disciplinarum ordinem digestit J. D. Reuss, in Univerf. Georgia Augusta Philos. et Hist. lit. Profeffor et Sub Bibliothecarius. Scientia naturalis. T. I. Historia naturalis, generalis et Zoologia. 1801. 574 S. 4.*

Schon fingen wir an zu beforgen, dafs die Ausföhrung dieses Werks, an welchem der Vf. lange im Stillen arbeitete, durch die Collifion mit der von Hn. Buchh. Cotta in Tübingen angekündigten Unternehmung gleicher Art vereitelt werden dürfte, als wir durch die Erfcheinung dieses ersten Theils auf eine angenehme Art vom Gegentheile überzeugt werden. Das Bedürfnifs eines folchen Repertoriums, das zum Theil verborgene Schätze bekannt, und wenigstens für den, der in der Nähe einer beträchtlichen Bibliothek ist, nutzbar macht, wurde längst geföhlt, und besonders seit der Erfcheinung zweyer Repertorien über deutsche Journale mehr als je gewünscht; aber die Befriedigung desselben war kein leichtes Unternehmen. Die nöthigen Sprachkenntnisse abgerechnet, wurden dazu neben ausgebreiteten literarischen, auch encyclopädische Kenntnisse, ein ausharrender Fleifs und vorzüglich der freye Gebrauch einer reichen Bibliothek erfordert, die alle dazu gehörigen Materialien vollständig lieferte. Dafs diese Eigenschaften bey Hn. R. sehr glücklich zusammenstreffen, weifs jeder, der seine frühern Arbeiten und seine Verdienste um die Göttingische Bibliothek kennt, die, wie man an diesem Werke sieht, auch in Rücksicht der Sammlungen von Schriften gelehrter Gesellschaften den berühmtesten Bibliotheken, wo nicht überlegen ist, doch schwerlich nachsteht. Nur unter diesen Umständen liefs sich ein solches Werk mit Erfolg unternehmen, und nur die Gleichgültigkeit des Publicums könnte den Fortgang hindern. Indessen wollen wir gegenwärtig, nach wiederhergestelltem Frieden, die Vollendung des Werks um so mehr hoffen, da der Vf. nicht nur durch die Wahl der gelehrten Sprache ganz Europa zum Ankaufe desselben einladet, sondern auch durch die Bearbeitung nach Disciplinen, ohne dem Ganzen zu schaden, die Vereinzelung der Theile möglich macht. Was man übrigens bey dieser Wahl der Bearbeitung schon im voraus vermuthet, dafs der Vf. auch in Rücksicht des Details (wie es unter andern auch in den Repertorien der Literatur 1785—95 A. L. Z. 1802. Erster Band.

geschehen ist) einer systematischen Ordnung gefolgt seyn werde, zeigt der erste Blick auf das Werk. In diesem Theile werden in der ersten Abth., aufser den verschiedenen isagogischen und allgemeinen Aufsätzen, über die Naturgeschichte überhaupt, die vermischten, als *Icones, Descriptiones rerum naturalium et Observationes miscellae de rebus naturalibus* (und zwar hier, wie in ähnlichen Fällen die einzelnen Bestandtheile der Aufsätze) *Micrographi, Musea, Hist. nat. Script. topographici, Scr. H. n. Maris et Lacuum, Thaumatographi, Scr. de Palingenesia u. Physiologi miscelli* (S. 1—74.), in der zweyten Abth. aber nach den vermischten Abhandlungen die besondern das Thierreich betreffendern Aufsätze nach den Classen, Ordnungen u. s. w. aufgeführt, und zwar zuerst die sogenannten naturhistorischen und dann die anatomischen und physiologischen, alles in einer lichten Ordnung, deren Uebersicht noch durch einen vorausgeschickten *Elenchus Sectionum* erleichtert wird. Von der Einrichtung des Details selbst ist folgendes ein Beyspiel:

Osteologi.

Peter CAMPER

De collectione sua sceletorum et craniorum diversorum animalium.

Nova Acta Ac. Petropolit. T. 2. Hist. p. 92. Mem. p. 250.

Louis JEAN MARIE D'AUBENTON

Sur la différence de situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux.

Mem. de l'Acad. des Sc. de Paris A. 1764. Hist. p. 59. Mem. p. 568.

* * *

Robert ANNAN

Account of a Skeleton of a large animal found near Hudfons River.

Memoirs of the american Acad. V. 2. P. 1. p. 160.

... GEOFFROY

Memoire sur les prolongemens frontaux des animaux ruminans.

Mem. de la Soc. d'Hist. natur. de Paris Cah. 1. p. 91.

Thomas KNOWLTON u. s. w.

Aus dieser an sich unvollständigen, hier aber hinlänglichen Probe eines Abschnitts — die zugleich einen Beweis von der Behutsamkeit des Vfs. giebt, da er dem hier öfters vorkommenden Naturforscher Geoffroy fast unbedenklich die Vornamen Etienne Louis hätte beyfügen können, — ersieht man auch, dafs nicht blofs die allgemeinen akademischen Sammlun-

lungen (unter welchen man selbst die isländischen findet), sondern auch die Schriften der besonders für die Naturkunde bestehenden Gesellschaften aufgenommen worden. Auch sind die hieher gehörigen Aufsätze der Sammlungen medicinischer Gesellschaften benutzt, und außerdem wird man durch mehrere, theils vergessene, theils minder bekannte Provinzial - Societäten überrascht. Uebrigens sind nicht bloß die Originale, sondern auch die Uebersetzungen angegeben. Was die vom Vf. gewählten Anfangs- und Endtermine betrifft: so ergibt sich bey der Durchsicht des Werks (dem die Vorrede noch fehlt) daß die aufgenommenen Sammlungen vom Anfange an bis 1800 benutzt wurden. — Zu wünschen wäre vielleicht nach gewesen, daß der Vf., zur Bestimmung des äußern Umfangs der einzelnen Abhandlungen, nicht nur die Anfangs- sondern auch die Endseiten derselben angegeben haben möchte, um so mehr, da Druckfehler in den Zahlen durch das aufmerksame Auge des Vfs. auch hier verhütet werden konnten, wie wir sie da, wo wir Vergleichen anstellten, vermieden fanden. — Ein alphabetisches Register der angeführten Schriftsteller, wenn auch nur, da die Mitglieder von Akademien und gelehrten Gesellschaften größtentheils bekannte Schriftsteller sind, nach den bloßen Namen, mit Beyfügung der Seiten, wo Abhandlungen von ihnen vorkommen, wird wahrscheinlich jeder Disciplin beygefügt, und dadurch zugleich ein schätzbare Beytrag zur Schriftstellerkunde und ein nützliches Hülfsmittel zu allen künftigen Gelehrten Lexicis und einzelnen Biographien geliefert werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, in d. neuen akad. Buchh.: *Hessische Denkwürdigkeiten*. Herausgegeben von Karl Wilhelm Justi und Joh. Melchior Hartmann, D. und ordentlichen Professoren der Philosophie auf der Universität Marburg. *Zweyter Theil*. 1800. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

I. *Der Christenberg in Oberhessen* von Justi. Zwischen den oberhessischen Dörfern Ernsthäufen und Mellnau, im Amte Wetter, dem vier kleine Stunden von Marburg entlegnen Dorfe Münchhausen gegenüber, erhebt sich eine beträchtliche Anhöhe, welche den Namen des Christenbergs führt. Auf dem Gipfel derselben erblickt man eine Kirche, nach der Tradition die älteste in Hessen, welche aus einem heidnischen dem Castor geweihten Tempel entstanden seyn soll. In der That ist der mittlere Theil derselben einem heidnischen Tempel nicht ganz unähnlich; auch würde sich jene Sage allenfalls dadurch rechtfertigen lassen, daß man in dieser Gegend noch andre Denkmäler von den Römern findet. Doch ist es wahrscheinlicher, daß, wenn auch je an dieser Stelle ein heidnischer Tempel gestanden, man diesen bey Einführung des Christenthums lieber ganz zerstört, und an dessen Statt eine neue christliche

Kirche erbaut, als einen ehemaligen Heidentempel bloß in eine christliche Kirche umgewandelt haben werde. Uebrigens wurde der Berg, auf welchem die gedachte Kirche lag, bis in das 13te Jahrhundert Kesterburg oder Kesterberg genannt, und erst im 16ten Jahrh. findet man den Namen *Christenberg*. II. *Anfrage Landgraf Wilhelms IV. wegen eines Eastischen-Eies* (In einem Schreiben an Victorinus Striegel vom 19. Sept. 1578.). III. *Von der Eintheilung des alten Hessenlandes in das Daunland und in das Darnland*; von Konr. Wilhelm Ledderhose. Daß diese Eintheilung ungegründet sey, wird aus den Worten des Testaments der Landgräfin Anna von 1509. gezeigt, worin sie mehrere Gelehrte zu finden glaubten. IV. *Beytrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges in Hessen*; von Ernst Lud. Wihl. Nebel. Unter dieser Rubrik werden einige in dem Knopfe des Thurms zu Hochweifel gefundene Accenstücke mitgetheilt, die eine Beschreibung von Schandthaten enthalten, welche ungeachtet ihrer Abscheulichkeit zu den gewöhnlichen Ereignissen jenes Kriegs gehören. V. *Von des weis Königes Schwert*; von Hans Friedr. August Freyherrn von Dörnberg. Der Erzherzog und nachmalige Kaiser Maximilian, der unter dem Namen des weis Königs verstanden wird, suchte bey seiner römischen Königswahl dadurch die Köhnische Wahlstimme auf seine Seite zu ziehen, daß er verschiedenen Personen, welche mit dem Kurfürsten Herrmann von Köln in genauer Verbindung standen, Hans von Dörnberg, Johann Schenk zu Schweinsberg und Wilhelm von Bibra ansehnliche Summen schenkte. Letztere konnten zur bestimmten Zeit nicht ausgezahlt werden, im Gegentheil fügten die beschenkten Personen dieser Summe noch einen Vorschuss von 10,000 Gulden hinzu, wovon Kaiser Maximilian 4000 baar erhielt, und die übrigen 6000 angewendet wurden, um das zuvor an einige Bürger zu Köln nebst andern Kleinodien verpfändete kostbare Schwert des Königs, das zu dem Burgundischen Hausschmuck gehörte, einzulösen, welche Stücke künftig den neuen Darleihern sowohl wegen dieses Capitals, als wegen jener Geschenke, zur Sicherheit dienen sollten. Da die Auslösung dieser Pfänder nicht erfolgte: so sahen sich die Inhaber derselben genöthigt, noch unter Karl V. deshalb beständige Unterhandlungen zu pflegen, die aber insgesammt vergebens waren. (Die Fortsetzung dieser Geschichte soll in dem nächsten Stücke folgen). VI. *Letzte Krankheit und Tod Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Cassel*. VII. *Der Meisner in Hinsicht auf mythisches Alterthum*, von Karl Lud. Aug. Freyherrn von Münchhausen. Ein schätzbare Beytrag zu den deutschen Alterthümern, worin der Vf. zu zeigen sucht, daß man an der Felsenfirne des Meisners, des berühmtesten Gebirgs in Hessen, unter dem Namen der Frau Hulda oder Frau Hoide, jene auch in andern Gegenden Deutschlands angebetete Göttin der Erde, die Mutter *Hertha* verehrt habe. VIII. *Nach etwas zur Geschichte des Klosters Marna in Hessen*. Wegen dieses ehemaligen Cistercienser-Klosters, welches

ches Landgraf Philipp der Großmüthige in ein Hospital verwandelt hatte, erließ derselbe 1559 ein hier mitgetheiltes Schreiben an den damaligen Obervorsteher Reinhard von Schenk des Inhalts: daß Niemand, er sey wer er wolle, mit des Hospitals oder dessen Unterthanen Geschirre fahren, noch das Hospital jemanden auf seine Kosten bewirthen solle; auch wolle der Fürst selbst nie sein Lager daselbst nehmen, es sey dann, daß er den Aufwand bezahle.

IX. *Vom Namen der hessischen Herrn von Breidenbach zu Breidenstein, und wie die Benennung von Breidenbach sowohl, als von Breidenstein, sonst mehreren ganz unterschiednen Familien zugekommen; von Renatus Karl Freyherrn von Senkenberg.* Ausser dem Geschlechte der hessischen Herrn von Breidenbach, welches von dem Grunde Breidenbach benannt worden ist, gab es noch Familien dieses Namens in Thüringen, in der Oberpfalz und der Schweiz. Am häufigsten aber wurden erst mit denen von Breidenbach, welche Bürger zu Gelnhausen waren, verwechselt, die nach einer beygefügten Urkunde eine ganz nahe an dem Grund Gelnhausen gelegne Besitzung 1360 verkauft; allein aus einer gleichfalls mitgetheilten Urkunde Kaiser Karl V. von 1545 ergiebt sich: daß diese Breidenbache ganz ausgestorben und ihre Güter dem Schwiegerohne des letzten derselben, einem Schelm von Bergen zu Lehen gegeben wurden. Auch existierte eine Patriciat-Familie zu Frankfurt, welche diesen Namen führte, und in der Gesellschaft des Hauses Limburg gewesen ist, aber wahrscheinlich von der Gelnhausischen abstammte.

X. *Dem Andenken jüngst-verstorbenen Hessen gewidht.* 1) *Valentin Keppler.* Ein ehemaliger Töpfer zu Marburg, der es unter günstigeren Umständen, und bey besserer Unterstützung, wahrscheinlich sehr weit in der Plastik gebracht haben würde. 2) *Ludwig Philipp Schröter,* Hofrath, erster Professor der Arzneygelehrtheit und Landphysicus der Grafschaft Schaumburg. Hat sich besonders um das Bad zu Nendorf Verdienste erworben. 3) *Leonhard Johann Karl Gussli,* der alten Literatur und Theologie nach dem lutherischen Lehrbegriff Professor, Consistorialrath und Superintendent zu Marburg. Ein Mann, der nicht nur seiner Schriften, sondern auch seines Charakters wegen dieses Denkmal verdient.

XI. *Einige Data zur Geschichte des alten hessischen Geschlechtes der Dieder zum Fürstenstein.* Enthält Nachrichten von den Besitzungen und der Genealogie dieser Familie, in soweit sich letztre aus sichern Zeugnissen erweisen läßt.

XII. *Die Baummeisterfamilie Dü Ry, zu Cassel.* Zum Andenken des letzten dieser Familie; von *Wilh. Joh. Christ. Gustav Casparson.* Einem jeden, der sich einige Zeit in Cassel aufhielt, wird jene Familie nicht unbekannt seyn, indem sich Paul Du Ry, der von dem Landgrafen Karl 1682 in hessische Dienste berufen wurde, so wie auch sein Sohn Karl und sein Enkel Simon Ludwig (der den 23ten Aug. 1799 starb) die größten Verdienste um die Verschönerung jener Stadt erworben haben.

XIII. *Uebersicht der im Jahre 1798 von h. Hessischen Gelehrten erschie-*

nenen Schriften. XVI. *Mineralogische Beschreibung des Frauenberges im Oberfürstenthum Hessen, von Joh. Christoph Ulman.* XV. *Landgraf Philipps des Großmüthigen Schenkungsbrief eines freyen Hauses zu Marburg, an M. Adam Krafft aus Fulda.* XVI. *Miscellen.*

BASEL, b. Decker u. PARIS, b. d. Gebr. Levrault: *Winter Evenings, or, Lucubrations on Life and Letters.* A new Edition, in two Volumes. Vol. I. 342 S. Vol. II. 420 S. 1800. gr. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Schon im J. 1788 erschien diese Sammlung sehr vermischten Inhalts in London, in drey Duodez-bänden. An mannichfältiger, besonders classischer Gelehrsamkeit fehlt es dem ungenannten Vf. gewiß nicht; vielmehr sind die Spuren seiner Kenntniße und seiner weitläufigen Belesenheit in diesen Aufsätzen überall nur zu sichtbar und häufig; desto weniger aber herrscht darin eine zur Reife gediehene Beurtheilung, und ein durch Weltkenntniß und feines Gefühl gebildeter Geschmack. Wortkritik und literarische Forschung ist mehr seine Sache; und das Buch wird daher den gelehrten Leser mehr befriedigen, als den Dilettanten, den der Titel leicht verführen kann, Unterhaltungen und Beobachtungen über Welt und Menschen darin zu erwarten. Selbst der vorliegende neue saubere Abdruck davon, ganz in der Form der beliebten Baseler Ausgaben englischer Schriftsteller, kann jene Erwartung eines vorzüglich gemeinnützigen und geschmackvollen Werks noch mehr erregen. Weniger willkommen werden indeß selbst dem Freunde der Literatur manche theologische, metaphysische, und zum Theil wirklich scholastische Erörterungen seyn, die viel Einseitigkeit und Partheygeist verrathen, und nicht selten in leidenschaftlichen Eifer ausarten. Dazu kommt in den meisten Behauptungen und Grund-sätzen, die der Vf. geltend zu machen sucht, ein sehr schneidender und absprechender Ton; auch ist die Schreibart nicht durchaus rein und fehlerfrey, zum öftern mit fremdartigen und nach dem Griechischen oder Lateinischen ungelentkig gebildeten Ausdrücken durchflochten. Wie mannichfältig und ungleichartig der Inhalt sey, wird man schon aus folgenden Rubriken der in Bücher vertheilten Kapitel sehen, die jedoch kaum den zehnten Theil des Ganzen ausmachen: über Büchertitel; über Streitigkeiten und die beste Art, sie zu führen; über gelehrtes Einerley; falsche Philosophie; Motto's, Citationen, Randglossen; Witzoley und Affectation der Gelehrsamkeit; Erziehung; über Xenophon's sokratische Denkwürdigkeiten; über medicinische Schriftsteller; über das Predigen, das Universitätswesen, Schriftstellerey, Biographie, Kinderschriften, Unzuverlässigkeit der Geschichte, Unglauben und Indifferentismus, das Gesundheitstrinken, den Geist des Umgangs, die Etymologie, den Methodismus, die Sonntagschulen, Schreibart, Selbstgefälligkeit, u. s. f.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GERA, b. Haller u. Sohn: *Christliche Lieder über die jährlichen Sonn- und Fefttags - Evangelia*, von Christian Friedrich Förster. 1800. 208 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. dieser Lieder ist, wie wir aus der Vorrede des Herausg., des Hn. Mettenpredigers *Uhrlandt* zu Gera erfahren, eines redlichen Bürgers und Schumachers Sohn, welcher noch bey seinem Vater arbeitet. Ueber seiner Berufsarbeit, die er als Gottesdienst verrichtet, dichtet er seine Lieder, in mancher Woche zwey, drey und mehrere. Des Sonntags schreibt er sie auf; kann er aber eben nicht: so hat er auch die besondere Gabe, sie einen und mehrere Monate im Gedächtnisse zu behalten und noch andere dazu zu machen etc. Der Vf. selbst erinnert die Leser in seiner Vorrede an die Verheissungen, welche der Heiland seinen Jüngern, und in ihnen allen seinen Gläubigen gegeben hat: Und ich will den Vater bitten, und Er soll euch einen andern Tröster geben — den Geist der Wahrheit etc. Er versichert, das auch er an der Erfüllung dieser Verheissung des Heilandes Antheil habe. „Denn, sagt er, schon von meiner Jugend an leitete mich der heilige Geist, so, das es bald zur Entscheidung der wichtigsten Frage kam: Was muß ich thun, das ich selig werde? Die nächste Antwort gab mir der heilige Geist, indem Er mir den wahren Glauben mit seinen seligen Früchten schenkte, so das ich diese Periode meines Lebens nie vergesse, weil ich mich von da an unaussprechlich wohl befand; denn der heilige Geist liefs mich gleichsam das sehen, und zu meiner Befeligung empfinden, was für mich in dem Wesen Gottes geschah etc.“ Von diesen Aeuße-

rungen wird man schon von selbst auf den Inhalt der Lieder schliessen können. Zur Probe einige Verse aus dem Lied über das Evangelium am 2ten Sonntag des Advents.

V. 10. Ach Gottlob! der Feigenbaum fängt an auszuschlagen; du, mein Heiland! machst dir Raum auch in unsern Tagen anderswo, wo man froh ist dein Wort zu hören, ohne es zu stören.

V. 11. Denn du gehst mit deinem Wort, Heiland zu den Heiden, da seh ich ja manchen Ort schon für dich bereiten; mir ist dieß ganz gewiß Anfang jener Zeiten, die mich freun von weiten.

V. 12. Wo die Nationen dich, als den Herrn verehren, und der Erden Könige sich zu dir auch bekehren, wo das Licht auch anbricht, dort in Salems Tempel, Anders zum Exempel.

Hätte der Vf. einen gründlichen Religionsunterricht und wissenschaftliche Bildung empfangen: so würde er vielleicht ein guter Dichter geistlicher Lieder geworden seyn. Nach der Versicherung des Herausgebers haben diese Lieder eine freudige Aufnahme unter den Inwohnern und Nachbarn zu Gera gefunden, welche in dieser unsrer Zeit des Irrthums und Abfalls von Christo nicht mit irren und abfallen — auch seine auswärtigen christlichen Freunde in verschiedenen Ländern, welchen er die Lieder zugetheilt hatte, haben ihn schriftlich mit Freuden versichert, das sie selbst und andere redlichen Seelen dadurch zum Lobe Gottes und unsers Heilandes erweckt worden seyen etc. — Dagegen ist nun nichts zu sagen; nur sollte Hr. *Uhrlandt* anders denkende Christen nicht des Abfalls von Christo beschuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ENDBESCHREIBUNG. Ohne Druckort: *Skizze von Frankfurt am Mayn*. 1800. 60 S. 12. (3 gr.) So klein auch die Seitenzahl dieser Skizze ist: so giebt es doch wenig Dinge, die den Reisenden, oder auch den entfernten Leser in einer Stadt interessiren, über die man hier nicht wenigstens einen Fingerzeig fände. Lage, Umfang, Bevölkerung, Charakter der Einwohner, Verfassung, Handel, Cultur, Kunst, Sehenswürdigkeiten — nichts ist hier vergessen, und alle diese Artikel sind so behandelt, das der Leser freylich nicht einen ausführlichen, aber doch einen allgemeinen und nicht unrichtigen Begriff von allen den genannten Gegenständen erhält. Wäre es erlaubt, Auszüge aus einem so kleinen Werke zu machen: so könnte Rec. daraus dem Leser mehr Wissenserthes und Interessantes über Frankfurt vorlegen, als sich

aus manchem weitläufigen Werke ziehen ließe. Dabey hält der Vf. einen schönen Mittelweg zwischen dem partheyischen Bürger, der Alles unbedingt lobt, dem Fremden, der mit Anmaassung und unzureichender Kenntniß tadelt, und dem cynischen, unzufriedenen Bewohner, der den Ort anseindet, in dem es ihm nicht nach Wunsch geht, und wo, wie er glaubt, sein hohes Verdienst nicht nach seinem ganzen Werthe belohnt wird. — Eine Kleinigkeit will Rec. noch bemerken: die Manier, in der Aberli arbeitete, heist nicht Gouache, sondern gewaschne Manier, denn seine Lichter sind ausgepart, nicht mit Farben aufgetragen. Die Gouache, oder Malerey in Wasserfarben deckt Alles, folglich bestehen auch die Lichter aus Körperfarben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur*, von Joh. Gottfr. Eichhorn, Hofr. und Prof. zu Göttingen. VII. Bd. 4. 5. St. 1796. S. 577—972. 6. St. 1797. S. 973—1196. VIII. Bd. 1797. 98. 99. 1163 S. IX. Bd. 1799. 1800. 1154 S. X. Bds. 1. 2. 3. 4. St. 1800. 5. 6. St. 1801. 1145 S. 8.

2) Ebendaf.: *Hieb*, übersetzt von J. Gottfr. Eichhorn. 181 S. 8. welche Uebersetzung im 4. St. des X. Bds. enthalten ist.

Da von den Abhandlungen, welche diese Bibliothek liefert, die in den ersten Stücken des siebenten Bandes enthaltenen in der A. L. Z. 1796. Nr. 326. angezeigt worden sind, so fahren wir von dort an fort, das Merkwürdigste daraus in unsern Blättern aufzubewahren. Eine gleiche Anzeige dessen, was aus früheren Bänden noch auszuzeichnen ist, wird schicklicher in unsern *Ergänzungsblättern* ihren Platz erhalten.

Im *siebenten Band*, 4. und 5. St. S. 577—651. wird die zweyte Hälfte des sehr schätzbaren, auch besonders zur Messe gebrachten *Beytrags zur orientalischen Sternkunde*. Von E. W. V. Lach. mit einem Anhang über andere zur arabischen Astronomie gehörige Worte und Redensarten, nebst einem Register, gegeben. S. 783—830. folgen *kritische Bemerkungen über Ulphilas gothische Uebersetzung der Evangelien*. Aus den Papieren des verstorb. Ck. Franz Anton Knittel. Sie enthalten zugleich viele exegetische Proben von dem bekannten Fleiß des Vfs. Die kritischen betätigen die große Uebereinkunft der gothischen Version mit Cd. D. dem Stephanischen β. Man sehe Mark. 7. 19. οχστων. 9. 2. αυγαει. 10. 7. υπερα αυτου. Luc. 17. 22. των ημερων τατων u. dgl. m. Da, wo dem Vfs. in diesen kritischen Bemerkungen, als einem *opusculum posthumum*, Paroramen entchlüpft sind, hätten wir eine Note des Herausg. gewünscht. Z. B. S. 789. das Mark. 10. 7. alle Codd. und Uebersetzungen die Worte και προσκολληθ. bis αυτου haben, und nur Ulph. sie weglasse; ist unrichtig. Auch in B. Mt. c. fehlen sie. — Mark. 11. 14. soll Ulph. statt αποριθαι die sonderbare Leseart haben βεσαζων. Kn. will βεσαζων mit der Hand untersucht habend (ob nämlich Feigen dort seyen) übersetzen. Eher ist das goth. *usbairands* ein Schreibfehler statt des dem *προκολληθαι* correspondirenden gewöhnlichen Ausdrucks. — Bey Mark. 14. 65. zeigt sich ein *Zusammentreffen des A. L. Z. 1802. Erster Band,*

goth. Textes, und einer Auslegung des Chryfost. Ulphila setzt και υπερηται ηδωα (gabaukgaba) οχτισμασιν εβαλλον αυτου. Chryfost. Hom. 86. in Matth. 26. beschreibet den Frevel mit dem Nebengedanken, das sich die Soldaten dieß zum Festspiel gemacht hätten, μεθ' ηδωνης επιουτες. Auch die Codd. der Itala, brix. und corb. haben: cum voluntate libenter alapis eum caedebant. Luc. 19. 13. scheint die goth. Version statt δεικ αυτα zu übersetzen δεικ μοσδωα. Sottbergs scharfes Auge entdeckte als ihren Text: *taihun dailos*. Knittel hält diese Leseart *μεριδωα* sogar für ursprünglichen Text, und erklärt αυτα aus einer Abreviatur. Allein sein Hauptgrund, das nach Vs. 25. 26. Einer der Knechte zehn αυτα erhalten habe, folglich die ganze Summe im Vs. 13. mehr gewesen seyn müße, ist abermals ein bloßes Versehen. Die δεικ αυτα Vs. 25. 26. sind nicht die *erhaltene*, sondern die durch Eine αυτα *gewonnene*. Der andere von Michaelis angegebene Grund, das zehn αυτα in Gold etwa 1250 Ducaten seyn würden, diese Summe aber für einen Königsschatz zu klein sey, ist ebenfalls sehr unbündig. Denn der Text behauptet nicht, das der Prinz seinen ganzen Schatz seinen Knechten vertheilt habe. Vermuthlich steht im Ulphila ein Wort, welches *Talente* bedeutet, statt *dailos*, *Theile*. — In den Ausgaben des *Cod. argenteus* findet man Mark. 12. 36. *Daweid wath du* [zum] *Ahmin Weihamm*. Man fragte: ob Ulph. das *du* vor αυτα nicht in seinem griechischen Texte gehabt habe. Allein Eric Sottberg, welcher 1752 das einzige Manuscript, das der Raub der Zeit von der goth. Version der vier Evangelien übrig gelassen hat, und aus welchem alle Ausgaben geflossen sind, revidirte, fand: das dieser Cd. nicht *du* sondern wirklich *in* hat. Wie lange man sich oft mit Erklärung eines Räthfels plagt, das, genauer betrachtet, nicht existirt! — S. 832—864. fängt M. Ernst Gottlieb Bengel die schätzbare Untersuchung an, das die *alte lateinische Uebersetzung des Buchs Sirach*, welche von Hieronymus nur wenig geändert worden ist, nicht aus der griechischen Uebersetzung, sondern unmittelbar aus dem hebräischen Texte entstanden sey. Noch Hieronymus sagt in seiner praef. ad Prov. „Panareton Jesu fil. Sirach. hebraicum reperit.“ Diejenige von den sogenannten *Proverbiis ben Sirae* (ed. Druis. 1597), welche der Sammler wahrscheinlich aus unsern Sirach genommen, sind *Hebräisch*, während in den andern der chaldäische Dialect herrscht. Unter den Stellen der lateinischen Version, welche ihre Entstehung aus dem griechischen Texte beweisen sollten, wird vornehmlich C. 30. 7. angeführt, wo das gewöhnliche περι ψυχων ουων

ὁὖν καταδεσμεύσει τραύματα αὐτοῦ unächt, und dagegen περιψήχων οὖν zu lesen seyn foll, ungeachtet auch der Lateiner übersetzt: *pro animabus filiorum colligabit vulnera sua*. Hr. B. glaubt zu der Vermuthung sich flüchten zu müssen, daß der lateinische Uebersetzer neben dem hebräischen auch den Text der griechischen Uebersetzung schon zur Hand gehabt habe. Dergleichen zusammengesetzte Hypothesen sind immer minder wahrscheinlich. Rec. würde vielmehr behaupten, daß *περὶ ψυχῶν οὖν* der ächte Text der griechischen Uebersetzung, und aus dem hebräischen *וַיִּבְרַח בְּיָמָיו* entstanden sey, welche man wegen des Lebens der Söhne d. h. deswegen weil er Söhne am Leben hat — übersetzen müsse. In einigen andern Stellen möchte vielleicht die lateinische Version des Sirachs aus der griechischen durch Abschreiber, welche sie emendiren wollten, corrupt worden seyn; z. B. 43, 23. wo die, welche überall Jesus zu finden eilten, statt *εἰσπυτεύσεν ἐν αὐτῇ* (sc. *αβυσσῷ*) *νήσος* lasen *εἰσπυτεύσεν αὐτὴν ἡθρῶς*. Dies war nun ein Fund, den man der lateinischen Version auch mittheilen zu müssen glaubte. Man gab ihr *plantavit illum Dominus Jesus*, statt *plantavit illum Dominus* (sc. *Deus*) *insulis*. C. 30, 18. ist der wahre Sinn unfreutig im griechischen *ἀγαθὰ ἐκκεχυμένα*. Der Lateiner übersetzt *bona abscōndita*. Sieht man nicht, daß er *κεκρυμμένα* mit *ἐκκεχυμένα* verwechselte? sagten die Erklärer. Hr. B. weifs keinen Rath. Rec. denkt als hebräischen Text *וַיִּבְרַח בְּיָמָיו* und daß der Lateiner an *וַיִּבְרַח* im *Niphath* (*וַיִּבְרַח*) der Griechen richtiger an *וַיִּבְרַח* *effudit* gedacht habe. Und so erscheinen die Stellen, aus denen man erweisen wollte, daß die griechische Version Quelle der lateinischen sey, noch unbedeutender, als sie selbst Hn. B. vorkamen. Dagegen hat er auch noch wenig entscheidendes für seine Behauptung beygebracht, daß der Lateiner aus einem hebräischen Texte geschöpft habe. Er hat bloß aus dem 1. und 31. Kapitel Proben von allerley Anmerkungen gegeben. Wir wünschten, er hätte aus dem ganzen Sirach bloß die für sein Thema: ob der Lateiner aus einem hebräischen Texte geschöpft habe? entscheidendsten Argumente, ohne Einnischung anderer Observationen, vorgelegt. Will er oder ein anderer Gelehrter sich künftig dieses Verdienst machen, so müssen Stellen, in denen der griechische und lateinische Text wahrscheinlich bloß wegen eines Schreibfehlers verschieden sind, nicht als Beweise oder Räthsel aufgeführt, vielmehr berichtigt, und dadurch ändern die Mühe erspart werden. So hat C. 34, 6. der Grieche *κατὰ προσώπων αὐτῶν*, der Lateiner: *in Specie ipsius*. Hier ist ohne Zweifel im lateinischen zu lesen: *in facie ipsius*, und im griechischen *κατὰ προσ. αὐτῶν*. In dem nächstfolgenden ist wahrscheinlich im griechischen statt *ἐνδοξασίας* *αὐτῶν* zu lesen *δοξασίας* *αὐτῶν* sc. *πρωτῶν* seu *Μακκαίων*. Im Lateiner ist *aurum* bloß wiederholt aus dem vorigen Vs., und seine Worte: *Lignum offensivum est aurum sacrificantium* (ei) sind zu übersetzen: Gold ist ein Anstoßblock für die, welche ihm, dem Golde,

opfern. Setzt gleich darauf der Lateiner *deperiet*, wo jetzt der Grieche *ἄλωσται*, so darf nicht auf ein hebräisches Wort gerathen werden. Man lese auf alle Fälle *ὀλέσται*. Ueberhaupt kann diese Untersuchung schwerlich ohne viele unnöthige Mühe weiter fortgesetzt werden, ehe man *Holmes's* Variantenammlung zum Sirach erhält. Was ist über Texte zu entscheiden, welche beide erst durch die schärfste Reinigung der Wortkritik gehen müssen, weil sie beide voll von Schreibfehlern und Glossen sind. Auch von den bloßen Glossen sind manche aus dem griechischen erst ins lateinische übergegangen, s. I, 7. *πολυπείρειον*, wo der lateinische Text *multiplicationem ingressus* also *πολυτορείον* erhielt. In andern Stellen findet Rec. Versetzungen, ohne zu einem hebräischen Text seine Zuflucht zu nehmen. I, 17. hat der Grieche: *ἐπιθυμημάτων . . γεννημάτων*, der Lateiner zuerst *generationibus*, und nachher *thesauris*. Im lateinischen Text gab diese Transposition zweyer Synonymen einen leichteren Sinn, und geschah daher bloß durch eine Emendation der Abschreiber. — Unter die scharffinnigsten Bemerkungen des Vfs. gehört, daß I, 15. bey *θεμελίον* und *graditur* das hebräische Wort *נְוָוִים* *fundamenta* Jerem. 50, 15. mit dem ähnlichen *וַיִּבְרַח* *gressus* auf irgend eine Art vom Lateiner verwechselt worden sey; daß im lateinischen Vs. 29. (vgl. griech. 23.) *redditis* sey das hebräische *וַיִּבְרַח*; daß wo der Grieche Vs. 26. *εἰς τὴν σὺν ἐνοχίας*, der Lateiner im parallelen Vs. 33. *conserva justitiam* hat, beiden Texten das hebräische *וַיִּבְרַח* zum Grunde liege; daß wo Vs. gr. 29. *ἐν σωματι ἀνθρώπων*, Vs. lat. 37. aber *in conspectu hominum*, als Text *וַיִּבְרַח* zum Grunde liege, wofür vom Griechen *εἰς* *ἐν* gelesen worden sey. Genug; bey weiterer Untersuchung scheint die Vermuthung des Hn. B. vieles für sich gewinnen zu können.

Siebenten Bandes, 6. St. liefert S. 973 — 1053. Briefe über das Evangelium Johannis von verschiedenen Verfassern. Sie enthalten mehrere freymüthige, zum Theil den Vf. eigene Erklärungen, unter denen uns die Gründe, daß Jesus mit seinen Jüngern nie von einer körperlichen baldigen Auferstehung zum voraus gesprochen habe, S. 1035. ff. am besten ausgeführt scheinen. „Die Abschiedsreden Jesu bey „Johannes sind ganz so eingerichtet, wie man sie nur „unter der Voraussetzung erwarten kann, daß Jesu „keine bestimmte Hoffnung gehabt, seine Jünger auf „Erden (bald) wieder zu sehen. . . Auch beruft sich „Jesu nachher nicht auf eigene Voraussetzungen hier- „über, sondern auf prophetische, Luc. 24, 44.“ Auch dieser ungenannte Vf. hält daher Matth. 12, 40. für eine nicht von Jesu gefagte, sondern von andern nach ihrer Einsicht gemachte Deutung, wie Joh. 2, 21. 22. Bey andern Stellen aber, wie Matth. 16, 21. 17, 9. Mark. 9, 9. 10. wird, mit Herder (s. dessen Erlöser der Menschen S. 133.) angenommen, daß *ἀναστῆναι ἐκ νεκρῶν* von Jesu in einer weitläufigeren Bedeutung gebraucht worden sey, in so fern er und seine Sache auch bey den heftigsten Verfolgungen nicht

nicht unterliegen könnten. Dafs der Ausdruck „ehe drey Tage vergehen“ überhaupt eine kurze Zeit bedeute, hält der Vf. für richtig, doch nicht durch den Sprachgebrauch belegt. Man kann Hof. 6, 2. dünkt uns, als Beleg anführen. Vgl. auch Jes. 17, 6. — Andere Erklärungen dieses Auffatzes möchten näherer Bestimmungen bedürfen, z. B. dafs *ποιειν*, in dem eigenen Dialect des Joh. *lehren* bedeute 5, 19. und daher *εργα* die *Lehre*. Der Zweck des Vfs. ist erreicht, und doch der allgemeine Sprachgebrauch erhalten, wenn man bemerkt, dafs *εργα* bey Joh. alles Handeln Jesu folglich *unter andern* auch sein Lehren bedeutet; nur dieß letztere nicht zunächst oder gar ausschließend. Sehr wahrscheinlich wird Joh. 5, 22. übersetzt: Gott überführt (jetzt) niemand (unmittelbar) von dem Guten oder Schlimmen in seinem Betragen. Dieß hat der Messias (jetzt) zu thun. *καραγγυειν* bedeutet allerdings in solchen Stellen nicht ein besonderes Gericht, sondern die Ueberführung, dafs unrecht gehandelt worden sey. Joh. 12, 31. 16, 8. Matth. 12, 21. Hebr. 11, 3. *κρισις* ist das generische, nämlich Ueberführung entweder, dafs gut, oder dafs böse gehandelt sey. Dafs aber *εν μυημοισις ουτεσ* geistigtodte seyen, 5, 8. ist gegen den Sprachgebrauch. Auch setzt der Context Gott als Urheber der Körperauferstehung, und Messias als Urheber der geistigen Resurrection in Parallele. Der Sohn handelt nicht identisch, aber in seinem Kreise ähnlich mit dem; was der Vater (die Gottheit) in ihrer Sphäre thut. — S. 1053—1071. giebt der Herausg. das *Leben* des eleganten und gründlichen Polyglotten, Joh. Jac. Barthelémy, und zugleich eine Geschichte von den Entzifferungen des Palmyrenischen Alphabets. Der Gehalt von Bs. und Swintons Arbeiten dieser Art verdienten, vollständig ins Deutsche übertragen zu werden. — Nach S. 1090. ist das Manuscript von *Bode's Pseudocritica Wetsteniana* auf der Helmstädter Universitäts Bibliothek deponirt; eine Stelle, wo sie, in der Nähe von Henke, Pott, Bruns etc. gewifs keine verlorne Arbeit seyn wird. Sollten nicht in die *Pottische* schätzbare Sammlung lateinischer, des Aufbewahrens würdiger Auffätze bisweilen wichtige Stücke aus der Bodeschen Arbeit aufgenommen werden können? — Möchte doch auch der dritte Theil der Niebuhrischen vortrefflichen Reisebeschreibung endlich erscheinen. Nach S. 1105. sind die dazu gestochenen Kupferplatten im Kopenhagener Brand (wie das Birchische Werk) verunglückt. Hr. von Zach beweist jetzt eben von einer neuen Seite, wie ruhmvoll Niebuhrs Anstrengungen auf seiner Reise waren. Sollte seine Regierung nicht das, was sie durch jene Reiseunternehmung ruhmwürdig begann, durch zweckmäßige Unterstützung der Beendigung der in ihrer Art einzigen Reisebeschreibung gerne vollenden wollen?

Achten Bandes, 1. St. S. 1—22. *Nachricht von einem mit arabischen Buchstaben geschriebenen spanischen Manuscript*, von A. L. Silvestre de Sacy. Der Aufsatz war in Frankreich in Quart gedruckt. — Der

gleichen Manuscripte sind selten. Unter den im gegenwärtigen befindlichen Gebetsformeln, liturgischen Ceremonien etc. fand sich eine *Reise in die Turkey*, nebst Regeln für eine solche Reise, und ein Fragment über Erscheinung der fünf Engel bey dem Tode eines Moslem. Diese interessanten Stücke hat der glückliche Fleiß des Hn. de S. hier aufbewahrt. — S. 22—42. *J. M. Hartmanns Vorschläge zur Erleichterung der hebräischen Punktation*, wenn man nämlich auf die ursprünglichen drey Vocalzeichen, einen Punkt über, und einen unter dem Buchstaben, und das Strichelchen Patach, zurückginge. Ein anderer Vorschlag ist, dafs man für die schwer zu unterscheidende Zeichen, wie *ז* als Kamezchatuf etc. besondere Zeichen wählen sollte. Da das Hebräische nur von Gelehrten erlernt wird, so sehen wir die Zweckmäßigkeit solcher Aenderungen nicht ein. Ihr Erfolg würde seyn, dafs man diese neue, und doch auch zugleich die ältere Punktation verstehen müßte und sich die Mühe verdoppelte. Ganz anders wäre es mit Volney's Vorschlag, zum Gebrauch gewohnter occidentalischer Buchstaben in arabischen, persischen etc. Büchern für Kaufleute, Naturforscher etc. denen nur der jetzige, nicht der antiquarische, Sinn des Arabischen interessant ist. S. 42—49. *Warum in den zwey alphabetischen Psalmen 25. und 34. der Vers, welcher mit Vav anfangen sollte, fehle und dagegen am Ende ein mit Phe anfangender hinzugefügt sey, ungeachtet schon ein mit Phe anfangender Vers im Psalm selbst steht?* von Haffe. Es wird erinnert, dafs das alte phönizische Mutteralphabet in der sechsten Stelle einen Consonanten hatte, aus welchem das lateinische F, und das griechische *φ* *tau* oder *Vau*, das man durch Corruption seiner Figur jetzt als *ς* für *φ*. in den griechischen Zahlzeichen schreibt, nebst dem hebräischen *פ* entstanden ist. Ein späterer Zusatz zum phönizischen Alphabet aber werde uns dadurch angedeutet, dafs die Griechische nach *τ* (*η*) noch folgen läßt *υ*, *τ*, als gleich dem Laute *u*. Für dieses *u* oder *v* meynet nun Hr. H. stünde jenes *u* der beiden Psalmen. Es sey hier nicht Phe. — Sollte denn aber *פ* Ps. 25, 22. *vedeh*, nicht *phedeh*? und *פ* Ps. 34, 23. *vodeh*, nicht *phodeh*, zu lesen seyn, da doch dieß Wort auch in andern semitischen Dialecten ein gewöhnliches *phe* als Anfangsbuchstaben hat? — Wohl aber ist Rec. auch, wie Hr. H. überzeugt, dafs man bey der Frage, ob die Iliade ursprünglich schon habe geschrieben werden können, in die Archäologie der semitischen Alphabete, der Quellen des griechisch Kadmischen, (das heißt, aus dem *Kedem*, Orient, entstandenen) zurückgehen müßte.

Achten Bandes, 2. St. S. 192—222. *J. M. Hartmann, über das Dagesch Forte*. — S. 222—236. Ein Ungenannter, *über das Verhältniß Jehova's zu den Heyden*. Kein Volk hat einen so mächtigen Schutzgott, und durch ihn so vortreffliche Gesetze, wie Israel. Deut. 4, 7. 8. Doch sind die mit Israel befreundeten Heydenvölker ihm auch noch näher empfohlen, 2, 4—22. 23, 7. 8. andere hingegen, je nach-

nachdem sie gegen Israel inhuman und arrogant gewesen waren, wie Canaaniter, Moabiter, Ammoniter, sind von Jehova gehasst. s. ebend. Wer Israel in dem von Jehova ihm gegebenen Landesbesitz stört, hat in diesem „Völkerproceß“ unrecht, ist wüth und Gott ist Rächer gegen eine solche Nation. Dieß sind die hebräischen Nationalbegriffe vor der babylonischen Deportation. Nach dieser (oder vielmehr schon vor ihr, da man näher mit den Heyden bekannt wurde) denkt Jerem. 12, 14—17. Jonas etc. von Heydenvölkern gelinder. Moab, Edom läßt Jerem. Glück hoffen, C. 48, 49. Dagegen muß Assur und Babel, diese damaligen Hauptfeinde der Hebräer, zu Grunde gehen C. 50, 51, 25, 12—38, 30, 16. ff. — Nach Cyrus werden die Jehovasbegriffe gegen die Heyden noch viel milder. Ihn selbst schickt und beglückt Jehova, Jes. 45, 1—6. Auch die Heyden sollen Jehovas Bekenner (Juden) werden, 45, 21—23, 49, 6, 55, 4, 5. Diese Hoffnungen finden sich zuerst bey Zephanjah 3, 8—10. So sollte der Judäer Tempel und Cultur, Hagg. 2, 8—10. Zachar. 2, 11, 8, 20—23. Malach. 1, 11. auch von den Heyden angenommen, verehrt, beschenkt, und endlich das alte Volk Gottes das Volk der Völker, die letzte Weltmonarchie, werden. Unter den Apokryphen ist Simach eben so mild, Baruch und die Weish. Sal. aber sind härter gegen die Abgötter. Es wäre interessant, wenn diese Stufenfolge der Begriffe und ihre Abhängigkeit von äußern Umständen vollständig entwickelt würde. An die Stelle der allgemeinen Heydenbekehrung zum Judenthum und des Judenreichs über die Welt stellte das Christenthum die allgemeine Bekehrung der Juden und Heyden zu einem, dem geistig irdischen Reich des Messias. Zuletzt fanden die Theologen statt der alten prophetischen Heydenbekehrung zum Judenthum eine endliche allgemeine Judenbekehrung zu den ehemaligen Heyden, den Christen. Der gewöhnliche Mensch unter allen Gestalten und Zeiten will allein recht haben, und setzt voraus, daß, wer recht hat, auch nach Gottes Weltordnung die Macht erhalten müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

BRANDENBURG, b. Leich: *Christliche Volksmoral.* Von August Ephraim Fenchen, Prediger zu Hohen-Nauen bey Rathenow. 1802. 323 S. 8. (16 gr.)

Daß eine Moral für das Volk, die den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums gemäß ist, sehr nützlich sey, wird kein Verständiger leugnen; und obgleich ähnliche Schriften von Bahrdt, Feddersen, Funk und Olshausen vorhanden sind, so können doch neue Versuche nicht überflüssig seyn. Das Werk des Hn. Pred. Fenchens bestehet in kur-

zen moralischen Betrachtungen, die in einer gewissen zusammenhängenden Ordnung auf einander folgen, und zusammen ein Ganzes ausmachen. In den drey ersten Betrachtungen, die als eine Einleitung angesehen werden können, sind die Grundsätze angegeben, von welchen der moralisch handelnde ausgehen muß, und die der Vf. in den folgenden Betrachtungen überall anzuwenden gesucht hat. Er glaubt, diese christliche Volksmoral werde außerdem, daß sie für den ungelehrten Bürger und Landmann ein sehr nützlichcs Lesebuch abgebe, auch Predigern, besonders auf dem Lande, manchen Stoff zu ihren Vorträgen darbieten, und zugleich die Stelle eines kleinen Predigtmagazins sehr gut vertreten können. — Für den ungelehrten Bürger und Landmann wird das Buch allerdings brauchbar und nützlich seyn; denn der Vortrag ist populär; nur etwas zu trocken. Es sind auch oft Beyspiele aus der Geschichte und dem gemeinen Leben mit angeführt, die besonders aus *Snellics Moral* in Beyspielen entlehnt sind, um dadurch manche Tugend anschaulicher darzustellen, und desto mehr zu ihrer Ausübung zu ermuntern. Das ist ganz gut; es hätte aber öfter geschehen können, und hierzu würde der Vf. in den bekannten Schriften des Herrn Prediger *Wagnitz*, und des dem Rec. unbekanntem Herausgebers eines Exempelbuchs zum Hannoverschen Landeskatechismus (er hat sich bloß mit den Anfangsbuchstaben seines Namens D. L. D. genannt,) Stoff genug gefunden haben. In der Einleitung würde Rec. den Beweggrund zur Tugend, welcher von den nützlichen Folgen hergenommen ist, nicht zuerst, sondern zuletzt angegeben haben. Ob es gleich wahr ist, daß der Mensch Bewegungsgründe, die von der eigenen Glückseligkeit hergenommen sind, bedarf, so muß doch auf alle mögliche Art auf uneigennützigte Tugend gedrungen werden. Die Begriffe hätten bisweilen genauer entwickelt, und die Beweggründe einleuchtender dargestellt werden sollen, welches ohne philosophische Subtilitäten, auf eine populäre Art hätte geschehen können. Vom *Aberglauben*, der nicht nur unter den Landleuten, sondern auch unter Bürgern, ja auch vielen Personen vom Stande noch sehr im Schwange geht, ist S. 69. ff. zwar etwas, aber viel zu wenig gesagt. — Indessen werden Landleute und ungelehrte Bürger dieses Buch immer mit Nutzen gebrauchen; aber als ein Predigtmagazin betrachtet, ist es viel zu dürftig, und zu arm an brauchbaren Materialien.

* * *
MANNHEIM, in d. neuen Hof- u. Akadem. Buchh.: *Betrachtungen über das Univerſum.* 4te Auflage. 1801. 96 S. 8. (12 gr.) (S. A. L. Z. 1789. Nr. 119.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. J. G. Eichhorn. VII. Bd. 4. 5. St. VIII—X. Bd. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Achten Bandes, 3. St. Ueber die palästinenfische Landessprache in dem Zeitalter Jesu und der Apostel, ein Versuch zum Theil nach de Rossi. (*Dissertazioni della lingua propria di Christo e degli Ebrei nazionali della Palestina da' tempi de' Maccabei*.. Parma 1772. 244 S. 4.) entworfen von Heinr. Fr. Pfannkuche. Die Frage ist für den Erklärer des N. Ts. und mancher Apokryphen interessant genug. Hat man gleich, so weit Rec. prüfen kann, keinen Beweis, das irgend ein Buch des N. Ts. in der nämlichen Form, in welcher wir es jetzt haben, zuerst hebräisch oder palästinenfisch-aramäisch verfaßt, und ins griechische übersetzt worden sey: so mögen doch viele Reden und Erzählungen, die wir in den Evangelien jetzt gesammelt vor uns haben, in der aramäischen Landessprache aufgezeichnet gewesen seyn, ehe eine Sammlung gemacht wurde. Und hätte es sogar dergleichen einzelne Aufzeichnungen und kleinere Aufsätze vor der „Diataxis“ der Evangelien nicht gegeben: so wäre es schon Bedürfnis, zu prüfen, ob das, worauf längst *de Dieu* (praef. ad *Grammat. lingg. orient.*) drang: „*sancti viri syriace conceperant, quae graece scripserunt*“, durchaus so zu verstehen sey, das sie nicht auch in einer aramäisch-griechischen Sprache, wie sie schrieben, gedacht haben könnten. Mit Recht erinnert Hr. Pf., das man, je nachdem das Resultat dieser Untersuchung ausfalle, jene Sprachenverwirrung, nach welcher man beyin N. T. bald aus dem reinhebräischen, bald aus dem aramäischen, als dem zu errathenden Urtext, das griechische erklären will, aufgeben müsse. Das reinhebräische kann im N. T. nur dort als anwendbar versucht werden, wo die Redenden mit Stellen aus dem alten T. oder mit Aufspielungen auf dasselbe beschäftigt sind. Im übrigen muß immer vorausgesetzt werden, das sie entweder aramäisch, oder aramäisch-griechisch gedacht, gesprochen und geschrieben haben. De Rossi und der Vf. wollen das erstere ausschließend behaupten, so wie *Dominic Diodati Exercitatio de Christo graece loquente*. (Neapol. 1767. 8.) ausschließend das aramäisch-griechische zur Muttersprache Jesu zu machen suchte. Zum Glück für die Sache, obgleich zum Unglück für einen Theil

A. L. Z. 1802. Erster Band.

der Mühe des Vfs., gehört dieser Streit unter diejenigen, in denen beide Theile Recht und Unrecht haben. Nur das Ausschließende, welches sie durchsetzen wollen, und ein Mangel an Unterscheidung der Gegenden macht, das jeder Theil gewissermaßen Unrecht hat. Wird die Frage darauf gesetzt: ob Jesus und die zwölf Apostel ursprünglich aramäisch oder aramäisch-griechisch zu denken und zu sprechen gewohnt waren? so wird das ächte Resultat aller Gründe und Gegengründe seyn: Beides zugleich! In der von jeher dem Verkehr mit den heydnischen Nachbarn ausgesetzten Galiläa (*Γαλιλαία των εθνων*) mußten die Einwohner, wie Salmaf. sich ausdrückt, *bilingues* seyn. Die Volkssprache des jüdischen Palästinenfers war und blieb seit der Rückkunft aus Babel aramäisch. Diefs ist kein Zweifel. Aber, seit das griechische in dem Handel der Küste und in dem syrischen und ägyptischen Reiche die Sprache der herrschenden Parthey ward, so entstand, wenn gleich die Muttersprache der Einheimischen nirgends aufhörte, zunächst in der Gränzprovinz Galiläa, dem Vaterland Jesu und der Apostel, jene unwillkommene Coexistenz zweyer einander verderbenden Landessprachen, des aramäischen und des verhassten aber doch sich unentbehrlich machenden griechischen, gerade wie zu Strasburg, seit es französisch wurde, das deutsche zwar die geliebtere Sprache, die Sprache der Gebieter aber doch auch die angenommene wurde, und jedermann beide, die wenigsten aber eine von beiden mit Richtigkeit sprachen. Alle Gründe des Vfs. hingegen beziehen sich theils darauf, das das aramäische durch die Gracität nicht verdrängt worden sey, theils auf Nachweisungen, das die ächt rabbinische, und vornehmlich die pharisäische Judenschaft zu Jerusalem immer aramäisch lieber gehört habe, als aramäisch-griechisch, welches gut reden zu können selten sich einer die Mühe gab. Häufig ist das aramäische und griechische *nebeneinander*, in Namen, wie Salome und Alexandra, Tadmor und Palmyra etc. auf Münzen wie der Vf. selbst anführt, auf Inschriften, wie die bekannten palmyrenischen etc. Das man auch fogar zu Jerusalem, wohin alljährlich eine so große Menge auswärtiger Juden für mehrere Wochen lang wallfahrteten, selbst vom Volk verstanden wurde, wenn man aramäisch-griechisch sprach, erhellt schon aus eben den Stellen, welche das Daseyn des Aramäismus, und die Vorliebe dafür zu Jerusalem beweisen. An einem Ort, wo man einzig im neuhebräischen, d. i. aramäischen Dialect vom Volke verstanden werden konnte, hätte es gar keiner Anführung gebraucht, das

Ccc

Pau-

Paulus Apg. 21, 40. 22, 2. vgl. 1, 19. seine Vertheidigung an die Menge gerade *τη ἑβραϊκὴ διαλεκτῶ* gehalten habe, und deswegen *um so lieber* gehört worden sey. Vgl. 26, 14. Hätte der Läufer des Agrippa (Archäol. 18, 7, 10.) nur aramäisch reden können, so wäre es überflüssig gewesen, zu bemerken, daß er seinem Herrn die Nachricht: *ὁ λαὸς τὸ εὐαγγέλιον* zugerufen habe *τη ἑβραίων γλῶσσῃ*. Wofür bemerkte *Josephus de Maccab. C. 16.* daß die Söhne zur Mutter *τη ἑβραϊκὴ διαλεκτῶ* redeten, wenn sie keine andere Sprache hätten reden können. Eben so 2. Makk. 7, 8. 21. 24. 27. 13, 37. Streng genommen war auch das aramäische nicht *ἡ πατριος ὄνη*, die Sprache der Vorfäter, aber gegen das griechische gestellt, hatte es doch diese Empfehlung der Verwandtschaft. Nur fällt von selbst auf, daß bey dem, von welchem man ausdrücklich anmerkt, er sey in dieser Sprache angedredet worden, die Möglichkeit, ihn auch in einer andern verständlich anzureden, angedeutet wird. Von dieser Coexistenz beider Sprachen als Landessprachen zeigen sich nun überall Spuren, vornehmlich in Galiläa. Wie der Vf. aus dem Beynamen Kephas etc. auf das aramäische schließt, eben so stark wenigstens ist aus *Πετρος* etc. für das aramäisch-griechische zu schließen. Dabey blieben die Apostel doch immer *ἑβραῖοι καὶ ἀραραμαῖοι* Apg. 4, 23. Sie verstanden beide Sprachen nur etwa so, wie der gemeine Elsäßer deutsch und französisch. Aber selbst die griechische Uebersetzung des alten Test. wird in ihren Briefen und Reden, (s. Petrus und Jacobus in der Apg. auch Johannes in der Apokalypse) so gebraucht, daß man in einem Zeitalter, wo bey solchen Personen alle diese Kenntnisse aus dem frühen Vorlesenhören in Synagogen und Schulen herkommen mußte, daraus auf eine viel nähere Bekanntschaft mit der alexandrinischen Version in Galiläa schließen muß, als der Vf. S. 477. ff. annimmt, den wir dagegen zu weiterer Ausführung seiner Muthmassungen, daß die ältere chaldäische Targumim selbst der alexandrinischen Version zur Grundlage gedient haben sollte, auffodern möchten. — Wir machen noch einige einzelne Bemerkungen über diesen Aufsatz. Daß das Heer, mit welchem Alexander gegen Jerusalem zog, wie S. 390. sagt, *nicht aus Griechen*, sondern aus Phöniziern und Chutäern, [Statt *καλέαισι* ist *χουθαισι* zu lesen, und an Saneballets Hülfsvölker zu denken, vgl. Archäol. B. 9. C. 14.] bestanden habe, sagt der vom Vf. angeführte Josephus nicht. Alexander hatte seine griechische, eigentliche Armee bey sich. Josephus sagt nur, daß die phönizischen und samariäischen erst bey Tyrus dem griechischen Sieger zugeführten Hülfsvölker auf Plünderung des ihnen verhassten Jerusalems gehofft haben. Daß alsdann die vielen unbeschadet ihrer Religionsgebräuche in sein Heer aufgenommenen Judäer „nur etwa ein paar griechische Worte“ ins Vaterland zurückgebracht haben sollten (S. 391.) ist dem Gang der Dinge nicht gemäß. — Das althebraische war nicht, wie S. 422. will, den Palästinern um Jesu Zeit so fremd, als uns das altdeutsche von 11. 12. Jahrhun-

dert. Hörte man doch Mose und die Propheten immer in den Synagogen zuerst althebraisch vorlesen, und dann targumifiren; waren doch althebraische Schriften das Schulbuch der Juden, selbst zum Lesen und Schreiben lernen, wie noch immer; machte doch jeder Landrabbiner seinen Curfus in Mose. Daher ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Bücher, wie Sirach, 1. B. Makk. etc. althebraisch verfaßt waren. Daß *Philo in Vita Mos. L. II. p. 657. ed. Erf.* indem er sagt, die alexandrinische Version sey aus der chaldäischen Sprache übersetzt, anzeige, ein chaldäischer Targum sey die Grundlage der griechischen Uebersetzung gewesen, ist gegen den Context der ganzen Stelle. Ph. spricht von dem chaldäischen Text als dem Original, und der LXX. als Uebersetzung, nimmt also chaldäisch in einer eben so weitläufigen Bedeutung, als wir die Benennung semitisch. — In der S. 440. angeführten Hauptstelle des Josephus Archäol. 20, 10, 2. sagt dieser keineswegs, daß es ihm an Fertigkeit, vielmehr daß es ihm an Genauigkeit (*ακριβεία*) im Griechischreden fehle, und gerade diese Stelle beweist, daß Griechischreden in Palästina sehr gewöhnlich war. Denn eben deswegen achteten, wie er sagt, seine Landsleute das Lernen fremder Sprachen nicht hoch, weil dies eine gemeinschaftliche Beschäftigung für jeden Freygebornen mit den Sklaven sey, [es muß folglich von beiden Classen unter ihrem Volke manche, welche des Griechischen und anderer Sprachen durch Gebrauch und Gewerbe kundig waren, gegeben haben!] Auch habe ihn an der Genauigkeit im Griechischreden die vaterländische Gewohnheit *ἡ πατριος συνηθειά* [nämlich fremde Sprachen bloß schlecht und ohne Feinheit zu sprechen] gehindert. Selbst die Mühe, welche er sich gegeben, das Griechische grammatikalisch zu erlernen, habe daher [in seinem Schreiben wohl, aber nicht] in seinem Sprechen ihm *ακριβεία* Sprachrichtigkeit verschafft. — Daß die ins Lager der Römer unter Titus fliehenden Ueberläufer nichts griechisches verstanden oder sprachen, ist nirgendher erweislich, am wenigsten daraus, daß sie mit den Römern, d. h. mit Nichtgriechen, nicht sprechen konnten. — Endlich bemerken wir noch, daß die aus den Talmudisten S. 447. angeführten Stellen nicht gegen die *lingua*, sondern gegen die *sapientia* oder Philosophie der Griechen eifern.

Achten Bandes, 4. St. S. 571. — *Notice d'un Ms. Syriaque du Pentateuque déposé à la Biblioth. Nation. à Paris par Behnam, Prêtre Chaldéen.* Von Silv. de Sacy. Eine Nachricht, welche man zu weiterer Aufklärung des §. 259. der Eichhornischen Einleitung in das A. T. wünschen mußte. Das Manuscript enthält eine (so sagen die Unterschriften der Bücher) nach der unter den Griechen und der unter den Syrern gebräuchlichen Version durch *Jacob, Bisch. von Edessa*, im Seleucid. J. 1015. (Chr. 704. und 5.) im großen Kloster zu Teleda corrigirte Uebersetzung. Von Jacobs Aufenthalt zu Teleda s. Barhebr. in Alsemanni Biblioth. or. T. II. p. 337. Ein anderes Manuscript der Nationalbibliothek (Syr. Nr. 5.) enthält den *Daniel* ebenfalls nach der Revision des Edessen, Jacobs. Der hier bestrichen

bene Codex ist nicht blofs in Estrangelo, sondern bey gewissen Zusätzen auch in der einfachen syriscen Schrift geschrieben, folglich nicht über das J. Chr. 1000 hinaufzurückken. Die Syrer hatten 2 Versionen; eine wird *Peschito* (die *direct* aus dem hebräischen genommene) genannt; die andere erhielt sonderbarer Weise den Namen *Figurata*, weil Pocock eine arabische Stelle des Abulpharadsch, die ihre Entstehung beschreibt, überfetzte: *alteram figuratam juxta 70 Seniorum versionem*, wo aber *figurata* nichts anders ist als *formata, facta*. Der arabische Text der Stelle ist im Namen der 70 nicht richtig. Die Emendation, welche de S. giebt, muß S. 589. wahrscheinlich unrichtig abgedruckt seyn. Der wahre Text ist *صاحب يوم السبوعين* wörtlich: *socius i. e. particeps formae* τῶν 70. d. i. *formata secundum τὴν τῶν 70*. Jacobs des Edeff. Arbeit behält oft die *Peschito* bey.

Ueber Indien als Quelle der Mythologie. Aus einer Rede des Hn. D. *Lichtenstein*, zu Hamburg schon 1797 gehalten. Mit Recht protefirt der Vf. gegen die von Jones und andern Engländern versuchte Methode, blofs aus Verwandtschaft der Namen die griechische und römische Mythologie durch die Indische zu erklären. Dagegen ermuntert er, andere bleibendere Eigenthümlichkeiten in Betrachtung zu ziehen. So hat z. B. *Hecate* immer eine kleine gehörnte Hirschkuh neben sich, dergleichen nur am Ganges existirt, ähnlich dem *Axis Platykeros*. Nur in Indien behält diese Thierart auch im weiblichen Geschlecht die Hörner. So ist die *Diana πολυμασος* offenbar eine Indische Figur. Die Aehnlichkeit des *Lingamcultus* und des *Priaps* ist auffallend, [doch, da dort nicht eine persönliche Gestalt verehrt wird, schwerlich von einander abzuleiten!] Der dem *Jupiter* gewöhnlich beygegebene Adler ist nach dem Urtheil des Hn. *LS.*, eines Kenners der Naturgeschichte, von keiner andern Art, als der von den Ornithologen bey *Pondichery* aufgefundenen. Die gedrehten Blitze aber hält der Vf. für die Hörner des *Oryx* der Alten (*Pallas Antelope Bezoartica*) welche nach *Agatharchides* u. a. in Indien als Waffen gebraucht worden sind. Aus diesem Gebrauch erklärt der Vf. die „Hörner in der Hand des *Jehova*“ *Habacuc* 3, 4. vgl. 2. B. *Kön.* 22, 3. 2. *Chron.* 18, 10. *Micha* 4, 13. nebst dem griechischen *κεραία*. Auch hat nach des Vfs. Versicherung der *oryx* und *leucoryx* der Alten alle Attribute der biblischen *אריה* und *אריה* die er nur für eine Thierart hält.

Ueber die Engelererscheinung beym Grabe Jesu. S. 629—640. Des Vfs. Erklärung geht von der, wie uns scheint, unrichtigen Voraussetzung aus, das *Petrus* und *Johannes* zwischen dem Kommen der andern Frauen und dem der *Maria Magd.* bey der Gruft *Jesu* angelangt seyen, und doch keine Engel gesehen haben. Blofs der Anblick der schneeweissen Tücher, welche *Jesus* zurückgelassen, habe bey den Frauen die Engelererscheinung hervorgebracht. Wie aber konnten diese Tücher den bestimmten Gedanken: *Jesus* gehe voraus nach *Galiläa*, bewirken?

In diesem Heft fängt die *Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur von 1787 bis 1797* an, welche zugleich viele in der Bibliothek nicht recensirte Schriften, mit kürzeren Notizen nachträgt.

Achten Bandes, 5. St. Von Dombay über die Marokkanischen Gold-Silber- und Kupfermünzen. S. 761 bis 792. Der Vf., welcher als kaiserl. Dolmetscher zu *Agram* in *Kroatien* steht, war selbst mehrere Jahre in *Marokko*. — Das übrige des 5. und das ganze 6te Stück enthält *Fortsetzungen der Uebersicht*. Am Schluss noch von Hn. *A. J. Penzel*, welcher aus Lust, die armenische Literatur genauer zu studieren, sich im armenischen Kloster zu *Trieite* aufhielt, die Auffoderung zur Subscription für eine *deutscharmenische Grammatik und Chrestomathie*. Das weitere Schicksal dieser Arbeit, welcher *Rec.* alle Unterstützung wünschte, ist uns nicht bekannt.

Neunten Bandes, 1. St. Husnagels Erinnerungen an einige biblische Stellen aus Elnacin. S. 1—26. Die Vergleichung zwischen dem *Johanneischen* *εγω εν τῷ πατρι και ο πατηρ εν εμοι ενω* mit den Worten *Mossianus: non timebo nisi Deum meum, cui est excellentia. Avus meus in filio meo est et ego sum in patre meo. Mea vero sententia est: unio et justitia!* (*f. Elnacin. ed. Exp. 1625. p. 276.*) war, da *H.* sie in seinem Handbuch der biblischen Theologie anführte, so auffallend und treffend, das jeder mehrere solche Parallelen wünschte. Der Sinn obiger Stelle ist nach dem Context: *Meine ganze Familie stimmt für Einigkeit und Rechtschaffenheit!* und man sah daraus klar, wie nach orientalischer Art sich auszudrücken, *Jesus* seine Willenseinheit mit Gott für alles Gute in den obigen Worten lebhaft gemalt hatte. Durch sein jetziges Amt an dergleichen Forschungen gehindert, theilt *H.* das vormalis über Stellen des *N. Ts.* angemerkt mit. Die *Humanität*, welche diese seine *studia humaniora* auch hier begleitet, macht sie doppelt angenehm. Möchte er, auch was er zum *A. T.* aus *Elnacin* sich notirt hat, mittheilen!

S. 26—64. *Ueber Gal. 3, 20.* von *Harras, Archidiacon. zu Uelzen*. Der Sinn des Apostels soll seyn: Also ist auch die Autorität des *Mose* nicht von unveränderlicher Beschaffenheit, *ο δε μετρητος εως, sc. τροπον, εν εσι*, aber Gott ist und bleibt in Ansehung seiner Verheissung unveränderlich. — Das *εως τροπον* von unveränderlicher, immer eines bleibender Beschaffenheit bedeute, und das man *τροπον* alsdann doch auslassen könne, ist nicht erweislich. Auch *εξ* bedeutet *Röm. 3, 20.* (*Lev. 24, 22.*) nicht *unus idemque*, oder *semper idem*. Des Apostels Sinn in der letztern Stelle ist: *Juden* und *Heyden* haben nur einen (*eundem numero*) Gott; diese können daher, in Beziehung auf die Seligkeit nicht schlimmer daran seyn, wie jene. — Dennoch ahnet der Vf. den nach dem Zusammenhang von *Paulus* beabsichtigten Sinn richtig, und schon *εν εως* an sich, kann: *nicht mehr gelten*, *εως sc. τι* aber *gelten* bedeuten.

S. 143—215. *Ueber die neueste Bereicherung der arabischen Literatur aus Sicilien her.* Ein Zögling der orientalischen Akademie zu *Wien*, *Dr. Hager*, hat dreyer-

dreyerley Betrügereyen zur völligen Gewifsheit gebracht. 1) War der von *Abbate Vella* dort vorgeblich entdeckte *vollständige Livius* nichts als eine maltesisch-arabische Version der Epitome des Florus, so, wie Vella maltesisch-arabisch vertheilt. S. Hagers Reise von Warfchau nach der Hauptstadt von Sicilien. (Wien 1795. 8.) 2) Ist der zwischen 1789 und 1792 in vollen sechs Quartanten, mit einem Aufwand von ungefähr 10.000 Kaisergulden übersetzt erschienene *Codice Diplomatico di Sicilia* von eben diesem Abbate, welcher dadurch Prof. der arabischen Sprache zu Palermo und Abt von St. Pancrazio wurde, nichts als eine betrügerische Zusammenfetzung, welche der Vf. nicht einmal aus arabischen Quellen, sondern aus den fehlerhaften, lateinischen Uebersetzungen derselben bey Caruso und Jveges, nebst den dortigen Fehlern, aus hob. Er gab vor, dieses alles aus einem arabischen Codex zu nehmen, welcher aber, genauer betrachtet, nichts als Traditionen über Mohammeds Familie enthält. Nur das in Kupfer gestochene, fast unlesbare, erste Blatt der Vorrede verfasste Vella arabisch, aber in seinem, d. i. dem maltesischen, Dialect, von welchem man auf diese Weise eine, mit Vassalli's zu Rom neuerlich erschienener maltesischer Sprachlehre vergleichbare, Probe erhalten hat. Im übrigen machte er den vorgeblich übersetzten Codex unlesbar, lies ihn mit Goldschlagblättchen belegen, und zeigte ihn so selten, als möglich, vor. 3) Ist auch die auf den *Codice diplomatico* gefolgte Urkundensammlung: *Libro del Consiglio di Egitto tradotto da Giuseppe Vella, Capellano dal sac. ordine Gerosolimitano, Abate di S. Pancrazio, Prof. di lingua Arabe nella reale Academia di Palermo è socio nazionale della R. Acad. delle Scienze, belle lettere et arti di Napoli T. I. fol. 1793. 370 S.* ein von Vella erdichteter Briefwechsel der normännischen Fürsten Robert Guiscards und Rüdiger mit Almoftanser Billah, ihrem Nachbar in Africa, in welchen zugleich *Gesetze dieser Normannen* eingerückt sind. Rec. hat die ersten Theile des *Codice diplomatico* in der A. L. Z. mit manchen Zweifeln gegen ihre Aechtheit angezeigt. Bey der Fortsetzung bemerkte er, so bald von dem *Libro del Consiglio di Egitto* die Rede würde, ebendasselbt, das nunmehr ein bedestender Zweck, warum hier Unterschiebungen geschehen seyn können, ersichtlich zu werden anfangte. Die hier bekanntgemachten normännischen Verfügungen nämlich gaben der Krone manche bis dahin streitige Vortheile gegen den dortigen Adel. Gräde von dieser Seite entdeckte sich denn aber auch, so bald die Sache politische Wichtigkeit bekam, die Betrügerey, deren Entlarvung ohne dieses Betreiben, sonst wenigstens, um einige getäufchte Personen nicht blofszuteilen, wahrscheinlich verheimlicht worden seyn würde. Da der Königl. Sachwalter, Donato Tomasi, in seiner Abhandlung *della Nullità delle alienazioni de Beni delle Chiese etc. Palermo 1791.* die Pseudonormännischen

Statuten benutzte, so wurde schon 1794 der König vom Adelstand gebeten, den Codex in den Gerichtshöfen, so lange seine Aechtheit nicht näher geprüft sey, nicht als gültig gebrauchen zu lassen. Man ahnete Erdichtungen, deren Beförderer der damalige Staatssecretär, *Don Ciccio Carelli*, seyn sollte. Während der zweyte Tom gedruckt ward, entdeckte Hager unter mancherley Hindernissen den Betrug durch viele hier detaillirte, entscheidende Spuren an Ort und Stelle. Die wichtigsten Documente darüber sind hier zum Theil aus der Schrift: *Nachricht von einer merkwürdigen literarischen Betrügerey* (entdeckt) auf einer Reise nach Sicilien 1794 von *Joseph Hager*, auf d. Hoh. Schule zu Pavia Dr. (Leipzig und Erlangen bey Palm 1799. 88 S. in 4.) zum Theil aus authentischen Privatmittheilungen von dem Herausgeber vorgelegt. Gegen das Organ der Betrügerey wurde das Urtheil gefällt: *Vella detrudatur in castrum Excellentiae suae Benevisum quindecim annis. Beneficium S. Pancratii, Pergio, aliisque ejus bonafisco addicantur, deductis alimentis ducatorum 36 annuorum, donec, quantum Regii aeris infumtum, restituantur.*

Diese Nachricht kann zugleich für die A. L. Z. als Recension der eben genannten Hagerischen Schrift und ihrer französischen Uebersetzung: *Relation d'une infigne Imposture literaire, decouverte dans un Voyage fait en Sicile en 1794. Par Mr. le Dr. Hager. Traduit de l'Allemand. (a Erlang. 1799. chez J. F. Palm. 88 S. in 4.)* dienen. Schon vor Hn. Hager hatte auch *Deguignes im Journal des Savans* Aug. 1788. ferner der päpstliche Archivist, Martini, und andere sich, mehr oder minder stark, gegen die Aechtheit des *Codice diplom.* erklärt. Vornehmlich trat ein *Canonicus Gregorio*, unter dem erborgten Namen *Louis Veillant* dagegen auf, in *Lettre à Mr. Deguignes. Malta.* (eigentlich Neapel.) Hr. Hager, welcher jetzt zur Ausbreitung der chinesischen Literatur zu Paris angestellt ist, vollendete die Entlarvung sehr befriedigend. Dafs Hr. Hofr. Tychsen zu Rostock, welcher sich sonst so oft gegen das, was gewöhnlich für ächt gehalten wird, erklärt hat, den *Codice diplom.* lange als ächt vertheidigte, ist bekannt. Was Wunder? *Papst Pius der VI.* in einem lateinischen Schreiben an Vella (*Romae XIII. Kal. Nov MDCCXC. Pontificatus anno XVI. ap. St. Mariam majorem*) bezugte dem Vf. für den *Cod. diplom.* seinen Dank feyerlich und bedauerte ihn sehr, dafs er über Entzifferung der schweren Charaktere ein Auge verloren habe. — — Schade, dafs nicht der Eifer der Sicilianer für ihre vaterländische Geschichte und der verschwendete Kostenbetrag auf Bekanntmachung der vielen ächten arabischen Münzen und Inschriften, welche der Beförderer des Vella, Reichsrichter *Airoldi*, und dessen Widerleger, *Canonicus Gregorio*, u. a. besitzen, verwendet worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. J. G. Eichhorn. VII Bd. 4. 5. St. VIII—X. Bd. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Rezension.)

Neunten Bandes, 2. St. S. 221 — 273. Ueber das Buch Jonas, von J. C. C. Nachtigall. Der Vf. nimmt an, es habe ein altes Gebet von „Jonas, dem „Sohn Amithai (1 B. Kön. 14, 25.) nachdem ihn (als „Gesandten) Gott aus der Hand des Königs von Assyrien gerettet hatte“ existirt, welches jetzt noch, Jon. 2, 3—10. sich finde. An dieses Rettungsgebet habe ein Anderer das 3. und 4. Kapitel, als Apolog wider den Nationalhafs und Stolz der Israeliten gegen andere Völker angefügt, und ein wahres Datum von Jonas benützt, um seiner Lehrerzählung leichtere Aufnahme zu verschaffen. Weil aber in dieser die Worte: Lieber wäre ich nach Tarfchisch (Tartessus) geflohen! vorkamen, habe ein Dritter die Geschichte einer solchen Flucht und das Seeabentheuer binzugedichtet, und die 2. vorhandenen Stücke in diese seine Auschnückung K. 1, 1—16. 2, 2. II. 3, 1. eingeflochten. — Rec ist sehr dafür, aus dem Inhalt und den kleinen innern Spuren die Entstehungsart alttestamentlicher Schriften aufzufuchen. Nur aber müssen dann nicht gerade die Data, auf denen alles folgende ruhen soll, schlechthin fingirt, und dem Texte fremd seyn, wie bey dieser Hypothese! In dem nach einer großen Lebensrettung gesungenen Liede Jon. 2, 3—10. ist nicht die geringste Spur, daß der Sänger je durch einen König von Assur, als israelitischer Gesandter an ihn, in Lebensgefahr war. Keine Zeile des Lieds spricht von andern Gefahren, als solchen, die dem Sänger durch tiefe Wasser drohen. Hätte der Anfang des Vs. 7. den Sinn, welchen ihm Hr. N. beylegt: „Herab stürz ich den Bergfels“: so wäre dieß allerdings eine Spur, daß die übrigen, obgleich gar sehr ausgemalten, Wassergefahren tropisch zu deuten seyen. Aber der Text לקצבי הרים יררתי sagt nichts anders, als was zum ganzen Apolog, vom Aufenthalt des Jonas im Bauche des Fisches paßt, nämlich: „Zu Bergklippen bin ich hinabgekommen“, und der Versetzt in eben diesem Sinne weiter hinzu: „die Erde; wie mit Riegelthoren umschließt sie mich für immer.“ Auch können die nächstvorhergehenden Worte טוף הברש עלראשי auf keinen Fall bedeuten: „Schon wirft über mein Haupt die Schlinge der Tod.“ Ist doch הברש ein Passivum,

A. L. Z. 1802. Erster Band.

und der Tod als personificirt heißt nie אב das Ende. Endlich sagt K. 4, 2. nicht „Lieber wäre ich geflohen nach Tarfchisch.“ Dieser Sinn würde im Texte תרפח fodern. Man kann nicht anders überfetzen, als: Deshwegen bin ich zuvorgekommen zu stehen, d. h. deswegen bin ich zuvor geflohen etc. Damit die höhere Kritik nicht in den Verdacht komme, als ob sie alles aus allem mache, muß man wahrhaftig Männer von so vielem Geschmack und Forschungstrieb, wie Hr. N. hat, recht sehr bitten, daß sie sich nicht durch eine gewisse Ingeniosität verleiten lassen, völlig willkürlich und ohne Grund Data zu fingiren, auf denen andere Künstlichkeiten der Composition, welche schon an sich im Alterthum kaum zu vermuthen sind, ihre Basis finden sollen. — Ein anderes Datum in dem Rettungsgebet ist dagegen dem Rec. auffallend. Wie konnte ein israelitischer Prophet zweymal so angelegentlich „an den Gottgeheiligten Tempel“ (Vs. 5. u. 8.) sich erinnern, an dieses Eigenthum Judaa's? Folgt hieraus nicht, daß ein Anhänger des Tempels zu Jerusalem, ein Judäer, den Namen des israelitischen Propheten zu einem an sich lehrreichen Apolog gebraucht habe, in welchem aber der Prophet nichts weniger als eine schöne Rolle zu spielen hatte? Daß dieser Judäer den israelitischen (vgl. B. Richt. 5, 7. 6, 17) Volksdialekt wenigstens in einigen Eigenheiten nachgeahmt habe, besonders im Gebrauch des ו, und ש, welcher aber eben so wohl im K. 4, 10. (שבו) als im K. 1, 7. 12. vorkommt, wäre immer sehr begreiflich.

Neunten Bandes, 3. St. S. 379—451. giebt Hr. Nachtigall eine sehr interessante Abhandlung: Ueber die Weiserversammlungen der Israeliten. Er zeigt, daß um die Zeit der Entstehung des Christenthums bey den Synagogen mehrerer Städte ein בית מדרש, ein Versammlungssaal für Rabbinen und Rabbinenschüler, ו בית מדרש von einem gewissen Alter, war, wo man sich, abgefondert vom Volk, über allerley Probleme der Schrift und Religionslehre in Fragen, Antworten, Vorträgen, Gefängen etc. übte; Anstalten, aus denen die Sammlungen der Mischna und Gemara entstanden. Weiter zurück führen die den prophetischen ähnlichere Weiserversammlungen der Essäer, nach Philo, welche mit den christlichen, nach Paulus 1 Kor. 14, 26—33. mit Recht parallelisirt werden. Vgl. ו בית מדרש ו תורה I Makk. 7, 12. und wie ein Weiser sich bilden müsse, Sirac. 39. In diesen Weiserversammlungen müßen die Trennungen der Rabbinen in Pharisäer, Sadducäer und Essäer entstanden seyn, wie späterhin die der Hilleliauer und Schammaaner. Ueber das Exilium hinauf sam-

D d d

meist

melt Hr. N. die Stellen von solchen Weisensversammlungen und ihren Arbeiten bis auf Samuel und bis auf Moses nabäisirende Gehülfen vgl. Exod. 18. 13. 26 mit Num. 11, 24—29. Dafs Kohelet und die Proverbien aus solchen Weisensversammlungen abstammen, sagen sie selbst. Der Vf. deutet darauf, dafs auch die Jobiade aus den verschiedenen Vorträgen Davids, Assaphs, Nathans, Hemans und Ethans über das Problem: ob Gott jedes Unglück als Belohnung oder Strafe des religiösen Betragens verhängt? entstanden seyn möchte, und diese Personen unter Hiob, Elipha, Bildad, Elihu und Zophar verborgen seyen. Rec. hält da, wo nur historische Hypothesen möglich sind, nichts für gefährlicher, als das Bestreben, alles aus Einer Ansicht erklären zu wollen. Es ist gewifs vortrefflich, dafs die vom Vf. gesammelten und mit Einem Sinn benutzten Data die Culturgeschichte der Hebräer auf mancherley Weise erklärbarer machen, und selbst auf frühe Einrichtungen der Christen, bis auf die Schule des Johannes zu Ephesus hinab, Licht verbreiten. Aber dafs auch die Jobiade aus Reden wirklicher Personen gegen einander bestehe, und nicht planmäfsige, freye Lehredichtung eines Einzigen, der alles auf Einen Zweck hinlenkt, seyn müsse, möchte sich ohne gewaltsame Trennungen und Muthmassungen schwerlich auch nur scheinbar machen lassen. Auch das in den Prophetenschriften oft angebrachte Wechselfeln (עברת) z. B. Jes. 14, 4—21. ist viel eher Ausdruck der wechselnden Empfindungen eines einzigen begeisterten Mannes, als etwas durch die unpoetische Wirklichkeit redender und einfallender Personen entstanden. Wie sollten mehrere versammelte extemporirend so schicklich einander in die Rede fallen, dafs am Ende ein geordnetes Ganze, mit steter Richtung aller Theile auf den abgerundeten Schluss hin, hervorgebracht wäre? Den im Anfang gebrauchten rabbinischen Stellen hätte Rec. die genauere Citation und selbst die Angabe der entscheidenden Worte wenigstens so weit beygefügt zu sehen gewünscht, als sie aus den intermediären Sammlungen Lightfoots, Schoettgens, Rhenfords, Meuschens und einigen andern christlichen Rabbinisten geschöpft werden können, an welche man sich wohl, weil man nicht alles selbst thun kann, halten muss. Wie nöthig hier die möglichste Behutsamkeit sey, erfährt man nur allzu oft, wenn man von den secundären Quellen auf die ersten zurückgeht. Ferner möchte Hartwigs Abhandlung über die Prophetenschulen, der auch schon an Johannes Schule zu Ephesus in der Anwendung gedacht hat, eine dankbare Anführung verdient haben. Die vom Vf. am Ende über den Schluss der Proverbienammlung, die *Worte Agurs*, gemachte Deutungen sind sehr scharfsinnig.

S. 451—481. *Ueber die Erforschung des Innern von Africa*. Eine literarhistorische Uebersicht mehrerer dahin gehöriger neuer Schriften und Notizen. Eben so S. 521—544. *Von der Schiffahrt nach Indien über das arabische Meer*.

Das 4. St. und der Anfang des 5. Stücks enthält die *Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur von 1787 bis 1797 über das N. Test.* Genaue Recensionen von wichtigeren Schriften, wie Griesbachs neue kritische Ausgabe des N. Test., dessen *Symbolae criticae* p. II. Morus Hermeneutik von Eichstädt, Euthymius Zigab. von Matthäi, und einige wenige andere dieser gehaltreichen Gattung hätten den Lesern einer biblischen Bibliothek sehr erwünscht seyn müssen, da nicht nur die gründliche Beurtheilung solcher Bücher nicht jedermanns Ding ist, sondern selbst zur Benutzung derselben die Fingerzeige des Herausg. vielen sehr vortheilhaft hätten seyn können.

Neunten Bandes, 5. St. S. 829—842. *Prof. Rink's Zusätze, Varianten und Berichtigungen zu Alb. Schultens Historia Joktanidarum*, aus Masudi, von welchem Sch. ein mangelhaftes Mspt. benutzte. — Von Berichtigungen des Schultens. Textes findet sich hier wenig. Die Zusätze sind immer der Aufbewahrung werth gewesen. Hr. R. giebt sie mit allen Unrichtigkeiten des Abschreibers. Möchte er diese doch am Rande berichtigt, und dadurch vielen Lesern eine Mühe erspart haben. Der Vf. beschwert sich zugleich über (eines andern Mitarbeiters) Recension seiner Bearbeitung der Brequignonschen Memoires über Muhammed, in der A. L. Z., zu deren Beleuchtung auch noch zwey Programme des Vfs. gehören, welche Rec. nie gesehen zu haben bedauert.

S. 944—950. *Proben, wie das Buch der Weisheit die alte hebräische Geschichte durch moralische Anwendungen und andere Ausschmückungen umgestaltet*. Z. B. nach der Regel der Wiedervergeltung: *per quod quis peccat, per idem punitur*. XII, 23. 27. wobey Rec. Röm. 1, 22—27. zur Vergleichung empfiehlt. — Uebrigens sind schon manche Psalmen gegen die mosaische Geschichte im nämlichen Verhältniss, wie der Vf. des Buchs der Weisheit, und durch alle spätere Theile des A. Test. hindurch ist keine Regel nothwendiger, als das ursprüngliche Factum von der Ansicht der Ueberlieferer zu unterscheiden, welche jenes überall in ihren Gedankenkreis zu übersetzen eilten.

6. Stück S. 953—1054. *Beyträge zur Erläuterung des N. Test.* von Carl Georg Schuster, Hofpes im Kl. Loccum. Etwas wortreich; im Wesentlichen aber Beweise einer feinen Forschungsabe. Die *Versuchungsgeschichte*, bemerkt der Vf. ganz richtig, war, man nehme davon an, welche Deutung man will, immer eine sehr zweckmäfsige Erzählung von Jesus gegen falsche Hoffnungen und Wünsche, dafs er die Theokratie durch unschickliche und verwerfliche Mittel beschleunigen sollte. — Bey Jesu Heilungen sollte man sich immer erinnern, dafs Heilen durch Heilmittel auch zum Geschäft der *alten Propheten* gehörte. f. die Feige des Jesaias 38, 21. Zum Geschäft der religiösen Personen hatte es Mose gemacht, durch seine den Priestern gegebene Instruktionen über Ausatz u. dergl. Uebel. (Auch die

Essäer

Effäer übten dergleichen heilbringende Künste, als eine Art von Religiofen, als Nachahmer der alten Propheten!). Den Zusammenhang der Rede vom Berge erläutert der Vf. sehr befriedigend. Dafs aber Mose einen feyerlichen *Gerichtschwur*, und sogar blofs einen solchen, Levit. 19, 12. im Sinn gehabt habe, ist unglaublich und durch Michaelis mosaisches Recht nicht erwiesen. — Mit hellem Blick sieht Hr. Sch. in dem prophetischen *ελεον θελω & θυσιαν* Matth. 12, 7. ein Licht aus einem dunkeln Ort, welches in die Seele Jesu gefallen war, und jene Feuerflamme des Geistes, womit er die Seinigen übergoß, mit entzündet hatte, um an die Stelle des bloßen Cultus die Religion des Herzens zu setzen. (Eine solche wirksame Prophetenstelle war bey Paulus jenes: *ὁ δικαίος ἐκ πίστεως ζήσεται*, auf welches er deswegen auch als auf den Centralpunkt seiner reinern Glaubenslehre mehrmals, wie Jesus auf den seinigen auch schon Matth. 9, 13. hinweist!). Hr. S. macht noch die treffliche Anmerkung: So gewifs Jesu nicht *θυσια*, sondern *ελεος* zur Hauptsache der Religion machen wollte, und dieß hell als seines Vaters Willen anfaß, so gewifs dachte er auch von seinem eigenen Tode, weder eigentlich noch in einer Accommodation, als von einem *Opfertode* für die *Verföhnung Gottes* (wohl aber als von einer Aufopferung für die gute Sache, wodurch diese vielen zu gut komme, und sie zur wahren Freyheit führe. Jesu letzter Kampf im Garten der Villa, Getsemane, wird als Stärke des Gefühls nach großer Anspannung, nicht als Charakterchwäche, sehr gut, psychologisch entwickelt. Genug; Hr. S. giebt hier sehr schöne Erstlinge eines ächten exegetischen Geistes. Rec. macht noch ausdrücklich auf das, was Hr. Sch. über den Tod Jesu anmerkt, aufmerksam.

Zehnter Band, I. St. S. 1—176. *A. F. Silv. de Sacy Comm. de Versione Samaritano-arabica Librorum Moysi e duobus Codd. Bibliothecae reipubl. gallicae, olim regiae.* Das Arabische, verbreitet durch die mohammedanischen Sieger, half unter andern Sprachen kleiner Völkerschaften auch die Samaritanische, in welcher eine eigene Uebersetzung des Pentateuchs vorhanden war, verdrängen; den Samaritanern wurde eine arabische zum Bedürfnis. (Dieß Absterben des alten Volksdialekts scheint zugleich die Epoche zu seyn, in welcher manche alte Denkmale unter ihnen verloren giengen, von denen nur einige Auszüge ins Arabische übergetragen wurden, s. die im neuen Repertorium der bibl. Literatur I Th. bekannt gemachte samaritanische Chronik u. dgl.). Nach der arabischen Vorrede des Codex 4. der einen Hdschr., welche der gelehrte de S. hier lateinisch liefert, war *Abusaid*, Abulhofains Sohn, Abusaid's Enkel ihr Vf. Sein Zweck war, die unter den Samaritanern gangbare, einem Tyrier Abulhassan zugeschriebene arabische Version, welche er für das Werk eines Juden, des berühmten Saadias Fijumenfis, oder (wie ihn der Samaritaner nennt) Saada Phijumi erkannte, zu verdrängen. Auch Randanmerkungen fügte er bey, schrieb sein Product selbst öf-

ters ab, und machte wahrscheinlich in spätern Copien mancherley Nachbesserungen. In der Vorrede der andern Hdschr. (Codex 2.) scheint sich ein *Abilberegat* Saids Sohn aus Bozra die Vorrede, Version und Noten des ersten anzumaßen, in den Worten: *Haec ait servus pauper, veniam sperans a Deo Abilberegat Abn Said Bosrenfis* u. s. f. Noch immer aber scheint es dem Rec. ungewis, ob nicht *Abilberegat* als Genitiv (der Nominativ wäre *Abulb.*) auf das vorhergehende *Deo* zu beziehen, alsdann aber *Abu* statt *Abn* zu lesen und folglich zu übersetzen sey: *haec ait . . . veniam sperans a Deo, patre benedictionum, Abu Said, Bosr. f. Paulus Comm. exhibens e Bibliotheca Bodlejana specimina Versionum Pentateuchi arabicarum, nondum editarum, Specimina VII. (Jenae 1789. 8.) p. 35.* Die ganze Vorrede ist, wenn gleich übrigens Codex 2. nach Hn. de S. der brauchbarere ist und als Grundlage zur Herausgabe der Version empfohlen wird, so ungenau geschrieben, dafs die Verwechslung von *Abn* mit *Abu* nur gar zu leicht wäre. Den arabischen Text hat Hr. de Sacy schon im III. Bd. dieser Bibliothek S. 5. ff. mitgetheilt. Aus diesem ergiebt sich, dafs im Mspt. 4. dieses streitige *Abilberegat* gar nicht steht, sondern bloß: *Haec ait servus indigenus misericordia Dei altissimi, Abusaid, filius Abi Hofain, Fil. Abusaid.* Um so wahrscheinlicher ist es also, dafs das im Genitiv (*Abi*, nicht *Abu*) geschriebne *Abilberegat*, wie das „*altissimi*“ vollends als *nomen appellativum* zu *Dei* gehöre. Hr. de Sacy mag hierüber als der beste Richter den letzten Ausspruch thun. Er zeigt, dafs die samaritanische arabische Uebersetzung später als 942. (das Todesjahr des R. Saadias) und früher als 1227 zu setzen sey, spricht über die Varianten der 2 pariser Hdschr. gegen die anderswo bekannte (bloß nach einigen wenigen Stellen) giebt zu, dafs *Abusaid* oft den *Saadias*, zeigt aber, dafs er bisweilen auch die samaritanische ältere Version, welche in der Vorrede des Cod. 2., weil das Samaritanische ein aramäischer Dialekt war, syriscch genannt ist, benutzt habe. Exod. 4, 24. weicht die samaritanische Version sowohl als *Abusaid* der Uebersetzung, dafs Gott den Mose habe tödten wollen, als einer Gotteslästerung aus, leitet *המית* von *מה* ab und schaffst sich den Sinn: *Angelus Dei quaerebat eum ad iter accelerandum cogere.* Jene setzt *מעכמאם*, dieser *أهاجة* welches *Abuf.* in einer Note so rechtfertigt, dafs er in solchen Stellen offenbar zur Erklärung der samaritanischen Version sehr nützlich wird. Exod. 16, 21. erklären beide *כורע* durch *semen decorticatum.* Im Ganzen aber schöpfte *Abusaid*, nach Noten und Text, seine Version unmittelbar, nur mit Beyhülfe jener beiden Uebersetzungen, aus dem samaritanisch-hebräischen Texte selbst. Vom exegetischen Gebrauch seiner Arbeit zeugt Genes. 49, 22. wo sie mit dem samaritanischen Text die Lesart *בני געירי* voraussetzt, statt *בני* aber *בני* annimmt: *Mein jüngster Sohn ist mir eine Mauer.* Vgl. den arabischen Commentar im Eichhorn. Repert-

pertorium XVI. Th. Hr. de S. nimmt auch statt des vorhergehenden *עין עין* die Aenderung *עין עין* und übersetzt: *fruit michi quasi fons*. Was ist dem Nomaden mehr als eine Quelle? — Num. 22, 5. übersetzt Abuf. mit der Alex. dem Chald. und Saadias *פורה פורה* interpretem. (Allein Deut. 23, 5. entscheidet, daß Petor ein aramäischer Ort war!). Wer Abufaid herausgeben wollte, müßte, wo möglich, mit den beiden Pariser Mscpt. die Varianten aus 2. Bodlejanischen und dem Barberinus trilinguis, aus welchem Hviid Proben gab, verbinden. Hr. de S. beschließt seine gelehrte Abhandlung mit mehreren Stücken von Abufaid's Version und Scholien, wobey er auch die von Höttinger und Blanchini einst davon bekannt gemachte Fragmente vergleicht. Num. 22, und Genes. 49. findet der Liebhaber hier ganz excerptirt. Für *Schiloh* haben auch Cod. 2. und 4. Paris. *Soleiman* (Salomo) als den, durch dessen Betragen der Uebergang des Reichs von Juda auf Ephraim oder die 10 Stämme veranlaßt war. Die letztere sind von jener Zeit an, nach der Samaritaner Schriftauslegung die Besitzer des Scepters. — Nach S. 159. 162. hat Abufaid auch einen *Ibn Afad*, *Karaitarum praestantem interpretem* gebraucht. Nach S. 171. wollten die Samaritaner zu Abufaid's Zeiten noch viele (Drachmen) *Dirhems* besitzen, welche zu *Salomo's Zeit* geschlagen seyen, deren Gewicht $\frac{1}{4}$ jetziger Drachmen gleich sey. Ein *Scheckel des Heiligthums* soll 20 Daneks eines Denars gleich seyn. Bey Num. 34, 5. wird der *Fluss Aegyptens* von dem *Fluss bey Elarisch* erklärt, welcher auf dieser Seite die Gränze Syriens mache.

(Die Fortsetzung folgt)

O E C O N O M I E.

BERLIN, b. Pauli: *Der Gartenfreund; oder Inbegriff des Wesentlichsten aus allen Theilen der Gartenkunst in alphabetischer Ordnung*, herausgegeben von G. S. Ideler, Prediger in der Priegnitz. Viertes Band. Von Küse-Pappel bis Maltheferkreuz. 1800. 942 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Theil hält in Rücklicht der Brauchbarkeit gleichen Schritt mit den ersten; hin und wieder leidet er jedoch einer Berichtigung. So wird z. B. gleich anfangs S. I. vom *Kastanienbaum* gesagt: „er leide nicht von der Winterkälte unsers nördlichen Klima, wohl aber von den späten Nachfrösten im Frühjahre, weil er zeitig ausschlägt.“ Das verhält sich gerade umgekehrt. In den vorjährigen kalten Wintern erfroren 100 und 200jährige Kastanienbäume (wenige junge litten dabey), aber von den späten Nachfrösten im Frühjahre können sie nicht leiden, weil der Kastanienbaum erst lange nach dem Apfelbaum ausschlägt, und seine Blüte erst um Johannis kommt. — Die Wasserprobe bey den Samenkastanien passet hieher nicht; man sehet sogleich,

was tauglich ist: die tauben sind ganz leer; und vorüberjährigen braucht man sich nicht zu hüten, da sie sich kein halbes Jahr halten, ohne auszuwachsen oder zu keimen. Die Aufbewahrung der Kastanienfrüchte darf nicht in einer lüftigen Kammer geschehen, weil sie nicht nur sehr bald vertrocknen, sondern auch im Winter bald erfrieren würden, da sie wenig Frost vertragen können; sie müssen in Kellern entweder aufser oder besser in ihren stachlichten grünen Gehäusen aufbewahrt, die Samenkastanien aber können am füglichsten in Töpfe in mäßig feuchten Sand schichtenweis eingelegt und zum Keimen in den Keller gestellt werden. Im Februar aber sie in die Erde zu legen, würde zu frühe seyn, da sie leicht erfrieren könnten: im April geschieht die Auspflanzung am rathsamsten; 3 — 4 Zoll Zwischenraum bey den ausgesteckten Kastanien ist zu wenig, die Wurzeln wachsen dann zu enge in einander. Uebrigens weiß man bey den Kastanien-Anlagen und Kastanien-Wäldern am Rhein nichts davon, daß man fogar die Schweine mit Kastanien mäste: man weiß sie besser zu verfilbern. — Bey der Zwergkirsche mit Weidenblättern, *Cerasus Canadensis pumila*, oder *Ragoumnier* und *Nega*, ist eine Verirrung, da es heißt: die Früchte seyen in der Form den wilden Kastanien ähnlich. Es sind kleine rothe fauere Weicheln. — Bisweilen stehen auch die Beschreibungen in mancher Pflanzen nicht immer am rechten Ort. Z. B. bey *Lathyrus*, worunter der Vf. richtig 18 Species beschreibt, verweist er bey der 13ten *Lathyrus tuberosus* auf den zweyten Th. p. 728. unter dem Wort *Erdnuß*, da doch die Beschreibung unter *Lathyrus* gehörte, und dort bey *Erdnuß* auf *Lathyrus* hätte sollen gewiesen seyn.

Inzwischen können dergleichen wenige Fehler die Güte des Werks nicht vermindern, da der Liebhaber der Wörterbücher (wie die Deutschen vorzüglich sind), in allen Theilen der Gärtnerey, der Gartenkunst, der Forstwissenschaft etc. seine Befriedigung findet, indem nicht nur die Pflanzen aller Art sehr vollständig beschrieben, sondern auch andere Artikel sehr belehrend abgehandelt sind. Man schlage z. B. in diesem Theile das Wort *Laube* nach: so findet man zuvörderst, was des Worts und Ursprung Begriff sey; was man in den vorigen Zeiten der Spielenden und tändelnden Gärtnerey daraus gemacht habe; wie sie dagegen nach der Anleitung der Natur angenehm, gefällig und reizend gemacht werden sollen, sowohl in kleinen Gärten als bey großen Anlagen; was für Sträucher, Pflanzen, Blumen etc. man dazu wählen könne, wobey denn angeführt werden a) allerley bloß zum Schatten dienende wilde Holzgattungen, theils nur im Sommer theils im Sommer und Winter grüne etc. b) Die passenden Blumen- und Rankengewächse: c) Fruchtragende Sträucher und Bäume etc. — Nur schade, daß dieses gute und beträchtliche Werk auf Papiergedruckt ist, das in allem Betacht das Auge und Gefühl beleidiget, und sonst nur bey den geringsten Kalendern gebraucht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. J. G. Eichhorn. VII. Bd. 4. 5. St. VIII—X. Bd. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zehnten Bandes, 2. St. S. 189—242. Hr. Archidia-
konus, J. M. H. Harras, zu Uelzen trägt, et-
was weitfchweifig, die Hypothese vor, daß das *Feyerliche des Einzugs zu Jerusalem* von Jesus beabsichtigt und veranstaltet worden sey, damit das von seinen Feinden gegen ihn beschlossene Todesurtheil nicht etwa heimlich ausgeführt, und folglich der mannichfache Eindruck, welchen seine Hinrichtung machen mußte, verloren werden möchte. Ohne diese Publicität wäre der an ihm verübte Justizmord nicht als Folge von der Trägheit der ganzen Nation aufgefallen, das Vorurtheil von einem irdisch messianischen Reich (der Gewalt) wäre nicht so sinnlich und öffentlich widerlegt worden; leichter wäre es gewesen, sein Betragen in den letzten Stunden zu verkennen oder zu verunstalten, und das wahre Urtheil darüber der Nachwelt zu entziehen. Rec. sieht ein, daß das meiste angegebene zu den Folgen von dem öffentlichen Betragen Jesu in seinen letzten Tagen gehört; leicht aber möchte diesem auch hierin, wie in vielen Theilen seiner Geschichte, allzu viel beabsichtigtes und planmäßiges zugeschrieben werden.

S. 284—378. und im 3. St. S. 548—554. *Erläuterung der ägyptischen Götterlehre durch die griechische in besonderer Rücksicht auf den Ursprung der Mosaischen Kosmogonie und des Mosaischen Gottes.* Von Karl Fr. Dornedden. Der Vf. des Phamenophis entdeckt hier ganz sonderbare Dinge, daß nämlich in jener Reise des Zeus und der Götter zum Ω₂₂₀₀ (Iliad. I.) der letztere den bürgerlichen Tag, diesen Zirkelfluß der Zeit, *Zeos* aber das Jahr, und zwar (nach einer allegorischen Erklärung der 7. Heerden von Rindern und Schafen, welche auf der Insel Trinakia dem Sonnengott heilig waren, und nach wunderbarer Vermischung dieses Mythos mit einem Lästrygonischen) ein Jahr von 354 Tagen, die 12 Tage des Ausenbleibens der Götter aber gewisse hinzugefügte festliche *dies intercalares* bedeuten; daß folglich die griechische und eben deswegen die ägyptische Götterlehre eine geheime Darstellung des aus Tagen und Monden werdenden Jahrs sey; endlich daß Mose daher die sechs Schöpfungstage, und selbst seinen „Gott Himmels und der Erde“ genommen habe.

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Von dieser feiner „genuinen Erklärung“ homerischer Stellen, glaubt der Vf. nach S. 356. daß sie vielleicht schon Jahrhunderte vor Homer unverständlich war, dieser Dichter selbst dazu den Schlüssel nicht haben mochte, und (S. 347.) daher selbst bisweilen etwas ihr entgegenstehendes dichtete. Rec. will nur die Willkürlichkeiten bemerken, durch welche Hr. D. aus den zwey Hüterinnen der trinakischen 350 Rinder oder — Taglängen, und 350 Schafe oder — Nachtlängen vier Tage herausbringt, um das altgriechische Jahr von 354 Tagen zu haben; durch welche er ferner die zwölf Zusatztage in zwey Perioden theilt, so daß jedes Jahr nur sechs davon erhalten haben solle, wovon kein Wink bey Homer vorkommt. Die Priester zu Phylä mögen ihr Jahr dadurch gezählt und gleichsam geheiligt haben, daß sie von 360 aufgestellten Gefäßen mit Anbeginn jedes natürlichen Tages ein neues füllten. Aber daß der Trinaker eine seiner entweder den natürlichen Tag oder die Nacht vorstellenden zwey Heerden jedesmal mit dem Anfang eines solchen natürlichen Wechsels so oft auf die Weide hinausgetrieben habe, bis die Zahl des Austreibens der Zahl des Tags oder der Nacht, die nun angebrochen waren, gleich kam, diess wäre die überflüssigste Mühe und wahrhaftig auch die fehlbarste Art zu zählen gewesen. Man denke eine Herde, die in einer Nacht 349 bis 350mal ausgetrieben werden solle, bloß um zu bezeichnen, daß man nun die 349te oder 350ste Nacht habe. Die ägyptischen drey Götterordnungen sollen die Woche, die Monate und das Jahr ursprünglich bezeichnen haben. Zu den Monaten taugt die Zwölfzahl der zweyten Classe. Aber in die erste Classe setzt Herodot acht Götter. Unser Vf. hilft sich schnell. Pan oder Mendes bezeichne die Woche überhaupt; die 7. übrigen alsdann die Wochentage. Wo wäre dann der 13te in der zweyten Ordnung, welcher nach der Analogie den Monat überhaupt bezeichnen müßte? Zur Erklärung des Mose trägt das Ganze, auch wenn viel mehr Wahrscheinlichkeit darin wäre, so wenig bey, daß wir uns über die Aufnahme dieser Abhandlung in die Bibliothek der *biblischen* Literatur wundern. Der feine, historische Sinn des Herausgebers kann unmöglich an diesen Künsteleyen etwas zu billigen gefunden haben. Eine sehr kurze Fortsetzung zeigt sich im 3ten Stück. S. 548—554.

Zehnten Bandes, 3. St. S. 379—425. Ueber Habakuks Zeitalter und Schriften. Von Friedrich. Nicht nur Hab. 2, 14. ist mit Jes. II, 9. sehr ähnlich (denn diese Stelle hält der Vf., nicht unwahrscheinlich, für eine alte prophetische Gnome) sondern auch in der

Eee

Spott-

Spottgedichten auf Babels Zerstörung findet er zwischen Hab. 2, 17. und Jes. 14, 8. Hab. 2, 9. und Jes. 14, 13., Hab. 2, 13. und Jes. 14, 20. große Gleichheit. Der dem Jesaias 13, 1—14, 27. beygelegte Sarkasm auf Babylons Untergang durch Meder und Perfer muß, vermöge seiner anschaulich malenden Umständlichkeit, nach der Geschichte selbst verfaßt seyn. Auch fallen zwischen Hab. 2, 13. und Jerem. 51, 58. und überhaupt zwischen Hab. 2. und Jerem. 51. viele nicht zufällige Parallelen auf. S. Hab. 2, 9. 10. und Jer. 51, 25. 26. Hab. 2, 18. 19. und Jer. 51, 17. 50, 2. Habacuc aber ist in dem, was er von der Chaldäer Sturz sagt, viel unbestimmter; folglich früher. Endlich bestimmt der Vf., daß Hab. 3, 7. auf die Niederlage der Moabiter und ihrer Allirten, von welcher 2. B. Kön. 24, 2. Chron. 36, 9. 10. als einer Kriegsthat Jojakims reden, und Zephaniah 2, 8—12. das Siegreiche beschreibe, als von einer Begebenheit seines Zeitalters rede. Die Uebereinstimmung zwischen Habacuc und Zephaniah findet auch Rec. Sie ist aber auch schon von andern nachgewiesen worden. Allein 2. B. Kön. 24, 2. kann nur von Feinden, welche gegen Jojakim glücklich waren, verstanden werden. Die ganze Abhandlung ruht also auf einem sehr unsichern Grunde.

S. 425—458. *Ueber den Stammvater, das Vaterland und die älteste Geschichte der Chaldaer.* Von Eben demselben. Daß die Chaldäer ursprünglich Bewohner der gorduchischen Gebirge, daß sie aber nicht Kephienier (כפני) gewesen seyen, daß *רַיָּה נֹמָדִים* bedeute, und daher der Name Chasdim entstanden sey, daß alle Chaldäer von Chesed, Nahors fünftem Sohn abstammen, dieß und mehreres ähnliche hat der Vf. mehr gesagt, als dargethan. Wie könnte Abrahams Stammort schon *Ur Chasdim* genannt worden seyn? Denn daß die Bezeichnung Chasdim erst später vom Sammler der Genesis hinzugefügt worden sey, ist schwer zu glauben, weil vor neuen Namen gewöhnlich eine Anzeige ihrer Neuheit steht. Warum sollte nicht der Name Arph Chasd (Arphachsad) schon Chaldäer enthalten, wie Schlözer scharfsichtig vermuthete? — Von Assarhaddon werden die Chasdim zum Schutz gegen die Meder und zur Eroberung Babels gebraucht. Dafür erhalten sie Weideplätze am Euphrat und hier fängt auch die Bekanntschaft judäischer Propheten mit dem Namen dieses Volks an. Jes. 23, 13. 22, 6. Hiob 1. — Und bald nach dieser Zeit scheint sie, nach des Rec. Meynung, Habacuc zu kennen, ehe sie Babylonien beherrschten.

S. 458—467. Wird eine Erzählung aus den *Mémoires sur l'Égypte dans les années VI. et VII.* daß ein eingefangener Aegyptier, um zu beweisen, er sey kein Mamluke, „leva sa chemise bleue et prenant son phallus à poignée resta un moment dans l'attitude théâtrale d'un Dieu jurant par le Styx“ — angewendet, um den Eyd des Hausverwalters Abrahams Genes. 24, 2. als alte orientalische Volkssitte mit einem lange vermißten Beyspiel zu belegen. — Allein, genauer betrachtet, gehört dieß alles unter die Bey-

spiele, wie unglücklich oft die Reisenden, welche die Sprache der fremden Nation nicht verstehen, die Gebärden derselben deuten. Der arme eingefangene Copte wollte den Franzosen zeigen, daß er nicht zu den Beschnittenen gehöre, und nicht in den Verdacht kommen könne, ein Freund der Mamluken, der Unterdrücker seiner Nation zu seyn. Vgl. Sonnini Reise II. Th. S. 179. Diese Bemerkung fiel dem Rec. sogleich bey dem ersten Lesen auf, um so mehr, weil Abrahams Knecht, schwörend, nicht die Hand unter seine eigene Hüfte, sondern unter die Hüfte Abrahams legen mußte. Vgl. Genes. 47, 29. Hr. de Sacy hat indess im Magazin Encyclop. An VI. T. I. p. 58—71. ausführlich gezeigt, daß diese Beobachtung St. Juliens von Degerando in seinen *Considerations sur les divers methodes à suivre dans l'observations des peuples sauvages* unter die warnenden Beyspiele, wie man nicht beobachten müsse, gezählt werden sollte. S. Allg. geogr. Ephemeriden. Dec. 1800. S. 549.

S. 516—526. *Bearbeitung des biblischen und orientalischen Fachs im letzten Decennium in Schweden.* Das Eigene von Dr. Joh. Ad. Tingstadius Uebersetzung der Proverbien, Psalmen, der Hohenlieds und anderer Stücke des A. T. wodurch eine verbesserte Kirchenversion in Schweden vorbereitet werden soll, verdiente sehr, ins Deutsche übergetragen zu werden. Ihr Vf. beweist keinen Geschmack und viele Kenntnisse. Auch von Oedmann wären die neueren Schriften einer Bekanntmachung in Deutschland werth.

Das 4. St. liefert, von dem Herausgeber selbst, eine „Uebersetzung des Hiobs, als Probe, wie er die „poetischen Theile des alten Testaments im Deutschen darzustellen im Stande wäre.“ Der Vf. rechnet sich selbst sehr richtig. „Der allgemeinen Pflicht eines jeden Uebersetzers eingedenk, habe ich gesucht, mein Original, so wie ich es verstand, treu nachzubilden, und es ganz, wie es ist, in seinen Vorzügen und Mängeln darzustellen. Mit Wissen habe ich mir nie eine Verschönerung erlaubt. Ich habe vielmehr jedes ausgesuchte Wort und jede poetische Wendung, wozu ich keinen Grund im Original fand, vermieden. Ich bin so genau bey den Worten geblieben, daß ich häufig, wenn es irgend der Genius der deutschen Sprache erlaubte, ihre Stellung beybehält. Dieser Vorsicht und Bedächtigkeit ungeachtet wird es nicht an Stellen fehlen, wo die Copie hinter dem Original zurückgeblieben ist.“ Sollte auch die Bescheidenheit der letzten Zeile nicht ganz vom unpartheyischen Beurtheiler verneint werden können, da auch der trefflichste Uebersetzer keine Sprache hat, durch welche er alle Nebenbeziehungen des Originals andeuten kann: so fällt schon aus den Grundzügen, wie sich der Vf. seine Aufgabe gedacht hat, in die Augen, daß auch ihm die aufgeblasene, durch pomphafte Ausdrücke und ungestaltete Wortstellungen zur Caricatur verzerrte Manier mancher neuen Uebersetzungen, unter denen besonders die poetischen und prophetischen Schriften

ten des A. Ts. seit Jahren vieles erleiden mußten, äußerst mißfalle. Hoffentlich wird seine geschmackvolle Probe auch als Beyspiel viel wirken, damit nicht die Mode von Uebersetzungen, die man nicht ohne das Original verstehen kann, und die den ungelehrten Leser, statt des Totaleindrucks kunstloser Naturtöne, geschraubte, bombastische, in ein monotones Sylbenmaaß gepresste Urchriften vermuthen lassen müssen, immer mehr auch in das Fach der biblischen Literatur eindringe. Auch den wahren Mittelweg zwischen Vermeidung der im Deutschen überflüssigen und mißfälligen, (nämlich der an sich bloß polylogischen) Hebraismen, und zwischen Verwerfung der charakteristischen, die Farbe des Originals erhaltenden hebräischen Eigenheiten zeigt diese Uebersetzung sehr gut. Ueber das Einzelne will Rec. nur einige Bemerkungen anhängen, nicht um zu zeigen, daß hier und da auch anders übersetzt werden könnte (denn darüber kann zwischen Sachkundigen keine Frage seyn,) sondern um Data, wo nach Gründen eine andere Uebersetzung nothwendig scheint, der Beurtheilung der Leser und des Vfs. selbst vorzulegen. K. 1, 6. und sonst wird *Satan* der *Weltkundschafter* übersetzt. Zwischen *וַיִּשְׁמַע* Vs. 7. und *וַיִּשְׁמַע* ist ohne Zweifel ein Wortspiel. Dennoch kann das letztere mit *s* geschriebene Wort nicht von jenem Wurzelwort, welches *sch* zum ersten Buchstaben hat, abgeleitet werden. Schwerlich kann *וַיִּשְׁמַע* etwas anders bezeichnen, als daß einer jener Söhne Elohim unter den andern, nach seiner Denkart, den Beynamen *der Hasser* gehabt habe. Freylich nicht als ein vom Vater der Elohim abgefallener, rebellischer Geist; aber doch als *der Momus des Nomadenhimmels*, der, vermöge seiner vielen Beobachtungen über menschliche Scheinreligiosität, ein *Menschenfeind*, ein *Timon* geworden ist. — Die Verwünschung des Geburtstags K. 3. wird unrichtig gefaßt, wenn sie auf das Zukünftige bezogen wird. Ob der nämliche Tag in folgenden Jahren wieder komme, ist dem Unglücklichsten gleichgültig. Aber daß er selbst nicht geboren worden wäre, daß sein Geburtstag einft nicht in der Tage Reihe erschienen wäre, dieser Optativus über das Vergangene liegt in der ganzen Stelle. Vgl. Vs. 11. 12. Sogleich der Anfang kann nicht übersetzt werden: *vertilget sey der Tag, da ich geboren bin!* Denn *וַיִּבְרָא* ist Futurum; und es ist eine willkürliche dem Sprachgebrauch und der Sprachphilosophie nicht angemessene Behauptung hebräischer Grammatiker, daß irgend einmal das Futurum für ein simples Präteritum stehe. Die *Forma Futuri* geht immer auf die Zukunft, entweder auf die unbedingte direct, oder indirect auf die bedingte, welche der Griechen durch Subjunctive, Optative und Imperative genauer zu bezeichnen wußte. Der Sinn ist: „Daß doch verloren gewesen wäre der Tag, an dem ich geboren werden sollte! Auch die Nacht, welche sagte: erzeugt ist ein Knabe! Jener Tag — wäre er Finsterniß geblieben; hätte Gott von oben ihm nicht nachgefragt; hätte ihn das Licht nie beschienen!“ u. s. w. Auch der 16. Vs. ist aufs neue

ein Wunsch: „Oder wär' ich doch, wie eine Fehlgeburt die man versteckt, nie gewesen!“ Der Vf. hängt diesen Vs. mit Vs. 15. zusammen: „Gleich einner unbemerkten Fehlgeburt wär' ich wie nie gewesen.“ Genau genommen bezieht sich das *oder* (18) auf den vorher ausgesprochenen Wunsch: Wäre ich doch sogleich nach der Geburt gestorben! Oder, fährt Vs. 16. fort, gar noch früher. — Die nämliche Bemerkung wegen der *Forma Futuri* muß Rec. sogleich auch auf K. 4, 12—16. anwenden. Eliphaz giebt nicht vor (denn für ein bloßes Vorgeben würde es ihm und dem Dichter doch jedermann anrechnen, daß er gerade einen so passenden Traum schon gehabt haben sollte) daß ihm ein Geist im Schlaf etwas auf Hiobs Schickal anwendbares schon zuflüstert habe. Vielmehr bezeugt er seine Besorgniß, daß, wenn er mit Hiob anders spräche, und Gott eine Schuld bezumessen wagte, wohl gar eine schauerliche Erscheinung des Nachts sich ihm nähern, und ihm zu seinem großen Schrecken zurufen möchte: „Kann ein Mensch recht haben gegen Gott? Kann jemand reiner seyn als jener, sein Bildner?“ Rec. kann daher nicht übersetzen 2, 12. „Ein Geistespruch stahl sich mir zu, mein Ohr vernahm den leisen Laut davon“ etc. Vielmehr ist der Sinn: Auch ich könnte strafbar werden etc. oder wörtlich: „Auch könnte zu mir sich verstoßen ein Geisterwort nähern, daß mein Ohr einen eilenden Laut davon faßte, im Taumel über nächtliche Gesichte, wenn tieferer Schlaf über Menschen fällt. (Schon trifft mich Furcht und Zittern, und macht mir alle Glieder bebend — *horresco referens*). Ein kalter Hauch würde mir über das Gesicht gehen, und jedes Haar am Leib erstarren. Da würde stehen ein Unerkennbarer; eine Gestalt vor meinen Augen seyn. Still wär' es und ich würde eine Stimme hören: Kann ein Mensch Recht haben gegen Gott?“ u. s. f. So können tausend Stellen, besonders in den Propheten, nur alsdann ihren genau richtigen Sinn erhalten, wenn man an der aus der Sprachphilosophie folgenden Regel festbleibt, daß keine Nation, am allerwenigsten eine, die so wenige *tempora* hat, zwey verschiedene Formen annehmen, und doch in der Bedeutung sie wieder völlig vertauschen, und als gleichgültig gebrauchen sollte. Das Gegenwärtige, das Vergangene, und das Zukünftige, oder gleich der Zukunft, unbestimmt schwankende Bedingte ist im menschlichen Gemüth viel zu sehr verschieden; als daß nicht verschiedene Zeichen dafür entstehen, und dann diese in ihrer verschiedenen Bedeutsamkeit festgehalten werden müßten. Es ist immer noch Kindheit genug in der hebräischen Sprache, daß die Hebräer nicht bis zum vollen Unterscheiden des Zukünftigen von dem der Zukunft ähnlichen, bedingten, das wir durch *mögen, können, sollen, wollen, pflegen*, ausdrücken, in ihren Zeichen fortschritten. So gewiß eine Uebersetzung, wie diese Eichhorn'sche, vor vielen andern eine ächte Grundlage zu einer richtigen und doch allgemein verständlichen Bibelübersetzung werden kann, und so lebhaft deswegen

wegen Rec. den Vf. zu ähnlicher Bearbeitung mehrerer poetischen Werke des hebräischen Alterthums auffordern möchte, eben so unentbehrlich scheinen ihm für diesen Zweck, da in Sachen der Philologie nichts wahres kleinlich ist, die äußersten Forderungen der Pünktlichkeit nach der Sprachlehre und streng berichteter Wortforschung. Selbst ein großer Scharfsinn, wie ihn der Vf. besitzt und anwendet, um den Gedankengang zu bestimmen, kann diesen nicht immer richtig ahnen, wenn nicht jenen beiden eigensinnigen Gebieterinnen aller Interpretation geduldig Folge geleistet wird. Um nicht weitläufig zu seyn, berührt Rec. nur noch den Schluss des 4. Kap. Hr. E. übersetzt:

18. „Selbst seinen Dienern traut er nicht,
„Und an seinen Boten findet er noch Mängel.“
19. „Sonst würden, die in Leimen Hütten
„Auf Staub gebauet, wohnen,
„Noch schneller als die Motte sterben.“
20. „Vom Morgen bis zum Abend würden sie geschlagen
„Von allem Schutz entblößt, giengen sie zu Grund.“
21. „Ihr innerer Lebensfaden würde abgerissen,
„Sie stürben hin, nicht nach der Weisheit Schlafs.“

War denn aber wirklich in der alten Welt eine so schlimme Idee von den Schutzgeistern einzelner Menschen und ganzer Reiche, das man fürchtete, sie würden die Menschen, schneller als die Motte, sterben lassen, wenn ihnen Gott so viel anvertraute? Glaubte man nicht, so bald man an sie glaubte, das sie recht eifrig für ihre Pflegebefohlenen sorgten? Und, wenn wir noch genauer gehen, zeigt sich wohl im hebräischen Alterthum der Glaube an Schutzengel einzelner Menschen? In den spätern Schriften, wie Daniel, giebt es nur erst einen Glauben an Schutzgeister ganzer Reiche! Endlich; hätte Gott auch die einzelnen gewissen Schutzgeistern übergeben, so wären diese doch nie, nach der alten Denkart, ohne seine Aufsicht gewesen, die Menschen also nie „von allem Schutz entblößt.“ Diese Gedanken führen darauf hin, zu fragen, ob denn der Text sage, was nach den alten Begriffen nicht zu erwarten ist. Rec. versucht die Reihe der Gedanken, welche Eliphas etwa von einer schauerlichen Erscheinung hören zu müssen befürchtet, auf folgende Art bis an ihren Schluss zu führen. Der Geist könnte, sagt Eliphas, fortfahren:

18. „Bedenk! An seinen Dienern sollt' Er (Gott) un-
wahr handeln?
„An seinen Geschäftsträgern sich selbst verfehlen?“ —

19. „Als Bewohner bloß leimerner Hütten,
„Die auf Staub sich gründen,
„Müssen sie selbst, ehe eine Seuche kommt, dieselbe
aufreiben.“
20. „Vom Morgen an bis zum Abend werden sie zer-
stossen,
„Und gehen zu Grund, weil er sie nicht für die
Dauer bestimmt hat.“
21. „Nicht wahr? Der Menschen Kraft verzehrt sich.
„Durch sich selbst müssen sie sterben, ohne beson-
dere Ablicht.“

Eliphas denkt in seiner ersten Trostrede an die erste Ursache der körperlichen Leiden und des Sterbens auch der besten Menschen. „Gott, sagt der Geist, dem Eliphas seine Gedanken in den Sinn legt, thut ihnen kein Unrecht. Der Mensch kann nichts anders erwarten. Sein Körper ist aus Erde, seine Knochen sind aus Staub zusammengesetzt. Dieses schwache Gebäude wird immer den ganzen langen Tag über erschüttert. Keine besondere Ablicht Gottes, bloß seine vergängliche Natur ist es, das es zu Grunde geht.“ Dieser Sinn ist an sich der natürlichste, und eben er ist den Texteswörtern durchaus gemäß. Hiob ist einer der Verehrer (עבדי) ja der Sprecher Gottes s. Vs. 3. 4. An ihm handelt Gott gewiss treu und richtig. Aber — auch sie „sind Erde und zur Erde müssen sie werden!“ ירכוּם sie selbst können nicht anders, als dieselbe ihre leimerner Hütten zum Umsturz bringen. *Leimerner Hütten* erinnern nicht an *Motten*. *שָׁרַי* ist *contabuit*. Pf. 6, 8. 31, 10. 11. יָכַח *sc.* בְּהַר הַיָּר - יָכַח ist hier, wie Genes. 49, 3. Jes. 56, 12. zu deuten. Der *Lebensfaden* ist unsers Wissens kein Bild der hebräischen Dichtungen, noch weniger ein „*innerer Lebensfaden*.“ — Könnten gleich, wenn es der Raum gestattete, diese Bemerkungen durch die ganze Uebersetzung fortgesetzt werden, so erklärt doch Rec. gerne noch einmal seine Ueberzeugung von den Vorzügen derselben, und wünschte, das dieser Probe bald mehrere andere, gewiss nicht minder schätzbare, nachfolgen mögen.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

WIEN, b. Schalbacher: *Der Christ in Gebet und Betrachtungen zu allen Zeiten und in allen Thellen des menschlichen Lebens.* Nebst den bey dem öffentlichen Gottesdienste gebräuchlichen Gebeten und Gefängen. Dritte Aufl. 1802. 174 S. 8. (10 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, von J. G. Eichhorn. VII. Bd. 4. 5. St. VIII—X Bd. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Zehnten Bandes, 5 St. S. 759—844. Fortgesetzte Beyträge zur Erläuter. des N. Test., von Karl Ge. Schuster. Eben so sehr der Auszeichnung werth, als die oben schon erwähnten. Sie betreffen das Evangelium des Johannes. Der Vf. hat recht, das man nicht, wie in den Memorabilien St. 8, S. 172. geschah, Joh. 1, 39. 15. überfetzen darf: Er war mir stets vor Augen. *εωρασθην* und *ראה* bedeutet im hebr. und der Alex. immer *vornen*, entweder nach dem Raum oder nach der Zeit. Joh. der Täufer hatte sonst einmal den räthselhaften Ausdruck gebraucht: Ein gewisser *nach* mir kommender ist *vor* mir gewesen. Diesen Ausdruck, sagt er jetzt, beziehe Er auf Jesus. Der Nachsatz *δὲ παρὸς αὐτὸν* gehört nicht mehr zu dem, was Joh. vorher gesagt hatte; er kommt jetzt erst als Aetiologie hinzu. Was ich einst sagte: Ein *nach* mir kommender ist *vor* mir gewesen! gilt von diesem Jesus, weil Er *früher* war als ich. Einen Ankündiger des Messias nämlich kann es nur geben, wenn schon bestimmt ist, das es einen Messias geben solle. So ist der nach dem Ankündiger kommende doch in der Bestimmung selbst der frühere. Uebrigens wollte Joh. ein Paradoxon sagen, nicht ein Dogma. — Ausser mehreren scharfsinnigen Erklärungen einzelner Schwierigkeiten giebt der Vf. eine psychologische *Charakteristik des Pilatus*.

S. 846—878. *Pfannkuche über die Gebetsformel der Messiaschüler*, Matth. 6, 9—13. Luk. 11, 2—4. Der Vf. sucht vornehmlich die vierte Bitte durch eine allegorische Deutung in Vergleichung mit Matth. 8, 11. Luk. 14, 15. Joh. 6, 34. aufzuklären, ist aber dabey genöthigt, *τραπεζῶν* für einen Uebersetzungsfehler zu halten und *οὐρανὸν* zu erklären: *an jenem Tag*. Durch Vergleichung einiger passenden rabbin. Stellen macht er andere Theile der Gebetsformel beziehungsreicher.

S. 879—888. *Ueber die Johannisjünger*, von Lindemann, Superintendent zu Danneberg. Auch dieser Gelehrte findet im N. T. keine Data, das Jünger des Täufers diesen selbst für den Messias gehalten haben, sol sich keinen Grund, zu behaupten, A. L. Z. 1802. *Erster Band*.

der Evangelist beweise Jesu Messiaschaft gegen Johannisjünger. Dennoch, da es Johannisjünger gab, die von Jesus als Messias noch nichts wußten oder ihn dafür noch nicht anerkannten (Apg. 19.) so führte der Evangelist wohl auch für Johannisjünger dieser Art die Aussprüche ihres hochverehrten Lehrers über Jesu Messiaschaft an, um sie, wie am angeführten Ort Paulus, nicht polemisch, aber thetisch zu Jesus als Christus zu führen. Uebrigens zeigen die Stellen Joh. 1. 8. Luc. 3, 15 allerdings, das es dem Täufer möglich gewesen wäre, sich für den Messias auszugeben. Manche hätten es leicht geglaubt. — Der denkende Vf. findet im Prologus des Joh. Evang. „eher jüdische Gelehrsamkeit auf Christus angewendet, als Widerlegung der Johannisjünger oder der „gnostischen Philosophie. Erst durch Johannis Worte „veranlaßt, liefs sich vermuthlich die letztere zu „Träumereyen von Aeonen verleiten.“ Dies ist mit kurzen Worten der wahre Schlüssel der schweren Stelle.

Um die Bibliothek mit dem Jahrhundert zu schließen, folgt in diesem und dem folgenden Stück die *Uebersicht der bibl. und morgenl. Literatur von 1798—1800*.

Zehnten Bandes, 6 St. S. 955—984. *Bemerkungen über den Prediger Salomo*, von B. H. Bergt, Pastor zu Mittelkirchen im Alten Lande, Vf. der Schrift: *der Prediger Salomo*, deutsch bearbeitet für nichtkatholische Bibelleser, Hamb. 1799. Er leitet, weil im Koheleth von Gott der Name Jehovah gebraucht wird, dies Buch aus einem Zeitalter ab, in welchem man aus 3 B. Mos. 24, 16 schon geschlossen habe, das man den Namen Iehova nicht aussprechen solle. [War denn aber auch für geboten gehalten, das man ihn nicht schreiben solle? Koheleth setzt ja auch nicht *יהוה* dafür! Als philosophirende Volksschrift schreibt es immer Elohim, den *allgemeinere* Namen der Gottheit.] Der Vf. folgert aus dem angezeigten sehr unsichern Datum, Koheleth sey jünger als selbst Esra und Nehemiah. Mit Sophisten sey der Orient durch Alexanders Kriegezüge erst bekannt geworden und Koheleth oder *Redner* bedeute eine *Art morgenländischer Sophisten*, in Judäa entstanden durch Nachahmung der Griechischen, welche besonders über die göttliche Weltregierung gerne dreift und leichtsinnig absprachen. Ueber ihrer Schriften Vielfältigkeit klage der Schluss des Koheleth mit Widerwillen. Nach dieser Idee verbessert der Vf. Manches in seiner Uebersetzung. Beyläufig wird bemerkt, das Koh. 4, 17. *Bet elohim* nicht eine *Synagoge* bedeute und darin hat Hr. B. ohne Zweifel recht. Unser

Begriff von einem Gotteshaus d. i. einer Kirche, wo das Volk Belehrung über göttliche Dinge erhalten soll, ist nicht in die jüdischen Sitten zurück zu tragen.

Den Schluss macht S. 1077 - 1118 eine *Beantwortung der Frage: Warum die schriftlichen Orakel der hebr. Propheten erst um das Jahr 800 vor Christus anfangen?* 600 volle Jahre, seit Josua, scheinen sich die Propheten bloß auf *mündliche* Wirksamkeit eingeschränkt zu haben. Der erste Prophetenauspruch, im B. Richt. 2, 1—3 beyläufig aufbewahrt, ist ungefähr 1426 Jahre früher als Jesus. (Schon von Josua hätte Jos. 6, 26. Vgl. I B. Kön. 16, 34 angeführt und nach gleichen Grundsätzen beurtheilt werden können.) Der Vf. sammelt die in den historischen Schriften des A. Ts. zerstreuten Orakel der Propheten und überläßt sie, mit interessanten Anmerkungen über manche Zeitumstände als Ausprüche, die nur in der Ueberlieferung fortgedauert und daher vom Mund zu Mund aus dem Erfolg sich vervollständigt hätten. Vornehmlich sind die Betrachtungen über Eli's angemaßte Hohepriesterschaft, die daher entstandene für die Ithamariten verderbliche Eifersucht der beiden des Hohenpriesterthums fähigen Pinehatitischen Familien und die spätere Entstehung des Orakels I Sam. 2, 77 ff. merkwürdig. Der historische Anfang der Prophetenschulen, in welche auch der Laye kommen konnte I Sam. 10, 12. Die nachgetragene Umständlichkeit in Nathans, zuerst gewis nur unbestimmter, Drohung 2 Sam. 12, 10. 11. 12. Das spätere in der Bestimmung „Josias heißt sein Name“ I B. K. 13, 2. Die Motive zu Achijahs Orakel für Ierobeam ebend. II, 29—40. — alles dies ist sehr scharfsichtig entzückt. Mit Achijah kam der Vf. bis gegen 954 vor Christus. Schade, daß nun die Aufgäbe, *warum* jetzt erst etwas schriftliches von den Prophetenorakeln beginne, nicht weiter gelöst wird. Die Abhandlung schließt sich an die eben so anziehende *Darstellung der Prophetensagen aus dem Reiche Israel*, welche schon im 4. Bd. der Biblioth. geliefert ist. Aber auch dadurch ist jenes Warum? noch nicht beantwortet. Sollten wir hieraus auf den Vorsatz des Herausg. schließen dürfen, eine für die Aufbewahrung solcher Aufsätze zweckmäßige Fortsetzung der Bibliothek zu veranstalten? Ohnehin haben die spätern Bände, durch ihre meistens gehaltreichen Abhandlungen dem Fache der biblischen und morgenländischen Literatur mehr als durch Recensionen genützt. In den früheren waren auch die Recensionen größtentheils bedeutender und inhaltsvoller. Rec. begreift sehr wohl, wie man über dem Recensiren eines so großen und mit mittelmäßigen Produkten überladenen Fachs allmählig ermüden kann. Der Raum kann alsdann leicht durch diese Anzeigen und Abfertigungen der nächsten Schriften weggenommen seyn, ehe die vollen Beurtheilungen wichtiger und schwieriger Produkte zur Reife kommen. Liegt vielleicht in dieser Abnahme der Lust, sich mit dem Recensiren und Ueberarbeiten der Recensionen zu beschäftigen, ein Grund, weswegen

die Bibliothek geschlossen worden ist: so wünscht Rec. daß der Herausg. das Ende des letzten vor trefflichen Aufsatzes und viele andere ähnliche Früchte seines genialischen Forschungsgeistes, verbunden mit würdigen Seitenstücken von manchen vorzüglichen Männern, mit denen uns die Bibliothek indess bekannt gemacht hat, bald in einer andern, an Recensionen nicht gebundenen, Sammlung mitzutheilen fortfahren möge.

OEKONOMIE.

Hof, b. Grau: *Oekonomisch-praktische Bemerkungen über den Ackerbau*, eine Sammlung vieljähriger Erfahrungen über alle Gegenstände desselben, herausgegeben von Ludwig Christoph von Feilitzsch, vormals Königl. Preuss. Rittmeister. 1800. 300 S. XVI S. Vorr. 8. (16 gr.)

Was bald in den ersten Jahren der von Schubart veranlaßten ökonomischen Reform praktische Oekonomie so sehnlich wünschten: daß Männer von Erfahrung und Talent, in den durch Lage und Verfahren vor andern sich auszeichnenden Districten unsers Vaterlandes das Eigne ihres Terrains, sammt dessen Bearbeitung und Benutzung, getreulich anzeigen, ihre bisherige Bewirthschaftung rechtfertigen, aber auch deren Gebrechen nicht verhehlen möchten, damit nicht nur dem Unfuge, alles über einen Leisten zu spannen, gesteuert, sondern auch die Theorie in den Stand gesetzt werde, ihre Grundsätze für die gesammte deutsche Landwirthschaft, nach dem Bedürfnis eines in Lage und Bodengüte sich sehr ungleichen Landes, so zu entwerfen, daß der Oekonom an Rhein, eben so, wie der im Schwarzwald und Tyrol, sich belehren könne: das hat, zum rühmlichsten Beyspiel für ähnlich qualifizierte Landwirthe, der Vf. dieser vor trefflichen Schrift von Seiten des Bayreuthischen Voigtlandes rühmlich gethan. Mit heller Naturkenntnis und reifer Erfahrung nach dreißigjähriger Praxis, beschreibt der Vf. in einem lichtvollen Vortrage Klima, Kraft und Vermögen jener großen Gegend, deren Verbesserung im Ackerbau, nach Abschnitt I. zwar viele, zum Theil gar nicht, zum Theil nur durch die höhere Polizey allein zu hebende Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen stehen; von welchem aber, nach einem der Natur des Bodens angemessenen Verfahren, (das Abschn. III—X. dargestellt wird) allerdings ein höherer Ertrag sicher zu erwarten wäre. Zu diesem wichtigen Behuf hat der Vf. diese seine Bemerkungen mitgetheilt; und wir wünschen ihm für seine Gegend alle Aufmerksamkeit einverstanden mit den S. XIII. enthaltenen Grundsätzen: „Oekonomische Belehrungen müssen, wenn sie einen Werth haben sollen, immer local seyn. So viel es verschiedene Landesarten und Himmelsstriche giebt, so viel müssen auch verschiedene Verhaltungsregeln für die Landwirthschaft Statt finden.“ Doch auch der gesammten Landwirthschaft sind diese Bemerkungen ein

ein angenehmes Geschenk. Der gelehrteste Theoretiker wird sie mit wahrem Vergnügen lesen, und sich mehrere Provincialschriften solcher Art wünschen; der praktische Oekonom aber, er sey in einer reichen oder armen Gegend, wird in jedem Abschnitt nützliche Regeln finden. Uebrigens hat der Vf. wirklich alle Gegenstände des Ackerbaues mit Einschluß des Einärntens des Getraides behandelt; nur die Oelfaat mit Raps, Sommer- und Winterrübsamen ist, als unzuweckmäsig für jene Gegend, übergegangen, und wir wünschen recht sehr und baldigst die S. 247 versprochne Abhandlung: über Veredlung und bessere Benutzung der rohen Erdprodukte im Bayreuthischen Voigtlande, verbunden mit einer nützlichen Notiz von der innern Oekonomie, Viehzucht und besten Benutzung derselben etc. in welchen allen nicht wenige Abweichungen seyn mögen. Unter dem vielen Bemerkungen, die Rec. aus dieser gehaltvollen Schrift auszeichnen könnte, will er hier nur bemerken, daß er im XVI. Abschn. den so benannten Schwarzhafer in der Vf. Gegend einheimisch und von ihm als eine in kaltem Grunde, schweren und nassen Boden reichlich wuchernde Sommerfrucht empfohlen zu finden erwartete, ihn aber wegen geringerer Körnergüte widerrathen fand. Letztere ist nicht abzuläugnen; 3 Scheffel Schwarzhafer sind zu eben derselben Futterportion nothwendig, wozu 2 Scheffel Weißhafer hinlänglich sind; aber er bringt auch auf dem schlechtesten Grunde 3 Scheffel und drüber ein, gegen den weissen in gleichem Maas und Garbenzahl, wo letzterer kaum 2 gewährt. Pferde, Ochsen und Maltvieh fressen ihn gern, ja fast lieber als weissen; gleich so angenehm als von letzterem ist dem Zuchtvieh sein Stroh. Bey dieser Herabwürdigung desselben ist es ein ökonomisches Problem: warum in ähnlichen Districten in Sachsen, abwärts von Bayreuth, vor Alters lauter Schwarzhafer zu herrschaftlichen Zinsen und Depurat und kein weisser angesetzt und aufgegeben worden ist: war letzterer vor Alters noch gar nicht daselbst angepflanzt?

FRANKFURT AM M., b. Guilhauman: *Versuch einer Geschichte des Obstbaues in Frankreich*, aus dem Französischen des Hn. le Grand d'Aussy. 1800. 140 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung ist ein Auszug aus der *Histoire de la vie privée de François, depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours*, par Mr. le Grand d'Aussy. Paris 1782. Sie ist zwar ganz artig zu lesen, und die Uebersetzung ist gut; aber den Namen einer Geschichte verdient sie nicht. Der ganze Inhalt beschränkt sich auf folgendes: Der Anfang der Obstcultur in Frankreich war ein entsetzender Kunstfleiß, worauf bald eine grobe Unwissenheit, Aberglauben, Irrthümer und endlich unzählige Spielereyen folgten, bis sich endlich nach Quintinye der Obstbau zum hohen Flor erhob. Die Erfindung der Spaliers fällt in das Ende des 16. Jahrhunderts. Es waren aber die Spaliere anfänglich bloß Hecken, die niedrig gehalten

und gut gedüngt wurden. Die Zweige flocht man in einander, und die warme Lage an den Mauern machte die Früchte früher reif. Um sie klein zu halten, pflanzte man sie in Kasten. Dazu kamen dann die freystehenden Zwergbäume, die man mit der Haagsehere schnitt, und ganz nahe als Hecken zusammensetzte. Man formte sie in Bogen, schnitt Fenster darein etc. und als sich noch in den vornehmen Gärten die Taxus- und Buchs einfehligen, und in allerhand Gestalten von Thieren und Vögeln, Thürmen etc. geschnitten wurden; so verstümmelte man auch die Obstbäume auf diese elende Weise. Man machte die seltsamsten Pfropfungen von allerley Bäumen auf einander. — Der erste vernünftige Mann, der die Mißbräuche in Ziehung der Bäume, die abgeschmackten Veredlungsarten und den mörderischen Gebrauch die Obstbäume wie Buchenhecken zu scheeren, bekämpfte, war ein Einsiedler, *Arnold von Antilly*, der 1652 *la manière de bien cultiver les Arbres fruitiers* herausgab. Die Spaliere behandelte er auf vernünftige Art, und brachte sie zuerst in Aufnahme. *Laurent* schrieb 1675 *Abregé pour les Arbres nains*. Er pries zuerst das Lattenwerk zu Spalieren an. — Aber unter König Ludwig XIV, der selbst ein großer Liebhaber der Gärtnerey war, und aus allen Welttheilen Bäume und Saamen herbeybringen ließ, und unter seinem Oberaufseher der Gärten, dem *Quintinye*, der 1690 lebte, gieng erst das größte Licht in der Obstbaunzucht auf, da der Aberglaube mit den Mondsveränderungen und die Kindereyen im Baumschnitt verdrängt wurden. *Quintinye*, der Patriarch unter den Gärtnern, war der erste, der den Baumschnitt nach Regeln der Natur und Vernunft einführte. Unter ihm kamen die Freibäuser und Treibkästen auf. Einige Jahre nach *Quintinye* sieng *Givardot*, der zuvor in Kriegsdiensten stand, an, seine Privatgärten zu Bagnolet zu lauter Obstspalieren anzuwenden, wodurch er ein unfähliches Geld gewann. Ihm ahmten die Einwohner von Montreuil nach, die noch heut zu Tag vorzüglich in Erziehung der Pfirschen berühmt sind. — In der neuern Geschichte der Obstcultur Frankreichs führt der Vf. verschiedene Obstsorten von Äpfeln, Birnen, Pflaumen, etc. an, welche von Zeit zu Zeit die angenehmsten waren; und giebt über einzelne Punkte Erläuterungen, die angenehm zu lesen, im Ganzen aber unbedeutend sind. Nicht einmal die französischen Haupt-Pomologen, *du Hamel*, *Schabol* etc. hat er nach *Quintinye* genannt.

LEIPZIG, b. Voss u. C.: *Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professionisten und Kunstliebhaber*, von C. A. F. Hochheimer. Fortgesetzt und mit einer Vorrede von M. Hoffmann. Dritter Theil. 1800. 760 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieses nützliche Buch, von welchem bereits bey den vorhergehenden Theilen bemerkt worden, daß

es keineswegs von dem Schlag der gewöhnlichen sogenannten Kunstbücher sey, welche allerhand abentheuerliche Mittel vorschlagen, enthält viele gute Vorschriften aus der Chemie, Kochkunst, etc. und viele in der Erfahrung bewährte Probestücke. Dieser Theil ist mit den vorigen von gleichem Werthe. Die Vorschriften sind meist gut geordnet und den Grundsätzen der Chemie, Botanik, Pflanzkunst etc. nicht widersprechend. Indessen läßt sich nicht für die Richtigkeit aller und jeder vorgeschlagener Mittel einsehen. Einen höhern Werth aber hätte der Vf. seinem Buch beygelegt, wenn er wenigstens bey den meisten vorgeschlagenen Mitteln, besonders bey den wichtigeren die Schrift citiret hätte, woraus er dieselben genommen, wie er bey Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben S. 513 sonst aber äußerst selten gethan hat. Es würde sein Verdienst, das er sie mit Klugheit gesammelt hat, nicht geschmälert, vielmehr erhöht, und das Zutrauen gestärkt haben. Nr. 220. S. 372. enthält Verhaltungsregeln bey den Blattern oder Pocken. Welcher Arzt hat sie besonders vorgeschrieben? — wird jeder sogleich fragen, den es vorzüglich interessiert. Nebenbey fragt Rec., warum der Vf. bey dieser Gelegenheit nicht die wohlthätige Erfindung der Kuh- oder Schutzpockenimpfung gepriesen habe, um so manches Leben retten zu helfen. — Das Trocknen des Stein- und Kernobstes, der Frostableiter etc. ist aus Christ's Handbuch über die Obstbaumzucht. — S. 496 hat er gute Vorichtsregeln bey der Ruhr; aber wo sind sie her? — Das Mittel des Hn. de Meuve, die Pflschenbäume von den Baumwanzen, durch Bestreichung mit Baumöle zu befreyen, taugt nicht.

EISENACH, in d. Wittekindtschen Hofbuchh.: *Guter Rath für Hauswirthe und Oekonomen.* — Eben-

falls ein Noth- und Hülfsbüchlein. 1800. 154 S.

8. (9 gr.)

Dieses Noth- und Hülfsbüchlein ist ein Quodlibet von allerley zusammengestopelten Künsten, die in den hunderten von Kunstbüchern öfters aufgetischt worden und hier besonders ohne alle Ordnung bunt und kraus sich aufeinander drängen. Bald kommt ein Recept aus dem Kochbuch: bald ein Kunststück: bald ein Trank für Ochsen, Kuh und Kalber; vom Stall kommt er in die Waschküche; dann fällt ein Brosamlein aus der Gärtnerey etc. Gleichwohl ist der Vf. weder Gärtner, noch Arzt, noch Oekonom. Wenigstens hätte er doch prüfen sollen, was er hier und da fand, und wieder niederschrieb. Z. B. Sein Noth- und Hülfsbüchlein fängt sogleich ohne allen weitern Eingang mit dem Kunststück an: „Leinwand „in kurzer Zeit schön weiß zu bleichen. Man muß „schiechtenweiß zwischen die Leinwand, Merrettig- „Blätter, oder auch Wermuth legen, und alsdann „siedend Wasser darauf gießen.“ — Welche Hausmutter wird nicht für diese weise, deutliche und umständliche Belchrung dankbar seyn! Das darauf folgende Mittel: „Eyer frisch zu erhalten,“ besteht in dem jeder Wirthin bekannten Einlegen in Roggen oder dergleichen; eine jede Bäurin aber hätte ihm sagen können, das es nur Eyer seyn müßten, die vom August an gesammelt werden: denn die vom Junius und Julius würden gleichwohl darin verderben. So würde ihm auch eine kluge Hausfrau haben sagen können, das Butter, in feinerne Töpfe einzufalzen, keineswegs der Gesundheit höchst nachtheilig sey, wie er S. 10 vorgiebt: Vielleicht aber stand in dem Kochbuch, woraus er geschrieben: man solle die Butter nicht in irdene *glasurte* Töpfe einzufalzen. Hier und da kommt freylich auch ein gutes und brauchbares Mittelchen vor; aber diese wenigen von den übrigen zu sondern, würde der Mühe nicht lohnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Kiel, gedr. in d. Schulbuchdr.: *Authentische und umständliche Beschreibung der Seeschlacht, die am 2ten April (1801) zwischen der Escadre des Admiral Parker, insbesondere zwischen derjenigen Division derselben, die Lord Nelson commandirte und der dänischen Defensionlinie, unter dem Befehle des Kommandeur O. Fischer auf der Kopenhagener Rhede vorfiel.* Von Professor Olivarius. — Dieser Beschreibung, die sich auf die officiellen Berichte und andere zuverlässige, von beiden Partheyen herrührende Documente gründet, ist eine sehr genaue Karte angehängt, welche auf die erste Ansicht die Lage der Schiffe und Batterien zeigt, so wie die Anzahl ihrer Kanonen, die verschiedenen Gattungen von dem Fahrzeugen und die damit vorgenommenen Manöuvres. 1801. 32 S. 8. Was der ausführliche Titel verspricht, findet man in der kleinen Schrift wirklich; sie setzt den Leser in den Stand, diese berühmte Schlacht,

von der so widersprechende Berichte erschienen, deutlich zu übersehen, und enthält zur Beantwortung der dabey möglichen Fragen alles Nöthige, unter andern auch eine Anmerkung über den Durchgang der Engländer durch den Sund, über den man sich zu manche unrichtige Anmerkungen, besonders zum Nachtheile Schwedens, erlaubt hat, und über die dänische Marine. Der Vf. ist derselbe, der in seinem zur nähern Bekanntschaft mit den nordischen Reichen bestammten, (von *Baudus's Spectateur du Nord* verschiedenen) Journale: *le Nord littéraire, physique, politique et moral* mehrere Beyträge über die dänische Marine, so wie über andre Gegenstände seines Vaterlandes und der benachbarten Staaten geliefert hat, und wahrscheinlich auch künftig mit gleichem Eifer fortfahren wird, die nähre Kenntniß jener Länder immer mehr zu befördern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 19. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. f. herausgegeben von M. C. Sprengel. Fünfter Band. 1801. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)*

Dieser Band enthält 1) *Reise nach der westlichen Küste von Africa, in den Jahren 1786 u. 1787 von L. Degrandepre. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen.* Nicht bloß in den genannten Jahren, sondern auch 1777 war der Vf. als Negerhändler in dem westlichen Africa an der Südseite des Aequators oder in den Ländern Loango, Cacongo und Angoy, welche letztere auch Malemba und Cabenda genannt werden. Wenn er gleich von den Producten nicht viel und nicht gelehrt gehandelt hat: so findet man doch bey ihm schätzbare Bemerkungen über die innere Verfassung, die Gebräuche, die Sitten und den Charakter der Neger, und den Negerhandel, welche man bey Proyart und andern nicht antrifft, und seine Beschreibung, wodurch die Erdkunde wirklich erweitert ist, verdiente in eine diesem Zweck gewidmete Bibliothek aufgenommen zu werden. Die von andern als ungefund verschrieene Küste wird als sehr gefund gerühmt. *Die Natur hat alles für dieses schöne Land gethan; das Clima ist vortreflich u. f.* Die S. 6. erwähnten *Erbfen mit Füßen* sind wohl die von Bruns in Afrika 4. Bd. S. 72. angeführten *Jecuba* oder Erbsen, die unter der Erde wachsen, und wovon man in *Zimmermann's* Taschenbuch der Reisen für 1802 eine Abbildung findet. Schade, daß Hr. S. den sonderbaren Ausdruck nicht erklärt hat. Aber das ist leider oft der Fall mit den Anmerkungen, womit die aus fremden Sprachen übersetzten Reisen versehen sind. Man erklärt einige Schwierigkeiten, und läßt sehr viele unerläutert stehen. Den Waldmenschen, Troglodyt, hat der Vf. nie bekommen können. Was er von der Sagacität eines Weibchens von dieser Art, das er selbst gesehen hat, S. 16. erzählt, erregt Bewunderung. Anatomen werden vielleicht am meisten bezweifeln, daß er den monatlichen Reinigungen unterworfen war. Der 1te Abschnitt von *Producten*, der im Ganzen sehr mager ist, wird mit dem Rathe beschlossen, hier Colonien anzulegen, wodurch man das Deficit decken könnte, welches durch den *Verfall* (S. 22. soll wohl heißen *Verlust*) — der Antillen entstehen muß. — 2ter Abschn. *Religion, Sitten und Gebräuche.* Manches war schon aus früheren Reisen bekannt. Allein man findet doch auch verschiedenes, A. L. Z. 1802. Erster Band.

was andern Beobachtern entgangen war. Z. E. man kennt keine andere Strafe als von dem Pöbel zerrissen zu werden. Der Vf. hat die Vollziehung der Strafe selbst mit angesehen, erkaunte nicht wenig über die Wuth, womit man den Verurtheilten zerriss, bemerkte aber nicht das mindeste Verlangen, ein Stück von dem zerrissenen Körper zu verzehren. Die Liebhaber der Kirchengeschichte werden S. 50. die neuesten Schicksale der Mission nach Congo, die sehr traurig für sie ausfielen, mit Interesse lesen. 3. Abschn. *Regierungsform.* Hier kommt der Vf. mit Proyart in der Hauptsache überein, ohne es zu bemerken, vielleicht ohne es einmal zu wissen, und dies bestätiget seine Glaubwürdigkeit. Die europäischen Schiffscapitains haben das Vorrecht der Prinzen von Geblüte, innerhalb ihres Bezirkes alle Schwarzen ohne Unterschied, die Prinzen ausgenommen, zu rauben und zu verkaufen, und sie machen nur gar zu oft Gebrauch davon. Das Land wird dadurch so sehr entvölkert, daß der Vf. die Anzahl der Einwohner in den 3 Königreichen nur auf 600,000 Menschen anschlägt. Der 4. Abschn. enthält schätzbare Nachrichten von dem *Negerhandel* in Loango. Die Neger von Montele haben sich die Zähne beseilt, um sie spitzer und schärfer zu machen. Sie sind also nicht von Natur so, wie einige geglaubt haben. Loango liefert den vierten Theil aller Sklaven auf dieser Küste. In Malemba werden die besten eingehandelt. In der Bucht Cabenda haben die Portugiesen sich mehrmalen niedergelassen, welches aber die Franzosen nicht haben zugeben wollen. Jetzt ist das Fort zerstört. Die Neger sind Nachbarn von *Sogno*, das von einem feigen und verrätherischen Volke bewohnt wird, welches die Missionarien, die dahin gegangen sind, sehr übel empfangen hat. Fast die Hälfte der Neger, die eingeschifft werden, sind beschnitten. In Ambriz 7° 20' S. B. ist der Negerhandel von keinem Belang. Bey dem Flusse Massula, etwas weiter südwärts, findet man den ersten portugiesischen Posten. Die Neger wissen alten Sklaven, die sie verkaufen, ein junges Ansehen zu geben; daher Vorsicht nöthig ist, um nicht betrogen, oder, nach der Sprache des Ueberf., die nicht die correcteste ist, *angeführt* zu werden. Doch werden die Negermäkler von den listigen Europäern bey dem Menschenhandel auf mancherley Art betrogen, welches der Vf. offenherzig erzählt. Hoffentlich hat er auf dem Lande sich so ehrlich gegen sie bewiesen, als er sie auf dem Schiffe menschlich behandelt hat. Denn nie hat er seinen Sklaven Fesseln angelegt. Die lesenswürdige Einleitung des Hn. S. recensirt die Bücher, die man als

als Quellen für diesen Theil von Africa ansehen kann, und die er nicht in Uebersetzungen, sondern in der Urschrift vor sich liegen hatte. Seine Anmerkungen sind zum Theil aus den neuesten englischen Schriften über den Sklavenhandel genommen.

2) *Johann Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Africa in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen. S. 400.* In der Einleitung werden nach Gewohnheit die bisherigen an Ort und Stelle aufgenommenen Beschreibungen des südlichen Theils von Africa, mit kritischen Bemerkungen angeführt. Hr. S. scheint sie aber nicht mit der Sorgfalt entworfen zu haben, welche er sonst anzuwenden pflegt. S. IV. werden *Forster* und *Thunberg* in eine Classe unter die Reisenden gesetzt, die am Cap gelegentlich ansprachen. Welch ein großer Unterschied ist aber zwischen *Forster*, der sich nur einige Wochen, höchstens Monate auf dem Cap aufhielt und die Capstadt nicht verließ, und *Thunberg*, der 3 Jahre lang die Colonie in mehreren Richtungen durchwanderte. Hr. S. verließ sich, als er dieses schrieb, auf sein Gedächtniß, und hatte weder *Thunberg* noch andere, die vor ihm kritische Verzeichnisse der in dem südlichsten Afrika unternommenen Reisen geschrieben haben, vor Augen. Von *Patterfon* urtheilt er unfre Meynung nach unbillig, wenn er ihm Schuld giebt, Auszüge aus *Sparmanns* Reise in die feine aufgenommen zu haben. Die Gegenden, wohin er gereiset ist, werden nicht deutlich angegeben. S. XIII. *Maffon*, den englischen Gärtner, dessen Nachrichten *Bruno* im 3. Bd. von Africa excerpirte und der nachher zum zweytenmal auf dem Cap gewesen ist, nebst andern übergeht er ganz mit Stillschweigen. Die Zeit, die *Sparmann* auf dem Cap zubrachte, kann auch nach der Art, wie Hr. S. S. XI. davon schreibt, für länger genommen werden, als sie wirklich war. *Er beschäftigte sich*, sagt er, *dort als Naturforscher von 1771 bis 1776, die Zeit ausgenommen, da er auf dem Schiffe Resolution als Begleiter der beiden Forster in der Südsee zubrachte.* Die meiste Zeit, nämlich 3 Jahre war er auf dem Schiffe, es bleiben also nur 2 Jahre für seinen Aufenthalt auf dem Cap übrig.

Doch genug von der Einleitung. Die Reise selbst ist eine von den vorzüglicheren und der Ehre vollkommen werth, die ihr Hr. S. erzeigt hat, ganz und nicht auszugsweise übersetzt zu werden. Was die Franzosen während des letzten Krieges in Aegypten, das haben die Britten auf dem Cap gethan, d. i. beide Nationen haben ihren Besitzstand zum Besten der Erdkunde angewandt, und Mittel, die eroberten Länder zu einem bessern Wohlstande zu erheben, vorgeschlagen. Nur ist es in Nordafrika von vielen Gelehrten, in Süden nur von einem, der aber die Kenntnisse vieler in sich vereiniget, als Secretär des Gouverneurs, in wichtigen Geschäften Reisen in der Colonie machte, und die beste Gelegenheit hatte, sich von dem Zustande der gesammten Colonie zu unter-

richten, geschehen. Gleich der 1. *Abchn.* giebt eine viel gründlichere Uebersicht der Colonie am Cap, und genauere Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, als man in andern Reisen liest. Nach einer Berechnung, die sich auf geometrische Vermessungen gründet, wobey aber die Art, wie man dabey zu Werke gegangen ist, nicht angegeben wird, ist der Flächeninhalt 128150 englische Quadratmeilen groß, und die Zahl der Weissen auf er der Capstadt hier nur 13000. (In der sonst getreuen Uebersetzung ist ein Druck- oder Schreibfehler. Für *about* hat sie *mehr als*. Vielleicht war geschrieben *nicht mehr als*). Das Ganze wird eingetheilt in 4 Districte, das *Cap*, *Stellenbosch*, *Drakensteen*, *Zwellendam* und *Graafreyneet*. Der Verbesserungsgeist der Engländer hat sich hier schon thätig bewiesen, und wer muß nicht als Kosmopolit bedauern, daß er in dem letzten Frieden sein Grab gefunden hat. Der von den Holländern in den letzten Jahren vernachlässigte Garten auf dem Cap sollte nicht allein africanische Pflanzen, sondern auch aus andern Welttheilen aufnehmen. Man wollte Versuche mit Baumwolle, Indigo, Zucker, Kaffee, Thee und andern Producten machen. Steinkohlen wurden in der Nähe der Capstadt entdeckt. Auch in der Gerichtsverfassung wurden Reformen gemacht. Die Tortur und das Rädern sind auf königlichen Befehl abgeschafft, und doch wider die Erwartung des Gerichtshofes weniger Menschen hingerichtet. Neue Abgaben hat die englische Regierung nicht auferlegt, vielmehr einige der alten aufgehoben. Das Papiergeld hat mit dem baaren Gelde gleichen Werth bekommen, und von diesem hat England 2 Millionen Thlr. im Umlauf gebracht. Unordnungen, welche im Begriff waren auszubrechen, wurden durch die Engländer unterdrückt. Wenn alle diese Nachrichten wirklich gegründet sind (uns scheinen sie wenigstens sehr glaubwürdig): so ist die englische Besitznehmung von der Colonie sehr wohlthätig für sie gewesen. 2. *Abchn.* enthält Bemerkungen auf einer Reise durch das Karro oder die trockene Wüste nach der Landvogtey *Graaf-Reyneet*. Nicht bloß die Naturreiche, unter denen das von den vorigen Reisenden wenig geachtete Mineralreich die Aufmerksamkeit des Hn. B. hauptsächlich an sich gezogen hat, sondern auch die Menschen in allen ihren bürgerlichen und politischen Verhältnissen werden von ihm genau beobachtet. Man lese nur, was er von den Bauern S. 71. u. f. sagt, die gegen die hochaufgeklärten englischen sehr contrastiren. Weil er sich nicht einfallen ließ, daß die Britten diese Colonie wieder zurückgeben würden: so berechnet er den Vortheil, den sie von der bessern Benützung der Producte ziehen würden. Z. E. der Pflanze *Salsola*, um Sode oder *Barilla* daraus zu bereiten. Daß der Strauß mit 2, 3 auch 5 Weibchen in Gemeinschaft lebt, ist eine Erfahrung, die Hr. B. zuerst gemacht hat. 3. *Abchn.* Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Kaffern. Nachdem der Landdrost mit Hn. B. in *Graafreyneet* angekommen war, machte jener Anstalt, durch münd-

mündliche Unterredung die Kaffern, welche in großen Haufen über den Fischfluß, der den Kaffern und Holländern zur Gränzlinie diente, in das holländische Gebiet gegangen waren, zum Rückzuge zu bewegen. Das Dorf, wo der Droft wohnt, im 22° 11' S. B. und 26° O. L. das wie sein gesamter weit-schichtiger District bisher auf allen Karten gefehlt hat, ist nicht von der Art, daß ihn seine Collegen in Europa darum beneiden werden. Es hat ein traurigeres Ansehen, als irgend ein Dorf in England. Die Lebensnothwendigkeiten können nur mit Mühe erhalten werden. Die Reise nach dem Kaffernlande gieng erst gegen Süden nach den berühmten Zoutpans, deren Salzigkeit sich der Vf. nicht aus der Nähe des Meeres, sondern aus dem Steinsalz, das das Wasser berührt, erklärt. Die Trägheit der Holländer erleihtet man auch daraus, daß sie weder das Zebra und Quagga, noch den Büffel zu zähmen versucht haben. Jedes andere Volk, meynt Hr. B. welches 150 Jahr im Besitz des Caps gewesen wäre, würde es versucht haben. Aber auch die Spanier? auch die Portugiesen? möchte man fragen. Die Zwartkopsbay, wobey man die Karte ansehen muß, weil die von Hn. B. gezeichnete von allen übrigen abweicht, ist zwar nicht vor den Winden gedeckt, allein sie gewährt einen guten Ackergrund und reichen Fischfang, und könnte, weil das Land fruchtbar und mit Waldungen bewachsen, und das Rindfleisch schmackhaft ist, für die ostindische Compagnie und für die ganze Colonie sehr nützlich werden. Da kein Küstenhandel Statt findet: so hat man die Bauern nicht bewegen können, den Ackerbau zu erweitern. Eine Antelopengattung, Rietboek genannt, deren Seltenheit auch Sparrmann bezeugt, traf Hr. B. hier in Menge an, und beschreibt sie. Er verimuthet auch, daß um die benachbarte Camtoosbay Bleyminen mit Nutzen bearbeitet werden könnten. Die Hottentotten haben seit einigen Jahren sehr abgenommen, und werden binnen kurzem ganz ausgestorben seyn. In dem großen District Graafreynet ist nicht eine einzige Horde freyer Hottentotten, und vielleicht nicht 20 Einzelne, die außer dem Dienste der Holländer leben, obgleich in dem District 10.000 (?) und in der ganzen Colonie 15.000 Hottentotten leben. Sie werden zwar nicht von ihren Herren verkauft; allein die Bauern in Südafrica haben die in ihren Diensten stehenden Hottentotten mit nicht minderer Grausamkeit behandelt, als die Pflanze in Westindien ihre Negerklaven. Die Prügel, welche sie bekommen, werden nach der Zeit, und da die Bauern keine Uhren haben, nach Pfeifen Tabak abgemessen. Eine Zeitbestimmung, wonach auch in Malacca von den Holländern Prügel ausgetheilt werden. An der Ostseite des Sonntagflusses stieß unsre Reisende bald auf eine Horde von Kaffern, die, ob sie gleich Nachbarn der Hottentotten sind, doch an Manieren, Körper und Charakter weit von ihnen unterschieden sind. Hr. B. hält die Männer für die schönsten Gestalten, die er gesehen hat. Auf Befragen, warum sie sich an

die Westseite des nach den Verträgen zur Gränze angenommenen großen Fischflusses begeben hätten, antworteten die Häupter, daß die Colonisten zuerst den Bund gebrochen und im Kaffernlande gejagt hätten. Es war dieses vollkommen wahr; Colonisten hatten einen Theil des Landes als ihr Eigenthum bestellt, und waren im Begriff, sich noch weiter auszubreiten. Ehe Hr. B. und seine Gesellschaft zum Kafferkönige reiseten, zogen sie nach der Mündung des Fischfl., die wie alle Flüsse auf der Ostseite von Africa versandet ist. Die Ochsen, wenn sie nicht ziehen wollten, wurden von ihren Führern mit Messern über die Rippen und Schenkeln zerfetzt; eine Behandlungsart, welche vielleicht die Bauern von den Kaffern gelernt haben, bey denen Hr. B. kurz vorher so übel zugerichtetes Rindvieh gesehen hatte. Das Geschäft mit dem Könige, welcher 40 engl. M. gegen Oiten von dem Fl. residirte, wurde bald abgethan, und die alte Gränze beider Gebiete aufs neue festgesetzt. Die Kaffern legen sich mehr auf Viehzucht (und ausschließlich wird Rindvieh von ihnen gezogen), als auf den Ackerbau. Sie jagen viel, und das größere Wild ist schon selten geworden. Aus dem Besitz der Meeresküste ziehen sie weder durch Fischerey noch durch Schiffahrt den mindesten Nutzen. Auf der Ostseite des Fischfl. untersuchte auch Hr. B. die Mündung des Keiskammafl. Auf der Rückseite über den Fischfl. nach Reynet entdeckte er neue Arten von Bauholz, und Eisen und Ocher auf den Bergen, welche diese Mineralien fast überall hervorbringen.

(Der Beschluß folgt.)

MATHEMATIK.

HANNOVER, b. Helwings: *Vollständige nach dem Decimalkmaafs berechnete Tabellen zur Bestimmung des cubischen Inhalts, sowohl des runden, als des beschlagenen Holzes; nebst einer Tabelle über Bauholz, über die Bestimmung der Größe des aus einem Baume zu hauenden Blocks, und über die Schwere eines Kubikfußes verschiedener deutscher Holzarten, wie auch einer doppelten Preistabelle nach Marien- und guten Groschen. Zum Gebrauch für Forst- und Baubediente, Zimmerleute und Holzhändler. 1801. 72 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Der Vf. dieser Tabellen, Hr. G. L. Duve, setzt ihren Vorzug vor andern bisher erschienenen hauptsächlich darin, daß bey Berechnung derselben die Decimalrechnung zum Grunde gelegt worden; wogegen Rec. nur bemerkt, daß diese Art zu rechnen so lange bey den Holzabgaben nicht allgemein werden möchte, als unsre Werkleute ihren in 12 Zolle getheilten Werkfuß, nicht mit dem in 10 Zolle getheilten vertauschen werden. Es sind übrigens der berechneten Tabellen sechs. Die erste betrifft das runde Holz von 5—56 Zoll und von 1 Zoll Länge bis

bis 66 Fufs. Die andere ist für das beschlagene Holz berechnet, und geht von dem quadratischen Balken von 3 Zoll bis auf jene von 40 Zoll fort, so dafs dabey die Stärke immer um 1 Zoll bis auf 5 Zoll zunimmt, und so z. E. für 3 und 3, 3 und 4, 3 und 5, 3 und 6, 3 und 7, 3 und 8 Zoll, die Balken von 1 Zoll bis auf 66 Fufs berechnet sind. Die dritte Tabelle dienet zu Ueberschlägen des Bauholz-Bedarfs bey Gebäuden, und läuft von der 3zölligen Vierung bis auf die 13 zöllige von Zoll zu Zoll, und so immer einen Zoll weiter bis auf die Differenz von 3 Zoll fort, und die Längen sind dabey von 70 bis 13000 Fufs berechnet. Die vierte Tafel giebt das in dem Zirkel stehende Quadrat von 5 bis 56 Zoll Durchmesser; die fünfte ist eine Preistabelle, und die sechste macht anhangsweise die *Hartigische* Tabelle der specifischen Schwere unserer Holzarten. — Der Vf. hat sowohl den Gebrauch dieser Tafeln, als auch die bey denselben vorkommende Einfachaltungen sehr deutlich auseinander gesetzt, und die hier gehörigen Berechnungen der Balken-Stücke, und

der Bau - Ueberschläge beygefügt; nur scheint ebenfalls in jenen Irrthum verfallen zu seyn, den man noch hin und wieder selbst in Forstbüchern antrifft, dafs er in §. 7. die Tanne als einen geradlinichten Kegel berechnet, da bekanntlich die Nadelbäume immer vollholziger wachsen, und besonders nach Rec. Erfahrungen die ausgewachsene Tanne fast immer die Hälfte des Cylinders ist, in dem sie stehet. Auch die im §. 8. und 16. geführte Rechnung für den gestutzten Kegel und die Pyramide kann nur in so weit Anwendung finden, als die obere Dicke gegen die untere nicht viel geringer ist, wenn man auch auf die Vollholzigkeit des Stammes Verzicht thun wollte: das gestutzte Stück des Baums bleibt mehr ein Stück einer Parapoloide, als eines geradlinichten Kegels, und müfste auch als solcher berechnet werden, wenn man genau verfahren wollte. Uebrigens sind diese Tafeln für Forst- und Werkleute, und auch für Holzändler sehr brauchbar, und ihnen bestens zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Attenburg u. Erfurt, b. Rink u. Schnuphase: Die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori gerettet gegen den Angriff des Hn. Hofrath Schulze in dessen Kritik der theoretischen Philosophie. Von dem Verfasser der Schrift: über den Paulinischen Gegensatz: Buchstabe und Geist. 1801. XII. und 20 S. 8.* Nach einigen *allgemeinen* Bemerkungen in der *Vorerinnerung*, wodurch der Vf. seine Behauptung zu rechtfertigen sucht, dafs auch Hr. Schulze *Kauten* missverstanden habe; und nachdem unser Vf. sodann in der Abhandlung selbst, theils den Begriff, den die V. Kr. mit synthetischen Urtheilen *a priori* verbindet, bey seinen Lesern als bekannt vorausgesetzt, theils auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht hat, unternimmt er nun die Beurtheilung und Widerlegung des gegen die gedachten Urtheile gerichteten Einwurfes selbst, den er mit Hn. Schulze's eigenen Worten vorträgt, und welcher in der Kürze gefasst, in der Behauptung besteht: „Es sey ungedenkbar, dafs es synthetische Urtheile *a priori* gebe, weil Subject und Prädicat derselben nicht identisch seyn sollen, und doch auch wieder identisch seyn sollen, in sofern eine Nothwendigkeit ihrer Verbindung behauptet wird.“ — Hiergegen bemerkt nun unser Vf.: dafs der Begriff von synthetischen Urtheilen *a priori*, den dieser Einwurf treffe, nicht der Kantische sey; und er hat Recht, dieses zu bemerken, da ja Kant ausdrücklich behauptet, die Identität des Subjectes und Prädicates sey der *eigenthümliche* Charakter und der *ausschliessende* Vorzug der analytischen Urtheile. Der Grund des *Misverständnisses* von Seiten des gemachten Einwurfes könne demnach, wie der Vf. in seinem Raisonement weiter fortfährt, lediglich darin liegen, dafs Hr. Schulze *Identisch seyn* und *Nothwendig verbunden werden*, fälschlich selbst für *identische Begriffe* hielt, und dafs er sonach, um die logische Unmöglich-

keit der synthetischen Urtheile *a priori* nach dem Kantischen Begriffe von denselben, zu erweisen, hätte darthun müssen: *Es sey ungedenkbar, dafs aus einem andern Grunde, als weil gewisse Begriffe identisch sind, Nothwendigkeit der Verbindung derselben in Urtheilen Statt finden könne*, welches er aber nicht gethan habe. Allerdings kommt hier alles darauf an: ob das Princip der Identität und des Widerspruches der alleinige Grund einer nothwendigen Verknüpfung zwischen Subject und Prädicat in Urtheilen sey; oder ob es nicht auch eine Bedingung dieser Nothwendigkeit gebe, unabhängig von jenem blofs logischen Princip, und ohne durch dasselbe vermittelt zu seyn? — Um die Gültigkeit synthetischer Urtheile *a priori* zu bestreiten, müfste nämlich dargethan werden: dafs dasjenige *Dritte*, worauf alle reine Synthesis *a priori*, als das Medium derselben, beruht — die reine Anschauung, und durch sie die mittelbare oder unmittelbare Beziehung auf die Möglichkeit der Erfahrung — völlig unstatthaft, und dafs der Satz der Identität und des Widerspruches das einzige zugleich *positive* und *negative* Criterium der Wahrheit alles unsers Erkenntnisses sey. Ob es nun Hn. Schulze gelungen sey, diese Behauptung gegen die Lehren der V. Kr. geltend zu machen, darüber zu urtheilen, ist hier der Ort nicht. Unser Vf. äufsert am Schluß der *Vorerinnerung* den Vorsatz, über das ganze Werk des Hn. Hofr. Sch. einst seine Meynung ausführlicher zu erkennen zu geben; und unsern Urtheile nach, berechtigt ihn die kleine hier gelieferte Probe allerdings, über philosophische Gegenstände überhaupt, so wie insbesondere über den Charakter und Werth eines Werkes, wie Hn. Hofr. Sch. Kritik der theoretischen Philosophie ist, dem unser Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, auch seine Stimme zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. s. f.* herausgegeben von M. C. Sprengel. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach einer Abwesenheit von zwey Monaten kam Hr. B. wieder in Reynet an, und reiste drey Wochen nachher nordwärts hinter die Schneeberge in das Land der Buschmänner, wovon der 4. Abschn. handelt. Diese auf dem Cap sehr gefürchteten Menschen leben bloß von natürlichen Landesproducten und Räubereyen, die sie an den Colonisten und Nachbarn begehren. Man wollte einen Versuch machen, sie durch Geschenke zu gewinnen, daß sie ihr wildes Leben verlassen möchten, und die Gränze jenseit der Schneeberge gegen Norden genauer kennen lernen. Man gelangte bald zu ihren Hölen, und bemerkte darin Abbildungen von Thieren dieser Gegend, die sehr gut gerathen und zum Theil frisch gezeichnet waren. Auf dem Schneeberge ist gar kein Strauchwerk, und es giebt daselbst viele Menschen, die nie einen Baum gesehen haben. Doch wächst das Getreide so gut, als in den niedrigeren Theilen. Die Verwüstungen, welche die Heuschrecken und die Buschmänner anrichten, sind die Plagen des Landmanns, der auf den Höhen die besten Schafe, und in den Ebenen die besten Rinder in der ganzen Colonie züchtet. Hr. B. war auf dem Schneeberge; als das Land von einer unzählbaren Menge von Heuschrecken nunmehr in das dritte Jahr heimgesucht wurde. Doch schmeichelte man sich, durch die Heuschreckenfresser, eine Drosselart, die sich gezeigt hatte, bald davon befreyt zu werden. Antelopen und andere Thiere, welche von andern Reisenden, die nicht so weit vorgedrungen sind, nur selten gesehen wurden, sah Hr. B. Heerdenweise und jagte sie z. B. das Gnuthier, Quagga, u. a. m. Die Hauptabsicht, mit den Buschmännern eine freundliche Unterredung anzuknüpfen, wurde nicht ohne Blutvergießen erreicht. Gewiß ist noch von keinem Reisenden diese Menschenrasse so genau und umständlich geschildert, als von Hn. B. An den Männern bemerkte er, daß, um desto schneller laufen zu können, die Hoden an die obere Seite der Ruthe gedrückt waren, und an den Weibern, daß die Nymphen oder innere Schamleitzen verlängert waren. Diese Verlängerung ist bey allen Hottentottinnen, nur nicht so stark, und zu diesem Stamme gehören auch

A. L. Z. 1802. Erster Band.

die Buschmänner. Beide sollen Abkömmlinge der alten Aegyptier und Aethiopier seyn! Die guten Vorschläge, die Buschmänner durch Sanftmuth zu gewinnen, werden schwerlich von den Holländern ausgeführt werden. Als unsere Reisende den Seekuhfluß verfolgten, kamen sie endlich am Ende desselben an einen großen Fluß, der gegen Nordwesten floß, und aus seiner Breite und Richtung schloß man (ob nicht zu voreilig, mögen spätere Reisende untersuchen,) daß es derselbe Fluß sey, der sich auf der Westküste zwischen den großen und kleinen Namaquas ergießt, und welchen der Oberst Gordon den Orangefluß nannte. Auf dem Rückwege hielt man sich mehr gegen Osten, und fand auf dem Zureberg, der zu der höchsten Bergkette in der Südspitze von Afrika gehört, sehr viele seltene Pflanzen. Aus einer Zeichnung, die Hr. B. an einer Felsenwand wahrnahm, folgert er die Existenz des Einhorn, die aber, wie Hr. S. erinnert, dadurch noch lange nicht außer Zweifel gesetzt ist.

Der 5. Abschn. enthält die Bemerkungen, welche Hr. B. auf einer Reise längs der Küste, von Graf Reynet nach dem Cap machte. Wegen der anhaltenden großen Dürre war es unmöglich, durch das Karro oder die Wüste zu reisen. Was schon Stubenlehre in Deutschland vorgeschlagen haben, daß man sich auf dem Cap der Kameele zum Fortschaffen der Waaren und Reisenden bedienen sollte, das hat auch den Beyfall des Hn. B. Aber wird der träge unthätige holländische Bauer zu dieser Veränderung gebracht werden können? Die Plettenbergs- und Muschelbay wurden besucht. Sie sind wie alle auf dieser Küste dem Südostwind offen. Im District Stoltenbosch haben Herrenhuther Missionarien zu nicht geringem Aerger der Bauern über 600 Hottentotten zu civilisiren angefangen, und wollen auch unter den Buschmännern und Kaffern das Christenthum verbreiten. Sie wurden von der englischen Regierung begünstigt, und werden sehr gelobt. — War Hr. B. in Südosten viel weiter gekommen, als einer seiner Vorgänger: so ist er im Norden der Colonie hinter ihnen zurückgeblieben. Denn hier gieng seine Reise noch nicht bis an den 30° S. B. da Vaillant bis an den Wendekreis kam. Der 6. Abschn. enthält die Bemerkungen auf einer Reise in das Land der Namaquas. Da der Vf. auch diesmal in Geschäften der Regierung reisete: so mußten die Bauern, wo es verlangt wurde, umsonst Vorspann leihen. Was S. 351. und vorher S. 274. von Vaillant's Reisen aus dem Munde derer, die ihn gekannt haben, angeführt wird, muß die Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit, die

Hhh

die verschiedene geäußert haben, bestärken. Es wird ihm vorgeworfen, daß die Heldenthaten, welche er in diesem Welttheile verrichtet haben will, größtentheils erdichtet sind. Die Saldanhabay hat zu jeder Jahreszeit einen guten Ankerplatz, ist aber wegen Mangels an Holz und frischem Wasser zum Sammelplatz einer Flotte untauglich. Hr. B. thut Vorschläge, dem Mangel abzuhelfen. Von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Bauern werden merkwürdige Beyspiele angeführt; allein man muß sich nicht darüber verwundern, da auf dem Kap selbst keine Druckerey als für Anzeigen und Rechnungen existirt. Nach den Versuchen, die Hr. B. in dem Namaquas Laude anstellte, ist es ihm wahrscheinlich, daß unter den meisten Flußbetten unterirdische Ströme fließen. Die Eingebornen sind von den Bauern fast ganz verdrängt, und werden in wenigen Jahren sämmtlich ihre Sklaven seyn. Am Ende werden noch Versuche erzählt, die die Engländer mit dem Anbau von Viehfutter, Sesamum, Hanf u. a. m. auf dem Cap gemacht haben, und gut ausgefallen sind. Wäre die Colonie von einem thätigeren Volke bewohnt: so würde vielleicht der Aufenthalt der Engländer bald die Folgen nach sich ziehen, daß sie des Mutterlandes entbehren könnte.

Wenn wir gleich das vorhin der Uebersetzung im Ganzen ertheilte Lob der Treue nicht zurücknehmen wollen: so müssen wir doch gestehen, daß wir bey einer nur Theilweise vorgenommenen Vergleichung mehr als einmal Fehler bemerkt haben, die den Sinn verderben. Z. B. S. 45. wird von den Einwohnern in der Capstadt behauptet, daß es *nur wenig Wohlhabende* unter ihnen gebe. Wer kann dieses für wahr halten, der nur irgend eine Reise um das Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen hat, oder die Holländische Sparsamkeit in und außer Europa nur einigermaßen kennt. Hr. B. hat gerade das Gegentheil gesagt — *many in easy circumstances*. — *Ebend.* Gegenstände der öffentlichen Mildthätigkeit *objects of public charity* werden zu solchen, die auf öffentliche Unkosten leben erniedriget. — *Ebend.* Aus einem sehr geringen Abzug *very little drawback* wird gar kein Abzug gemacht. — S. 46. Bey dem Frauenzimmer auf dem Cap mag der Uebersetzer es verantworten, daß er den Zug *generally of a small delicate form* in ihrer Beschreibung ausgelassen hat. — S. 48. wird von der Einfuhr auf dem Cap behauptet, daß sie *verringert sey*. Das Original sagt aber, daß die Preise der Einfuhr-Artikel gefallen sind, *the articles of import have fallen in their prices*. — *Ebend.* Die Hausbesitzer haben eine doppelte Einnahme. Woher die Vermehrung der Einnahme entstanden sey, wird im Original bestimmt angezeigt, nämlich durch die erhöhte Hausmiete. *The proprietor of houses in town has more than doubled his rent*. — S. 109. Von dem Landdroste in Graf Reynet muß man sich einen falschen Begriff machen, wenn man liefert, daß das Dorf, worin er residirt, von Handwerkern und Bedienten des Landdrosts bewohnt ist. Es sind aber nicht Bediente, sondern Unterbeamte *and such as*

hold some petty employments under the Landrost. — S. 140. Die Abhängigkeit der Hottentotten von den Bauern wird von Hr. B. so kläglich geschildert, daß er Sklaverey für einen glücklichen Zustand in Vergleichung mit dem ihrigen hält. *Existence to which that of slavery might bear the comparison of happiness*. Der Uebersetzer hat, wir wissen nicht warum, es gemildert, *Existenz welche der Sklaverey wenig nachsteht*.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT A. M., in d. Andreä. Buchh.: Prüfung der Grundsätze, welche über die Peräquation der Kriegskosten bisher sind aufgestellt worden, von Fried. Heinr. Hatzfeld. 1801. 182 S. 8. (16 gr.)

Gegenwärtige Schrift ist als Pendant einer frühern Abhandlung eben desselben Vf. und zum Theil als Commentar über dieselbe anzusehen. Um das Schwankende in der Anwendung der daseibst aufgestellten Grundsätze zu entfernen, und die Schwierigkeiten der Ausführung zu vermindern, hielt der Vf. noch für nöthig, das *rechtliche Princip der Peräquation* zu deduciren und festzustellen. Dieses sollte nicht nur so beschaffen seyn, daß die Verbindlichkeit der gleichen Vertheilung daraus hergeleitet werden könnte, sondern es sollte auch dazu dienen, repartitionsfähige Kriegschäden von solchen, die es nicht sind, zu unterscheiden. Gleich der erste Abschnitt beschäftigt sich daher §. 5—24. mit der Frage: „sind rechtliche Gründe vorhanden, welche für die Peräquation entscheiden?“ Hier bemüht sich der Vf. zu zeigen, daß das Peräquationsgesetz schon aus der Natur des gesellschaftlichen Verbands fließe, daß aber auch positive Gesetze (nämlich mehrere Reichsabschiede, besonders der von 1542) vorhanden seyen, aus denen gleiche Vertheilung der Kriegschäden analogisch hergeleitet werden könne. Den naturrechtlichen Grund findet der Vf. mit *Weber* in dem Satze, daß der Krieg eine gemeinschaftliche Handlung des Staats sey, deren Folgen jeder Bürger in gleichem Maasse zu tragen habe. Hingegen ist es nicht gemeint, Ansprüche auf Vergütung aller und jeder Schäden, die der Krieg veranlaßt hat, zuzugestehen. Um diesen Ansprüchen, die *Weber* auf den angeführten Satz gründet, Grenzen zu setzen, nimmt er im zweyten Abschnitt, der §§. 25—87. von der Frage handelt; „müssen alle und jede Kriegschäden unter die Staatsbürger repartirt werden?“ — den Begriff der *Garantie des Staats* zu Hülfe, welcher jene Ansprüche nach §. 36. auf die unmittelbaren Folgen einer gemeinschaftlichen Handlung einschränkt; und indem er diese Staatsgarantie zum obersten Vertheilungsprincip erhebt, erklärt er §. 37. nur die durch das gemeinschaftliche Factum des Kriegs *nothwendig* entstehenden Kosten und Schäden für repartitionsfähig, während er solche Schäden, die keine unbedingt nothwendige Folgen des Kriegs sind, wie z. B. der Raub nach Plünderungen von

der

der Vergütung ausschließt. Denjenigen Schäden, die der Vf. als eine unmittelbar nothwendige Folge des Kriegs ansetzt, giebt er §. 43. zum Unterschied von andern Kriegsschäden die besondere Benennung *Kriegslasten*, und begreift darunter alle Kosten, Schäden und Ausgaben, welche die Stellung des eigenen Heers erforderte, oder die von dem Feinde nach *Kriegsgebrauch* und *Kriegsraison* zugefügt werden können. Freylich setzen sich, wie der Vf. richtig bemerkt, einer allgemeinen Ausgleichung aller Kriegsschäden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Eine solche Peräquation würde eine endlose, die Absicht derselben vernichtende Liquidationsverhandlung voraussetzen, und in den meisten Fällen die Last über den Umfang der Staatskräfte erweitern. Wir würden aber nicht bloß Plünderungen und Verheerungen, sondern überhaupt jeden Schaden, der nicht unter die Classe der Aufopferungen gehört, die zum Besten des Reichslandes, unter dessen Bewohnern die Repartition gemacht wird, oder im Namen desselben geschehen, von der allgemeinen Vergütung ausschließen, sollte er gleich von dem Reichsfeinde nach Kriegsgebrauch oder Kriegsraison zugefügt worden seyn. Uns scheint auch, daß der Vf. mit den meisten neuern Schriftstellern über die Vergütung der Schäden des letzten Reichskriegs zu wenig Rücksicht darauf genommen habe, daß nicht sowohl davon die Rede ist, wie der durch den Reichskrieg veranlaßte Schaden unter das gesammte Reich zu vertheilen seyn möchte, sondern eigentlich davon, in welchem Verhältnisse die Bewohner einer einzelnen Provinz eines kriegführenden Staats an dem Schaden, den der Krieg der Provinz zugezogen hat, wenn der gesammte Staat sich aller Theilnahme an demselben entzieht, Antheil nehmen sollen. Nach der allgemeinen Beantwortung der Frage, welche Kriegsschäden zur gleichen Vergütung und Vertheilung geeignet seyen, zählt der Vf. §. 61. zwölf Rubriken von sogenannten Kriegslasten auf, und berührt dann §. 62. die eigentlich zum vierten Abschnitt gehörigen Fragen: nach welchen Regeln, und in welchem Anschlag die Vergütung zu bewirken sey. In einem eigenen Kapitel §§. 69—87. folgen nun „Erinnerungen und Fälle zur Entscheidung, von denen jedoch nur der Inhalt der §§. 72—81. zunächst unter die Aufschrift dieses Abschnitts gehört, während die übrigen sich mehr auf die Frage: auf wen sind die Kriegsschäden zu repartiren? und auf die Liquidation derselben beziehen. §. 75. Zeichnet der Vf. einige Fälle aus, in denen Plünderungen vergütet werden, wenn sie auch kein Surrogat für eine Landeslieferung sind. Nach §. 77. sind die Kosten, welche die Flucht der Staats-Cassen verursacht, zu vergüten, nach §. 78. den Geiseln ausnahmsweise auch der entbehrte Gewinn, nach §. 79. der Aufwand für Sauegarden zur Sicherheit solcher Gegenstände, deren Verlust zu den Kriegslasten zu rechnen gewesen wäre. Auch Abfindungssummen, Relationsgelder sind nach §. 80. ff. zu vergüten, wenn man dadurch auf keine andere

Gemeinde des Landes eine Quartierslast oder Requisition überhiebt. Der dritte Abschnitt §§. 88—168. ist der Frage gewidmet: „durch welche Mittel ist die Tilgungssumme der repartirten Kriegsschäden von den einzelnen Contribuenten zu erheben?“ Nach einigen Bemerkungen über die Rechtlichkeit einer Steuer recensirt der Vf. §§. 93—114. die vorzüglichsten von den Schriften, welche in neuern Zeiten über die Umlegung der Kriegsschäden erschienen sind, und erklärt sich dann über einzelne der in Vorschlag gebrachten Steuerarten. §§. 116—128. zeigt er die Nachtheile einer allgemeinen uneingeschränkten Vermögensteuer. Auch erklärt er sich §§. 129—135. gegen eine allgemeine Kapitaliensteuer. Der Besteuerung der öffentlich versicherten katastrirten Kapitalien ist er nicht entgegen; einer Grund- und Gewerbesteuer giebt er aber den Vorzug vor allen übrigen Besteuerungsarten. Mit jener will er billig alle Grundstücke, die im Staate liegen, ohne Rücksicht auf Steuerfreyheit belegt wissen. Es soll aber nach §. 142. nicht die bisherige Erhebungsart mit Beyziehung der exirten Güter beybehalten, sondern ein neuer Erhebungsfuß eingeführt werden. Dem Einwurf, der von den Schwierigkeiten der Ausführung hergenommen werden kann, sucht der Vf. §. 143. dadurch zu begegnen, daß er nichts als den Messgehalt der Güter so wie er in den Lagerbüchern oder andern glaubwürdigen Urkunden angegeben ist, zum Maassstab genommen, und Gütern von einerley GröÙe eine gleiche Steuer angesetzt wissen will. Würde aber dadurch nicht eine große Ungleichheit entstehen, wenn man nicht wenigstens die Hauptarten der liegenden Gründe unterscheidet, und einige derselben z. B. Aecker, Weinberge u. a. nach Verschiedenheit ihres Ertrags in Classen eintheilt. Die Haussteuer, von der der Vf. die Wirthschaftsgebäude als Magazine der landwirthschaftlichen Industrie ausnimmt, wird nach §. 144. nach Verhältniß der Miete und des Werths angesetzt, und der Grundsteuer beygeschrieben. Bey der Gewerbesteuer, die sich nach §. 153. nach der GröÙe des Gewinnes richtet, (§. 154.) mit der Grundsteuer in genauen Verhältnisse stehen, und (§. 155.) nicht nur den Grundstock nicht angreifen, sondern nicht einmal den größten Theil des reinen Ertrags verschlingen soll, scheint sich der Vf. die Schätzung des Ertrags der verschiedenen Gewerbe leichter vorzustellen, als sie wirklich ist. Wir sehen nicht ein, wie es ohne sehr drückende, beschwerliche und kostspielige Untersuchungen möglich ist, die Steuer nach dem Umfang der Geschäfte, die jeder treibt, genau abzumessen. Die Vorschläge des Vf. mögen vielleicht in einem kleinen und gewerbarmen Lande auf brauchbare Resultate führen. Wir würden von dieser Steuer bey der Umlegung der Kriegsschäden höchstens nur da einen Gebrauch machen, wo sie bereits als ordentliche Abgabe im Gange ist, und dadurch die Mühe der Errichtung eines neuen Steuerfußes entweder ganz erspart, oder wenigstens sehr erleichtert. Eine Befoldungssteuer macht der Vf. §. 162. etwas uneigentlich zu einem Theil der

Gewerbssteuer. Endlich erwähnt der Vf. §. 163—168. der unter dem Namen Verinögenssteuer bekannten Ertragssteuer, bey der man, ohne einzelne Vermögensstücke namentlich zu besteuern, alle Besitzungen und alles Einkommen von Gewerben u. s. w. zum Kapital anschlägt, und alsdann die Steuer auf mäßige Procente des Ertrags regulirt. Dieser Steuer giebt der Vf. den Vorzug vor der eigentlichen Vermögenssteuer. Bey der Frage: „wie soll man peräquiren?“ die den Inhalt des vierten Abschnitts ausmacht, handelt der Vf. §§. 172—179. von der Liquidation der Kriegschäden, wohin auch §. 54—60. und §. 82. des zweyten Abschnitts gehören, §§. 180—189. von der Erhebung der Kriegsteuer, und §§. 190—193. von der Verwendung und Berechnung derselben. Wer Vorschriften für die Peräquation und Umlegung von Kriegschäden zu entwerfen, oder dergleichen Geschäfte ohne eine bestimmte Anweisung zu besorgen hat, wird in diesem letzten Abschnitt manchen nützlichen Wink finden.

KARLSRUHE, b. Maklot: *Generaljaunerliste oder alphabetischer Auszug aus mehreren theils im Drucke theils geschrieben erschienenen Listen über die in Schwaben und angränzenden Ländern, zu deren großen Nachtheil noch herumschwärmenden Jauner, Zigeuner, Straßennräuber, Mörder, Kirch-Markt-Tag- und Nachtdiebe, Falschmünzer, falsche Collectanten, Falschspieler, andere Erzbetrüger und sonstiges liederliches Gesindel: nebst einem Anhange über die hier und da schon justificirte, in Gefängnissen und Zuchthäusern gestorbene, unter der Bande selbst ermordete und natürlichen Todes gestorbene Jauner u. s. w.* Zum eigenen

und anderer Criminaljustizbeamten Gebrauche gefertigt von *Friedrich August Roth*, Markgräfl. badischem Hofrath und zweytem Oberbeamten der Markgraffschaft Hochberg zu Emmendingen im Breisgau. 1800. 108 S. Fol.

Ein niederschlagendes trauriges Verzeichniß von 3147 Menschen, welche sich alle auf unrechtmäßige Weise, und bey weitem mehrentheils durch Verbrechen, nähren. Die größte Anzahl derselben machen die Jauner und Vaganten aus; nach diesen kommt eine ebenfalls große Zahl von Dieben; der andern auf dem Titel genannten Verbrecher sind ungleich weniger. Die Einrichtung der Liste ist, daß auf einer Columne die Numer, auf der zweyten der Vor- und Zunamen, und Spitznamen, die Beschreibung der Statur und äußern körperlichen Beschaffenheit, nebst der Bemerkung der Liste, wo sie schon beschrieben sind, auf der dritten Columne der Charakter als Jauner, Dieb u. s. w. angegeben ist. Die Beschreibung der Person ist bald mehr bald minder vollständig, je nachdem die Specialliste, woraus sie genommen ist, mehr oder weniger Materialien lieferte. Bey einer jedoch geringen Anzahl fehlt die Beschreibung gänzlich. Daß eine solche Zusammenstellung der verschiedenen Jaunerlisten ein sehr verdienstliches Werk sey, und bey der Criminaljustizpflege sehr vielen Nutzen stifte, bedarf keines Beweises. Deshwegen wäre zu wünschen, daß alle Criminalgerichte, besonders die, welche an Schwaben gränzen, sich diese Generalliste anschaffen mögen. Soviel ist Rec. bekannt, daß eine angefehene reichstädtische Regierung vorliegendes Werk bey der Verfolgung der Jauner zum Grunde gelegt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. München, b. Lindauer: *Von den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst in Bayern und dem Nutzen ihrer nähern Kenntniß, vorgelesen in einer öffentlichen Versammlung der kurf. Akademie der Wissenschaften von J. Christoph Freyherrn von Aretin, kurfürstl. Generallandesdirectionsrath etc.* 1801. 37 S. 4. Freyherr von Aretin, welcher sich seit der Wiederauflebung der Wissenschaften in Bayern als einen sehr thätigen Schriftsteller zeigt, erscheint hier mit Ruhm auf einem ihm neuen Felde der Literatur. Er durchläuft das deutsche und bayerische Staats- das bürgerliche Recht, die bayerische und deutsche Geschichte, die Geschichte der adelichen Geschlechter in Bayern und des Zeitungswesens, so wie der Kirchen- und Literaturgeschichte, Geographie, Mathematik, Arzneykunde, Theologie, Alterthumskunde und Philologie, Dichtkunst, Musik und Reitkunst u. s. w. und zeigt aus jedem dieser Fächer in den bey-

gefügten Noten alte interessante bayerische Druckdenkmäler an. So bemerkt er z. B. unter dem deutschen Staatsrechte die allererste Sammlung der deutschen Reichsgesetze, deren weder Pütter noch Klüber erwähnen. Sie ist im Jahre 1501 unter dem sonderbaren Titel erschienen: *Das Buch des heiligen römischen Reichs onderhaltung*. Hr. geh. Rath Zapf beschreibet dieselbe in den Merkwürdigkeiten seiner Bibliothek. Ueberzeugt von dem Nutzen der nähern Kenntniß der alten Druckdenkmäler eines Landes, wünschen wir, daß Hr. Baron v. A. sein Vorhaben bald realisiren möge, eine Geschichte der ältesten Buchdruckerkunst in Bayern herauszugeben, welche, nach demselben, im sechsten Zehend des 15ten Jahrhunderts dafelbst noch nicht bekannt war, und wovon man bis jetzt den ersten Buchdrucker und den ersten Drucker noch nicht bestimmt angeben kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

STATISTIK.

GOtha, F. Perthes: *Sittengemälde von London*. Nebst einer vergleichenden Charakteristik seiner Bewohner, von H * * * in London. Mit Kupfern. 1801. 255 S. 8.

Die schwierige Unternehmung, ein Sittengemälde der größten und wichtigsten Stadt in Europa zu schreiben, foderte unstreitig einen Mann; der nicht nur mit einem hellen Blicke und eindringenden Beobachtungsgeiste die strengste Partheylosigkeit verband, sondern der auch volle Zeit und Gelegenheit hatte, mit den verschiedenen Menschenclassen dieser großen Stadt in genauer Verbindung und anhaltendem Umgange zu leben. An allen diesen Eigenschaften fehlt es aber dem Vf. dieses Werkes gänzlich. Sein Blick ist nicht scharf, denn er hat mehrere Dinge ganz falsch gesehen; sein Beobachtungsgeist dringt nicht tief ein, denn ein großer Theil dieses Gemäldes enthält Gemeinplätze und allgemeinen Tadel, der auf alle große Hauptplätze paßt; dahingegen ein anderer nur zu sehr zeigt, daß er mehr von Hörensagen und aus Büchern, als aus eigener Erfahrung spricht; und partheylos ist er so wenig, daß er seine entschiedene Vorliebe für die Opposition ganz und gar nicht verbirgt, und das Ministerium ohne Unterlaß schmähet, um nicht einen schlimmern Ausdruck zu gebrauchen. Dabey zeigt sich durchaus üble Laune und Unzufriedenheit mit den Bewohnern eines Ortes, in welchem der Vf. sich wider seine Neigung aufzuhalten scheint. Der Punkt aber, in welchem Rec. ihn am mangelhaftesten findet, ist eine hinreichende Kenntniß des Gegenstandes, über den er schreibt. Man kann zehn Jahre in einer viel kleinern Stadt leben, als London ist, und nie Gelegenheit haben, sie genau kennen zu lernen. Wenn aber des Vfs. Lage und Geschäfte ihn abhielten, diesen ungeheuern Ort genau kennen zu lernen, und mit den höhern oder bessern Mittelclassen bekannt zu werden: so mußte er es nicht unternehmen, ein allgemeines Sittengemälde zu schreiben.

Dieses Urtheil könnte hinreichend seyn, und so die Recension sich enden. Allein dieses Werk kündigt sich mit Ansprüchen an; der Verleger hat bey schönem Papiere, Drucke und Kupferstichen keine Kosten gespart, und der Vf. sagt uns mit vielem Nachdrucke, daß er sich seit zehn Jahren in London aufhält, und ein noch größeres Werk über den nämlichen Gegenstand liefern wolle. Rec. hält es

A. L. Z. 1802. Erster Band.

daher für seine Pflicht, sein allgemeines Urtheil zu belegen, und den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. S. 12—18, findet sich die Beschreibung einer Mahlzeit, die ein angesehener Einwohner von London einem reisenden Deutschen giebt, der ihm empfohlen ist; und diese Beschreibung soll dem Leser einen allgemeinen Begriff von Londner Mahlzeiten geben. Der Deutsche klopft zur bestimmten Zeit an der Thüre seines Gönners an. (Wie ist der Gastgeber auf einmal zum Gönner geworden?). Bey der Mahlzeit findet er „keine frohen Scherze, kein Gelächter des Frohsinns.“ — (Wo hat der Mann gelebt, daß er noch nicht weiß, daß das Gelächter des Frohsinns schon längst von den Tafeln der sogenannten guten Gesellschaft in Europa verbannt ist?). Endlich fängt die Flasche an heranzugehen. Die Blicke des Fremden werden heiter; er fängt an, *warm zu werden, wirft verrätherische Blicke auf die lieblichen Nymphen* (die Töchter des Hauses), die am obern Theile des Tisches sitzen, *und macht Plane, ihnen näher zu kommen.* (Was? an der Tafel seinen Platz verlassen, und den eines andern einnehmen! Wer in der Art und den Sitten der höhern Stände so fremd ist, dem kann es freylich nicht unter ihnen gefallen. Er vermeide sie dann, und vorzüglich — schreibe nicht über sie). Das Ende dieser Mahlzeit ist, daß sich der Eingeladene an den Tisch setzen muß, „um sich seine Börse plündern zu lassen.“ (Unbegreiflich! Unzählige Ausländer haben zu London in Familien aller Classen gespielt, und haben bald gewonnen, bald verloren, wie es so mit gesellschaftlichen Spielen geht; nie aber hat Rec. von dem Falle gehört, daß einem die Börse wäre geplündert worden; er müßte denn unter Gauner gefallen seyn. War dies hier der Fall: so hätte es der Vf. sagen, nicht aber das Ganze als eine Probe von einer Londoner Mahlzeit und Londoner Gesellschaft geben sollen). Folgendes, S. 18, möchte wohl ein neuer Beweis seyn, wie wenig der Vf. die Stadt kennt, deren Sitten er zu malen vorgiebt: „Es ist nichts Ungewöhnliches, daß wohlhabende Leute, selbst Lords vom ersten Range, nichts als etwas kalte Küche zum Mittagmahle haben; und Suppe, Ragouts, Zugemüse u. dgl. sind eine seltene Erscheinung auf unsern Tafeln.“ S. 19. „Ein Rehbraten kostet oft 2 auch 3 Louisd'or.“ Und S. 20. „Um Weinnachten herum sind alle Postwagen mit Rehen etc. beladen.“ — Der Mann, der zehn Jahre in England gewesen ist, weiß also noch nicht, daß es in diesem Lande keine Rehe giebt? Meynt er aber Dammhirsche: so muß er nie einen gesehen, und

noch weniger von einem geessen haben, denn sonst würde er wissen, daß die Gestalt dieser Thiere ziemlich ungleich ist, und daß es nicht zwey Fleischarten giebt, die mehr von einander verschieden wären, als diese. Von dem festen Lande aber zieht man auch kein Rehfleisch, denn der Engländer schätzt es nicht. — S. 43. „Vor zehn und mehr Jahren konnte man noch einen Mann von Stande von einem bürgerlichen an der Kleidung unterscheiden. Der Kleinhändler würde gestickte Westen und seidene Beinkleider als eine feinem Stande nicht angemessene Tracht angesehen haben. Nur Leute von Stande erschienen daher in köstlichen Aufzuge etc.“ Der Vf. ist über das, was vor seiner Zeit in England geschah, eben so schlecht unterrichtet, als er ein schlechter Beobachter der gegenwärtigen ist. Vor zehn, funfzehn und mehreren Jahren war die Männertracht in den höhern Ständen so einfach, daß sie oft anstößig ward. Wäre ein Mann mit einer gestickten Weste in einer modischen Gesellschaft erschienen: so würde man ihn verlacht und einen *Antediluvian* genannt haben. So etwas konnte der Putz eines Stutzers von Kaufmannsdieners aus der City seyn. — Daß der Vf. gar zu gern tadelt, davon diene, unter vielen andern, folgende Stelle zum Beweise. S. 68. spricht er von „der Delicatesse, welche das Volk, mit Rücksicht auf theatralische Vorstellungen, bey jeder Gelegenheit aufsert. Das zarte Gefühl der Zuschauer zeigt sich hier bey der unbedeutendsten Veranlassung.“ Und S. 69. „Nichts ist lächerlicher, als die Strenge, mit welcher ein Londoner Auditorium in unsern Tagen selbst das beste Schauspiel verdammt, so bald es nur die geringste Zweydeutigkeit, oder einige zu natürliche Ausdrücke enthält.“ Rec. sollte meynen, das gereiche dem Publicum zur Ehre, zumal wenn es wahr wäre, daß es, wie der Vf. behauptet, aus gemeinen Leuten besteht. Zu dieser Tadelfucht gehört auch seine Klage, S. 112. daß ein Lord, der einen Sitz im Unterhause hat, nicht das geringste Vorrecht vor einem Krämer oder Schneider hat, der sich durch sein Geld die Würde eines Senators zu verschaffen weiß. (Uebrigens wünschte Rec. zu wissen, wer die Schneider oder Krämer sind, die im Unterhause sitzen). — Oft widerspricht er sich selbst auf der nämlichen Seite, wie S. 106. „die englische Nation ist im Grunde ein *braves, thatiges und oelles Volk*. Ihre Tugend, durch Reichthum und Luxus geschwächt, ist zwar seit einiger Zeit in Abnehmen; aber die Masse im Ganzen genommen, ist noch immer gut.“ — Und nun gleich darauf: „Die Mühe, welche sich die höhern Mächte hier geben, die *wenigen guten Züge, die noch im Charakter der Nation übrig sind*, völlig auszutilgen“ etc. — S. 111. In einem Lande, wo man dem Reichthume eine solche Uebermacht über Talente zugesieht, wie hier, wo man weiter nichts nöthig hat, als Geld, um zu den höchsten Würden zu gelangen etc. — Hatten die Lords Kenyon, Loughborough, Thurlow, hatten die gegenwärtigen Erzbischöfe von Canterbury und York, hatte der größte

Theil der Bischöfe, hatten drey Viertel der Richter des Landes, hatten die Lords St. Vincent, Nelson etc., hatten die Herren Pitt und Addington und so viel andere, welche hohe Stellen bekleiden, Geld, um zu den höchsten Würden zu gelangen? — S. 114. In einem monarchischen Staate können Männer von vorzüglichen Fähigkeiten, auch wenn es ihnen an Reichthum gebricht, — es zuletzt dahin bringen, daß man ihre Verdienste erkennt etc. — Daß das in England ganz vorzüglich der Fall ist, beweist die Liste, die Rec. eben gegeben hat, beweisen hundert andere, die einzig und allein durch ihre Fähigkeiten entweder einen Sitz im Unterhause erhielten, oder zu den wichtigsten Aemtern des Landes gelangten. Auch widerlegt er sich selbst, denn S. 113. sagt er, „daß ein Marquis von Landsdowne (dem es wahrhaftig nicht an Vermögen fehlt), ein Lord Lauderdale und andere Großen, die sich bey ihrer erhabenen Würde durch vorzügliche Talente auszeichnen, kaum eines Blickes von den Ministern und selbst dem Könige gewürdigt würden.“ (Er hätte noch hinzusetzen können, daß Englands reichster Herzog und hundert andere sehr reiche Männer weder Würden bekleiden, noch am Hofe in Ansehen stehen). S. 126. beschreibt er eine Londoner Assemblée. Das Uebertriebene weggerechnet, sind diese Gesellschaften gerade die nämlichen, die man in allen großen Hauptstädten von Europa findet. Die moralischen Betrachtungen, die der Vf. darüber anstellt, sind Gemeinplätze, die man oft gelesen hat. — „Die schönsten Gesichter (S. 129.) verwandeln sich in Furien-Physiognomien. Hier wird eine Rosenwange (beym Spiele) auf einmal lilienweiß. Dort scheint Fiebersrost eine greise Matrone zu schütteln. Wilde Leidenschaften schaffen Engelsgestalten zu Teufeln um, und Schadenfreude, Angst, Betrug, Verzweiflung, rasender Leichtsin und grinsende Habsucht scheinen hier um die Oberherrschaft mit einander zu kämpfen.“ — Welcher Mann von Welt wird nicht in dieser Beschreibung sogleich den Sittenmaler erkennen, der Gesellschaften beschreibt, die er nie gesehen hat. Wußte der Mann nicht, daß eben die Menschenklasse, von der er redet, durch Lebensart und Uebung eine Gewalt über sich hat, welche diese groben Ausbrüche der Leidenschaft verhindert! — Nachdem er S. 131. erzählt hat, wie Leute vom Stande und Mode ihre Besuche machen und erwiedern, setzt er sehr treuherzig hinzu: „Aber sagen sie selbst, wozu dient alles dieses ermüdende, nichts bedeutende Ceremoniel? Der vernünftige Endzweck eines Besuches ist doch nichts anderes, als gesellschaftliches Zusammenkommen und Unterhaltung“ etc. — Freylich wohl! Aber einer, der so wenig im Katechismus der höhern Stände und der Mode bewandert ist, sollte alles eher thun, als über eine Welt schreiben, von der er nicht den geringsten Begriff hat. S. 136. Kaum hat ein Kaufmann vom ersten Range angefangen, sich in den Wirbel der großen Welt zu stürzen: so wird in ihm die Begierde nach einem Titel rege — er wird Ritter etc. — Ganz und gar

gar nicht! Der Kaufmann, der hier beschrieben wird, kümmert sich wenig um diesen Titel, welchen man gewöhnlich dem kleinern Kaufmann in der City überläßt. Auch braucht es nicht so viel Umstände, diesen Titel zu erlangen; jeder Bürger, der in einer Deputation der Stadt London vor dem Könige erscheint, welches öfters geschieht, hat ein Recht, ihn zu verlangen. — Welche wichtige Neuigkeit findet der Leser S. 147. „Es ist ein charakteristischer Zug unserer Bürgersweiber, daß sie — mit wunderbarer Genauigkeit die Handlungen ihrer Nachbarinnen kritisiren.“ — Was S. 153. ff. über die Bettler gesagt wird, ist größtentheils wahr. Auch ist das richtig, was man S. 165. über Schwindler, Betrüger und Freudenmädchen liest; wie auch, was der Vf. aus Colquhoun entlehnt hat. — Was sich aber S. 187. über die Erziehung der Söhne der Großen findet, ist fast durchaus falsch. Wufste der Vf. nicht, daß die Haus-Erziehung durch Hofmeister in England noch immer eine seltene Ausnahme ist, und daß der Knabe auch vom höchsten Range frühzeitig in eine öffentliche Schule geschickt wird, wo ihn die Lehrer wie andere Knaben behandeln, anstrengen, bestrafen etc. S. 195. „In London wird der Geistliche meistens mit einer Geringschätzung behandelt, von der man sich in Deutschland keinen Begriff machen kann.“ (Welcher Leser, der den Zustand der englischen und deutschen Geistlichen nur einigermaßen kennt, wird dieses glauben?). „Pfaff (*Parson*) ist der gewöhnliche Titel.“ — Wenn der Vf. bey einem Aufenthalt von zehn Jahren die Bedeutung des Wortes *parson* nicht durch Umgang lernte: so konnte er es wenigstens in jedem Wörterbuche, z. B. von Adelung, Eber u. a. durch Pfarrer übersetzt finden: Johnson leitet es von *persona* (*because the parson omnium personam in ecclesia sustinet*; oder von *parochianus*, *the parish priest*). Es bedeutet durchaus nicht Pfaffe, und ist bloß ein weniger anständiges und weniger achtungsvolles Wort, als *Clergyman*. Weiterhin heißt es: „Junge Leute sprechen vorsätzlich die ungezogensten Unflätereien in seiner Gegenwart, um sich an seiner Verlegenheit zu belustigen.“ Wie stimmt aber diese Verlegenheit damit zusammen, daß der Geistliche „in Trinkgesellschaften den Ton der wilden Ausgelassenheit angiebt, sich eine Concubine hält, oder seine Kraft in den Armen feiler Dirnen verschwelgt?“ — Man sollte denken, daß ein solcher Mensch sich nicht leicht in Verlegenheit setzen ließe. S. 197. „Der Hr. Examinator ist der Bischof etc. Wäre der Vf. ein wenig mit der englischen Geistlichkeit bekannt: so würde er wissen, daß nicht der Bischof, sondern einer seiner Capläne diejenigen examinirt, welche in den geistlichen Stand treten wollen. S. 197. „Die jüngern Söhne der reichen Gutsbesitzer erhalten gewöhnlich die besten Pfarreyen auf dem Lande, oft 2, 3 und mehrere.“ Es ist zum Erstaunen, wie wenig der Mann das Land kennt, über das er schreibt. Kein Geistlicher in England darf mehr als 2 Pfarreyen besitzen. Vermuthlich hat der Vf. von Erabenden,

Domherrstellen, Kanzlerstellen etc. gehört; diese kann man neben einer Pfarrey besitzen, und ihre Zahl ist durch kein Gesetz eingeschränkt. — S. 206. beschwert sich der Vf., daß er im Hospital des Findelhauses Einlaß bezahlen mußte, als dreißig Kinder auf einmal getauft wurden, „ungeachtet dieses übermäßig reich ist.“ — Wufste er denn nicht, daß dieses Haus eine wohlthätige Stiftung ist, und daß ein Theil seiner ansehnlichen Einkünfte gerade von solchen Gelegenheiten, Collecten, Kirchennutzen etc. kommt? — „Clementi bekommt 1 Guinee für eine Clavierstunde, während daß man nicht gern 8 Schillinge für eine Stunde im Deutschen giebt.“ Und S. 220. „Maler, Schauspieler, Musik- und Tanzmeister stehen sich hier vortrefflich, während daß der arme, verdienstvolle Gelehrte darben muß.“ — Dies ist die Geschichte aller großen Städte. So ist es überall, und so wird es wohl ewig seyn.

Von S. 225 — 255. folgt eine vergleichende Charakteristik der Bewohner Londons aus dem Englischen *Satyrical view of London* übersetzt. — Außer Hn. Pitts Portrait finden sich hier Kupferstiche 1) von Westminster Abtey, 2) Westminster Halle, 3) dem Zollhause, nebst einer kurzen Beschreibung davon. Ihre Bestimmung ist offenbar, das Buch zu verzieren, und so wollen wir nicht darüber streiten, wie die 3. letztern besonders in ein Sittengemälde von London kommen. Die Lebensbeschreibung des Hn. Pitt stellt in ihn ein Licht, das von dem verschieden ist, in welchem er in dem Buche selbst erscheint. Sie ist also entweder von einer andern Hand, oder der Vf. zog sie aus englischen Nachrichten, und nahm sich nicht die Mühe, sie dem anzupassen, was er selbst hin und wieder über diesen Staatsmann äußert.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs, *Neue Bellona*, oder *Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte*. Herausgegeben von einer Gesellschaft Hessischer und anderer Officiere. *Erster Band*, 1 — 48 St. 526 S. mit 7 Plans und dem Bildniß des Erzherzogs Karl. *Zweyter Band*, 18 Stück. 108 S. mit 1 Plan. 8. (jedes Heft 16 gr.)

Zeitschriften waren und bleiben eins der vornehmsten und wirkmächtigsten Mittel, Aufklärung zu verbreiten; besonders wenn sie auf einen bestimmten Zweck hin wirken. Nur muß der Redacteur eine sorgfältige, selbst strenge Auswahl unter den Aufsätzen treffen; vorzüglich nichts aus andern schon gedruckten und bekannten Werken aufnehmen, weil dadurch andern durch Neuheit oder innern Werth interessirenden Abhandlungen, der Platz geraubt wird. Dies ist aber der Fall in dem vorliegenden Journale, wo V. im 1ten St., I. und IV. im 2. St., IV. im 3. St., II. und IV. im 4. St. vorher schon im Druck erschienen sind. Der Werth der einzelnen Aufsätze wird sich aus folgenden ergeben.

Das 1. Stück enthält nach einer, für den Gegenstand viel zu gesuchten und blumenreichen Einleitung, I. *Dänische Artillerie-Verfuche über die Wirkung der schweren und leichten Kaliber bey einerley Entfernung.* Das Resultat ist, dafs 2 Amusetten eine grössere Wirkung gegen Truppen äufsern, als 1 Sechspfünder; eine Schlufsfolge, deren Unrichtigkeit sich bey genauerer Unterfuchung der Schufstabelle von sich selbst ergibt. Nothwendig mus der grössere Richtungswinkel der schwächern Kaliber auf bedeutende Entfernungen auch unrichtigere Schüsse gebe; vorausgesetzt, dafs das Verhältnifs der Länge und Schwere bey beiden einerley ist. II. *Schlacht bey Turcoing 1794.* III. *Betrachtungen über das Quarree und die Kolonne bey Rückzügen.* IV. *Belagerung der Festung Ipern.* IV. *Oesterreichische Kriegsverfassung.* (Aus dem Wiener Militärkalender für 1799.)

2. Stück. *Venturinis kritische Uebersicht des Feldzuges 1800,* ist vorher schon bey Reichard in Braunschweig gedruckt erschienen, und läuft durch alle folgende Stücke fort. II. *Ueber den Einfluss der Gemüthsbewegungen auf militärische Operationen.* Unterhaltend und wahr. III. *Anwendung des Choks bey der Infanterie,* von Venturini. Man siehet es diesem Aufsatz an, dafs es dem Vf. durchaus an praktischer Erfahrung fehlet. IV. *Regniers Pulverprobe,* aus Gilberts physischen Annalen.

3. Stück. I. II. und III. Fortsetzung der vorhergehenden Aufsätze. IV. *Bemerkungen über die Rumfordischen Verfuche: die Kraft des entzündeten Schiefspulvers zu bestimmen.* (Aus Gilberts physischen Annalen). V. *Ueber die Ursachen der vielen Siege und des Kriegsglücks der Franzosen im Revolutionskriege.* Mehr

politischen als militärischen Inhalte. VI. *Marschdisposition für die alliirte Armee 1762.* Enthält durchaus nichts, was sie als besonders merkwürdig auszeichnet.

4. Stück. I. Fortsetzung der kritischen Uebersicht. II. *Bemerkungen über das Schiessen mit glühenden Kugeln* (aus Gassendi Aide memoire), lehret das Glühen derselben, und einige bekannte Vorschriften über das Laden. III. *Beytrag zur Kriegsgeschichte des bekannten Grafen von der Lippe.* Ein sehr schätzbare Aufsatz. IV. *Preussische Kriegsverfassung* (größtentheils aus *Streits militärischer Encyclopädie*) giebt blofs den Zustand der Armee bey Friedrich Wilhelms II. Tode an; seitdem hat sie verschiedene bedeutende Veränderungen erlitten. V. *Bemerkungen über die im N. Milit. Magazin vorgeschlagenen Flintengranaten und über die Schwimmmaschine des Bürgers Mangin.* Die erstere Idee ist in der That so auffallend unmöglich, dafs es kaum der Mühe lohnt, ein Wort darüber zu sagen. VI. *Militär-Verbesserung.* Giebt Nachricht von einer monatlichen Gehaltserhöhung und Brodzulage des Hessen-Casselschen Militärs. VII. Ankündigung militärischer Werke. II. Bandes 15 Stück. *Fortsetzung der kritischen Uebersicht.* II. *Gauvains Heldentodt bey Stramberg.* Recht gut erzählt.

Die Karten und Plane sind ohne allen Fleifs gearbeitet, und es wird bey einigen schwer zu bestimmen: wohin der Abhang der Berge eigentlich gehe? Bey der Schlacht von Marengo fehlet nicht nur alles Terrain gänzlich, sondern es sind auch die auf dem Schlachtfelde liegenden Orte Villa nova, Spinetti, Guaraca und Torone aufsen gelassen; auch ist weder die Orientirung noch die Richtung der Flüsse angedeutet.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Ohne Druckort: *Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München.* Ein Beytrag zur Charakteristik der bayerischen Landstände, mit Urkunden. 1801. 82 S. 8. Die Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München dient zu einem abermaligen Beweise, dafs wahre Aufklärung und Duldung nur in einzelnen Katholiken sich offenbare, der Geist des Katholicism aber bis jetzt noch immer der nämliche, und von den Grundsätzen der Intoleranz, die er in den finstern Zeiten verkündigte und durchsetzte, kein Haar breit abgewichen sey. Er bestreitet in katholischen Ländern mit allen möglichen Waffen eben die Grundsätze, die er in protestantischen Ländern, wenn ihre Regenten die Duldung des Katholicism einführen, zu billigen und zu lobpreisen nicht Worte genug findet. Der kurpfälzbayerischen Regierung wird es daher um so schwerer werden, mit ihren weisen Genußungen durchzudringen, da unter den Landständen der Prälatenstand eine so große Rolle spielt, und das katholische Religionswesen in Baiern von den ihr nicht unmittelbar untergeordneten bischöflichen Consistorien geleitet wird. Unterm 10. Nov. 1800. verordnete der Kurfürst, dafs bey der Anfassung in seinen sämtlichen obern Staaten die katholische Religionseigenchaft nicht

ferner als eine wesentliche Bedingniß anzusehen sey, und demnach andere Glaubensgenossen davon nicht ausgeschlossen werden sollen. Dieser weisen Verordnung zufolge kauften zu München zwey Reformirte: ein Lieferant Michel aus Mannheim eine bürgerliche Weingastgebers- und Christoph Koch eine Handlungsgerechtigkeit. Der letztere Kauf wurde durch ein Einstandsrecht befähigt, allein der Ersteren war auf keine so gute Art auszuweichen. Es verlangten also die Zünfte, welche keinen Katholiken aufnehmen wollten, von dem Münchner Magistrat, sich bey der Landschaft Rath zu erholen. Dies geschah, und hieraus entstand der Schriftwechsel zwischen dem Münchner Magistrat, der Landschaft und dem Kurfürsten, den diese Brochüre im Abdrucke mit passenden Anmerkungen über die Weigerungsgründe der Landschaft liefert. Das Resultat dieses Schriftwechsels war: dafs die Regierung durchgriff, der Münchner Magistrat den Lieferanten Michel zum Bürger aufnehmen mußte, und die Verordnung vom 10. Nov. 1800 unterm 26. Aug. 1801, jedoch mit der Versicherung wiederholte wurde, dafs dieselbe nicht als eine Kränkung des dormaligen Religionszustandes der Baiern anzusehen sey, wogegen seine Kurfürstl. Durchl. niemals eine Störung gestatten würden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Grundrifs einer allgemeinen Physiologie und Pathologie des menschlichen Körpers.* Zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen, von Dr. C. H. Pfaff, ord. Lehrer der Philosophie und Physik auf der Univerfität Kiel. *Erfter Band.* 1801. 479 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unbefangenheit des Urtheils und Mangel an Vorurtheilen der Schule und des Anfehns, sind heut zu Tage desto grössere Vorzüge eines medicinisch-theoretischen Werkes, je grösser die Gährung widerprechender Meynungen, und je unwürdiger die Schwäche vieler Partheygänger ist, womit sie alles nachbeten, was irgend ein berühmter Mann gesagt hat. Jene ruhige Unbefangenheit des Urtheils und jene Freyheit von Vorurtheilen der Schule und des Anfehns machen den Hauptcharakter der vor uns liegenden vortheilhaften Schrift aus: die Vorzüge derselben werden noch erhöht durch Klarheit der Darstellung, durch Ordnung des Vortrages, und durch glückliche Benutzung der anwendbarsten Entdeckungen und Meynungen unseres Zeitalters. So ist es dem würdigen Vf., einem der grössern Physiker Deutschlands, gelungen, zwey Doctrinen, die sonst immer zum Nachtheil der Wissenschaft und auf Kosten der Gründlichkeit, abgefondert vorgetragen wurden, in ein systematisches Ganze zu vereinigen, und dadurch die Natur des menschlichen Körpers, in ihren mannichfaltigen Abänderungen, verständlicher zu machen. Der Zusatz: *zum Gebrauche akademischer Vorlesungen*, auf dem Titel, ist, nach Rec. Dafürhalten, aber keinesweges so zu verstehen, als ob man hier ein Compendium erwarten dürfte, welches die Grundsätze der Wissenschaft in aphoristischer Kürze enthielte. Vielmehr ist es als ein Handbuch zum eigenen Studium anzusehen, und als solches allerdings äusserst nützlich und empfehlungswürdig.

Gleich in der Einleitung giebt sich der Geist zu erkennen, der das Ganze belebt. Der Vf. geht von dem Grundsätze aus, daß der menschliche Körper als Natur-Gegenstand, nur durch Beobachtungen und Versuche untersucht werden kann. Die solcher Gestalt empirische Naturlehre des menschlichen Körpers darf mit der allgemeinen Physik nicht zusammen geschmolzen, und einem höchsten Principe, dem Grunde von Allem, unterworfen werden. Der menschliche Körper ist nicht bloß ein gemischter, A. L. Z. 1802. *Erfter Band.*

nicht bloß ein geformter, sondern ein organisirter Naturkörper. Bey Erklärung der Erscheinungen an demselben reicht also weder der Mechanismus, noch die chemische Mischung der Bestandtheile hin, sondern man muß zugleich auf höhere Kräfte der Organisation Rücksicht nehmen. Die Lebenskraft hat keine objective Realität: durch ihren Begriff denkt sich der Verstand bloß das Verhältniß des organisch-gemischten und geformten Körpers zu seinen Erscheinungen und Veränderungen. Die letztern sind natürlich, wenn sie mit der Natur-Bestimmung des Körpers übereinkommen: im entgegengesetzten Falle nennt man sie widernatürlich. (So nimmt auch der Vf. diese beiden Ausdrücke in Schutz, welche neuere Sophisten, um doch etwas Besonderes zu haben, verworfen haben.) Bestimmt und gründlich erklärt sich der Vf. gegen den Materialismus, indem er die Form und Mischung durchaus nicht für hinreichend hält, um die Erscheinungen am lebenden Körper verständlich zu machen: eben so verwirft er *Hufelands* Erklärung von der Krankheit, als einem thätigen Zustand, oder der Reaction der Lebenskraft, und gegen *Röschlaubs* Annahme des Wohlbefindens und Uebelbefindens, als Charaktere des natürlichen und widernatürlichen Zustandes.

Im zweyten und dritten Abschnitte betrachtet der Vf. die organische Mischung und Form des Körpers, und seine Bestandtheile. Diese sind hauptsächlich der Faserstoff, der Eyweißstoff und die Gallerte, die, als unvollkommene Oxyde, sich durch das verschiedene Verhältniß der phosphorfauren Kalkerde und des Stickstoffs unterscheiden. Die entferntesten Urstoffe des Körpers kennen wir noch nicht alle; wahrscheinlich giebt es noch eine Menge feinerer, sehr wirksamer Elemente des Körpers. (Rec. glaubt, daß die, zum Theil auch durch den Vf. so sehr glücklich cultivirten Versuche mit dem Galvanismus uns hierüber noch manches Licht anzünden werden.) Die Grundform des Körpers nimmt der Vf. als faserig an, und leitet daraus die Gefäß- und Bündelform ab. (Rec. glaubt, daß wir bey der zelligen, als der eigentlichen Urform aller organischen Körper, stehen bleiben müssen, wie uns die mikroskopische Zergliederung aller organischen Fasern und die Betrachtung des letztern Entstehens der festen Theile aus flüssigen darüber belehren.)

Im vierten Abschnitte untersucht Hr. Pf. den Begriff des Lebens, und zwar zuvörderst unter den beiden allgemeinen Gesichtspunkten der eigenthümlichen Bewegung und der eigenthümlichen Bildung der Theile. Er bestimmt darauf die Gesetze der Erreg-

regbarkeit, die theils als bloße Empfänglichkeit, oder als ein passives Vermögen, theils als Energie, oder active Wirkungskraft betrachtet wird. In ersterer Rücksicht bewirkt die Erregbarkeit schnelle und lebhaft, in der zweyten Hinsicht starke und dauernde Actionen. (Rec. hat dies immer so ausgedrückt: die Erregbarkeit lasse sich in ihrer extensiven und in ihrer intensiven Größe betrachten. Er hält diesen Unterschied für äußerst anwendbar auf alle Theile der medicinischen Dogmatik.) Die Reize, als nothwendige äußere Bedingungen des Lebens, wirken durchgehends auf organische Art, doch kann man nicht umhin, ihre mechanischen und chemischen Nebenwirkungen in Betracht zu ziehen. Durch die letztern wird aber keinesweges die Stärke der Erregung bestimmt. Das Gesetz der *Uebung* erläutert der Vf. aus der öftern Wiederholung mässiiger Reize: er zeigt gegen *Niemeyer*, daß dies Gesetz auch für die unwillkürlichen Bewegungen gelte. (Hr. Pf. hätte dies Gesetz auch noch näher erläutern und selbst zum Theil begreiflich machen können, aus der durch den Andrang des Bluts während der Action bewirkten stärkern Ernährung und dem vermöge des zugekommenen Volums vermehrten Wirkungsvermögens.) Das Gesetz der *Angewöhnung* hängt mit der *Association* zusammen, die hier nach *Darwin* erläutert wird. Bey der Lehre von der gesunden Erregung verfällt der Vf., wider seine Gewohnheit, in eine unfruchtbare Speculation über die Quantität der Erregung. Aber wichtig ist, was er über die Nothwendigkeit des Bluts, als Lebensreiz und als innere Bedingung der Erregung thierischer Körper, sagt. Die Krankheit betrachtet der Vf., als Abweichung des Lebens vom naturgemässen Zustande, aus einem doppelten Gesichtspunkte, als Abweichung der Erregung und als Abweichung der Bildung. In jener Rücksicht giebt es zwey Hauptformen der widernatürlichen Erregung: nämlich die *sthenische* und *asthenische* Form. Der Vf. bemerkt zwar, daß bey der Bestimmung der Quantität der Erregung die letztere entweder mit der Zeit verglichen, oder ihrem innern Gehalte nach betrachtet werden könne. Allein er hätte diese wichtige Betrachtung vorzüglich durch die Anwendung des Unterschiedes zwischen Empfänglichkeit und Wirkungsvermögen noch besser erläutern können. . . Die Grenzen zwischen örtlichen und allgemeinen Fehlern der Erregung können nicht ganz scharf gezogen werden, wenn man nicht willkürlich einen wesentlichen Unterschied zwischen örtlichen und allgemeinen Krankheiten annimmt. Dieser Unterschied aber, sagt der Vf., und mit ihm Rec., scheint der Natur mehr aufgedrungen als aus ihr geschöpft zu seyn. Die sophistischen Vertheidiger der Brownischen Lehre in Deutschland setzten das Wesen örtlicher Krankheiten in verletzte Structur und Mischung (oder Organisation) der Theile, das Wesen allgemeiner Krankheiten aber in eine durch den ganzen Körper verbreitete gleichmäßige Veränderung der Erregung durch äußere Potenzen. Eine Verletzung der Organisation läßt sich aber nicht ohne

Verletzung der Erregbarkeit denken, da beide unzertrennlich mit einander verbunden sind. . . Die Erregung aller Organe ist nie auf gleichmäßige Art verletzt; und selbst dann, wenn die sthenische oder asthenische Form allgemein zu herrschen scheinen, sind doch die Grade derselben in den verschiedenen Organen ungleich. Die Asthenie des einen Organs ist häufig die Folge der Hypersthenie anderer Organe: sogar in einem und demselben zusammengesetzten Organe kann eine Verwicklung des sthenischen und asthenischen Zustandes statt finden. Ganz vortreflich beweiset ferner der Vf., daß nur das quantitative Verhältniß der Erregbarkeit verändert werden kann, und daß alle Anomalieen sich auf dasselbe zurückbringen lassen. Einen Mittelweg schlägt der Vf. ein, zwischen denen, die die Krankheit bloß aus einem Mißverhältniß der Reize zur Erregbarkeit herleiten, und denen, die die Verletzung der Form und Mischung der Organe selbst, als nothwendige Bedingung zur Erzeugung jeder Krankheit ansehen. Die letztere Parthey wird hier besonders die wichtigsten Gründe gegen ihre Meynung finden. . . Sehr lesenswerth ist besonders auch die Abhandlung über die wahre und falsche Schwäche und Stärke, über den Zustand der erhöhten und verminderten Empfänglichkeit, und des verstärkten oder geschwächten Wirkungsvermögens, wodurch eine beträchtliche Lücke in dem System der Erregungs - Theorie ausgefüllt wird.

Er kommt darauf zu den verschiedenen Modificationen der Erregbarkeit und den davon abhängenden Hauptformen der Erregung. Zuörderst von der Erregung der empfindlichen Faser. Er unterscheidet die Function des Nervensystems in eine thierische, die sich unmittelbar und zunächst auf die Seele bezieht, und in die organische, die unabhängig von der Seele und ohne directe Beziehung auf dieselbe statt hat. Sehr richtig unterscheidet der Vf. die Thätigkeit des Gehirns oder die materielle Idee von der Empfindung selbst, welche letztere, als Veränderung eines materiellen Wesens, nur in der Form der Zeit angeschaut wird, und keine räumliche Verhältnisse und Eigenschaften hat. Ueber das Verhältniß der eigentlichen immateriellen Empfindung zur materiellen Idee oder zur Gehirn - Thätigkeit denkt Rec. anders als der Vf. Ersterer glaubt nicht, daß beide immer mit einander übereinstimmen müssen, sondern findet durch die Erfahrung bestätigt, daß oft bey sehr schwachen Eindrücken, und bey geringer Thätigkeit des Gehirns dennoch sehr starke Empfindungen statt finden können. Ja, der Vf. sagt selbst in der Folge, daß die Beschaffenheit der geistigen Veränderung keinen unmittelbaren Schluß auf die Beschaffenheit der körperlichen Veränderung zulasse, daß alles, was uns im Gemüthe specifisch verschieden erscheint, im Körper selbst sehr wohl nur gradweise verschieden seyn kann.

In Rücksicht des Unterschiedes der willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln benimmt der Vf. mit Recht, daß beide sich nicht genau von einander

der trennen lassen, auch das das von *Niemeyer* angegebene Kriterium der Antagonisten bey willkürlichen, und des Mangels derselben bey unwillkürlichen Muskeln auf keine Weise zulänglich sey, indem der Muskelhaut der Urinblase, als einem willkürlichen Muskel kein Antagonist gegeben sey, dagegen die Muskelfasern des Herzens und des Magens allerdings ihre Antagonisten haben. Gewundert hat sich *Rec.*, das der *Vf.*, der sonst so gründlich und unpartheyisch zu untersuchen gewohnt ist, über die Erklärung des Fiebers doch zu schnell und oberflächlich weggeht, obgleich er gesteht, das das Fieber jedesmal eine erhöhte Thätigkeit der Gefäße voraus setze. Auch hätte der Unterschied der sthenischen und asthenischen Fieber sehr gut durch die Unterscheidung der Empfänglichkeit und des Wirkungsvermögens, als zweyer besonderer Beziehungen der Erregbarkeit, verständlich gemacht werden können. Ueber die Unterscheidung der übrigen Krankheiten, nach dem gradweise verschiedenen Verhältniß der Erregbarkeit, haben wir weniger Gelegenheit, hier mit dem *Vf.* zu streiten, da uns dies zu weit führen würde. Sonst möchte wohl seine Erklärung von der *Angina pectoris*, z. B. am wenigsten eine genaue Prüfung aushalten. Noch führt der *Vf.* zuletzt die neuern Erfahrungen von dem verschiedenen Verhalten der Erregbarkeit der Muskeln bey verschiedenen Reizen an, indem die Alkalien an die Nerven angebracht, die Erregbarkeit der Muskeln erhöhen, die Säuren aber, auf die Nerven angebracht, die Muskelkraft unterdrücken, und ne dagegen erhöhen, wenn sie auf die Muskeln selbst wirken. Sehr wichtig ist endlich, was der *Vf.* über die Erregbarkeit des Zellgewebes sagt: die Erregbarkeit des Parenchyma's aber, wovon er ein eigenes Kapitel macht, läßt sich, wie *Rec.* glaubt, recht wohl unter eben derselben Rubrik von der Erregbarkeit des Parenchyma's abhandeln.

JENA U. LEIPZIG, b. Gabler: *Systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder der bekannten Länder, vorzüglich Deutschlands* — von einigen Aerzten und Chemisten herausgegeben. *Erster Band.* *Zweyte* ganz ungeänderte und stark vermehrte Ausgabe. 1801. 916 S. *Zweyter Band.* 671 S. 8.

Diese Schrift wurde bey ihrer ersten Erscheinung mit Beyfall aufgenommen, und verdiente ihn auch wenigstens wegen des angewendeten Fleißes im Aufsuchen und Zusammenstellen der in unzähligen Schriften zerstreut liegenden Nachrichten von Bädern und Brunnen. Möchte aus diesem ermüdeten Sammeln nur immer Nutzen für die Leser — Aerzte und Kranke — hervorgegangen seyn! Aber was kann es helfen, wenn die *Vf.* mit Mühe eine Reisebeschreibung von einigen Alphabeten durchlesen haben, um uns zu sagen, das da oder dort in der Welt ein Quellchen ist, welches ein Tantillam von Mineralgehalt hat? Manchmal ist gar nicht einmal

angegeben, von welcher Art oder Stärke dieser ist. Aus den wirklich sehr vielen Artikeln der Art wollen wir nur einige anführen, welche uns gleich ins Auge springen: *Bruz* ein Schwefelwasser in Tirol, in vier Zeilen abgehandelt; der *Bergische* Sauerbrunnen bey Stuttgart, in sieben Zeilen; der *Schaumburgische* von welchem die *Vf.* selbst sagen, das ihnen nichts von seinem Gebrauche bekannt worden sey; die meisten, welche im *Anhange* befindlich sind; in zweyten Theile unter sehr vielen Artikeln nur folgende: *Azerat* ein Dorf in Frankreich, hat eine Mineralquelle; *Amiens* eine Stadt in der Picardie, im Amienois, am Flusse Somme (wo auch bekanntlich die Geographie nicht ganz richtig ist); *Amphion* in der Schweiz; *Andely* (weiter gar nichts); *Andeol*, eine kleine Stadt, hat eine Mineralquelle und mehrere andere. Besonders ermüdend ist die Aufzählung der vielen eisenhaltigen Mineralwasser, an denen auch Deutschland so reich ist. Man könnte also diesem Buche auf der einen Seite den Vorwurf machen, das es übervollständig wäre, so wie man auf der andern mit Gewißheit behaupten könnte, das in manchem Thale noch ein Quellchen rieseln möchte, welches der Aufmerksamkeit der *Vf.* dennoch entgangen ist. Besser wäre es folglich gewesen (und dürfte es noch seyn), wenn nur die wirklichsten und besuchtesten Quellen angehoben, mit Kritik physisch medicinisch und mit Zuverlässigkeit topographisch gut und geschmackvoll beschrieben worden wären. Es würde dadurch einem Bedürfnisse solcher Kranken, welche Bäder brauchen, und solcher Aerzte, welche Kranke in Bäder schicken sollen, abgeholfen werden. Diese Kritik und Zuverlässigkeit vermissen wir aber, einige Artikel, wo den *Vf.* gut vorgearbeitet worden ist, z. B. *Aachen*, *Eger*, *Teplitz*, *Driburg*, ausgenommen, auch in dieser neuen Auflage. Der physisch-chemische Theil, die Analyse der Wasser, ist zwar größtentheils gut, aber viele Wasser sind noch nicht, oder nicht an Ort und Stelle, untersucht; der medicinische ist desto schlechter, größtentheils nach Humoralgrundsätzen geformt. Es steht z. B. an einem Orte, das das und das Wasser, auch in Menge getrunken, *keinen* Nachtheil bringe, jemand habe alle Tage einen *Eimer* getrunken; die meisten, welche dieses Wasser brauchten, würden *so angegriffen*, das sie *bekaubt*, *schwach* in den *Beinen*, nach der Mahlzeit schläfrig würden etc. Das ist doch gewiß ein sonderbares Gemisch von Wirkungen eines Wassers! — Von einem andern wird gesagt, es sey *geistreich*, eisenhaltig, alkalisch, auflösend, stärkend, verdünnend, harntreibend. Sollte diese Zusammenetzung von einem geistreichen Arzte herrühren? Ferner ist eins, welches für *steife Adern* dienlich ist u. s. w. Wie vieles hätte da verbessert werden können und müssen, um diese und ähnliche Angaben wahr, oder wenigstens den heutigen gereinigteren Vorstellungsarten anpassender zu machen! Diesen Mangel an richtigem medicinischen Urtheil müssen wir auch an der allgemeinen Abhandlung über die Mineralbrunnen rügen, welche dieser

zweyten Auflage zur Einleitung dient, und zum Vorzuge gereichen sollte. Noch bey weitem weniger haben die Vf. auf die nicht unerheblichen Zweifel der Erregungstheoretiker, namentlich Röschlaub's, gegen die Wasserkuren überhaupt einige Rücksicht genommen. Kleine Uebereilungen z. B. das auf der einen Seite von *Ems* gesagt wird, das es *seit einigen Jahren* in Verfall gerathen, und *nicht zahlreich* besucht worden sey, auf der andern, das es *seit einigen Jahren* wieder *stark* besucht werde, das bey *Wisbaden* zwar Hr. Ritter, aber nicht der gleichfalls geschätzte Hr. *Lehr* angeführt wird, das von dem Schwalbacher Brunnen gesagt wird, in den *Sommermonaten* wurden *einen Tag um den andern* 8—10,000 Krüge, und *jährlich* 40—50,000 Krüge verführt, das das Aderlassen, bey denen gut sey, wo das Blut *gern in die Höhe* steigt u. dgl. wollen wir nicht in Anschlag bringen. In der *Vorrede* haben die Vf. zwar noch einige Verbesserungen beygebracht, sie betreffen aber nur den Gehalt des *Liebensteiner*, *Pyrmonter* und *Köfener* Brunnens.

Wir haben die Vf. dieses Buches deswegen auf diese, wie uns dünkt, wesentlichen Mängel desselben aufmerksam gemacht, damit sie es bey einer künftigen Auflage der Vollendung, deren es fähig ist, immer näher bringen mögen. Dann bitten wir aber auch um besseres Papier und genauere Correctur!

C H E M I E.

ERFURT, b. Hennings: *Allgemeine chemische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts*. Herausgegeben von D. Johann Bartholomä Tromsdorff, Professor der Chemie auf der Universität zu Erfurt, Beyfitzer der Sanitätscommission und Apotheker daselbst etc. *Erster Band*. 1802. 1. St. 224 S. 2. St. 254 S. *Zweyter Band*. 1. St. 236 S. 8. Mit Kupfern. (Jedes Stück 20 gr.)

Da viele unserer recensirenden Zeitschriften mehrere chemische Schriften ganz unangezeigt lassen, oder doch nur sehr kurze Anzeigen davon liefern, so ist es allerdings ein verdienstliches Unternehmen, eine Zeitschrift bloß für die chemische Literatur zu besorgen, wo man durch ausführliche Auszüge nicht allein in den Stand gesetzt wird, das Buch zu beurtheilen, sondern wodurch auch sogar der Ankauf desselben für viele entbehrlich gemacht wird. Die gegenwärtige Bibliothek soll nun diesem entsprechen, und Rec. gesteht, diesen ersten Theil nicht ohne Befriedigung aus der Hand gelegt zu haben. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „diese Bibliothek soll eine darstellende Zergliederung (nicht Recensionen im gewöhnlichen Sinne) aller in Deutschland er-

scheinenden Schriften enthalten, welche die theoretische und praktische Chemie, oder die anhängenden Künste und Wissenschaften, als pharmaceutische, metallurgische, technische Literatur etc. betreffen. So bedeutend auch die Anzahl derselben ist, so sollen doch die Anzeigen erschöpfend seyn, und die möglichste Vollständigkeit erreichen, und nur kleinminder wichtige Schriften einer flüchtigen Erwähnung bestimmt seyn. Aber auch die ausländische Literatur dieser Wissenschaften, vorzüglich englische und französische, soll diese Bibliothek umfassen, nur das wir hier keine Vollständigkeit versprechen, und uns vorläufig nur auf das Wichtigste einlassen können.“ Sollen aber in dieser Bibliothek einmal ausländische vorzüglich englische und französische Bücher angezeigt werden, so wird auch der größte Theil der Leser Vollständigkeit und zwar mit Recht wünschen, indem die Anschaffung der ausländischen Bücher eigentlich die größte Schwierigkeit macht. Haben wir etwa deshalb nicht auf Vollständigkeit zu rechnen, weil es die Beschränktheit der erscheinenden Bände nicht erlaubt? Hierüber liesse sich aber wohl Auskunft finden, weil die Erscheinung der folgenden Bände an keine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern sich bloß nach den vorräthigen Materialien richten soll. Wäre aber auch der Platz wirklich zu eingeschränkt, so könnte füglich an einigen Anzeigen, der Sache unbeschadet, abgebrochen werden. Wozu z. B. die 22. Blätter einnehmende Anzeige der drey ersten Theile des Fischer'schen physikalischen Wörterbuchs? Wozu der weitläufige Auszug aus van Mons Abhandlung über die Verwandlung der Wasserdämpfe in Gas, welcher ohne Kupfer seiner Ausführlichkeit ungeachtet, doch nicht verständlich wird. Uebri- gens ist der Gedanke, eine chemische Bibliothek herauszugeben keinesweges neu; denn bekanntlich hat schon Hermbstädt 1788 eine solche herauszugeben angefangen, die aber leider mit dem vierten Bande geschlossen wurde. Wir bedauern dies, weil ihre Einrichtung ebenfalls sehr zweckmäfsig war, und hätten gewünscht, das der Herausgeber wenigstens in der Vorrede der Hermbstädt'schen Bibliothek rühmlichst gedacht hätte. Möchte es doch einem oder auch mehreren unserer besten Scheidekünstler, denen Zeit und Umstände dazu günstig sind, gefallen, die Hermbstädt'sche Bibliothek da fortzusetzen, wo sie aufhörte, so würde sich diese vortheilhaft abschließen und ein Ganzes bilden. Zwey Stücke von dieser Bibliothek machen einen Band aus, und jedem Stück ist das Porträt eines berühmten Scheidekünstlers beygefügt. Diesem ersten Bande ist das Porträt Gmelins und Weytrums beygelegt, und so eben erhalten wir des zweyten Bandes erstes Stück mit von Creils Bilde. Einige Druckfehler sind zu berichtigen, so finden wir z. B. statt Wedgewood Wedy- wörd. u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinius: *Nova veteris Testamenti clavis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina, cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit J. Henr. Meisner, Prof. Lips. Volum. II. *Prophe-
tas priores, Josuam, Librum Judicum, I. et II.
lib. Samuel, I. et II. lib. Regum continens.* 1800.
1 Alph. 14 Bog, gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch dieser zweyte Theil verdient mit eben dem Beyfall aufgenommen zu werden, wie der erste, welcher in der A. L. Z. 1801. Nr. 90. ist angezeigt worden. Er ist eben so fleissig und zweckmässig gearbeitet, und enthält aufser der meistens sehr sorgfältig bestimmten Bedeutung der Wörter und der beygefügteten Uebersetzung der Alexandrinischen Version, in der Kürze manche schöne Winke zur richtigen Erklärung und Kritik des Textes. Die eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen enthalten das nothwendigste, was dem Anfänger bey der cursorischen Lectüre, um den Text richtig zu verstehen und zu übersetzen, zu wissen nöthig ist. Wir können daher mit Recht dieses Handbuch jedem Anfänger als ein sehr nützlich und zweckmässiges Hülfsmittel empfehlen, welches ihm nicht allein das Lesen der Bücher des A. Test. sehr erleichtert, sondern ihn auch gut leitet und zur richtigen Interpretation anführt. Auch diejenigen, die keine Anfänger sind, werden auf einzelne Bemerkungen stossen, die ihnen interessant und wichtig sind, oder zu neuen Ansichten und Bemerkungen Anlaß geben können. Sollte Rec. zu den Wünschen, die er bey der Anzeige des ersten Theils geäußert hat, noch einiges hinzufügen: so wäre es dieses, daß bey mehreren einzelnen Wörtern, das Stammwort angeführt werde, und besonders bey solchen, wo der Anfänger leicht anstossen kann. Es ist dieses nicht allein sehr nützlich, sondern auch wirklich nöthwendig, damit der Anfänger mit der Abstammung des Worts, worauf so vieles ankommt, bekannt werde. Von den hier vorkommenden Erläuterungen und kritischen Bemerkungen wollen wir doch etwas zur Probe auszeichnen und einige Bemerkungen beyfügen. Jos. 1, 4. will der Vf. lieber *הלבנון* lesen; allein bey den Alten findet sich doch keine Spur von dieser Lesart. Das beygefügte *וה* scheint auch dieser Aenderung entgegen zu seyn. Es werden hier die Wüste und der Libanon als die zunächst in die Augen fallenden Gränzen zusammengefaßt; die
A. L. Z. 1802. Erster Band.

Wüste, wo die Israeliten sich befanden, und der gegen Norden sich erhebende Libanon; von hier erstreckte sich die nördliche Gränze des Landes bis an den Euphrat. Bey *כל ארץ החיים* ziehet Hr. M. die Lesart des Syrsers *כל וכל* vor, meynt aber die Worte, welche die 70 nicht haben, könnten wegbleiben, da die Gränzen von Palästina beschrieben würden. Allein die Hetbiten bewohnten den südlichen Theil des auf der Westseite des Jordans liegenden Landes, und stehen hier an statt der Gränze gegen Süden. V. 7. wird *שמר לטובה* strenue, *diligenter observavit* übersetzt, zugleich wird aber anemerkt, daß *שמר* 1 Mos. 37, 11. auch die Bedeutung *meminit* habe, und daß man auch übersetzen könne *ut meminervis te gerere*, wobey auch Luc. 2, 51. verglichen wird. V. 13. wird bey *זכר* bemerkt, man müsse hier bey dem Infinitiv entweder das ausgelassene *verbum finit* ergänzen, oder *זכר* im Imperativ lesen, welchen auch die 70 durch *אזכר* ausgedrückt haben. Die gewöhnliche Lesart ist wohl Archaismus der Sprache. K. 2, 1. wird *אשה ונה* von einer Frauensperson erklärt, die den Dienst des Jehova verlasse und zum Götzendienst übergegangen war: denn daraus sey es begreiflich, warum die Kundschafter bey ihr einkehrten, und sie selbst bey den Einwohnern deswegen in Verdacht kam. Rec. findet diese Erklärung gezwungen. Freylich bezeichnet *ונה* uneigentlich eine Götzdienerin, aber doch nur in der bildlichen Sprache, in dem simplen historischen Stil wird das Wort aber nicht so gebraucht. Ueberdem wird die Rahab gar nicht als eine Abgefallene charakterisirt, sie war vielmehr nach ihrer eigenen Aeußerung durch die Nachricht von dem, was sich mit den Israeliten zugetragen hatte, überzeugt, daß Jehova den Israeliten das Land Canaan geben werde. Würde eine Israelitin bey solchen Ueberzeugungen wohl zu den Cananitern übergegangen seyn? Die Kundschafter kehrten nicht deswegen bey der Rahab ein, weil sie ehemals zu den Israeliten gehört hatte, sondern weil sie zunächst an der Stadtmauer wohnte, und die Kundschafter bey einer Person von ihrer Lebensart am wenigsten entdeckt werden konnten. Die Rahab kam auch eigentlich nicht bey den Einwohnern Jerichos in Verdacht, sondern die Ankunft der Fremdlinge, die man dennoch bemerkt hatte, hatte Verdacht erregt, und man fragte deswegen bey der Rahab nach. V. 6. wird bey *פחם עץ* falsch angeführt, es seyen darunter entweder roher Flachs oder Baumwollstengel zu verstehen. Dem letztern stehet entgegen, daß die Baumwolle erst im September und October reift. V. 7. sehet *אחרי באשו*. Der Vf. meynt,
LII
das

das erstere sey wegzustreichen, weil eins überflüssig sey, und dieses in einigen Handschriften fehle. V. 15—20. soll richtiger nach dem 21 Vers stehen. Es ist aber wohl der ungebildete Erzählungston. Kap. 3. 2. werden wieder die Verse anders geordnet. Der Vf. meynt, die erste Hälfte dieses Verses müsse den Anfang des Kapitels machen, und darauf V. 1. 7. 8. 9. 5. 10. 11. 13. folgen, alsdenn setzt er die andere Hälfte des 2 Verses, und darauf V. 3. 4. 6, und zuletzt V. 14—17. Rec. zweifelt aber auch hier, das eine eigentliche Versetzung vorgegangen sey. Bey K. 3, 13. wird zur Erläuterung beigefügt, das das Wasser des Jordans durch den Wind sey zurückgehalten oder durch die Wirkung eines Erdbebens anders geleitet worden. Das Factum, so wie es hier beschrieben ist, läßt sich wohl nicht befriedigend erklären. Bey ויעטרר wird bemerkt, das das vorgesezte Präfix müsse weggestrichen werden. K. 4. 2. 3. ist der Vf. geneigt, anstatt קרו וצור mit den 70 den Singular zu lesen, weil Josua allein angeredet wird, wenn man nicht lieber V. 1. nach יהושע das Wort ושטרם ergänzen wolle. V. 9. wird gesagt, man müsse hier an kein zweytes Denkmal, das im Jordan errichtet sey, denken, nach בחרך sey vielmehr אשר zu suppliren. Die Uebersetzung der 70, welche και άλλας δαδεναι λέγει hat, wird mit Recht getadelt. Nach dem 9 V. sollen die Verse in folgender Ordnung gesetzt werden. V. 21—24. 10. 15 bis 18. 14. 11—13. 19. 20. Kap. 6, 20. ist bemerkt, die Mauern Jerichos fielen nicht durch das Kriegsgeschrey um, sondern die Stadt wurde unter Geschrey bestürmt und eingenommen. Im Anfang des Verses ist והכהנים vor יקרי zu lesen. K. 7, 20. wird bey שבער אורה die Vermuthung geäußert, ob man nicht besser אורה שר ein *Pois* lese. Aber die Sache wird doch als etwas kostbares und außerordentliches vorgestellt, und alsdenn würde auch wohl V. 24. nicht bloß אורה stehen. Die Lesart חהיה ist aus dem folgenden Vers entstanden und חהיה zu lesen. V. 24. steht die Bemerkung, die Tochter und Söhne des Achans seyen bloß Zuschauer bey der Hinrichtung gewesen; denn nachher heiße es nur von Achan, er sey gesteinigt worden. V. 25. haben die 70 באבנים - ישרפו nicht ausgedrückt, Hr. M. hält die Worte deswegen für verdächtig, wenn man nicht אתר anstatt אהם lesen wolle. Wenn אהם solle beybehalten werden: so müsse man mit dem Syrer nach ירנמו אתר noch hinzusetzen לו אשר לו - ואה - כל. Auch die Vulgata hat die letztern Worte gelesen. K. 8, 13. wird das Kri am Ende des Verses mit Recht vorgezogen. Die Worte וישם אותם sollen aber als müßig weggestrichen und bloß יארב gelesen werden. Das letzte ist wohl nicht nöthig, der Hebräer liebt solche Constructionen. K. 9, 4. wird anstatt des gewöhnlichen יצטו legationem simularunt, die Lesart יצטו, welche alle Alten ausgedrückt haben und auch durch Handschriften bestätigt wird, vorgezogen und übersetzt *commeatu se instruxerunt*, von צור Ar. *man* *inuncare feras, venari* davon ציר *venatio* und wie das Arab. *مصيد* *cibus*,

commeatus. Da V. 21. die letzten Worte כשור sonderbar in dieser Verbindung lauten: so wird der Vers nach der Uebersetzung des Syrsers ergänzt und also übersetzt: *Proceres vero haec edixerunt illis: vivi feruentur, sed universo coetui Israel. ligna caedant et aquas hauriant. Hinc illi universo coetui hactenus ligna caedunt et aquas hauriunt, ut de iis statuere proceres.* Bey K. 10, 13. stehet die kurze aber richtige Bemerkung *substitit sol, non vere, sed ex opinione illorum hominum, idem cum Josua votum habentium, eandemque vindictam spirantium.* V. 24. wird bey והלכו bemerkt, es sey die 3 *perf. plur. praet K.* mit dem *relat.* an statt אשר, und dem *paragog.* nach dem Arabischen, vielleicht sey es aber auch aus dem folgenden Wort entstanden.

Wir haben mit Fleiß bloß aus dem Anfang des Buchs Josua einiges angeführt, um zu zeigen, das das Buch durchaus kein bloßes Vocabularium ist, sondern das man allenthalben Bemerkungen findet, die der Aufmerksamkeit und näheren Prüfung werth sind. Wir würden auch über einige vorzüglich schwierige Stellen aus den übrigen Büchern noch die Bemerkungen des Vfs. auszeichnen, wenn dieses nicht zu weitläufig würde. Möchte doch dieses Handbuch recht fleißig gebraucht, und dadurch, das es das Lesen des A. Test. so sehr erleichtert, ein Mittel werden, das angehende Theologen das Studium des A. Test. mit mehrerm Fleiß und Eifer betreiben! An zweckmäßigen Hilfsmitteln fehlt es gewiß nicht, wenn sie nur fleißiger gebraucht würden.

FRANKFURT a. Mayn, in d. Jägerschen Buchh.: *Die Sprüche Salomo's.* Herausgegeben von Hermann Müntinghe, Prof. der Theol. und Kirchengel. in Harderwyk. Aus dem Holländischen übersetzt von M. J. E. H. Scholl, Diakon. in Sindelfingen. *Zweytes Bändchen.*

Auch unter dem Titel:

Erklärende und philosophisch (philologisch) kritische Anmerkungen zu den Sprüchen Salomo's. Herausgegeben von Herm. Müntinghe u. s. w. 1801. 108 S. 8. (10 gr.)

Dieses Bändchen enthält die Anmerkungen zu der in der A. L. Z. 1800. 4 B. S. 633. angezeigten Uebersetzung der Sprüche Salomo's, die es allerdings verdiente, das sie auch dem deutschen Publicum übergeben würde. Der zweyte Titel verspricht zwar auch die philologisch kritischen Anmerkungen, woraus der Setzer durch eine sonderbare Verwechslung philosophisch kritische gemacht hat; aber man findet hier bloß die erklärenden Anmerkungen, worin oft auf die philologisch kritischen verwiesen wird. Hr. Prof. Müntinghe hatte seinen guten Grund dabey, warum er in dem holländischen Original die erklärenden Anmerkungen, die auch für unstudierte Leser sind, von den philologisch kritischen, die die gegebenen Erklärungen aus dem Sprachgebrauch und aus kritischen Gründen rechtfertigen, trennte; aber der

der deutsche Uebersetzer, der doch das Buch wohl zunächst für deutsche Gelehrte überfetzte, hätte sehr füglich die letzten mit den ersten verbinden können, wenigstens dürfen die philologisch kritischen dem deutschen Leser nicht vorenthalten werden, da eben daran dem Gelehrten am meisten gelegen ist. Wir wünschen daher auch, daß diese bald nachgeliefert werden. Die hier gelieferten erklärenden Anmerkungen enthalten in der Kürze viel Gutes und Zweckmäßiges; auch sind die vorzüglichsten unter den neueren deutschen Schriftstellern über die Sprüchwörter, Michaelis, Dathe, Döderlein, Arnoldi, Ziegler, dabey genützt. Wir wollen einiges zur Probe daraus auszeichnen. Bey K. 1, 20—33., wo die Weisheit unter der Person einer Lehrerin vorkommt, wird die Bemerkung gemacht: „Aus der Vergleichung aller Stellen dieses Buchs, wo von der Weisheit gesprochen wird, erhellet, daß der Vf. die Hauptidee von richtiger Sachkenntniß mit einem damit übereinstimmenden Betragen, oder, was in der Hauptsache auf Eins hinausläuft, das Vermögen, eine Handlung auf eine, mit einem erleuchteten Verstand übereinkommende Weise einzurichten und auszuüben, mit diesem Wort verbindet. Halten wir diese Haupt-Idee von der Weisheit wohl vor Augen: so werden wir bald sehen, auf wie viele untergeordnete Ideen diese Hauptbedeutung anwendbar sey, und wie sie z. B. bald Tugend, bald Vorsicht und Ueberlegung bedeute, und wie auch die Weisheit Gottes selbst, als die Quelle und zugleich als das Muster menschlicher Weisheit angesehen werden könne.“ Kap. 2, 17. wird bemerkt, der eheliche Bund werde hier ein Bund Gottes genannt, weil Gott die Ehe eingesetzt habe, und er auch Zeuge dieses feierlichen Bundes gewesen sey. Rec. würde lieber *Bund Gottes* in der gewöhnlichen Bedeutung Gesetz Gottes nehmen. Das Gesetz Moses hatte den Ehebruch streng verboten. Bey V. 18. 19. sagt der Vf., die Worte fassen zwar die allgemeine Lehre in sich, daß Ehebruch und Unzucht ins Verderben stürzen, aber der Vf. sieht doch mehr auf die vielen Arten von Unheil, das die Eifersucht vorzüglich im Orient stifte, wobey auf das, was Arvicux über die Eifersucht der Orientaler sagt, hingewiesen wird. Kap. 3, 18. glaubt der Vf. bey *Lebensbaum* müsse man an den Baum im Paradiese denken. „Da die Juden, sagt er, doch einen Baum unter diesen Namen kannten, der im Paradiese zum Mittel diene, die Gesundheit und Unsterblichkeit unserer ersten Aeltern zu befördern: so denke ich fast, daß hierauf gezelet wird.“ Also nimmt Hr. M. in der mosaïschen Erzählung vom Zustand der ersten Menschen die Nachricht vom Lebensbaum noch ganz wörtlich und historisch? Kap. 4, 26. sucht der Vf. die Metapher, die von einer Wagschale hergenommen ist, bezubehalten. Er übersetzt *abgewogene Ueberlegung regiere stets deinen Gang*, anstatt: bedacht-same Ueberlegung. K. 5, 10. hält er es für wahrscheinlich, daß hier bloß auf die großen Unkosten, die der Ehebruch besonders im Orient dem Ehebrecher verursacht, angepielt werde. K. 8, 12. werden

die Uebersetzungen einiger Neueren mit Recht getadelt. Hr. M. folgt der Erklärung von A. Schultens.

Ich Weisheit, bewohne die Klugheit,
Ich dringe bis zur vernünftigen Ueberlegung durch.

Ganz richtig wird bemerkt, daß in dem ersten Glied das Bild uns fremd klinge, daß es aber bey den Morgenländern nicht ungewöhnlich sey. Auch der Araber sage, *Ruhm sich bauen und bewohnen*. Der Sinn des letzten Glieds wird also bestimmt: derjenige, der sich auf die Weisheit legt, wird immer vernünftig und mit Bedacht handeln. Kap. 9, 1—8. wird die hier vorkommende Allegorie mit der Allegorie bey Xenophon vom Hercules auf dem Scheidewege verglichen. Der Vf. findet in dem jetzigen Text eine Verletzung, die durch die Schuld der Abschreiber entstanden ist. Er ordnet die Verse also: Zuerst V. 1—6., alsdenn V. 11—18. und endlich V. 7—10. Bey V. 9. wird bemerkt, daß vielleicht auf das Vermischen des Weins mit Wasser angepielt werde; da aber die Weisheit ihren Wein hier als sehr schmackhaft anpreiße: so müsse man hier wohl vornehmlich an Wein denken, der mit wohlriechenden Specereyen vermischt war. Ibn David redet ebenfalls vom Weine mit Rosenwasser vermischt. Kap. 10, 2. wird die Uebersetzung *Wohlthat rettet vom Tode* verworfen, obgleich das hebräische Wort diese Bedeutung haben kann. Der Vf. ziehet *Ehrlichkeit* vor, weil dieses einen bessern Gegensatz zum Worte *Unrecht* macht. V. 10. wird richtig bemerkt, daß dieser Spruch ungemein schwer sey, wegen der großen Verschiedenheit der beiden Glieder, die gar in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Der Sinn würde besser seyn, wenn man im zweyten Gliede mit den 70 und dem Syrer lesen wollte, *wer ihm aber bestraft, bringt Heil*. Der Vf. vermuthet mit Grund, daß diese Worte durch die Nachlässigkeit der Abschreiber aus dem hebräischen Text seyn weggelassen worden, und daß man das Fehlende nachher dadurch ersetzt habe, daß man das zweyte Glied des 8. V. wieder hier einschob. K. 13, 2. ist der Doppelsinn gut in der Uebersetzung nachgeahmt und gehörig erläutert. Der Vf. übersetzt:

Istet man gleich nur reife Frucht,
So hat der Bösewicht doch seine Lust an allem was
herb ist.

Kap. 16, 4. beruft sich der Vf. auf den Parallelismus, nach welchem er übersetzt:

Jehova lenkt alles zu seinem Zweck;
Folglich den Gottlosen auch zur Strafe.

In den Anmerkungen heißt es aber ganz richtig: Der Zweck, den Gottes Vorsehung sich bey den Gottlosen vorgesetzt hat, ist ihre Strafe: Nicht aber in dem Sinne, als ob Gott, in der Absicht sie zu strafen, sie geschaffen hätte; — nein! Gott kann keine Creatur hervorbringen, ohne zugleich die Absicht zu haben, sie glücklich zu machen — sondern in sofern sich
der

der Gottlose selbst in den Zustand versetzt hat, daß Gott, seiner Gottlosigkeit wegen, jetzt keinen andern Zweck haben kann.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Gebauer: *Λουκιανου Σαμοσατεως Ἀπαντα. Luciani Samosatensis opera omnia, maxime ex fide codicum Paris. recensita edidit Fridericus Schmieder, Philos. D. AA. LL. M. Gymnaf. Luth. Hal. Coll. Tomus posterior, cum additamento ad tomum priorem. 1801. LII u. 694 S. u. 5 Bogen Index in gr. 8. (3 Rthlr.)*

2) LEIPZIG, b. Sommer: *Luciani Samosatensis opera, graece et latinae; cum notis selectis. Tomus VIII. Curavit Jo. Petr. Schmidius. 1800. 520 S. kl. 8. (2 Rthlr.)*

Von dem Zwecke und der Einrichtung der *Schmiederschen* Ausgabe haben wir, bey der Beurtheilung des ersten Bandes (A. L. Z. 1800. N. 121. 122.), umständlich Rechenschaft gegeben. Wir müssen, bey der Anzeige dieses zweyten, das Lob der Sorgfalt und des Fleißes wiederholen, das wir dort dem Herausgeber beygelegt haben, und freuen uns, daß äussere günstige Umstände seinen Fleiß jetzt noch mehr unterstützten. Er war nämlich so glücklich, die Vergleichung einiger Handschriften zu erhalten, welche er zur Berichtigung des Textes, oder zur Ergänzung des ersten Bandes benutzen konnte. Hr. Prof. *Matthäi* in Wittenberg theilte ihm, mit gewohnter uneigennütziger Dienstfertigkeit, die Collation dreier Augsburger Handschriften mit, und Hn. Conr. *Schwarz*e in Görlitz verdankt er die Vergleichung eines schon ehemals vom sel. *Geistler* kurz beschriebenen *Codex Gorlicensis*. Die Vorrede liefert eine genauere Notiz von diesen Handschriften, und die Varianten derselben sind theils mit den übrigen abweichenden Lesarten dem Text untergesetzt, theils zu den bereits abgedruckten Büchern in den vorangeschickten *Addendis* nachgeholt worden. Diese *Addenda* sind überdies bestimmt, den bey der Anzeige des ersten Theils geäußerten Wunsch des Rec. zu befriedigen: sie enthalten die ehemals auch in richtigeren Stellen vernachlässigte Angabe der Vulgata und mehrere Verbesserungsvorschläge zum ersten Band aus Büchern, welche Hr. S. erst nach der Erscheinung desselben zu diesem Behufe gebrauchen konnte. Es versteht sich beynahe von selbst, daß auch zu diesen *Addendis* wiederum gar Manches hinzuzusetzen wäre, wenn Rec. sich die bey der Beurtheilung des ersten Bandes erlaubte Ausführlichkeit hier abermals verstatten wollte. Zuerst bleibt Hn. S. das Verdienst, eine be-

deutende Anzahl Materialien gesammelt, manche versteckte Bemerkung ans Licht gezogen, und dadurch die Lectüre dieses anmuthigen Schriftstellers erleichtert, vielleicht auch einer neuen instructiveren Ausgabe desselben glücklich vorgearbeitet zu haben. Man kann nicht sagen, daß von ihm eine neue, nach sichereren Grundsätzen der Kritik gebildete *Recension* des Textes aufgestellt worden sey: denn es sind zu viele der Aufnahme würdige Lesarten, besonders auch aus dem vortreflichen Görlitzer Codex, bloß in die Noten verwiesen worden; allein die *Recognition* des Herausgebers hat uns doch im Ganzen einen besseren und richtigern Text verschafft, als alle vorhergehende Editoren geliefert hatten. Man kann nicht sagen, daß die eigenen kritischen Vermuthungen des Herausgebers sehr zahlreich, oder durch Scharfsinn sehr hervorstechend wären: gewöhnlich bleiben sie nur bey der grammatischen Berichtigung der Constructionen u. s. w. stehen; allein die mühsame Zusammenstellung fremder Conjecturen aus so vielen philologischen Schriften wird den kundigen Leser oftmals auf die rechte Spur leiten. Auch der angehängte *Index rerum memorabilium et nominum propriorum*, welcher das Register der *Amsterdamer* Ausgabe an Vollständigkeit und Genauigkeit übertrifft, ist ein zur Lectüre des *Lucian* dienliches Hülfsmittel.

Von allen diesen Vorzügen ist die *Schmidische* Ausgabe entblößt, deren erster Theil bereits im J. 1776 und der siebente im J. 1780 zu Mictau ans Licht trat. Sie gehört zu den verunglückten Unternehmungen, wodurch der verstorbene Prediger *Schmid* zu Ganzig im Meißnischen seine kurze philologische Laufbahn bezeichnete; und nichts als ein guter (aber nicht sehr correcter) Druck und gutes Papier dient ihr zu einiger Empfehlung. Denn in der Auswahl und Abkürzung der Noten, welche der Herausgeber aus der Reitzischen Edition entlehnte, hat er wenig Kenntniß, wenig Beurtheilungskraft gezeigt; am allerwenigsten aber daran gedacht, einem überlegtem Plane zu folgen, und auf die Bedürfnisse unserer Zeiten Rücksicht zu nehmen. Da indess von dieser Ausgabe bereits sieben Bände erschienen waren; so that Hr. Sommer, welcher das Verlagsrecht derselben an sich gekauft hatte, sehr wohl, ihnen durch den achten Band noch den Schluß hinzuzufügen, weil sonst jene für den Besitzer ganz unbrauchbar geblieben wären. Noch fehlen zwar die poetischen Stücke, welche dem *Lucian* zugeschrieben, und den Ausgaben desselben angehängt zu werden pflegen; allein es scheint, daß die Ausgabe mit diesem Bande geschlossen seyn soll. Hr. M. *Schmieder* hingegen läßt uns noch einen Commentar über *Lucians* sämmtliche Schriften hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

PHILOSOPHIE.

ALTENBURG, b. Ring u. Schnuphase: *Metaphysik*. Erstes Buch. *Elementarwissenschaft*. Erster Abschnitt. *Reine Dinglehre*. Von F. F. Abicht, Professor der Philosophie. 1801. 308 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem Ursprunge, der Natur, den Theilen, dem Umfange, der Wichtigkeit und den Schicksalen der objectiven Elementarwissenschaft. — Die reine speculative Metaphysik besteht, nach dem Vf., aus der allgemeinen Ontologie und Cosmologie. Sie sollen zu Stande kommen, zwar nicht ohne die innerliche, aber doch ohne diejenige Erfahrung, welche sich von den *Objecten* herschreibt; und solche Erkenntnisse seyn, welche lediglich aus der *Denknatur* hervorgehen. Die Ontologie soll den Gattungsbegriff von einem Dinge darlegen und rechtfertigen, gleichwie die Cosmologie den Allgemeinbegriff, welcher das Wesentliche einer Welt darstellt, erörtert. — Der Weg hierzu ist der synthetische, d. h. die Verknüpfung der Urgedanken unsers Geistes zu einem Ding- und Weltbegriffe. Denn die Urgedanken sind die *Materialien* zu diesen Begriffen, wir haben in und von uns selbst die *Regeln der Zusammensetzung* derselben, und Thatfachen, gleichwie anstellbare Versuche bezeugen, daß wir Vorstellungen verknüpfen, sie nach Regeln in concrete Begriffe zusammenfügen (synthesiren) und dann mit ihnen concrete Gegenstände denken können: Vollenden wir diese Gedankenverbindungen jenen Gesetzen gemäß, so resultiren jene Begriffe von *Ding* und *Welt*. Wir dürfen nur die Natur unsers Geistes durchforschen, seine eignen urfreyen Werke unterscheiden, die Gesetze seiner Thätigkeit daraus abnehmen, und uns im Zusammenbilden der Kenntnisse absichtlich und genau an sie halten. Auch bürgt uns der Ursprung dieser Begriffe dafür, daß Ding und Welt in der Erfahrung eben so erscheinen, wie wir sie mit ihnen anticipirend vorstellen. Denn wie der Geist in seiner Begriffe bildenden Thätigkeit durch seine Natur gestimmt ist: so bleibt er auch bey der Erfahrung der Einwirkung seiner Objecte gestimmt. — Da die allgemeinen Wahrheiten über Ding und Welt lediglich aus der Denknatur entspringen: so müssen sie jedem Menschen beywohnen. Beide Wissenschaften sind es aber nur von *gedachten* Objecten, also keine *Erkenntnisse*, ob wohl sie solche Denkwahrheiten enthalten, die auch im Reiche der Erkenntniß gültig sind.

A. L. Z. 1802. Erster Band.

tig sind. — Durch die gesetzmäßige vollständige Synthesis unsrer Urgedanken erhalten wir aber nicht mehr als zwey bestimmte reine Begriffe, nämlich den *einfachern* von einem Dinge und den *zusammengesetztern* von einer Welt, d. i. von einem Ganzen, dessen Theile Dinge sind. — Der vorliegende Theil enthält nun die *Ontologie*. Der ontologische Begriff entsteht, wenn man die einfachen Urgedanken nach den Naturgesetzen der Synthesis in ein einziges Bild zusammenfaßt; mithin die gesetzmäßige Geistesbehandlung der Synthesis an ihnen endigt; gleich wie der cosmologische dadurch entsteht, daß wir die erwähnte Synthesis an dem ontologischen wiederholen und durchführen. Die Ontologie hat, wie die Cosmologie, ihren *absoluten*, *hypothetischen* und *postulirten* Theil. Der *Erste* zeigt: wie ein Ding, bloß für sich betrachtet, den Gesetzen der Denkkraft gemäß, vorzustellen sey. Der *zweyte* betrachtet, wie ein Ding, wenn es für das Ich, als das eine bestimmt gegebene Glied, und im Zusammenhange mit demselben seyn soll, zu denken sey. Der *dritte* Theil entspringt, wenn wir die übrig gelassene Unbestimmtheit der Dinge mittelst der Imagination auszufüllen suchen. Solche von der Imagination postulirte Begriffe von Dingen sind weder wahr noch falsch; nur bloß denkbar. So weit der Vf.

Aus dieser Darstellung des Plans und Inhalts der Schrift sieht der Leser von selbst, daß es dem Vf. nur darum zu thun sey, gewisse Gedanken, welche er für Urgedanken hält, zusammenzufügen. Da dieses ohne alle Reflexion auf die Objecte selbst geschehen soll: so ist klar, daß hierbey weiter nichts als ein bloßes Spiel mit Begriffen getrieben werden kann. Dies treibt nun der Vf. auch im vollen Maasse. Die Begriffe werden so gespalten und gespitzt, die Distinctionen bis zu einer solchen Feinheit getrieben, daß auch das ernstlichste Bestreben, nicht allen Faden und Inhalt des Denkens zu verlieren, misslingen muß. Man kann das Buch anschlagen wo man will, so bieten sich fast auf jeder Seite solche Schattenspiele mit Begriffen dar. Man lese z. B. S. 75: „Wir erinnern an den Unterschied des Innern und Außern so wohl von dem Innerlichen und Außerlichen als auch von dem Innerhalbigen und Außerhalbigen. Das Innere ist nicht außer seinem Außern und umgekehrt. Beide sind also das Innerliche etc.“ S. 84. „Da alle Materie eines Dinges entweder zum Außern oder zum Innern desselben gehört; und da das Innere nicht außer seinem Außern und dieses also auch nicht außer und neben seinem Innern besteht: so ist klar, daß kein Ding

Ding aus Theilen bestehe, welche aufser und neben einander sind und ein ausgedehntes Gebilde ausmachen. Die Form ist nicht aufser und neben der Materie, welcher sie geeignet ist, und so die Materie nicht aufser ihrer Form. — Wir haben bey einem Dinge ein zusammengesetztes von Form, ein zusammengesetztes von Materie und ein aus beiderley zusammengesetzten Erwachsenen zu betrachten etc. Bey solchen überfeinen Unterscheidungen ist es denn freylich kein Wunder mehr, wenn wir lesen: „jedes Ding sey zusammengesetzt aber doch (S. 136) einfach“, wenn wir ferner lesen: die Dinglehre solle uns den *Allgemeinbegriff* eines Dinges aufstellen, doch aber sey hier die Rede von einem Objecte, welches von andern über und unter ihm stehenden Objecten mittelst eines eignen Namens *abzuseondern* sey. S. 65. —

Doch Rec. will von den Kreuz- und Quersprüngen in der laftigen Region gehaltloser Begriffe nichts mehr auszeichnen, und bemerkt hier nur noch, das dem Vf. einer revidirenden Kritik doch nicht unbekannt geblieben seyn sollte, das alles Unternehmen einer reinen Ontologie scheitern müsse. Denn aus dem reinen Denken kann man weiter nichts als die Gesetze seiner Function und die derselben entsprechenden Begriffe entnehmen. Mit diesen läßt sich nun wohl willkürlich spielen, aber keine objective Erkenntniß zu Stande bringen. Will man jedoch den Namen einer reinen Ontologie noch beyhalten: so kann er nichts anders bezeichnen, als das System der Begriffe und Grundsätze unsers Erkenntnißvermögens selbst, in sofern es sich auf Objecte bezieht. Da diese Begriffe und Grundsätze die Bedingungen befragen, unter welchen überhaupt ein Object gedacht und erkannt werden kann: so gelten sie freylich auch von jedem Objecte, das uns durchs Bewußtseyn gegeben wird; allein hiermit endigt auch die reine Ontologie, die man richtiger unter dem Titel einer transcendentalen Logik aufführt.

JENA, in d. Crökerfch. Buchh.: *Geist der Philosophie unsrer Zeit*. Dargestellt von Joh. Bapt. Schad, Doct. der Phil. zu Jena. 1800. 408 S. u. XXVIII S. Vorrede 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: vor ungefähr einem Jahre habe man über *Fichtes* Philosophie einen außerordentlichen Lärm geschlagen, aber man habe sie dadurch ganz unentbehrlich gemacht (?). Das Christenthum erscheine sogar erst von dem Standpunkt, den die *Fichtische* Philosophie angebe, in seiner ganzen Würde. Diese Philosophie zeige, das die Realität des Glaubens an Gott *beweisen* zu wollen, eben so lächerlich sey, als Jemanden beweisen zu wollen, das er Bewußtseyn habe; denn nur diejenigen Gegenstände wären eines Beweises fähig und bedürftig, die man als dem Bewußtseyn zufällig ansehen müsse. *Kant* sey aufgetreten, um den Skeptiker zu besiegen, da er aber behaupte, es sey nicht möglich, zu den Gegenständen *an sich* vorzudringen, sondern was wir erkennen, sey nur ein *Vorgestelltes*,

keinesweges aber *etwas an sich*, der Skeptiker aber eben dieses Vordringen fodere, so habe K. vielmehr die Forderung des Skeptikers bestätigt (auch dadurch, das K. *bewiesen* hat, dieses sey nicht möglich?). Nach K. sey es unnöglich, die Natur der *Intelligenz an sich* zu ergründen, und dadurch das *absolute* Bewußtseyn selbst zu construiren. Nur *Fichte* habe den Skeptiker von der Seite angegriffen, von welcher er *einzig* und für *immer* zu besiegen sey. Das es unnöglich sey bis zu einem *absoluten* Seyn vorzudringen, leite *Fichte* nicht, wie *Kant*, aus der Schwäche unserer Vernunft ab, sondern nach ihm sey ein *absolutes* Seyn ein Widerspruch. Das Seyn sey nach ihm kein *ursprünglicher*, sondern ein *abgeleiteter* Begriff, der nur auf dem Gebiete der *theoretischen*, keinesweges aber der *rein praktischen* Vernunft gelte. Auf das Ueberfinnliche übertragen, sey es nur die *vernünftliche* Ansicht desselben; solle das Ueberfinnliche nicht wie es *erscheint*, sondern wie es *an sich* ist, bestimmt werden, so sey sein wesentlichlicher Charakter das Gegentheil vom Seyn, ein bloßes *Handeln*. Sobald wir es uns aber *vorpellen*, müßten wir nothwendig sagen oder denken: das Ueberfinnliche ist schlechtlin kein Seyn; wir müßten ihm also dann das Seyn beylegen, weil das Ueberfinnliche alsdann als ein *Gedachtes* in das Gebiet des *Sinnlichen* komme. Die philosophirende Vernunft müße aber bis zur *Intelligenz an sich* vordringen, dürfe es indeßen darum *nicht an sich* als ein Seyn denken, weil es im Denken nothwendig *so erscheine*. Das Ueberfinnliche sey die Intelligenz (das Ich), wie es a priori bestimmt werden müsse. *Fichte* setze mit den Skeptikern das Bewußtseyn voraus. Er zeige aber, das das Bewußtseyn nicht möglich sey, ohne Realität 1) des *Ichs* oder eines *Handelns*, das sich in einer bestimmten Sphäre des Seyns versetzt — einer *beschränkten Freyheit*; 2) des *Nicht-Ichs* oder eines bloßen *Bestehens*, welches das Gegentheil des *Handelns*, also das *Gegentheil der Freyheit* ist; 3) der *Gottheit* oder eines *reinen Handelns*, welches weder sich selbst in Schranken setzen kann, noch von, irgend einer Intelligenz in Schranken gesetzt werden darf, also *absolute Freyheit in der Wirklichkeit* ist.

Fichtes Religionstheorie sey die einzig mögliche und beseligendste, jede andere, selbst die *Kantische* nicht ausgenommen, führe zum *Atheismus* (Hr. S. macht es also nicht um ein Haar besser, als die Leute die Fichten zum Atheisten machen wollten!). Die bey Gelegenheit des Streits über *Fichtens* Atheismus wider oder für ihn auftraten, verstanden (*Schads* Behauptung!) meistentheils nicht eine Sylbe von *Fichtes* System, einige Vertheidiger desselben diese oder jene Punkte halb und halb, kein einziger verstand ihn ganz. Selbst *Reinhold* und neuerdings *Jacobi* haben ihn noch in einigen der wichtigsten Punkte mißverstanden. Am wenigsten habe *Fichte* durch seine Apologie das Aergerniß gehoben. Durch *Fichtes* Streitsache sey indeßen die ganze *Kantische* Philosophie ihren ehemaligen erklärtesten Vertheidigern verdach-

tig worden (wer sind diese Vertheidiger, etwa *Schultz* in Königsberg? etwa *Beck*, *Bendavid*, *Diez*, *Gerstenberg*, *Greiling*, *Heufinger*, *Fäsche*, *Kiesewetter*, *Melting*, *Ring*, *Schmid*, *Schütz*, *Tennemann*, *Tieftrunk*, *Villers* u. f. w.?) Die *Kantische* Philosophie sey theils schon begraben, theils gehe sie in den Augen aller derjenigen, die an philosophischen Untersuchungen Interesse finden, mit großen Schritten ihrem Grabe entgegen (nehmlich in der *Phantasia*, die Hn. S. und den Anhängern seines Systems eben so a priori eine Geschichte der Philosophie vorgaukelt, als überfinnliche Anschauungen zur Realisirung ihres überfinnlichen Ichs. Daher auch die phantastische Anmaßung auf dem Titel dieser Schrift.) Da nun allein in *Fichtes* Philosophie Heil ist: so giebt der Vf. diesen Geist derselben. Es sey nicht der *Buchstabe* der *Fichteschen* Philosophie: Wer an diesem klebt, würde seine Deduction mit dem was *Fichte* über *Gefühl* und *Freiheit* sagt, ganz widersprechend finden. Auch der bisherigen Logik müsse man entsagen (das ist, freylich schlimm genug!), denn diese reiche nicht aus Gebiet des Ueberfinnlichen. — Dieser Geist ist nun nichts anders, als eine eigene kurze Vorstellung des *Fichteschen* Systems mit einem weitläufigen Eingange, in einer ganz falschen Sprache: aus welcher Vorstellung aber wieder nichts anders hervorgeht, als was stets sich immer mehr bewähren wird, daß die *Fichtesche* Theorie ein *Dogmatismus* ist, dem die *Paralogismen der reinen Vernunft* als Fundament zum Grunde liegen.

NÜRNBERG, in der Felfsecker. Buchh.: *Ideen zu einer Metaphysik des Menschenverstandes*. Von *Paul Joachim Siegmund Vogel*, Doct. u. Prof. der Theologie. *Erster Theil*. 1801. XIV und 384 S. 8.

Der Vf. prüft in diesem Theil seiner Schrift die Wissenschaftslehre des Hn. *Fichte* und *Kants* Kritik der reinen Vernunft. Zum Grunde dieser Prüfung legt er die „Uraussprüche des Menschenverstandes.“ Von dem Menschenverstande und seinen Uraussprüchen giebt die Einleitung folgenden Begriff. Man muß nach Hn. V. den substantiven von dem adjectiven Menschenverstand unterscheiden. Der erste, der auch die substantiv urtheilende Vernunft heißen kann, ist, „eine Kraft in uns, durch die wir gewisse Aussprüche machen, welche wir zwar für die *unsrigen* erkennen, so wie wir diese Kraft selbst für etwas *Unriges* erkennen müssen, welche wir aber doch nicht *uns*, nicht unserm Nachdenken, nicht einer absichtlichen Anwendung jener Kraft zuschreiben können, welche wir nicht hervorbringen, sondern in uns finden.“ Aus dieser und andern Beschreibungen des substantiven Menschenverstandes erhellet, daß derselbe ein Vermögen solcher Aussprüche seyn soll, deren der Mensch ohne Nachdenken theilhaftig ist. Der Vf. giebt diesen Aussprüchen den passenden Namen: *Machtsprüche*. Urtheile, die nicht anders als durch einiges Nachdenken erhalten werden können, wer-

den dem adjectiven Menschenverstand zugeschrieben. „Die Verschiedenheit in Urtheilen der Menschen ist durch die Erfahrung über allen Zweifel weggesetzt. Wenn es nun eben so unzweifelhaft ist, daß in andern Urtheilen alle Menschen übereinstimmen; so ist unser Recht, diese allgemein übereinstimmenden Urtheile einer andern Kraft zuzuschreiben, als der, welche den Grund der von einander abweichenden enthält, hinlänglich dargethan.“ Das erste Criterium eines ursprünglichen Ausspruchs des Menschenverstandes war die gänzliche Abwesenheit alles Nachdenkens ihn hervorzubringen; das zweyte Merkmal ist nach dieser Stelle die Einhelligkeit aller Menschen in seiner Anerkennung. Da aber der Beweis dieser Uebereinstimmung aller Menschen, doch nur aus der Erfahrung geführt werden könnte, es aber nicht recht abzusehen ist, wie wir zu der Erfahrung kommen können, daß alle Menschen welche waren, sind, und seyn werden, diese Aussprüche, welche wir Uraussprüche des substantiven Menschenverstandes genannt haben, gleichlautend in sich vernähmen, so wird ein solcher Beweis nur durch eine Induction, die nie vollständig werden kann, geführt werden können. Es ist also nur *Glaube*, daß gewisse Aussprüche allen Menschen vernehmlich seyen, und von allen anerkannt werden.“ Diesen Glauben beschreibet Hr. V. als ein ganz besonderes Gefühl der Nothwendigkeit, dafür zu halten, daß alle Menschen gewissen Aussprüchen ihren Beyfall geben müssen. Dieser Glaube überhebt den Gläubigen der Mühe, zu fragen und zu hören, ob andere Menschen in seinen Aussprüchen mit ihm zusammenstimmen. Der Gläubige hat diesen Glauben an diese Zusammenstimmung, welche selbst es ist, die seinen Aussprüchen zu Uraussprüchen des substantiven Menschenverstandes erhebt. Rec. hält dieses Princip des Vf. zu einer Metaphysik nicht für neu. Der Vortrag manches Schriftstellers läßt die Idee von Uraussprüchen des substantiven Menschenverstandes errathen, worunter er seine Aussprüche subsumirt. Der Vf. nennt den Glauben, von dem die Rede ist, auch ein *Gefühl der Wahrheit*. Er sucht seine Meynung von dem Daseyn solcher Gefühle, welche die Kriterien der Wahrheit und der Ursprünglichkeit gewisser Aussprüche abgeben, mit dem Urtheil des Hn. *Fichte* zu bestätigen, der in seiner Sittenlehre dasselbe behauptet. Die Erkenntniß der Wahrheit einer Erkenntniß erweckt allerdings eine Empfindung, die dem innern Sinn beygelegt wird. So hat R. immer gemeynt. Nach Hn. V. ist es anders. Eine gewisse Empfindung, die das Gefühl der Wahrheit heißt, ist nach ihm das *erste* das sich ereignet, und auf sie folgt die Erkenntniß der Wahrheit einer Erkenntniß.

Rec. erwartete eine Sammlung der Uraussprüche des substantiven Menschenverstandes an der Spitze der Abhandlung, als Grundlegung der Principien, wonach der Vf. *Kant's* und *Fichte's* philosophische Sätze prüfen würde. Dem Vf. hat es aber gefallen, mit einer solchen Sammlung sein Buch zu beschließen.

fsen. Folgende Beyspiele können genügen, um dem Leser einen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu geben: „Alle sinnlichen Objecte bestehen aus einfachen Theilen; Alles was ist, ist entstanden; Alles was entstanden ist, ist erzeugt; alle Veränderungen des Zustandes der Objecte haben ihre Ursachen; alle Ursachen liegen in Kräften der Substanzen; alle Kräfte existiren in Substanzen, und alle Substanzen haben Kräfte; eine unendliche regressiv'e Reihe von Ursachen giebt es nicht, sondern alles, was entstanden ist, hat eine erste Ursache, welche nicht entstanden ist; die erste Ursache ist eine verständige; die erste Ursache kann alles was ist vernichten, kann den Substanzen die Kräfte nehmen und kann den durch die Kräfte bewirkten Zusammenhang der Veränderungen der Substanzen unterbrechen; es giebt freye Bestimmungen der Willkühr.“ Da der Glaube, daß jeder mann diesen Uraussprüchen Beyfall geben müsse, nach dem wirklichen Beyfall nicht viel fragen läßt, so würde wohl jede Erinnerung gegen sie vergeblich seyn.

Die Prüfung der Fichteschen und Kantischen Philosophie wird von Rec. nicht wieder geprüft werden können. Sie prüft diese Systeme von ihren ersten Behauptungen bis zu den letzten. Was davon mit den Uraussprüchen des substantiven Menschenverstandes zusammenstimmt, das ist wahr, was den-

selben widerspricht, das ist verwerflich. Der Zweck der Recension erlaubt keine ausführlichere Anzeige ihres Inhalts.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie.-Comptoir: Herrn de la Cèpede's Naturgeschichte der Amphibien oder der eyerlegenden vierfüßigen Thiere und der Schlangen. Eine Fortsetzung von Buffon's Naturgeschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von Johann Matthias Bechstein. Dritter Band. Mit 30 größtentheils illuminierten Kupfern. 1801. 454 S. 8. (4 Rthlr.)

Dasselbe günstige Urtheil, welches Rec. den ersten beiden Bänden dieser Uebersetzung ertheilt hat, muß er auch von diesem fällen; nur ist die Anzahl der Zusätze besonders der auf eigene Erfahrungen des Uebersetzers gegründeten bey weitem geringers als in jenen. Den wichtigsten hat die Europäische Natter (*Coluber Bernus*) erhalten, welche, so wie eine sehr nahe verwandte, aber wahrscheinlich doch von ihr verschiedene Art, welche die Thüringische Natter genannt wird, von Hn. B. sehr genau beschrieben und abgebildet ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Gießen, b. Braun: *Untersuchung über das privilegirte Spitzbubenhandwerk in dem alten Aegypten*. Ein Schulprogramm von Johann Friedrich Roos, der WWV. D. ord. Prof. d. Geschichte auf der Ludwigsuniversität und Pädagogiarth etc. 1801. 16 S. 4. „Ueber die Diebe, erzählt Diodor von Sicilien I, 80., hatte man in Aegypten ein gar sonderbares Gesetz. Nach demselben mußte jeder, der dieses Gewerbe treiben wollte, bey dem Oberdiebe sich einschreiben lassen, und, was er gestohlen hatte, diesem unverzüglich eingestehen und ausliefern; so wie die Beraubten eine ganz genaue, auf Ort, Tag und Stunde sich erstreckende Anzeige ihres Verlustes bey ihm eingaben. Da auf diese Art alles ohne Mühe sich wieder finden ließ, so bekam der Bestohlene gegen Erlegung des vierten Theils von dem Werthe, sein Eigenthum zurück.“ Diese sonderbare Nachricht von einer in Aegypten privilegirten Diebes-Innung, oder einem förmlichen Spitzbuben- und Räuberhandwerke, das der Staat anerkannt haben soll, muß um so mehr befremden, je auffallender sie mit einer andern bey demselben Schriftsteller (I, 77. vgl. Herodot II, 177.) befindlichen Sage contrastiret, nach welcher jeder Staatsbürger jährlich bey dem Districtsvorsteher sein Gewerbe angeben, und wofern es ein unrechtmäßiges war, mit dem Leben dafür büßen mußte. Unter den Alten erwähnt jenes Gesetzes bloß noch (auf Aristons Autorität) Gellius (N. A. XI, 18.), mit einer andern nicht unbedeutenden Uebertreibung: Neuere begnügen sich, es zu wiederholen. Nur zwey Gelehrte versuchten es, etwas tiefer einzudringen, der Canonicus de Paww (Recherch. philosophiq. II, S. 265.) und Prof. Voss (Handbuch der allgem. Staatswissen-

schaft; V. S. 282.). Der letzte nahm an, daß in Aegypten wirklich ein solches Diebeshandwerk bestanden habe, wie Diodor es schildert, daß es aber immer furchtbar und gefährlich gewesen, als man der ersten Ansicht nach sich vorstelle. Straßenträuber sey darin gar nicht mißgriffen gewesen, und das Privilegium der Diebe habe sich wohl nur auf die unteren Klassen erstreckt. Hr. Prof. Roos beleuchtet diese Voss'sche Hypothese mit Gründlichkeit, und zeigt das Unstatthafte derselben. Er selbst tritt auf Paww's Seite, welcher es wahrscheinlich zu machen suchte, daß ein eigenes Gesetz von dem angegebenen Inhalt niemals existirte, daß man vielmehr eine gewisse Gattung ausländischer Räuber (die Beduinenaraber) bloß duldete, weil man sich ihrer nicht erwehren konnte, und daß man mit diesen oder ihren Vorstehern, wie es noch heut zu Tage Sitte sey, im Beraubungsfall über die Einlösung der gestohlenen Sachen zu contrahiren pflegte. Er unterläßt dabey nicht, an die geringe Glaubwürdigkeit Diodor's in der Geschichte der alten Aegypten überhaupt zu erinnern, bey welcher dieser Schriftsteller wahrscheinlich einem spätern ägyptischen Legendenfchreiber folgte, aus dem er auch die Versicherung wiederholte, daß alles aus den heiligen Büchern der Priester geschöpft sey. Hr. R. unterstützt überdies die Paww'sche Erklärung durch ein paar merkwürdige Stellen zweyer neuer Reisebeschreiber (Niebuhr's Reisebeschreib. nach Arabien I. S. 138 und Sonnini's Reisen in Ober- und Niederägypten I. Kap. 27.), und bewährt von Neuem durch diese interessante Schrift seine historisch-kritische Schärfe und seine Beurtheilungsgabe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

MATHEMATIK.

NÜRNBERG, b. Monath und Kufslers: *Einleitung zur Erkenntniß und (zum) Gebrauche der Erd- und Himmelskugel. Neue Auflage*, ganz umgearbeitet von Joh. Wolfg. Müller, Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg. Mit Kupfertafeln. 1801. *Erster Theil*, welcher die Erklärung des Himmelsglobus enthält, 105 S. *Zweyter Theil*, Erklärung des Erdglobus. 109 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Werk erschien zuerst im J. 1769, von einem ungenannten Verfasser. Der gegenwärtige Herausgeber hat solches, auf Verlangen der Verlags-handlung, gänzlich umgearbeitet, von dem schwerfälligen Stile, in welchem es, überdies noch Frag- und Antwortweise, verfaßt war, gereinigt, und sich bemüht, die wichtigsten Lehren zur Kenntniß und zum Gebrauche der Erd- und Himmelskugel in möglichster Kürze, aber mit Deutlichkeit, Gründlichkeit, und strenger Auswahl so vorzutragen, daß sie auch den der Mathematik unkundigen Lesern verständlich seyn könnten. Rec. hat die erste Auflage nie gesehen; indess scheint, nach den Aeußerungen des neuen Herausgebers in der Vorrede, das meiste und wichtigste der Schrift nun diesem zu gehören; man sieht auch, daß er aus guten Quellen nicht ohne Sachkenntniß geschöpft haben muß. Ueberhaupt ist die ganze Einrichtung, die er nunmehr dem Werke gegeben hat, so beschaffen, daß es sowohl in Absicht auf den Vortrag, als auf Richtigkeit der Begriffe, die den abgehandelten Lehren zum Grunde liegen, den bessern Schriften über den nämlichen Gegenstand an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Der I. Theil, welcher der Erläuterung und dem Gebrauche der Himmelskugel bestimmt ist, geht von gewissen geometrischen Elementarbegriffen aus, die man zu Hülfen nehmen muß, um die einzelnen Erscheinungen am Himmel zu ordnen, und zum Theil zu erklären. Vorstellung des Himmels als einer Kugel; ihre Axe, Pole, größte Kreise und Parallelkreise, insbesondere von dem Aequator, Horizonte, Mittagskreise, und was darauf Beziehung hat; von der Polhöhe, und wie sie zu finden ist; von der Abweichung, geraden und schiefen Aufsteigung der Sterne; von der Ekliptik, ihren Zeichen und Sternbildern, ihren Aequinoctial- und Solstitialpunkten, den Wendekreisen und Polarkreisen, der Länge und Breite der Sterne. Kurze Astrognosie, oder Beschreibung von 105 Sternbildern, die der Herausgeber in alte, neue und neueste abtheilt, sammt Anzeige ih-

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

rer kenntlichsten Sterne. Scheinbarer unregelmäßiger Lauf der Planeten; das nähere vom Mondslaufe, auch wie Sonnen- und Mondsfunkernisse entstehen; etwas von Parallaxe, Refraction, Dämmerung, Sehungsbogen, und dem poetischen Auf- und Untergang der Gestirne. Auf diese Vorbereitungslehren folgt nun die eigentliche Beschreibung und Erklärung des Himmelsglobus, seiner verschiedenen Kreise und seines ganzen Apparats; 31 Aufgaben zum nützlichen Gebrauche dieses Globus machen den Beschluß.

Der II. Theil nimmt ungefähr den nämlichen Gang, um den Erdglobus kennen zu lehren. Voran geht die Lehre von der Gestalt und Größe der Erde; historische Anzeige von den berühmtesten Umschiffungen der Erde, auch von Messung einiger Erdgrade. Mathematische Eintheilung der Erdoberfläche; von Erdmeridianen, Länge und Breite der Oerter, Größe der Grade in jedem Parallelkreise; Vergleichung der vornehmsten Meilen — und Fußmaße, bey letztern auch ihr Verhältniß zum neuen *Mètre*. Eintheilung der Erde in fünf Zonen, in dreyßig Climate, und in die gerade, schiefe, und parallele Sphäre; Verschiedenheit der Stunden, der Tags- und Jahreszeiten, der Lage des Schattens in verschiedenen Erdgegenden. Erklärung des Copernicanischen Systems, auch etwas von dem Ptolemäischen und Tyconischen. Nähere Beschreibung des Erdglobus selbst. Endlich wird der Gebrauch desselben in fünf vorläufigen Aufgaben, und dann in 12 andern Aufgaben gezeigt, welche den Sonnen- und Planetenlauf betreffen, und durch den Himmels- und Erdglobus zugleich aufgelöst werden können; noch folgen 30 Aufgaben, welche nur durch den Erdglobus allein sich auflösen lassen; unter den letztern sind auch mehrere, welche die Erscheinungen einer Sonnen- oder Mondsfunkernisse mit Hülfen eines Erdglobus bestimmen lehren. Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichniß geographischer Längen und Breiten der Oerter aus allen Welttheilen. — Im I. Th. S. 35. ff. fehlen unter den *neuesten* Sternbildern; der Aerostat, die Buchdruckerpresse, die Katze und der Mauerquadrant. — Die gewöhnliche Eintheilung der Sterne nach ihrer scheinbaren Größe in die von der ersten, zweyten Classe u. s. w. hängt nicht sowohl, wie S. 38. steht, von dem verschiedenen Gesichtswinkel ab, (der bey den wenigsten Fixsternen meßbar ist), als vielmehr von dem verschiedenen Grade der Lebhaftigkeit, womit ihr Licht auf unsere Gesichtsnerven wirkt. — Nach S. 60. hat Uranus 2 Monde; man kennt seit einigen Jahren 6 derselben.

Nun

ben. — Im II. Th. hätte bey der Nachricht von den Gradmessungen auch der neuesten französischen, und ihres Resultats erwähnt, auch überhaupt der verschiedenen Verhältnisse der Erdaxe und des Aequators, welche aus den bisherigen Messungen folgen, näher gedacht werden können. Längen- und Breitenverzeichnisse der Oerter sind eine Sache, die beständiger Berichtigungen fähig ist; das am Ende des II. Theils befindliche bedarf wirklich nach den neuesten Bestimmungen mancher nicht unbedeutlichen Verbesserungen, die aus den neuesten Bänden der *Connaissance des tems*, der monatlichen Correspondenz, der allgemeinen geographischen Ephemeriden, der Wiener Ephemeriden u. s. w. hätten abgeleitet werden können. Rec. schränkt sich hier bloß auf einige auffallende Druckfehler ein, die auf einer Seite beysammen sich finden. Bey Oxford steht die Breite: $41^{\circ} 44' 57''$ statt: $51^{\circ} 44' 57''$. Padua, Breite: $46^{\circ} 22' 26''$ statt: $45^{\circ} 22' 26''$. Rom, Breite: $41^{\circ} 54' 54''$ statt: $41^{\circ} 53' 54''$. Bey Capstadt sollte der Beysatz stehen: auf St. Domingo. Bey den Freundschaftsinseln, den gesellschaftlichen Inseln, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung fehlt das Zeichen südlicher Breite.

BERLIN, b. Fröhlich: *Theorie der Bewegung der Weltkörper unseres Sonnensystems und ihrer elliptischen Figur*, nach Hn. de la Place frey bearbeitet von Joh. Jos. Ant. Ide. Mit einer Vorrede des Hn. Hofrath Kästner's. 1800. 312 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Werk des Senators La Place, welches hier Hr. Ide bearbeitet hat, kam bereits 1784 zu Paris, (153 S. 4.) heraus, unter dem Titel: *Théorie du mouvement et de la figure elliptique des Planètes, par M. de la Place, de l'Acad. Roy des Sc. etc.* La Pl. erfüllte durch diese Schrift ein Verlangen des unter der Guillotine gefallenen Parlamentspräsidenten de Saron, welcher die Haupteigenschaften der elliptischen und parabolischen Bewegung der Himmelskörper auf eine einfache Art bloß aus Betrachtung derjenigen Differentialgleichungen, wodurch für jeden Augenblick jene Bewegung bestimmt wird, hergeleitet gewünscht hatte. Es ist hier nicht der Ort, Inhalt und Vorzüge des Originals, eines längst öffentlich bekannten, (wenn schon durch den deutschen Buchhandel nicht sonderlich verbreiteten,) und von Kennern längst nach Verdienst geschätzten Werks anzuführen; es wird genug seyn, bloß des Eigenthümlichen und Unterscheidenden der deutschen Ausgabe zu gedenken. Letztere ist nichts weniger, als bloße Uebersetzung, auch nicht etwa nur Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet, sondern ganz eigentlich, wie der Titel sagt, freye Bearbeitung der französischen Urschrift, die überdies durch die Bemühungen des Herausg. in mehr als einer Rücksicht ungewein gewonnen hat. Der vortreffliche französische Geometer bereitet sich durch die Kunstgriffe der Analysis, um die er so wesentliche Verdienste hat, und

der er in so hohem Grade Meister ist, häufig eine neue Bahn, auf welcher ihm aber Ungeweihte, für die er in Rathseln spricht, nicht überall nachfolgen können, da ihnen nur zu oft die Vordersätze zu seinen gedrängten Schlüssen fehlen, und selbst der Mangel an Nachweisung anderer Hülfquellen es ihnen unmöglich macht, über das Unentwickelte seines Vortrags ins Klare zu kommen. Und doch, wie der Herausg. durch eigenes Studium überzeugt, mit Recht bemerkt, enthalten die Schriften *La Place's* so viel lehrreiches, und seine Analysis besitzt ganz jene Einfachheit, das Siegel ächter wissenschaftlicher Vollendung, dafs, wer sich die Mühe giebt, die angezeigten Schwierigkeiten zu bekämpfen, reichlich dafür belohnt wird. Jene Schwierigkeiten soviel möglich aus dem Wege zu räumen, das Dunkle aufzuklären, und die Laplace'sche Arbeit durch enthüllte Darstellung gemeinnütziger und für mehrere Leser zugänglich zu machen, ist der Zweck, den sich der Herausg. vorgesetzt, und in dessen Hinsicht er zum Anfange insbesondere diese Schrift, die bey einem geringen Volumen so gehaltreich ist, gewählt hat. Alles dies konnte indess nicht anders geschehen, als durch eine in den meisten Stellen von ihm vorgenommene Aenderung theils des Vortrags, theils der Ordnung, in welcher die Sätze aufeinander folgen, durch eine im ganzen Werk beobachtete weitere Auseinandersetzung und Entwicklung der von La Pl. gegebenen Beweise und Rechnungen, und durch häufige Einschaltung von Zwischenätzen oder Voranstellung ganzer Lehrsätze, welche die Deutlichkeit zu fördern schienen. Es ist leicht zu erachten, wie verdient sich bey Ausführung eines solchen Plans der Herausg. um seinen Schriftsteller gemacht, und wie viel eigenes zum Besten und zur Erleichterung der Leser er selbst zugesetzt hat. So sind von ihm, um nur einiges zu nennen, dem I. Theile, welcher die Haupteigenschaften der Planeten- und Kometenbahnen durch Integration einiger zum Grund gelegten Differentialgleichungen ableitet, die Beweise von Taylor's und La Grange's Theoremen, die Methode, aus endlichen Differenzen einer veränderlichen Gröfse bestimmte Werthe ihrer Differentialquotienten von jeder Ordnung zu finden, und ein analytisches Verfahren, beynahe gefundene Werthe zu berichtigen, und dem II. Theile, der von der elliptischen Figur der Planeten und den Eigenschaften des Sphäroids handelt, ebenfalls einige zu den nachfolgenden Untersuchungen erforderliche Hülfsätze vorangeschickt worden; besonders wird auch vom Herausg. die durch La Pl. vorzüglich ausgebildete und fruchtbar angewandte Lehre von den partiellen Differentialien in das nöthige Licht gesetzt. Weggelassen findet Rec. nichts hauptsächliches, was im Grundtexte steht, aufser im I. Theile das wenige, was von den Seculargleichungen beygebracht ist; vermuthlich nicht der Herausg. diese Materie für zu schwer, um in einem Elementarvortrage deutlich und gründlich genug erörtert zu werden; dagegen sind die Lehrsätze von der grössten Gleichung der Planeten,

wovon das Original nichts hat, hinzugekommen. In Fällen, wo die Beweisart der Urschrift dem Herausg. nicht scharf und bündig genug schien, hat er sich erlaubt, solche abzuändern und gehörig zu ergänzen, wie z. B. bey dem, was am Ende des II. Theils von dem Gesetze der Anziehung gesagt wird; eben so wird im I. Theil S. 63. an der gewöhnlichen Methode, die Centrakraft der Sonne mit der Schwere auf der Oberfläche zu vergleichen, ein Irrthum gerügt, der bey *Karsten*, *Euler*, *Simson* sich findet. Wer selbst die Probe anstellen, und das Laplace'sche Werk mit Zuziehung der deutschen Umarbeitung für sich studieren will, wird finden, wie viel ihm durch diese erleichtert worden, und dem Herausg., dessen Kenntnissen diese Schrift Ehre macht, für seine darauf verwandte Mühe Dank wissen. Ueberhaupt dürfte das sorgfältigere Studium dieses Werks in der vom Herausg. veränderten Gestalt als eine Art vorbereitender Einleitung zu dem weitumfassendern classischen Werke von *La Place*, zu dessen Mechanik des Himmels, nicht ohne Nutzen gebraucht werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Academiae Lipsiensis in saeculo undeciesimo initiis pietatis monumenta*. 1801. XII. u. 151 S. gr. 4. (mit 7 Vignetten.)

Mit freudiger Theilnahme an dem fortdauernden Flor einer Universität, welche nun bereits vier Säcula hindurch unter den berühmtesten und besuchtesten einen der ehrenvollsten Plätze behauptet hat, legt Rec. eine Schrift aus den Händen, deren Entstehung und Ausführung der Würde dieser Universität vollkommen angemessen, und welche das Andenken an die Urheber und Beförderer ihres Flors, zugleich mit den überzeugendsten Belegen desselben, von dem verfloffenen Jahrhundert auf die folgenden fortzupflanzen bestimmt ist. Man weiß, daß die Leipziger Universität sich die Erhaltung und pünktliche Wiederholung ihrer öffentlichen Feyerlichkeiten von jeher besonders angelegen seyn ließ: allein die Säcularfeyer wurde, am ersten Morgen des neuen Jahrhunderts, mit vorzüglichem Pomp begangen. Es gereicht den dasigen Studierenden zur Ehre, daß sie nicht bloß auf diese Feyerlichkeit zuerst bey ihren Lehrern antrugen, sondern mit Anstand und Geschmack daran Theil nahmen: die Lehrer versäumten nichts, die Erwartungen zu befriedigen, und die Besorgnis, daß man der Liebe zur Alterthümlichkeit zu viel zugestehen möchte, schwand diesmal schon aus dem Grunde, weil gerade dieses Fest aus zwey besonderen Ursachen in den vorigen Zeiten nicht gefeyert worden war. Die schön geschriebene Vorrede dieses Werkes, welche Hn. Prof. *Beck* zum Verfasser hat, giebt jene Ursachen an, und liefert zugleich eine kurze Schilderung der Art und Weise, wie man jetzt die Feyerlichkeit hielt. Als Nachtrag dazu dient der Schluß des Werkes, unter der besonderen Aufschrift: *Pompa Academiae deducta*

Calendis Januariis etc., welcher die Namen aller Theilnehmer nennt. Auf die Vorrede folgt das *Einladungsprogramm* zu der Festschicklichkeit, ebenfalls von Hn. Prof. *Beck* im Namen des Rectors der Akademie geschrieben. Das Programm selbst füllt nur zwey Blätter, und ist bloß mit seinem Gegenstande beschäftigt. Allein den Literator ziehen die angehängten weitläufigen *Scholien* an, welche mit einem großen Aufwande antiquarischer Gelehrsamkeit verfaßt sind. Einzelne Ausdrücke oder Anspielungen des Textes, so wie die mit Geschmack erlesenen Münzen, welche das Programm als Vignetten zieren, geben dem gelehrten und vielbelesenen Vf. Anlaß, sich über manche antiquarische Gegenstände ausführlich zu verbreiten. Einen Auszug verstaten diese Bemerkungen nicht: aber wir machen den Kenner vorzüglich auf das aufmerksam, was hier über die so ungewisse Chronologie der Säcularspiele bey den Römern, und über die Spenden, welche vor der jedesmaligen Feyer dieser Spiele von den Quindecimviri an das Volk geschahen, erinnert worden ist. Ueber die erste Materie vorzüglich, welche den Antiquariern seither so viele Schwierigkeiten darbot, ist hier zuerst ein helles, wohlthätiges Licht verbreitet worden. — Sodann ist das *Carmen Saeculare* abgedruckt, eine alkaische Ode, welche Hr. Prof. *Stockmann* verfertigt hat. Man kennt diesen trefflichen Beförderer der eleganten Jurisprudenz in Leipzig schon aus frühern Gedichten als einen geübten und gefälligen lateinischen Versificator, der nicht bloß in den Werken des römischen Lyrikers, sondern auch in den Gedichten neuerer, besonders des *Jac. Balde* und *Jo. Sarbiew*, eine fruchtbare Belesenheit verräth. Das gegenwärtige Gedicht legt ein neues Zeugnis dafür ab. — Den größten aber, und (wenn man die Veranlassung dieser Universitätschrift im Auge behält) unstreitig den wichtigsten und lehrreichsten Theil des ganzen Werkes macht die Rede aus, welche am neuen Jahrstage in der akademischen Kirche vor einer ungewöhnlich zahlreichen Versammlung gehalten wurde. Man hatte diesmal den Professor der Geschichte, Hn. Hofrath *Wenck*, zum Orator Academiae ernannt, und der Erfolg zeigte, daß man seiner bey vielen anderen Gelegenheiten erprobten Beredsamkeit auch jetzt nicht zu viel vertrauet hatte. Das Thema seiner Rede: *De his, qui saeculo decimo octavo Lipsiensem literarum Universitatem utilibus institutis et liberalitate auccerunt*, ist eben so zweckmäßig gewählt, als ausgeführt. Gern und mit lebhaftem Interesse verweilt man bey der langen Reihe edler Menschen, welche sich um die bessere Einrichtung oder festere Begründung dieser Universität in dem verfloffenen Jahrhundert so ausgezeichnete Verdienste erworben haben. Man bewundert die große Liberalität der Fürsten, womit sie bis auf die neuesten Zeiten ihre thätige Fürsorge für den Flor dieser Akademie bewährten; man segnet das Andenken so vieler Privatpersonen, welche bis auf die letzten Tage des vorigen Jahrhunderts durch reiche Schenkungen an die Universität und

und durch Einsetzung jährlicher Beneficien für das literarische und physische Wohl der Studirenden auf das edelmüthigste bedacht waren; man lernt neues Vertrauen zu der jetzt lebenden Generation fassen. Der Redner berührt in dieser Hinsicht manche Seite, von welcher die Leipziger Universität, durch die vereinte Freygebigkeit so vieler, ohne Zweifel vor den meisten Universitäten Deutschlands hervor ragt; und es war natürlich, daß ihm dieser Gegenstand der Rede selbst zu lebhafteren Gefühlen entflammen mußte. Sonst erforderte es allerdings eine nicht gemeine Kunst, bey Aufzählung so vieler Namen und Thaten, den Ton der Rede vor Trockenheit, und die Zuhörer vor Ermüdung zu bewahren. Man bemerkt sehr bald, daß Hr. W. sich dieser Kunst vollkommen bemächtigt hat; und sieht nunmehr auf jene, den ersten Anschein befremdenden Namen und Thaten mit zwiefachem Vergnügen zurück, weil sie dem Redner Veranlassung wurden, sich auch hier in seiner eigenthümlichern Sphäre, als sorgfältigen Historiker, zu zeigen. Der Rede nämlich sind sehr ausführliche *Annotationen* (S. 61—116.) beygefügt, welche ihr einen vorzüglichen und dauernden Werth, auch in historischer und statistischer Hinsicht, verleihen. Hr. W. hat in denselben eine pragmatische Uebersicht von vielem, worauf die Verfassung seiner Universität sich gründet, so wie eine vollständige Auseinandersetzung ihrer vorzüglichsten Legaten,

Beneficien u. s. w. geliefert, und dabey manche schätzbare literarische Notiz beygebracht. Alles ist mit dem sorgsamsten Fleiß aus den Urkunden geschöpft; und da gewöhnlich die Worte der Urkunden selbst angeführt worden sind, so muß dieser Theil des Werkes für diejenigen, welche zu dem Archiv keinen Zugang haben, eine bleibende Brauchbarkeit behaupten. — Auf die *Wenckische* Rede folgt endlich *Joannis Georgii Friderici Messerschmidii Carmen, quo saeculum XIX. civium Academiae Lipsiensis pars auspicata est.* Es fehlt dem jungen Dichter gewiß nicht an Anlage, noch weniger an einem glücklichen Schwunge der Phantasie; manche Stellen dieses, ebenfalls im alkaischen Metrum verfassten Gedichts sind vorzüglich gelungen: oft aber verfallt er, wenn er den Ausdruck erheben will, in einen leeren Bombast, und im Ganzen möchte man ihm, wegen der Anhäufung so vieler kühner Metaphern und üppiger Zierrathen, die bekannte Lehre zur Beherrschung empfehlen, welche einst in anderer Hinsicht die Dichterin Corinna dem jungen Pindarus gab.

Die Außenseite dieses Werkes entspricht dessen innerem Werthe. Papier und Bruck fallen schön in die Augen, und die mit Einsicht gewählten und von Hn. Schnorr gezeichneten Vignetten gewähren dem Ganzen eine sehr anständige Verzierung.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Weinar*, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Einige Worte über populäre Medicin, nebst einem Plane zu Vorlesungen über diesen Gegenstand*, von D. Ludw. Friedr. Froiep. 1801. 8. (3 gr.) Die Frage, ob die Medicin popularisirt werden dürfe, beantwortet der Vf. mit Ja. Es gebe eine Menge wichtiger und trefflicher Lehren der Arzneywissenschaft, die unter den übrigens vollkommen günstigen Umständen bloß darum nicht in Ausübung gebracht werden können, weil die Kenntniß derselben bloß dem Arzte allein eigen, und den Layen unbekannt sey. Es werde deshalb dem Arzte gar oft entgegen gearbeitet. Die populäre Medicin sey aber auch, in Vergleich mit der neuern Bearbeitung der Arzneywissenschaft nie mehr zurückgeblieben, als jetzt, und das medicinische Wissen des Nichtarztes sey im Grunde nichts, als ein Aggregat von irrigen, schiefen, und also oft (immer) schädlichen Begriffen. Der Begriff der populären Medicin sey fast nie recht genau bestimmt, die Gränze nie genau abgesteckt worden. (Wir können damit nicht einstimmen, da Junker und neulich Noide in weitläufigen Büchern die engen Gränzen der Populärmedicin bestimmt haben.) Der Unterricht, dessen man sich bey Verbreitung medicinischer Aufklärung bediente, sey nicht ganz passend gewesen. Man wollte z. B. auf alle Classen gleich wirken, ohne auf die verschiedenen Fähigkeiten der verschiedenen Stände Rücksicht zu nehmen. Die Schriftsteller schrieben für alle Nichtärzte. (Auch das kann man von Hufelands, Jördens und Struve's Büchern nicht mit Recht behaupten.) Ein ande-

rer Fehler der populären Schriftsteller war die Vernachlässigung der mehr gebildeten Personen, der Studirenden und Studierten. (Jördens über die menschliche Natur ist ausschließlich der letzten Classe gewidmet, aber im Allgemeinen zu wenig bekannt geworden.) Der Landmann kann weniger durch Bücher, als durch mündlichen Unterricht, durch seine Vorgesetzten, aufgeklärt werden. Es wäre daher vielleicht zweckmäßig, wenn angehenden Theologen praktische (?) Anleitung gegeben würde, in Kirchen und Schulen während des Nachmittagsgottesdienstes zweckmäßigen medicinischen Unterricht zu ertheilen. (Man weiß, wie viel über diesen ursprünglich *Bährdtischen* Vorschlag schon gestritten worden ist.) Der Plan des Vfs. zu Vorlesungen über populäre Medicin ist, so viel man ihn nach den kurzen Angaben beurtheilen kann, gut. Bey dem Verhalten in einzelnen Zufällen möchten sich jedoch Gicht, Hämorrhoiden, Wasserfucht schwerlich zu einer populären Belehrung qualificiren. Eher gehören solche Krankheiten hierher, welche dem gesellschaftlichen Verein schreckhaft und gefährlich sind z. B. Krämpfe, Mondsucht, Krätze, Venuskrankheiten, contagiöse Fieber. Die Angabe des Verhaltens bey einzelnen Perioden des Lebens scheint uns überflüssig zu seyn. Es ist aber gar kein Zweifel, daß Vorlesungen über diesen Gegenstand, wenn sie ein Mann von Geist und freyem, geläuterten Sinne, wofür wir Hn. Fr. halten, durch mündlichen Vortrag lebendig macht, vielem Nutzen stiften müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Archiv für Zoologie und Zootomie*, herausgegeben von C. R. W. Wiedemann, der Arzney- und Wundarzneykunde Doctor, Professor am anatomisch-chirurgischen Collegium etc. *Ersten Bandes*, zweytes und letztes Stück. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 318 S. und *zweyten Bandes*, erstes Stück. 1801. m. K. 238 S. 8.

Mit vieler Thätigkeit setzt Hr. W. sein Archiv fort, welches in diesen Heften an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit noch sehr zugenommen hat. Die vergleichende Schilderung von Schädeln, welche der Vf. schon im ersten Stücke angefangen hatte, wird hier fortgesetzt. Er betrachtet die Schädel der reisenden Thiere, und zwar insbesondere, die der Katze, des Wolfs und Hundes, des Bären, der Fischotter, des Marters, Iltis, und Wiefels, und endlich des Sechunds. Interessant sind die Beobachtungen des Hn. Dr. Autenrieth. II. Ueber den Bau der Scholle (*Pleuronectes platessa*) ins besondere, und den Bau der Fische hauptsächlich ihres Skelets im Allgemeinen. S. 47. bis 103. Zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die Trennung in zwey Seiten, und das Uebergewicht der einen über die andere, welche hier, bey der Betrachtung der Scholle, eines in der That sehr merkwürdig gestellten Thiers nicht am unrechten Orte sind. So merkwürdig die Stellung der Augen bey diesem Thiere ist: so sind die Augen selbst doch in ihrem innern Baue einander gleich, so wohl ihren Häuten als ihren Muskeln und Nerven nach. Nicht weniger lesenswürdig sind die Betrachtungen, die der Vf. über die Wirkung der Augenmuskeln bey diesen Thieren anstellt. Nicht bloß bey der Scholle findet man die vom Vf. genau beschriebenen Gaumenzähne, sondern bey mehreren Geschlechtern dieser Thierclasse. Wenn bey dem See Wolfe (*Anarrhichas*), um ein einziges Beyspiel hier beyzubringen, die Gaumenzähne, durch ihre GröÙe und Menge, dem Rachen dieses Thiers ein schreckliches Ansehen geben: so giebt es andere, die selbst die Zunge mit sehr spitzigen Zähnen besetzt haben. Ja *Lacépède's Polyodon* hat keine einzige Stelle in seinem Maule, welche zahlos wäre. Hat die Harnblase der Scholle mit der Luftblase der Fische einige Aehnlichkeit? — Diese Frage kann wohl nur vereineind beantwortet werden, indem sich in mehreren Fischgeschlechtern groÙe Harnblasen, neben groÙen Schwimmblasen finden. Die Bauchhöhle ist bey

A. L. Z. 1802. Erster Band.

der Scholle außerordentlich klein, und der Darmkanal dünner als der Magen; (wie bey den meisten Fischen dieß der Fall ist.) Das Pancreas fehlt. — Besonders die Stellung der Augen in diesem Fische, welche unabhängig von aller innern Bildungsform, bloß äußern Formen gefolgt zu seyn scheint, leitet den Vf. in demselben, „die seltensten Wunder der Natur, eines ihrer wichtigsten Zeugnisse zu sehen, daß nur eine Art *harmonia praestabilita*, keine Causalverbindung zwischen dem innern Bildungstrieb der organischen Körper und ihrer äußern Beziehungen herrsche.“ Der Vf. geht dann nach einigen diesem Satze noch beygefügtten Ideen zur Betrachtung des Skelets über. Bey den Fischen zeigen sich eine Menge einzelner Knochenkerne. Der Vf. fand allein am Kopfe, mehrere dreißig Knochenkerne. Die einzelnen Theile werden genau geschildert. Die Beweglichkeit der Oberlippe wird im Grunde durch das Zwischenkieferbein hervorgebracht. Der Unterkiefer ist noch zusammengesetzter als der obere? — Diesem folgen einige Bemerkungen über den mechanischen Vorgang des Athmens; über die Gestalt des gefiederten Zungenbeins u. s. w. Die Beschreibung der Wirbelsäule beschließt denn endlich diese interessante monographische Schilderung der Scholle. III. *Vierzig neue Insecten aus der Hellwigischen Sammlung in Braunschweig beschrieben von Karl Illiger, mit Abbildungen.* Zu diesen gehören vorzüglich zwey neue Gattungen von *Plattschrüter*, *Passalus levicollis* und *planus*; der flache Schröter, *Luc. depressus*; der stark glänzende und scheinliche? Pillenkäfer, *Copris lucidus et femoratus*; *Melolontha aphodioides*; *Cetonia rufilatrix*. Vom Sägekäfer (*Clytra*) werden sechs neue Gattungen beschrieben. Die Beschreibungen sind kurz, aber bestimmt und deutlich. Eine kürzere deutsche und lateinische Bestimmung gehen dieser vorher, und die Anzeige des Wohnorts dieser Insecten beschließen dieselbe. — IV. *Ein Wort über deutsche Namengebung in der Naturgeschichte vom Herausgeber.* Hr. Wiedemann spricht hier von einer Namenreform, die Rec. längst als möglich gewünscht hätte; die Möglichkeit, mit dem *Gattungsnamen* den *Geschlechtssnamen* hören zu lassen, leuchtet aus einigen Worten, wie Steppengemse, Buchfünke, Bergfünke, Goldammer, Säbelschnäbler zu sehr hervor, als daß man nicht ernstlich daran denken sollte. *Nemlich* hätte daher seinem Polyglotton der Naturgeschichte einen noch größern Werth geben können, wenn er besonders darauf gesehen oder die besten Benennungen durch den Druck ausgezeichnet hätte. Ueberhaupt ist mehrere Uebereinstimmung in der Namengebung das er-

O o o

fte

ste Bedürfnis der naturhistorischen Sprache. V. *Ei- nige Bemerkungen über die Durchkreuzung der Sehnerven bey den Fischen* von D. Karl Asmund Rudolphi. Der Vf. dieser Abhandlung zeigt, daß die Durchkreuzung der Sehnerven in der Classe der Fische nicht allgemein sey. Die Schollen machen eine Ausnahme; der Vf. fand weder in *Pleuronectes flesus* noch in *Pleur. maximus*, eine Durchkreuzung. Die Sehnerven laufen neben einander hin. — VI. *Eine Anmerkung zu Bonnet's Beobachtungen über die Blattläuse*, von D. F. J. Schelver. Bonnet behauptete, daß die aus Eiern hervorkommenden Blattläuse lebendig gebährend seyen; schon der verstorbene Götze hat einige Berichtigungen durch seine interessantesten Beobachtungen zu liefern gesucht. Hier stellt Hr. Schelver den Zweifel auf, wie die Begattung geschehen seyn könne, wenn es unter den lebendig gebährenden Blattläusen männliche und weibliche gebe? — und beantwortet dieselbe durch eine Hypothese, welche er durch Beobachtungen ins Künftige unterstützen wird, daß die Begattung dann im Mutterleibe vorgegangen seyn könne! — VII. *Ueber die Katzenjucke von Ebendemselben*. Nach den angegebenen Kennzeichen dieser Krankheit, die in Scheuheit, Trägheit, verlohrenem Hunger und Durst, Kraftlosigkeit, Kopfhängen, struppigem Haar, kleinen Augen, weißgrünlichem Geifer, aufgetriebenen Leibe, Würgen u. s. w. bestehen, scheint diese Epidemie in dem Osnabrückischen mit derjenigen Aehnlichkeit zu haben, welche *Brera* in Italien beobachtete, und wovon uns *Blumenbach* in *Voigt's Magazin* für den neuesten Zustand der Naturkunde I. B. 3. St. S. 132. Nachricht gab. *Brera* hielt dieselbe für eine Nervenkrankheit, und heilte sie mit Cyperweine und Baldrianwurzel. Der Vf., durch das fruchtlose Würgen veranlaßt, gab eine Auflösung von Brechweinstein, und brachte ebenfalls Genesung hervor. Da mit grünlichem Schleime viele Würmer ausgebrochen wurden, so glaubt der Vf. dieselbe als Wurmkrankheit bestimmen zu können. — VIII. *Auszug des anatomischen und physiologischen Theils der Geschichte der sicilianischen Schalthiere von Poli vom Herausgeber*. Dieser Auszug ist in gedrängter Kürze und mit vieler Ordnung verfertigt. Man findet hier *Poli's* Bemerkungen über die Schale der Schalthiere überhaupt, über das Wachstum derselben, dessen Eintheilung der Schalthiere; ferner die Betrachtung der Brust, der Gefäße, des Bluts, des Athmens u. s. w. Allein mehreren Lesern wird auch jener weitläufige Auszug, welchen *Meyer* in sein zoologisches Archiv einrückte, nicht unbekannt seyn. — IX. *Cuvier's Nachricht von dem Skelete einer sehr großen Art von bisher unbekanntem Vierfüßern, welches in Paraguanay gefunden, und in das naturhistorische Cabinet zu Madrid gebracht ist*. Dies ist *Cuvier's Megatherium*, wovon er im *Mag. encycloped.* Tom. I. p. 303. Nachricht und Abbildungen nach verjüngten Maassstabe erteilte. — Zuletzt kurze Anzeigen von naturhistorischen besonders englischen und französischen Werken. Dieses Heft begleiten drey Kupfertafeln,

wovon die dritte den Schädel des *Megatherium* abbildet, die ersten beiden enthalten illuminierte, gut gerathene, Darstellungen, von *Illiger's* neuen Insectengattungen; nämlich die erste Taf. 1) *Cetonia rufilatis*; 2) der aschgraue Schnabelkäfer; 3) *Buprestis pyrotis*; 4) *Erotylus quadriguttatus*; 5) *Lamia Daldorffii*; 6) *Saperda chalybaea*. Auf der zweyten Tafel die schöne *Tettigonia speciosa*. —

Eben-so reichhaltig wird der Leser des zweyten Bandes erstes Stück finden. Es liefert folgende Abhandlungen. I. *Beobachtungen über die Eingeweidwürmer*, von D. Karl Asmund Rudolphi. Das Publicum kennt des Vfs. thätiges Forchen für diesen Theil der Naturgeschichte aus seinen frühern Abhandlungen, und diese ist ein neuer Beweis, wie sehr diese Wissenschaft durch seine fortgesetzten Beobachtungen gewinnen werde. Hr. R. betrachtet zuerst den Bau der Eingeweidwürmer im Allgemeinen, dann die Bewegungs- und Empfindungsorgane derselben. Die Frage: haben die Würmer Respirationsorgane? scheint der Vf. verneinend beantwortet zu wollen; da der Vf. aber die Sache selbst noch näher prüfen wird, so glauben wir nichts hinzusetzen zu dürfen. Nun folgen interessante Bemerkungen über die Ernährungsorgane, Geschlechtsorgane, Wachstum und Lebensdauer dieser Thiere; über den Aufenthalt derselben. Ueber die Mittbeilung der Würmer berührt der Vf. die Meynungen eines *Bloch* und *Götze*, daß sich die Würmer in dem Körper selbst fortpflanzen, übergeht aber auch *Abildgaards* Versuch nicht, nach welchem die Bandwürmer von Stacheln in Enten sehr gut fortkamen, welchen man jene vorgeworfen hatte. In den beygefügten Bemerkungen des Vf. wird klar dargelegt, daß wir über diesen Punkt noch in Danken sind. Ueber den Ursprung der thierischen Würmer verläßt der Vf. die beiden bekannten Hypothesen, und nimmt eine dritte, die *generationem aequivocam* zu Hülfe. Der Vf. fügt ferner sein eigenes System der Eingeweidwürmer bey, nach welchem er 20 Gattungen (Geschlechter) aufstellt, nämlich: *Filaria*, *Trichocephalus*, *Ascaris*, *Ophiostoma*, *Cuculianus*, *Strongylus*, *Liorhynchus*, *Echinorhynchus*, *Haeruca*, *Festucaria*, *Fasciola*, *Amphiostoma*, *Linguatula*, *Scolex*, *Ceryophyllaeus*, *Ligula*, *Tricuspidaria*, *Taenia*, *Cysticerus*, *Echinococcus*. Diesen folgen die generischen Kennzeichen und ein Verzeichniß der Geschlechter anderer Helminthologen, die der Vf. den seinigen untergeordnet hat. Einige sehr gut gewählte Namen, welche *Zeder* in Vorschlag brachte, werden nicht beybehalten. *Treutler's Hamularia* hält der Vf. für zweifelhaft, und dessen *Hemathyridium* bringt er unter *Linguatula*. *Fischer's Cystidicola* ist des Vf. *Ophiostoma* untergeordnet, indem bey den Würmern ein von dem Aufenthalte hergenommener Name nicht annehmbar ist; die *Uncinaria Froelichii* kömmt nach ihm zu *Strongylus*, so wie *Abildgaard's Strigea* zu *Amphiostoma*. Ueber die Benennungen der Würmer stellt der Vf. einige Grundsätze auf, die allerdings in der Anwendung Nutzen haben werden, wenn gleich die Principien, von welchen

chen sie abgeleitet sind, etwas schärfer dargestellt werden könnten. II. *Fortsetzung der Schädelbeschreibung vom Herausgeber.* Der Vf. schildert hier ganz kurz die Schädel des afrikanischen und asiatischen Elephanten. Diesen folgen Schädel der *Pachidermen*, namentlich des Schweins, des Tapirs; kurz aber deutlich ist die vergleichende Schilderung der Schädel der Wiederkäuer. — III. *Neue Conchylienarten und Abänderungen, Anmerkungen und Berichtigungen nach dem Linneischen Systeme der XII. Ausgabe, von Johann Samuel Schröter.* Diese Abhandlung ist vorzüglich den vielfachaligen Conchylien gewidmet. Es werden mehrere Chitonen, Lepaden, Pholaden, die viele neue Gattungen enthalten, genau geschildert. Besonders unter die Chitonen sucht der Vf. durch Unterabtheilungen mehr Ordnung und leichtere Uebersicht zu bringen. Bey den *Lepaden* oder *Meereicheln* werden *Spengler's* Eintheilungen in lateinischer Sprache beygefügt. IV. *Anatomie des zahnen Schwans vom Herausgeber.* Mit vieler Genauigkeit wird hier der Knochenbau des Schwans geschildert. Der Muskelbau wird in der Folge beschrieben werden. So wenig *Cuvier's* Benennung *viereckiger Knochen* (*os quarre*) für den Theil paßt, welcher nach hinten in der Schläfegrube liegt, mit mehreren Knochen in Verbindung steht, vorzüglich aber den untern Kiefer aufnimmt, indem er mannichfaltige Veränderungen zeigt, so wenig können wir des Vf. Benennung *Gelenkbein* gut heißen. Dieser Knochen ist nicht, wie der Vf. behauptet, mit mehreren Knochen durch Gelenke verbunden, sondern bildet das *einzige* Gelenk mit dem Unterkiefer, und hat übrigens zwar, (in einigen Fällen) runde, aber doch feste Berührungspunkte. (Derfelbe Knochen ist in größern Vögeln in der Form übereinstimmender, als in Kleinern, z. B. in den Sangvögeln, doch trifft die Mannichfaltigkeit dieser Bildung nur seine Fortsätze, die sich der Länge, Dicke, Richtung nach verschiedentlich abändern.) V. *Erster Beytrag zur Begründung eines zoologischen Systems.* Von D. F. J. Schelver. Diese Abhandlung ist keines Auszugs fähig; die Principe einer Classification sind richtig dargestellt, und klar auseinandergesetzt. VI. *Anatomisch-physiologische Beobachtungen über eine Hauptverschiedenheit der Säugthier- und Fischzähne.* Von G. Fischer, Professor und Bibliothekar zu Mainz. Die Beobachtung, daß die Fischzähne weder Wurzeln noch Centralgefäße haben, wäre interessant, wenn sie völlige Allgemeinheit hätte. Der Vf. wird aber bey ausgedehntern Beobachtungen seine Aeußerungen über die Enttätungsart der Fischzähne gewiß ändern, da sich wirklich in einigen Maxillen die Keime der jungen Zähne finden. Hier schließlic noch einige Bemerkungen über den Zahnwechsel bey einigen großen Säugthieren, in dem äthiopischen Schweine, dem Wallrosse, dem Lamantin u. s. w. VII. *Ueber die Sinneswerkzeuge des Menschen und der Thiere, insbesondere über die Nichtexistenz des Geschmackssinns bey den Thieren,* von D. F. J. Schelver, in einer Reihe von Briefen. Eine philologische Deduction, die in-

deß der materielle Physiolog, selbst wenn er des Vf. Gang nicht immer der Natur anpassen könnte, doch gern lesen wird. Das Hören, Sehen, Riechen ist nur etwas passives, hingegen bey dem Geschmacke herrscht noch eine besondere Eigenthümlichkeit, ein freyes Handeln, wovon die Wirkung unsers Geschmackssinns abhängt. Da nun dieses freye Handeln des Kostens, wenn ich so sagen darf, dem Thiere nicht zukommt: so, schließt der Vf., fehlt ihm auch der eigentliche Geschmackssinn, der durch den Geruch ersetzt wird. (Das Thier kostet durch den Geruch, wählt durch den Geruch, und genießt durch den Geschmack, geruchlose Dinge muß es gekostet haben, wenn es dieselben verlangen, oder nehmen soll, wenn man sie ihnen vorhält. Diese letztere Beobachtung spricht für den Geschmackssinn der Thiere, selbst uneingedenk aller anatomischen Einsicht des in Thieren vollkommen entwickelten Geschmackssinns, an welche man in Hn. *Schelver* nur den Arzt nicht den Philosophen erinnern darf.) — Schließlic kurze Anzeigen von in- und ausländischen naturhistorischen Schriften. Die zu diesem Stücke gehörigen Kupfertafeln, fehlen, sie werden wahrscheinlich nachgeliefert werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, in Comm. der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Christliche Gefänge* vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester. 1800. 264 S. 8.

Seitdem der verdienstvolle *Werkmeister* auf die Mängel der katholischen Liturgie vorzüglich aufmerksam machte, und selbst durch sehr glückliche Versuche zur Verbesserung derselben Hand an das Werk legte, kamen unter den Katholiken mehrere musterhafte Liederfammlungen, bestimmt zur öffentlichen Gottesverehrung, heraus. Da wegen des lateinischen Ritus der deutsche Gefang sehr selten war: so fanden aufgeklärte Religionslehrer unter den Katholiken in der Einführung zweckmäßiger, und dem Grade der jetzigen Cultur anpaßender Lieder weit weniger Schwierigkeiten, als dieses in verschiedenen protestantischen Ländern der Fall war. Daher kommt es, daß die neueren Liederfammlungen unter den Katholiken die protestantischen Gefangbücher an Werthe größtentheils übertreffen. Man mußte unter den Protestanten aus Schonung gegen das Volk mehrere alte Lieder beybehalten, die in Rücksicht auf Inhalt und Sprache den feincn Geschmack beleidigen. Unter den Katholiken war in Rücksicht auf deutsche Kirchengefänge noch beynahe gar nichts geschehen. Das Volk hatte nichts aufzuopfern, und war leicht dahin zu stimmen, die lateinischen Gefänge, von denen es nichts verstand, gegen solche, die in der Muttersprache abgefaßt waren, amzutauschen. Man konnte daher theils ganz neue Lieder dichten, und dabey auf die herrschende Cultur des

an einen besseren Geschmack gewöhnten Publicums Rücksicht nehmen; theils aus den Liederfammlungen der Protestanten nur die vorzüglichsten auswählen, und mit einigen Modificationen in die katholischen Kirchen einführen. Gegenwärtige Sammlung gehört unter die vorzüglichsten des katholischen Deutschlands. Sie bestehet theils aus ganz neu verfertigten Liedern, theils aus solchen, die aus katholischen und protestantischen Gesangbüchern mit kluger Auswahl gezogen sind. Es ist aller abergläubigen

sche Tand so sorgfältig vermieden, daß selbst in Betreff solcher Glaubenslehren, in welchen die protestantische Kirche von der katholischen abweicht, einsichtsvolle Protestanten nichts Anstößiges finden werden. Musterhaft ist z. B. der Gesang auf die Festtage Mariens S. 232. Es ist daher recht sehr zu wünschen, daß diese Liederfammlungen in allen den katholischen Gemeinden eingeführt werde, wo man den deutschen Gesang noch wenig kennet, und sich größtentheils mit lateinischen Hymnen behilft.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Epistolae II. Ulrici ab Hutten ad Richardum Crocum nunc primum luce publica donavit, notis illustravit, simulque orationum candidatorum academicorum — indicit M. Christ. Gottfried Müller, Rector Scholae Cizensis. 1801. 22 S. gr. 8.* Der würdige Vf. dieser Schrift, welcher schon so manches schätzbare Ineditum aus der Zeitzer Stiftsbibliothek ans Licht gezogen, und mit kenntnisreichem Fleiße erläutert hat, macht sich jetzt durch Bekanntmachung zwey sehr merkwürdiger Briefe, welche der berühmte *Hutten* an den damaligen Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Leipzig, *Richard Crocus*, geschrieben, von neuem um den Literator verdient. Diese Briefe befinden sich handschriftlich in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig, wo sie einer alten deutschen Rhetorik (*Formulare und Tüsch Rhetorica — gedruckt zu Straßburg durch Johann Prüss zum Thiergarten; Anno XV^{ten} hundert IX. fol.*), nebst andern Briefen, von einem damaligen öffentlichen Universitätsnotarius zu Leipzig auf besonderen Blättern beygeschrieben worden. Die Aechtheit derselben ist keinem Zweifel unterworfen: Hr. Rect. *Müller* hat sie mit einer in diesem Falle fast zu weit getriebenen Aengstlichkeit und Umständlichkeit erwiesen. Beide Briefe sind zu Bologna geschrieben; der Monat (August), aber nicht das Jahr, ist angegeben. In beiden ist *Hutten's* Geist und Schreibart unverkennbar; und die Bekanntmachung derselben würde schon in dieser Hinsicht sehr dankenswerth seyn, wenn auch der Vf. nicht andere wichtige historische Erörterungen mit Scharfsinn daraus hergeleitet, oder daran geknüpft hätte. Es sind deren vorzüglich folgende drey: I. *Burkhard*, *Meiners* und *Panzer* nahmen an, daß *Hutten* im October 1516 zum zweyten Mal nach Italien gereiset, und schon im Jun. 1517 nach Deutschland zurück gekehrt sey. Die Unrichtigkeit dieser Annahme ergiebt sich schon aus der Unterschrift obiger Briefe: denn unmöglich konnte sich *Hutten* alsdann im August zu Bologna aufhalten. Vielmehr zeigt Hr. *M.*, daß *Hutten* seine Reise nach Bologna im October 1515, und seine Rückreise nach Deutschland im Jun. 1517 angetreten habe, und erhebt es fast bis zur historischen Evidenz, daß jene Briefe im August 1516 geschrieben worden. Hr. *M.* geht in seinen Berichtungen noch einen Schritt weiter. Er erörtert sehr überzeugend, wie jener Irrthum, daß *Hutten* erst im October 1516 nach Italien gereiset, bloß aus einem Briefe entsprungen, den *Hutten* auf dieser Reise von Worms ans geschrieben hat, und welcher mit dem Datum, den 24. October 1516 bezeichnet ist. Allein dafür muß man 1515 herstellen, wenn man nicht mit andern historischen Notizen in offenbaren Widerspruch gerathen will. Denn ein anderer Brief von

Hutten an *Gerbellius* ist aus Bologna d. 31. Jul. 1516 geschrieben. *Burkhard* und *Panzer* bemerkten diese große Dissonanz nicht; *Meiners* aber suchte sich so zu helfen, daß er in dem letzten Datum einen Fehler ahndete, da er vielmehr das erste hätte verbessern sollen. Auch die merkwürdigen Worte dieses Briefes über *Hogstraten*: *Fractus animo est, destitutusque lupus hians discedit* erklärt Hr. *M.* anders als *Meiners*, nicht von *Hogstraten's* Flucht aus Rom, sondern überhaupt: *destitutus jam est* (vielleicht richtiger: *caussa cadit*.) Auf diesen Brief an *Gerbellius* folgen nun offenbar der Chronologie nach, die jetzt zuerst herausgegebenen an *Crocus*: denn auch sie gedenken der Reuchlinischen Streitigkeit: *Capnio-nis negotium Romae vertitur, nunc convocati undique theologi disputant, post statuetur. Eo enim ventum est, optime Croce, ut jam non, quid senserit bonus pater, sed quid sensisse putari possit, accipiat. Cum primis scies, ubi, quod in dies spero ad me venerit sententia, non jam de Capnione, sed de nostris communiter studiis lata.* Auch der zweyte Brief klagt über die Beltechungskünfte, auf welche *Hogstraten* pochte: *Hogstratus etiam nondum contra Capnionem promovit, verum eo tamen sperare aliquid videtur, quod tot jam annos litem producit. Et Romanis aurifugis nihil voracius est, nihil, ubi munera objiciuntur, mutabilis. Jam certum est, judices multis ac mastifectis praedjudiciis elevarse Hogostrati causam. Sperat ille tamen aliquam hiantibus Cerberis osfam objecturum, qua aditum ad victoriam sibi patefaciat.* — II. Aus diesen Briefen ersieht man klar, was bis auf die neuesten Zeiten noch zweifelhaft war, daß *Hutten* an den schon im J. 1516 bekannt gewordenen *Epistolae obscurorum virorum* keinen Antheil genommen, wenigstens nicht an dem ersten Theile. Auch hierüber stellt Hr. *M.* eingreifende Untersuchungen an, und macht es von neuem wahrscheinlich, daß *Hutten's* Freund, *Crotus Rubianus*, den ersten Theil allein verfertigt, daß aber jener sich zur Herausgabe des zweyten Theils mit ihm verbunden habe. Dieselbe Meynung, in Ansehung *Crotus*, äußerte schon ehemals *Oleavius*, dem *Burkhard* und *Meiners* mit Unrecht widersprachen. — III. Hr. *M.* vermuthet aus den oben berührten Thaten, daß *Hutten* seine vierte Rede gegen den Herzog von Württemberg noch in Italien, nicht (wie *Meiners* glaubte) nach seiner Rückkehr nach Deutschland geschrieben habe. Wenn Hr. *R. Müller*, wie wir nicht zweifeln, die Briefe des berühmten Bischofs *Julius Pilag* an seine Freunde und seiner Freunde an ihn (deren Bekanntmachung er in dieser Schrift ankündigt) eben so lehrreich und mit gleicher historischer Genauigkeit behandelte: so kann diets Geschehen dem Literator nicht anders als erfreulich, und der Wunsch, daß es bald erscheinen möge, muß desto lebhafter seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 26. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Stein: *Beyträge zur Berichtigung der rechtlichen Grundsätze über den Ersatz und die Vertheilung der Kriegsschäden.* Von Ernst August Haus, Dr. der Rechte, Fürstl. Würzburgischem Hof- und Regierungsrath. 1801. 192 S. 8. (12 gr.)

Die Lehre von dem Ersatze und der Vertheilung der Kriegsschäden ist nicht nur wissenschaftlich, sondern auch, bey den dem deutschen Vaterlande so tief geschlagenen Wunden, selbst nach wiederkehrtem Frieden, noch immer praktisch von der äußersten Wichtigkeit. Ein jeder durchdachter Beytrag zur Berichtigung dieses schwierigen, vielseitigen Gegenstandes muß daher, wenn gleich in neueren Zeiten so vieles darüber geschrieben worden ist, höchst willkommen seyn, und in gedoppeltem Maasse wird dies gewiß alsdann eintreten, wenn ein so scharfsinniger Gelehrter, wie Hr. Hofrath Haus ist, die Resultate seines wiederholten Nachdenkens mittheilt.

Die Grundsätze, von welchen dieser ausgeht, sind folgende: A. Die Kriegsschäden, welche vom Staate unmittelbar herrühren, muß auch der Staat ohne Unterschied auf sich nehmen. Der Krieg werde nun vom Staate auf offensive Weise zur Wiedererlangung seiner Rechte, oder auf defensive Weise zur Sicherung derselben geführt: so wird dieses Unternehmen durch den Zweck der bürgerlichen Vereinigung nothwendig. So wie aber jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu den durch den Endzweck dieser Verbindung geforderten Unternehmungen und Anstalten seinen Beytrag aus seinem Eigenthum, oder mit seinen Kräften zu leisten hat: so ist es auch verbunden, in eben der Art die durch kriegerische Operationen des Staates veranlaßten Schäden verhältnißmäßig zu ersetzen. Aber kein Bürger ist mehr, als der andere zu den gemeinen Bedürfnissen zu steuern schuldig, und es sind deswegen alle durch besondere Rechtstitel erworbene Ausnahmen von diesem allgemeinen Gesellschaftsgrundsätze strenge zu erklären, und nur auf gewöhnliche Fälle anwendbar (S. 22.). B. Die vom Feinde, oder dessen Bundesgenossen verursachten Kriegsschäden aber sind, in der Regel, als *gemeine zufällige Verletzungen* zu beurtheilen. So wie also der Staat andere Verletzungen, welche ein Mitglied von einem andern Mitbürger, oder einem Fremden erfährt, nicht zu ersetzen verpflichtet ist: so hat er auch, im

Allgemeinen, die erwähnte Gattung der Kriegsschäden nicht zu ersetzen. Die Verbindlichkeit hierzu liegt nicht in dem Zwecke der bürgerlichen Vereinigung. Was nicht zu den Bedürfnissen des Staats gehört, und was keine unmittelbare Folge einer auf Erreichung des Staatszwecks gerichteten Handlung ist, kann kein Gegenstand einer Repartition unter den Gliedern der Gesellschaft seyn (S. 29.). C. Doch finden folgende Ausnahmen von diesen Grundregeln statt: 1) Wenn einer einen feindlichen Schaden erlitten, und dadurch für einen andern, sey es für ein anderes Individuum, oder eine Gemeinheit, oder den ganzen Staat eine Verbindlichkeit getilgt, oder von ihm einen wahrscheinlichen Verlust eines schätzbaren Rechts durch Hingabe eigener Rechte oder Güter abgewendet: so hat er gerechten Anspruch auf verhältnißmäßigen Ersatz von demjenigen, dem ein Vortheil dadurch zugewachsen ist. 2) Eine gleiche Entschädigung gebührt auch dem, für welchen durch einen ausdrücklichen, oder stillschweigenden Partikularvertrag ein Individuum, eine Gemeinheit, oder der Staat selbst die Verbindlichkeit des Ersatzes übernommen hat. Hier schließten sich auch diejenigen Verhältnisse an, denen entweder ein ausdrücklicher, oder stillschweigender *Auftrag (mandatum)*, oder eine *Geschäftsführung (negotiorum gestio)* zum Grunde liegt (S. 35.).

Aus diesen Prämissen werden dann S. 49. folgende Resultate gezogen: I. Der *ganze Staat*, (oder welches eben das ist, die *sämmtlichen Glieder des Staats*) muß a) alle, durch die Bedürfnisse, oder nothwendige militärische Operationen seiner eigenen, und der mit ihm verbundenen Krieger, verursachten Kosten und Schäden tragen, es sey denn, es wären Beschädigungen durch Ausschweifung Einzelner entstanden, für die der Staat nur *in subsidium* zu haften hat. b) Unter den vom Feinde verursachten Kriegsschäden hat der Staat nur 1) jene zu tragen, welche Folgen einer an ihn ausdrücklich oder stillschweigend gemachten Forderung sind; 2) solche, welche irgend eine physische oder moralische Person im Staate erlitten hat, deren Uebernahme aber den Staat von einer Verbindlichkeit, oder Gefahr befreyt, und 3) die, welche der Staat durch besondere Verträge über sich genommen hat. II. Alle andere Kriegsschäden, bey denen die erwähnten Bedingungen nicht eintreten, sind als *Zufälle*, von denjenigen Individuen, oder moralischen Personen, ohne Anspruch auf einen Ersatz, zu tragen, welche sie entweder gewaltsamer Weise, oder mittelst vorausgegangener Requisitionen, erfahren haben.

Zu mehrerer Befestigung dieser Theorie hat Hr. Haus sofort noch S. 56. die entgegenstehenden Gründe weitläufig geprüft; auch S. 88. die abweichenden Systeme Anderer umständlich beleuchtet; nicht weniger S. 146. die Resultate aus den von ihm aufgestellten Principien in Hinsicht der Vertheilung der Kriegsschäden genau zergliedert; und endlich S. 171. seine Grundsätze auf einige besondere Arten der Kriegsschäden, z. B. Requisitionen und Contributionen, Einquartierungen, Vorspann, Fuhren, Dienste, Plünderungen u. s. w. angewendet.

Allein bey allem Aufwande von Scharffinn und Gelehrsamkeit, den der Vf., um seinem Systeme Haltbarkeit zu geben, angewendet hat, kann doch Rec., nach wiederholter, unbefangener Prüfung, von der Richtigkeit der hier aufgestellten Theorie sich nicht überzeugen. Ihm scheint dabey der gedoppelte Gesichtspunkt übersehen zu seyn: Einmal, das, nach völkerrechtlichen Grundsätzen, der Feind dem feindlichen Staate als solchem, und mithin auch den einzelnen Mitgliedern des letzteren nur als solchen, jeden Schaden, der als Mittel zum Zwecke dienen kann, zuzufügen berechtigt ist; und dann, das, nach den Regeln eines societätsmäßigen Verbandes, welchen man bey jedem Staate zum Grunde legen muß, derjenige Schaden, welchen ein einzelnes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft als solches leidet, unmöglich auf diesem liegen bleiben kann, sondern nothwendig als eine Last des Ganzen betrachtet werden muß. — Geht man von diesen, wie es Rec. scheint, unwidersprechlichen Grundsätzen aus: so kann man nicht wohl mit Hr. Haus auf den Gedanken gerathen, bey einem Falle, wo Staat gegen Staat handelt, und wo ein Staat den Mitgliedern des andern als solchen erlaubter Weise Schaden zufügt, diejenigen Grundsätze in Anwendung bringen zu wollen, die bey einem Falle gelten, wo Privatmann dem Privatmanne als solchem gegen übersteht, und einer dem andern widerrechtlicher Weise Schaden zufügt. — Auch ist, aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand betrachtet, nicht wohl abzusehen, warum, wie Hr. Haus will, derjenige Schaden, der von dem Staate unmittelbar herrührt, nach ganz andern Grundsätzen, als derjenige, welchen der Feind zugefügt hat, beurtheilt werden soll. In einem, wie in dem andern Falle leidet ja der Einzelne wegen einer von dem Staate getroffenen Maafsregel, und um des Ganzen willen. — Aufser dem allem aber hat der Vf. noch auf die einzelnen, in jedem Staate bestehenden kleinern Societäten, z. B. einzelne Provinzen, Oberämter, Gemeinheiten, u. s. w. nicht genugfame Rücksicht genommen, und doch verdient das Verhältniß der Individuen zu den letzteren, besonders bey den in dem nun geendigten zerstörenden Kriege nach dieser Hinsicht in Anwendung gebrachten Principien, ganz besondere Aufmerksamkeit.

So wenig, diesem allem nach, Rec. von der Richtigkeit der Theorie des Vfs. im Ganzen sich zu überzeugen vermag, so dankbar bekennt er doch,

dafs er diese schöne Abhandlung mit vielem Vergnügen, und zu seiner wahren Belehrung durchgelesen hat. Nach voller Ueberzeugung kann er daher dieselbe einem jeden, den der Gegenstand interessiert, empfehlen. Auch verdient sie noch von einer andern Seite, als Muster nämlich, wie man bestrittene Rechtsfragen behandeln, und dissentirenden Schriftstellern begegnen müsse, ausgezeichnet zu werden.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. *Sechster und siebenter Theil*. 1801. Jeder 318 S. 8. (2 Rthlr.)

Der *sechste Theil* fängt mit der Fortsetzung der Lehre vom Concurse der Gläubiger an, und geht bis zur Rubrik: Eltern, und der *siebente* enthält den Rest des Buchstabens E, den Buchstaben F völlig, und den Anfang von G von Gabe bis Geleit. Zu den bessern Artikeln gehören: (Th. VI.) Concurse, Darlehn, Deich- und Sielrecht, Denuntiation, Deposition, Depositum, Diebstahl, Dienstbarkeit, Dienstbote, Diffamation, Ehe, Eigenthum, (Th. VII.) Emphyteusis, Enterbung, Erbfolge mit den verwandten Artikeln, Einrede, Eyd, Felonie, Fideicommiss, Forst, Fragstücke, Gastwirth, Gebrauch, (usus). Ungleich gröfser ist aber die Anzahl unvollständiger und minder bedeutender Artikel, wohin nebst andern gehören: (Th. VI.) Concussion, Condonation, Confrontation, Cura, *decretorius terminus*, (Th. VII.) Emancipation, Emigration, Empfehlungscontract, Entführung, Erbgüter, Erblosung, Erbverbrüderungen, Erbzincontract, Evangelische Stände, Fälschung, Feuersbrunst, Fiscal, Fischerey, Fiscus, Friede, Früchte, Gefängniß. Ueberhaupt ist der VII. Theil offenbar flüchtiger bearbeitet, als seine Vorgänger; er enthält mehrere Rubriken, als zwey der vorigen Theile zusammen. Auch kommen im VII. Bande sehr häufig solche Artikel vor, welche eigentlich in ein grammatisches Wörterbuch gehören. Sonst herrscht in diesen beiden Theilen der nämliche Geist einer ohne sorgfältige Auswahl unternommenen Compilation, wie im ganzen Werke überhaupt.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Resultate der Beobachtungen des neuen Sterns, welcher d. 1. Jan. 1801. auf der Königl. Sternwarte zu Palermo entdeckt worden*, von Joseph Piazzi, Cleric. Regul. und Director der Sternwarte. Mit Zusätzen herausgegeben von Prof. Seyffer, Dir. der Sternw. zu Göttingen. 41 S. 8.

Das Italiänisch geschriebene Original erschien auf zwey Bogen unter dem Titel: *Risultati delle Osservazioni della nuova stella, scoperta il dì 1. Gennaio all' Osservatorio Reale di Palermo, da Gius. Piazzi etc. In Palermo 1801. Nella Reale Stamperia*. Einen Auszug dieser kleinen Schrift hat schon von Zach im Nov. Stück

Stück 1801. seiner Monatl. Corresp. für Erd- und Himmelskunde geliefert. Die vollständige Uebersetzung von Prof. *Seyffer*, die hier erscheint, wird nicht nur dem Astronomen angenehm seyn, sondern auch dazu dienen, die verschiedenen zum Theil irrigen und widersprechenden Gerüchte, die sich über die Entdeckung des neuen Sterns im größern Publicum verbreitet hatten, nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen. Die richtige Geschichte dieses merkwürdigen astronomischen Ereignisses ist kurzgefaßt folgende. *Piazzi*, der geschickte seit mehreren Jahren für die Astronomie sehr thätige Vorsteher der vortrefflich ausgerüsteten königlichen Sternwarte zu Palermo, beobachtete, unter den Auspicien des neuen Jahrhunderts, im Sternbilde des Stiers einen Stern von der 7 bis 8 Größe, versicherte sich am 2. und 3. Jan. von der Beweglichkeit desselben, und war, wie leicht zu erachten, Anfangs geneigt, ihn für einen Kometen zu halten. Wie zwanzig Jahre zuvor *Herschel* durch geßisentliche Musterungen des Himmels, auch im Sternbilde des Stiers, den Planeten Uranus entdeckt hatte: so ist auch die *Piazzi'sche* Beobachtung eigentlich kein bloßes Werk des Zufalls, sondern die unmittelbare Folge regelmäßiger Durchsuchungen des Himmels zum Behuf eines neuen Sternverzeichnisses, an welchem der Vf. seit neun Jahren arbeitet; gerade führte den Astronomen die Ordnung seiner Beobachtungen auf die Stelle, wo ihm der Fremdling unter den Fixsternen nicht entgehen konnte. Er setzte seine Beobachtungen, die den 1. Jan. angefangen hatten, bis zum 11. Febr. fort, wo das Gestirn sich der Sonne soweit genähert hatte, daß es im Mittagskreise nicht mehr beobachtet werden konnte; ausser dem Mittage aber mittelst der Azimute den kleinen Stern noch länger zu verfolgen, hinderte den Vf. eine schwere Krankheit, in die er am 13. Febr. gefallen war. *Bode*, *von Zach* und *Oriani* ahndeten den möglichen Planetismus dieses Sterns schon aus bloßen zwey Beobachtungen, die *Piazzi* mit der Bemerkung, daß der Stern am 10. Jan. rechtläufig geworden, mitgetheilt hatte; sie berechneten hieraus vorläufig eine Kreisbahn, die den mittlern Abstand des Sterns zwischen Mars und Jupiter brachte. *Piazzi* selbst versuchte anfänglich einige parabolische Laufbahnen; allein er fand bald, daß das Gestirn, nach den bisherigen Beobachtungen, in keine Parabel passen wollte; er nahm daher ebenfalls seine Zuflucht zu einer Kreisbahn, und bemerkte sogleich, daß dadurch alle Beobachtungen sich weit besser darstellen ließen; diese Kreisbahn näherte sich gleichfalls der von ausländischen Astronomen schon vorher gefundenen. Auch *Piazzi* kam frühe auf eine ähnliche Vermuthung, daß der Stern ein Planet seyn möchte; auf einige Zeit verließ er zwar diese Meynung, und verfiel eher auf einen Kometen, nachdem am 23. Jan. der Stern an Licht merklich abgenommen hatte, und man ungewiß war, ob dieß der schnellen Entfernung von der Erde oder dem trübern Zustande des Dunkreites zuzuschreiben sey: indess kam er doch auf dieselbe Vermuthung zurück,

und hält solche nun in dieser ungefähr im Aug. 1801 erschienenen Schrift um so weniger einem Zweifel unterworfen, da sowohl die Uebereinstimmung der Beobachtungen mit einer Kreisbahn, als die Bewegung im Thierkreise, und die Lage zwischen Mars und Jupiter, wo nach einer bekannten Analogie unter den Planetenabständen noch ein Planet sich aufhalten könnte, wie besonders von *Bode* seit 1772 vorausgefagt worden war, durchaus auf einen Planeten hinweisen, und da überdieß aus der scheinbaren Kleinheit des Sterns, und seinen beträchtlichen Breiten (er entfernt sich noch einige Grade über den alten Thierkreis hinaus) leicht begreiflich ist, warum er nicht früher entdeckt worden. Vielleicht haben ihn schon *La Caille*, *Tob. Mayer* und andere Astronomen als Fixstern beobachtet, worüber man genauere Untersuchungen anstellen wird, um aus solchen ältern Beobachtungen, wenn sie sich vorfinden sollten, auf einmal seine Bahn mit größser Genauigkeit bestimmen zu können. Den scheinbaren Durchmesser des neuen Wandelsterns schätzte der Vf. durch Vergleichung mit der bekannten Dicke des Fadens, der ihn im Fernrohr deckte, zu 7 Secunden, mithin aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne gesehen, zu 10 Secunden, wo aus der wahren Durchmesser 1 und 4 mal so groß als der Durchmesser der Erde sich ergiebt. Um die Bahn des Sterns in einer Ellipse zu berechnen, hält der Vf. die wenigen von ihm angeführten Beobachtungen noch nicht sicher genug; auch stimmen die von *Burckhardt* versuchten elliptischen Elemente nicht besser, als die in einer Kreisbahn; nach *Piazzi's* Berechnungen einer Kreisbahn wären nun die hauptsächlichsten Elemente folgende: Mittlerer Abstand von der Sonne 2,6862 (Halbmesser der Erdbahn), mittlere Länge für 1801, 2° 8' 46" 22", Neigung der Bahn 10° 51' 12", Länge des Knoten 2° 20' 46" 48" Sideralumlau um die Sonne 162°, 27 Tage oder 4 Jahre, und 167 Tage. Die Astronomen werden indess große Schwierigkeit haben, den Stern wegen seiner geringen Heßigkeit, die im Nov. 1801 nur noch halb so groß war, als zur Zeit seiner Entdeckung am 1. Jan. (*S. von Zach's* Berechnungen im Nov. St. der Mon. Corr. 1801.) am Himmel wieder zu finden; am bequemsten wird man ihn bey seiner Opposition mit der Sonne im März 1802 wieder auffuchen können. Käme er sobald nicht wieder zu Gesichte, so würden freylich über seine Natur, auch nach *Piazzi's* Meynung, immer einige Zweifel übrig bleiben. Zum Beschluß giebt der Entdecker, wozu er unstreitig das erste Recht hat, seinem Gestirne den (bereits von mehreren Astronomen, z. B. *von Zach* gebilligten) Namen *Ceres Ferdinandea*; die Göttin der Fruchtbarkeit ist längst in Sicilien einheimisch, und *Ferdinand IV.*, dessen königliche Munificenz die Sternwarte zu Palermo gegründet, und zu der wichtigen Entdeckung Veranlassung gegeben hat, verdient so gut am Himmel zu leben, als ein *Poniauwsky*, *Friedrich II.* und *Georg III.*, nach welchen das 18. Jahrhundert einen Theil der Sterne benannt hat. — In den *Zusätzen* erwähnt

der Herausgeber der Piazzischen Schrift, Prof. Seyffer, noch umständlicher der oben gedachten Analogie, die man unter den verhältnißmäßigen Abständen der Planeten von der Sonne zu bemerken geglaubt hat, und von der schon *Kepler* eine ihn befreundende Abweichung zwischen Mars und Jupiter wahrnahm; sein System von der Musik der Sphären gab ihm hier eine starke *Dissonanz* (*Kepleri Harmonices mundi lib. 5. p. 199.*); und wirklich hat auch nach den berechneten Kreiselementen das Piazzische Gestirn ganz nahe den mittlern Abstand von der Sonne, den, um jene *Dissonanz* aufzulösen, ein Planet zwischen Mars und Jupiter haben müßte; inzwischen sind Analogieen für den Mathematiker noch keine Beweise. Als Symbol zur Bezeichnung der Ferdinandschen Ceres schlägt Hr. S. eines der Insignien der Göttin, die am Aetna angezündete Fackel, womit sie ihre Tochter suchte, oder einen Mohkopf, oder eine Kornähre vor; fände man sie nicht wieder am Himmel, so dürfte man nur die Fackel umkehren. Insbesondere wird in diesen Zusätzen die Frage beleuchtet: ob der neue Stern ein Planet oder Komet seyn möchte. Ganz richtig wird gezeigt, daß auf den Fall, wenn der Stern nicht wieder gesehen werden sollte, bey dem eingeschränkten Grade von Sicherheit der bisher berechneten Elemente, über seine planetische oder kometische Natur sich nichts gewisses behaupten lassen würde, indem weder die wenig *eccentrische* Bahn, noch die geringe Neigung derselben, noch die Abwesenheit eines Schweifs, Nebels, u. dgl. einen entscheidenden Beweis dafür abgebe, daß ein beweglicher Stern ein Planet seyn müsse, und kein Komet seyn könne. Der Herausg. findet es übrigens auffallend, daß von den verschiedenen Astronomen, welche über das neue Gestirn ihre Gedanken öffentlich geäußert haben, keiner von einem festen Unterscheidungsgriffe zwischen Planet und Komet ausgegangen sey, da doch die gewöhnlichen Erklärungen der Compendien über beiderley Art Sterne viel zu enge und zu unbestimmt sind. Aber, wie wenn man vielleicht von keinen festen Begriffen hierin ausgehen könnte und dürfte! Rec. denkt ungefähr so von dieser Sache. Allerdings ist unsere gewohnte Eintheilung der Himmelskörper in Fixsterne, Planeten und Kometen nichts weniger als philosophisch richtig, oder auf sichere und feste Merkmale gegründet. Wir classificiren die Gegen-

stände am Himmel, da wir der Individuen noch viel zu wenige, und diese wenige ihrer physischen Natur und specifischen Differenz nach so gut wie gar nicht kennen, vielleicht eben so, wie ein Erdbewohner, der da die Ganze der Botanik, bloß aus dem Umfange eines durch ein Fernrohr betrachteten Rasenplatzes von einem halben Dutzend Quadratschuh kennt, die Pflanzen classificiren würde. Allein diese Classification des Himmels ist ein Erbtheil aus der Verlassenheit des grauen Alterthums, wo die Astronomie noch in ihrer Kindheit war: so unphilosophisch, so unrichtig und schwankend daher auch der Unterschied zwischen Planet und Komet nach der hergebrachten Eintheilungsart seyn mag, so dürfen wir doch, wenigstens so lange wir diese alten Namen beybehalten, auch an den alten unvollkommenen Begriffen, die ihnen zum Grunde liegen, der Hauptsache nach nichts ändern. Man nenne also immerhin, wie bisher, Planeten diejenigen beweglichen Sterne, die nahe in Einer Ebene, und in wenig *eccentrischen* Bahnen laufen, so unbestimmt auch jenes nahe und dieses wenig lautet, und Kometen hingegen solche, die in mehr auseinander weichenden Ebenen, und in mehr elliptischen Bahnen sich bewegen, überdies auch durch etwas auffallendes in ihrer äußern Gestalt sich auszeichnen. Letzteres schon durch die Etymologie angedeutete Merkmal hält Rec. den Ueberlieferungsbegriffen des Alterthums gemäß, für ein Hauptunterscheidungs-Zeichen der Kometen; denn wenn schon bey mehreren kein Schweif oder Nebel sichtbar war: so ist doch, nach *Schröter's* neuesten Untersuchungen, ein Kern mit einer ihn umgebenden lockern Hülle wahrscheinlich das Eigenthum aller Sterne dieser Art, und würde sich vermuthlich durch stärkere Fernröhre auch bey allen gezeigt haben. Noch bemerkt Rec., daß ihm auch die vom Herausgeber am Ende der Zusätze vorgeschlagene Art, das Unterscheidende zwischen Planeten- und Kometenbahnen genauers als bisher auszudrücken, nicht ganz allgemein anwendbar zu seyn scheint: denn, gesetzt z. B. daß jenseits des Uranus nur noch ein einiger sogenannter Planet mit dem analogischen Abstände von 38 Halbmessern der Erdbahn sich befände, so wäre der bekannte Halley'sche Komet von 1759, dessen Sonnenferne nur 35 bis 36 Halbmesser der Erdbahn beträgt, nach jener Erklärungsart kein Komet.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: Anweisung zum Fuhrspiele von Georg Wolfgang Ulrich Wedel, auf Freudenholm. 1801. 48 S. 8. (4 gr.) Fuhr ist ein verändertes Mariage, bey dem einige im Picket

gebräuchliche und noch eine Menge anderer Honneurs eingeführt sind. Wer beide Spiele kennt, wird Fuhr leicht erlernen. Rec. zweifelt aber, daß es dem simplern Picket den Rang ablaufen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Februar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Fröhlich: *Das Neueste aus England*, von einem Beobachter. 1 — 3s Heft. 1801. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Da dieses Journal ein Gemisch von sehr verschiedenartigen Nachrichten ist: so weiß Rec. kein anderes Mittel, dem Leser einen deutlichen und umständlichen Begriff davon zu geben, als das er die Rubriken der einzelnen Aufsätze angeht und hin wieder seine Bemerkungen hinzusetzt. Auch erfordert schon ohnedies ein Werk, das monatlich in Heften erscheint, deren jedes einen Gulden kostet, eine ausführlichere Anzeige.

Erstes Heft. Nr. I. enthält des Beobachters Reise von Berlin über Cuxhaven nach Yarmouth und London, worin der Leser nichts besonderes findet. II. Uebersicht des englischen Ackerbaues im May. Nichts weiter als eine Nachricht, dergleichen von Zeit zu Zeit in den Zeitungen erscheinen, und woraus man lernt, wie die verschiedenen Getreidearten auf dem Felde stehen. III. Neue Theorie der Schöpfung, aus einem gefundenen Msspte. Eine Abgeschmacktheit, die England nichts angeht, und aus keiner andern Ursache hier zu stehen scheint, als 7 Seiten auszufüllen. IV. Brief eines englischen Officiers aus Aegypten; gehört ebenfalls nicht hieher. V. Geschichte einer Bétrügerin, Miss Robinson. England liefert dergleichen in Menge; es ist aber zu hoffen, das der Beobachter nicht mehrmals so viel Platz mit dergleichen Geschichten anfüllen wird, als hier, wo sie II Seiten einnimmt. VI. Bevölkerung von England im Monat Juny 1801. — Diese Tabelle ist ganz und gar unbrauchbar, da mehrere Graffschaften, wie der Beobachter selbst sagt, darin fehlen. Indessen lernt der Leser etwas Neues daraus, nämlich das London nicht 600,000 Einwohner hat. Man vergleiche damit Colquhoun. Sähe man nicht in dem Beobachter eine ziemlich entschiedene Tendenz, England herabzusetzen: so würde man erwarten, das er in seiner Liste irgend eine grobe Unrichtigkeit gehandelt hätte. VII. Briefe eines Deutschen über die Engländer. Der erste Brief scheint keinen andern Zweck zu haben, als Adam Smith einer Inconsequenz zu zeihen, die aber noch nicht so klar bewiesen ist. Der 2te Brief handelt von einer Landung in England. VIII. Nachricht von einer neuen Stiftung, nützliche Erfindungen zu verbreiten. IX. Blick auf die neueste Geschichte von England. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, und gedenkt der

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Eroberung durch die Römer. Dann kommen die Sachsen, die Dänen und endlich die Normänner. Nach diesem Eingange kündigt er uns an, das er viel Trauriges und Böses werde zu sagen haben, erklärt aber, das weder Furcht noch Hoffnung in seiner Erzählung ihn leiten, und der Reiz zu tadeln, so wenig als die Neigung zu schmeicheln, sein Urtheil bestimmen solle; denn (setzt er sehr pathetisch hinzu) er habe nichts zu hoffen, und sehr wenig zu fürchten. — Die Aufmerksamkeit des Lesers ist denn hinlänglich gespannt, und nun kommen — Nachrichten von der Eroberung zweyer westindischen Inseln, und einige Parlamentsdebatten, die wir alle in den Zeitungen gelesen haben. Rec. glaubt, er dürfe seinen Augen nicht trauen, sucht die nämliche Rubrik im 2ten Hefte, und findet Nr. IX. abermals bekannte Zeitungsnachrichten. Er durchläuft den 3ten Heft, und findet auch da nichts über die neueste Geschichte von England, das nicht durch die Zeitungen bekannt geworden wäre. Ueberhaupt scheinen die Nachrichten vorsätzlich getrennt zu seyn, und so muß der Leser, der denn glaubt, das das Beste noch kommen werde, sich immer von einem Hefte zum andern durcharbeiten. So finden sich in den 3 ersten Heften nicht weniger als 4 Abschnitte über eine Landung in England. X. Ueber schöne Künste und Wissenschaften in England von einem deutschen Künstler in London. Dieser Aufsatz enthält manches Wahre; aber S. 101. wird fälschlich gesagt: „Vor der französischen Revolution und dem jetzigen Kriege fand man hier nur wenig gute Porträtmaler.“ — Vor der französischen Revolution und dem jetzigen Kriege malten folgende Künstler Porträts in Menge, Sir Josua Reynolds, Gainsborough, Romney, Beechy, Lawrence, Rassel, Copley, auch West, Hamilton und Opie (nicht Opic, wie ihn der Vf. an einem andern Orte nennt). Wußte der Vf. dieses nicht? Oder meynt er, das diese Männer schlechte Porträtmaler sind, oder waren? Oder antwortet er vielleicht, das das historische Maler sind? Im letzten Falle muß er doch wissen, das die größere Hälfte aller historischen Maler in fast allen Ländern von Europa seit vielen Jahren ihr Brod größtentheils durch Porträtmalen gewinnt. XI. Bemerkungen über die Shetlandinseln etc. aus dem Englischen übersetzt. Die unter Nr. XII. mitgetheilten Bemerkungen über das englische Landvolk, verglichen mit dem deutschen, sind sehr mager. XIII. Eine Allegorie von Dr. Franklin. Sie hat nichts mit England zu thun, und scheint abermals bloß hier zu seyn, um Seiten auszufüllen. XIV. Erfindung einer

Qqq

einer

einer neuen Geheimschreibung. XV. Ueber das neue Ministerium. Höchft unbedeutend. XVI. Erfindung einer hydraulischen durch Wind getriebenen Maschine. XVII. Miscellen. Einige Artikel find interessant, nur passen sie nicht zu dem Titel über das Neueste in England; denn einige Nachrichten find aus vergangenen Jahrhunderten; das Neue aber ist Zeitungslectüre.

Zweytes Heft. Nr. I. enthält hauptsächlich Bemerkungen über Deutsche in England. II. Ein Process, aus den Zeitungen abgeschrieben. III. Nachricht über eine neue Erfindung, mehrere Gummiarten zu gewinnen. IV. Briefe eines Deutschen über die Engländer. 3ter Brief. Behauptungen, die manches Unrichtige enthalten, und auf die Sache, wovon die Rede ist, nur zum Theil anwendbar sind. V. Richmond und Hamptoncourt. Viel Unreifes und Schiefes, und wobey eine starke übele Laune durchblickt, die der Beobachter überhaupt durch das ganze zweyte und dritte Heft zeigt. Hin und wieder herrscht auch offener Mangel an Kenntniß der Dinge, worüber er schreibt. Was wird der Leser, der England kennt, zu folgenden Aeußerungen sagen. S. 41. Die Ignorenz, in welcher die Töchter Albions aufwachsen, läßt sie glauben, daß weder Natur noch Kunst auf dem festen Lande sey, wo man nichts als schwarzes Brod ist. — Das glaubt der niedrige Pöbel! Der Beobachter muß wenige Bekanntschaft unter dem englischen Frauenzimmer haben, sonst würde er wissen, daß die aus den hohen Ständen so gut erzogen werden, als irgend wo, die aus den Mittelständen aber häufig nur zu wohl, d. h. über ihren Rang und über ihre Lage. S. 42. „Alles ist in England im diminutiven Maasstabe.“ S. 43. „Die Engländer sind große Freunde der eingeschlossenen Luft.“ (Die Wahrheit ist, daß kein europäisches Volk so viel in der offenen Luft lebt, als die Engländer). Ebendaf. „Die Engländer reiben sich mit *Spiritus vini*, machen alle Fenster zu, damit kein Lüftchen sie anbauche, und wenn sie je erfahren, daß ich verschlossene Kutschen habe: so würden sie mich nicht mehr für einen Menschen halten. Es wäre um meine Reputation geschehen“!!! „Der Londoner ist überhaupt so ziemlich der Meynung, daß Exchange Alley das schönste der Erde ist.“ S. 45. „Die Themse schien mir mit unsern Flüssen vom dritten Range, mit der Saale, der Havel, der Spree etc. kaum wetteifern zu können.“ Rec. ist mehrermale durch den Rhein geritten, durch die Elbe zu Fulse gegangen und über die Donau gesprungen; er meynt aber doch, daß sie sämmtlich grössere Flüsse seyen, als die Havel und die Spree. S. 47. „Das Thal bey Richmond ist freylich schön, allein kein Haus, vielweniger Städte und Dörfer darin zu sehen. (Hier hat der Beobachter nicht sehr beobachtet). In Sachsen bey Eulenburg habe ich eben einen solchen Aublick gehabt.“ — *Pye* soll kein modischer Ausdruck mehr seyn, „man hat nichts wie *tarts*.“ — Wie kann man doch so bestimmt über Dinge schreiben, die man nicht versteht! *Pye, patty*

und *tart* sind drey verschiedene Arten von Gebäcke, über die der Beobachter bey jedem Pastetenbäcker richtige Auskunft hätte erhalten können. S. 49. „Twickenham, wo Pope's Landhaus nicht zu sehen ist.“ — Und warum nicht? Weil der erste beste Mensch, der dem Beobachter begegnete, ihm sagte, er kenne den Gentleman nicht. S. 51 — 64. Parlamentsverhandlungen, die man eben so gut aus einer Zeitung kennen lernen kann. Indessen sind wiederum 12 Seiten angefüllt. S. 68. „Blondes Haar ist fast ganz aus diesem Volke verschwunden (!). Selten haben die Züge des Gesichts hier scharfe Umrisse; alles ist schlaff (!!). Große Füße und dicke Knöchel sind hier fast allgemein. Dabey eine flache Brust und ein gekrümmter Rücken“ (!!!). S. 70. „Das Vauxhall ragt nicht so viel über das Hamburger hervor, als Vorurtheil und Anglomanie es wähen. Im Hamburger sieht man mehr hübsche Frauenzimmer“ (!). — Wie sich aber dieser Beobachter bisweilen gänzlich vergiftet, und in seiner ganzen Blöthe zeigt, mag folgende Stelle beweisen. S. 71. „Ich werde suchen, einer Tanzgesellschaft beyzuwohnen, um mir das Vergnügen zu machen, die Engländer mit ihren ernsthaften Gesichtern und schlotternden Gliedern herumspringen zu sehen. Mehr wie ein empfindungsloses Springen sind ihre Tänze nicht. (Woher weiß er denn das, da er sie noch nicht gesehen hat?). Diese Tänze (die er erst sehen will), sind nur gemacht, den Schnupfen, womit sie so geplagt sind, zu vertreiben. Leider hat man diese kalten Tänze auch in Deutschland eingeführt. (Das spanische Fandango ist freylich wärmer). Die englischen Tänzer fliegen wie die Bauern auf Kirnüssen. Es wird noch gerühmt, daß sie nach zwey kratzenden Violinen springen, die gewöhnlich Neger bearbeiten.“ — Und nun setzt dieser Beobachter, nach allem diesem hinzu: „doch gesehen habe ich es noch nicht: ich werde es aber im Winter sehen, und dann treu die Wahrheit berichten.“ — So zu schreiben, heist doch wahrhaftig wenig Achtung für seine Leser haben. — S. 74. „Ein zuhörender Fremder, der der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, versteht nur hier und da etwas. In America habe ich das Englische sogleich verstehen können, weil so viele Fremde daselbst eine Sprache daraus gemacht haben.“!!! S. 74. „Auch die äußere Gestalt der Engländer ist unedler geworden. Hr. Pitt ist der Urheber dieser Umwandlung“!!! S. 75. ff. vom Papiergelde. S. 93. „Es ist allgemein bekannt, daß die Bank von England nicht im Stande seyn würde, von jedem Pf. St. das unter ihrem Namen umherläuft, einen Schilling zu realisiren. Die Landbanken machen es eben so, und ich frage, ob dies nicht ein Bankerott sey? England mit allen seinen Waaren ist nicht so viel werth, als der Nominalwerth des darin umlaufenden Papierses beträgt. Ich frage, ob dies kein Bankerott sey?“ Wollte man alles Schiefe, alle Irrungen und Trugschlüsse aufdecken, die sich in diesem einzigen Aufsätze befinden: so müßte man einen andern größern schreiben. Aber der Beob-

achter gesteht selbst, daß viele dieser herrlichen Sachen nicht von ihm selbst kommen, sondern ihm mitgetheilt sind. In der Nachschrift zu diesem Aufsatze (S. 99.) sagt er sehr bescheiden: „Ich bin nach England gegangen, um über den wahren Zustand dieser Nation Licht zu verbreiten.“ Ein treffliches Seitenstück zu den eben angeführten Aeußerungen über die englische Bank liefert S. 133., wo der Vf. sagt: „Heißt es nicht bankerot seyn, wenn England mehr Papier im Umlauf hat, als das ganze Vermögen der Nation mit sammt dem Lande und seinen Einwohnern werth ist.“ XII. Reise nach Woburn in Bedfordshire. Dieser unbedeutende Aufsatz ist nicht von dem Beobachter, aber sehr in seinem Geiste geschrieben. So vergleicht er London (S. 162.) mit Sodom und Gomorra und sagt: „Ich weiß nicht, ob fünf Gerechte in diesem Pfahle des Lasters sind, welche das Strafgericht abwenden; denn sonst, wenn es positive Strafen gäbe, müßte eine giftverzehrende Explosion der Natur schon längst denselben in Trümmern zerlegt haben.“

Drittes Heft. I. Abermals über eine Landung in England, und Nr. VI. u. IX. nochmals. Das ist nun sehr langweilig; und bey dem allen spricht der Vf. nicht einmal als ein Sachkundiger. II. Kriege der Engländer. Die Berechnung der immer theurer werdenden Kriege ist aus Paine abgeschrieben, findet sich auch schon in mehreren andern Werken. III. Brief eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand des Handels und des Ackerbaues in Frankreich. Wie kommt dieser hieher? Antwort: Auch er füllt mehrere Seiten aus. In der Nachschrift zu diesem Briefe sagt der Beobachter: „Der Wohlstand Frankreichs ist außer allem Zweifel, deutsche Journalisten mögen sagen, was sie wollen. Das Publicum nimmt keine Notiz davon.“ (Und Alles das ist so wahr, weil es in dem Privatbriefe eines Engländers steht? Für gewisse Engländer zeigt der Beobachter doch wirklich sehr viel Achtung). Wie es um des Beobachters Kenntnisse vom Handel und von der Staatswirthschaft stehe, davon kann auch Folgendes zur Probe dienen: „Ich bin stets überzeugt (S. 46.), daß ein Land in glücklichen Umständen sey, wenn es heißt, der auswärtige Handel dieses Landes sey zu Grunde gerichtet. IV. Höchst unbedeutender Brief eines englischen Frauenzimmers. V. Brief eines Engländers über Ceylon, und VII. über Tippto Sahebs Jagden. Beide Artikel abermals nicht hieher gehörig, aber doch sehr brauchbar, Seiten zu füllen. VIII. Musterung der Londoner Volontärs. Unter den zahlreichen Zuschauern sah der Beobachter „nur ein einziges auffallend hübsches (nicht schönes) Gesicht.“ X. Ueber die Verderbtheit des englischen Volkes. XI. Abend in Vauxhall. Der Beobachter war sehr übler Laune. S. 106. „In welchem Lande ist wohl den Schuldnern nichts zu ihrem Unterhalte ausgesetzt, wenn ihre Gläubiger sie setzen lassen? Hier verhungert jährlich ein Anzahl derselben.“ Wo mag doch der Beobachter solche Dinge gehört haben! Jeder Engländer,

auch der am wenigsten unterrichtete, konnte ihn darüber belehren. Aber es scheint, daß er sehr wenige Individuen dieses Landes kennen gelernt hat, und daher läßt sich denn seine äußerste Unkunde dieses Volkes erklären. Wer, der den Engländer auch nur einigermaßen kennt, würde folgendes schreiben. S. 109. „Die englische Nation ist immer neidisch auf das von der Natur reichlicher ausgestattete Frankreich gewesen.“ Und ebendaf. „jeder Engländer weiß, daß Frankreich ein schöneres Land, als das seinige ist.“ Beide Sätze sind grundfalsch. Der gemeine Engländer betrachtet Frankreich als das Land der hölzernen Schuhe, des Hungers und des Froschessens, und preist sich glücklich, in Alt-England zu leben, während daß es in den mittlern und höhern Ständen, selbst unter denen, die in Frankreich gewesen sind, sehr wenige giebt, die ihre Insel nicht jenem Lande vorzögen, sie nicht für schöner und fruchtbarer hielten. Aber der Beobachter hat sich nun das in den Kopf gesetzt, und so muß es denn seyn. Er fährt dann fort: „Zu diesen Ursachen der Bösartigkeit kommt noch eine Religion, die durch den Glauben allein, ohne Werke der Liebe, selig macht; in welcher man durch tyrannische Gnadenwahl (was! in der englischen Kirche?) der Seligkeit theilhaftig werden kann.“ Doch macht der Beobachter auch Ausnahmen! „Ich weiß, sagt er S. 110. daß eine große Anzahl philanthropischer Charaktere unter den Engländern zu finden sind, und daß sich die Zahl dieser Edlen seit der französischen Revolution vermehrt hat. Ich hege die größte Achtung für die correspondirende Societät, für den edeln und so weisen Whigclub.“ XI. Abend in Vauxhall, Fortsetzung. XII. Bemerkung eines Deutschen auf seiner Reise in England. Da kennt er einen Mann, der seine Kinder auf eine Art erzieht, die in England höchst selten ist; er aber sagt: „Seine Kinderzucht war, so wie diejenige aller Engländer. Er hielt seine Kinder von der freyen Luft entfernt.“ S. 132. redet er von den großen englischen Schulen und sagt: „Puffendorf und Grotius sind ihre Orakel!“ Rec führt es nicht als ein Lob der englischen Schulen an, aber es ist nun einmal so: diese beiden Namen, besonders der erste, werden in denselben fast gar nicht genannt. — So wie die Bemerkungen dieses Beobachters über die wichtigern Dinge größtentheils falsch sind, so sind sie es auch in den unbedeutendsten Kleinigkeiten. So sagt er S. 133. „Ein englischer Pudding ist ein gefüllter Ktofs. Es ist eine Bombe, wovon der Teig die Schale macht. Saucen haben sie dazu nicht.“ — Die Wahrheit ist, daß man ihrer zwischen 40 und 50 Arten kennt, die sehr unter einander verschieden sind, und wovon mehrere ihre eigenen Arten von Brühen haben. So sagt er S. 150. „Nur ein Denkmal in der Westminster Abtey ist schön, und das ist von einem Franzosen.“ Der unterrichtete Leser denkt denn sogleich an das, wovon er in allen Beschreibungen von London gelesen hat, an das Denkmal der Mrs. Nightingale, woraus der Beobachter Mylady macht: frey-

(freylich eine Kleinigkeit), und das giebt ihm Gelegenheit, sehr spafshaft über Lord Nachtigal zu feyn. S. 175. „Die Parks (in England) enthalten größtentheils nichts weiter, als natürliche Viehweiden und kleine Holzungen.“ (Ungefähr wie die Verklärung von Raphael nichts weiter, als Leinwand, Farben und Oel enthält). XIII. Richard Morris, genannt Dickspot. Schon in einem vorhergehenden Hefte fängt die Geschichte dieses sogenannten Zauberers und Wahrfagers an, und der Beobachter wiederholt treuherzig alle die Wundergeschichten, womit man einen Theil des englischen Publicums zum Besten gehabt hat. Uebrigens gehört diese Geschichte so wenig in das Neueste über England, als eine Menge anderer Artikel.

Noch weit länger würde übrigens diese Anzeige geworden seyn, wenn Rec. alles Irrige, Schiefe, Gewagte so wohl als den absprechenden Ton hätte rügen wollen, der sich hin und wieder findet. — An Druckfehlern, wodurch denn häufig Sprachfehler entstehen, ist auch kein Mangel. Rec. begnügt sich einige von denen anzuzeigen, die nicht jeder Leser, selbst corrigiren kann. Heft II. S. 45. Brintford, I. Brentford. S. 49. Bushy Park, I. Bushy Park. S. 58. Thurley, I. Thurlow. S. 66. Speatt, I. Sprat. S. 124. Matlock, zweymal I. Matlock. S. 126. Derizes, I. Devizes. S. 161. Hanowonthehill, I. Harrow on the hill. S. 174. Baruet, I. Barnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

PRAG, b. Widtmann: *Der Mensch im Umgange mit Gott.* Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katho-

lische Christen, von P. J. Engl. 1800. 294 S. 8. (II gr.)

Der Vf., überzeugt, das in Absicht auf Andachtsübungen eine zweckmäßige Abwechslung von großem Nutzen sey, weil diejenigen, die sich nicht durch eigene Geisteskraft mit der Betrachtung religiöser und moralischer Gegenstände beschäftigen können, durch den lange fortgesetzten Gebrauch derselben Erbauungsschriften leicht zu einem geistlosen Mechanismus verleitet werden, hat sich bey dieser Schrift zum Zwecke gemacht, nebst vielen andern würdigen Religionslehrern der katholischen Kirche, die sich im Erbauungsfache auf eine rühmliche Art ausgezeichnet haben, zur Erweckung acht religiöser Gelinnungen auch sein Schärfein beyzutragen. Diesen Zweck hat er auch, nach dem Urtheile des Rec., auf eine vorzügliche Art erreicht. Man findet auf allen Seiten Spuren einer lichtvollen Denkart in Rücksicht auf Religion und Moral. Diese Schrift zeichnet sich aber noch besonders aus durch eine reine, dem Geschmacke des gebildeteren Publicums, und doch auch zugleich der Fassungskraft des gemeinen Mannes angemessene Sprache. Fern von einer schwülstigen und bilderreichen Schreibart, befließt sich der Vf. durchgängig einer edlen Simplicität im Vortrage, und sucht mehr durch die Würde des Inhalts, als durch Wortprunk zu rühren. Nur hätte Rec. gewünscht, das der Vf. einige Litaneyen weggelassen hätte, an die zwar das Volk gewöhnt ist, deren Beybehaltung aber in den neuesten Erbauungsbüchern nur dazu beyträgt, den Geschmack an unverständliche Mystik und abergläubische Vorstellungarten zu verewigen. Man muß dem Volke nach und nach seine Götzen durch ein kluges Betragen, wodurch sie in Vergessenheit gebracht werden, entziehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Paris: *Dissertation sur un disque d'argent du Cabinet des Antiques, connu sous le nom de Bouclier de Scipion*; par A. L. Millin, Conservateur des Médailles, Pierres gravées et Antiques de la Bibliothèque nationale. (1800.) 36 S. gr. 8. (mit 2 Kupfertafeln). Dies merkwürdige Monument, welches sich gegenwärtig in dem Museum der franz. Nationalbibliothek befindet, verdiente allerdings eine neue Erläuterung. Hr. M. hat sie mit aller der Gelehrsamkeit und Belesenheit gegeben, welche seine archäologischen Schriften zu zieren pflegt. Zwar verräth das Kunstwerk an sich keinen großen Meister, und Hr. M. setzt die Verfertigung desselben, wegen des Stils und der Architectur, in die Zeiten des Septimus Severus herab. Allein die Untersuchungen neuer Gelehrten haben ein besonderes Interesse für dieses Werk erweckt. Bekanntlich war Spon der erste, welcher aus der runden silbernen Platte, die einige Fischer von Avignon in der Rhone fanden, den Schild des Scipio machte. Denn hier hatte, nach der gewöhnlichen Erzählung, ehemals Scipio, auf seiner Rückkehr aus Spanien, bey'n Uebersetzen über den Fluß seine Bagage verloren, und war von den Celtiberern mit einem silbernen Schilde beschenkt worden, welcher das Andenken an seine edelmüthige Handlung (Liv. XXVI, 50.) in erhobener Arbeit erhielt. Die Rückgabe

nämlich der schönen Gefangenen an ihren Bräutigam soll darauf vorgestellt gewesen seyn. So unstatthaft und unbegründet aber auch diese ganze Annahme ist: so wurde doch Spon's Hypothese in vielen archäologischen und philologischen Büchern, die Hr. M. hier namhaft macht, ohne Bedenken fortgepflanzt, und man dachte an nichts bey jener Platte, als an den Schild des Scipio. Winkelmann stellte eine andere Erklärung auf. Er sah auf der Platte die Zurückgabe der Briten an Achilles. Diese Erklärung hat jetzt Hr. M. von neuem in Schutz genommen, indem er, nur zu ängstlich, die Homerische Beschreibung mit der Darstellung des Künstlers zusammenhält, und auch da, wo die Personen nichts weniger als charakteristisch erscheinen, seine Meynung mit Scharffinn durchzuführen versucht. Der Tisch mit den Gefäßen wird nunmehr auf die Geschenke des Agamemnon gedeutet, welche er dem Achilles bietet. Die ganze Erklärung hat sicher mehr für sich, als die Sponische, wiewohl auch bey ihr (z. B. in Ansehung des Herolds, welcher ganz römisch, nicht homerisch, erscheint), noch manche Schwierigkeit bleibt. Von den beiden Kupfertafeln, deren Zeichnung Hr. M. unter seinen Augen verfertigen ließ, stellt die erste den Umriss der Figuren, die zweyte den Umriss der Platte selbst dar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Aca-
demiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der
Akademie der Wissenschaften). Tom. XXI. 1800.
I—4^s Quartal. 8. mit Kupf.

Im ersten Quartal liest man folgende Abhandlungen. I. *Ueber den Zustand des Tabellenwerks in Schweden und Finnland von 1772 bis 1795.* Der königliche Secretär Hr. Nicander in Stockholm, der zugleich Secretär bey der Akademie der Wissenschaften und der königl. Commission für das Tabellwerk ist, liefert hier seine dritte Abhandlung über dessen Zustand und zwar in Hinsicht der Volkszahl in den Städten im J. 1795. Freylich bewirkt die der politischen Arithmetik ihrer Natur nach bey aller darauf angewandten Sorgfalt anklebende Unvollkommenheit, und das vorgeschriebene Formular, wonach die Tabellen eingerichtet werden, nebst der Art, wie solche von so vielen Personen, die damit zu thun haben, angesehen und befolgt werden, das darin nicht alles zu der genauesten Gewisheit gebracht werden kann, sondern das solche oft nur nach der größten Wahrscheinlichkeit berechnet werden, um so mehr, da man nicht von allen Städten des Reichs Specialtabellen der Einwohner hat, und solche oft mit in den von den Predigern einzufendenden Tabellen ihres Kirchensprengels begriffen sind. Indessen da man von Stockholm und 15 andern Städten Specialtabellen über ihre Volksmenge erhalten hat: so hat man gesucht, mit Hülfe derselben, und der darin angegebenen Haushaltungen, auch die Volkszahl der übrigen Städte nach den in den Tabellen der Pröbste angegebenen Zahl der Haushaltungen in jeder Stadt auszurechnen. Die beygefügte Tabelle erstreckt sich über alle Städte des ganzen Reichs, und giebt bey allen die wahrscheinliche Anzahl der Einwohner, bey mehrern auch die wirkliche Anzahl derselben, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, nebst der Zahl der Haushaltungen an. Danach hat z. E. Stockholm wahrscheinlich 77,469, wirklich 74,578 Menschen und 13,207 Haushaltungen, Gothenburg wahrscheinlich 12,454, wirklich 12,017 Menschen in 2180 Haushaltungen u. s. w. Die Summe aller Einwohner in den Städten ist als wahrscheinlich zu 285,164, und die aller Haushaltungen in solchen zu 46,859 berechnet. Von 200 Personen in einer Stadt sind 97 männlichen und 103 weiblichen Geschlechts. II. *Abhandlung über die gelbe China, und ein neues Reactionsmittel, ihre Wirkungskraft zu entdecken, nebst* A. L. Z. 1802. Erster Band.

Vergleichung mehrerer Chinaarten, von J. P. Westring, M. D. Diese erst 1788 nach Spanien gekommene gelbe China, die auch, weil sie anfangs nur für den Hof aufgekauft ward, Königschina genannt wird, kommt eigentlich aus der Mitte des südlichen America's und der Gegend von Moxos, worüber ein ausführlicher Brief des Gen. Consuls Hn. Gahn aus Cadix an seinen Bruder Hn. Assessor Gahn in Stockholm nähere Nachricht giebt. Sie ist auch in Deutschland lange bekannt. Das Pf. davon kostete Anfangs 10 bis 16 Rthlr., ist aber hernach im Preise gefallen, ja bisweilen wohlfeiler als die gewöhnliche China und zu 3 Mk. Hamb. verkauft werden. Sie ist gelbbrauner, hat ein mehr faserichtes Gewebe, bricht leicht, ist bitterer als die gewöhnliche Rinde, aber nicht unangenehm und wenig adstringirend, sie läßt sich nicht so fein pulverisiren als die gewöhnliche, beschwert aber den Magen weniger. Der Vf. hält sie aber für kräftiger und sicherer, für eins der wohlthätigsten Mittel, das nach Europa gekommen ist. Hr. W. führt aufer den sonst schon beschriebenen und von Lambert gezeichneten 11 Fieberrinden, noch 6 andere bisher nicht systematisch beschriebene Species an, worunter auch die gelbe ist, und stellt einige Vergleichen unter ihnen an. Um die Wirkungskraft der gelben China, die eine besondere antifebrilische und tonische Kraft hat, zu entdecken, bedient er sich einer Auflösung von Gluten animale in Wasser, davon er einige Tropfen in eine Chinainfusion fallen läßt, worauf solche, wenn sie gut ist, gleich trüb wird, und nachdem sie mehr oder minder stark ist, einen reichlichen oder minder harten Bodensatz fallen läßt. III. *Milch und Roggen in einer und derselben Abwanpe, beschrieben von J. G. Pipping, M. D. und Prof. zu Åbo.* Der Vf. hält es noch für unausgemacht, ob es, einige wenige aus dem Geschlecht der Schnecken ausgenommen, wirkliche Zwitter giebt. Bey den vorgegebenen hatten entweder die Geschlechtstheile eine ganz unnatürliche Lage, oder waren in ihrer Zusammensetzung so mit einander vermischt, das man sie anfangs für Zwitter hielt, bey genauerer Untersuchung fand sich aber, das nur die zu einem Geschlecht gehörigen Theile vollständig waren, und das zu den zur Vollkommenheit des andern Geschlechts gehörigen ein oder mehrere Theile fehlten. Hier fand die Haushälterin des Vfs. als sie einen Gadus Lota ausnahm, in selbigem eine vollkommene Milch, und aus dieser Milch ging wieder ein vollkommener Roggen hervor, ganz vollständig, nur etwas kleiner als gewöhnlich. Sie legte der Besonderheit wegen beide, so wie sie in einander saßen, auf einen Teller. Da
Rrr der

der Vf. ihn sahe, war der übrige Fisch zum Abkochen schon zerschnitten, er konnte also keine weitere Untersuchung desselben anstellen, hat aber die Milch und den Rogen in natürlicher Gröfse hier in Kupfer stechen lassen. IV. Fortsetzung der *Versuche das Klima von Uleaborg betreffend*, von Joh. Julin. Er hat solche täglich 10 Jahre nach einander angestellt, um sowohl die Natur des Luftkreises als die Höhe des Barometers zu erforschen. Der Barometer stieg im Frühjahr, stand am höchsten im Sommer, fiel wieder im Herbst, und stand im Winter am niedrigsten. Der Vf. erklärt dies aus der Ab- und Zunahme der Luftmasse und ihrer niedern Schwere und Elasticität daseibst. V. *Beobachtungen im Predigerhause in Utsjoki Lappmark unter dem 69 Gr. 53 Min. der Polhöhe im J. 1795 und 1797.* vom dortigen Pastor Castren, zusammengezogen und eingefandt von J. Julin. Ausser den metereologischen Beobachtungen ist ein *Calendarium Faunae et Florae Utsjokensis* mitgetheilt, worin die Ankunft der Zugvögel und die Blüthenzeit der Gewächse genau bemerkt ist. *Carex vesicularis* klopfen die Lappländer ganz mürbe, binden es in Bündel; und gebrauchen es den Winter in den Schuhen zur Wärme der Füfse. VI. *Versuche über die dem menschlichen Körper eigene frey wirkende positive und negative Electricität* von C. G. Sjösten. Nicht blofs vermuthet, wie der Vf. sagt, sondern mit starken Gründen, hat man dem menschlichen Körper eine durch feinere Electroskopen merkbare Electricität zugeschrieben. Hr. Eckmark hat sich dabey des bekannten Bennetschen Electrometers bedient. Er befreiete die Messingscheibe, woran unten einige Goldplatten befestigt waren, von dem Goldstaubs, womit sie bestrichen war, und fand, wenn er ohne die Scheibe zu reiben, die geballte Faust oder den blofsen Armbogen auf die Scheibe legte, und sogleich wieder abhob, dafs die Goldblättchen an derselben auseinander fuhren und electricisch wurden. Er mochte sich dabey ganz entkleiden, oder auch völlig isoliren, die Wirkung blieb einerley. Man muß bey diesen Versuchen nicht zu warm oder schwitzig seyn, auch den Electrometer vorher durch Erwärmen von aller und jeder Feuchtigkeit befreyen. VII. *Vergiftung durch Arsenik glücklich geheilt*, von G. Swedelius, M. D. Eine Dienstdirne trank aus einer Bouteille, worin Fliegenwasser geholt war, und das sie für Meth hielt, ein paar gute Schlücke. Sie bekam gleich heftiges Reiffen. Man gab ihr viel warme Milch und einige Löffel voll Oel. Sobald der Vf. gerufen war, bereitete er sich eine Schwefelleber aus einem Theil scharfen Laugensalz und zwey Theilen gestofsenem Schwefel, wovon 1 Quartier in 6 Unzen destillirtes Wasser aufgelöset ward, und wovon sie alle halbe Stunde einen Löffel voll nehmen mußte. Auch bekam sie Morgens und Abends 2 Scrupel Schwefel und Salpeter. Die nach ein paar Tagen sich zeigende Atonie wurde durch Rhabarber und *Spirit. ath. vitriol.* gehoben, und sie war völlig wieder hergestellt. VIII. Zusatz zu dem vorigen von H. Gahn. Ihm war

ein ähnlicher Fall vorgekommen, den Patienten heilte er gleichfalls durch *hepar sulphuris*, nachdem er ihn stark hatte erbrechen und viel Milch trinken lassen; wobey er auch Hahnemanns in Wasser aufgelöste Seife empfiehlt.

Zweytes Quartal. I. *Vierte Abhandlung über den Zustand des Tabellwerks in Schweden von 1772 bis 1795*, welche die Bevölkerung der verschiedenen Landshauptmannschaften des Reichs zum Gegenstande hat, von Hn. Nicander. Der Vf. leugnet nicht, dafs bey den Berechnungen über die Volkszahl sich Mängel und Fehler finden, die nicht gut zu vermeiden waren; indessen sieht man doch die Zunahme derselben, die in Finnland und Westbothnien am stärksten ist. In Blekingen verhält sich die Zahl der Einwohner in den Städten zu den auf dem Lande wie 1 zu 3, in andern Provinzen wie 1 zu 7 oder 8, aber in Kuopio wie 1 zu 571. Die ganze Volkszahl im Reich 1772 war 2610,661, und 1795 schon 3,043,714 Personen, und die Volksmenge von 1772 und 1795 verhielt sich also wie 100 zu 116. In den Städten lebten 1795 zusammen 285,164, auf dem Lande aber 2,758,550 Menschen. Die Anzahl der Haushaltungen in den Städten 1772 war 42,225, im J. 1775 aber 46,859, also 4674 mehr, die Haushaltungen auf dem Lande 1772 waren 316,557, im J. 1795 aber 387,739, und also 71,182 mehr. Eine in 18 Columnen abgetheilte Tabelle giebt eine sehr bequeme Uebersicht des Ganzen. Die Anzahl der Quadratmeilen für jede Landshauptmannschaft ist nach den neuesten schwedischen Karten von Hr. Djurberg berechnet. II. Fortsetzung der im vorigen Quartal eingewickelten *Abhandlung über die gelbe China*, von Hn. Westring. Zuerst einige Versuche, in verschiedenen Chinaarten durch Trituration mit ungelöschtem Kalk und Wasser in einem gläsernen Mörser, aus dem Salmiakgeruch, den sie dann von sich geben, zu entdecken, ob sie mehr oder minder flüchtiges Salz enthalten, wobey der Vf. bemerkt, dafs, da auch die unwirksamsten Arten der China viel von diesem Salz enthalten, solches also wohl nicht viel zu ihrer besondern Wirkungskraft beytragen könne. Zweytens, eine Vergleichung der gelben China mit andern Arten derselben, nach einer Menge Versuche und bey angewandten verschiedenen Reactionsmitteln. Hier in allen 67 chemische Versuche, die mit der gelben China für sich und mit allerley Zusätzen, ferner mit der peruvianischen, der *Cinchona*, *Floribunda*, *Angustifolia* und *Corymbifera* angestellt sind. III. *Abh. über die Gattungen der Orchiden, und deren systematische Aufstellung.* Der Vf. erzählt erst historisch die Versuche der Botaniker von Tournefort bis Thunberg u. a. m., um diese Pflanzen in ein botanisches System zu bringen. Man sieht daraus, dafs alle dabey vorzüglich auf die äufsern Theile der Blume gesehen haben. Der Vf. glaubt doch, dafs die davon hergenommenen Kennzeichen nicht immer völlig Gewissheit geben, besonders da die Befruchtungstheile bey den verschiedenen Arten hier so sehr variiren; und da er Gelegenheit gehabt, über 200 Arten

Arten derselben aus Westindien, Africa und Europa genau zu untersuchen, und viermal so viele Species derselben als andere ältere und neuere Naturforscher kennen zu lernen: so hat er sich hier daran gewagt, ein neues System der Orchis aufzustellen. Er hält die Staubbeutel (*Anthera*) vor allen andern sowohl äußern als innern Theilen der Blume, für die zuverlässigsten Kennzeichen der verschiedenen Gattungen. Ihre Stellung und die Art, wie sie am Griffel (*Stylus*) sitzen, giebt ihm das erste Kennzeichen, und die äußerlichen Theile der Blume die übrigen Charaktere. In einer Tabelle sind sowohl die allgemeinen Kennzeichen der ganzen natürlichen Ordnung, als die wesentlichen und natürlichen Charaktere jeder Gattung angegeben. Ein beygefügtter Clavis dient zur allgemeinen Uebersicht. Mehrere neuere Gattungen aus dem *Prodromo Florae Peruv. et Chilens.*, sind, da der Vf. sie größtentheils nicht selbst, sondern sie nur abgebildet gesehen hat, nicht mit aufgenommen. IV. *Neuer Beweis für die Theorie zweyer electrischer Materien*, von L. Ekmark. Es ist bekannt, daß Franklin zur Erklärung der electrischen Phenomene nur eine Materie annahm, und dieß auf die Versuche gründete, daß die Electricität allezeit von der positiven Seite einer geladenen Flasche nach der negativen ausströmt. Symmers hingegen bewies, daß sowohl von der negativen als positiven Seite electrisirter Spitzen, eine electrische Materie ausströme, und daß es also zwey electrische Materien gebe. Diese letztere Meynung hat der Vf. durch mehrere und oft wiederholte Versuche zu bestärken gesucht, woraus erhellet, daß die auf einer Glasseibe ausgestreute Schwefelblume sowohl von der negativen als der positiven Seite einer geladenen Flasche in Bewegung gesetzt werde. Diese Bewegung kann aber nicht gut anders erklärt werden, als wenn man annimmt, daß eine electrische Materie sowohl von der negativen als positiven Seite ausströmt, und daraus folgt wieder, daß es zwey electrische Materien giebt, wovon keine ruhet, oder träger ist, sondern daß beide, so oft sich ein electrischer Funke zeigt, gegen einander fahren. Der Vf. widerlegt zuletzt die Gründe, die für eine einzige electrische Materie angeführt zu werden pflegen, und glaubt, daß auch die chemischen Veränderungen, welche die electrischen Funken und Schläge in den Körpern hervorbringen, nicht so gut durch die Franklinsche als die Symmersche Hypothese erklärt werden können. V. *Das Meergras mit großem Vortheil bey der Urbarmachung eines Stück Landes von 22 Tonnen Ausfaat auf einigen an der Küste von Gothland zur Düngung angewandt*, von J. M. Lythberg. Da der Vf. von Hn. Sparman hörte, daß das vom Meer ausgeworfene *Trompetgras* (eine Art Tang), die am Ufer des Vorgebirges der guten Hoffnung sich angesetzten sandigen Strecken Landes allmählig fruchtbar mache: so beschloß er, sich dessen auf einigen kleinen ihm gehörigen Inseln am Ufer der See zu bedienen. Er fand besonders die Art Tang, der in großen Büschen zwischen den Steinen im Meere

wächst, und ans Land geworfen wird, dazu besonders dienlich. Er brachte ihn, damit er nicht wieder von der Fluth weggeschwemmt würde, im Herbst in großen Haufen zusammen, ließ ihn festtreten, und bis auf den Sommer liegen, da er dann, wenn er geschwitzt hatte und verrottet war, wie schwarzer Schafdung ausfahe. Einige Tage vor der Ausfaat ließ er ihn auf den Acker fahren und sehr dick ausbreiten, und den Tag vorher (ja auch wohl sogleich nach gefehevener Ausfaat) ihn unterpflügen, und dann den Acker sehr dünn besäen. Für ein sehr dürres, selbst aus brennendem Sand bestehendes, Land ist dieser Dung fast noch besser als Viehmist. Der Boden, wo der Vf. den Versuch damit machte, bestand aus Schilf mit Seefand und Klapperstein vermischt. Von 4 Tonnen Korn erhielt er ohne alle andere Düngung 36 Tonnen reinen und guten Roggen. Zu 11 Tonnen, die er das Jahr darauf ausfaatete, gebrauchte er doch 900 Fuder Seegras, und verspricht sich davon eine reiche Aernte. Von diesen kleinen Inseln hatte Hr. L. sonst nur ein Einkommen von 6 P. C. von einem Capital von 250 M. od 15 Rthlr., jetzt rechnet er, daß er davon ein Einkommen zu 6 P. C. von 1600 M., und noch mit der Zeit mehr haben werde.

Drittes Quartal. I. Fünfte Abhandlung über den Zustand des Tabellwerkes in Schweden und zwar über die Größe und das Verhältniß der verschiedenen Classen des Volks, von H. Nicander. Dieser Gegenstand ist einer der hauptsächlichsten des Tabellwerkes. Denn nur hieraus kann man sehen, wie die gewerbetreibenden Volksclassen zu oder abgenommen, ob die Gewerbe selbst zu oder abgenommen haben, wie sich die verzehrende Volksclasse zu der erwerbenden verhält, ob die Städte zu viel Leute vom Lande wegziehen, und die Vornehmen zu viele Dienftboten halten. Und die Resultate davon geben Anleitung, die Ursachen des Verfalls der Gewerbe, und die Mittel ihnen aufzuhelfen, zu entdecken, zu untersuchen, wie man die Zahl der verzehrenden Mitglieder verringern, die erwerbenden vermehren, den Auswanderungen zuvorkommen könne u. s. w. Und hierzu dienen in Schweden die hier mitgetheilten Tabellen. Die erste auf einen ganzen ausgefchlagenen Foliobogen enthält die Anzahl der Volksclassen in Vergleichung der beiden Jahre 1780 und 1795, sowohl der Verheiratheten, der Wittwer und Wittwen, als der unverheiratheten über 15 Jahr und der Kinder unter 15 Jahr beiderley Geschlechts, nebst dem Unterschiede der Summen derselben in beiden Jahren, und dem Verhältniß der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge. Die Volksclassen vom Adel an bis herunter zu den Gefangenen sind 41 aufgestellt, und das Verhältniß derselben ist daraus gleich zu übersehen. Die Zahl der adlichen Personen 1780 war 11934, der zum geistlichen Stande gehörigen 16232, der Großhändler 1206, der Krämer 7179, der übrigen Handelsleute 9797, der Fabriqueurs 2481, der Handwerker 33061 nebst 13782 Gesellen 7106 Burschen, der Seeleute 20128, der Dienftboten in den

den Städten 38620, der Bauern 1,252,307 der Dienstboten auf dem Lande 388,019 (der arbeitenden Classen überhaupt 2,256,876), der Civilamtspersonen 15950, der Militäramtspersonen 6566, der Künstler 807, der Studierenden 7227, der Unterofficiere, Soldaten und Bootsleute 174,130 u. s. w., beiderley Geschlechts. Eine zweyte Tabelle zeigt die Grösse der Volksclassen in Stockholm 1785 und 1795, auf eben die Art, so wie eine dritte, die in den übrigen Städten zusammengekommen, und in einer vierten ist die Proportion der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge in den Jahren 1780 und 1795 angegeben. Im ganzen Reich waren 1780 verheirathet 506,915, im J. 1795 aber 547,573 Paar, und sie verhielten sich zu der ganzen Volksmenge wie 100 zu 274, und wie 100 zu 277. Die Anzahl der Bedienten und Aufwärter der vermögenden Classe hat sich um $\frac{1}{4}$ vermindert; die Anzahl der adlichen Personen hat sich in den 15 Jahren um $\frac{1}{6}$, der Handwerker in den Städten um $\frac{1}{7}$, und auf dem Lande um $\frac{1}{5}$, der Künstler um $\frac{1}{5}$, und überhaupt die ganze Volkszahl um $\frac{1}{8}$ vermehrt. Die Anzahl der Gewerbetreibenden war 2,474,162 und der verzehrenden 1,188,109, also ungefähr wie 3 zu 2, ein sehr gutes Verhältniß. Was die Ehen anbelangt: so findet man, das unter 27 Personen 10 verheirathet sind, überhaupt hat sich aber die Anzahl der Ehen seit in allen Classen vermindert, welches Rec. doch eben nicht mit dem Vf. für einen Beweis der zunehmenden Vermehrung des Volks ansehen möchte. II. Fortsetzung der im vorigen Quartal eingerückten Abhandlung über die China, von J. P. Westring. Hier die bis zu 98 fortgesetzten Versuche mit der rothen China, sowohl der guten als der gröbern schlechten, der *Cinchona brasiliensis* einer gewissen für Brasilianisch ausgegebenen Rinde, der africanischen Rinde; über die Wirkung des Sauergas auf die gelbe China, welches dessen Spannkraft nicht vermindert (wie Fourcroy von der China von Domingo behauptet), auch die electriche Kraft und die entzündbare Luft vermin-

dern sie nicht; und die Luftsäure hatte eben keine Wirkung auf eine China-Infusion. Auch über die *fibra corticalis*, die Bestandtheile der gelben China nach dem Abbrand, und das Gallapfelsalz in der gelben China sind Versuche mitgetheilt. Fourcroy hält das Gallapfelsalz mit andern für das *principium adstringens* in der China. Hr. W. hat nur wenig davon in der China gefunden, welches schwer davon zu trennen ist. Die Gallapfelsäure in Verbindung mit dem mit sich führenden hepatischen oder inflammablen Harzstoff, ist vermuthlich in der China das, was den Eisenkalk schwarz färbt. Die andern Bestandtheile der China machen doch solche weniger gefährlich, und der Vf. hat bey seiner langen Erfahrung sie keinesweges adstringirend gefunden, so wie er dies auch von der gewöhnlichen Rinde behauptet. III. Gattungen und Arten der *Orchides* systematisch aufgestellt von O. Swartz; eine Fortsetzung des im vorigen Quartal angefangenen Artikels. Nach dem *Character generalis et differentialis Orchidearum*, erst die Gattungen mit einem Staubbeutel, nämlich 1) *Orchis*, 2) *Difa*, 3) *Satyrium*, 4) *Pterygium*, 5) *Disperis*, 6) *Corcyum*, 7) *Ophrys* und 8) *Serapias*, alle *anthera subterminali stylo brevissimo connata*. Ferner 9) *Neottia*, 10) *Cranichis*, 11) *Thelymitra*, 12) *Diuris*, alle *Anthera erecta stylo parallela lateri ejus posita adfixa*, und dann 13) *Arethusa*, 14) *Epipactis*, 15) *Malaxis*, 16) *Cymbidium*, 17) *Onoidium*, 18) *Epidendrum*, 19) *Vanilla*, 20) *Limodorum*, 21) *Aerides*, 22) *Dendrobium*, 23) *Stelis*, 24) *Lepanthes*. Und dann von den Gattungen mit zwey Staubbeuteln nur eine, nämlich *Cypripedium*. Bey jeder Gattung sind der *Character essentialis* und *naturalis*, nebst den dahin gehörigen Arten angegeben. Und so ist eine der wichtigsten natürlichen Familien im Pflanzenreich von dem Vf. mit vieler Mühe aufgestellt, wofür die Naturforscher ihm vielen Dank wissen werden. Von 16 dieser Gattungen ist die Blume mit ihren verschiedenen Theilen in Kupfer gestochen, beygefügt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESICHTE. Braunschweig, b. Reichard: *Ueber das Zusammenkugeln des Igels*. Eine anatomische Untersuchung von Karl Hinly, der AVV. Doct. Prof. d. Klinik u. s. w. 1801. 36 S. A. m. 3 Kupfertafeln. (I Rthlr.) Das Zusammenballen des Igels ist eine zu merkwürdige Erscheinung, als das sie nicht die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich ziehen sollte; gleichwohl waren Coiter, Tozzetti und Zouiev die einzigen, die bis jetzt ihren Ursachen genauer nachspürten, und in der Bildung des Igels aufsuchten; und allein der letztere bildete die dasselbe vorzüglich befördernde muskulöse Haut mit einigen ihrer Muskeln ab. Während seiner akademischen Studien in Göttingen wählte daher der Vf. auf Hn. Blumenbachs Anrathen dieses Zusammenkugeln des Igels zu einem Gegenstande seiner Untersuchungen, durch den auch ein Theil seiner Beobachtungen der königl. Societät der Wissenschaften dafelbst vorgelegt wurde. Nach seinem Plane wollte er nicht nur den Hautmuskel, sondern auch die übrigen Ei-

genheiten des Muskeln- und Knochenbaues dieses Thieres erforschen und beschreiben, welche das Zusammenkugeln desselben bewirken. Durch Praxis und Geschäfte verhindert, war er aber nur im Stande, den ersten Theil dieses Plans zu vollenden, der hier dem Publicum vorgelegt ist. Er theilt den Hautmuskel in drey Theile, die Kappe (*Cucullus*), die Fleischhaut der Kehlgegend (*platysma subcollare*) und die Fleischhaut des Bauches (*platysma ventrale*), die mit ihren Aesten, von denen es unentschieden gelassen wird, ob sie als bloße Anhänge und Lappen, oder als besondere Muskeln aufzusehen sind, obgleich Hr. H. sie als Muskeln genannt hat, sehr genau beschrieben, und auch ihrem Nutzen nach dargestellt werden. Diese Beschreibungen sind keines Auszugs fähig, und Rec. muß sich mit der Bemerkung begnügen, das Hr. H. die Beschreibungen seiner Vorgänger berichtet und ergänzt habe. Auch die Abbildungen sind schön, nur die erste Tafel erweckt keine hinlänglich deutliche Vorstellung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Konigl. Vetenskaps Aca-*
miens nya Handlingar. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Viertes Quartal. I. *Anmerkungen über die trockne Scheidung oder den Niederschlag*, von Gust. v. Engeström. Schon im 3. St. des 1. Th. seines 1784-erschienenen *Laboratorii Chemici* hatte der Vf. diesen Scheidungsprocess der Metalle beschrieben. Wenn er auch dem, was er dort davon angeführt hat, nichts hauptsächlich zuzusetzen weis: so hat er doch bey der Fortsetzung seiner Operationen, noch manches gefunden, was zur Erläuterung derselben dienen kann, und hier noch an ein Dutzend chemische Schmelz- und Präcipitationsversuche angeführt. Die zur trocken Scheidung der Metalle nöthigen Tiegel von Wasserbley führen doch, bey hepatischen Verschmelzungen, einige Schwierigkeiten mit sich. Diese vermied er, da er sich statt solcher, der Tiegel aus der dortigen Palmstrunischen Tiegelfabrik bediente. Sie hatten eben die Eigenschaften wie die Hessischen Tiegel, das sie nicht so leicht angegriffen wurden, und wie die Wasserbleytiegel, das sie nicht bey Veränderung von Hitze und Kälte zerprangen, ja er bediente sich eines solchen Tiegels oft 2 Tage, Morgens und Abends bey der stärksten Hitze, ohne das sie davon den geringsten Schaden litten. II. *Von der geographischen Lage der Stadt Skara*, von E. Prosperin. Die königliche Akademie der Wissenschaften hatte es schon ihrem verstorbenen Mitgliede A. Frank aufgetragen, in der Stadt Skara astronomische Observationen anzustellen, und natürlich gieng dessen erste Bemühung dahin, die geographische Lage dieser Stadt, die mitten zwischen den beiden größten Schwedischen Handelsstädten, Stockholm und Gothenburg, und zwischen den beiden größten Landseen, dem Wener und Wetter liegt, genau zu bestimmen. Hr. P. stand nicht nur mit ihm in Briefwechsel, sondern bekam auch nach dessen Tode alle seine Papiere in Händen. Und die daraus gezogenen Resultate legt er nun hier der Akademie vor. Die Polhöhe von Skara ist, nach einer Mittelzahl zu $58^{\circ} 22\frac{1}{2}$ angenommen, und die Länge durch Beobachtungen der Mondfinsternisse des Jupiters, etwas genauer, zu $18^{\circ} 33\frac{1}{2}$. Auch der Sonnenfinsternisse hat sich Hr. Falck zur Bestimmung der Länge bedient, und der Vf. hat seine Beobachtungen derselben hier mit den zu Upsala, Stockholm und Lund

A. L. Z. 1802. *Erfier Band.*

gemachten verglichen. III. *Oedmannia, eine neue Pflanzengattung*, von C. P. Thunberg; er hat ihr den Namen nach dem auch um die Botanik verdienter Hn. Adjunct. Oedmann gegeben. Ihr *Charact. essentialis* ist, *Cal. bilabiatas, lab. super. bifidum, infer. filiforme; Corollae petala pedicellata; Legumen lanceolatum*. Nur eine einzige Species derselben, nämlich *Oedmannia lutea*, ist bisher bekannt, die man an der südlichen Spitze Afrikas, dem Vorgebürge der Guten-Hoffnung, findet. Sie ist hier in natürlicher Grösse, nebst den besondern Theilen ihrer Blume in Kupfer gestochen. IV. *Klinische Versuche mit der gelben China*, Fortsetzung und Schluss der in den vorigen drey Quartalen eingerückten Abhandlung von P. Westring. Der Vf. hat nach einer Erfahrung von neun Jahren die gelbe China viermal kräftiger als die gewöhnliche gefunden. Sie wird zu $\frac{1}{2}$ in reinen Wasser aufgelöst, da hingegen die rothe nach Fourcroy's Bemerkungen nur zu $\frac{1}{3}$; letzte hat auch viel *mucosum vegetabile*, das ganz kraftlos ist. Der Vf. hat doch gefunden, das die gelbe China in einigen Krankheiten weniger hilft, als die gewöhnliche, und er hat hier daher ihr Verhalten in einer Menge Krankheiten untersucht. In intermittirenden Fiebern, besonders im Quartanfieber ist sie als ein *Specificum* anzusehen, und der Vf. hat nie mehr als vier Unzen dieser China gebraucht, um das Quartanfieber zu curiren. Der Vf. hat nicht gefunden, das sie verstopfet, eher befördert sie die Ausleerungen, doch ist sie auch nicht laxirend, wie einige Englische Aerzte behaupten. Da sie inzwischen viel bitterer als die peruvianische Rinde ist, so ist sie auch mehr auflösend. In Gallenfiebern mit galtrischen Symptomen hat der Vf. sie vorzüglich wirksam befunden. In *Febr. remittens nervosa* hält er die China nicht nützlich, und in inflammatorischen Fiebern hat er die peruvianische wirksamer gefunden. In Scharlachfiebern athenischer Art, und im *Rheumatismus acutus*. Die Wirkung der China lässt sich überhaupt aus Browns Theorie leichter erklären, eine Theorie, sagt der Vf., die in mehreren Fällen auf richtige Begriffe führt, wenn man nur darauf kein System bauen will, wozu noch hinreichende Materialien zu fehlen scheinen. In der Schwindsucht von Lungengeschwüren hat er die gelbe China erst nach einem im Rücken gelegten und fließenden Fontanelle nützlich gefunden. Er empfiehlt sie in der Blätterose, im *Pemphigus* im hohen Grad, in der gelben Sucht und Wasserfucht, wenn der Patient *localiter athenicus* ist; in der blinden goldenen Ader, die

Sss von

von Schwäche des Unterleibes herrührt; in der fließenden goldenen Ader aber, besonders nach starken Blutabgang fand er die China, besonders die gelbe, schädlich; im Keichhusten hält er die gewöhnliche für wirksamer. In Nervenkrankheiten ist nächst Opium nichts besser als diese China, u. s. w. Bey schwachen Personen hat der Vf. einen Aufguß von zwey Quenten in warmen Wasser vorzüglich als die Decocte und Extracte gefunden. Milch, rother Portwein und säuerliche Sachen werden beym Gebrauch der China empfohlen. Der Vf. hält für wahrscheinlich, daß der bittere Stoff und das Galläpfel-Salz, welche alle eine starke Attraction zum Oxigene haben, wodurch die Spannkraft erregt wird, und die in den Feuchtigkeiten unsers Körpers aufgelöset werden, den eigentlichen Wirkungsstoff in der China ausmachen. V. *Beschreibung einiger Verknöcherungen in den Knorpeln der Rippen und in den Valveln des Herzens*, bemerkt bey dem verstorbenen Prof. J. H. Lindquist in Abo, von G. E. Haartman. Der Verstorbene, der in der Jugend etwas rachitisch war, eine sitzende Lebensart führte, wobey er viel Tabak rauchte und vielen Koffe trank, und dabey beständig von Engbrüstigkeit beschwert war, starb plötzlich in seinem 54. Jahr. Die in der Lunge bey der Section gefundenen Ossificationen waren die Ursache der Engbrüstigkeit. Da erstere sonst nur Symptome des hohen Alters sind, so sucht der Vf. die wahrscheinlichen Ursachen derselben in seiner körperlichen Beschaffenheit und Lebensart auf. VI. *Ueber den Zustand des Tabellwerkes von 1772 bis 1795*. Sechste Abhandlung, über die eingegangenen und aufgelösten Ehen, das Alter der Kindermütter, und die Gebornen und Gestorbenen in jedem Monat, von H. Nicander. In den 15. Jahren von 1781 bis 1795 sind 361098 Ehen geschlossen, und 309986 durch den Tod aufgelöset. Unter 1000 Mannspersonen 1795 waren 373 Verehlichte, 32 Witwer, 248 Unverehlichte und 347 Kinder, und unter 1000 Personen weiblichen Geschlechts 346, 4 Verehlichte, 90, 5 Witwen, 240, 5 Unverheyrathete, und 322, 3 Kinder. Von 100098 jährlichen Kindermüttern haben 1730 Zwillinge, 30 Drillinge und $\frac{7}{10}$ oder kaum eine vier Kinder geboren. Von 54 verheyratheten Frauen haben 10, und von 92 unverheyratheten Weibspersonen eine Kinder geboren. Von 1776 bis 1795 sind geboren 50321 Knaben und 48250 Mädchen, und zwar aufser der Ehe 1885 Knaben und 1853 Mädchen. Die meisten Kinder werden im März und September, die wenigsten im Junius geboren, so daß sich die stärkste Zeugungskraft im Januar und Julius und die geringste im Dec. äußert. Die Zahl der Gebornen verhält sich zur ganzen Volksmasse wie 1 zu 28 $\frac{1}{2}$. Die Mittelzahl der todt zur Welt gekommenen verhält sich zu den lebendig Gebornen wie 1 zu 36 $\frac{1}{2}$. Im May starben die meisten Mannspersonen, im Feb. die meisten Frauenspersonen, und von beiden Geschlechtern starben die meisten im Frühjahr, die wenigsten im Herbst, besonders im Monat Oct. In den Sommermonaten werden die meisten unehlichen Kinder geboren u. dgl. m.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Hendel: *J. Thomson's Jahrszeiten*, mit kritischen, ästhetischen und erklärenden Anmerkungen von D. P. und D. Horn, Collaboratoren an der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Halle etc. — Mit einer Vorrede begleitet von J. G. E. Maafs, Prof. zu Halle. *Erster Theil*. 1800. LXXIX. und 192 S. gr. 8. (18 gr.)

Außer den sehr zahlreichen Abdrücken, die man von *Thomson's Jahrszeiten*, seit ihrer ersten Erscheinung in England veranstaltet hat, giebt es auch schon mehrere Abdrücke des englischen Textes, die, ohne und mit Erklärungen, in Deutschland erschienen sind, die Uebersetzungen ungerechnet. Und doch ist die hier anzuzeigende Ausgabe nichts weniger als überflüssig, und würde vorzüglich zu empfehlen seyn, wenn ihr Aeufseres nicht so ungefällig, und der Druck, in Aufsehung der Correctheit, nicht so sehr vernachlässigt wäre. Die Eile, womit die Druckfehler, deren es weit mehr als die angezeigten giebt, entschuldigt werden, ist bey einem Buche dieser Art doppelt unverzeihlich. Auch wird dieser Mangel an Correctheit hier desto auffallender, da die Herausgeber auf die Berichtigung des Textes, und auf die bisher bey allen in Deutschland besorgten, und bey vielen in England gemachten Abdrücken ganz veräumte Scheidung der ersten und zweyten Recension, die *Th.* mit seinem Gedichte vornahm, Rücksicht genommen, und auf diesen Umständen vorzüglichem Fleiß gewandt haben. In einer historisch-kritischen Einleitung, die außer dem Leben und der Charakteristik des Dichters, nach *Murdoch* und *Harries*, eine Geschichte des Textes und Kritik der Ausgaben enthält, wird hiervon nähere Rechenschaft gegeben, und man sieht daraus, welche eine seltsame Zusammenschmelzung man mit den ältern und neuern Lesarten, mit den weggelassenen und dafür eingeschalteten Stellen vorgenommen hat. Außerdem gewährt aber auch die durch die Einrichtung dieses Abdrucks erleichterte Vergleichung des Veränderten mit den Veränderungen selbst für das kritische Studium eines für immer höhere Vollkommenheit seines Werks so emsig besorgten Dichters eine lehrreiche Unterhaltung; denn die Varianten stehen unter dem Texte. Dazu kommt, daß in den Anmerkungen öftere Anleitung gegeben ist, die kritischen Gründe der Verbesserungen aufzufuchen. Außer diesen, dem Text antergelegten Anmerkungen, sind andere und zum Theil ausführlichere jeder Jahrszeit, in diesem ersten Theile dem *Frühling* und *Sommer*, angehängt worden. Diese sind theils *ästhetisch*, um den Leser nicht nur auf die Schönheiten, sondern auch auf die Mängel des Gedichts aufmerksam zu machen; oft nur durch ganz kurze Winke, zuweilen aber durch Zergliederung und Anführung der Gründe, auch hier und da durch Vergleichung mit andern alten und neuen Dichtern, besonders mit denen, die *Th.* vorzüglich studiert und nachgeahmt hatte; aber auch mit andern, z. B. mit *Kleist*, zwischen welchem und dem eng-

englischen Dichter in der Einleitung eine kurze Vergleichung angestellt wird. Andere von diesen Anmerkungen sind *historisch*; und diese betreffen Umstände oder Personen, auf welche der Dichter hindeutet oder anspielt. Von der Art sind z. B. die Noten zu V. 1449 bis 1619 des *Sommers*, wo eine ganze Reihe denkwürdiger Männer vorkommt. Diese Anmerkungen konnten freylich nur kurz seyn; manche aber sind doch gar zu kurz und unbefriedigend für den dadurch erst zu belehrenden Leser; und für den schon unterrichteten wären sie vollends überflüssig. Jener erhält z. B. von dem Grafen *Shaftesbury* einen sehr dürftigen Begriff, wenn er bloß „ein großer Politiker“ genannt wird; und von *Spenser*, wenn von ihm gesagt wird, er habe verschiedene *Stücke* hinterlassen, worunter seine Feen-Königin das berühmteste sey. Desto ausführlicher ist der geographische Excursus zum *Sommer*, über die Meynungen der alten und neuen Geographen von dem Laufe des Flusses Niger, den man hier in einer solchen Ausführlichkeit wohl nicht erwartet hätte. Bey einigen dieser Noten ist die Vorarbeit des Hn. *Harries*, bey seiner sehr guten Uebersetzung dieses Gedichts, benutzt, und meistens wörtlich beybehalten worden. Eine dritte Gattung von Anmerkungen sind die *erklärenden*, im engerm Sinne. Unter allen schweren englischen Dichtern möchten wir nun wohl nicht, mit den Verfassern, *Thomson* den schwersten nennen, noch den Grund der in ihm allerdings häufigen Schwierigkeiten des Sinnes bloß in seiner Erhabenheit, feurigen Einbildungskraft, und Mannichfaltigkeit der Gegenstände suchen. Es ist vielmehr nicht zu leugnen, daß er in Ausdruck, Wendung und Wortstellung nicht immer natürlich bleibt, sondern gar oft das, was die Engländer *quaintness* nennen, und was im Deutschen zwar nicht *gezierte*, aber wohl *gesuchte* Schreibart heißen kann, bey ihm anzutreffen ist. Die schwersten Wörter und Wortfügungen sind hier also erklärt worden. Dies ist denn auch in den meisten Fällen richtig und ohne Mißgriff geschehen, auch so, daß dem nicht ganz ungeübten Leser nicht nur das öftere Nachschlagen eines Wörterbuchs entbehrlich wird, sondern daß er auch den Vortheil gewinnt, nicht bloß über die allgemeinere, sondern über die *hier* statt habende Bedeutung der Wörter und Redensarten belehrt zu werden. Kleine Irrungen, die dem Rec. hier und da aufgestoßen sind, hier alle zu bemerken, fehlt der Raum; also nur ein paar zur Probe. S. 56. wird *the falling verdure* gewiß nicht richtig durch *das neue Grün* erklärt, das *falling* heiße, weil es als ein Geschenk von oben her betrachtet werde. Es bedeutet vielmehr das sinkende, von Dürre falbe und welk werdende Grün, auf welches die Heerden und Triften mit stummer Sehnsucht nach Regen hinblicken. — Im *Frühling* ist bey V. 201. das *blending all*, vom Zephyr gesagt, ganz falsch erklärt, daß er so genannt werde, weil sich in ihm aller Wünsche vereinigen, alle ihn wünschen; es heißt, der alle die vorhin genannten lauten Töne in sich auf-

nimmt, in einen Laut vereint, und sie hörbarer macht. — Der bald folgende 206te Vers:

To where the violet fades to the sky.

heißt nicht: „bis wo am Himmel das Violet verbleichet;“ sondern: bis wo sich die Violetfarbe in Himmelblau verliert. — *Wisdom* kann weder V. 249., noch irgendwo, Scherz oder Witz bedeuten; und eben so wenig *thrilling*, V. 253., *herzbestrickend*. V. 254. sind *act* und *deed* unrichtig durch *Handlungen* erklärt; es ist von gerichtlichen Klagen und Verträgen die Rede. — V. 344. ist *chest* nicht der *Nacken*, sondern die Brust. — Unmöglich kann V. 447. *lowly* für *lovely* stehen; *the lowly children of the shade* sind also nicht die *holden* Kinder des Schattens, sondern die niedrig im Schatten stehenden Blumen. — V. 538. ist *the father dust* nicht die *Grundfarbe*, sondern der *Blüthenstaub*. — Dergleichen Unrichtigkeiten ließen sich mehrere auffinden, und bey einer neuen Ausgabe würde daher eben so viel Sorgfalt auf eine größere Richtigkeit der Erklärungen, als auf mehr Correctheit des Drucks zu verwenden seyn. Bey den noch übrigen beiden Jahreszeiten, dem Herbst und Winter, versprechen die Herausgeber sich vorzüglich mit tiefer Entwicklung und Auseinandersetzung der Schönheiten des Gedichts zu beschäftigen, und mit noch weitläufigern Kritiken einzelner Stellen. Auch soll eine allgemeine Abhandlung von Hn. Prof. *Maafs* und eine Einleitung in jene beiden Gefänge vorangeschickt werden. Endlich wird auch noch eine neue Uebersetzung nach dem hier berichtigten Texte versprochen.

In der kurzen Vorrede, womit Hr. Prof. *Maafs* diesen ersten Theil begleitet hat, macht er die Bemerkung, daß die Werke der beschreibenden Dichtkunst mehr als manche andere dazu geeignet sind, ästhetische Anmerkungen in dem Sinne der Herausgeber zuzulassen, in so fern hier dem Dichter der Stoff in der Natur gegeben, und von ihm, ohne Zuthun des schaffenden Genies, aus der Anschauung der Objecte genommen ist. Hier lasse sich daher der Dichter leichter kontrolliren und seine Copie mit dem Originale vergleichen.

LEIPZIG, b. Gräff: *Choregraphie, oder vollständige und leicht faßliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten gesellschaftlichen Tänze, für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister von Johann Heinrich Kattfußs. Erster Theil. 1800. 208 S. 8. mit Kupfern. (20 gr.)*

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes von Joh. Heur. Kattfußs.

Es ist eben nicht leicht, die Regeln einer Kunst deutlich zu machen, bey welcher Kleinigkeiten den wichtigsten Einfluß auf den Zweck haben. Desto löblicher ist es für den Vf. dieser Anweisung, die Schwier-

Schwierigkeiten, mit welchen er auch bey der Beschreibung seiner Kunst zu kämpfen hatte, glücklich überwunden zu haben. Durch Hülfe der mitgetheilten Figuren wird man nie über den Sinn der von ihm gegebenen Vorschriften zweifelhaft bleiben. Mit der

jetzt zu sehr vernachlässigten Menuet beschäftigt sich der Vf. durch 26 Seiten, und beweiset dadurch den Meister seiner Kunst eben so sehr, als durch seine gründliche Behandlung der sogenannten Complimente.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGEFAHRTHEIT. *Strasburg*, in Comm. b. d. Gebr. *Levrault: Thomas Lauth vom Witterungs-Zustand, dem Scharlachfriesel, und dem bösen Hals.* Mit (2) farbigen Abbildungen. 1800. 66 S. 8. (12 gr.) Zweyhundert und sieben vom 22. Dec. 1799 bis zum 20. Januar 1800 in Strasburg erfolgte Todesfälle veranlaßten das Gerücht von einer verpestenden Beschaffenheit der Luft, und von einer herrschenden pestartigen Krankheit. Der Vf. zeigt in dieser Schrift: I. *Abth. Vom Witterungszustande und andern Krankheitsursachen*, daß diese grössere Mortalität der Sterbe-Liste und dem Verzeichnisse der Krankheiten zufolge nicht auf Rechnung einer besonders gefährlichen Krankheit kommen, daß die Witterungsbeschaffenheit dieses Winters, in welchem auf eine kurze strenge Kälte eine gänzlich laue Witterung folgte, die zu der Zeit herrschenden Krankheiten, weil diese schon vor dem Thauwetter vorhanden waren, nicht hervorgebracht haben könne und daß auch Mangel an Reinlichkeit, welchen der Vf. für viel gefährlicher hält, als die Witterung, keinen Antheil an den Krankheiten hatte, weil wohlthätige Regengüsse in kurzer Zeit Häuser und Strafsen reinigten. Dagegen giebt der Vf. S. 16—23. zu, daß zwey zu der Zeit epidemisch herrschende an sich nicht gefährliche Krankheiten: nämlich ein ganz gewöhnlicher Husten oder Schnupfen, und ein Scharlachfriesel mit einem davon entstandenen bösen Halße durch nachlässige der Jahreszeit nicht angemessene Kleidung, und durch verkehrte Behandlungsart bössartig und mörderisch werden konnten. II. *Abth. Vom Scharlachfriesel.* I. *Absh. Dessen Verschiedenheit von andern Hautkrankheiten.* Das Scharlachfriesel ist eine seltene (?) vom Scharlachfieber wesentlich nicht verschiedene Krankheit und nur eine Abart des letzten. Wenn sich der Scharlachauschlag in breiten unregelmäßigen, platten und hochrothen Flecken äußert: so nennt man die Krankheit Scharlachfriesel; wenn aber, wie in gegenwärtiger Epidemie, kleine Gries- oder Hirse-Saamen ähnliche weisse Bläschen, entweder die ganze durch sie rau anzufühlende Haut einnehmen oder wenigstens an der Brust, dem Nacken, den Elbogen, Händen und Füßen sich befinden, so ist die Krankheit ein Scharlachfieber. Offenbar wird hier mit Unrecht dem Scharlachfieber das Scharlachfriesel, welches ebenfalls mit einem Fieber verbunden ist, entgegengesetzt. Der Vf. giebt die gemeinschaftlichen Merkmale aller fieberhaften Ausschläge und hierauf die besonders an, welche die Scharlachauschläge von den Masern, Rötheln, dem Rothlauf, der Wiebel- oder Nesselsucht unterscheiden. Masern und Rötheln werden S. 26. in des Vfs. Gegend unter dem gemeinschaftlichen Namen: Röthe mit einander verwechselt, haben zwar eierley Ausschlag, sind aber wesentlich von einander verschieden. Der Ausschlag besteht nach dem Vf. fast wie nach *Wedekind* in kleinen Hübelchen, welche rau anzufühlen sind, an ihrer Spitze bisweilen, aber nicht immer ein sehr kleines Bläschen haben, und nach einigen Tagen entweder nach und nach verschwinden oder ausdorren und kleynartig sich abschuppen. Bey den Rötheln ist nur ein leichtes (?) Fieber, nicht wie bey den

Masern ein heftiges Bruffieber, Heiserkeit, Niesen und eine feuchte Augenentzündung. Wenn der Vf. den Rötheln ausnehmende Gelindigkeit, den Masern im Gegentheil nur wichtige Zufälle und Gefahr auch noch nach dem Verschwinden des Ausschlages beylegt, so scheint er nie gefährliche Röthel-epidemien und immer gefährliche Masernepidemien erlebt zu haben. Die Geschwulst der Mandeln und des weichen Gaumens, unzertrennliche Gefährten des Scharlachfiebers, ist (S. 29.) in einigen Fällen catarrhalisch, in andern aber (nicht anders, als ob von catarrhalischer Ursache keine Entzündung entstehen könne?) eigentlich entzündlich. II. *Absh. Beschreibung des Scharlachfriesels.* Der Unterschied zwischen den beiden Gattungen (besser: Formen) des Scharlachs ist auffallend. Bey der ersten, dem Scharlachfriesel, erscheinen nach einer allgemeinen Röthe des Körpers die griechischen weissen Hübelchen, bey der zweyten entstehen scharlachrothe einzelne nicht erhabene Flecken, welche sich in einen zusammenhängenden Scharlach vereinigen; bey der frieselartigen Krankheit entstanden selten Halsgeschwüre und das Halsweh wich überhaupt, so wie die Haut sich mehr mit Friesel anfüllte; bey der mit Flecken begleiteten war hingegen der böse Hals viel hartnäckiger; hier waren oft schon Geschwürcen an den Mandeln, während der Kranke sich übrigens noch wohl befand, und die Entzündung des Halses nahm zu, wenn der Ausschlag schon ganz verschwunden war. Dessen ungeachtet sind nach S. 43. beide Gattungen nicht wesentlich verschieden, indem sie denselben Gang, dieselben Zufälle und dieselbe Endigung haben. III. *Absh. Von den Gefahren dieser Krankheit.* Seiner Natur (?) nach war das Fieber im gewöhnlichen Falle eine *continua simplex*, folglich nicht gefährlich, und die Wassersucht entstand bloß durch Vernachlässigung. Eine seltene Erscheinung waren nach geendigter Scharlachkrankheit blauerthe den Ruthenstriemen gepfeichter Kinder ähnliche Striche an Vorderarmen, Händen, Schenkeln und Beinen, welche an einigen Stellen verschwanden, an andern wieder kamen. IV. *Absh. Von der Behandlung.* Zur Verhütung der Nachkrankheiten empfiehlt der Vf. hier, wie in den Blättern und Masern den wechselseitigen Gebrauch abführende Mittel und lauwarmer Bäder. II. *Abth. Vom bösen Halße.* Die Ursache der vielen in seltenern Fällen bedeutenden Halsentzündungen zu dieser Zeit glaubt der Vf. S. 60. vielleicht darin zu finden, daß das der Scharlachauschlag eigene Gift einige Körper nicht mit der Heftigkeit angreift, welche die Entstehung der vollkommenen Krankheit erfordert, sondern im Halße allein seine Wirkungen und zwar auf eine nachtheiligere Art äußert, als wenn das Scharlachfriesel entständen wäre.

Die treue Darstellung des Inhalts dieser Schrift mag von einer ganz guten Beschreibung der Krankheits Symptome, aber auch zugleich davon einen Beweis abgeben, daß sie in jeder andern Hinsicht den Abhandlungen, die wir kürzlich von einigen andern Schriftstellern über dieselbe Krankheit erhalten haben, weit nachtheiliger

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BASEL, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakspeare; with the Corrections and Illustrations of Various Commentators. To which are added, notes by Samuel Johnson and George Steevens. A new Edition, revised and augmented (with a Glossarial Index) by the Editor of Dodsley's Collection of Old Plays. Vol. I. XXVI p. 456 S. — Vol. II. 407 S. — Vol. III. 420 S. — Vol. IV. 295 u. LXXII S. — Vol. V. 389 S. — Vol. VI. 382 S. — Vol. VII. 389 S. — Vol. VIII. 348 S. — Vol. IX. 387 S. — Vol. X. 318 S. — Vol. XI. 475 S. — Vol. XII. 420 S. gr. 8. 1800 u. 1801. (16 Rthlr.)*

Erste Lieferung der Kupferstiche dazu in 25 Blättern. gr. 8. (8 Rthlr. 8 gr.)

Das von einem sehr günstigen Erfolge begleitete Unternehmen der Thurneisen'schen Buchhandlung in Basel, von den classischen Schriftstellern der Engländer faubre und correcte Abdrücke zu liefern, und den Besitz ihrer Werke sowohl durch grössere Wohlfeilheit der Preise, als durch Ersparung der Transportkosten und der mit den Bestellungen gewöhnlich verbundenen Schwierigkeiten, zu erleichtern, hat unstreitig zur Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland nicht wenig beygetragen. Eine beträchtliche Reihe prosaischer Schriftsteller wurde bisher aus dieser rühmlichen Anstalt geliefert; und wenn darunter auch einige waren, die nicht auf den ersten Rang wirklich classischer Werke Anspruch machen können: so hatte man doch um so weniger Ursache mit der Auswahl unzufrieden zu seyn, da die einzelnen Schriften auch einzeln und von einander unabhängig geliefert wurden, und der Käufer nicht zur Abnahme der ganzen Folge von Autoren gehalten war. Eine Zeitlang wurde der anfänglich rasche Fortgang dieses Unternehmens durch den alles zerstörenden Krieg und durch dessen unglückliche Verbreitung über die Schweiz unterbrochen; sonst würde die Reihe der gelieferten Werke jetzt schon grösser, und der Anfang mit dem Abdrucke der vornehmsten englischen Dichter schon früher gemacht seyn. Vor mehreren Jahren schon geschah die Ankündigung, daß *Shakspeare* auch hier den ersten Rang behaupten sollte; und, wenn wir nicht irren, so wurde eine nahe Ausgabe dieses Dichters schon früher angekündigt, als die Originaledition, nach welcher der Abdruck jetzt veranstaltet ist, in

A. L. Z. 1802. Erster Band.

England erschienen war. Wenn es also einmal der Voratz war, die *vollständigste Ausgabe* der Shakspearischen Werke zu liefern; so gewann die Ausführung dieses Voratzes dadurch nicht wenig, daß sie etwas verzögert wurde. Man hat nämlich den zu London 1793 in funfzehn Grosoctavbänden gedruckten *Shakspeare*, mit Prolegomenen mancherley Art, und einem Commentar von mehr als funfzig Kunstrichtern versehen, deren Noten überall her gesammelt und unter den Text zusammengestellt sind, zum Prototyp dieses neuen Abdrucks gewählt. Die drey vorhergehenden Ausgaben von *Johnson* und *Steevens* liegen dabey vornehmlich zum Grunde, und darauf bezieht sich, wenn sie auf dem Titel *The Fourth Edition* genannt wird. *Steevens* selbst aber hat aufs neue viel dazu beygetragen; und außerdem ist die mühsame Arbeit *Malone's* vorzüglich benutzt, auch seine Noten und Abhandlungen sind mit aufgenommen worden. Der Herausgeber, der sich nur als *Editor of Dodsley's Collection of Old Plays* auf dem Titel bezeichnet, ist *Isaac Reed, Esqu.* der auch selbst manche Noten hinzugefügt hat. — So sehr man übrigens den grossen und unermüdeten Fleiß bewundern und schätzen muß, den so viele englische Gelehrte, und unter ihnen vornehmlich *Johnson, Steevens, Capell* und *Malone* auf die Berichtigung und Erklärung der Werke ihres größten Schauspielsdichters so unermüdet verwandt haben; so steht doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß dieser kaum noch überschaubare kritische Apparat grossentheils *rudis indigestaque moles*, und nur für den genießbar ist, der nicht sowohl die Schönheiten als die Sprache und einzelnen Ausdrücke des Dichters studieren und jede Stelle kritisch prüfen will. Dazu kommt, daß die oft in langer Reihe nach einander auftretenden Erklärer in vielen Fällen sehr abweichender Meynung sind, daß von ihnen, besonders von *Steevens* und *Malone* fast ohne Ende replicirt und duplicirt wird, und der Leser zuletzt doch ziemlich unbefriedigt ausgeht. Denn schon der gleich bey seiner ersten Aufzeichnung und in den sogenannten Original-Abdrücken höchst vernachlässigte und häufig verunstaltete Text der Shakspearischen Schauspiele gab der Conjecturalkritik nur allzuweiten Spielraum. Freylich aber giebt es auch in diesem Notenmeere manche sehr schätzbare Erläuterungen, manche sehr glückliche Aufschlüsse dunkler Stellen, manche historische und antiquarische Erörterungen; und noch öfter lassen sich aus der Vergleichung der verschiedenen Meynungen der Ausleger, und der von ihnen vorgebrachten

Ttt

ten

ten Gründe und Gegengründe, von dem, der sie zu prüfen versteht, lehrreiche Resultate ziehen. Kurz, die Ausgabe, wie sie ist, behält immer einen großen kritischen Werth.

Eine andere Frage aber ist es, ob für den Zweck, in welchem der hier anzuzeigende neue Abdruck der Shakspearischen Schauspiele veranstaltet wurde, diese Originaledition gerade das rechte Vorbild war, und ob man bey der Wahl desselben nicht mehr auf Brauchbarkeit, besonders für deutsche Leser, als auf kritische Reichhaltigkeit und Weitläufigkeit des Commentars hätte sehen sollen. In England giebt es der Ausgaben *Sh.'s*. in allen Formen und Verhältnissen; und wenn man gleich auch dort zum Verständniß des Dichters kritischer Beyhülfe bedarf: so wird doch der bloße Dilettant sie nicht leicht aus jenem großen Vorrathe mühsam auffuchen, wird sich bey der Lesung des Textes nicht fast bey jeder halben oder ganzen Zeile in die unten strömende Notensuth hinabstürzen, und dadurch Zusammenhang und Genuß unterbrechen wollen, sondern sich lieber mit kurzen Wiaken und Aufschlüssen begnügen. Die meisten Käufer und Leser, auf welche bey einem Abdrucke für das Ausland zu rechnen war, möchten sich wohl noch mehr in diesem Falle befinden. Es giebt eine von *Samuel Ayscough* besorgte, im J. 1790 zum zweytenmal gedruckte Londoner Ausgabe von *Sh.'s*. dramatischen Werken, die dergleichen ganz kurze erklärende Noten, ohne alle weitere kritische Erörterung, hat, die gleich unter dem Texte befindlich sind. Sie besteht aus nicht mehr als aus zwey Bänden im größten Octav, und der Text ist in zwey Kolonnen, nach Art der englischen Magazine, mit kleiner, aber hinlänglich scharfer und leserlicher Schrift gedruckt. Diese englische Ausgabe wäre vielleicht von allen die zweckmächtigste gewesen, um sie bey einem Abdrucke für Ausländer, die der englischen Sprache mächtig genug sind, um den *Sh.* zu lesen, wenigstens zum Grunde zu legen, und aus den *Notis variorum* in jener größern Edition die Noten hier und da zu vermehren und zu ergänzen. Der *Index to the remarkable passages and Words*, eine Art von Concordanz, die als dritter Band zu jenen zwey Bänden hinzugekommen ist, hätte immer wegbleiben, und der Druck des Textes dafür anders und minder sparsam eingerichtet werden können. So, wie die Baseler Ausgabe gegenwärtig ist, kann sie wirklich nur dem gelehrten und kritisch forschenden Leser brauchbar seyn; und zugleich ist der Zweck einer größern Wohlfeilheit dadurch so gut wie unerreicht geblieben. Die funfzehn Bände von *Reed's* Originalausgabe, nach welcher sie abgedruckt ist, kosten in London 7 L. 16 Sh., also ungefähr 40 Rthlr. Von dem Baseler Abdrucke, der mit diesen zwölf Bänden nur erst auf die Hälfte vollendet, und, der Ankündigung nach auf 24 Bände angelegt ist, da jeder Band der Schauspiele nur ihrer zwey, die englische Ausg. hingegen ihrer drey enthält, wird gleichfalls nahe an 40 Rthlr. kosten. Wenn man nun das Außere von beiden mit einan-

der vergleicht: so fällt der große Vorzug der englischen, in Ansehung der Feinheit des Papiers, das hier *woven paper* ist, und der Reinheit und Schärfe der Typen, sogleich in die Augen. Wer also einmal so viel daran wenden will, den werden die nicht sehr bedeutenden Transportkosten gewiß nicht abhalten, das weit Bessere zu wählen. Der größte Unterschied der Druckschrift ist am meisten bey den Noten sichtbar, die in dem neuen Abdrucke, besonders in einigen der erstern Bände, mit ziemlich stumpfen Lettern gesetzt sind. Eine allerdings sehr wesentliche Tugend aber, Correctheit und Genauigkeit des Drucks, scheint, so weit Rec. verglichen hat, auch dieser Ausgabe, wie ihren Vorgängerinnen eigen zu seyn. Auch ist die Einfachheit des Außern beybehalten worden.

Man hat übrigens dieser Ausgabe eine, ihrer englischen Vorgängerin fehlende, Begleitung von *Kupferstichen* gegeben, die jedoch, so viel Rec. weiß, nicht jeder Käufer mitzunehmen gehalten ist. Es sollen überhaupt 100 Blätter ausgegeben werden, und der Preis jeder von den vier Lieferungen derselben ist auf 25 Livres bestimmt. Wir haben die erste, aus 25 Blättern bestehende Lieferung vor uns, die mit den ersten sechs Bänden ausgegeben ist. Die Blätter beziehen sich aber nicht alle auf die darin schon enthaltenen, sondern größtentheils auf Schauspiele, die erst in den spätern Bänden vorkommen werden. Es sind Copieen der bekannten großen Kupfer nach den Gemälden der *Shakspeare-Gallery*. Wie diese, sind auch die vorliegenden verkleinerten Nachstücke sehr ungleich gerathen; nur wenige darunter, von *Bärenstecher*, *Bock* und dem jüngern *von Mecheln* gestochen, nehmen sich aus, die weichen übrigen, von *Thönert*, *Eisen*, *Wolf*, *Geisler* und *Schöpflin*, erheben sich wenig über das Mittelmäßige, und unter denen von *l'Epine*, der die meisten geliefert hat, sind einige ganz verunglückt.

Zwey, im zweyten und dritten Bande unter den Prolegomenen befindliche Schriften, werden auch einzeln unter folgenden besondern Titeln verkauft:

An Essay on the Learning of Shakspeare, by *Richard Farmer*, D. D. 1300. 96 S. gr. 8. (9 gr.)

Historical Account of the Rise and Progress of the English Stage, and of the Economy and Usages of the Ancient Theatres in England; by *Edmund Malone*, Esq. 1800. 420 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

CASSEL, b. Griesbach: *Lohn der Freundschaft*, Schauspiel in fünf Aufzügen von *Ernst August Roß*. 1801. 166 S. 8. (12 gr.)

Ein theatralischer Versuch, der in jeder Rücksicht tief unter dem Mittelmäßigen steht! — Wir wollen nichts von der Fabel sagen, deren Erfindung so alltäglich als möglich ist; nichts von Vertheilung der Handlung, die vier Acte hindurch aufs langweiligste schleppt, bis der Knoten im fünften Act aufs unwahrscheinlichste zerschnitten wird; nichts von den

den herrlichen Epifoden, die durch fade Bedienten, Liebhabereyen und durch einen aus fremden Ländern rückkehrenden Gecken herbeygeschleppt werden; nichts von der Sprache, wo bey durchgängiger Kraftlosigkeit auch zuweilen grammatikalische Fehler vorkommen; (z. B. Ihr Unglück *lernt* mich einen Freund kennen. S. 98: Ihr gütiges Betragen liefs *mir* hoffen S. 34 u. f. w.) Aber etwas seelenloferes, als der *Charakter* des angeblichen Haupthelden, dieses ewig winselnden Herrn Hauptmann von *Horst* wüßten wir doch nie gefunden zu haben. Was ein braves Mädchen veranlassen könnte, ein solches markleeres Wesen lieb zu gewinnen, — noch dazu gleich bey dem ersten Anblick, und bey einem schon vorher nicht ganz freyem Herzen lieb zu gewinnen — begreifen wir durchaus nicht. Man darf nur die Scene S. 109 lesen, und man bekommt nicht einen Unwillen bloß, sondern einen wahren Ekel gegen einen Liebhaber dieser Art. Dafs die Geschichte, weswegen er seinem Vater entloh, und den Bruder seiner aufgedrungenen Braut in einem Zweykampf erlegte, viermal im Stück erzählt wird, ist ebenfalls ein Beweis von der gänzlichen Unkunde des Vf. mit allen dem, was auf der Schaubühne gefällt oder langweilt.

LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Ueber Johann Friedrich Fischer*, gewesenen Rector der Thomasschule zu Leipzig, als *Schulmann*. Ein Versuch von *Christian Victor Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. 1801. 127 S. 8. (10 gr.)

Die zweyte lesenswerthe Denkschrift auf den verewigten *Fischer*! Wenn die erste, von Hn. Prof. *Kuinöl* in Giefsen verfasste, (f. A. L. Z. 1800. N. 179.) mehr einem *Elogium*, als einer biographischen Darstellung gleich, und der Natur der Sache nach, weil sie wenige Wochen nach dem Tode eines vielgeliebten Lehrers und Auverwandten, im regen Gefühl des ersten Schmerzes, niedergeschrieben wurde, keinen andern Charakter leicht annehmen konnte: so darf die gegenwärtige, für Schulmänner sehr interessante Schrift des Hn. M. *Kindervater* mit mehrern Rechten auf den Namen einer treuen Biographie, sofern nämlich der Verstorbene als *Schulmann* charakterisirt werden soll, Anspruch machen. Zwar ist ihr Vf. auch ein dankbarer Schüler des verdienstvollen *Fischer*; zwar ist auch Er von dem Gefühle des großen Verlustes, den die Leipziger Thomasschule durch den Tod dieses Mannes erlitten hat und lange noch empfinden wird, auf das innigste durchdrungen: allein seine Achtung gegen den trefflichen Lehrer offenbart sich durch die strenge Wahrheitsliebe, womit er, als ein ächter Jünger der *Fischer*schen Disciplin, von ihm spricht, und die Versicherung, dafs er den Unterricht desselben zu einer Zeit genossen, wo *Fischer* noch am thätigsten und nützlichsten war, verbürgt eben so sehr, wie die schmerzliche Provocation auf

Hn. Director *Gurlitt* in Klosterbergen, welcher um dieselbe Zeit *Fischer*s Schule besuchte, und dem diese Schrift gewidmet ist, die Zuverlässigkeit der Hauptmomente in dieser lehrreichen Schilderung.

Es war nöthig, die Schulverfassung, deren Vorgesetzter *Fischer* war, näher kennen zu lernen, wenn man ihn, als Director des Ganzen, gehörig würdigen wollte. Der Vf. beginnt daher mit einer kurzen Beschreibung der innern Verfassung der Thomasschule, welche, so viele Reformen sie auch in neuern Zeiten gewonnen hat, doch immer noch einer grossen, dem Zeitalter angemessenen, Verbesserung zu bedürfen scheint. *Fischer* sorgte zunächst und zuerst für Verbesserung des Lehrunterrichts: er gab zu dem Ende selbst zweckmässiger Lesebücher heraus, durch welche er die ehemals aufgenommenen, im Griechischen namentlich das Neue Testament, glücklich verdrängte. Daher mufs man sich erklären, warum er sich so oft und so lange mit dem Paläphatus und andern Schriftstellern beschäftigte, welche er schwerlich, wenn er bloß das grössere Publikum im Auge gehabt hätte, mit solcher Liebe behandelt haben würde. Allein so wie E. bey literarischen Arbeiten immer eine besondere Rücksicht auf seine Schule nahm: so widmete er ihr auch als Docent allen den Fleifs und alles das Nachdenken, dessen er fähig war. Die Gegenstände seiner Vorträge waren mannichfaltig; doch beschäftigte er sich am meisten und liebsten mit Erklärung der alten Classiker. Dabey beobachtete er folgende Methode: Er liefs jedesmal ein Stück aus dem zu erklärenden Schriftsteller, war es ein lateinischer, in das Deutsche, ein griechischer, in das Lateinische übersetzen; dann folgte die Erklärung allezeit in lateinischer Sprache. Die Uebersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche war meistentheils ganz frey, und drückte nur den Sinn des Originals aus: das *non annumerare, sed appendere verba* war bey ihm unwandelbarer Grundfatz. Uebrigens aber gesteht Hr. K. selbst, dafs sich die Zuhörer nach einer platten und alfränkischen Uebersetzungsmanier bequemem *mussten*, bey welcher die Feinheit oder Würde des Originals fast ganz verschwand. Die lateinischen Dichter kamen natürlich dabey am schlimmsten weg. Desto lehrreicher war seine Disciplin bey Uebersetzung der Griechen, besonders der Prosaiker. Hier drang er darauf, so wörtlich als möglich zu übertragen, so weit dies, ohne den Genius oder die Reinheit des lateinischen Idioms zu verletzen, möglich war. Er erklärte es aber für unmöglich, die Alten gehörig in die Mutter Sprache zu übertragen. Die Arbeiten unserer besten Uebersetzer kannte er nur dem Namen nach, und er nahm sich nie die Mühe, sie zu lesen, oder mit den Originalen zu vergleichen. Ueberhaupt hatte er von der ganzen deutschen Literatur in diesem Fache eine sehr ungünstige Meynung, die er weder in seinen Schriften, noch in seinen Vorträgen, verhehlte. Sehr genau war die Interpretation, welche er auf die Uebersetzung folgen liefs. Was Hr. K. über diesen Theil seiner Lehrmethode bemerkt, verdient von allen Schullehrern beherzigt und nachgeahmt zu werden. Allein mit den

foge-

fogenannten ästhetischen Interpreten, die nur mit einem *praeclara, nobilis idea! quam pulcrum* etc. den Leser oder Zuhörer abfertigen, war Fischer gar nicht zufrieden. „Erkläre du mir, pflegte er zu sagen, die Stelle recht gründlich, dann werde ich wohl selbst empfinden, was schön oder nicht schön ist, ohne das du mir es zuschreyest!“ — Was F. lehrte, hatte er mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, und seine Gewissenhaftigkeit gieng dabey so weit, das er sich selten einen Ausdruck erlaubte, den er nicht bey einem Alten, besonders bey dem Cicero, in derselben Bedeutung gelesen hatte. Sein Vortrag war streng zusammenhängend und ungemein faßlich. Er pflegte auf eine Art zu dictiren, das diejenigen, welche ihn schon etwa ein Jahr gehört hatten, wörtlich nachschreiben konnten. Auch war sein Wille, das der ganze Vortrag nachgeschrieben werden sollte, und keiner hätte es wagen dürfen, es zu unterlassen. Unter seinen übrigen Vorträgen zeichnete sich vorzüglich die über die römischen Alterthümer und über die Rhetorik aus. Rec. hat Gelegenheit gehabt, die ersten, welche F. aus eigener wiederholten Lesung der Alten selbst geschöpft hatte, und die sich durch eine seltene Genauigkeit, wenn gleich nicht durch die beste Ordnung, hervor heben, näher kennen zu lernen, und kann die Versicherung hinzufügen, das sie bald auch vor dem größeren Publikum erscheinen werden. Die rhetorischen Lectionen wurden nach *Ernesti's* bekanntem Lehrbuche gehalten. F. benutzte dazu mit vieler Einsicht alles, was ihm die Lectüre der rhetorischen Schriften des Cicero, des Quintilian und der griechischen Rhetoren an die Hand gab. Zugleich verband er hiemit die Ausarbeitungen der Schüler, wozu er allemal mehrere Wochen Zeit gab, damit jeder sein Möglichstes thun konnte. Sehr instructiv sind die Bemerkungen, welche Hr. K. über die Methode macht, die F. bey der Wahl sowohl als bey der Verbesserung solcher Ausarbeitungen zu beobachten pflegte. Wer aus Erfahrung weiß, das dieser Theil der Schulgeschäfte einer der mühsamsten und schwierigsten ist; der wird gern vernehmen, wie ein Veteran, der so viele gute Stüliften gebildet hat, und dessen eigenen Schriften man in dieser Hinsicht keinesweges, wie den Schriften so mancher Schullehrer, das *veniam petimusque damusque vicissim* anseht, bey diesem Geschäfte verfuhr. Gewiß gehörten diese Stunden zu den lehrreichsten, welche F. hielt. In diese Uebungen griffen andere Uebungen im Auswendiglernen vorzüglicher Stellen aus den Alten ein, was F. seinen Schülern nachdrücklich empfahl. Er lies deshalb zuweilen Reden aus dem Cicero oder des Plinius Panegyricus auswendig lernen und declamiren. Die Anweisung, welche er vorher allemal zum Declamiren gab, war kurz, aber zweckmäsig; und Rec. weiß, das F. selbst im Ganzen genommen richtig declamirte. So fehlte es auf der Thomaschule

auch an dieser Uebung nicht, welche leider auf so vielen Schulen, zum großen Nachtheil fürs ganze künftige Leben, vernachlässiget wird, und die man vielleicht bey der Fischerischen Disciplin am wenigsten vermuthet hätte. — Bey der Erklärung des N. Testaments, welche F. auch von Zeit zu Zeit vortrug, verfuhr er, wie sich voraussetzen läßt, nicht anders als bey einem Profanschriftsteller. Zuerst die Uebersetzung, dann die Kritik des Textes, darauf die Erklärung. Er hatte dabey die lobenswerthe Absicht, seinen Schülern eine praktische Hermeneutik des N. T. zu geben. Von der Art, wie F. die Bücher des N. T. übersetzte, hat Hr. K. am Ende seiner Schrift einige Proben mitgetheilt. Diese sind allerdings vortreflich, sofern man den Grundsatz gelten läßt, das eine lateinische Uebersetzung vom N. T. so beschaffen seyn müsse, das sie ein alter Römer, der von keiner Sprache, außer der seinigen, etwas wüßte, für ächt lateinisch anerkennen würde. Hr. K. bringt auch hierüber einige gute Erinnerungen bey; die wir manchem unberufenen Tadler der *Reichardischen* Uebersetzung zur Beherzigung empfehlen, und zieht zwischen der *Fischerischen* und *Moruffischen* Interpretationsmethode eine kurze, aber richtige Parallele. Wir übergehen das, was Hr. K. als Mängel in Fischers Schulunterrichte aufführt, um noch einen Augenblick bey ihm als *Pädagogen* zu verweilen. „Wenn Erziehen so viel heißt, als für die verhältnißmäßige Entwicklung und Bildung der physischen, intellectuellen und sittlichen Kräfte des Zöglings Sorge tragen; so kann man nicht sagen, das F. unter die Pädagogen im vollkommensten Sinne des Ausdrucks zu zählen war.“ Von neuerer Pädagogik hegte er bis an sein Ende eine sehr nachtheilige Meynung, und eben so wenig kann man ihn von einer pädagogischen Pedanterey frey sprechen, welche sich fogar bis auf die Stiefeln und schwarzen Halsbinden erstreckten, die er, weil sie seinem Urtheile nach den Renomisten ankündigen, an seinen Schülern nicht wohl leiden mochte. Allein er war gewiß für den Flor seiner Schule und für das Fortschreiten der sittlichen Bildung mit der intellectueller eifrig besorgt; er war durchaus ein gewissenhafter, strenger Schuldirektor, bey dem kein Ansehen der Person galt; er veräumte keine Gelegenheit, auf Religiosität und Moralität hinzuarbeiten; ihm waren keinesweges die sanfteren Gefühle der ächten Humanität fremd, und dankbare Schüler verehren auch in dieser Hinsicht seine Manen. — Er hat seinen Nachfolgern Stoff zu Verbesserungen, aber auch Stoff zur Nachahmung zurückgelassen. Möge die Leipziger Thomaschule, indem ihre moralische und politische Cultur mit dem Zeitalter fortschreitet, auf den literarischen Flor, welchen sie *Gesnern*, *Ernesti*, *Fischern* verdankt, nie mit wehmüthiger Sehnsucht zurück blicken dürfen! —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Pichler: *Die Liebe unter den Thieren*, in einer Reihe von Beobachtungen dargestellt, und mit philosophisch - naturhistorischen Anmerkungen begleitet, von Gottfr. Eman. Wenzel, dem Verfasser der Entdeckungen über die Sprache der Thiere. 1801. XII. S. Vorr. u. Inhalt. 254 S. 8. (12 gr.)

Den Freunden einer angenehmen und zugleich lehrreichen Unterhaltung hat der Vf. durch diese Schrift gewiss ein sehr willkommenes Geschenk gemacht, und der große Haufe von Romanen - Lesern und Leserinnen wird, wenn sie der Titel nicht abschreckt, auch hier das Hauptthema ihrer Lectüre, die Liebe, vielleicht auf eine so anziehende Art und in einem so lebhaften Tone ausgeführt finden, als es selten in jenen Schriften — da die guten Romane eben nicht häufig sind, geschieht. Es ist allerdings gegründet, daß die Aeußerungen bey dem Begattungstrieb der Thiere, welche der Vf. *Liebe* nennt, fast eben so mannichfaltig, ja man könnte sagen, noch mannichfaltiger sind als bey dem Menschen, da sie den Hauptgegenstand seiner Glückseligkeit ausmachen, und daß nicht bloß die Verschiedenheit der Organisation, oft bey einerley Thierart, sondern auch Erziehung, Umgang, Wartung und Pflege eine Feinheit dieser Empfindungen, Zärtlichkeit, Delicateße u. s. w. zu Wege bringen, wovon die Beyspiele mehr Dichtung als Wahrheit zu seyn scheinen. Der Vf. hat seinen Gegenstand in 20 Abschnitten abgehandelt, wovon diese die Hauptpunkte sind. 1) Auch im Thierreich hat die Göttin der Liebe ihren Thron. 2) Die Liebe der Thiere ist nicht immer bloßer Instinkt. 3) Unterschied der Liebe unter den Thieren und der unter den Menschen. 4) Jedes Thier trägt sich mit einem Ideale von Schönheit herum. 5) Diefs Schönheitsideal kann der Mensch verbessern und berichtigen. 6) Eigener, oft bizarrer Geschmack mancher Thiere in der Liebe. 7) Von den verschiedenen Graden der Liebe. 8) Das Eigene derselben bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte. 9) Die Liebe jeder Thierklasse ins besondere. 10) Sie ist bey den zahmen Thieren feiner und zärtlicher als bey den wilden. 11) Je besser die Erziehung der Thiere, je feiner liebt es. 12) Verschiedenheit der Liebe unter armen und reichen Thieren. 13) Die Spröden und Coquetten, und thierischer Verschönerungstrieb. 14) Wie sich die Thiere einander die Liebe erklären. 15) Fürchterliche Folgen verchinähter Liebe. 16) Seufz-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

linge und Empfindler. 17) Alte Liebe rostet nicht. 18) Rache an Menschen und Thieren, wenn sie in der Liebe gehindert werden. 19) Auch die Liebe der Thiere ist erfinderisch und listig. 20) Schluss des Werkes; die Empfindungen des Vf. Alle diese Rubriken sind nun in mehrere kleinere zergliedert, und nicht nur durch eigene und fremde Beobachtungen und Erfahrungen bekräftigt, sondern auch mit philosophischem Scharfsinne erläutert und erklärt, so daß gewiss alle die, welche Gegenstände der Natur interessiren, das Buch nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden. Indes ist freylich nicht zu läugnen, daß auch einige Unrichtigkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen mit untergelaufen sind. So soll S. 3. der Todtenkopfsalter gleich nach dem Auskriechen das Begleitende der andern Schmetterlinge, die ihm zu gefallen suchen, nicht achten, sondern pfeilschnell nach der Distel eilen, wo sein Weibchen sitzt. Wer hat denn das bey der Nacht gesehen? S. 19. soll ein Würger einem Zeißig Beeren in den Käfig gebracht haben. Beeren rührt gewiss kein Würger an. S. 29. verläßt ein Landbär seine Baumbärin und gewinnt eine Eisbärin lieb. S. 36. bezeigt sich ein Haushahn zu eigensinnig und zu klug. Ein Hahn macht nämlich bey seiner Herde den Spröden, wird aber bald in eine angekaufte Brabanterin heftig verliebt. Dieser legt man Eyer zum Ausbrüten unter. „Der Hahn ermahnte sie freundlich zu ihrer Pflicht, wollte sie durch Schmeicheln dazu bewegen. Die Schöne wollte dennoch nicht sitzen. Der zärtliche Hahn nahm es für weibliche Caprice, für Laune, machte den Verständigsten, gab nach, und saß selbst auf den Eiern seiner eigensinnigen Favoritin. Ein Zufall trieb ihn von der Brut. Die Brabanterin flog herbey, pickte ein Ey auf und sog es aus. Der Hahn eilte zu den Eiern zurück, fand sie verlassen und erblickte das aufgeklickte. Er erschrock, Kamm und Kinn schwol len ihm an, er stampfte vor Zorn mit den Füßen, suchte die böse Henne auf, schlug sie mit den Flügeln, hackte sie mit dem Schnabel, wollte sie tödten. Um die Liebe war es geschehen; er schwur ihr ewigen Haß, und hielt treulich Wort. Er machte sich an eine andere ganz gewöhnliche, gemeine Henne, die aber eine unvergleichliche Bruthenne, und zärtliche Mutter war, und liebte diese mit Inbrunst.“ S. 91. u. f. wo der Vf. die Thiere in mit Feuer und Kalte liebende eintheilt, ist die Natur nicht genug zu Rathe gezogen; denn wenn die Blattläuse, Bremsen, Läuse und Kameele unter erstern, und Auerhahn, Eisvogel, Eidechse, Erdschnecken, Grasmücken, Kie-

U u u

Kiebitze, Marder, Schweine, Robben u. f. w. unter letzten stehen, so ist dies ein Mißgriff, der zeigt, daß er noch nicht so ganz in der Naturgeschichte eingeweiht ist, wie man es zu seiner Absicht wohl wünschen sollte. Nach S. 134. soll die Viellieberey unter den Tauben nicht so gemein, wie unter andern Thieren seyn, da doch das gerade Gegentheil statt hat. S. 206. ersicht sich eine Aethin wegen vermählter Liebe. S. 223. läßt sich ein Budel statt seiner geliebten Möpfin ausprägen, indem er thut, als ob er statt ihrer genascht hätte. Wenn S. 211. nur eine große Anzahl von Säugethieren und Vögeln als eifersüchtig angegeben werden, so hätten sie alle genannt werden können. Es sind auch noch einige Rubriken übrig, die der Vf. übergangen hat, z. B. Hagelholze, Untreue etc. So giebt es Säugethiere und Vögel, die sich nie paaren. Einmal hatte Rec. in seinem Taubenschlage eine Täubin, die sich schlechterdings mit keinem Tauber paarte; sondern alle im Schlage verführte, eine wahre Hure, die auch nie Eyer legte. Es war ganz eigen, wie sich die Männchen zuweilen von den Weibchen schlichen, um mit ihr zu buhlen. Besonders wufste es ein Tauber ungemein fein zu machen, so, daß seine Täubin nichts davon gewahr wurde, wenn er sich mit der unzüchtigen Dirne abgab. Sobald ihm nämlich jene Täubin auf dem Boden des Schlags zunickte und sich niederkauerte, um bereihet zu seyn: so liebkofete er erst sein brütendes Weibchen, krabbelte ihr an Kopf und Schnabel herum, so daß sie den Kopf ganz tief ins Nest stecken mußte; dann flog er blitzschnell herab, reihete, und gieng gleich wieder zum Neste, liebkofete seine Täubin wieder, und that so keusch, als wenn er nichts begangen hätte. In dem nämlichen Schlage hatte Rec. eine große Türkische Täubin, die an einen gemeinen Haubentauber gepaart war. Er war sehr verliebten Temperaments, sie aber so kalt, daß sie außer der eigentlichen Paarung gar nichts mit ihm zu thun haben wollte. Wenn er daher außer der Begattungszeit an das Nest kam, wo sie brütete, und sie liebkosen wollte: so lag sie gleich auf, und schlug mit ihren großen Flügeln so sehr auf ihn los, daß er sich ängstlich in eine Ecke verkroch und lange nicht sehen ließ. Wenn er nach einigen Tagen diese Strafe vergessen hatte, und wieder kam: so wiederfuhr ihm ein Gleiches. Rec. hat eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen über die Thierseelen gesammelt, die er zu seiner Zeit dem Publicum mittheilen wird, und ist überzeugt, daß die Abstufungen im Temperamente und überhaupt in den untern Seelenkräften bey jeder Thierart so abwechselnd wie bey Menschen sind. Von der 20sten Abth. die die Empfindungen des Vf. über die Liebe der Thiere in Versen enthält, wird dem Leser nichts als die Anwendung gefallen.

fahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von *Johann Andreas Naumann*. *Dritter Band fünfter Heft*. Mit 3 Kupfertafeln (in Folio). 1800. 3 Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Im vierten Hefte des dritten Bandes, den wir in Nr. 19. des vorigen Jahrganges der A. L. Z. angezeigt haben, hatte der Vf. den Anfang mit der Beschreibung der Vögel seiner 23sten Classe, und zwar der Meven gemacht, von denen dort *Larus ridibundus* und *naevius* als eine Art unter dem Namen der gemeinen Meve beschrieben waren. Hier werden noch folgende Arten aufgeführt: 1) unter dem Namen der *kleinen bunten Meve* wahrscheinlich der *Larus cinerarius*, von dem die hier gegebene Abbildung und Beschreibung sich nur durch die schwärzliche Spitze der Rückenfedern und den grau gefleckten Kopf unterscheidet. Rec. würde sie bey dem ersten Anblick der Abbildung für *Larus naevius* gehalten haben, wenn nicht der Vf. ausdrücklich sagte: „Obgleich diese Meve erstaunend viel Aehnlichkeit mit der gemeinen Meve hat, so ist sie doch eine von jener ganz verschiedene Art. Wollte man sagen, es wäre eine Junge der gemeinen Meve, so würde man sie nur im Herbst und nicht im Frühjahre bemerken... Auch sehr selten findet man sie unter Gesellschaften von dieser Art, sondern immer entweder einzeln oder in kleinen Truppen von ihnen abgefordert.“ 2) Die *Wintermeve* (*Larus tridactylus*). 3) Die *Sturhmeve*, höchstwahrscheinlich ein junger *Larus canus*. 4) Der *Struntjäger*, Briffon's *Stercorarius striatus*, den Hr. N. mit dem *L. parasiticus* vielleicht mit Recht für einerley, und nur als ein junges desselben ansieht. 5) Die *große Seemeve der Bürgermeister*, 29½ Zoll lang, Schnabel und Füße gelb, die Farbe der Federn weiß, nur der Rücken und die Deckfedern der Flügel bloß bläulich- aschgrau; sie unterscheidet sich von Briffon's *Goiland cendré*, womit sie Rec. gleichwohl für einerley hält, durch die ganz weißen Schwungfedern. 6) Die *Heeringsmeve* (*Larus fuscus*). Von den *Schwalbenmeven* oder *Seeschwalben* finden wir hier: 1) die *gemeine Schwalbenmeve* (*Sterna Hirundo*) mit dem Eye. Sie fliegen bey Sonnenschein oft zwey Meilen weit von ihrem Neste, brüten bey ihrer Zurückkunft höchstens 20 Minuten, und verlassen dasselbe sodann wieder; bey regnetem und ungestümmen Wetter aber brüten sie anhaltender. 2) Die *schwarze Schwalbenmeve* (*Sterna fiffipes*) ein altes Männchen und ein junges, mit weißer Stirn und Kehle. 3) Die *kleine Schwalbenmeve* (*Sterna minuta*), ein altes und ein junges Männchen mit einem Eye. Bey dieser und der vorhergehenden Art hat der Vf. ihren Nesterbau genauer, als es bis jetzt geschehen war, beschrieben.

Die 24ste Classe des Vf. begreift die Schwimmvögel mit Patschfüßen und breiten Schnäbeln, welche von Fischen und Pflanzen leben. Diese theilt derselbe wieder ein in 1) Schwimmvögel mit einem knolligen Gewächs an der Schnabelwurzel. 2) Gänseartige Schwimmvögel. 3) Eigentliche Enten. 4) Tauch-

KÖTHEN, in Comm. b. Aue: *Naturgeschichte der Land- und Wasser-Vögel des nördlichen Deutschlands und angrenzender Länder*, nach eigenen Er-

Tauchenten mit breiten Schnäbeln. 5) Tauchenten mit schmalen Schnäbeln, Sägeschnäbler. Diese Classe begreift also die beiden Linnéischen Gattungen *Anas*, woraus hier vier Gattungen gemacht sind, und *Mergus* unter sich. Die erste Gattung ist hier abgehandelt, und als Arten derselben: 1) der *gemeine stumme Schwan*, wobey der Vf. bemerkt, daß es sonderbar sey, daß gezähnte Schwäne keine Enten und andere Wasservögel um sich litten, daß dagegen die wilden friedfertig mit ihnen lebten. Rec. kann aber aus vielfältiger Erfahrung beweisen, daß der zahme Schwan ganz ruhig auf demselben Wasser mit Gänzen und Enten lebe. 2) Die *Brandente (Anas Tadorna)* wovon Männchen und Weibchen abgebildet und beschrieben werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Goebbels u. Unzer: *Die Vermählung. Ein Hymnus, und die Entbindung. Eine Romanze.* Dem neuen Jahrhundert gewidmet, von J. J. Mnioch. 1801. 117 S. 8.

Die Idee, die sinnlichen Freuden der Vermählung unter einem höheren Gesichtspunkt zu fassen, und in dem Sinnlichen das Reine und Heilige zu zeigen, kann nicht geradezu verworfen werden, wiewohl es bey einem so delicates Gegenstande schwer ist, das zu treue Detail und folglich das Unedle und Anstößige ganz zu vermeiden. Der Vf. hat diesen Versuch in dem Hymnus: die Vermählung gewagt; aber erstens hat er jene Klippe nicht immer gehörig vermieden, und dann mangelt es auch dem Gedicht zu sehr an Einheit und Correctheit, als daß es einen schönen Genuß gewährt. Der Gang des Dichters ist der, die Empfindungen reiner Herzen von dem Erwachen der ersten Liebe bis zu der höchsten sinnlichen Vereinigung zu schildern, und den Adel und die Würde zu zeigen, die den so genossenen sinnlichen Freuden beywohnt; und er thut dies durch das Medium der Beschreibung, die aber von lyrischen Aufzügen und Apostrophen unterbrochen wird. Durch die zu häufige und zu verschiedenartige Einmischung der letzteren aber und durch die Regellosigkeit des Metrums, da Hexameter mit *Ottave rime*, diese wieder mit Jamben, und diese wieder mit bloßer abgesetzter Prosa wechseln, bekommt das Ganze so viel Abgerissenes und Regelloses, daß dadurch die Auffassung eines reinen Totaleindrucks verhindert wird. Dazu kommen nicht selten falsche Bilder, ungewöhnliche und unpoetische Ausdrücke, und ein häufig in Schwulst übergehendes Pathos. Bey dem allen aber wollen wir nicht verkennen, daß im Ganzen poetisches Talent in diesem Hymnus herrscht, — wobey wir um so mehr bedauern, daß dieses kein gebildetes ist, je mehrere ächt dichterische Stellen wir darin angetroffen haben. — Das zweyte Gedicht: Die *Entbindung*, ist von dem Vf. eine Romanze betitelt, weil es sich mehr der erzählenden, so wie das erste mehr der lyrischen Gattung nähert, und enthält

eine Schilderung der der Entbindung der Mutter vorgehenden und sie begleitenden Freuden. Es hat ganz die Fehler des ersteren Gedichts, eine verworrene, defultorische und der Materie und Form nach sehr ungleichartige Darstellung: aber es hat mehrere Tugenden vor jenem voraus. Der dichterischen, der wirklich schönen Stellen sind mehrere, und wir zeichnen mit Vergnügen folgende aus:

Natur und Gott, ihr Aeltern alles Lebens
Und aller Liebe, aller Seligkeit,
Des Menschen Seele hoffet nicht vergebens:
Auf eine *reine Lieb'* und Seligkeit:
Die Mutter-Seele ist das schöne Bild,
Wodurch ihr das Geheimniß uns enthüllt!
So wird sich einst der Mensch des Menschen freuen:
Wie All' gedeihn in jegliches Gedeihn!

— — — — —
Und gebähre, was ohne Weh nicht geboren
Werden sollte, damit es höher geliebt sey! —

und folgendes wirklich vortreffliche Gebet der Mutter:

Nur das Eine gib mir, höchste Liebe,
Daß mit diesen Augen ich's erblicke,
Daß ich's lebend an den Busen drücke;
Nur geträumt ist dieser Stunde Weh!
Stünde selbst der Tod an meiner Seite,
Einen Kufs nur nehm' ich zum Geleite,
Wenn ich zu den dunkeln Schatten geh.
Bleibt es leben, ist mein Sterben mild,
Zu den Schatten folgt sein leichtes Bild!

Schade, daß wegen des ersteren Gedichts, das wirklich in mehreren Stellen zu stark zu der Sinnlichkeit spricht, zugleich auch dieses zweyte den Augen der jüngern Welt entzogen werden muß.

BASEL, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakespeare.* Vol. XXI. 499 S. — Vol. XIV. 375 S. — Vol. XV. 501 S. — Vol. XVI. 456 S. — Vol. XVII. 438 S. — Vol. XVIII. 443 S. 1801. gr. 8. (8 Rthlr.)

Auch mit dieser Lieferung ist das Ganze noch nicht geendigt. Das letzte Schauspiel des achtzehnten Bandes ist *Anthony and Cleopatra*, und in der Original-Ausgabe sind nun noch sieben Schauspiele zurück, unter denen auch der *Pericles* befindlich ist. Diese werden also noch vier, oder wenigstens drey Bände erfordern. Die Kupfer zu dieser letzten Lieferung sind, so viel Rec. weiß, noch nicht ausgegeben.

ALTONA, b. Bechtold: *Maria de Lucca, Edle von Parma.* Ein Opfer der Inquisition. Von dem Vf. der Lauretta Pisana. 1801. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Maria de Lucca von dem Grosinquisitor in Toledo vergiftet, weil sie sich weigert, seine Lüste zu befriedigen: dies ist der Gegenstand dieses dialogisirten Romans. Leider aber sind die Charaktere so unnothig und gefallen sich so recht in der Herzerzählung ihrer

ihrer schwarzen Handlungen, die Begebenheiten folgen so schnell und im Sprunge auf einander, und die Sprache ist so gemein und vernachlässigt, daß über dem Ganzen, diesem Opfer der Inquisition, Recensenten und Leser zum Opfer werden. Wenn der Vf. geglaubt hat, daß man in der dialogisirten Erzählung, die nicht zur Aufführung bestimmt ist, den Schauplatz der Begebenheiten auf jeder Seite wechseln lassen dürfe: so irrt er sich sehr; auch hier, wie bey dem Schauspiel, ist es heiliges Gesetz, den Leser nicht so schnell und stürmisch von einer Empfindung und Vorstellung zu der andern zu reißen. Von der Sprache des Vfs. diene folgende Probe: „Was legt den Keim im Wirkungskreis des Mannes, als das Weib? Von ihm genährt und unterstützt, wagt er in Myriaden Zirkel sich, die er entziffert, und die ohne diesen Sporn in seine Seele, todt zur Seite in

ewiger Finsterniß ihm bleiben würden“ — oder folgende Anrede an Gott: „O Ew'ger, der du wunderbar die Gaben in der Welt vertheilst, wer kann in deiner Allmacht Tiefe forschen? Ich darfs nicht wagen, dich zu fragen, warum denn diesen guten Menschen dies Geschick? Und doch ist die Frage so natürlich, wenn wir gute Menschen leiden sehen. Ich will sie mir denn aus der Fülle deiner Zwecke auslegen.“

AUGSBURG, b. Riegers sel. S.: *Leser-Gebet- und Erbauungsbüchlein für die Kinder der Stadt und des Landes von Joseph Wilibald Straßer*. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 132 S. 12. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Jena*, b. Göpferdt: *Dissertatio de vera historiae catholicae idea, ejusque conscribendae praecipitis et experimentis. Quam — pro facultate docendi a. d. III. Octobr. 1801. publico examini subiecit Carolus Julius Schütz*, Philof. D. socio assumto *Jo. Casp. Kohler*, Neresheimia Suevo. 36 S. 8. Der Vf. ein würdiger Sohn des Hn. Hofr. Schütz zu Jena, legt hier eine der Aufmerksamkeit werthe Probe von eigenen Untersuchungen über einen in unsern Zeiten sehr oft behandelten Gegenstand ab. Weltgeschichte nennt er den Inbegriff zusammenhängender Erzählungen von den Handlungen und Begebenheiten, aus welchen der gute oder schlimme Zustand des menschlichen Geschlechts, wie er durch vorhergehende Veränderungen bewirkt worden ist, richtig erkannt wird. Daraus zieht er einige natürliche Folgerungen über den Stoff dieser Geschichte, und erläutert sie durch Beispiele. Weil es aber an einer sichern Zeitrechnung und zuverlässigen historischen Denkmälern für die ersten Jahrtausende der Welt fehlt: so glaubt er, daß man die Weltgeschichte erst mit dem großen *Cyrus* anfangen müsse. (Dadurch würde jedoch die älteste Culturgeschichte des Menschen ganz verloren gehen: und daran ist in der Geschichte des menschlichen Geschlechts unendlich mehr gelegen, als an den genauesten Nachrichten, wie der Perfer *Koresch*, nachdem er Hunderttausende abgeschlachtet hat, ein mächtiger Fürst geworden ist. Warum sollte man nicht auch die reichhaltigen Bruchstücke der ältesten Zeiten für diese Geschichte benutzen dürfen?) Bey den selbztusetzenden Epochen ihrer Perioden, findet er es unschicklich, eine derselben mit der Geburt Christi anzufangen, weil die Religion desselben erst nach vielen Jahrhunderten eine allgemeine Wirksamkeit auf die Menschen geäußert hat.

(An sich ist es schon genug, daß keine unter allen Begebenheiten jemals so viel auf das menschliche Geschlecht gewirkt hat, als das Christenthum; wie geschwind? darauf kommt es eigentlich hier nicht an. Und doch bildeten die Christen schon im zweyten Jahrhunderte eine aus Griechen, Römern, Juden etc. zusammengesetzte zahlreiche Gesellschaft, einzig in ihrer Art, die auf die herrschende Staatsreligion, auf Denkungsart und Sitten vieler Tausende sehr starken Einfluß hatte; im vierten Jahrhundert aber denselben bereits bis auf den Staat selbst erstreckte.) Von den Perioden, welche der Vf. für die Weltgeschichte feststellt, bemerken wir nur, daß er die neuere Weltgeschichte mit der Eroberung von Constantinopel anfängt; wobey man jedoch erinnern könnte, daß das Byzantinische Reich schon sehr lange zu unbedeutend gewesen sey, als daß dessen Untergang die Ehre jenes Anfangs verdienen sollte. Die von einem scharfsinnigen Gelehrten vorgeschlagenen runden Zahlen für die Weltgeschichte mißbilligt Hr. Sch. mit Recht. Hierauf folgt (p. 14—33.) eine genaue Recension aller merkwürdigern Schriftsteller, welche vom Herodotus an, bis auf unsere Zeiten die Weltgeschichte bearbeitet haben: eine Kritik, welche besonders zeigt, daß er sich auf diesem großen Felde mit eigener Beurtheilung umgesehen habe. Seiner Meynung nach, hat *Schlozer* zuerst die wahre Idee der Weltgeschichte entwickelt. Ueber *Kants* Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, urtheilt er recht wohl, daß sie in dem von ihm gegebenen Begriffe der Weltgeschichte mit enthalten sey; daß aber Hr. *Woltmann* viel zu früh dessen Hypothese zum Princip der Weltgeschichte gemacht habe.

Druckfehler. Nr. 57. S. 435. Z. 10. v. unten statt richtigeres l. wichtigeren. — letzte Zeile st. Zuerst l. Indefs. Nr. 58. S. 464. Kl. Schr. Z. 3. statt immer l. minder. Nr. 59. S. 441. Z. 13. — — — — — Z. 18. } statt Thaten l. Daten.
Nr. 60. S. 480. Z. 10. von unten

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinius: D. Joh. Christ. Covr. Schröters, ehemaligen Privatlehrers der Rechte und Herzogl. sächsischen Hofgerichts - Advocats in Jena, *Abhandlung über die Lehnträger und Lehnsvormünder*. Mit einer Vorrede vom Hn. Hofrath und Prof. Schnaubert. 1801. 514 S. 8. (2 Rthlr.)

Schon am 8. März 1798 schrieb der, wenige Tage nachher durch einen unglücklichen Fall gestorbene, Vf. die Vorrede zu diesem Werke, und bezeichnete es darin sehr treffend dahin: „Neue Rechtswahrheiten, neue Ansichten und neu entdeckte Forschungsquellen wird man zwar in dieser Abhandlung nicht, wohl aber hoffentlich eine natürlich geordnete Zusammenstellung der Grundätze finden, welche Lehnrechtslehrer über diesen Gegenstand bisher einzeln und in hier und da zerstreuten Bruchstücken vorgetragen haben. Aus dem angenommenen Begriff habe ich solche auf eine ungezwungene Weise abzuleiten, und dann mit den ausdrücklichen Worten vieler Lehnbriefe ihnen selbst mehr Festigkeit und Haltbarkeit zu geben, oder, wenn man will, auf diese Art zu zeigen gesucht, daß jener Begriff kein willkürlicher, oder aus der Luft gegriffener, vielmehr ein sowohl in der Natur der Sache selbst, als auch in Lehnbriefen offen daliegender sey, oder so gebildet werden müsse, wenn er auf alle und jede Lehnträger, die sowohl ganzen Ländern als einzelnen Personen vorstehen, anwendbar seyn soll. Auch habe ich durch diese Ausführung die Wahrheit, daß es nämlich etwas anders sey, gewisse Rechte zu haben und in deren Besitz zu seyn; ein anderes aber, die Ausübung aller dieser Rechte zu haben; wie auch, daß der Lehnträger bald als Vasall, bald als Bevollmächtigter zu betrachten sey, und dort die Grundätze von jenem, hier aber von diesem auf ihn anzuwenden wären, — auf eine, wie mich dünkt, überzeugende Art zu bewähren gesucht. — Zwar wird man mir vielleicht entgegen halten, daß man noch hier und da Mängel und Lücken in dieser Abhandlung gewahr werde, und daß ich besonders wenig ungedruckte Lehnurkunden beygebracht hätte; allein so gerne ich dieses einräume: so muß ich eben erwiedern, daß ich gab, was ich zu geben vermochte, und daß es mir leid thut, daß die Aernte nicht reichlicher ausfiel.“ — „Da übrigens die Lehnsvormünder in den ältern Zeiten mit dem Lehn und dessen Einkünften belehnt, und mithin als Lehnträger angesehen wurden: so fand ich, um den Unterschied zwischen

ihnen und diesen und den Lehnsbevollmächtigten bemerklicher zu machen, für nöthig, meinen Fleiß auch hierauf zu verwenden; und sonach zerfiel diese Abhandlung in zwey Theile, deren ersterer die Lehre von den Lehnträgern enthalte, der zweyte dagegen sich auf die Lehnsvormünder und Lehnsbevollmächtigten erstrecken sollte. Mancherley Ursachen bestimmten mich indeffen, diesen Plan in sofern abzuändern, daß ich vorjetzt den zweyten Theil absonderte, und zu einer eignen ausführlicher zu bearbeitenden Abhandlung aufsparte. Diese gegenwärtig erscheinende Abhandlung ist also gleichsam die Vorgängerin von jener, welche, wofern das Publicum meiner Arbeit eine nicht ganz ungünstige Aufnahme schenken sollte, nächstens erscheinen soll.“

An Ausführung dieses letzteren Planes indeffen wurde der Vf. durch den Tod, der ihn übereilte, gehindert, und es sind daher hier nur diejenigen Bruchstücke, die man unter seinen Papieren fand, als Anhang beygefügt. — Eben so ist die auf dem Titelblatte angekündigte Vorrede des Hn. Hofraths Schnaubert noch nicht geliefert; die Verlagshandlung aber hat versprochen, solche, so bald sie abgedruckt seyn wird, den Käufern des Buches unentgeltlich nachsenden zu wollen.

Wer übrigens Schröters frühere Werke, besonders seine Abhandlungen zur Erläuterung des deutschen privat-kirchen- und peinlichen Rechts, dergleichen seine theoretisch-praktische Abhandlung von der Lehnwaare und andere Belehnungsgebühren, kennt, der kann auch auf die Darstellungs- und Behandlungsart in der vorliegenden Schrift einen sichern Schluß machen. Rühmlicher, ausdauernder Fleiß im Sammeln, Beleuchtung des Gegenstandes von allen Seiten, Richtigkeit und Präcision der Begriffe endlich, sind auch hier unverkennbar hervorstechende Eigenschaften; aber Richtigkeit der Sprache und eine klare, fließende Schreibart vermißt man dagegen, wie immer.

Nach in einer *Vorbereitung* vorausgeschickten allgemeinen Begriffen und Bemerkungen, zerfällt die vorliegende Abhandlung in zwey *Abchnitte*. Der erstere beschäftigt sich mit den eigentlichen Lehnträgern, und zwar in zwey *Abtheilungen* mit den eigentlichen Lehnträgern überhaupt, und den eigentlichen Lehnträgern bey Reichslehen insbesondere. Die erste Abtheilung hat folgende Kapitel: *Kap. 1.* Von den Lehnträgern derjenigen Personen, welche entweder wegen eines physischen Fehlers, oder wegen eines gesetzlichen Mangel eines Lehnträgers bedürfen. *Kap. 2.* Von den Gemein-

schafts- Geschlechts- und Senioratslehenträgern. Kap. 3. Von den Lehenträgern ganzer Gesellschaften, Collegien, Städte, Klöster und Stifter. Kap. 4. Von Bestellung der Lehenträger und welche Personen dazu genommen werden müssen. Kap. 5. Von Beendigung der Lehenträgerchaft, den Fällen, in welchen, und der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehenträger bestellt werden muß. Kap. 6. Von der Legitimation des Lehenträgers. Kap. 7. Von der Muthung des Lehns und der Belehnung des Lehenträgers. Kap. 8. Von den übrigen Pflichten des Lehenträgers. Kap. 9. Von den Rechten der Lehenträger. — Die zweyte Abtheilung besteht wieder aus sechs Kapiteln. Kap. 1. Von den Lehenträgern reichsständischer Damen und einzelner Geistlichen. Kap. 2. Von Gemeinschafts- Geschlechts und Seniorats- Lehenträgern bey Reichslehen. Kap. 3. Von den Lehenträgern ganzer Länders, Bisshümer, Städte und Corporum. Kap. 4. Von Beendigung der Reichslehenträgerchaft, der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehenträger angenommen werden, und wie er sich legitimiren muß. Kap. 5. Von der Nachsuchung um die Lehnserneuerung und der Leistung des Lehneides bey Reichslehen. Kap. 6. Von den übrigen Pflichten und Gerechtigkeiten der Reichslehenträger.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den uneigentlichen Lehenträgern bey Bürger und Bauerlehen, und hat in fünf Kapiteln folgende Unterabtheilungen: Kap. 1. Von den uneigentlichen Lehenträgern des weiblichen Geschlechts, der Ausländer und anderer Personen. Kap. 2. Von den Gemeinschafts- und Senioratslehenträgern. Kap. 3. Von dergleichen Lehenträgern bey Zünften, Universitäten, Dorfschaften, Städten und Kirchen. Kap. 4. Von den Personen, welche zu uneigentlichen Lehenträgern genommen werden, und von der Erlöschung dieser Lehenträgerchaft. Kap. 5. Von der Verbindlichkeit dieser Lehenträger.

Der Anhang endlich giebt in dem zweyten Abschnitte einige Bemerkungen über die Lehnsvormünder der Lehnherrn; der erste Abschnitt hingegen, der sich mit den Lehnsvormündern der Lehneute beschäftigt, zerfällt in folgende Kapitel: Kap. 1. Von der altern Beschaffenheit der Lehnsvormünder. Kap. 2. Von dem Begriff, den Personen, welchen die Lehnsvormundschaft aufgetragen, und von dem Richter, von welchem der Lehnseid bestätigt werden muß. Kap. 3. Von den Pflichten und Rechten der Lehnsvormünder. Kap. 4. Von Beendigung der Lehnsvormundschaft.

Unstreitig gehören die Lehren von den Lehenträgern und Lehnsvormündern zu den noch wenig bearbeiteten, und es hat daher Hr. Schröter durch dieses sein letztes Werk allerdings ein bleibendes Verdienst sich erworben; nur wäre zu wünschen, daß ein eben so fleißiger und geschickter Sammler der Abhandlung über die Lehnsvormünder noch diejenige Ausführlichkeit geben möchte, die sie ohne Zweifel unter den Händen des Vfs., hätte der Tod ihn nicht übereilt, erlangt haben würde.

LEIPZIG, b. Kummer: *Ueber die Behauptung, daß die Untersuchung in Strafsachen der Reichsunmittelbaren dem Reichshofrathe nicht dem Reichskammergerichte zustehe*, von D. Karl August Wittmann, Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Anfang dieser gehaltvollen Schrift beschäftigt sich mit der Darstellung der Gründe für das Vorzugsrecht des Reichshofraths. In ältern Zeiten Deutschlands hatten die Könige vorzüglichlichen Einfluß auf Entscheidung peinlicher Rechtställe. Dieser Einfluß ward aber durch die Entstehung der Landeshoheit beschränkt. Doch erhielt die Gerichtsbarkeit des Kaisers über Unmittelbare in diesem Zeitpunkte neue Stützen an verschiedenen Umständen, und ward von den deutschen Fürsten willig anerkannt. Die Kaiser übten dies Recht durch Hofgerichte aus, behielten sich aber die wichtigsten Fälle zur eigenen Entscheidung vor: was besonders die bekannte Constitution Friedrichs II. von 1235 beweiset. Dabey war es gewöhnlich, daß der Kaiser in solchen Fällen andere deutsche Fürsten zusammenrief, und sie um ihre Meynung befragte, woraus die Fürstengerichte entstanden, welche letztere aber durch die Entstehung der Reichsgerichte außer Gebrauch kamen: an deren Stelle trat der Reichshofrath. Aber, fährt nun der Vf. fort, die Constitution Friedrichs des II. ist kein gültiges Gesetz mehr, weil sich die deutsche Gerichtsverfassung geändert hat. (Dies folgt nicht; eine Aenderung in der Art der Gerichtsverfassung verändert gerade das Recht der Gerichtsbarkeit nicht.) Zweytens beweiset diese Constitution nicht, daß der Kaiser allein über Unmittelbare richten könne, da den Urkunden zufolge der Kaiser nur Director der Fürstengerichte war. (Aber der Kaiser ward doch von den Fürsten als ihr Richter freywillig anerkannt; von ihm mußte es also abhängen, von welchem Gerichte er die Sache wollte untersuchen lassen: und war dann der Kaiser gerade schuldig, Fürstengerichte zu berufen? Friederich II. legte sich unbedingt die Entscheidung solcher Fälle bey, und dies geschah, wie der Vf. weiter unten anführt, mit Bewilligung der Stände. Diese Betrachtungen heben auch die weitem Sätze des Vf., der Kaiser habe die Gerichtsbarkeit über Unmittelbare dem Reichshofrathe nicht übertragen, und diese Sachen den Fürstengerichten nicht entziehen können.) Auch kann, sagt der Vf. weiter, nicht bewiesen werden, daß der Reichshofrath an die Stelle der Fürstengerichte getreten sey. (Beweiset dies die langwährende Observanz nicht?) Auch ist der Grund, daß dem Reichskammergerichte die Untersuchung in Landfriedensbruchsachen als Ausnahme zugestanden sey, nicht für den Reichshofrath, da auch bey Vergehungen gegen die goldne Bulle und der Gotteslästerung der Fiscal bey dem Reichskammergerichte zu klagen angewiesen wird. (Aber die angeführten Reichsgesetze sprechen vorzüglich von Pön des Landfriedens und dem Falle, wenn deutsche Richter die Gotteslästerung nicht be-

strafen,) und von den Reichsgesetzen nicht ausdrücklich gesagt wird, dafs in Landesfriedensbruchsachen allein das Reichskammergericht unterfuchen dürfe, auch die Reichsgesetze vom Landfriedensbruche als dem damals häufigsten Verbrechen reden. §. 15. ff. sucht der Vf. die Gesetzstellen zu widerlegen, aus denen man ein ausschließendes Recht des Reichshofrathes erweisen will, wogegen sich ebenfalls manches erinnern ließe, wenn Rec. nicht zu weitläufig zu werden fürchtete. §. 19. ff. stellt nun der Vf. die Gründe für das Reichskammergericht auf, dafs nämlich der Zweck der Errichtung desselben das Recht der Untersuchung solcher Fälle nicht ausschliesse, dies Reichsgericht also gleiche Rechte mit dem Reichshofrath haben müsse, auch die Untersuchung mehrerer Strassfälle dem Reichskammergerichte aufgetragen worden sey. (Man sieht, dafs diese Gründe blofs die Fähigkeit des Reichskammergerichts zu solchen Untersuchungen, welche Niemand bezweifelt, beweisen.) Rec. muß bekennen, dafs er mit dem Vf. in der Hauptsache nicht übereinstimmen könne, aber auf der andern Seite läßt er sehr gerne dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren, dafs er für seine Meynung alles, was möglich war, beygebracht habe, und dafs die ganze Schrift einen rühmlichen Beweis des Forschungsgeistes und der ausgebreiteten Belesenheit des Vf. darlege.

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, b. Linke: *Grundlinien der Eisenhüttenkunde*, von Traugott Lebrecht Haße, königl. Großbritan. und Kurfürstl. Braunschw. Lüneburg. Hüttenmeister in Rothehütte. 1801. XIV. und 98 S. 8.

Bey dem immer mehr sich ausbreitenden Betrieb der Eisen-Berg und Hüttenwerke, besonders seit der Anwendung der chemischen Theorie auf die Schmelzarbeiten, konnte es nicht fehlen, dafs nicht auch einsichtsvolle Eisenhüttenverständige auf ein System aller dem Eisenhüttenmann nöthigen Kenntnisse und Arbeiten hätten denken sollen. Dieses ist um so nöthiger und nützlicher, da in dem Gebiete der Berg- und Hüttenkunde überhaupt fast täglich neue Erfahrungen und Entdeckungen gemacht werden, die sich nur durch eine gute und zweckmäßige Ordnung derselben übersehen und benutzen lassen. Der Vf. der vorliegenden Skizze einer systematischen Theorie des Eisenhüttenwesens folgt hauptsächlich der Methode des Hn. Bergr. *Werners*, welcher über dieses Fach zu Freyberg öffentliche Vorlesungen hält, die aber der Vf. bey seinem dortigen Aufenthalte nicht besuchen konnte. Dem hier vorgelegten Grundrifs hofft er durch ein vielleicht in der Folge herauszugebendes Eisenhütten-Magazin, und durch ein zu begründendes Lehrinstitut für künftige Eisenhütten-Officianten, noch mehr Ausdehnung und praktische Brauchbarkeit zugeben. — Das erste Kapitel enthält etwas Weniges über den Begriff

und den eigenthümlichen Charakter der Eisenhüttenkunde. In Deutschland wurde das Berg- und Hüttenwesen zuerst nach Grundsätzen behandelt. Nach und nach aber haben auch andre Nationen mit der deutschen darin gewetteifert. Vor allen hat England, freylich durch das Zusammenstoßen mehrerer günstiger Umstände unterstützt, darin Epoche gemacht, und in Schweden beschäftigt die Direction des Eisen-Berg- und Hüttengewerbes ein eignes Landescollegium. Auch in Preussischen, Hannöverschen, Braunschweigischen und andern Ländern, sind besondre Berg- und Hüttenämter errichtet, und einem eignen Departement untergeordnet. In Frankreich hat die neue Regierung ein Bergwerkscollegium (*Conseil des mines*) errichtet, dessen Hauptzweck größtentheils in der Bildung und dem Unterrichte junger Eisenhüttenleute besteht. — Die Eisenhüttenmännischen Kenntnisse werden hier in drey Haupttheile eingetheilt, in den technischen Theil, oder die bey den Hütten-Operationen vorkommenden Arbeiten und Handgriffe, und in die höhere und niedrigere Directionskunde. (Erstere gehört eigentlich für den Staat und den Regenten). Dafs alle diese Kenntnisse, welche man, verbunden mit den nöthigen Hilfswissenschaften Eisenhüttenkunde nennt, als eine besondre Disciplin betrachtet und bearbeitet werden müsse, zeigt der Vf. mit mehreren Gründen. Im zweyten Kap. wird ein kurzer Entwurf der Geschichte der Eisenhüttenarbeiten (der aber doch fast zu kurz ausgefallen ist), und ein Abrifs derselben in ihrer jetzigen Gestalt, gegeben. Die älteste Methode des Eisenschmelzens war unftreitig sehr einfach, und geschah in niedrigen unter freyem Himmel aus einigen Steinen erbauten Oefen, worin man das Erz, verimuthlich Wiesen- oder Sumpferz, mittelst Handblasenbälge in Klumpen niederschmelz, herauszog und es nachher durch ein nochmaliges Schmelzen oder Wärmen auf Steinen in beliebige Formen schlug. (Vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 190.) So entstanden denn die Luppenfeuer, die auch noch und nach durch Anwendung mehrerer Hülfsmittel brauchbarer wurden. Als sich die leichtflüssigen Erze verminderten, dachte man darauf, die strengflüssigern durch Erhöhung der Oefen und Verstärkung der Hitze durch wirksame Blasenmaschinen, zu verschmelzen; und so entstanden allmählig Blau-Fluss- und Stücköfen. Um das noch nicht völlig reducirte Metall, welches man aus diesen Oefen erhielt, durch weiteres Umschmelzen und Verarbeiten zur vollkommnern Reduction zu bringen, wurden die Frischfeuer eingeführt. Seit dem 15ten Jahrhundert hat man den Aufwand an Kohlen zu vermindern, und eine grössere Quantität möglichst reducirtes Roheisen auszubringen gesucht, wodurch, dafs man die Oefen noch höher baute, und auch zugleich die Gebläse verhältnismäßig vergrößerte. Dieses sind die jetzt überall gebräuchlichen sogenannten Hohöfen. Die Eisengießerey ist in neuern Zeiten aufser England, auch vorzüglich auf den Hüttenwerken Lauchhammer bey Mückenberg in Sachsen, zu Malapane und Gley-

Gleywitz in Schlesien, und nächst diesen zu Harowitz in Böhmen, zu einer sehr großen Vollkommenheit gediehen, und ihre Arbeiten können den vorzüglichsten englischen in dieser Art an die Seite gesetzt werden. Das *dritte Kap.* enthält einen Umriss aller dem Eisenhüttenmann nöthigen Haupt- und Hilfskenntnisse und Fertigkeiten. Diese sind von sehr großem Umfang, und bisher noch nie mit systematischer Ordnung abgehandelt worden; daher kommt es denn, daß es in diesem Fache noch so viele Empiriker giebt, die mit den zu verarbeitenden Mineralien und Materialien und deren chemischen Verbindungen untereinander, auch mit den Schmelzproducten selbst, gar nicht genau bekannt sind, und also das Ganze bloß nach empirischen und mechanischen Kennzeichen beurtheilen. Das *vierte Kap.* handelt von der Wichtigkeit der praktisch-theoretischen Eisenhüttenkunde, zeigt den großen Nutzen des Eisens im menschlichen Leben, und giebt eine kurze Nachricht von den ungeheuren Vorräthen, die davon jährlich in verschiedenen europäischen Ländern verarbeitet werden. (Diese Nachrichten möchten aber noch mancher Ergänzung und Berichtigung bedürfen). *Fünftes Kap.* über die Literatur der Eisenhüttenkunde. Man darf von einem Hüttenmann, zumal wenn er von vollständigen Bibliotheken entfernt lebt, bey dem jetzigen Zustande der Literatur nicht erwarten, ein genaues und vollständiges Verzeichniß aller Schriften seines Faches bey ihm vorzufinden. Das im J. 1774 von Abt in Berlin herausgekommene Verzeichniß der Schriften vom Eisen,

welches hier S. 50. in der Note angeführt wird, ist Rec. nicht bekannt, aber wohl eins ohne Namen des Verfassers. Berlin 1782. 8. Dieses ist aber schon für jenen Zeitraum viel zu mangelhaft, unvollständig und in den Allegaten voller Fehler, und hätte jetzt allerdings eine neue und völlig umgearbeitete Ausgabe verdient. Einige der vornehmsten Schriften führt der Vf. hier mit auf. S. 15 und 54. steht unrichtig Riemann statt Rinman. Zuletzt theilt der Vf. S. 60 f. sein System der Eisenhüttenkunde in einem tabellarischen Abriss mit. Der erste Theil begreift alle Kenntnisse, welche der Eisenfabrication vorangehen, der zweyte diejenigen, welche dazu unmittelbar gehören, und endlich der dritte die, welche zur Bewirthschaftung und Debitirung der Eisenfabrication erforderlich sind. Der Plan scheint wohl durchdacht, und zeugt von guten Kenntnissen; auch würde sich Hr. II. um das dabey interessirte Publicum kein geringes Verdienst erwerben, wenn er sein System in einem eignen Werke bearbeiten wollte, zumal wenn er sich noch mehr mit den dazu in Menge vorhandenen literarischen Hülfsmitteln bekannt gemacht hat. Einige Rubriken könnten wohl etwas gedrängter bearbeitet seyn, z. B. vom Forstwesen; dagegen könnte der Geschichte des Eisenberg- und Hüttenwesens wohl ein eigener Abschnitt, etwa gleich zu Anfang, gewidmet werden. Es ist übrigens unangenehm, daß diese Schrift von einer Menge Druckfehler wimmelt, die man nicht angezeigt findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Bedenken über das Entschädigungssystem, besonders für weltliche Fürsten.* 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Der ungenannte Vf. dieser kleinen Brochüre, tritt als Bekämpfer des Entschädigungssystems auf, ohne seine Vorgänger zu kennen. Er gesteht S. 7. sehr aufrichtig, daß die über Recht- und Unrechtmäßigkeit der Säcularisationen seit dem Rastätter Congress erschienenen Schriften ihm nicht bekannt seyen, glaubt jedoch, daß es nicht ganz überflüssig seyn werde, seine Bedenklichkeiten bey diesem Gegenstand, in Absicht auf die weltlichen Fürsten, mitzuthellen. Er redet zuerst den geistlichen Fürsten das Wort, und commentirt Auszugsweise die merkwürdigsten Abstimmungen derselben, mit heftigen Ausfällen gegen den preussischen Hof, welcher durch den Krieg vielleicht mehr gewonnen als verloren, unter dem Vorwand die Neutralitätslinie zu schützen, einen großen Theil seiner Truppen auf Kosten der Mitstände unterhalten, dafür sogar schöne Summen von Frankreich bezogen, und dann, nachdem er das Reich dadurch in den Abgrund gestürzt (?) habe, noch Entschädigungen zur Belohnung verlange. Seine Hauptabsicht

geht aber dahin, die Erbfürsten auf die bedenklichen Folgen des Entschädigungsprincips aufmerksam zu machen, welches, von ihnen nun einmal als gültig anerkannt, bey einem neuen Reichskriege, wenn kein geistliches Gut zu säcularisiren übrig bleibe, wenigstens gegen die minder mächtigen derselben angewendet werden, und wohl gar am Ende, nach dem Beyspiel von Polen, zu einer allgemeinen Theilung Deutschlands führen möchte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Schladebach: *Die Kunst im Damenspiele Meister zu werden, durch fünfzig auserlesene Beyspiele erläutert,* aus dem Englischen von A. F. Thöden in London. 1800. 72 S. 8. (6 gr.) Wer sich aus vorgepielten Spielen allgemeine Regeln abziehen kann, dem wird diese Anweisung nützlich seyn können. Nur Regeln, die in keiner guten Anweisung fehlen dürfen, sucht man hier umsonst. Die Materialien zur Vorrede, wozu sich der Verleger als Verfasser bekennt, scheinen in der Wachstube und in gemeinen Wirtshäusern gesammelt zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro Ruffisch-Kaiserlichen Majestät Staatsrathes und ersten Mitglieds des Reichs-Bergcollegiums, dann Mitglieds der Ruffisch-Kaiserlichen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, und der naturforschenden zu Berlin, *Abhandlungen von dem Wasserrechte, sowohl dem natürlichen, als positiven, vornehmlich aber dem deutschen. Dritter Band. 1800. 166 S. Vierter Band. 1800. 104 S. 4. (1 Rthlr. 15 gr.)*

Auch unter dem besonderen Titel:

Abhandlungen vom Seerechte. Erster Band. Zweyter Band.

Technologische, völker-staats- und privatrechtliche Grundsätze über die einschlagenden Lehren findet man hier in buntem Gemische untereinander. In keinem Fache aber erhebt sich der Vf. über die ersten Grundlinien; mit der neuesten Literatur scheint derselbe ganz unbekannt geblieben zu seyn, denn fast durchaus sind *Fischer* in dem Kamealrechte, und *Estor* in der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit seine vorzüglichsten Gewährsmänner; eben so wenig wird hier einzelner, besonders neuerer Fälle, die denn doch immer als vorzügliche Erläuterungsmittel zu betrachten sind, gedacht; und endlich findet man mit unter die trivialestes Rechtsätze, eben so wie die absurdesten Meynungen älterer Schriftsteller angeführt; auch ist der Vf. bey bekräftigten Fragen in der Wahl einer Parthey nicht immer glücklich.

Damit indeffen unsere Leser wissen, was sie hier zu suchen haben, wollen wir nicht nur eine vollständige Inhaltsanzeige einrücken, sondern auch, zu Bestärkung des obigen Urtheils, einzelne Stellen ausheben.

Dritter Band. Zehnte Abhandlung. Von dem Rechte der Häfen. Erstes Kapitel. Von dem Begriff der Häfen. Zweytes Kap. Von dem Eigenthum und Recht der Häfen. Drittes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey und Gerichtsbarkeit bey den Häfen. Eilfte Abhandlung. Von dem Stapel- und Krahnrecht. Erstes Kap. Von dem Begriff des Stapels und Krahnens. Zweytes Kap. Von dem Rechte der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. — Hier heisst es z. B. S. 46. „Uebrigens sind die Juristen darüber noch nicht enig, ob ein noch nicht gekrönter römischer Kaiser, oder ein römischer König beym Leben
A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

des Kaisers, ja auch die Reichsvikarien, das Stapelrecht ertheilen können; es wird inzwischen hierüber nicht leicht ein Streit entstehen!“ Hingegen von den neuesten, diesen Gegenstand betreffenden, allgemein bekannten Streitfällen ist eben so wenig die Rede, als der neueren, und besseren Schriften auch nur gedacht wird. *Drittes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit bey der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. Zwölfte Abhandlung. Von der Fischgerechtigkeit. Erstes Kap. Von dem Begriff der Fischerey. Zweytes Kap. Von dem Rechte der Fischerey. Der §. 48. lautet hier so: „Wenn ein Teichdamm durchbricht, oder ein Teich durch Wolkenbrüche und starke Regengüsse überschweimt wird, oder sonst die Fische in einem Teiche Gelegenheit bekommen, durchzugehen: so kann solchen der Teichherr nachsetzen, und sie, als sein Eigenthum, wieder fangen lassen. Es muß aber dazu eine gewisse Zeit bestimmt werden!!, weil sonst der Teichherr auch andere ihm nicht gehörige Fische fangen lassen kann!! Aber auch die, welche dergleichen durchgegangene Fische auflesen und fangen, müssen solche dem Eigenthümer gegen eine *Ergötzlichkeit!!* wieder zustellen, wenn sie sich nicht eines Diebstahls schuldig machen wollen. Findet bey alle dem der Fall statt, daß dergleichen Fische in *eines andern Herrn Teich!* kommen, und man kann solche von den Fischen in diesem Teiche nicht unterscheiden, so können auch solche nicht wieder daraus gefangen werden. Weil inzwischen Niemand mit eines andern Schaden reicher werden kann, *so ist billig!!*, daß der Teichherr des Fischteiches, woein die durchgegangenen Fische gekommen sind, dem *Eigenthümer dieser Fische für den erweislichen Schaden etwas!! vergüte.“* *Drittes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Fischerey. Dreyzehnte Abhandlung. Von dem Strandrechte. Erstes Kap. Von dem Begriff des Strandrechts. Zweytes Kap. Von dem Strandrechte an sich. Drittes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über das Strandrecht. Vierzehnte Abhandlung. Von der Schifffahrt und dem Schifffrechte. Erstes Kap. Von dem Begriff der Schiffe, Schifffahrt und Seeleute. Zweytes Kap. Von der Beherrschung der Schifffahrt, dem Schifffrechte, und den dabey vorkommenden Verbindlichkeiten. Drittes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Schifffahrt, und das dabey vorkommende Recht.**

Vierter Band. Fünfzehnte Abhandlung. Von den Seehändeln und Seegedingen. Erstes Kap. Von dem
Yyy Be-

Begriff und den Rechten der Seehandel und Seegedinge. — Der §. 34. ist folgenden Inhalts: „Geschiet es, daß der Pächter eines Schiffes genöthiget gewesen, sich in der See, oder anderswo, über die Zeit, auf welche das Schiff verpachtet ist, aufzuhalten: so ist er nicht schuldig, mehr Pachtgeld zu bezahlen, als worüber beide Theile übereingekommen sind! Gehet hingegen das Schiff, Ruder und anderes Schiffsgeräthe, das Jemand gepachtet hat, durch einen Zufall zu Grunde, so muß der Pächter das zwischen beiden Theilen verabredete Pachtgeld doch bezahlen! Zweytes Kap. Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Seehandel und Seegedinge.

Auf diesem Wege ist es freylich leicht Bücher zu Tage zu fördern, und wenn gleich der Vf. in der Vorrede zum dritten Bande schreibt: — „Uebrigens hoffe ich, daß man, ob ich schon bisher meist nur im Kameralfache bekannt bin, in dieser Schrift keine Irrlehren finden werde, da mein erstes und eigentliches Studium die Rechtswissenschaft war, und ich schon ehehin sowohl Regierungs- als Justizgeschäfte, die immer meine Lieblingsarbeiten ausmachten, verwaltet habe, und das gewiss immer mit mehr Ruhe und Zufriedenheit, als andere Arbeiten“ — so ist es doch nur gar zu unverkennbar, daß derselbe, so bald er in das Gebiet der Rechtswissenschaft sich einläßt, in ein ihm nicht genug bekanntes Feld kommt.

NATURGESCHICHTE.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: K. L. Willdenow's und J. J. Bernhardt's zwey botanische Abhandlungen über einige seltene Farrenkräuter, und über *Asplenium* und einige ihm verwandte Gattungen. Mit 4. Kupfertafeln. 1802. 32 und 18 S. 8.

Hr. Willdenow macht in seiner Abhandlung, die den 3. Febr. 1801. in der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften vorgelesen wurde, zuvörderst einige allgemeine Bemerkungen über kryptogamische Gewächse, und über die allgemeine Definition dieser Classe. Er findet es tadelnswerth, wenn Linné als Classen-Charakter die verborgene, den unbewaffneten Augen unsichtbare Beschaffenheit der Befruchtungs-Werkzeuge angab. Die Feige blühe auch verborgen und bey der Chara könne man die Befruchtungs-Werkzeuge ebenfalls nicht mit bloßen Augen entdecken. Diefs ist nicht allein richtig, sondern man kann, aufser den von Hr. W. angeführten, noch manche andere Gewächse nennen, deren Befruchtungs-Werkzeuge so klein sind, daß man sie nur durch Loupen oder durch Vergrößerungs-Gläser gewahr werden kann. Allein zuvörderst ist die Verborgenheit der Befruchtungs-Werkzeuge bey den Kryptogamisten viel ausgezeichnet, als bey andern Pflanzen, indem man selbst bey der Chara und Zostera das Außere der Befruchtungs-Werkzeuge recht wohl mit bloßen Augen entdecken kann; theils soll

dieser bloß künstliche Classen-Charakter den natürlichen nicht ausschließen. Der letztere wird von der Verschiedenheit der Formen des ganzen Gewächses hergenommen, und ist auf jeden Fall in Moosen sowohl, als in Farrenkräutern und Flechten, sehr bestimmt und untercheidend.

Hr. W. schlägt einen andern Classen-Charakter der Kryptogamisten vor, der darin bestehen soll, daß die befruchtenden Werkzeuge keine Antheren, voll Pollen, sondern wahre nackte Pollines seyn sollen. Als Gründe führt er Hedwig's Beobachtungen über die sogenannten Antheren der Moose an. Rec. will diese Vorstellungsart von den befruchtenden Werkzeugen der Moose nicht geradezu verwerfen; allein, so lange in den Antheren der Moose noch wirkliche Körner, den Pollen-Kügelchen anderer Pflanzen ähnlich, enthalten sind, und ausgesprüht werden, kann er nicht umhin, jene befruchtenden Organe für wirkliche Antheren und ihren Gehalt für wirklichen Pollen zu nehmen. Gesetzt aber auch, daß die Moose statt der Antheren nur nackte Pollines hätten: so kann doch diefs Niemand von den übrigen Kryptogamisten behaupten. Kennt man die befruchtenden Werkzeuge der Farrenkräuter, der Flechten und Schwämme? Hat das *Lycopodium* nicht deutliche Antheren, mit Pollen-Kügelchen angefüllt, die vollkommen den Pollen-Körnerchen der Pflanzen aus der sechzehnten und neunzehnten Classe ähnlich sehen? Auch ist es ganz unrichtig, wenn Hr. W. den Moosen *pollinem sparsum* beylegt. Gesetzt, die Antheren derselben wären, gleich den Antheren der Afklepiaden, für nackte Pollines zu halten, so sind sie doch nicht zerstreut, sondern ihre Anzahl ist sehr bestimmt. Falsch ist es ferner, wenn er sagt: die Orchiden zeichnen sich durch hautlose Staubbeutel aus, aber zerstreuten Blumenstaub, haben sie nicht. Rec. will die Unrichtigkeit des Ausdrucks: *Blumenstaub*, nicht rügen: er will nicht auf den Widerspruch in den Worten: *hautlose Staubbeutel*, aufmerksam machen. Aber muß man nicht daraus schließen, daß Hr. W. die Befruchtungs-Werkzeuge der Orchiden sehr nachlässig oder gar nicht untersucht hat? Er sehe doch nur die Zwilling-Antheren der *Orchis mascula*, und *Satyrium repens* und der *Ophrys ovata* auf der 271, 272, und 273sten Tafel des vortrefflichen Handbuchs des verdienten Schkuhr an, um sich zu überzeugen, daß diese Gewächse allerdings eigentliche Antheren besitzen, die von einer eigenen Haut umgeben sind, und bestimmte Pollen-Körnerchen erhalten. — Sehr zweckmäfsig ist die Eintheilung, die Hr. W. bey der 24sten Classe vorschlägt. Er nimmt nämlich acht Ordnungen an, die er auf folgende Art untercheidet:

1) *Stachyopterides*. *Fronde germinante non circinnata, capsulis sparsis longitudinaliter dehiscentibus, vel spicatis vel in foliorum axillis sessilibus.*

2) *Filices*. *Fronde germinante circinnata, capsulis aggregatis, irregulariter dehiscentibus, vel racemosis, vel in frondis superficie inferiore sessilibus.*

3) *Hyp-*

3) *Hydropterides*. Fronde germinante plerumque non circinnata, capsulis sparsis ad basin vel in sinu frondis squamis obtectis.

4) Musci.

5) *Hepaticae*.

6) *Algae*.

7) *Fungi*.

8) *Gasteromyci*. Corpore subgloboso, interne ex toto feminibus vel thalamis repleto.

Es sey dem Rec. erlaubt, über diese Ordnungen und Charaktere seine Bemerkungen herzusetzen. Zuvörderst nimmt Hr. W. die spiralförmige Wendung des aufgehenden Laubes der Farrenkräuter zum Charakter der zweyten Ordnung an, welches nicht allein seinen anderswo geäußerten Grundätzen zuwider ist, da der Habitus nie zum künstlichen Charakter gezählt werden soll, sondern es findet sich auch diese spiralförmige Windung des aufgehenden Laubes in der dritten Ordnung bey der *Pilularia* und bey der *Marsilea*. Bey der erstern giebt es Hr. W. zu, aber von der *Marsilea quadrifolia* scheint er selbst keine anschauliche Kenntniß zu haben. Wir verweisen ihn also auf die treffliche Abhandlung von *Jussieu* in den *Mémoires de l'Académie de Paris*, ann. 1740. wo er die spiralförmigen Windungen des aufgehenden Laubes sehr gut abgebildet finden wird. Dafs der *Isoetes lacustris* eben so aufgeht, glaubt Rec. bemerkt zu haben. Es bleibt also aus der dritten Ordnung blofs noch die *Salvinia natans* übrig.

Hr. W. macht ferner den Unterschied zwischen der ersten und zweyten Ordnung, dafs dort die Kapseln länglich, hier aber unregelmässig auffpringen sollen. Jenes mag bey *Equisetum* durchgehends der Fall seyn: bey *Lycopodium* kann man keinesweges sagen, dafs die Kapseln nach der Länge auffpringen. Man vergleiche *Avellar Brotero's* classische Abhandlung über das *Lycopodium denticulatum* in den *Transact. of the Linn. soc. vol. V. p. 164.* und *Dillenius* Abbildungen von den Saamenkapseln des *Lyc. flabellatum*, tab. LXV. und des *Lyc. selaginoides*, tab. LXVIII. Dafs ferner die Kapseln der Farrenkräuter aus der zweyten Ordnung unregelmässig auffpringen sollten, ist grundfalsch. Fast alle *Filices exannulatas* haben regelmässig auffpringende Kapseln, wie sich jeder davon durch die Ansicht des *Ophioglossum vulgatum*, der *Osmunda regalis* und ähnlicher Gewächse überzeugen kann. — Ueberhaupt scheint uns der Ausdruck: *Stachyopteris* übel gewählt. Er kommt nicht einmal dem *Equisetum* zu: denn eine eigentliche Aehre ist es nicht, worin die Früchte sitzen, sondern es ist eine Traube, da an einem gemeinschaftlichen Hauptstiele besondere Nebentiele von ungleicher Länge sitzen, welche die die Kapseln haltenden Schildchen tragen. Bey einigen *Lycopodiis* ist es freylich eine Aehre, worin die Antheren sitzen, aber keinesweges tragen die *Lycopodia* die Saamen - Kapseln in Aehren. Dagegen stehen die Kapseln bey *Ophioglossum*, welches nach Hr. W. zur zweyten Ordnung gehören soll, in einer wahren Aehre, die bey der *Osmunda* eine Trauben - Aehre ist.

Da die Kapseln dieser beiden Gattungen regelmässig aufplatzen: so sehen wir gar keinen hinreichenden Grund ein, warum Hr. W. sie nicht zur ersten Ordnung zählen will. Besser aber wäre es, wenn er mit dem Namen zugleich die Definition jener Ordnungen änderte. Hn. *Swartz* Eintheilung in *annulatas*, *exannulatas* und *filicibus adfines* gefällt dem Rec. viel besser. — Dafs Hr. W. die *Andreea* nicht zu den Moosen rechnen will und ihr eine vierklappige Kapsel zuschreibt, wollen wir hingehen lassen, da er, als diese Abhandlung geschrieben wurde, wahrscheinlich noch nichts von *Hedwigs* interessanter Untersuchung dieses Laubmooses wufste. — Hr. W. geht nun einige Gattungen der ersten und zweyten Ordnung durch, und trennt zuörderst das *Lycopodium nudum*, wie schon ehemals unter dem Namen *Hoffmannia*, jetzt unter dem Namen *Bernhardia*, wegen der dreyfächerigen Kapsel. Auch Hr. *Swartz* erkennt diesen Unterschied als generisch, und belegt dies Gewächs mit dem Namen *Ptilotum*. — In der zweyten Ordnung trennt Hr. W. unter den *exannulatis* die Gattung *Ophioglossum* in zwey. Bey dem ächten *Ophioglossum* sollen nämlich die Kapseln zweyzeilig seyn, bey dem von ihm sogenannten *Hydroglossum* aber nach einer Seite hin stehen. Rec., der mehrere Willdenow'sche *Hydroglossa* besitzt, findet diesen Charakter gar nicht bey ihnen, namentlich nicht bey *O. scandens*, *flexuosum*, und *palmatum*, die offenbar zweyzeilige Kapselähren haben. *Swartz* trennt ebenfalls das *Ophioglossum* in zwey Gattungen, *Ophioglossum* und *Lygodium*. Zu dem letztern rechnet er *O. scandens*, *flexuosum* und einige andere, aber er giebt dieser Gattung einen ganz andern Charakter, als Hr. W. Er sagt nämlich: die Kapseln stehen in zweyzeiligen Schuppen an Aehren, welche aus dem Rande des Laubes hervor kommen. So sehr dieser Charakter dem Willdenow'schen widerspricht: so zweifelt Rec. doch, ob er wahrer sey. Bey *O. scandens* ist wenigstens nichts von Schuppen zwischen den Kapseln zu bemerken. — Uebrigens hat sich Hr. W. ein wahres Verdienst durch die Bekanntmachung und Abbildung mehrerer neuer Arten dieser Gattungen erworben. Sie sind: *Ophioglossum gramineum* von der malabarischen Küste, *Hydroglossum longifolium* eben daher, *H. palmatum* aus Pennsylvanien. Auch von der Gattung *Schizaea* wird eine neue Art *Sch. bifida* angeführt und abgebildet: so wie auch eine neue Gattung *Todea*, dem *Acrostichum* sehr ähnlich, und ein *Acrostichum lanuginosum*, von wunderbarem Bau.

Hr. *Bernhardi* untersucht einige Farrenkräuter näher, die er aus dem Forster'schen Herbarium vom Hn. Prof. *Sprengel* in Halle erhalten hatte. Er bestimmt zuörderst die Gattung *Asplenium* dergestalt, dafs er blofs auf die einseitige Oeffnung der Saamenhüllen Rücksicht nimmt, und so bringt er *Blechnum*, *Woodwardia*, *Pteris*, *Lonchitis* und *Darea* als Unterabtheilungen zu dieser Gattung, nachdem die Saamenhüllen mehr an der Mittelrippe oder mehr nach dem Rande oder in der Mitte des Blattes liegen. Die-

Diese Idee verdient allerdings Beyfall, wenigstens Beherzigung: denn jene Unterabtheilungen scheinen in der That nicht ganz generisch verschieden zu seyn. Hr. B. fährt das Beyspiel von *Acrostichum lineare Sprengel.* an, welches theils als *Woodwardia*, theils als *Blechnum* gelten kann: da eben am Blatte zwey lange Saamenhüllen, unterwärts aber mehrere kleinere sitzen. Rec., der jenes Farrenkraut sehr wohl kennt, hält es eher für ein *Blechnum*, weil die länglichen abgefonderten Saamenhüllen am untern Theile des Blattes eigentlich die ursprünglichen sind, und oben nur zusammen fließen. Sehr richtig bemerkt auch der Vf., daß *Adiantum cafferorum* mit *Lonchitis* eben so sehr als mit *Adiantum* übereinkimmt: und Hr. Swartz sieht diese Art daher als ein *Adiantum spurium* an. Eben so bemerkt Hr. B. mit Recht, daß *Pteris* und *Lonchitis* sehr in einander laufen, da die meisten *Pterides* keine ununterbrochen fortlaufende, und die meisten Arten von *Lonchitis* keine krummen auf die Buchten des Blatts allein eingeschränkte Saamenhüllen haben. Den Unterschied, welchen *Smith* zwischen *Asplenium* und *Darea* festgesetzt hat, nennt Hr. B. ganz brauchbar. Rec. kann nicht dieser Meynung seyn; er kann einem jeden Exemplare von *Aspl. Hemionitis* und *caudatum* zeigen, wo auf denselben Blatte die Saamenhüllen sich theils nach außen theils nach innen öffnen. Eben so wenig kann Rec. mit Hr. B. übereinstimmen, wenn er die Gattungen *Darea* und *Caenopteris* für einerley hält. Daß bey der letztern die Kapseln dem Rande selbst eingegraben sind, beweisen *Bergius* Abhandlung und Zeichnungen im 9ten B. der *Act. petropol.* Ganz willkürlich ist auch die Bestimmung von *Hemionitis*, daß die Saamenhüllen sich nach außen und innen zugleich öffnen sollen. Nimmt man diese Bestimmung an, so ist *Hemionitis* weder Gattung noch Art. Denn eben bey dem *Aspl. Hemionitis* findet man, wie bey *Asplenium Mühlenbergii Sprengel*, und *Aspl. polypodioides Mühlenb.*, die Oeffnung der Saamenhüllen bald nach innen, bald nach außen und innen zugleich. Die ächte *Hemionitis* hat gar keine Saamenhüllen. Hr. B. stellt ferner eine neue Gattung auf, die er *Gymnopte-*

ris nennt, und die sich von *Asplenium* durch den Mangel der Saamenhüllen unterscheiden soll. Dies ist zum Theil die ächte *Hemionitis*, wie Hr. Swartz auch bemerkt. Darin aber hat Hr. B. vollkommen Recht, wenn er *Adiantum clavatum* und *cuneatum* zur *Lindsaea* rechnet. *Oncoclea procerata Sprengel.* rechnet er zu *Pteris* oder *Asplenium*; Hr. Swartz zum *Blechnum*. Allein die zusammengezogene Beschaffenheit der Blätter und die linienförmige Saamenhülle scheinen doch mehr für die erstere Bestimmung zu sprechen.

ERDBESCHREIBUNG.

ERFURT, b. Hennings: *Meine Flucht nach Irland.* 1801. Erster Band. 202 S. Zweyter Band. 234 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Uebersetzung der Reise eines französischen Ausgewanderten nach Irland. *De Lactonaye* (so unterschreibt er sich in der Vorrede) durchwandert Irland zu Fusse von allen Seiten, und macht zugleich eine kleine Excursion nach Schottland. Ohne gerade tief in die Gegenstände einzudringen, giebt er doch manche brauchbare und angenehme Notizen, die durch die Umstände gewinnen, daß der Vf. zu Fusse reist, und daß seine Reise gerade zu der Zeit unternommen wurde, da Irland durch die stürmischen Volksbewegungen und durch die Landungsversuche der Franzosen die Aufmerksamkeit in einem erhöhteren Grade auf sich zog. Die allgemeinen Bemerkungen des Vf. betreffen theils Natur-, theils statistische Gegenstände, noch häufiger aber sind die über persönliche Vorfälle, die ihm als einem Fufsreisenden nicht selten aufstossen mußten. Die Reise geht von Dublin durch das Innere von Irland nach Schottland und von da nach Irland zurück. Die politischen Grundsätze und Bemerkungen des Vf. sind gemäsiget. Die Uebersetzung ist lesbar, nur sollte hin und wieder der Ausdruck gewählter, und die Einmischung fremder Wörter vermieden seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Leipzig, b. Gräff: *Johann Heinrich Lidén.* Ein kleiner Beitrag zur Gelehrten Geschichte Schwedens, von Joh. Georg Eck, Dr. d. Philos. auf d. Universität zu Leipzig. 1800. 36 S. 8. Allerdings verdiente das lehrreiche Leben dieses durch so lange Leiden geprägten Weisen, der ohne Geräusch viel Gutes wirkte, auch deutschen Lesern bekannter gemacht zu werden. Der Vf. versichert, dazu, während seines Aufenthalts in Schweden, theils mündliche Nachrichten eines Freundes, der in *Lidén's* letzten Lebens-

jahren seines täglichen Umgangs genoss, theils zwey Schwedische Gedächtnisreden benutzt zu haben, deren ausführliche Titel die Vorrede nennt. Die Schilderung selbst, welche Hr. M. Eck von *Lidén* liefert, ist zwar kurz; aber ihre Lectüre ist angenehm und erregt Theilnahme. Ein vorzüglich merkwürdiger Beleg zu *Lidén's* Denkart ist die Verordnung, welche er in Ansehung seines Begräbnisses machte, und die der Vf. am Schluß der Schrift in einer getreuen Uebersetzung mittheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmans: *Materialien für die Synoden in zwey Lieferungen, als Fortsetzung des Brem. und Verdr. Theolog. Magazins und des Synodalmagazins.* Herausgegeben von Johann Caspar Velthufen, D. der Theol. Generalluperintendent u. f. w. Joh. IX, 4. 1801. 385 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ehrwürdige Vf. fährt noch fort, die in seinem Lande üblichen Synoden zur Erweckung und Erhaltung des Bibelstudiums und der nutzbaren Amtsführung seiner untergeordneten Prediger anzuwenden. Der Inhalt der ersten Lieferung ist: 1) Der 110te Pf. ein von Christo feyerlich bestätigter prophetischer Räthselgesang, metrisch übersetzt. 2) Anmerkungen dazu. 3) Ruhige Ansicht desselben in seiner Harmonie mit den übrigen merkwürdigen Welterscheinungen. Mit vieler orientalischen Sprachgelehrsamkeit sucht der Vf. diesen Psalm nach seinem ersten Sinn und Zweck als prophetisch ängmatifch von Christo zu erklären. Den 3. V. übersetzt er wegen des Feminini נקבה „die ihm Todtenklage ankimmenden Weiber, die Hochbegnadigten“ [also wäre hier doch nicht von erschlagenen Feinden, sondern von Todten aus des Siegers Heere die Rede, welches wohl, verglichen mit Matth. 26, 53—56. Joh. 18, 8. II., auf des Messias Reich und Herrschaft gar nicht passen würde] בן erklärt er durch Blutthau, und findet darin eine uralte Auferstehungsterminologie und einen religiösen Volksbegriff, den man doch sogar bey David selbst, der gewis schon höhere Ideen, als das Volk seiner Zeit, hatte, nicht findet, da er Pf. 5, 6. so wenig deutlichen Blick über den Tod hin, so wenig Erwartung von einem Zustande nach dem Tode hatte. Schon deshalb ist es nicht wahrscheinlich, daß David (wenn er der Vf. des Psalms wirklich ist, woran Rec. sehr zweifelt, der ihn vielmehr für ein an ihn nach der Schlacht bey Rabba gerichtetes Aufforderungsgedicht hält) sich nach S. 8. einen König gedacht habe, in dessen zukünftigem Reiche er lange nach seinem Tode Unterthan seyn werde. Im 4. V. findet der Vf. in כִּי schon den Begriff eines Messias oder Christus. Dafs nach S. 17. die jüdischen Glaubensbücher [lieber: religiöse Schriften] Vorbereitungen des menschlichen Verstandes auf Christenthum und Muhamedanismus gewesen sind, läßt sich behaupten, daß aber dadurch unserer Vernunft die Ueberzeugung aufgedrängt sey, daß Gott ursprünglich durch *äußere Beweise* auf künftige allgemeine Religionslehrer aufmerksam gemacht habe, läßt sich schwerlich erweisen. Der Vf. meynt, wenn der 110te Pf. nicht wirkliche Weissagung wäre, und wenn der Messias darin nicht wirklich in religiösem Sinne Adonai hiesse, so hätte Jesus, tief unter seiner Würde, seinen gelehrten Gegnern nur seinen Witz und seine Ueberlegenheit zeigen wollen: so aber unterstützte er durch sein Ansehen abichtlich die Voraussetzung, daß es im A. T. Weissagungen mit räthselhaftem Dunkel gebe, das sich erst durch den Erfolg habe aufklären sollen, erläutert dies durch ähnliche räthselhafte Aussprüche Luc. 2, 35. 49. Joh. 3, 13. 14. C. 2, 19—22. C. 13, 7. und meynt S. 45. die untrügliche Autorität des 110ten Pf. als einer authentisch dogmatischen unmittelbar göttlichen Offenbarungsquelle werde im N. T. vorausgesetzt, ja die Wirkung einer Vorstellungsart auf Empfindung und Gewissen beweise ihre objective Wahrheit und ihren ersten grammatischen Sinn. Allein der Vf. des Pf. sey David, oder ein anderer, so bleibt immer die Frage: Wenn es eine Weissagung seyn soll, für wen, und wem zu gute soll Gott sie dem Dichter eingegeben haben? für jene Zeitgenossen? Diesen konnte die gelehrte ängmatifche Deutung nicht einfallen, also auch keine religiöse Wirkung thun, es wäre also eine zwecklose Offenbarung des Zukünftigen; vielmehr mußte deren Inhalt, die Beschreibung dieses königlichen Sohnes Davids sie nothwendig auf die falsche Idee vom Messias, die Jesus immer betritt, führen, daß sein Reich von dieser Welt, und daß er ein erobernder, blutvergießender Kriegesheld seyn werde. — Wäre die Weissagung um der Nachwelt willen gegeben: so wäre jene falsche Idee und Foderung an den erwarteten Messias, um deren Nichterfüllung willen die Juden Jesum haßten und verwarfen, zum voraus veranlaßt und von Gott genehmigt. Rec. ist der Meynung, daß Jesus, indem er die Anwendung des Psalms auf den Messias, auf sich macht, weiß und voraussetzt, daß die jüdische Kirche seiner Zeit diesen Psalm, so wie viele andere Stellen der Psalmen und der Propheten, auf ihren erwarteten politischen Messias, als Davids Sohn und gleich siegreichen erobernden Thronfolger gedeutet haben, (wie des Matthäus häufige Anspielungen auf alttestamentliche Stellen als auf Prophezeungen diesen damals herrschenden Volksinn verrathen) diese Volksidee benutzt, um *ex concessis* und *ex hypothesi* ihnen zu zeigen, der Messias, der doch in politischem Sinne kein Herr des vor 1000 Jahren gestorbenen Davids heißen könne, müsse, obgleich nach den Stammtafeln Davids

tige allgemeine Religionslehrer aufmerksam gemacht habe, läßt sich schwerlich erweisen. Der Vf. meynt, wenn der 110te Pf. nicht wirkliche Weissagung wäre, und wenn der Messias darin nicht wirklich in religiösem Sinne Adonai hiesse, so hätte Jesus, tief unter seiner Würde, seinen gelehrten Gegnern nur seinen Witz und seine Ueberlegenheit zeigen wollen: so aber unterstützte er durch sein Ansehen abichtlich die Voraussetzung, daß es im A. T. Weissagungen mit räthselhaftem Dunkel gebe, das sich erst durch den Erfolg habe aufklären sollen, erläutert dies durch ähnliche räthselhafte Aussprüche Luc. 2, 35. 49. Joh. 3, 13. 14. C. 2, 19—22. C. 13, 7. und meynt S. 45. die untrügliche Autorität des 110ten Pf. als einer authentisch dogmatischen unmittelbar göttlichen Offenbarungsquelle werde im N. T. vorausgesetzt, ja die Wirkung einer Vorstellungsart auf Empfindung und Gewissen beweise ihre objective Wahrheit und ihren ersten grammatischen Sinn. Allein der Vf. des Pf. sey David, oder ein anderer, so bleibt immer die Frage: Wenn es eine Weissagung seyn soll, für wen, und wem zu gute soll Gott sie dem Dichter eingegeben haben? für jene Zeitgenossen? Diesen konnte die gelehrte ängmatifche Deutung nicht einfallen, also auch keine religiöse Wirkung thun, es wäre also eine zwecklose Offenbarung des Zukünftigen; vielmehr mußte deren Inhalt, die Beschreibung dieses königlichen Sohnes Davids sie nothwendig auf die falsche Idee vom Messias, die Jesus immer betritt, führen, daß sein Reich von dieser Welt, und daß er ein erobernder, blutvergießender Kriegesheld seyn werde. — Wäre die Weissagung um der Nachwelt willen gegeben: so wäre jene falsche Idee und Foderung an den erwarteten Messias, um deren Nichterfüllung willen die Juden Jesum haßten und verwarfen, zum voraus veranlaßt und von Gott genehmigt. Rec. ist der Meynung, daß Jesus, indem er die Anwendung des Psalms auf den Messias, auf sich macht, weiß und voraussetzt, daß die jüdische Kirche seiner Zeit diesen Psalm, so wie viele andere Stellen der Psalmen und der Propheten, auf ihren erwarteten politischen Messias, als Davids Sohn und gleich siegreichen erobernden Thronfolger gedeutet haben, (wie des Matthäus häufige Anspielungen auf alttestamentliche Stellen als auf Prophezeungen diesen damals herrschenden Volksinn verrathen) diese Volksidee benutzt, um *ex concessis* und *ex hypothesi* ihnen zu zeigen, der Messias, der doch in politischem Sinne kein Herr des vor 1000 Jahren gestorbenen Davids heißen könne, müsse, obgleich nach den Stammtafeln Davids

vids Nachkomme, ein Wesen höherer Art, müsse in einem intellectuellen und moralischen Sinne weit über den kriegerischen und moralisch so fehlerhaften König David erhaben seyn, da die Prädicate des Eroberers, der Blut vergießt, in jenem Psalm auf ihn, Jesum, durchaus nicht anwendbar sind, dessen Vf. also freylich den sanftmüthigen Friedensstifter nicht habe schildern, den der Jehova nicht habe einladen wollen, zu seiner Rechten auf dem Kriegswagen zu sitzen und über Leichname erschlagener Feinde hinzufahren; womit Jesus als Herr in seinem moralischen Reiche durchaus keine Aehnlichkeit hat. Das 4. und 5. Stück der ersten Lieferung enthält eine metrische Uebersetzung des 40sten Psalms und Anmerkungen dazu; voll sprachgelehrter Erläuterungen, auch aus dem Koran. 6) *Aeusserungen unbefangener und vernünftiger Kenner über gewisse deutliche in der heiligen Schrift ausgedrückte Lehrpunkte, die in dem Ablauf des 18ten Jahrhunderts von einigen kritischen Religionsphilosophen, als unvereinbar mit den neuern Principien der reinen Vernunft, in Anspruch genommen sind.* Cicero in Tusc. Quaest. Necker, Spalding, De Luc.

In der zweyten Lieferung ist enthalten: 1) *Synodalrede über den buchstäbl. Sinn der Geschichtserzählungen im N. T. von J. D. Pape.* Dessen Nothwendigkeit erweist er: a) aus den klaren Ausdrücken der Erzähler, b) weil aus jenen Begebenheiten Jesu göttliche Sendung von ihm selbst und von den Aposteln erwiesen werde, c) weil mit ihnen die Wahrheit der christlichen Religion stehen oder fallen müsse. Der Hauptsache nach wahr, gut und lehrreich; nur wäre zu wünschen, daß manche schwache unhaltbare Begründung lieber weggeblieben wäre, die zweifelnde Leser noch zweifelnder macht. Z. B. S. 155. „Man kann die Möglichkeit der Hypothese, die Jesu Tod in eine Ohnmacht verwandelt, zugeben; allein kann in historischen Gegenständen eine Hypothese Haltbarkeit finden, wenn sie in der Geschichte keine Gründe für sich hat?“ — Wenn die Erzählung etwas physisch Unmögliches, oder etwas nicht hinlänglich Beurkundetes und Unwahrscheinliches enthielte, allerdings; dann wäre eine Hypothese gegen die andere. S. 156. „Der gleichzeitige Geschichtschreiber muß am besten wissen, was geschehen ist,“ — doch nur wenn er Augenzeuge war, wenn er genau beobachten konnte und wollte, wenn er den redlichen Willen hatte, reine ungeschmückte unverhüllte Wahrheit zu erzählen, wie man an den Jüngern Jesu das nicht zu bezweifeln Ursache hat, sonst leistet die bloße Gleichzeitigkeit noch keine Gewähr der Wahrheit einer Erzählung, wovon die Geschichte unzählige Beyspiele giebt. „Sollte Jesus selbst ungewiß gewesen seyn, ob er todt, oder in Ohnmacht gewesen war?“ Dergleichen Fragen beweisen ohne andere höhere Gründe nichts. Allerdings weiß der in völliger Ohnmacht gelegene hernach nicht, ob er todt oder nicht todt gewesen ist. Die realen Gründe einer historischen Wahrheit werden durch dergleichen Rasonnements nur entkräftet. 2) *Klefersers Sy-*

nodalrede über den Hang der Theologen, ihr System nach der herrschenden Philosophie des Zeitalters zu verändern. Daß dieser Hang immer da gewesen, zeigt der Vf. historisch von den Gnostikern und Neoplatonikern an, durch alle christliche Jahrhunderte bis ins Jahr 1801. mit vieler Kenntniß, führt Hume's Geständniß an, daß dieser Hang aus der vernünftigen Begierde, ihre Lehrmeynungen am besten zu behaupten und zu vertheidigen, entstehe, tadelt aber, daß theologische Schriftsteller und sogar Prediger auf Kanzeln mit gänzlicher Aufgebung der historischen Beweise für die göttliche Autorität des Christenthums nur nach Kants Ideen (im Streit der Facultäten, und in der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft) und sogar nach Fichte's Wissenschaftslehre die Vernunftmäßigkeit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nur mit Hülfe des reinen Moralsystems retten wollen, damit sie nicht ganz untergehen. So gerecht dieser Tadel an sich ist, so scheint doch das Argument des Vf. „weil die Apostel das ganze moralische Christenthum auf die historische Autorität der Wunder und der Auferstehung Jesu gegründet hätten,“ nicht hinlänglich. Christus selbst sagte ja oft ausdrücklich, daß er durch seine übermenschliche Thaten nur seine Zeitgenossen zum Glauben an seine göttliche Sendung, und daß er der einzig zu erwartende Messias sey, habe bringen wollen, gab aber Joh. 7, 17. das allgemein wichtigere Ueberzeugungsmittel an, daß seine Lehre von Gott sey. Denn wären die Lehren des Christenthums erweislich vernunftwidrig und der menschlichen Fähigkeit und Bestimmung nicht angemessen: so würden keine Wunder uns ihre Wahrheit und Göttlichkeit beweisen, uns, die wir nach 1800 Jahren nicht, wie jene Zeitgenossen, das *quomodo*, bey den kurz gefassten Nachrichten beurtheilen können, zumal da Jesus selbst Matth. 24, 24. sagt, daß auch falsche Christi und falsche Propheten große Zeichen und Wunder thun würden, die viele verführen würden, und seine Jünger warnet, sich nicht täuschen zu lassen. Da ist es freylich sehr unverantwortlich, Jesu Wunderthaten für fromme Täuschungen auszugeben, und seine Lebensgeschichte, mit Bahrtdt, in einen Roman zu verwandeln: es ist zweckmäßig, auch unsern christlichen Gemeinen durch würdige Behandlung der merkwürdigen Thaten Jesu, in Verbindung mit seiner reinen Gotteslehre und seiner reinen uneigennütigen Tugend und Menschenliebe, Ehrfurcht gegen ihn und Glauben an die göttliche Autorität seiner Lehren, Vorschriften und Verheißungen zu empfehlen, seine Seelengröße im Thun und Leiden und die tröstenden Erwartungen aus seiner Auferstehung, ohne speculative Erörterungen, dazu zu benutzen, mithin den Bibelglauben anrecht zu erhalten, ohne welchen der Ungelahrte und Halbgelahrte gar keine feste Basis seiner Religiosität haben, und wie man schon häufig sieht, ohne alle moralische Religion seyn würde. Diese Abhandlung ist mit vieler Kenntniß, Mäßigkeit, Gemüthlichkeit und Wärme geschrieben. 3) *Lagerpredigt über 5. Mos. 23, 14.* gehab-

gehalten von G. Langenbeck, Feldprediger. Ziemlich zweckmäfsig. 4) Fragmente aus einer Visitationspredigt, von Kobbe. Local gut; warum aber gedruckt? — 5) Des Schauspielers Garrick freundschaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger den äufsern Anstand bey Amtsverrichtungen betreffend. Aus den Public Characters of 1798—1799. Für manchen Prediger der Beherzigung werth! 6) Probe von Rednerstärke in dem Fragment einer 13 Jahre vor der Revolution in der Kathedraalkirche zu Paris gehaltenen Predigt des Paters Beauregard. Eine erfüllte Prophezeung der Erfolge der Voltairischen Verspottung der Religion. 7) Aechte Frömmigkeit und Freundschaft des als Dauphin verstorbenen Vaters Ludwigs XVI. Gebet für, und Abschied im Sterben von Mr. de Mluy. 8) Vaterlandsliebe, ein Kirchengesang. (Von Vofs mit einigen Aenderungen.) 9) Einfluss eines englischen Landpredigers (More zu Hanham) auf die Sittenverbesserung vermittelt der guten Erziehung seiner vier Töchter, die in Bristol eine vorzügliche Erziehungsanstalt vornehmer junger Damen, und eine Sonntagschule für geringere Jugend errichtet haben, die im Lande viele Nachahmung gefunden hat, wodurch viel Gutes gestiftet ist. 10) Ueber Besorgnisse von Ausartung der Sonntagschulen, Sonntagsbetstunden, auch der Werkschulen, und anderer, auf Verfeinerung des zu gröberer Arbeit bestimmten gröfsern Hausens abzweckenden Anstalten oder Vorschläge. Ein wichtiger Aufsatz. Aus des Abbé Barruel Memoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme wird ein Memoire, das Bertin, Minister Ludwig XV. eigenhändig aufgesetzt hat, hier abgedruckt, worin er seinem Könige sagt, dafs die damaligen französischen ökonomischen Philosophen, Voltaire, d'Alembert, Diderot, die dem Könige vorschlugen, den Bischöfen und Pfarrern die Aufsicht über die Schulen zu nehmen, und dagegen auf Königliche Kosten anzulegende Industrieschulen zur Erziehung des Volkes ihnen anzuvertrauen, durch kleine Schriften in allerley Formen und Einkleidungen, die sie drucken liefsen, umherziehenden Handelsleuten umsonst gaben, um sie in kleinen Städten, an den Thoren und auf Dörfern für einen äufserst wohlfeilen Preis zu verkaufen, und durch ihre witzige Schreibart irreligiöse und revolutionäre Gefinnungen unter das Volk zu verbreiten, die sie durch ihre Anhänger, selbst unter den Schulmeistern, denen, die nicht lesen konnten, vorlesen liefsen, um sie nach und nach von der christlichen Religion abzuziehen, welches Condorcet selbst in seiner Esquisse d'un tableau historique des progres de l'esprit humain 9me-epoque ausführlich gesteht und erzählt. Der Herausgeber macht hierzu eine weitläufige sehr durchdachte und auch in Absicht deutscher Industrieschulen wohl zu überlegende Anmerkung. 11) Der 141ste Psalm ein tröstender Räthselgesang. Eine Davidische Ode in einer vierfachen Uebersetzung, drey deutschen und einer lateinischen, die alle nicht ohne poetischen Werth sind, und mit philologischen Anmerkungen, auch von S. 314. zwey allgemeinen Bemerkungen, deren erste den Glauben des Davidi-

schen Zeitalters an Leben und Gericht nach dem Tode aus Hiob XIV. XVII. XIX. Spr. Sal. XI, 7. XIV, 32. und die zweyte den Einfluss der Unsterblichkeitslehre oder des Auferstehungsglaubens auf Humanität, mit Anführung einer langen Stelle aus einer zu Cambridge gedruckten Predigt des Robert Hall, bestrift. 12) Ein Hirtenbrief an die Geistlichkeit von Bremen und Verden, nebst einigen Beylagen.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend Vaterlandsgeschichte. Fünftes Bändchen. 1801. 359 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es ist Schade, dafs die Bearbeitung dieses Buchs, an dessen äufserliche Mitgift der Verleger mehr wendet, als sich erwarten läfst, in keine geschickteren Hände gefallen ist. Es leuchtet nur zu deutlich hervor, dafs der Vf. die deutsche Geschichte nie mit einem allgemeinen Blicke umfaßt hat, dafs er nicht richtig auszuheben versteht, und dafs es ihm an der Gabe der Darstellung fehlet, welche der Erzählung die für diesen Zweck nöthige Gefälligkeit zu geben, so nöthig war. Das gegenwärtige Bändchen umfaßt die Geschichte Albrechts II, von dem nicht viel zu sagen ist, die langwierige Regierung Friedrichs III, und die Ereignisse unter Maximilian I. Beide lernt man als Regenten sehr wenig kennen; denn wenn erzählt wird, dafs Friedrich trüg war, immer kein Geld hatte, dafs es unter seiner Regierung unordentlich in Deutschland hergieng: so sieht sich dadurch der Leser noch nicht befriedigt; er will die Weife des Monarchen aus seinen Handlungen, er will die Ursachen kennen lernen, welche seine Thätigkeit und die Kraft des ganzen Reichs lähmten. Für alles diefs liefert uns der Vf. einzelne Particular-Geschichten, die sich unter seiner Regierung ereignet, aber zum Theil wenig Einfluss auf das Ganze hatten. Wir würden diese Auswahl bey der Classe von Lesern, für welche das Buch berechnet ist, mehr loben als tadeln, wenn die Behandlung zweckmäfsiger wäre. So aber können wir nur die Abschnitte, welche Sachen angehen, vorzüglich den bekannten Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen, als richtig und gut vorgetragen, empfehlen; fast bey allen übrigen, welche weit mehr in die allgemeine Geschichte eingreifen, fehlt Belehrung und Unterhaltung. Es wird z. B. von den Streitigkeiten Kurfürst Friedrichs von der Pfalz mit dem Kaiser und mit mehreren Fürsten gesprochen, aber nur seine Theilnahme an den Mainzer Händeln wirklich erzählt; weder mit dem Mann noch der Verwicklung der Begebenheiten macht uns der Vf. näher bekannt. Von König Podiebrad in Böhmen heifst es S. 110. er hinterliefs den Ruhm eines grofsen Königs: wodurch er sich aber diesen Ruhm erwarb, lernt man sicher aus der Darstellung des Vfs. nicht. Bey diesem Mangel an allgemeiner Uebersicht konnte es auch ohne einzelne Fehler nicht abgehen, von denen einige auffallend genug sind. Z. B. S. 124.

„Karl der Kühne von Burgund stund schon am siebenten Tage nach der unglücklichen Schlacht bey Gransee mit einem Heere von 60,000 Mann wieder im Felde.“ Der Vf. läßt auch wirklich das erste Treffen am 2. März 1476 liefern, und Karl am 11. März schon wieder vor Murten stehen. Auf den Fittigen des Windes führt man aber Armeen nicht zusammen; es war schon viel, daß Karl innerhalb 3 Monaten die Flüchtigen sammeln und durch neuen Zuwachs verstärken konnte. Nach S. 141. war Anna von Bretagne Alleinbesitzerin ansehnlicher Länder, die noch dazu an *Burgund gränzten*. Welche Karte mag wohl der Vf. bey Ausfertigung dieses Satzes gebraucht haben? S. 157. „Der Gebrauch des Lumpenpapiers wurde zur Zeit der erfundenen Buchdruckerey in Deutschland eingeführt.“ Jedermann weiß, daß es viel früher eingeführt wurde. Die unrichtige Vorstellung von der päpstlichen Demarcationslinie übergehen wir mit andern Verirrungen; aber welchen Begriff mag wohl der Vf. von dem Astrolabium und seinem Gebrauch haben? S. 178. „Martia Behaim beförderte den Gebrauch des Astrolab bey der Schiffahrt, so daß man *ohne Hülfe des Kompasses* sich orientiren konnte.“ Mit und ohne Astrolab kann man sich ohne Magnetenadel bey bedecktem Himmel nicht orientiren. — Die Kupfer,

17 an Zahl, sind durchgehends von H. *Mettleitner*, in gefälliger Manier, gut erfunden und gut gezeichnet. Zu den vorzüglichern gehören Nr. 3., wo die Gräfin von Gera den Herzog Wilhelm von Sachsen um die Schonung der belagerten Stadt bittet; Nr. 4. wo Kurfürst Friedrich von Sachsen dem Büchsenspanner (einer charakteristischen Figur) verbietet, nicht nach seinem Bruder zu schießen; Nr. 8. das Beylager der Maria von Burgund mit Maximilian durch einen Bevollmächtigten; Nr. 11. Colombos Fesselung. Der ehrwürdige, betrubte, aber seiner Unschuld sich bewußte Mann, steht in voller Kraft da; nur der jammernde Bewohner von America ihm zur Seite, macht eine zu jämmerliche Figur. Einige scheinen uns hingegen verzeichnet, z. B. der Krieger Nr. 9. mit den dicken Beinen; oder in dem nämlichen Kupfer Maximilian, wie er zu Brügge auf der Bühne den Eid ablegt; wäre kein Geländer vor, er würde sicher rücklings herabfallen. Andere streiten gegen ein richtiges Gefühl, wie Nr. 14., wo Papst Julius II. die Belagerung von Mirandola selbst commandirt. Er steht so nahe bey der Mauer ohne alle Bedeckung, daß er jedem Pfeile ausgesetzt ist; und noch andere stehen ganz müßig, ohne alles Interesse da, wie Nr. 13., wo Kaiser Maximilian I. Livorno belagert.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Gera*, b. Haller: *De nominibus Graecorum* quartum praefatus — oratiunculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruchen. Prof. Eloqu. 1802. 14 S. 4. Wir dürfen die vorliegende Abhandlung des gelehrten Vfs. in diesen Blättern um so weniger übergehen, da wir die vorhergehenden, an welche sie sich als Fortsetzung anschließt, zu seiner Zeit angezeigt haben. Nachdem Hr. St., mit Beziehung auf sein letztes Programm über diesen Gegenstand, bemerkt hat, daß nur die ältern Griechen einen Namen führten, da die späteren hingegen, unter römischer Bornähsigkeit, aus politischen Rücksichten gegen ihre Beherrscher sich auch ihre Namen noch als Vor- oder Zunamen beylegte; daß ferner die Griechen, wie die Römer, zur Bezeichnung eines großen wichtigen Mannes, oder mit einer gewissen Emphasis, sich des Plurals bedienten, und daß sie endlich auch die Namen der Schriftsteller statt ihrer Schriften setzten: so untersucht er von neuem mit großer Genauigkeit und Belesenheit die Frage: an welchem Tage nach der Geburt, unter welchen Ceremonien und von wem, dem neugeborenen Kinde bey den Griechen der Name gegeben worden ist. Er nimmt an, daß der *dies iusticus*, an welchem gewöhnlich dem Kinde der Name beygelegt ward, nicht immer derselbe gewesen, sondern bald der fünfte, bald der siebente, bald der zehnte nach der Geburt. Hierbey eine gelehrte Anmerkung über die *Amphidromia*. Bey diesen geschah eigentlich die Lustration des Neugeborenen, zugleich aber, wie Hr. St. glaubt, war es der Namenstag. (Ob immer und ohne Ausnahme, bezweifeln wir doch. So wie Hr. *Sturz* annimmt, daß der Namenstag nicht immer derselbe nach der Geburt gewesen: so

läßt sich auch denken, daß man zuweilen die *Amphidromia* an einem andern Tage begieng, an einem andern den Namen beylegte. Hierauf führen selbst die von Hr. St. beygebrachten Stellen. Gesetzlich war über die Sache nichts bestimmt: man kann also mit Recht vermuthen, daß die Ausführung oder Beobachtung derselben von Familienverhältnissen und Convenienzen abhängig war, und daher verschiedene Modificationen gewann.) Die Aeltern, vorzüglich die Väter, waren es, welche ihren Kindern den Namen gaben, und es waren darüber gesetzliche Verordnungen vorhanden. Zuweilen unterzog sich auch der Großvater dieser Pflicht; gewöhnlicher aber wurde von ihm nur der Name entlehnt, welchen die Aeltern den Kindern, wenigstens ihrem ältesten Sohne, beylegte. Denn natürlich wurden verschiedene Kinder auch durch verschiedene Namen unterschieden.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Ausführungen des Vfs., welche wir nur kurz und im äußersten Umriss andeuten konnten, mehrere Stellen der Alten ins Licht gesetzt werden; und darin besteht unsers Bedünkens der größte Werth dieser Schrift. Auf der andern Seite aber möchte es scheinen, daß der Vf. auch bey solchen Punkten, welche sich beynahe von selbst verstanden (z. B. daß verschiedene Kinder derselben Aeltern verschiedene Namen führten), oder welche gewiss auch bey den Griechen so unbestimmt und zufällig als bey uns waren, mithin gar nicht als Gegenstand der Alterthumsforschung betrachtet werden können, sich länger und mit Aufwand eines größeren Apparats von philologischer Gelehrsamkeit, als nöthig war, verweilt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Zwey und zwanzigster Band.* 1801. *Drey und zwanzigster Band.* 1802. *Vier und zwanzigster Band.* 1801. 8.

Der erste von den vorliegenden 3 Bänden enthält *Reise nach China und Bengalen* von *Charpentier-Coffigny* Ex-Ingenieur. Aus dem Französischen übersetzt. 424 S. Es sind eigentlich 2 Reisen, wovon die eine über Goree, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Inseln Frankreich und Reunion nach Canton unternommen wurde. Das Jahr, wenn die Reise geschehen ist, wird in der Uebersetzung nicht angezeigt; und doch heist es: *Zu Ende des Novembers führen wir.* Sollte das Jahr im Original fehlen? Rec. kann dieses nicht glauben, weiß sich aber nicht zu erklären, wie es der Uebersetzer auslassen, oder der Herausgeber — denn dieser ist von jenem verschieden und hat sich durch das Zeichen unter einigen Noten *Cr.*, d. i. Canzler in Greifswalde zu erkennen gegeben, — nicht ergänzen konnte. Da der Vf. auf dem Cap Schiffe von den meisten seefahrenden Mächten antraf: so scheint er vor dem Ausbruch des letzten Kriegs vermuthlich in dem Jahr, in welchem er seine Bemerkungen in Bengalen niedergeschrieben hat, d. i. 1789 gereiset zu seyn. Er hat sie aber nicht sogleich abgefaßt. Denn S. 9. erwähnt er eines Memoire, welches er 1792 aufgesetzt hat, und aus S. 17. erhellet, das, als er schrieb, die Engländer schon das Cap erobert hatten, welches 1794 geschehen ist. Die Eroberung scheint ihm nicht so wichtig, als sie von vielen, selbst von dem englischen Minister Pitt, gehalten wurde. Die Colonie liefere kein für den Handel wichtiges Product, und gebrauche auch wenige indische und europäische Waaren. Die Nachricht, die ihm ein Freund, der das Innere der Colonie bereisete, mitgetheilt hat, das die Buschmänner Menschenfresser wären S. 21. hätte der Herausg. ganz austreichen, oder mit der Bemerkung, das sie unrichtig sey, drucken lassen sollen. Auf der *Insel Frankreich* hat sich der Vf. lange, und während des letzten Krieges aufgehalten. Er war daselbst 1794 f. S. 20. Seine Nachrichten sind daher sehr schätzbar. Er lobt ihre Wichtigkeit; sie sey landbauend, handelnd und militärisch, und als ächter Franzose, ist er nicht wenig stolz darauf, das

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

die Engländer nicht einmal einen Versuch gemacht haben, sie zu erobern. Der S. 42. angeführte *Eden-* oder *Ouden-Kaffee*, wird richtiger *Aden-Kaffe* geschrieben. Am ausführlichsten handelt der Vf. von China, ob er gleich nur eine kurze Zeit in Canton war, und seine Unbekanntschaft mit der Sprache eingestehet. Das das Land äußerst stark bevölkert sey, ist ihm eine ausgemachte Sache. Die Aussetzung der Kinder sey von dem Gesetzgeber erlaubt, um dem heimlichen Kindermord zu begegnen. Hospitäler für sie seyen nicht errichtet, weil ihre Unterhaltung zu kostbar seyn würde. Die vorzüglichste Triebfeder, das unermesslich große Volk im Zaum zu halten, sey nicht die Religion, sondern die natürliche Autorität und die unaussprechliche Ehrfurcht gegen die Vorfahren. Die Chineser seyen äußerst wissbegierig, und würden alle exotische Pflanzen, wenn man sie ihnen brächte, gern mit Dank annehmen. Diese und andere Lobpreisungen gründen sich, wie es scheint, nicht immer auf eigene Erfahrung, sondern sind aus den Memoiren der Missionarien und andern Büchern genommen. Der Handel ist nur folgenden Verboten unterworfen, nämlich dem 1) der Einfuhr des Opiums, 2) der Ein- und Ausfuhr des Glases, und 3) der Ausfuhr von Gold, Silber und Reis. Der politische Grund von dem zweyten Verbote wird nicht angegeben, und der Herausgeber schweigt, so wie er in Erläuterung seines Schriftstellers selten weiter geht, als das er auf einige Bücher hinweist. Und auch dieses unterbleibt, wo es sehr zweckmäßig gewesen seyn würde, z. E. S. 103. wird des von einem chinesischen Kaiser auf eine gewisse festgesetzte Zeit in Umlauf gebrachten Papiergeldes gedacht, und dabey gesagt, das es interessant seyn würde, die Geschichte davon genauer zu kennen. Den Wunsch des Vfs. hat *Schlözer* erfüllt, in den *kritisch-historischen Nebenstunden*. Götting. 1797. S. 159 — 171. vgl. *Extrait d'un memoire sur les papiers — monnaies des Orientaux* par L. Langles in der *Decade philosophique* l'an V. Nr. 29. Das Verzeichniß der Künste der Indianer (Indier), die entweder noch gar nicht, oder nicht vollständig bey uns bekannt sind, besteht aus 25 Artikeln, und eben so stark ist das der Chineser.

Die von demselben Vf. geschriebenen Bemerkungen auf einer Reise nach Bengalen 1789, sind aus einem andern Buche genommen, und gewähren eine so vollständige Nachricht von den am Flus Ganges angelegten Handlungsplätzen der Europäer, als man sie nicht leicht in einem andern Buche antreffen wird. Sie sind auch mit einer guten Karte begleitet. Da

der neulich geschlossene Friede die Franzosen und Holländer wieder in den Besitz ihrer alten Plätze versetzt: so wird die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Verhältnisse, worin diese Nationen und die Dänen gegen die daselbst so mächtigen Britten vor dem Kriege gestanden haben, sehr gespannt, und die Neugierde aus diesen Bemerkungen zu befriedigen seyn. Chandernagor, das Hauptcomtoir der Franzosen, war sehr unbedeutend, und das einzige merkwürdige Gebäude darin gehörte einem Engländer, der es an die französischen Officianten vermietete. Ueber den Stolz und die Insolenz der Engländer in Indien wird bitterlich geklagt, und wer, wie Rec. mit einigen aus Indien zurückgekommenen Britten bekannt gewesen ist, wird diese Klagen nicht für übertrieben halten. Indessen liefs Lord Cornwallis, den der Vf. in Calcutta sprach, gegen ihn nichts von dem Nationalhaß, den er den Britten vorwirft, merken, war vielmehr zuvorkommend artig, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Am meisten wird die französische Handlung durch die Convention von 1786 gedrückt, die die Einfuhr des Salzes auf eine gewisse Quantität und zu einem gewissen Preise beschränkt hat, und wenigstens in diesem Artikel eine Abänderung leiden muß, wenn die Handlung einiges Leben erhalten soll. (Die Zeit wird bald lehren, ob zu Amiens darüber etwas ausgemacht werden wird). Die Dänen in Indien werden von den Britten auch mit vielem Uebermuth behandelt, den sie mit Geduld ertragen, und bisweilen in ihrem Betragen gegen die Franzosen auf eine lächerliche Art nachahmen wollen. Jedoch zeigen die Britten zu Zeiten der dänischen Flagge mehr Achtung, als irgend einer andern Nation. Man merke, daß dieses vor dem 2. Apr. 1801 geschrieben ist. Obgleich die Britten nicht zugeben, daß die Eingebornen als Sklaven verkauft werden: so gehen doch ganze Schiffsladungen von solchen Sklaven auf französischen Schiffen nach der Insel Frankreich und Pondichery. Das Factum läßt sich wohl bezweifeln, und selbst nach dem Geständniß des Vfs. hat es nur in einem Jahre, da Hungersnoth und Krankheiten die Einwohner zu Tausenden hinwegraffte, Statt gefunden. Weil Opium und Indigo zu den vornehmsten Producten Indiens gehört: so wird davon noch besonders gehandelt. Was unter Amocken S. 237. 286. 289. zu verstehen sey, wird weder im Text noch in den Noten erklärt. Dem Rec. scheinen sie die von Opium berauschten Menschen zu seyn. Die Macht der Britten in Bengalen wird zuletzt geschildert, und Mittel, sie einzuschränken oder ganz über den Haufen zu werfen, vorge schlagen. Da, seitdem der Vf. schrieb, die Lage der Sachen in Indien sich sehr geändert und die brittische Macht einen großen Zuwachs bekommen hat: so ist wenig davon auf die jetzigen Zeiten anwendbar.

Zu den Bemerkungen des Ex - Ingenieurs hat *Stavorinus*, Befehlshaber einer holländischen Escadre, Zusätze gemacht, die auch übersetzt sind. Das wich-

tigste darin ist die vorerwähnte Convention von 1786, die ganz eingerückt ist, und über die Handelsverhältnisse in Indien viel Licht verbreitet. *Stavorinus* war auch in Indien, und ist gegen die Engländer nicht weniger erbittert, als sein Vorgänger. Er weiß kein anders Mittel, ihre Macht in Indien einzuschränken, als ihnen in London selbst Gesetze vorzuschreiben. Bonaparte scheint doch einen dritten Ort ausfindig gemacht zu haben.

Ganz gegen den Plan des Magazins hat der Herausgeber S. 301—424. einen *Auszug aus den Reisen zu den wilden Völkern vom Bürger F. Babié* geliefert; gegen den Plan des Magazins, sagen wir; denn in dieses gehören nur eigentliche und neulich unternommene Reisen; der Bürger *Babié* hat aber bloß aus Cook's und andern längst bekannten Reisen Nachrichten von den Freundschaftsinseln, der Oesterinsel, den Pelew- oder Palaosinseln, und Neu-Carolina, den Sandwichinseln, nebst einigen Bemerkungen über das Leben und die Sitten der Wilden im nördlichen Amerika gesammelt; und doch erzeugte Hr. Cr. dieser planlosen, nicht aus den besten und neuesten Reisen genommenen, aus älteren in das Magazin aufgenommenen Reisen zu verbeessernden, Compilation die Ehre, sie neben die merkwürdigen Reisen zu stellen, womit *J. R. Forster* das Magazin ausstattete.

Sehr abweichend von gewöhnlichen Reisen ist die im 23sten Bande oder:

Reise in Ober-Pensylvanien und im Staate New-York von einem adoptirten Mitgliede der Oneida-Nation. Herausgegeben von dem Verfasser der Briefe eines amerikanischen Landwirthes. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Dieterich Tiedemann*, Fürstlich-Hessischem Hofrath und Prof. der Philosophie in Marburg. XIV. u. 472 S.

Sie ist keine zusammenhängende Reise, sondern besteht in mehreren Bruchstücken, die oft gar nicht an einander schliessen. Der französische Vorredner, der sie aus dem Englischen übersetzt zu haben vorgiebt, entschuldiget die Lücken mit dem Schiffbruch, der dem Original beynahe den gänzlichen Untergang zubereitet hätte. Allein die ganze Erzählung von dem Schiffbruch, wie auch Hr. T. bemerkt, ist sehr verdächtig, und der Vf., er sey nun wer er wolle, ist untreu ein Franzose, dem Paris die Hauptstadt Europens ist (S. 203.) der von den Gründern der französischen Revolution mit so vieler Wärme spricht, daß man ihn für ein Opfer derselben halten möchte, (S. 239.) und sich noch im J. 1797 in Amerika aufhielt. (S. 287.) Daß er eine Reise nach Amerika gemacht, und seine Bemerkungen an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, ist wegen der vielen neuen dem Anschein nach richtigen statistischen Nachrichten, der malerischen Beschreibung der mancherley Naturscenen, und der genauen Auffassung des Charakters der ursprünglichen Bewohner sehr wahrscheinlich. Da auf dem Titel der Vf. der vom sel-

Götze in Quodlinburg verdeutschten Briefe eines amerikanischen Landwirthes als Herausgeber genannt wird, diese aber von *Crevecoeur* aus der Normandie, ehemals französischem Consul in Neu-York, geschrieben sind, so möchten wir auf denselben Vf. rathen. Die Sache verdiente von dem deutschen Herausgeber genauer untersucht zu werden; Hr. T. hat aber die Spur, worauf man den Vf. entdecken könnte, gar nicht bemerkt.

Der Vf. las in den Neu-Yorker Zeitungen, das zu Onandaga im Lande der Mohawks und im Fort-Stanwick im Staate von Neu-York Versammlungen der Indianischen Oberhäupter gehalten werden sollten. Er entschloß sich daher in Gesellschaft des Hn. *Hermann*, der neulich aus Europa angekommen war, den Vf. beständig auf seinen Reisen begleitete, und im ganzen Buche keine unbedeutende Rolle spielt, dahin zu reisen. Das Buch fängt mit einer Beschreibung der Indianischen Nationen und ihrer Vertheilung in mehrere Stämme an. In der Zusammenkunft war hauptsächlich von der Einführung des Ackerbaus die Rede. Mehrere sind dagegen, einer empfiehlt ihn, als das einzige Mittel, die gänzliche Vernichtung der Indianischen Nationen zu verhüten. Bey dem Lesen dieser und anderer von Indianern gehaltenen Reden kann man sich unmöglich des Verdachts erwehren, daß sie, wenn nicht der Materie, doch gewis der Form nach, erdichtet sind. Sie sind sämmtlich mit so vieler hinreißenden Beredsamkeit, mit so ausgefuchten Worten, nach einem so wohl angelegten Plane, ausgearbeitet, daß sie als ein schönes Kunstwerk eines witzigen Europäers erscheinen. Zwar haben auch andere Reisende, *Carver*, *Rogers*, *Loskiel* u. fl. die Beredsamkeit der Indianer gerühmt, und sie, in so fern sie Indisch ist, bewundert, auch einige Proben davon gegeben, die so sehr sie auch über die Erwartung, die man von der Geistesbildung eines wilden Jägers haben kann, seyn mögen, doch für keine eigentliche Kunstwerke gelten können. Rec. hatte kurz vorher mehrere Proben der indianischen Beredsamkeit gelesen, ehe er jene zur Hand nahm, und fand den Unterschied zu auffallend. In den ersteren spricht der Naturmensch, in den letzteren der Künstler; in den ersteren herrscht Kürze, Mangel an Beweisen; man findet keine Ausföhrung der Gründe, sondern nur Bilder auf Bilder; in den letzteren ist alles in dem schönsten und vollsten Wachsthum, eine Fülle der Sprache, die mancher Redner in Europa beneiden möchte, — Reichthum an Argumenten, Bestimmtheit in Ausdrücken, und überhaupt eine Ansicht der Dinge und Behandlung des Gegenstandes, die völlig Europäisch ist. Solltest du nicht, daß das Leben jenem Flusse gleicht, in welchem man mehr Fälle und reisende Stellen als stille, schiffbare Strassen findet? Wie viel Widerwartigkeiten und Schiffbrüche muß man nicht aushalten, bevor man zum Tragplatze kommt? oder von den Weibern gesagt haben (S. 147.): Ohne sie würden wir Bären und Wolfe seyn? Dergleichen Stellen könnten wir in

Menge anführen; allein sie werden einem jeden auch nur bey dem Durchblättern aufstoßen. Wenn also gleich ein Irokessischer Mythos S. 85 — III. von dem königl. Dollmetscher verbürgt wird: so kann man doch wohl seine Aechtheit mit Grunde bezweifeln. Des Mamoth-Thiers wird darin als eines existirenden Thiergeschlechts, das aber einst untergehen werde, S. 90. gedacht, und S. 87. wird die Ankunft der Europäer geweisaget. Der Urheber des Mythos lebte also in späteren Zeiten, und will doch für uralt angesehen seyn. Kann dieser Mythos mit denen, die wir bey alten Schriftstellern antreffen, verglichen werden? zernichtet er sich nicht selbst? Hr. T. der die indianischen Reden durch vortreffliche psychologische Bemerkungen erläutert hat, kommt bey ihnen oft ins Gedränge, will sie nicht geradezu für unächt und erdichtet erklären, und kann doch wenigstens den starken Anstich, den ihnen der Europäer gegeben hat, nicht leugnen. Man lese z. E. seine Anmerk. v) S. 98. e) S. 103. i) S. 131. z) S. 132. n) S. 134. n) und o) S. 153. z). S. 165. wo er wünscht, daß sich der Vf. über die Aechtheit der Reden noch mehr rechtfertigen möge. Bey alien dem war es keine vergebliche Mühe des Hn. T., sie zu erläutern. Nicht zu gedenken, daß diese Reden, Mythen und Erzählungen als bloße Kunstwerke einen vorzüglichen Werth haben: so ist die in ihnen enthaltene Darstellung der Denkungsart, des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Indianer nicht aus Reisebeschreibungen auf der Studierstube eines Europäers geschöpft, sondern auf eine genauere Bekanntschaft mit den Eingebornen America's gegründet, und trägt sichtbare Spuren einer sorgfältigen Beobachtung des Ganges, den die Cultur in ihnen verschiedenen Abstufungen nimmt, an sich. Sie war es werth, von einem Philosophen, wie Hr. T. ist, untersucht und erläutert zu werden. Seine Bemerkungen verrathen tiefe Menschenkenntniß, und sind ein schöner Commentar über das, was von den sogenannten Wilden gesagt wird. Der Raum verbietet uns, einige auszuheben. Wir verweisen nur zur Bestätigung unsers Urtheils auf die Anmerkungen w) S. 126 c) S. 141 i) S. 143. h) S. 187. m) S. 188. g) S. 194. So lange Hr. T. sich auf psychologische und anthropologische Bemerkungen beschränkt, wird er den Beyfall der Kenner auf seiner Seite haben. Nicht immer möchte der Historiker mit ihm einerley Meynung seyn. Was er z. E. von dem schlechten Zustande des Ackerbaues in Deutschland zu den Zeiten Karls des Großen sagt, Note l) S. 195., kann aus Documenten, die wir aus jener Zeit übrig haben, widerlegt werden. Hr. T. unterscheidet sich darin von andern, welche Reisen mit Anmerkungen begleiten, daß er nicht einige wenige flüchtig hingeworfen, sondern mit Nachdenken geprüft, und selten eine schwere und der Erörterung bedürftige Stelle übergangen hat. Eine Schilderung der Indianer, die aber größtentheils eine Lobrede auf sie ist, lesen wir S. 187 — 213. Wie vortrefflich und reichlich ist diese nicht commentirt! Wir sehen daraus, daß

der Vf. auch seinen Text mit Anmerkungen versehen hatte, die der Ueberf. in seine Ausgabe verwebt hat. Darunter finden wir S. 209. ein paar Lieder, die wohl ächt seyn könnten. (Das *Arkansaische Lied* ist wohl *Ackansaisches* zu lesen).

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz, und insbesondere zur Beförderung religiöser Ueberzeugungen und Gefühle*, von B. S. Waltherr, Prediger in Dessau. Dritter Band, welcher theils von dem Menschen, theils von den Thieren handelt. Mit Kupf. 1801. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der erste Theil dieses lehrreichen Buches ist A. L. Z. 1800. Nr. 278. und der zweyte 1801. Nr. 103. recensirt. Dieser 3te Theil ist mit eben der Sachkenntnis, Ordnung, Deutlichkeit für diejenigen, die nicht eigentliche Gelehrte sind, und doch von der Natur, in der sie leben und zu der auch sie gehören, eine nicht gemeine Kenntniss erlangen wol-

len, dabey so unterhaltend ohne Weitläufigkeit und systematische Troc einheit, und mit so praktisch-moralischen Bemerkungen, wie die zwey ersten Theile geschrieben, das Rec. sie in Vieler Händen wünschte. Auch Jugendlehrer werden es um seiner anschaulichen Darstellung willen mit vorzüglichem Nutzen gebrauchen können. Der Inhalt dieses Bandes bezieht sich auf den Menschen und die Thiere. Ohne sich an die technische Classificationen streng und ausführlich zu binden, hat der Vf. die besten Schriften benutzt, Blumenbach, Klügel, Zimmermann, Hufeland, Lehmann, Schrank. Auszüge und Proben lassen sich aus einem solchen Werke nicht geben. Vorzüglich hat Rec. die 5te Betrachtung der ersten Abtheilung über die Verschiedenheit der Menschen von den Thieren gefallen, was er von den Pecherähs im Feuerlande, vom Orang-utang, von der Unfähigkeit der Thiere zu überfinlichen und allgemeinen Begriffen, zur Wortsprache und zur Vererbung erworbener Vorstellungen und Fertigkeiten sagt. Auf 3 Blättern sind 49 Abbildungen der merkwürdigsten Thiere gut gezeichnet. Es ist nun noch ein vierter Theil über das Mineralreich übrig, dem Rec. mit Vergnügen entgegen sieht.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Was sollen die bayerischen Landstände jetzt thun?* 1801. 79 S. 8. Unter mehreren zum Theil revolutionären Schriften, welche neuerlich gegen die bayerische Regierung erschienen sind, gebührt dieser, wegen ihres bescheidenen Tons, der Vorzug. Sie enthält eine gedrängte Geschichte der Zwistigkeiten eines Theils der niederbayerischen Stände mit der sogenannten *Landschaftsverordnung* (oder Deputation), welche ihre im Jahre 1669 auf 9 Jahre erhaltene Vollmacht bisher stillschweigend erstreckt hat; und mit der Regierung, welche diese Permanenz unterstützt, und der Zusammenberufung eines Landtags auszuweichen sucht. Im J. 1799 wurde jene durch eine von 26 niederbayerischen Ständen unterschriebene Vorstellung, an die Erlöschung ihrer Vollmacht erinnert. Sie erkannte auch solches an, und erklärte dem Landesherrn, daß sie nach dieser Erinnerung ihre Functionen nicht mehr *bona fide* fortsetzen könne. Sie begehrte von den Landständen eine Interimsvollmacht bis zu eintretendem Landtag; und die Mehrheit der Stände ertheilte solche, mit dem an den Landesherrn gerichteten Ansuchen, daß der Landtag noch im J. 1800 nach entfernten Kriegerunruhen, statt haben möchte. Allein es geschah darauf nichts, und die landschaftliche Verordnung setzte indess ihren präsumirten Auftrag, durch eine neue Landesbewilligung im Oct. 1801. fort. Ein großer Theil der niederbayerischen Landstände, an deren Spitze der Straubingische Regierungs-Präsident v. Traunberg sich befindet, sah sich dadurch bewogen, a) in einer an den Kurfürsten gerichteten Bittschrift entweder um die Zusammenberufung des Landtags oder um Gestattung der Wahl

und Bevollmächtigung anderer Deputirten, zu bitten; demnachst b) der bisherigen landschaftlichen Verordnung zu erklären, daß ihre Vollmacht erloschen, und alle weitere Handlungen und Bewilligungen derselben als nichtig anzusehen seyen. Es erfolgte aber hierauf am 25. Nov. v. J. ein sehr scharfes Rescript, welches alle solche, nicht von der Landesherrschaft selbst veranlaßte Anträge für verfassungswidrig, den bisherigen Ausschuss für das einzige rechtmäßige Organ der Stände erklärte, und mit Bestrafung fernerer Conventationen drohete. Nach diesem Strafgebot — welches die in den Einigungen der bayerischen Stände von 1514 und 1676 und neueren Freyheitsbriefen derselben, gegründete Collegialische Verfassung suspendirt — wirft der ungenannte Vf. die Frage auf: *Was sollen die bayerischen Landstände jetzt thun?* — Die Antwort ist: Diejenigen Stände, so noch nicht unterzeichnet hätten, könnten in einem sogenannten *Beybrief* der Erklärung ihrer Mißstände beytreten. Die bereits unterzeichneten würden am besten thun, wenn sie das Benehmen der ersten Unterzeichner abwarteten. Indess wären alle Handlungen des landschaftlichen Ausschusses für ungültig anzusehen. Erfolgte eine abfällige oder gar keine landesherrliche Entschliessung; so bleibe nichts anders übrig, als sich an eines der höchsten Reichsgerichte zu wenden. Das letztere ist jedoch zur Zeit noch nicht geschehen; und es scheint vielmehr, daß jener entschlossene Schritt eines Theils der niederbayerischen Landstände, nach jener scharfen Zurechtweisung bey den übrigen Mitgliedern keine weitere Unterstützung gefunden, und daher die Majorität nicht für sich habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 9. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der Voff. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen etc. XXII—XXIV. Band etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht weniger als die Eingebornen lobt der Vf. die jetzigen Bewohner Amerika's, obgleich sie die Urbewohner in wenigen Jahren völlig verdrängen werden, so dass diese nur dem Namen nach in der Geschichte existiren werden. Wahrlich wenn man die vielen gemeinnützigen Anstalten, die in Neu - York, Philadelphia und Boston errichtet sind, durchgehet, (S. 399—409.) so muss man sich mit dem Uebersetzer wundern, dass die Geistes - Cultur keine grössere Fortschritte gemacht hat. Denn zur Zeit erregt Amerika die Bewunderung Europens fast allein durch die schnelle Bevölkerung, den immer mehr sich ausbreitenden Anbau des Landes, die steigende Schiffahrt und Handlung. Dazu liefert das gegenwärtige Werk viele Belege. Wir führen nur einige an. Die 16 vereinigten Staaten enthalten jetzt etwas weniges über 5 Millionen Einwohner. Die Zunahme ist nicht aus der Menge der aus Europa eingewanderten, die sich nur im J. 1792 auf 10000 belaufen hat, sondern aus inneren Ursachen herzuleiten, unter welchen die Abwesenheit der Feudal - und Priesterherrschaft eine der obersten Stellen einnimmt. Das urbar gemachte Land wird auf 31,602,000 Aecker, die noch nicht besetzten und verkaufte Ländereyen, wovon mehr als die Hälfte jenfeit des Ohio liegt, auf 431,662,336 Aecker geschätzt. Wahrscheinlich wird in der Hälfte dieses Jahrhunderts die Bevölkerung auf 28 bis 30 Millionen steigen. Die Poststeinkünfte, die 1790 nur 4000 Pfister betragen, waren 1796 auf 73000 gestiegen. Die neue Strafe zwischen Neu - York und Philadelphia, die einzige, auf welcher man Wegegeld bezahlt, wird unaufhörlich befahren. Das Land Vermont wird jetzt von 120000 Colonisten bewohnt. In der Stadt Hudson, die 1783 angelegt wurde, sind jetzt 5000 Einwohner und beträchtliche Segeltuchfabriken. Der Potomak wird in wenigen Jahren bis an die Alegenni's schiffbar seyn. Die Gewässer von Nord Carolina werden bald mit dem Chesapeake zusammenfliessen. Die Wüste zwischen diesem Staat und Kentukey wird täglich durch neue Niederlassungen kleiner. — Unmöglich konnte der Vf. so viel zum Lobe Amerika's, und des ihm seit seiner Unabhängigkeit gewordenen Glückes schreiben.

A. L. Z. 1802. Erster Band.

ben, ohne des Stifters seiner Unabhängigkeit ruhmvoll zu erwähnen. Er schildert ihn S. 420. mit der ihm eigenen Beredsamkeit. — Rec. erinnert sich, vor ungefähr 10 Jahren viel von einer Colonie aus Wales; die sich in Amerika vor Entdeckung dieses Welttheils 1492, niedergelassen haben soll, im Gentleman's Magazine gelesen zu haben. Die Sage wird auch hier aufgefrischt, um die in Luissiana gefundenen Denkmäler daraus zu erklären. S. 390—395. Ehe man aber diese genauer kennen lernt, lässt man besser jene auf sich beruhen. Weniger befremdete den Rec. das Lob, welches den Quäkern S. 319. ertheilt wird; doch möchte er in dieses nicht völlig einstimmen.

Wegen der oft unterbrochenen Erzählung, der unerwarteten Sprünge von einer Materie auf die andere, und der fragmentarischen Beschaffenheit des Ganzen, sie mag nun, wie nicht unwahrscheinlich ist, von dem Vf. beabsichtigt, oder durch die widrigen Schicksale des Buchs verurthelt seyn, erforderte das Buch eine Eintheilung in Abschnitte oder Kapitel. Es ist aber, so wenig auch seine Theile bisweilen zusammenhängen, als ein Ganzes ohne Absatz gedruckt, zur grossen Unbequemlichkeit der Leser, der durch keine Inhaltsanzeige zu Anfang, noch durch ein Register am Ende abgeholfen ist. Statt der beiden Kupfer von Indianischen Kriegern wäre eine gute zum Gebrauch des Buches eingerichtete Karte viel zweckmäßiger gewesen. — Die deutsche Orthographie der englischen Eigennamen, die der Uebersetzer befolgt, entstellt die Namen so sehr, dass sie fast ganz unkenntlich werden. Wer wird bey Tschermantaun sogleich an Germantown denken, oder, wenn er die englische Aussprache versteht, bey Norwitsch für Norwich nicht lächeln?

Der 24ste Band enthält:

Reise nach Griechenland und der Turkey auf Befehl Ludwigs XVI. unternommen von C. S. Sonnini.
Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ch. Weyland. 414 S.

Sie ist eine Fortsetzung der Reise dieses Gelehrten nach Aegypten, die auch durch eine Uebersetzung unter uns bekannt ist. Sie dauerte von 1778 bis 1780, während welcher Zeit Hr. S. die meisten der türkischen Bothmäßigkeit unterworfenen Inseln besuchte, und nur zweymal das feste Land der Turkey betrat, nämlich ostwärts in Smyrna, und westwärts in Salonichi. Die Beschreibung ist nicht in Form eines Tagebuchs gefertigt, sondern die von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten werden in der Ordnung, wie er

ſie auf der Reife betrachtete, angeführt, ohne das Datum der Ankunft und Abreise immer genau anzugeben, oder den Leſer mit unbedeutenden Schiffer-Nachrichten zu ermüden. Da der Vf. erſt neulich auf den Gedanken gekommen iſt, ſeine 1780 vollendete Reife für das Publicum zu bearbeiten: ſo iſt er dadurch veranlaßt worden, vieles, welches ſich auf die neueſte Geſchichte beziehet, einfließen zu laſſen. Er ſpricht gleich im Anfang von Bonaparte, von dem elenden Zuſtande, worin der franzöſiſche Handel nach der Levante ſich befindet, S. 12. von der Hoffnung, daß er nach dem nunmehr erfolgten Frieden wieder in Aufnahme kommen werde; S. 308. citirt Bücher, die lange nach 1780 herausgekommen ſind, z. B. Pauw über die Griechen und Browne's Reiſen, u. dgl. m. Wenn man nun dieſe Beziehungen in die zwanzig Jahre ältern Nachrichten verweilt findet: ſo kann man dadurch leicht getäuſcht werden, die Nachrichten als ein Gemälde der neueren Zeiten anzufehen, wofür ſie aber doch wohl nicht gelten können, weil man annehmen muß, daß ſich auch hier ſeit 20 Jahren vieles geändert habe. Von Aegypten reiſte der Vf. nach Cypern, und beſuchte auch das Innere dieſer ehemals ſo berühmten und blühenden Inſel, die jetzt ein Beypſpiel abgeben kann, was für Unglück deſpotiſche Regierungen über die Länder verbreiten. Eine Bemerkung, welche der Vf. nur gar zu oft zu wiederholen Gelegenheit hat! Die Menſchen nebt den nützlichen Thieren haben ſich in Cypern vermindert, Schlangen und andere ſchädliche Thiere, unter denen der Vf. die Scorpionſpinne weitläufig beſchreibt, zugenommen. Dieſer Inſel, meynt er, hätten die Franzoſen ſich bemächtigen ſollen, ehe ſie Aegypten angegriffen hätten. Auf Rhodus ſieht man niemals Wachteln, weil dieſe auf ihrem Zuge nach Afrika einen gewiſſen unveränderlichen Strich halten, der neben dieſer Inſel vorbeý geht. — Die *Symioten* werden als erfahrene und tapfere Seeleute gerühmt. — Auf der Inſel *Stanchio* will man die Erfahrung gemacht haben, daß die Peſt alſdenn ſehr heftig wüthe, wenn das Jahr vorher eine Blattern-Epidemie geherrſcht hat. Seide wird daſelbſt nicht mehr gewonnen. — Aus *Amorgus* holen die Engländer Meerzwiebeln und Kräuterorſeille (*Lichen roccella L.*) mit deren Eigenſchaft die Einwohner ſelbſt nicht bekannt ſind, bey welcher Gelegenheit den Engländern ein großes Lob gegeben wird. — S. 108. *Santorin* trägt noch Spuren des vulkanischen Urſprungs, producirt indeß Wein, Baumwolle u. ſ. w. — Nach *Candia* reiſte der Vf. drey mal, und ſeine Nachrichten ſind die neueſten und zuverläßigſten, die wir von der Inſel haben. Auch hier vermindert ſich die Anzahl und Induſtrie der Einwohner ſelt täglich. In dem Kloſter der Dreyeinigkeit bey *Canea*, wo *Tournefort* 50 Mönche vorfand, waren jetzt nur 12, woran nicht die verminderte Achtung des Mönchſtandes Schuld iſt. Der Ausſatz verſchonet keine Claſſe der Einwohner. Der Anbau der Baumwolle wird vernachläßiget. Maulbeerbäume ſind ſelten, daher auch der

Seidenhandel liegt. Nur der Wein hat noch ſeinen alten Ruhm beygehalten. Pferde und Hunde ſind ausgeartet. Wilde und reiſende Thiere giebt es nicht. Bienenwachs wird nur in geringer Quantität ausgeführt, eine unfägliche Menge aber könnte gewonnen werden. Schädliche Inſecten finden nicht genug Nahrungsmittel, um in Menge zu exiſtiren. Der Vf. weiſt der phyſiſchen Vorzüge ſo viele aufzuzählen, daß er wenig von den Alterthümern bey *Gortyna* ſagt. Der Ueberſetzer S. 170. hat dieſe Lücke durch Stellen aus *Blainville* und *Tournefort* ergänzen wollen. Die *Sfarhioten*, die im ſüdlichen Theile der Inſel wohnen, einen reinern Dialect ſprechen, und bey denen ſich noch der pyrrhiſche Tanz erhalten haben ſoll, hat er nicht aus Umgang kennen gelernt. — *Argentiere* iſt wegen der cimolischen Erde, warmen Bäder und anderer natürlichen Eigenheiten merkwürdig. Sie hat daher auch vorzüglich die Aufmerkſamkeit dieſes geſchickten Naturforſchers an ſich gezogen. Die cimoliſche Erde hält er für einen wahren Senectis oder Seifenſtein. Die ſeltſame und die natürlichen Schönheiten entſtellende Kleidertracht der Inſulanerinnen iſt in einem Kupfer (das einzige in dem Buche) abgebildet. Von dem Sittenverderbniß, das ihnen viele Reiſende vorwerfen, werden ſie frey geſprochen. Weil der Vf. von dieſer Inſel und von *Milo* ſeine Streifzüge in die Inſeln machte, und hier ſeine Papiere in Ordnung brachte: ſo läßt er auf die Beſchreibung von *Argentiere* allgemeine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche im Archipel folgen. Die Lebensart iſt ſehr einfach, und der Luxus hat bisher noch nicht aufkommen können. Der Vf. war bey der Niederkauf einer griechiſchen Frau gegenwärtig, und Zeuge von der ſonderbaren und abergläubigen Behandlungsart. Unter allen Inſeln (dem wir übergehen, was er von *Milo*, *Paros*, *Antiparos* u. a. ſagt) ſcheint ihm *Naxia* die beſte Lage und alle Vorzüge zu haben, um hier eine Waarenniederlage für den Handel auf dem Archipel zu gründen. Seinem Plane iſt ein Verzeichniß der europäiſchen Waaren, die auf dem Archipel Abſatz finden können, beygefügt. Der Ruhm, den *Belon* im 16. Jahrhundert der Höflichkeit der Einwohner in *Scio* ertheilte, gilt noch heut zu Tage. Die lange Note S. 345. über die Art, wie der *Maſſix* gewonnen wird, die aus *Pococke* und *Tournefort* genommen iſt, rührt vielleicht nicht vom Vf. ſondern von dem Ueberſetzer her. In *Gaſme* (*Cheſme*), berühmt durch die Niederlage der türkiſchen Flotte 1770, trat der Vf. ans Land, und reiſte von hier zu Lande nach *Smyna*. Auf dem Wege iſt ein *Caravanſeray*, (vielleicht der einzige in ſeiner Art im ganzen Orient) wo den Reiſenden ohne Unterſchied unentgeltlich Eſſen gereicht wird. Der Vf. der mehr gewohnt war mit Türken umzugehen, als irgend ein anderer auf der Fregatte, auf welcher er ſich eingeeſſt hatte, wurde einſt von *Fogliari*, wo die Fregatte vor Anker gieng, nach *Smyna* geſchickt, um von dem franzöſiſchen Conſul Nachrichten einzuziehen. Die Peſt wüthe-

wüthete damals hier, wie in *Sciò*. Er entgieng aber aller Gefahr, weil er nach dem Grundsatze, daß sich die Peit nur durch Berührung mittheilet, handelte. Von *Salonichi* machte er in Gesellschaft eines andern Franzosen einen Abstecher nach dem Berge Olymp. Seine medicinischen Kenntnisse, die er mehr geltend zu machen wußte, als sie es vielleicht verdienten, verschafften ihm Achtung unter den Monchen in den Klöstern auf dem Berge, und Sicherheit unter den Albanern, die ihn vielleicht sonst geplündert haben würden. Im Julius, wo die Hitze am Fusse des Berges fast unerträglich war, waren die obern Theile mit Schneemassen bedeckt, und der Vf. bezweifelt daher die Nachricht des Hn. *Browne*, daß im Sept. der Schnee schmelze. Die Mönche verücherten ihm auch, daß der Gipfel beständig mit Eis und Schnee bedeckt sey.

Die Uebersetzung ist, so viel wir ohne das Original vor uns zu haben urtheilen können, sehr gut gerathen. Den Anmerkungen können wir kein großes Lob geben. Sie sind sparsam, und dürftigen Inhalts, größtentheils Anführungen aus *Tournefort*, *Blainville*, *Pococke* und wenigen andern. Da wo wir sie gern gesehen hätten, vermiffen wir sie z. B. S. 240. wo gerathen wird, in Deutschland mit Aufbewahrung des Koras in unterirdischen Gruben Versuche zu machen.

G E S C H I C H T E.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Handbuch der alten Weltgeschichte.* — Von *Johann Heinrich Brockmann*, Lehrer der Mathematik und Geschichte am Paulinischen Gymnasium zu Münster. — *Erstes Zeitalter.* Von Erschaffung der Welt bis zum Tode Moses, ungefähr 2700 Jahre. 1800. L. u. 456 S. — *Zweytes Zeitalter,* vom Tode Mose's bis zum Cyrus, ungefähr 900 Jahre. *Erste Abtheilung.* Israel und Assyrien. 1802. 646 S. 8.

Ein so wunderliches, sich selbst widersprechendes, Buch, wie das gegenwärtige ist, entsinnt sich Rec. nicht, je in die Hände bekommen zu haben. Man bewundert den richtigen Blick des Vf., eine Belesenheit, die sich auch über alle vorzüglichern protestantischen hierher gehörigen Schriftsteller erstreckt; seinen ungeschmückten aber guten körnigen Vortrag; und man ist wie aus den Wolken gefallen, wenn zwischen allen diesen Vorzügen der streng orthodoxe Theolog der vergangenen Jahrhunderte aus dem ganzen Vortrage hervorblückt. Eine Stelle der *Dedication* an den Kurfürsten von Köln belehrt zwar schon über Hn. B. Absicht, „ich habe die Jugend vorzüglich zu warnen gesucht gegen den falschen Glanz der Neuerungsucht, welcher die jungen Leute so leicht blendet, und sie dann oft unbemerkt in die Irrthümer lockt, und sie auf solche Art mit dem jetzt herrschenden, gefährlichen Mißbrauche der Geschichte gegen Religion, gegen Sittenlehre, und gegen bürgerliche Verfassung bekannt zu machen, und ge-

gen denselben zu befehligen gesucht.“ Aber man fängt an vortheilhaft von dem Manne zu urtheilen, wenn er in seiner, obgleich etwas lang ausgesponnenen Einleitung, der Geschichte alle ihre verschiedenen Seiten mit vieler Denkkraft abzugewinnen sucht, über ihren Nutzen, die Art des Vortrags und Eintheilung mit Einsicht spricht, und unter mehreren vielleicht nicht ganz hierher gehörigen Gedanken, auch manche sehr richtige und überraschende äußert. Nur einen als Beyspiel. S. 46. „Empfänglichkeit zu sehr herrschend macht zum Sklaven jedes Eindrucks; überwiegende Reizbarkeit bringt Unbesonnenheit, Renomisterey; Verstand zu sehr herrschend macht zum kalten unfühlernden Wiffen. Nun kann der Mensch sich selbst prüfen, die Stimmung seiner Seele, oder die Beziehung der Kräfte in seiner Seele erforschen; hinauffpannen was zu tief liegt, entwickeln und stärken durch Uebung was zu schwach ist in ihm, dämpfen was zu sehr empor strebt.“ Man eilt nun zur Darstellung der Geschichte selbst, und findet sich unendlich betrogen; nicht in den Kenntnissen des Mannes, sie leuchten aus jeder Seite hervor; sondern in dem unerwarteten Ideengange desselben. Biblische Geschichte ist ihm alles in allem; den Zweifel, ob die mosaïschen Nachrichten auch wohl vom Moses selbst herkommen, läßt er gar nicht aufkommen; eben in dem hohen Alter und in der göttlichen Inspiration liegt ihm das Hauptgewicht zum Vorzuge vor jedem *Raisonnement*, vor jeder Nachricht, die sich aus andern Quellen beschreibet; daher füllt denn auch die Entwicklung der mosaïschen Urgeschichte bis zur Gesetzgebung 220 S. des ersten Theils. Es versteht sich nun von selbst, daß die Schöpfungsgeschichte im buchstäblichsten Sinne vertheidigt, das hohe Alter der ersten Familien als bey den Chronologen längst entschieden vorausgesetzt, und die Allgemeinheit der Sündflut angenommen wird. Als Hauptbeweis gelten ihm, wie mehreren andern, die Seegewächse, welche sich auf sehr hohen Gebirgen finden; den Einwurf, daß bey denselben noch nie Menschengerippe gefunden wurden, übergeht er; *Burnets* und anderer neuerer Schriftsteller Gegengründe fertigt er mit triumphirendem Lächeln ab. Als Mathematiker weiß er genau zu berechnen, daß die Arche mehr als hinlänglichen Raum für alle Hauptgattungen der Thiere und ihre unentbehrlichen Nahrungsmittel hatte; und eben so streng beweist er die wachsende Zahl der Juden während ihres Aufenthalts in Aegypten; 215 Jahre sind ihm mehr als hinreichend zu der bey Moses angegebenen großen Summe der Ausgewanderten. Im zweyten Theile wird die jüdische Geschichte mit der nämlichen Ausführlichkeit und in dem nämlichen Tone bis zur babylonischen Gefangenschaft fortgeführt. Man glaube aber ja nicht, daß Hr. B. nur so auf gerathewohl den Angaben der Bibel ohne weitere Prüfung folgt. Zwar wählt er zum Texte seines ersten Theils durchgehends *Bossuets discours sur l'histoire*, wodurch sich der Ton der Erzählung schon im voraus errathen läßt; aber hinter jeder einzelnen Erzählung

zählung folgen kritische Bemerkungen, aus welchen deutlich hervorleuchtet, daß Hr. B. die Untersuchungen eines Michaelis, Gatterers etc. genau gekannt habe. Den ersten nennt er nie, giebt aber zu verstehen, daß er absichtlich nicht alle benutzte Bücher anführe, um jungen Leuten keine Gelegenheit zur Annahme von Irrlehren zu geben. Bey den geographischen Beschreibungen der Länder schreibt er mehrere Stellen aus Mannerts Geographie wörtlich aus, übergeht aber bey dem todten Meere etc. wohlweislich die Bemerkungen, welche für das ursprüngliche Dafeyn dieses Sees sprechen; und II. Th. S. 248. bringt er eine von ihm verschiedene Volkszahl heraus, weil er die für die Größe des ganzen Palästina gehörigen Quadratmeilen, nicht ganz mathematisch nur auf die dem Jordan westlich gelegenen Striche anwendet. — Die Geschichte der übrigen Hauptvölker des Alterthums wird man mit Vergnügen nach der Erzählung des Vf. studieren, und auf erhebliche Fehler um so

weniger stoßen, da er überall die vorzüglichsten neuern Schriftsteller zu Rathe gezogen hat, und auch Herrens Ideen als Hauptleitfaden, vorzüglich bey der phönizischen und babylonischen Geschichte, namentlich angiebt. Kleine Uebereilungen, daß z. B. S. 362. Karien unter Troas, und Lydien unter Karien gesetzt wird, oder daß man Libien und Lybien und die letztere Schreibart unter der Aufzählung der Druckfehler als die richtige angegeben findet, können bey der unstreitigen Gelehrsamkeit des Vf. in keinen Betracht kommen. Wichtiger ist der Irrthum, der sich in dem (Th. I. S. 317.) angegebenen Begriff von Assyrien, in Rücksicht auf Volk und Monarchie, findet. Vermuthlich werden die folgenden Theile dieses Handbuchs der alten Geschichte die Begebenheiten etwas mehr ins Enge ziehen, da das Volk Gottes keine wichtige Rolle in denselben zu spielen hat; es möchte auch wegen der Käufer rathsam seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Mörsburg: Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten. 1802. 40 S. 8. Nach so vielen Auslegungen des 7ten Luneviller Friedensartikels und der Rastatter Verhandlungen, worauf sich derselbe bezieht, erscheint noch ein neuer Commentar, welcher schon wegen seines berühmten Verfassers (des Hn. Coadjutors Freyherrn v. Dalberg) viel Aufmerksamkeit erregt, und neue Aufschlüsse erwarten läßt. Der ruhige edele Ton dieser Schrift nimmt sogleich für den Vf. als einen möglichst gemäßigten Vertheidiger der Hierarchie ein. Er sucht, (fast eben so wie der Vf. der doctrinellen Auslegung) aus den Rastatter Verhandlungen zu beweisen, daß dabey 1) nicht von einer *allgemeinen* Säkularisation die Rede gewesen, und daß 2) weder die *Mediat-Kirchengüter*, noch das *protestantische Kirchengut* ausgenommen worden. Das Resultat der Rastatter Bewilligung sey dieses: derjenige Theil des Kirchenguts, welcher für Kirche, Religion und Reichsverfassung entbehrlich sey, könne säcularisirt werden; derjenige Theil hingegen, welcher für Kirche und Religion (sowohl in katholischer als protestantischer Hinsicht) und für die Erhaltung der Reichsverfassung unentbehrlich sey, müsse der Geistlichkeit zugesichert und erhalten werden. Die Auflösung des schweren Problems, was eigentlich *entbehrlich* und *unentbehrlich* sey? — wird der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Reichsdeputation überlassen. Der Vf. will aber keine *vernichtende* sondern bloß *partielle* Säkularisationen gestatten, und erstreckt daher den Begriff des *Unentbehrlichen* sehr weit. Nicht nur die drey geistlichen Kuren, sondern auch die geistliche Fürstenbank sammt der Querbank, und die Kreis-Directorien der geistlichen Fürsten, sollen beyhalten, überhaupt an der, in den bisherigen Reichsgrundgesetzen beruhenden, Verfassung nichts geändert werden. Wenn die Masse des entbehrlichen geistlichen Guts nicht zureiche, so falle die Last der nöthigen Beyträge auf das *gesammte Reich*, welchem, nach dem VII. Art. des Luneviller Friedens, die Entschädigung der Erbfürsten *collectivement* obliege. Hierzu hätten die mächtigeren weltlichen Stände viele Mittel in Händen, als Lehen, Mediat-Güter, Aemter, Versorgungs-, Kapita-

lien und sonstige Begünstigungen. Auch die Reichsstädte könnten etwas von ihrem Ueberflusse beytragen. Es ist einleuchtend, daß dieses Entschädigungssystem für das jetzige Zeitbedürfnis, nach der schon ziemlich bekannt gewordenen authentischen Auslegung des Luneviller Friedens, kein praktisches Resultat geben könne, und die Reichsdeputation in unabsehbare Erörterungen verwickeln würde. Der Entschädigung des Großherzogs von Toscana giebt zwar der Vf. vor allen anderen den Vorzug, will aber solche, nach dem Sinn des Friedens, nicht durch Säkularisationen, sondern bloss durch jene *collective* Beyträge zu Stande bringen, womit dem Erzhaufe Oesterreich und dem hohen Entschädigungsprätendenten wohl nicht *gedient* seyn möchte.

GESCHICHTE. Magdeburg, b. Hessenland: Fragment einer archäologischen Abhandlung über Hercules. — Von Dr. Joh. Gurlitt. 1801. 26 S. 4. Mit Bescheidenheit nennt der gelehrte Vf., Hr. Director Gurlitt zu Klosterbergen, diese Schrift nur ein Fragment, weil ihm weder die Zeit, noch sein Zweck erlaubte, alle in der Kunst üblichen Arten, den Hercules vorzustellen, aus allen Gattungen sowohl vorhandener als verlorener, aber von den alten Schriftstellern erwähnten Werke zusammen zu ordnen. Er hat sich daher nur hauptsächlich auf *Darstellungen in noch vorhandenen Statuen* eingeschränkt, in welchen Hercules entweder ohne Handlung, und zwar in verschiedenen Lebensaltern, oder in Handlung, oder ruhend nach der Arbeit, unmittelbar ruhend oder späterhin ruhend, und in diesem Genusse der Ruhe wieder entweder allein, oder als Hercules Musagetes mit der Lyra in der Hand, und in Verbindung mit Mufen und Nymphen vorgestellt wird. Nebenbey ist jedoch auch einiger andern Vorstellungsarten und Kunstwerke gedacht worden. Schon die kurze Inhaltsanzeige lehrt, daß ein Auszug aus dieser Schrift nicht wohl möglich sey. Sie ist deutlich und lehrreich abgefaßt; am lehrreichsten aber freylich für den, welcher zu den hier gelieferten Beschreibungen die Kunstwerke selbst, wenigstens in einer guten Abbildung, zu vergleichen im Stande ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. März 1802.

OEKONOMIE.

ALTENBURG, in der Hofbuchdruckerey: *Handbuch der grundsätzlichen Forstwissenschaft im Staate* mit Hinsicht auf die Landökonomie und Wildbahn. (Vom Geheimen - Kammerrath von Griesheim). Ohne Jahrszahl. *Erster Theil.* 272 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. *Zweyter Theil.* 129 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. 4to. Nebst einer Kupfertafel. (4 Rthlr.)

Man sieht es der ganzen Schrift an, daß der Vf. das Studium der Forstkunde aus innerer Neigung betreibt, über seinen Gegenstand lange und reiflich nachgedacht hat, und als Mitglied eines Kammercollegiums auch die praktischen Seiten der Forstwirtschaft, so weit sie nämlich und insofern sie vorzüglich die Hinweisung auf alte Gebrechen, Mißbräuche und Vorurtheile, vorgebliche Schwierigkeiten und Hindernisse und deren Wegräumung betrifft, kennt. Er zeigt daher den Kammern und Vorstehern des Forstwesens mit Wärme und Nachdruck die Nothwendigkeit, den alten Schlandrian, wo er noch statt hat, zu verlassen, und Uebersicht, Ordnung und System in den Forsthaushalt zu bringen, damit man nicht immerfort zum Nachtheil der Zeitgenossen und vorzüglich der Nachwelt im Finstern tappe, und giebt die Grundsätze an, nach welchen das letztere zu bewirken sey. Es ist in dieser Hinsicht alles aufs genaueste und zwar nach eigenen Ansichten, da ihm das Bekannte kein Gnüge leistete, zergliedert, und was sich nur tabellisiren läßt, zur allgemeinen Uebersicht in Tabellen gebracht, nach allen Rücksichten berechnet, mit bewundernswürdigen Fleiße, ja man kann sagen, mit fast zu ängstlicher Genauigkeit berechnet. Da aber freylich, der Vf. fast alles, was er gute Bewirthschaftung der Waldungen nennt, von den Förstern fodert: so war es nöthig, daß er diesen Männern, die bis jetzt nach der Regel doch mit allem was hier verlangt wird, unbekannt sind, alle Vorschriften so detaillirte, daß sie in jedem vorkommenden Falle ihre Lection auffuchen können.

Das Interessanteste dieser Schrift enthält der zweyte Theil, welcher eine sehr zweckmäßige Instruction für den Förster, den Chef und Forstcassirer, ein Regulativ für Forstämter, die Vorschrift zu einem Forsthandelsbuch, einen Tarif für den Holzmacher- und Schneidemüller-Lohn, eine Holztaxe, Vorschläge zu einem Forstpolizeygesetz u. s. w. in sich faßt. Hier werden die meisten Vorschriften und Tabellen auch

A. L. Z. 1802. Erster Band.

für andere Gegenden (denn das Ganze ist, wie man wohl sieht, von den Altenburgischen Waldungen abgezogen und so denselben auch wieder angepaßt), freylich nach jedem Locale modificirt, der Form nach anwendbar. Eben so zweckmäßig und nachahmenswerth sind im ersten Theile die Festsetzung der Befoldung für Förster, denen alle Accidenzien und liegende Grundstücke abgechnitten sind, aber dafür hinlängliche Naturalstücke gereicht werden, die Angabe der Rücksichten bey Abschätzung eines Waldes, besonders bey An- oder Verkauf desselben, nebst den dazu nöthigen Tabellen, die Aufzählung der Vortheile und das Reglement für einzelne Holzeigenthümer, ihre Holzungen auf eine gemeinschaftliche Art zu cultiviren und abzutreiben, der Anbau der Lehden, das Sammeln und Ausfäen des Saamens, wo an schicklichen Orten zu Aufreißung des Bodens der Haakenpflug empfohlen wird, die Angabe eines neuen Waldhammers mit der Abbildung u. a. m.

Unter allen Abschätzungsmethoden hat dem Vf. die, auch in andern Staaten schon angenommene und ausgeführte am besten geschienen, welche er die „*geometrische Disposition*“ nennt, wo nämlich mit dem Alter, das das Holz erhalten soll, in den vermessenen Flächeninhalt des Districts dividirt, der Quotient hiervon als das jährliche Abtriebs-Maafs angesehen, und mithin im Voraus hier kein bestimmtes Holzquantum als jährliche Abgabe festgesetzt wird.“ Daß dieß die bequemste Methode sey, wird Niemand leugnen. — Die Erzählung des vorgeblichen alten Holzhauers, welcher auf Befragen dem Vf. die Ursachen angiebt, warum jetzt nicht mehr so viel Holz wie sonst auf einem Platze geschlagen werde, und wobey gelegentlich all die gewöhnlichen Mißbräuche und Unterschleife mit vorkommen, ist artig zu lesen und paßt noch auf viele Gegenden.

So wie nun nach den obigen Angaben der Leser wohl sehen wird, daß in dieser reichhaltigen Schrift viel Beherzigungswerthes und Anwendbares enthalten seyn müsse, so ist auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, daß sie manche Data enthält, mit welchen Rec. und mehrere Forstmänner nicht übereindenken werden. So soll z. B. über 8 Forste oder besser Reviere, deren jeder ungefähr 2000 Acker enthält, ein Chef gesetzt seyn, der zu den wenigen Geschäften, die ihm obliegen, eine sehr ansehnliche Befoldung erhält. Es ist aber klar und in der Ausübung bewährt, daß dieß alles ein wirklicher Oberförster, der mit der Hälfte jener Befoldung zufrieden seyn wird, sehr gut verrichten kann, und

Cccc

daß

dafs kaum für 32 folcher Reviere oder 4 folcher Forftämter erst ein Chef nöthig wird, der aber auch zugleich zur schnellern und sicherern Beförderung und Betreibung der guten Sache Beyfitzer des Kammercollegiums feyn muß. — Zur Erlernung der Jägerey schlägt der Vf. ferner eine ähnliche Methode vor, wie Hr. *Wilkins* in einer befondern Schrift gethan hat, nämlich, dafs die anfänglich Lehr- und nachherigen Jägerbursche von einem Reviere zum andern gehen, und da nicht nur die Praxis, sondern auch die Anfangsgründe und die Theorie des Forst- und Jagdwesens erlernen sollen. Dies wäre nun alles recht gut, wenn nur die Förster und Jäger erst selbst das verständen, worin sie ihren Lehrlingen Unterricht ertheilen sollen; denn dafs die von dem Vf. für Förster vorgeschlagene und im zweyten Theil enthaltene Instruction hierzu hinreichend feyn sollte, wird er doch wohl im Ernste niemanden berechnen wollen, der mit dem Umfang der einem wahren Fortmann nöthigen Kenntnisse, so wie mit den gewöhnlichen Fähigkeiten, Kenntnissen und der Denkungsart seiner zeitigen Zunftgenossen nur einigermaßen bekannt ist. Dann erst wenn die Lehrlinge auf Schulen, Academien (gegen die der Vf. so sehr eifert) oder besser auf eigenen Forst-Unterrichtsanstalten gehörig vorbereitet sind, wird es ihnen sehr dienlich feyn, den Curfus so von einem Reviere zum andern zu machen, wie er ihn vorschreibt, und dann werden auch die veriegelten Conduitenbücher, in welche jeder Förster, bey denen sie sich aufhalten, ihr Betragen einschreibt, von gutem Nutzen feyn. — Mit den bekantesten Taxations-Methoden ist der Vf. auch gar nicht zufrieden, und meynt, dafs keine alle die Erfodernisse in sich vereinige, die in der Anwendung wirklich nöthig waren. Nach seiner Verfahrensart bringt er S. 91 auf 1 Acker von 160 achteiligen Quadratruthen in 120jährigen Nadelholz (man höre!) 192 Klaftern Bauholz, 98 Klaftern Feuerholz, 43 Klaftern Wurzelstöcke und 24 Schock Welfen, wie sich von selbst versteht bey gutem Boden und Bestand, und forstmässiger Pflege, heraus, welches freylich in andern Büchern, die von der Taxation handeln, so nicht befunden wird; denn diese sind, so wie wir andern praktischen Forstmänner allesamt zufrieden, wenn sie nur 80—100 Klaftern sogenannten Scheitholz auf einem solchen Acker, der zur Norm der übrigen dienen soll, schlagen können. Eben so ergiebig sind seine Rothbuchenwäldungen in 70 Jahren, wo man 20 Klaftern Weckholz, 120 Klaftern gutes Scheitholz, 5 Klaftern anbrüchiges Scheitholz, 30 Klaftern zweyfüssige Wurzelstöcke und 60 Flaufen Abraum an Gipfeln und Aesten von 1 Acker erhält. Auf solche und ähnliche Annahmen beziehen sich denn die folgenden Tabellen und Berechnungen, die also bey dem Gebrauch, wie oben schon erwähnt worden, nach dem Locale bestimmt und abgeändert werden müssen. — Zuletzt ist noch zu tadeln, dafs die abgehandelten Materien nicht systematisch genug geordnet, und überhaupt zu weit-schweifig, nicht kurz und faßlich genug, wenig-

stens für den gemeinen Jäger nicht deutlich genug vorgetragen sind.

Uebrigens wiederholen wir es, dafs Kammern und Vorsteher des Forstwesens, die ihre Wäldungen noch nach dem alten Schlandrian bewirthschaften und bewirthschaften lassen, in diesem Buche von der Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge sich überzeugen werden, und in dieser Hinsicht wünschen wir demselben vorzüglich die beste Wirkung. Zugleich fordern wir auch den Vf. auf, doch das Publikum bald mit der Angabe der horizontalen Windmühle, der Handmühle mit 2 Mahlgängen und der Handschneidemühle, wozu er am Ende seines Werks Hoffnung macht, zu beschenken.

LEIPZIG, in d. Sommer. Buchh.: *Handbuch zur Holzersparung; oder Anleitung, wie man sowohl Torf als auch Steinkohlen entdecken könne, und wie die Oefen eingerichtet seyn müssen, um diese Brennmittel, mit weit mehrern Nutzen, als zeither geschehen, zur Feuerung anwenden zu können.* Herausgegeben von C. H. Meisner. Mit einem Kupfer eines Holzersparenden Stuben-Ofens. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Hauptendzweck dieses Handbuchs ist nicht eine Anweisung zur Erbauung holzsparender Oefen zu geben, sondern wie man Torfmoore und Steinkohlenflötze auffuchen und benutzen soll. Da nun der Vf. sich einmal vorgefetzt hatte, aus den größern Werken eines Cancrin, von Pfeiffer, u. a. die Auffuchung und Benutzung der Feuerungsmittel zusammenzustellen: so sollten die ebenfalls sehr guten Braunkohlen von ihm nicht übersehen worden feyn. Die in diesem Buche befindliche Anweisung, wie der Mittelmann den Torf in Stubenöfen und in andern Feuerstätten recht brauchen soll, ist ein Abdruck des 37ten Stückes der Stuttgarter gemeinnützigen Wochenschrift vom Jahre 1756, wo man in Schwaben schon über Holzangel klagte. Die vom Herausgebeygefügte Anmerkungen sind sehr trivial und noch obendrein mehrere unrichtig z. B. S. 8. heist es in dem Ausfalle auf den 1801 schon lange vor der Erscheinung dieses Handbuchs verstorbenen Stephani zu Torgau, dafs er durch den Holzhandel ein Millionär geworden sey. Ein solcher Ausfall ist, aufser dem, dafs er sich nicht beweisen läßt, eine Invective gegen die Oberaufsicht der Forstverwaltung, der man in Sachsen, wo jeder Mißbrauch sogleich an die höhern Behörden gelangt, den Vorwurf einer Nachlässigkeit mit Recht nicht machen kann, weil gegründete Beschwerden sogleich abgestellt werden, dergleichen die über Stephani geführten aber nicht waren. Denn der verstorbene Stephani ist ja nicht der einzige Holzhändler in Sachsen, sondern es giebt deren zum Besten der Waldbesitzer noch mehrere, die in jenen von großen Städten, von Fabriksörtern etc. entfernt liegenden Gegenden ohnehin nur wenig Ertrag aus ihren Wäldungen wegen des geringen Absatzes ziehen. Hierzu kommt noch,

dafs

dafs kein Scheit, gefchweige denn ein Stück Nutzholz ohne vorherige Meldung und Nachfuchung der Erlaubniß bey dem Finanzcollegio ausgeführt werden kann. Und überdieß hat Stephani sein hinterlassenes Vermögen nicht allein durch Holzhandel, sondern als Kaufmann und speculativer Kopf auch durch andere sichere Unternehmungen erworben. Als vor einigen Jahren in den Elbgegenden melirere tausend Kiefern am Raupenfraße abgestorben waren, wollte kein Inländer dieses Holz gern consumiren; und die Waldbesitzer hätten es müssen verfaulen lassen, wenn die Holzhändler dasselbe nicht an Ausländer zu bringen gesucht hatten. Es verfault ohnehin in den Elbgegenden, im Schradenwalde, im Spreewalde etc. noch eine Menge Holz aus Mangel an Absatz und aus Mangel leichter Abfuhr. Ueberhaupt ist es eine sonderbare Staatsmaxime, dafs man sich berechtigt glaubt, den Grundeigenthümer und ersten Producenten im Abfatze seiner mit Gefahr und Mühe gewonnenen Produkte einschränken zu dürfen, und durch Ausfuhrverbote denselben gleichsam ein Maximum zu setzen, indess alle blofs consumirenden Veredler roher Erzeugnisse des ersten Producenten dadurch nicht nur zum Nachtheile des letztern begünstigt, sondern auch noch obendrein zur Ausfuhr ihrer Fabrikate ermuntert und ihnen alle nur möglichen Erleichterungen verschafft werden. Ausser dem bereits gedachten Nachtheile entsteht für den Producenten, der seine Produkte um geringen Preis ablassen muß, ein anderer sehr großer Nachtheil daraus, indem derselbe nun ganz von der Willkür des Fabrikanten abhängt und diesem bey seinem sowohl unterstützten Abfatze ins Ausland die ihm benöthigten Bedürfnisse theurer abkaufen muß, welches denselben bey allem Fleiße ärmer macht, und eine Art von indirecter Besteuerung ist, womit er von seinem Mitbürger belegt wird, an dem er wegen der bestehenden Ausfuhrverbote seiner rohen Erzeugnisse keine Repressalien nehmen kann. — S. 17—30 handelt der Herausg. die Auffindung und Gewinnung des Torfs ab; liefert aber bloß das allgemein bekannte der ältern Schriften z. B. von Pfeiffer etc.; dagegen ist die Schrift von Freese über Vehn oder Torfgräbereyen zu wenig benützt. Die S. 20 angeführte Geschichte wie Friedrich II. bey der Torfgräberey hintergangen worden; ist entstell; ohne sie hier berichtigen zu wollen, muß Rec. wenigstens beyfügen; dafs gedachtes Torfmoor in der Kurmark, wie mehrere andere in den Preuss. Provinzen; mit Nutzen gebauet wird. S. 31 folgt wieder ein Aufsatz aus dem 36sten Stück der gedachten Stuttgart. Wochenchr. S. 42 ein Auszug aus einer 1752 zu Leipzig erschienenen Schrift über den Gebrauch des Torfs. S. 50 ein dergl. aus einer Schrift des Hn. Bernhard von Verbesserung der Torfmoore etc. Leipzig 1764. S. 71 über die Württemberger Torfmoore aus dem r. B. der Select. Physico Oecon. 1752. S. 92 ein Auszug aus Schrebers Sammlungen etc. Halle 1760 Th. 5. über die Torfarbeit auf dem Blocksberge. S. 103 von Anbauung morastiger Gegenden etc. ist das 16. St. der

Stuttgart; phys. ökon. Realzeitung von 1756. S. 108; folgt Wolters Nachricht vom Torfe etc. aus dem 1763 erschienenen 1sten Bande der physik. Abhandl. der Kurf. Bair. Akad. Von S. 115 an folgen arnsfellige Aufsätze von Auffinden der Steinkohlen; ihrer Verschiedenheit, ihrem Verhältnisse zum Holze S. 122 alles aus andern Werken unvollständig abgeschrieben. Man sieht, dafs der Vf. sich seine Arbeit sehr leicht gemacht und gerade nur genutzt hat, was er in der Nähe haben konnte; daher man vor den seit zehn Jahren gemachten, bey weitem wichtigern Entdeckungen in diesem Handbuche nichts findet.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Hennebergisches Idiotikon*, oder Sammlung der in der gefürsteten Grafschaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen. *Zweyter Theil*, welcher Berichtungen, Ergänzungen und Vermehrungen des Ersten enthält — — von W. F. H. Reinwald, Herzogl. Sächs. Rath u. Bibliothekar in Meiningen. 1801. 171 S. gr. 8. (10 gr.)

Von dem schon vor acht Jahren herausgegebenen ersten Theile dieses schätzbaren Idiotikon gab ein anderer Rec. A. L. Z. 1795. No. 118; eine empfehlende Anzeige. Auf die darin gemachten Erinnerungen hat der als Literator und Sprachforscher sehr achtungswürdige Vf. Rücksicht genommen, und außerdem in diesem zweyten Theile manche Beiträge zur größern Vollkommenheit des ersten geliefert. Voran geht ein *Versuch über die sämmtlichen germanischen Hauptdialecte und einige Unterscheidungszeichen derselben*, der manche neue und zum Theil bisher übersehene Bemerkungen enthält. So wird z. B. von dem *Infinitiv* unsrer Sprache und dessen in den verschiedenen lebenden und abgestorbenen Mundarten verschiedentlich abgeänderter Endung erinnert, dafs deren Alterthum und Aechtheit an der Concordanz der mit der germanischen am nächsten verwandten Sprachen, der Griechischen (*αιν*) der Persischen (*den* und *ten*) und der Indischen (*na* aus *an*) einen Beleg zu haben scheine. Als ein zweytes Charakterzeichen der germanischen Dialecte wird der *Diminutiv* angeführt, worüber schon im Vorberichte des ersten Theils Manches erinnert war. Auch hier zeigt sich die persische Sprache der germanischen verwandt. — Dafs Sammlungen dieser Art dem Zuwachse der Schriftsprache manchen Vortheil gewähren können, steht wohl nicht zu leugnen, vornehmlich, wenn man den niedrigen Dialect oder Accent aus den Provinzialwörtern wegnimmt. Wichtiger aber ist noch der Vortheil der Idiotiken, dafs sie uns in den deutschen Wörterfamilien viele Lücken ergänzen, und Glieder ans Licht ziehen, die einst vielleicht gemißbraucht, wenigstens verbraucht, und dann ver-

verschmäh't, sich zu der niedern Volksclasse zurückgezogen haben. — Von der Aehnlichkeit der hennebergischen Aussprache mit der englischen hat der Vf. seit Erscheinung des ersten Theils, worin sie schon bemerkt wurde, noch mehr Beyspiele entdeckt; und er erklärt sich dies Phänomen durch die Vermuthung, Karl der Grosse habe einst eine Colonie Sachsen aus jener Gegend, aus welcher die Besieger der Britten auszogen, also aus Niedersachsen in die dortige Gegend verpflanzt. Auffallend ist es allerdings, daß die englische Participial-Endung *ing* auch im Hennebergischen die Endung des ordentlichen activen Participis ist; nur daß es nicht unmittelbar der Wurzel, sondern dem ganzen hochdeutschen Infinitiv angehängt, und auch adjectiv gebraucht wird: z. B. *riechening* Fleisch; oder adverbialisch, als: er schlief *stehening*. Auch die substantivische Endung *ung* wird *ing* ausgesprochen. — Der Vf. bemerkt hierauf noch einige Eigenheiten der hennebergischen Aussprache in Aufsehung der Vokale, und andre, die

grammatisch sind. — Aus dem Wörterverzeichnisse selbst will Rec. hier nur einige Wörter ausheben, die wohl eine allgemeinere Einführung und Aufnahme verdienen möchten: *Ausfürscheln*, fein oder unvermerkt ausforschen. *Rifen*, böse seyn, füllen Zorn hegen, und sich durch Gebarden merken lassen. *Ei fern*, für eiferfüchtig seyn. *Scheinlich*, gut in die Augen fallend; von *scheinbar*, das oft im schlimmsten Verstande genommen wird, ganz verschieden. — S. 153 folgt eine Auswahl von Idiotismen des mittlern Frankens, besonders aus den an Henneberg gränzenden Wirzburgischen Gegenden zur Bestätigung oder Erläuterung der Hennebergischen Volkswörter; und S. 163 ff. theilt der Vf. noch einige Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten dortiger Gegend als Zugabe zu den Th. I. gegebenen mit; und zuletzt, als Probe der Hennebergischen Volkssprache ein Bauerngespräch in Reimen, während des siebenjährigen Krieges und des Aufenthalts der Franzosen in Heßen vertigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Nürnberg, b. Lechner: *Joa. Pauli Reinhardi* Profess. histor. Erlangenensis *commentationes historicae de commerciorum in Franconia initiis et incrementis*, nunc primum collectae. Ohne Jahrz. 28 S. 4. Durch welchen Zufall diese kleinen, gutgeschriebenen und von vieler Belesenheit zeugenden Abhandlungen des längst verstorbenen Prof. *Reinhardts* jetzt erst gesammelt und in die Hände der gelehrten Welt geliefert werden, kann Rec. nicht erklären. Der Gegenstand derselben wäre allerdings der genauesten Untersuchung würdig, wenn sich nur hoffen ließe, etwas Neues und Gewisses auszumitteln. Das Neue findet sich nun zwar hier wenig; in dessen verdiente die Arbeit mehrerer einzelner Nachrichten wegen mehr in Umlauf gebracht zu werden. Das kleine Ganze zerfällt in fünf Commentationen. Die erste sucht einleuchtend zu machen, daß die deutschen Völkerwanderungen wohl würden unterblieben seyn, wenn schon Handel und Wandel unter dem rohen Volke gewesen wäre; und zeigt dabey aus der bekannten Stelle des Tacitus, daß die Hermundurer, als Urbewohner des Frankenlandes einen wichtigen Handel mit Sklaven und Vieh nach der Rhaetischen Colonie führten: der Vf. findet aber diese Colonie nicht zu Augsburg, weil es zu Vindelicien gehörte, sondern zu Veldidena (Wiltens) in Tyrol. Bey Gelegenheit werden auch die Thüringer Pferde nach dem (Pseudo-) Vegetius gelobt. Die zweite Abhandlung spricht von den Slaven, welche zur Zeit der Karolinger Wohnsitze in den östlichen Theilen Frankens gehabt haben. Weil nun die übrigen Sla ein eigenes Geld prägten, und die an der Ostsee wichtigen Handel trieben: so schließt er von dem Ganzen auf den einzelnen ausgewanderten Theil. Es gab auch in Franken Wollen- und Lederhändler, Münzer; weil auf den Willen Karls des Gr. sich diese und andere Gewerbezweige fanden; an Wollenbereitern konnte es ohnehin nicht fehlen, da schon ein Merovingischer König zu Paris die Tochter eines Wollenhändlers geheiratet hatte. In der dritten Abhandlung werden die natürlichen Güter, welche schon in den frühesten Zeiten bekannt waren, und unter ihnen vorzüglich das Salz angegeben; bey welcher Gelegenheit der Vf. aus den *traditionibus*

Fuldens beweist, daß die Salzwerke im Saalgau, in und um Kissingen im 9ten Jahrh. längst vorhanden waren. Nicht minder interessant ist das aus Falkenstein angeführte Diplom, durch welches Eichstett schon von Ludwig dem Kinde das Privilegium erhielt, eine Mauer um die Stadt zu ziehen. Eichstett ist also die erste, oder doch eine der ersten Städte im Innern von Deutschland; denn unfruchtig erregten erst die Einfälle der Ungarn (hier unrichtig *Hunnen* genannt) den Gedanken, größere Wohnorte mit Mauern zu umgeben; wenn auch einige noch vor Heinrich des Voglers Regierung sollten angelegt worden seyn. Bey dieser Gelegenheit geht nun der Vf. auf Nürnberg über, welches vermuthlich unter Heinrich dem Vogler zur Stadt erwuchs, und wahrscheinlich durch die Bearbeitung des Eisens, welches um diese Zeit im Hennebergischen und auch in der Oberpfalz schon häufig gefunden wurde, so wie durch Verfertigung der Pfefferkuchen, zu denen die Bienen des angränzenden großen Waldes das Hauptmateriale lieferten, den ersten Keim seines bald erfolgten Wachstums erhielt. Erweisen läßt sich von allen dem nichts; man schließt aus den bekannten Angaben späterer Jahrhunderte auf die Vorzeit. Der Vf. schließt noch weiter, er glaubt, Nürnberg sey wegen seiner Küchenkunst dadurch in Deutschland bekannt geworden, weil es die Güter des Orients in ganzer Masse zur weitern Vertheilung aus den Händen der Venediger empfing, und sie zur Bereitung der Speisen am zweckmäßigsten verwendete. Mit ähnlichen Wahrscheinlichkeitschüssen muß er auch bey der Verbreitung der Juden in Nürnberg, wo sie eine Art von hoher Schule im Mittelalter hatten, und in ganz Franken sich begnügen. Die letzte Abhandlung verbreitet sich über den zum Abzug der Producte und Manufacturen so bequemen Maynfluß, und über die Erzeugnisse der Erde, welche die Natur mit reicher Hand in Franken ausstülpet hat. Hier wird er ganz Panegyriker. Ueber den Ursprung und die Verfeinerung der Kunstfleisses, und den daraus erwachsenen Handel bleibt man, der gegenwärtigen Abhandlung ungeachtet, in der bisherigen Dunkelheit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder- Menschen und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern, von E. A. W. von Zimmermann. Erster Jahrgang für das Jahr 1802. 297 S. in Taschenformat, nebst 15 Kupfern und einer Karte. (2 Rthlr.)

Der Entschluß des Hn. v. Z. die wichtigsten Entdeckungen neuerer Reisen, die Erweiterungen der Naturgeschichte, die Eigenthümlichkeiten ferner Länder, nebst den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner, so weit diese Gegenstände während des achtzehnten Jahrhunderts zu unserer Kenntniß gelangt sind, in einem Taschenbuche zu sammeln, verdient allen Beyfall. Wir freuen uns um so mehr, daß die Ausführung dieser Idee gerade in die rechten Hände gerathen ist, indem der Herausgeber seine Kenntnisse sowohl im naturhistorischen als geographischen Fache längstens durch allgemein geschätzte Schriften bewährt hat. Für Abwechslung hat er in dieser ersten Probe hinlänglich gesorgt, und wir sind überzeugt, daß schwerlich irgend ein Leser dieses Taschenbuch, ohne Belehrung oder Unterhaltung aus der Hand legen wird. Gegen die getroffene Auswahl haben wir nichts zu sagen, allenfalls hätte wohl statt der Biographie des bereits 1689 verstorbenen *Tavernier* die eines spätern Reisenden mitgetheilt werden können. Aber zuweilen scheint es uns, vorzüglich in dem ersten und ausführlichsten Aufsatz der ganzen Sammlung, daß der Reichthum der vorhandenen Materialien den Vf. einigermaßen von seinem Hauptzweck abgeführt habe, oder daß hier der Geist und die Charakterzüge einzelner Neger viel zu stark gegen andere Darstellungen von ihren Sitten, Gebräuchen und ihren gezwungenen Auswanderungen ausgemalt sind. Indessen kann ersteres absichtlich geschehen seyn, um bloße Romanenleser desto gewisser zur Lectüre dieses unterrichtenden Büchleins einzuladen. Doch wir eilen dessen Inhalt ausführlicher anzuzeigen.

Die Einleitung setzt bündig und in gedrängter Kürze die Vortheile auseinander, welche die Reisen des achtzehnten Jahrhunderts zum Besten der Erdkunde bewirkten, die Verminderung der Gefahren bey weiten Seereisen, das Uebergewicht der neuern Schiffarten gegen ältere Zeiten, und den Einfluss, den die höhere Geometrie auf die Verbesserung der

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Schiffkunft hatte. Hierauf folgt der ausführlichste Aufsatz des ganzen Werks *Africa* betitelt. Darin wird die eigentliche oder vielmehr vornehmste *Sklavenküste* unter der Aufschrift *Guinea* skizzirt, dieser Name aber über seine alten Gränzen hinaus erstreckt; denn der Vf. rechnet dazu die ganze westliche Küste vom weissen bis zum schwarzen Vorgebirge, so daß Benia, Congo, Angola, Bengela und andere Länder mit unter dieser Hauptabtheilung begriffen sind. Er beschreibt ferner die Bemühungen einzelner Europäer, welche im vorigen Jahrhundert von den Küsten aus das Innere von Africa zu erforschen wagten, die verschiedenen Negervölker, den Geist und Charakter, wodurch sich einzelne vornehme oder geringere Neger zu ihrem Vortheile oder Nachtheile auszeichneten, und zuletzt die Geschichte und Beschaffenheit des africanischen Sklavenhandels. Schade, daß in diesem letzten Abschnitt so wenig Plan, Ordnung und verhältnißmäßige Behandlung herrscht, und daß manches, welches wenigstens unterrichtete Leser unter dieser Rubrik suchen möchten, entweder ganz übergangen, oder kaum berührt ist. Dahin rechnen wir die so verschiedenen Berechnungen in diesem Handel nach besondern Artikeln, wie Barren, Pagnen, Kupfer etc., weil die Neger kein Geld kennen, die Angabe anderer africanischer Gegenden, welche außer *Guinea* Sklaven liefern, die Menge und Verschiedenheit der Waaren, für welche die Neger eingetauscht werden, die Einrichtung und Beschaffenheit der europäischen Niederlassungen längs der africanischen Küsten. Die Geschichte des Negerhandels wird nur kurz berührt, und der Vf. schränkt sich dabey auf den Tauschhandel der neuern Europäer ein, ohne in die ältesten Spuren desselben einzudringen. Er fängt daher mit dem Jahre 1442 an, in welchem, so viel man weiß, die ersten Neger in *Lissabon* eingeführt wurden. Allein ohne den frühern Menschenhandel, den die *Mohammedaner* seit ihrer Ausbreitung in Africa, von *Marocco*, *Tunis*, *Aegypten* und von *Arabien* aus trieben, würde dieser für *Portugal* nie vorthellhaft geworden seyn, wenn gleich dessen Seefahrer nach der Entdeckung des *Senegal* jährlich mehr oder weniger Neger nach diesem Reiche zurück brachten, vorzüglich um künftig auszurüstenden Schiffen als *Dollmetscher* zu dienen. Ihr Negerhandel ward, welches, so viel wir uns erinnern, kein einziger Geschichtschreiber dieses gehässigen Verkehrs bemerkt hat, dadurch erweitert, daß sie die geraubten oder eingetauschten Neger, selber in Africa durch die zweyte oder dritte Hand den *Mohammedanern* ver-

Dddd kauf

kaufen. So pflegten die portugiesischen Karavellen unter andern, von 1482 bis zum ersten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts jährlich von Benin und Congo tausend Negerklaven nach der Festung Delmina zu führen, welche von dort weiter den Mahomedanern verhandelt wurden, bis endlich König Johann III. diesen Menschenhandel verbieten ließ. — Siebenhundert englische Schiffe waren nie oder zu keiner Zeit mit dem Negerhandel beschäftigt. Vor dem americanischen Kriege stieg ihre Anzahl höchstens auf zweyhundert, und nach demselben fiel sie bis auf 85 und 93 herunter, und die eingekauften Neger hatten sich bis über die Hälfte vermindert. Dafs in frühern Zeiten, oder noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, nur wenig brittische Schiffe zum Negerhandel ausgerüstet wurden, beweist die brittische Handelsgeschichte, vorzüglich die Geschichte von Liverpool, welche Stadt sich bisher am meisten mit diesem Verkehr beschäftigt hat. Ihre Kaufleute rüsteten 1709 das erste Schiff von 30 Tonnen nach Guinea aus. Von 1709 bis 1730 ward kein einziges Schiff zum Negerhandel gebraucht, und erst seit dem letzten Jahre, in welchem 15 Schiffe den Negerhandel trieben, tieng er an sich zu heben. Freylich schlofs Spanien 1784 einen Vertrag mit England, in einigen ausdrücklich benannten westindischen Häfen Neger einführen zu dürfen; es kann darin auch wohl die Summe der Einfuhr auf 80,000 Stück bestimmt seyn, welches wir auf Glauben annehmen wollen, weil wir diesen Tractat, der in *Martens Recueil* fehlt, nicht befragen können. Aber billig hätte der Vf. bemerken müssen, binnen welcher Zeit Spanien diese grofse Anzahl Neger für seine Colonien brauchte. Denn alle frühere spanischen Affientos sind immer auf bestimmte Jahre geschlossen worden, worin zugleich festgesetzt ward, wie viel Neger jährlich zu Kaufe gebracht werden sollten. In den ältern wurden gewöhnlich von spanischer Seite selten über 6000 Neger jährlich verlangt, und in dem bekanntesten dieser Verträge, den Philipp V. im Utrechter Frieden mit England schlofs, wurde von letztern Reiche die jährliche Lieferung von 4800 Sklaven auf dreyfsig Jahre übernommen, so dafs Spanien für den ganzen Zeitraum 144,000 Neger erhielt, oder erhalten sollte. Eine Art der schwarzen Negerhändler, ihre Sklaven aus dem innern Africa nach der Küste zu transportiren, um ihre Flucht zu verhindern, finden wir hier zwar beschrieben, aber gerade die einfachere, gewöhnlichere, am meisten bekannte nicht, die Neger an einer langen Art von Gabel hinter sich her zu ziehen, deren Zacken ihnen hinten im Nacken so zusammen geklammert sind, dafs sie sich nicht von dieser Bürde befreyen können. Nach Wadström finden wir hier auch die schreckliche Lage der Neger im Schiffsraum geschildert, und wie enge sie dort eingekieilt werden, so dafs sie nicht einmal Platz zum Liegen haben, weil die Kapitän einmal wissen, dafs sie unterwegs viele verlieren, und die Sterbenden allmählich den übrigbleibenden Raum machen werden. Hier hätte billig der neuern

Verfügungen in England gegen dergleichen Barbaren der Schiffscapitains gedacht werden müssen, nach welchen ein jedes Schiff von 200 Tonnen Ladung nicht mehr als 5 Sklaven für jede drey Tonnen einnehmen, und ist das Schiff gröfser, auf jede Tonne über 201 nur einen Neger laden darf; auch erhalten Capitaine und Wundärzte Prärien, welche die kleinste Zahl der Neger bey der Ueberfahrt nach Westindien verlieren, um sie dadurch zur bessern Pflege und Behandlung der Unglücklichen zu ermuntern. Die Berechnung über den Menschenverlust, den Africa jährlich durch den Sklavenhandel leidet, und der hier auf 260,000 Seelen geschätzt wird, ist viel zu hoch; wir möchten nicht gerne sagen übertrieben, ungeachtet Hr. v. Z. die Negerausfuhr aus Mosambique, Abyssinien und andern Gegenden von Ostafrika nicht mit in Anschlag gebracht hat. Wir möchten unsere Meynung gern mit Gründen unterstützen; diese dürften aber leicht den beschränkten Raum einer Anzeige überschreiten, weil dabey mancherley alte und neue Angaben, oder willkührliche Schätzungen zusammengestellt, geprüft und berichtet werden müfsten. Wir würden diesen Verlust auf die Hälfte oder höchstens auf 150,000 Seelen anschlagen. So übel auch die widerspenstigen Negerklaven auf dem Landtransport von den Slatihns behandelt werden mögen: so erinnert sich Rec. doch nicht, in einer Reisebeschreibung, oder in andern Nachrichten über diesen Gegenstand, die er freylich so wie den hier citirten Pommegeorge und Fayrar nicht alle gelesen hat, gefunden zu haben, dafs die schwarzen Kaufleute sich über den Verlust unterwegs beschwert hätten, oder dadurch Veränderungen in dem Handel an der Küste bewirkt worden. Es versteht sich von selbst, dafs von den Negern, die auf der Reise durch die Sandwüsten nach Marocco oder Aegypten unkommen, nicht einmal ein ungefährer Ueberschlag gemacht werden kann. Noch ist eine kurze Nachricht von der seit 1788 angefangenen Sierra Leone Compagnie angehängt, aber über die verunglückte zu gleichen Zweck verbundene Bulama Gesellschaft hat sich der Vf. nicht eingelassen.

Bey den übrigen Aufsätzen müssen wir uns kürzer fassen. Der zweyte ist: *Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte von Africa* überschrieben. Er enthält aufser der trefflichen Einleitung, die Beschreibung der Termiten, welche *Blumenbach* schon vor einigen Jahren gegeben hat, des Baobabbaums, des Butterbaums und der unterirdischen Erbsen von Whidah. Hierauf folgen Buchstücke aus der Völker- und Erdkunde von Africa, Asien und Polynisien. Diese bestehen aus einzelnen Darstellungen der Heirathsgebräuche verschiedener Nationen; der portugiesischen Stadt Macao und des Dichters Camoens, des Ordens von Atchien auf der Insel Sumatra, der Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeers, nebst der Abbildung des ossen Morai auf Otaheite. Den Beschluß machen Lord Ansons und Taverniers Biographien nebst den Bildnissen beider

berühmter Seefahrer. Die Erklärung der diesem Tafelbuche beygefügtten feingestochenen Karte von den Küsten-Ländern von Ober- und Niederguinea nach den neuesten Beobachtungen, die Erklärung der Kupfer, die außer den schon angeführten einen orientalischen Reiseboten, verschiedene Auftritte unter den Negern, das Innere eines Sklavenschiffs, die Termiten nebst ihren Gebäuden, den Butterbaum, drey alte und neue Meßinstrumente, das Triquetrum, den Sextanten, das große Theodelit etc. abbilden. Selbst der Umschlag des Einbandes hat auf den Inhalt des Buchs Bezug, und nach Montfaucon sind ein römisches drey und zweyrudriges Schiff auf der einen Seite, und auf der andern eine neue Fregatte mit allen beygesetzten Segeln vorgestellt.

GESCHICHTE.

LONDON, (ohne Angabe des Verlegers, vermuthlich b. Fauche u. Comp. zu Hamburg und Braunschweig): *Dictionnaire Biographique et Historique des Hommes marquans de la fin du Dix-huitième Siècle, et plus particulièrement de ceux qui ont figuré dans la Revolution françoise.* Redigé par une Société de Gens de Lettres. 1800. Tome I. 499 S. T. II. 524 S. T. III. 522 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Bey der gehäuften und kaum noch übersehbar Menge von Umständen und Vorfällen, welche die französische Revolution herbeyführte, und bey der nicht minder zahlreichen Menge von Personen, die an derselben, unmittelbar oder mittelbar, Theil nahmen, und dadurch einen höhern oder geringern Grad von Bedeutsamkeit erhielten, ist ein Hülfsmittel dieser Art, welches durch alphabetische Aufführung jener Personen und durch Erzählung ihrer Handlungen von beiden eine summarische Notiz und Uebersicht gewährt, nicht zu verschmähen. Vielmehr scheint es, selbst für das treueste Gedächtniß, ein notwendiges Bedürfniß geworden zu seyn. Auch war' es ein Wunder gewesen, wenn die Dictionärsucht der Franzosen, die seit Erscheinung der Encyclopädie so herrschend wurde, nicht auch diesen Anlaß zu ihrer Aeußerung ergriffen hätte. Wider den Gedanken, solch ein Wörterbuch zu sammeln, läßt sich also wohl nichts erinnern; aber die Ausführung desselben war freylich schwer und mühsam genug. Schon die Menge und Weitfchichtigkeit der Quellen, und des aus ihnen zu schöpfenden Stoffs, noch mehr aber die Beschaffenheit beider, und die Gefahr, aus Zeitschriften und Flugblättern viel Unsiheres, Unstatthafes und Einseitiges aufzunehmen, was durch Kritik und Geschichtsforschung noch nicht hinlänglich geprüft und berichtigt war, stand den Sammlern sehr im Wege, wenn ihnen auch, wie sie versichern, an Wahrheit und Unpartheylichkeit noch so sehr gelegen war. In dem *Avis sur les principes qui ont dirigé la rédaction de cet ouvrage* werden nun zwar diese Schwierigkeiten anerkannt. Man geht darin, daß es unter

allen den historischen Schriften über die französische Revolution durchaus keine gebe, woraus der unpartheyische Nacherzähler mit völliger Sicherheit schöpfen könne. Welcher Franzose, heist es darin unter andern, hat sich, mitten in einer solchen allgemeinen Gährung, anders als mit mehr oder weniger Wärme für eine von den beiden Hauptpartheyen, die dabey ihre Rolle spielen, erklären können? Und wer ist nicht, wenn er eine Wahl getroffen hat, in seiner eignen Sache unbillig und ungerecht geworden? Indefs glauben die Herausgeber doch, daß jetzt, nachdem zehn unglücksvolle Jahre alle (?) Gemüther kesseltigt haben, der denkende und gemeinsigte Schriftsteller wenigstens ruhig zu urtheilen, ohne Leidenschaft und Erbitterung über diese Gegenstände zu reden, und selbst die von seiner Gegenparthey zu loben im Stande seyn werde, so bald es die Billigkeit verlangt. Diesen Grad der Unpartheylichkeit nun habe man im gegenwärtigen Werke zu erreichen gesucht. Freylich aber habe man nicht alle Urheber und Theilnehmer dieser Revolution, die man als eine Feuersbrunst ansehe, welche eins der schönsten Länder der Welt verheert habe, nicht alle in Eine Classe stellen, nicht die Schlachtopfer mit ihren Henkern, und die blinden Werkzeuge der Missethaten mit den Urhebern derselben auf gleiche Art würdigen können. Am wenigsten habe man zwey Classen von Menschen, die Conventiellen, und die Verräther des Vaterlandes, schonen zu dürfen geglaubt. Die Thaten und Verdienste der französischen Generale hingegen habe man desto unbefangener und freymüthiger erzählt, weil es unter ihnen nur Wenige gebe, deren Lorbeern dadurch wären entehrt worden, daß sie dieselben mit der scheußlichen Jacobinermütze bedeckt hätten. Uebrigens habe man sich bemüht, überall billig zu seyn; und selbst bis auf den entschiednen Charakter eines Saint-Just, und die guten Handlungen eines Robespierre (wenn er anders deren eine einzige verrichtet hätte) habe man Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kurz, man habe sich damit begnügt, nur wirkliche Thatfachen zu erzählen, die Quellen davon nachzuweisen, alle Ausweichungen und bloße Vermuthungen zu vermeiden. Auf Mercier und Prudhomme habe man sich oft bezogen, weil sie gewiß nicht zu nachtheilig von der Revolution geurtheilt hätten. Uebrigens betreffen die Artikel dieses Wörterbuchs nicht bloß Franzosen, sondern auch manche Ausländer. — Man wird diese Versprechungen in dem Werke selbst, freylich nicht überall und in gleichem Grade erfüllt finden, und es dem Ganzen leicht ansehn, daß es eine Compilation von mehreren Händen ist, die nicht alle mit gleichem Fleiße, und noch weniger in gleicher Verhältnißigkeit, mit Sammlung und Anordnung des sehr gehäuften und ungleichartigen Stoffs beschäftigt waren, und Vieles nur bloß zusammen schrieben. Daß die französischen Zeitungsblätter, und unter denselben der *Moniteur*, die vornehmsten Quellen sind, wird man von selbst erwarten. Dadurch liefs sich denn nun die

die chronologische Ordnung der Begebenheiten desto leichter erhalten, deren Beobachtung als Verdienst dieser Arbeit gerühmt wird; obgleich die Angaben der Tage, an welchen sie vorkamen, manchmal entbehrlich gewesen wären, und nicht selten müßige Wiederholungen dadurch veranlaßt wurden. Der Herausg. gesteht außerdem selbst, daß sich manche Fehler und Mängel mögen eingeschlichen haben, und daß diese Sammlung nur Namen und Grundriss eines Gemäldes sey, worin sich noch Manches hinzuthun, wegnehmen und berichtigen laße. Daß dieses Wörterbuch bey dem Allen noch immer einen nicht unbeträchtlichen Grad von Brauchbarkeit habe, steht nicht zu leugnen. Aufser den vielen historischen Nachweisungen, die es enthält, aufser der nicht unbedeutenden Hülfe, welche es denen Lesern darbietet, die sich über manche Begebenheiten und Personen näher zu unterrichten wünschen, muß es auch selbst bey der Fortdauer der Revolution dadurch immer größeres Interesse gewinnen, daß es bey jeder neuen Veränderung den Leser in Stand setzt, die Quellen derselben und die vorläufigen Umstände kennen, und ahnden zu lehren, was man von denen Personen, die von neuem auf der Bühne erscheinen, zu hoffen oder zu fürchten hat. Es wird dabey jedoch nicht selten der Fall eintreten, daß die meistens unerwarteten und wenig gehandeten Ausgänge der Begebenheiten und die Erfolge der angewandten Mittel ganz anders ausfielen, als sie der scharfsinnigste Beobachter aus den hier gegebenen Datis folgern konnte. Manches von der Art findet man schon in dem hinzugefügten *Supplement*

et *Errata Raisonné* angemerkt und berichtigt, worin auch noch einige übergangene Artikel nachgetragen sind. — Am Schluß dieses Werks sind noch vier *chronologische Tabellen* beygefügt, welche sich auf die Hauptveränderungen der Revolution beziehen. Die erste derselben gewährt eine Uebersicht der in Frankreich während des Nationalconvents entstandenen Factionen. Aufser den Anführern und Mitgliedern derselben findet man hier auch die Litten der Verurtheilten und Hingerichteten, ihrer Ankläger und Richter, nebst den allgemeinen Ursachen ihrer Verurtheilung. Auch sind die Namen der Mitglieder von den beiden *Comités de Salut-Public* und *de Sureté-Generale* hier verzeichnet. Die zweyte Tafel ist zum Theil Fortsetzung der ersten, und zugleich eine Liste der Verschwörungen, welche der Nationalconvent und dessen Ausschüsse theils entdeckt, theils geleitet haben. Auf der dritten Tafel stehen die Verschwörungen und Proscriptionen, welche unter dem *Directoire executif* Statt fanden, besonders der Jacobiner, und der Revolution und Proscription von St. Cloud. Die vierte Tabelle enthält ein allgemeines Verzeichniß aller der Personen, welche in den Gefängnissen zu Paris, zu Versailles, Meaux, Rheims, Lyon und Gisors im September 1792, unter der Herrschaft der *Assemblée Législative* und der Direction verschiedner Mitglieder der *Commune* von Paris, ermordet und hingerichtet sind. Die beiden ersten und die letzte Tafel sind aus der im J. 1796 gedruckten *Histoire Generale des Crimes commis pendant la Revolution* von Prudhomme genommen, aber hier berichtigt und vermehrt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELEHRTHEIT. *Duisburg a. Rhein*, in d. Hellwingischen Universitätsbuchh.: *Winke für angehende Religionslehrer die Wichtigkeit ihrer Bestimmung in unsern Tagen betreffend.* Nebst einer Anzeige einer homiletischen Anstalt für künftige Prediger von Anton Wilh. Peter Möller, Doctor und Prof. der Theologie zu Duisburg. 1800. 96 S. 8. (6 gr.) Die in unserm Zeitalter immer mehr überhandnehmende Laugigkeit in der Religion; die zum Theil daher entspringende Verachtung ihrer Lehrer; der Unglaube des Herzens, welcher immer dreister zu werden beginnt, veranlaßten den Vf. der vor uns liegender Schrift, Prediger sowohl, als diejenigen, die diesem Stande sich widmen wollen, sehr nachdrücklich zu ermahnen, durch Einsammlung gründlicher Kenntnisse, durch Amtstreue und ein ehrwürdiges Beyspiel der Selbstüberwindung, sich nützlich zu machen, und dem einreisenden Verderben in ihrem Kreise mit Kraft entgegen zu arbeiten. Alles was Hr. M. über diesen Gegenstand mit Würde und Nachdruck sagt, hat Rec. Beyfall. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Prediger in unsern Zeiten, wo man ihn nicht mehr, wie ehemals, seines Amtsrocks wegen, ehrt, durch gründliche Kenntnisse, ächte Geistesbildung und strenge Sitt-

lichkeit sich auszeichnen müsse. Das seichte Studiren nimmt bey einer großen Anzahl Jünglingen überhand; und weiße Volksverbesserer, denen die cameralistische Nutzbarkeit des Predigerstandes wichtiger zu seyn scheint, als die moralische, und die wie z. B. *Bastholm*, statt der Exegete des N. T., unter den Landpredigern lieber das nahrhaftere Studium der *Viehharzneykunde* in Gang bringen wollen, befördern die Barbarey nur noch mehr. Diese kleine Schrift verdient Predigern sehr empfohlen zu werden. Vielleicht daß mancher, für den sie ein Wort zur rechten Zeit seyn möchte, seiner gähnenden Faulheit, seiner frivolten Lebensart, seiner ehrlösen Spielfucht sich schämen lernt. — Die homiletische Anstalt zur Bildung künftiger Prediger, welche Hr. M. zu Ende dieser Schrift beschreibet, scheint sehr zweckmäßig eingerichtet zu seyn. In dem Stile des Vfs. hat Rec. einige Sprachrichtigkeiten, zuweilen auch etwas Gefuchtes, bemerkt, z. B. S. 29. „Der sich lästig anfühlende Ernst der Religion“, „missbraucht“ st. gemißbraucht, „insbesonders“ (S. 45.) st. insbesondere. S. 52. „Die Maxime ist anzudringen“. S. 65. „fürtrefflich“ st. vortrefflich. S. 88. „Warnung wider“ (st. vor) Mordfucht.“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 11. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, b. Frommann: *Torquato Tasso's Befreytes Jerusalem*, übersetzt von J. D. Gries. Zweyter Theil. 1802. 183 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle die schwer zu vereinbarenden Tugenden, die wir am ersten Theile dieser poetischen Uebersetzung rühmten, haben sich auch in diesem zweyten unverletzt erhalten. Hr. Dr. Gries hat nun die Hälfte seiner Bahn so glücklich durchlaufen, das man nicht zweifeln darf, er werde das Ziel, ohne zu straucheln, erreichen, und den unverkümmerten Ruhm verdienen, ein so grosses episches Gedicht aus der italiänischen Sprache mit allen Schönheiten der Gedanken, des Ausdrucks und des Versbaus ins Deutsche übertragen zu haben. Sein geschmackvoller Fleiß ist so wenig ermüdet, das er vielmehr in diesem Theile noch mit neuer Kraft gerüstet erscheint. Welches Feuer glüht in den Stanzen die Argant's und Tankreds (VI. 37. u. ff.) oder Raimund's und Argant's (VII. 37. u. ff.) Kämpfe beschreiben! Aus der ersten Beschreibung nur eine Strophe:

Dem Zorn muß Kunst und Ueberlegung weichen,
Und beider Kräfte erzeugt und mehrt die Wuth.
Nie schwingt das Eisen sich zu leeren Streichen,
Es trifft und bohrt, und jeder Hieb ist gut,
Mit Waffen deckt der Boden sich, den Zeichen
Des harten Kampfs, besprützt mit Schweiß und Blut;
Das Schwert mit Blitzes Leuchten, Donners Hallen,
Trifft wie ein Wetterschlag im Niederfallen.

Ferner wie rein und unentstellt ist die Pracht der Tasso'schen Gleichnisse wieder gegeben? So VI. 109. in der schönen Erzählung von Erminien, die die Liebe zu Tankred verleitet hatte, in Klorindens Rüstung aus der Stadt zu gehen, und die nun in der Nähe des christlichen Lagers von Polifern, der sie für Klorinden ansieht, verfolgt wird:

Wie wenn ein Reh, das mit verletzten Sinnen,
Nach frischem Wasser sucht, und durstend glüht,
Und schon vom Felsen sah die Quelle rinnen,
Den klaren Fluß, der durch's Gebüsch sich zieht,
Dann plötzlich statt ein Labfal zu gewinnen,
Im dichten Hayn die gier'gen Hunde sieht,
Schnell wendet sich's zur Flucht, vor Angst und Zagen,
Vergißt es leicht des Durstes mächt'ge Plagen.

So diese die von Sehnsucht hingerissen,
Der Liebe Durst, der ihre Brust durchdrang,
A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

Auf immer nun schon glaubt gestillt zu wissen,
In des Geliebten fröhlichen Empfang;
Auf's neu umringt von mächt'gen Hindernissen,
Geschreckt durch Drohn und wilder Waffen Klang,
Giebt sie sich selbst und ihren Wunsch verloren,
Und treibt voll Angst das Reß mit beiden Sporen.

Und ergießt sich nicht die zärtliche Wehmuth der Erminia, als sie bey dem Hirten eine Zuflucht gefunden, in diesen schönen Strophen (VII. 19. ff.) eben so rührend, als im Original:

Oft wenn im Schutz der schattenreichen Gründe
Die Heerde lag matt von des Sommers Brand,
Grub sie der Buchen und des Lorbeers Rinde,
Den theuern Namen ein mit treuer Hand,
Das noch der stumme Wald es einst verkünde,
Welch hart Geschick so treue Liebe fand.
Dann las sie selbst die eigenen Züge wieder,
Und Thränen strömten heiß die Wange nieder.

Bewahre, sprach sie, bis zu fernem Ziele,
Wirthbarer Hayn, was ich dir anvertraut;
Damit wenn einst in deiner Schatten Kükje,
Ein treuer Liebender dies Denkmal schaut,
Er Mitleid dann in sich erwachen fühle,
Bey meiner Leiden schmerzenvollem Laut:
O, sag' er, herbe Qual, die unverschuldet,
So große Treu durch Lieb' und Glück erduldet.

Und hört der Himmel jemals die Gebete,
Die Sterbliche voll Inbrunnst hier ihm weihn;
So kömmt vielleicht, der lebend mich verschmähte,
Einst wenn ich nicht mehr bin, in diesen Hayn,
Und blickt sein suchend Aug' auf jene Stäte,
Die dann bewahrt mein schlummerndes Gebein:
Wird er vielleicht den unvergoßnen Qualen,
Den spätem Lohn von wenig Thränen zahlen.

Ward auch das Herz dem Elend hier zum Raube
Im Tode dann erfreue sich der Geist;
Vergönn' sey dieses Glück dem kalten Staube,
Das jetzo mir des Schicksal's Hart' entreißt!
So spricht die Arme zu dem stummen Laube,
Und ihrer Thränen schöne Quelle fleußt!
Tankred indess sucht, fern von diesen Fluren,
Wie ihn der Zufall lockt nach ihren Spuren.

Eben so glücklich ist unserm Dichter die Uebersetzung romantischer Scenen gelungen, wie z. B. gleich die folgende Erzählung von Tankreds Gefangenschaft in Armidens Zauberschlosse. Endlich hat sich auch Hr. Gries mit wunderbarer Geschicklichkeit

E e e

keit selbst bey solchen Stanzen benommen, die mit einer Menge eigenthümlicher Namen angefüllt sind; wie VII. 66. 67-

Des Reims hat sich unser Uebersetzer in so hohem Grade bemächtigt, daß man ganze Gefänge hindurch kaum in zwey Stanzen die schon einmal gebrauchten Reime wiederkommen sieht. Auch fallen sie fast durchgängig mit Hauptbegriffen zusammen. Ein paar Stellen haben wir uns hier als Ausnahmen angezeichnet, wo das Adverbium *itzt*, oder *jetzt* als Reim gebraucht, keine gute Wirkung thut; wie VII. 91.:

Umsonst ist seine Kraft, sein Wüthen *jetzt*.

oder VIII. 74.:

So raucht und sprudelt in des Kessels Räumen,
Das Wasser von zu starker Glut erhitzt,
Es faßt sich nicht mehr in sich selbst, mit Schäumen
Steigt es empor, entwellet dem Kessel *itzt*.

Einigemal hat zu Anfange des Verses sich ein Trochäus statt des Jamben eingeschlichen wie VI. 77.:

Unter den Müttern Latiums erhaben,

und VI. 90.:

Heimlich entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Beide lassen sich leicht verbessern:

Im Kreis der Mütter Latiums, erhaben,

und:

Geheim entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Verse, wo der Reim dem Texte einen Zwang angehan, oder Dunkelheit erzeugt hätte, haben wir fast gar nicht angetroffen. Ein solcher möchte der vierte Vers in der sechsten Stanze des sechsten Gefanges seyn, wo es von Erminien heist:

Und wenn sie manchmal vor Klorinden klagt,
So giebt sie andern Grund den herben Sorgen,
Wie von dem Schmerz um ihr Geschick zernagt.

Möge dann ein Kunstwerk von so hohen Verdiensten von der Nation dankbar geschätzt, und der Meister, der es unternommen, durch allgemeinen Beyfall ermuntert werden, auch die zweyte Hälfte bald zu vollenden!

REGENSBURG, b. Montag u. Weifs: *Konrad, Herzog von Zähringen*, ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von J. Koller. 1800. XI. u. 116 S. 8. mit 1. Kpfr. (14 gr.) Ingleichen:

Ebendasselbst: *Der Okulist*, ein Lustspiel in 3 Aufzügen von J. Koller. 1800. 112 S. 8. (10 gr.)

Zwey dramatische Versuche, welchen man zwar eine gewisse Leichtigkeit und Gefälligkeit des Dialogs im Ganzen, so wie ein paar wirkende Scenen

im Einzelnen nicht absprechen kann, denen aber noch viel, sehr viel abgeht, um für gute, oder auch nur für brauchbare Theaterstücke zu gelten! Beym ersten liegt aus der Geschichte zu Grunde: daß Konrad, Herzog von Zähringen die Parthey Heinrich des Stolzen, Herzogs zu Sachsen und Bayern, gegen den neuerwählten deutschen König, Konrad von Hohenstaufen hielt, darüber aber seine Besitzungen in Burgund, die Zürchner Schirnovogrey, ja selbst seine Hauptfeste in Breisgau verlor, und sich endlich seinem Gegner auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Hier mischt nun der Vf. Heinrich den Löwen, den Erbprinzen Heinrich des Stolzen (der damals doch wahrlich noch nicht den Beynamen des Löwen führen konnte, und den Hr. K. selbst für einen Anachronismus, S. X. erklärt,) mit darein, läßt ihn Liebe für die Tochter des Herzogs von Zähringen fühlen; läßt ihn zur Befreyung seines künftigen Schwiegervaters und zur Vertheidigung der Burg herbeyeilten; führt ein altes Freundschafts-Bündniß zwischen Friedrich von Schwaben, der in K. Konrads Namen die Feste belagert, und dem Herzog von Zähringen auf; und bringt am Schlusse, wiewohl die Burg erkürmt und zerstört worden ist, doch alles zu einer friedlichen Ausöhnung. — Er protestirt hierbey höflich, daß er nicht die *Legion der Ritterstücke* vermehren, sondern eher ein *Familien-Verhältniß* als eine *Staatsaction* gezeichnet haben wolle. Worauf aber diese Protestation sich gründe, können wir wahrlich nicht begreifen. Die Kriegsbegebenheiten, die Kämpfe, die Lerin-Scenen überläßen ja die (überdies kraftlos gehaltenen) Schilderungen der Mutter-Zärtlichkeit, Vaterliebe und Freundschafts-Pflichten weit; auch ist der letzte Act vorzüglich mit allem seinen Getümmel, seinen vielfachen Abwechslungen, seinen sich drängenden, und manchem Widerspruch unterliegenden Ereignissen so ganz der Schluss eines bloßen Spectakel-Stücks, daß wir noch übermäßig glimpflich handeln, wenn wir dieses Schauspiel nur ein paar Stufen tiefer als die Klara von Hoheneichen und die Zieglerischen Kampfturniere setzen. Im Vorbericht sagt der Vf. er habe Ton und Geist der Zeiten nicht durch Urkundensprache, sondern durch schlichte Gefinnung und Handlungsweise auszudrücken gesucht. Das klingt an sich ganz löblich. Wenn aber nun z. B. Heinrich der Löwe S. 112. sagt: „Darf ich all den Zeichen trauen, die ich höre und sehe. (?) „Auf Zähringens Ruinen weht die Friedensfahne so „lieblich dem Auge, wie unter Dornen die Rose; „durch Berg und Thal und über die Ebne hin tönt „der Ruf des Friedens so erfreulich wie das Abend- „glocklein dem verirrtten Wander! — so wird eine wahre Idyllen-Sprache daraus, die einem hier um so ekler dünkt, da eine unter ganz frischen Ruinen den Besiegten und Verjagten *lieblich wehende Friedensfahne* für ein wahres Ueberspiel gelten kann. Die Charaktere sind auch ganz von der gewöhnlichsten Art: besorgte Hausmütter, liebevolle Gatten, biedere Ritter, Jünglinge, die nach dem Kampfe verlangen; u. s. w. Nur *Heinrich von Schopshelm*, Konrad

rads sogenannte *Friedensstinne*, der als Vasall redlich seine Pflicht thut, die Gerechtigkeit der Fehde warm anerkennt, und doch stets zum Vergleich räth, könnte, wenn er mit einer festern Hand durchgeführt worden wäre, eine Ausnahme machen.

Etwas mehr allgemeines Interesse hat das zweyte Stück, oder könnte wenigstens es haben. Der Hauptgedanke ist nicht unglücklich. Ein blinder Lord unterwirft sich einer Operation; sie gelingt; und siehe da: dieser Oculist ist sein eigener Sohn, von dem er garnicht einmal wußte: daß er medicinische Kenntnisse, zumal *der Art*, sich erworben habe. Freylich ist es ein wenig unwahrscheinlich, daß der Sohn acht Jahre Arzneykunde studieren konnte, ohne daß der Vater, der ihn mit dem Studium der Rechte beschäftigt glaubte, ein Wort davon erfuhr; freylich erinnert die ganze Intrigue nur allzusehnlich an das *Kotzebuische Epigramm*; aber gleichwohl könnte der wichtige Umstand: daß es ein *Sohn* ist, der diese Handlung ausführt, das Interesse des Ganzen kräftig erhöhen, und zu mancher rührenden, mancher dankbaren Scene Anlaß geben, wenn der Vf. die große Kunst verstanden hätte, die Erwartung gehörig zu spannen und zu befriedigen, nicht minder die Nebenumstände in eine gehörige, zweckmäßige Verbindung zu bringen. Doch hierin ist seine Schwäche nur allzusehnlich. Er hat zwar dem blinden Lord die Familie eines Malers beygefellt, dessen älteste Tochter mit dem jungen Harrison (dem nachmaligen Oculisten) in einem zärtlichen Briefwechsel sich eingelassen hat, ohne zu ahnden, daß sie in ihm bey seiner Heimkunft einen alten Bekannten finden werde; aber diese Intrigue ist so herzlich — kalt, und die Theilnahme an derselben wird noch durch eine zweyte, eben so flache Verwicklung, wo sie glaubt zum Preis des Augenarztes bestimmt zu seyn, so sehr gemindert, daß das Stück bey einer wirklichen Aufführung unmöglich viel Rührung erzeugen könnte. Auch die Liebe der zweyten Schwelster, und die Art, wie sie ihrem Auserwählten sich selbst beynah anträgt, ist eine größtentheils mißlungne Naïvetät. Der alte Maler und Vater dieser Mädchen verspricht im Anfange eine viel bessere Rolle, als er nachmals hält, indess hat er doch einige Auftritte, wo er sich vom größern Theil seiner Mitspieler auszeichnet.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Agnes Bernauerin*, historisch geschildert von Felix Joseph Lipowsky, Kurfälzisch-Bayerischen General-Landesdirectorialrath etc. 1800. 205 S. 8. mit 2 Kpfr. (16 gr.)

Agnese Bernauerin, Geliebte Herzog Albrecht III. von Bayern, nicht unbekannt in den Jahrbüchern ihres Vaterlandes, doch noch unendlich bekannter durch das Trauerspiel des Grafen zu Törring — eines Dichters, der viel zu schnell wieder verstümmelt — hat als ein Schlachtopfer von väterlichem Zorn, von Herrscher-Stolz und ungerechter Uebereilung, so oft schon auf unsern Schaubühnen Bedaurung und

Mitleid erregt, Thränen und Beyfall sich erworben, daß man nun wohl mit Zuversicht behaupten kann: ihr Andenken werde nicht sobald, ja vielleicht nie vergehen.

Es wäre daher allerdings gar kein unebner Einfall, wenn ein guter Schriftsteller von dieser deutschen Ines de Castro die historischen Angaben sammelte, ordnete, vergliche, berichtigte; wenn er auf diese Art manches nachtrüge und ergänzte, was dem Dichter damals außer den Gränzen seines Schauspiels lag; und zugleich, wenigstens mittelbar, bezeichnete, was gegenseitig von demselben hinzugefügt oder verändert worden sey. Verbände er dies mit einem zweckmäßigen Gemälde jener Zeitläufte und Sitten; entwickelte er mit Einsicht die Charaktere der hierbey handelnden Personen; mischte er zwanglos und doch treffend einige Bemerkungen daran, die sich dem Historiker oft noch williger und wirkender als selbst dem Dramatiker darbieten, so ist gar kein Zweifel: er brauchte nicht erst ins Gebiet des Romans hinüber zu schreiten — es könnte ihm sogar an *umständlichen* Nachrichten von der Hauptheldin selbst mangeln, — und er würde doch eine historische Erzählung liefern, der es an Interesse nicht gebrechen könnte.

Augenscheinlich war alles dies der Endzweck des Hn. Lipowsky; doch daß er ihn ganz oder auch nur genugsam erreicht hätte, können wir nicht von ihm rühnen. Wir verkennen nicht den Fleiß, mit welchem er eine Menge hier und da zerstreuter Stellen zusammentrug; wir gestehen, daß er aus Albrechts frühern und spätern Leben mehrere Umstände, die mit seiner Liebe zur Agnes in Verbindung stehen, nicht unglücklich hier mit anbringt — z. B. die Vereitelung seines Heyraths-Entwurfs mit Elisabeth von Württemberg, die Zwistigkeiten mit seinem Vater, u. s. w. — aber zum guten Historiker fehlt ihm viel. Denn nicht gerechnet, daß die Zerspaltung im *Haupttext*, und in nachgeschleppte, ungeheuer lange *Noten*, eine sehr unangenehme, pedantische Erzählungsform abgiebt, und das Lesen sehr erschwert; nicht gerechnet, daß in diesen Noten ein wahres Chaos von Sachen sich befindet, die theils passen, theils nicht passen; bald wirkliche Belege zum Haupttext abgeben, bald mit der Geschichte von Albrecht III. und seiner Bernauerin gar nicht in Verbindung stehen; (wie z. B. was er S. 54. vom Ursprung der Turniere; S. 58. von der scholastischen Philosophie, S. 60. von der Kinderzucht, S. 79. von der geistigen Liebe, und so noch an zwanzig andern Orten sagt;) nicht gerechnet, daß das ganze Büchlein eher: Lebensgeschichte Herzog Albrecht III. als der Agnese Bernauerin betitelt seyn sollte: so verstand auch der Vf. durchaus nicht, eine gewisse Gleichheit und ächt historische Würde in seinen Vortrag zu bringen; und wird da fast immer trocken, wo er ernsthaft, da schwülftig, wo er angenehm schreiben wollte. Welche widerlich verputzte, welche unprofaische Prosa ist es, wenn man

S. 18. liest: „Thränen zitterten dem gefühlvollen Mädchen im Auge; ihrer nicht mehr mächtig, fiel sie ihrem Albrecht um den Hals, und mit stammeln-der Zunge schwur sie ihm zum erstenmal heilige Liebe, unverbrüchliche Treue. Niemand war feiliger, als die beiden Liebenden. Ueberall, wo ihr Fuß hintrat, sproßten Blumen der Freude; wo ihr Auge verweilte, lachte ihnen Eden entgegen. Wonnetrunken hatten sie Arm in Arm geschlungen, fühlten den Einklang der Seelen in zärtlicher Vereinigung ihrer Herzen,“ u. s. w. Ganz gewiß findet man Blumen der Art nie in guten Historikern, aber sie werden noch mehr zu bloßen abgerissenen Purpurlappen, wenn ihnen schnurstracks solche Perioden (wie hier S. 19.) folgen: „Diese Ehe war an und für sich eine Ehe zur linken Hand (*matrimonium morgentaticum*) und selbst am Hofe des Herzogs Albrecht war sie, einige, nämlich die geheimsten Zeugen ausgenommen, unbekannt.“ Welch ein Deutsch! Wenn aber der Vf. zumal auf das unglückliche Ende Agnesens kömmt, wo hat er die große lange Rede her, die er sie (S. 33.) halten läßt? Die Schriftsteller, auf die er sich beruft, sagen ja nichts weiter, als das sie *nimum proterve*, *muliebri levitate* geantwortet; und ein anderer: das sie den Herzog Ernst nicht als ihren Richter und Herrn betrachtet hätte. — Ausschmückungen von einem solchem Umfange sind gewiß nur dem Dichter vergönnt! — Immer bleibt daher noch eine gehörige Biographie, es sey nun von Agnese Bernauerin selbst, als Hauptperson, oder von Herzog Albrecht III. (wo seine Geliebte die vorzüglichste Episode ausmachen würde,) einem spätern Schriftsteller aufbehalten, der aber hier mancherley gesammelt, herbeygeschafft, und zum Theil vorgearbeitet finden würde. Unter den Beylagen sind einige schätzbar; aber ein paar stehen mit dem eigentlichen Gegenstande fast in gar keiner Verbindung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks*. Herausgegeben von M. A. Berrin. 3ter Band. 12. Hefte. Jeder Hest enthält 4. Kupfertafeln, meistens colorirt, und alle zusammen 424 S. gedruckten Text. 4. (6 Rthlr.)

Die vor uns liegenden Hefte (von den früheren ist zu seiner Zeit in diesen Blättern Erwähnung geschehen) haben wir alle mit Vergnügen durchgesehen. Die Kleidung der englischen Damen zeichnet sich noch immer durch edle Einfachheit, und was ihr in unsern Augen einen nicht unbedeutenden Vorzug giebt, durch bescheidenen Anstand aus; den Französinen muß man es indessen zum Ruhme nachsagen, das, seit der Taumel der Revolution etwas verdampft ist, ihre Tracht ehrbarer geworden, und in gleichem Verhältniß auch an Geschmack gewonnen hat; mehreres wäre sogar werth nachgeahmt zu werden. Dieses gilt indessen bloß von den Frauenkleidungen; der Anzug der Stutzer sieht noch immer fratzenhaft genug aus. Das Magazin beschränkt sich übrigens nicht bloß auf die Moden in Kleidungen, sondern liefert auch Muster zu Meubeln von neuer und zierlicher Form nebst andern Merkwürdigkeiten; z. B. im 4ten Hest eine Abbildung des ersten Consuls in seiner besten Staatskleidung, im 6ten Hest die Ansicht vom Panthéon français mit den Abänderungen, welche der Architect Dervailly vorgeschlagen, und im 7ten Hest wird ein Prospect des vom Kaiser Paul erbauten Pallasts St. Michael zu Petersburg gegeben. Unter den jedem Hest beygedruckten Gedichten, kleinen Erzählungen, Auszügen aus Büchern, Anekdoten u. dgl. ist, wenn auch nicht viel vorzüglich Gutes, doch manches Unterhaltende zu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Amberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Denkmal der Periode vom Monat Julius 1800 bis Monat April 1801 unvergesslich dem Einwohner der kurfürstlichen oberpfälzischen Haupt- und Residenzstadt Amberg, gesammelt von einem Zeitgenossen und Augenzeugen, gewidmet dem Oberpfälzer. 1801. 110 S. 8.* Den Eingang macht eine pomphafte Erzählung von den Schrecken und Beforgnissen, welche die häufigen Nachrichten von dem Anrücken der Franzosen gegen die Oberpfalz aus allen vier Weltgegenden her erregt haben, mit heißiger Aufzählung, wie oft der Kanonendonner aus der Ferne gehört worden sey; dann von der Ankunft und dem Aufenthalt des Kurfürsten in der neuen Residenzstadt, und endlich von der Freude bey dem lange her gesuchten Frieden. Dieß alles dient als Einleitung zu der sehr ausführlichen Beschreibung der Feste, welche die Bewohner Amberg's, nach der Abreise des Kurfürsten, mehreren hohen Personen seiner

Familie gaben. Sie mögen sich in der Vorstellung ganz artig ausgezeichnet haben, z. B. die von Kindern vorgestellte Bauernhochzeit, gut aufgenommen worden seyn, und von der herzlichen Zuneigung der Amberger gegen ihren Landesfürsten zeugen; wenn nun aber die umständlichen Nachrichten aus Vaterlandsliebe gedruckt werden sollten, so hätten wenigstens zur Ehre der bayrischen Poeterey viele Verse weggelassen werden müssen. Die Schulzin singt oder declamirt auf der Bauernhochzeit:

„Durchlaucht sind gesund und auch bey diesem Hochzeitfest:

O Wonne! die sich nur empfinden läßt,
Das kleinste Uebel soll von Ihnen sich'n
Und lang Ihr hoher Stamm in Thun blüh'n!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.:
Ueber die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts in Deutschland. Vom Legationsrathe Johann Friedrich Reitemeier in Frankf. a. d. O. 1800. 125 S. 8. (8 gr.)

Wenn man die Wichtigkeit einer Schrift nicht nach dem innern Werth, sondern nach der Größe des Zwecks, den sie ankündigt, beurtheilen will: so gehört diese in die Reihe wichtiger Werke. Schon lange war das Schwanken und die Ungewißheit des positiven Rechts ein Gegenstand von Klagen und frommen Wünschen, und schon lange hat man die letzte Ursache aller dieser Mängel in den fremden und fremdartigen Rechtsquellen, in der wunderbaren und wunderlichen Zusammenfetzung des Gebäudes unserer Gesetzgebung zu finden geglaubt. Hr. R., von gleicher Ueberzeugung belebt, faßte den Entschluß, nicht etwa bloß durch Vorschläge eine neue künftige Gesetzgebung vorzubereiten, sondern, als ein zweyter Justinian, an die Wurzel alles Übels selbst die Axt zu legen. Die gegenwärtige Schrift ist der Vorläufer des großen Werks, und legt den Plan zu dem neuen Gesetzbuche vor, das von ihm ausgeführt werden soll. Er geht von der an sich richtigen Ueberzeugung aus, daß ein *gemeines* Recht in Deutschland durch die einzelnen Particulargesetzgebungen nicht verdrängt werden dürfe; und daß eine Reform der deutschen Gesetzgebung von einer Reformation jenes ausgehen müsse. Allein wie soll dieses bewirkt werden? Von dem Reichstag läßt sich nicht erwarten, daß er selbst ein neues Gesetzbuch schaffen werde; auch läßt es sich nicht hoffen, daß in den einzelnen deutschen Territorien ein schon vollendetes Gesetzbuch eines andern deutschen Reichsstandes, das preussische Recht nämlich, werde aufgenommen werden. (Das letzte würde aber, wie Hr. R. nicht bemerkt zu haben scheint, aller Allgemeinheit ungeachtet, dennoch das *gemeine Recht*, das etwas mehr als ein allgemeines Recht ist, aufheben). Es bleibt also, nach der Meynung des Vfs. weiter nichts übrig, als die *Redaction eines deutschen Gesetzbuchs* aus den unveränderten Materialien des jetzt geltenden gemeinen Rechts, ein Werk, das, indem es auf das alte gebaut ist, um so gewisser das Zutrauen für sich gewinnen, und, durch den zusammenstimmenden Beyfall der Deutschen gebilligt, erst in die Gerichte sich einschleichen, dann aber entwe-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

der durch ausdrückliche Verordnung der einzelnen Landesherrn oder durch die Sanction eines Reichsgesetzes in der Form eines eigentlichen Gesetzbuchs auftreten wird. Die Hauptidee des Ganzen ist diese. Unfre Rechte sind zerstreut in verschiedenen Gesetzbüchern, und werden nicht einmal durch einen gemeinschaftlichen Geist zusammengehalten; das deutsche Gesetzbuch muß also das Zerstreute sammeln und zur Einheit verknüpfen: in unsern Gesetzbüchern ist das Unbrauchbare mit dem Brauchbaren, das Veraltete mit dem Geltenden vermischt; dieses muß abgefordert, jenes verworfen werden; die gemeinen Rechte haben Lücken und entscheiden nicht alles, was zu entscheiden ist, da muß denn das redigirte Gesetzbuch das Naturrecht, nebst den einzelnen Entscheidungen der Gerichte und Schöppenstühle zu Hülfe nehmen: das gemeine Recht ist aber endlich auch unbestimmt und enthält eine wahre Fundgrube von Controversen, deren Discussion ganze Bände ausfüllt und die unter den Menschen so viel Unheil stiften; hier kann nur ein *Deus ex machina* helfen, und dieser ist — das preussische Landrecht, das unter allen Autoritäten vor allen *opinionibus Doctorum* in höchster Instanz entscheiden muß. Denn die preussische Gesetzcommission bestand aus Deutschen, und sie arbeitete für Deutsche, sie umfaßte mit ihrem Geist das ganze Gebiet der Gesetzgebung, und wurde geleitet durch die ewigen Grundsätze des Naturrechts und des römischen Gesetzbuchs, alle Deutsche waren selbst durch Preise zur Stimmgebung bey dieser Legislation aufgefordert, und so kam das preussische Landrecht gleichsam unter Concurrenz der deutschen Nation zu Stande. Aus diesen Gründen hat es in Deutschland die meiste Autorität, es müssen also seine Entscheidungen in controvertirten Fällen vom deutschen Gesetzbuch aufgenommen werden. Selbst in dem Ausdruck (Hr. R. setzt immer Fassung) ist das preussische Recht für die deutsche Legislation gesetzgebend. Das Landrecht stimmt in den meisten Hauptpunkten mit dem gemeinen Recht überein. Da nun das deutsche Gesetzbuch unstreitig deutsch geschrieben seyn muß: so kann man bloß das preussische Landrecht in allen den Sätzen, wo sein Inhalt gemeines Recht ist, unbedenklich sprechen lassen. Auf diese Art wird also hauptsächlich das deutsche redigirte Gesetzbuch aus dem preussischen Landrechte selbst bestehen, mit Ausschluß derjenigen Dispositionen, die weder übereinstimmend mit dem gemeinen Recht, noch Entscheidungen gemeinrechtlicher Controversen sind. Dies ist der Plan, den

Ffff

Hr.

Hr. R. realisiren wird. Mit der Erhebung dieses Werks zu einem Gesetzbuche soll es so zugehen. Zunächst gilt das redigirte Gesetzbuch in den Punkten, wo es nur das gemeine Recht ausdrückt, als Repertorium für die Quellen selbst, und hat bloß in soweit praktische Gültigkeit, als es wirklich mit diesen übereinstimmt, und muß daher mit Citaten belegt seyn; in Ansehung der in ihm entschiedenen gemeinrechtlichen Controversen wird es nur mittelst des Zutrauens zu dem preussischen Landrecht in den Gerichten Einfluß haben, und als Repertorium der Entscheidungen desselben wirken. Während nun die Richter sich an dieses Handbuch gewöhnen, wird die deutsche Nation zur Verbesserung desselben alles beytragen. Vorerst werden die Recensenten das Buch in dem Groben abseilen; dann werden einzelne Schriften, wohl auch durch Preise patriotischer Fürsten ermuntert, mit ihren Bemerkungen zu Hülfe kommen; im Nothfall können auch die höchsten Landesgerichte, Schöppenstühle und höchsten Reichsgerichte zur Entscheidung unentschiedener Fragen aufgefordert werden. Der Redacteur wird alle Fehler sammeln und in einem Nachtrage verbessern, und auf diese Art wird ein solches, gleichsam aus den Comitien der gesammten deutschen Nation geschaffenes Werk, den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangen. Nichts wird alsdann der öffentlichen Autorisation desselben durch Particulargesetze oder ein Reichsgesetz entgegen stehen, und so die große Reform vollendet seyn. — Dafs Hr. R., was die Erhebung seines Werks zum Nationalgesetzbuche betrifft, auf Voraussetzungen rechne, auf die man bey kaltem Blute nicht wohl rechnen darf, am wenigsten in Deutschland, leuchtet wohl von selbst ein. Rec. wenigstens wird hier unwillkürlich an die Aeußerung Friedrichs II. über St. Pierres Project des ewigen Friedens erinnert: „es ist die Sache an sich ganz gut; nur Schade, sie hängt von der Kleinigkeit ab, dafs sie meinen Herrn Brüdern, Oheimen und Vettern beliebt.“ Allein dies Werk selbst ist schon in der Idee eine sehr verunglückte Geburt. Hr. R. scheint, wie aus mehreren Aeußerungen, aus dem projectirten Auflesen der Entscheidungen, aus den versprochenen Anhängen zum Gesetzbuche etc. erhellet, die Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit seines Gesetzbuchs bey der Vollständigkeit im Einzelnen zu suchen; obgleich Hr. R. sehr leicht sich überzeugen könnte, dafs nur das Erschöpfende, die Zulänglichkeit und absolute Bestimmtheit in dem *Allgemeinen* eine Legislation ihrem Ideale näher bringen kann. Die größte Masse einzelner Entscheidungen kann nur eine scheinbare Vollständigkeit geben, und eben der Umstand, dafs man in unfern recipirten fremden Gesetzbüchern erst im Einzelnen das Allgemeine, aus den Entscheidungen erst die Regeln, suchen muß, nicht aber die Unvollständigkeit in unentschiedenen Fällen, ist ein gerechter Vorwurf gegen das fremde Recht. Regeln und Grundsätze aufzufinden, welche für alle Erfahrung ausreichen, und durch ihre Allgemeinheit jeden möglichen Fall umfassen, dies ist die Auf-

gabe, die eine Gesetzgebung zu lösen hat, und welche selbst die erleuchteten Verfasser des preussischen Gesetzbuchs nicht in ihrer vollkommenen Stärke ergriffen zu haben scheinen. Doch auch davon abgesehen, scheint uns der Vf. in dem Plan, das preussische Recht wenigstens zum Theil zum gemeinen Rechte zu erheben, sich selbst nicht ganz verstanden zu haben. Wir wollen dahin gar nicht rechnen, dafs die Controversenzahl wohl nicht so ungeheuer und so bedeutend ist, als der Vf. meynt, der sich vielleicht alles als eine wahre Controverse denkt, was irgend einmal einem Juristen zu bezweifeln beliebt; wir wollen auch gern übersehen, was Hr. R. übersehen, dafs gründliches und allgemein verbreitetes Studium der Quellen, höhere Ausbildung der noch so verwilderten Hermeneutik, grössere Aufklärung und tieferes Eindringen in Geschichte und Philosophie die Zahl der Controversen gar bedeutend vermindern müssen, wenn nämlich das gemeine juristische Publicum sich zu einem liberaleren Geist erhebt, und der Praktiker nicht in stumpfer Brutalität versunken, die Fortschritte seiner Wissenschaft sich anzueignen versteht wird. Sollte denn aber auch wirklich der von dem Vf. zu Hülfe gerufene *Deus ex machina* den Knoten lösen können? Wir würden wenig einzuwenden haben, wenn der Vf. weiter nichts wollte, als dafs sein Gesetzbuch unmittelbar von einer höchsten Gewalt als solches angenommen werde. Allein sein Buch soll sich durch seinen praktischen Gebrauch als Handbuch oder Repertorium des gemeinen Rechts empfehlen, und erst auf diesem Weg zur Würde eines Gesetzbuchs fortschreiten. Und da begreifen wir es gar nicht, wie das preussische Landrecht als höchste Instanz unter den Autoritäten zur Entscheidung der gemeinrechtlichen Controversen aufgeführt werden konnte. Da es, ausser der Autorität der Gesetze, keine andre Autorität giebt, und alle vermeynten Autoritäten nur der Nothbehelf der des Denkens entwöhnten Praktiker sind: so baut er schon seine Reform auf eine Voraussetzung, die jeder aufgeklärte Rechtsgelehrte als ein leeres Vorurtheil verachtet. Auch zugestanden, es gebe Autoritäten, wodurch ist das Landrecht Autorität für Deutschland? Unsere Richter sind auf ihre Landesgesetze und auf das gemeine Recht verpflichtet, müssen also ihr Urtheil bestimmen nach diesen, nicht nach einem Gesetzbuch, das sie als Richter in keiner Rücksicht angeht. Man hat vielleicht Zutrauen zu den Verfassern des Landrechts als *Gesetzgebern*, aber dies ist noch kein Zutrauen zu ihnen als *Rechtsgelehrten*, in Beziehung auf das gemeine Recht. Als Gesetzgeber giengen sie aus von den Principien der gesetzgebenden Klugheit, nicht von Principien einer bestehenden Gesetzgebung; sie hatten nicht diese anzuwenden und zu entwickeln, sie hatten eine neue Gesetzgebung zu begründen und darzustellen. Das gemeine Recht gab nur zuweilen die Materialien zu dem Gebäude, welches die Hand des Gesetzgebers errichten sollte, und die in ihnen liegenden Controversen wurden nicht entschieden aus dem gemeinen Recht auf

dem Weg der Exegete, sondern aus dem Gesichtspunkt; aus welchem ein Gesetzgeber entscheidet. Wir fragen also im vollen Ernst, hat Hr. R. sich selbst verstanden, wenn er von der Autorität des Landrechts in dem Gebiet des gemeinen Rechtes sprach? —

Wir sind unsern Lesern noch etwas von dem Einzelnen in diesem Buche zu geben schuldig, damit sie über den Geist desselben mit vollkommener Bestimmtheit entscheiden können. Was wird das Publicum erwarten können, wenn es S. 19. liest: „Noch jetzt ist das römische Recht die Hauptsache, in welchem der deutsche Jurist lebet und webet, und das deutsche Recht läuft gleichsam nur nebenbey, da doch, der natürlichen Ordnung nach, das letztere die Basis seyn, und das Römische nicht weiter in Betracht kommen sollte, als es Lücken im Deutschen giebt, die von ihm durch Materialien, die in den Charakter des letztern passen, ergänzt werden können.“ Wird es sich etwas bestimmtes unter Materialien des gemeinen Rechtes denken können, die in den Charakter des deutschen Rechtes passen? Wird es; nicht bey der ganzen Aeußerung über das Verhältniß des römischen Rechtes zu dem deutschen mit Recht zweifeln, ob Hr. R. auch nur einigermaßen den wissenschaftlichen Charakter des deutschen Rechtes und die Natur des gemeinen Rechtes kenne? Noch weit tiefer sinkt das Vertrauen in Hr. R., wenn man seine Theorie anhört, welche über die Art der Benutzung des gemeinen Rechtes für das redigirte Gesetz aufgestellt wird. Man muß, sagt der Vf. zwischen *befehlenden* und *erklärenden* Gesetzen des gemeinen Rechtes unterscheiden. „Die *befehlenden* Gesetze sind es, die „das natürliche Recht in Hinsicht auf den Zweck „des Staats modificiren, die also eigentlich das positive Recht bilden. — In dieser Classe von Gesetzen liegen I. *Einschränkungen in dem Gebrauche „der Freyheit und des Eigenthums*, und zwar zur Abwendung a) der Beraubung, Beeinträchtigung und „Beschädigung dessen, was jemand wirklich als das „Seinige besitzt, b) der Handlungen, wodurch die „Gefahr eines Verlustes herbeygeführt, oder die „Hoffnung eines Gewinnes vereitelt wird.“ — Jenes sind die *Criminal-* dieses die *Polizeygesetze*, zu welchen auch nach dem Vf. *Civilgesetze* gehören, wenn sie durch eine *Polizeyrückficht* bestimmt sind, Z. E. wenn den natürlich fähigen Personen Bürgschaften, Wechsel etc. verboten sind, wenn einer Willenserklärung eine gewisse Form bestimmt wird u. s. w. II. Die *Verpflichtung zu Handlungen* durch Gesetze, machen die zweyte Art der *befehlenden Gesetze* aus“ (!). Dahin gehören die *Finanz- und Cameralgesetze*. Mit den *erklärenden* Gesetzen hat es eine ganz andre Bewandnis. „Sie geben bloß die „rechtlichen *Wirkungen* an, die alsdenn eintreten, „wenn jemand den *befehlenden* gemäß oder entgegen gehandelt hat. Diese rechtlichen Wirkungen „äußern sich * in öffentlichen Verhältnissen gegen „den Staat, und sind in der Regel Strafen und Belohnungen, zu welchen letztern nicht bloß eigent-

liche Prämien, sondern auch die vom Staate anerkannte und geschätzte *Gültigkeit* der gesetzmäßigen Handlungen gehört; b) im Privatstande gegen „die Mitbürger und Fremde, und bestehen in Forderungen an Andere und in Verbindlichkeiten gegen „selbige.“ Eine solche Eintheilung und Bestimmung ist in der That zu sehr unter der Kritik, als daß diese auch nur ein Wort dabey zu verlieren brauchte. Und nun vollends die Anwendung hievon! Von dem *befehlenden* Theil der Gesetze in dem *fremden* Recht soll z. B. nichts in das deutsche Gesetzbuch kommen, weil alle diese Bestimmungen auf Localitäten beruhen, von den Finanzgesetzen bis herab zu den Criminalgesetzen. Selbst der *befehlende* Theil der deutschen Reichsgesetze ist nur mit großen Einschränkungen aufzunehmen, weil hier das meiste auf den Localverhältnissen einzelner Territorien beruht. Es sollen daher zwar die *einheimischen* deutschen Criminalgesetze in unsern Nationalcodex kommen, aber — nichts von der Strafe, die in dem gemeinen Rechte bestimmt ist, weil Todesstrafe, Relegation etc. von dem Geiste einzelner Staaten in Deutschland, von den Sitten des Volks und also ebenfalls von Localitäten abhängen. Eine ganz herrliche Gesetzanatomie! Ein gemeines Criminalgesetzbuch ohne Strafen! Wer denkt nicht hiebey an ein Buch voll Sätze mit einem Subject ohne Prädicat, mit lauter Vorderätzen, denen der Nachsatz fehlt? Wir könnten noch manche Seltenheiten ausheben, z. B. über das „praktische“ und das „allgemeine“ Naturrecht, über die Ursachen, warum das Naturrecht noch keinen allgemeingeltenden höchsten Grundatz hat u. s. w. Allein es ist zu schwer, eine Auswahl zu treffen; daher wir dies billig dem Leser selbst überlassen.

Dem Plane, der in dieser Schrift dargelegt ist, hat der Vf. sogleich eine wirkliche Probe für die Ausführung folgen lassen, nämlich:

- 1) FRANKFURT a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.: *Das allgemeine Abschofsrecht in Deutschland*. Vom Legationsrathe Johann Friedr. Reitemeier etc. 1800. 13 Bogen 8.
- 2) Ebendaf.: *Das Abschofsrecht in den preussischen Staaten*. Ein Anhang zum *allgemeinen Abschofsrecht in Deutschland*, vom L. R. J. F. Reitemeier. 1800. 95 S. 8.

Nr. 1. soll die in ganz Deutschland geltenden Grundsätze des Abschofsrechtes darstellen, und ist ein Theil des zu redigirenden allgemeinen Gesetzbuchs. Es ist, dem Plane gemäß, eine Compilation aus dem preussischen Landrecht und aus den Schriften der Rechtsgelehrten über diese Materie, in Beziehung auf den Begriff des Abschofsrechtes überhaupt. Bey Hr. R., der von dem Neueren in seiner Wissenschaft keine Notiz genommen zu haben scheint, kann man es wohl nicht befremdend finden, wenn er das Abschofsrecht als — *gemeines* Recht, die Darstellung desselben als Theil eines aus den unveränderlichen Materialien des *gemeinen* Rechtes redigirten Gesetzbuchs be-

betrachtet. Nur ist es allerdings bedenklich, wenn der Reformator der gemeinen deutschen Gesetzgebung noch das Particularrecht mit dem gemeinen Recht, ein vielleicht *geographisch - allgemeines* Recht mit dem *seinem* Grund nach *allgemeingültigen* Recht verwechselt. Uebrigens liefert hier der Vf. zuerst eine Abhandlung über die Verbesserung des Abschloßwesens, dann folgt eine Abhandlung über die Quellen desselben, und hierauf das sogenannte allgemeine

Abschoßrecht selbst. Beylagen, worin einzelne Meynungen der Discussion unterworfen werden, machen den Beschluss.

Der Schrift Nr. 2. liegen die Principien des gemeinen Abschloßrechts zum Grunde, unter deren Voraussetzung sie die Eigenthümlichkeiten des preussischen Abschloßrechts darstellt. Uebrigens wird diese Schrift für den preussischen Rechtsgelehrten nützlicher seyn, als Nr. 1. für den nichtpreussischen Juristen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Gotha*, in der Becker. Buchh.: *Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers*, von D. Samuel Hahnemann. 1801. VIII. und 40 S. 8. (3 gr.) Schon im Januar 1800 (s. Salzbr. med. chir. Zeitung B. 1. S. 191.) hatte der Vf. ein spezifisches nie trügendes Vorwahrungs- und Verbaugungsmittel des Scharlachfiebers gegen Eränumeration eines Friedrichs d'ors feilgeboten, und im May desselben Jahres (s. Ebendaß, B. 2. S. 286.) dieses Ausgehört wiederholt. Hier ist nun die Schrift, die das Geheimniß enthält. Da der Vf. die Bekanntmachung derselben für so äußerst wichtig hält, und wir — freylich in einer ganz andern Rücksicht als der Vf. nämlich in so ferne der Welt dadurch ein Beweis gegeben wird, wie leicht Menschen auf Irrwege gerathen können, und wie sehr man auf seiner Hut seyn müsse, sich nicht durch große Anpreisungen, und den Namen des Anpreisers verführen zu lassen, — die Wichtigkeit der Bekanntmachung anerkennt: so glauben wir dem Leser einen treuen Bericht von dieser Schrift schuldig zu seyn.

Nachdem der Vf. eine kurze Beschreibung der Scharlachfieber-Epidemie zu Königsutter, welche nach seiner Angabe meistens bössartig war, vorausgeschickt hat, lehrt er die Heilung des Scharlachfiebers. Diese geschieht, nach dem Vf., durch Bekämpfung zwey verschiedener zuweilen schnell mit einander abwechselnder Körper-Zustände. Der eine offenbaret sich durch brennende Hitze, schläfrige Betäubung, agonisirendes (?) Umherwerfen mit Erbrechen, Durchlauf, auch wohl Convulsionen begleitet. Diesen Zustand stillte der Vf. höchstens binnen einer Stunde entweder dadurch, daß er ein Stückchen Papier von eines halben bis ganzen Zolls Länge und Breite mit starker Mohnsafttinctur befeuchtet auf die Herzgrube legte, bis es trocken war (diese Tinctur war durch Wochen lange Auflösung eines Theils fein gepulverten rohen Mohnsafts in 20 Theilen dünnen Weingeistes bereitet), oder innerlich dadurch, daß er von einer verdünnteren Tinctur (es wird nämlich von obiger Tinctur 1 Tropfen mit 500 Tropfen stark gewässerten Weingeistes innig gemischt, und von dieser Mischung 1 Tropfen mit 500 Tropfen ebenfalls stark gewässerten Weingeistes sorgfältig unter einander geschüttelt) einem 4jährigen Kinde einen Tropfen, einem 10jährigen 2 Tropfen alle 4, 8, auch 24 Stunden reichete. Den zweyten Zustand bezeichnen gegen Abend steigendes Fieber, Schlaflosigkeit, gänzlicher Mangel an Appetit, Uebelkeit, Verdriesslichkeit, Stöhnen. Diesen Zustand hob der Vf. in wenigen Viertelstunden durch Ipecacuanha, die er entweder in Substanz zu $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran in Pulver, oder auch in Tinctur gab. Zur Bereitung dieser

wurde 1 Theil Pulver mit 20 Theilen Weingeist 7 Tage digerirt, und davon 1 Tropfen mit 100 Tropfen verdünnten Weingeist gemischt. Von dieser Tinctur gab er dem kleinsten Kinde 1 Tropfen, dem größten aber 10 Tropfen *pro dosi*, und alle Todesgefahr war sicher abgewendet. Ferner erzählt der Vf. weitläufig, wie er das von ihm erfundene göttliche Vorwahrungs- und Verbaugungsmittel des Scharlachfiebers entdeckt habe. Es versteht sich, nach seinem neuen Princip. Ein Gran ausgepreßten und bis zur Trockne abgedunsteten Saftes der Belladonna wird in 100 Tropfen gemeinen destillirten Wassers aufgelöst, dazu werden 300 Tropfen gewässerten Weingeistes gethan, und wohl durch einander geschüttelt (starke Belladonna-Auflösung), davon wird 1 Tropfen mit 300 Tropfen gewässerten Weingeistes zusammen vereinigt (mildere Bell. Aufl.), und von dieser Mischung wird endlich 1 Tropfen mit 200 Tropfen gewässerten Weingeistes gemischt. Diese schwache Belladonna-Auflösung, welche ~~272,5000~~ eines Grans getrockneten Belladonnasaftes enthält, ist dann das wichtige Verbaugungsmittel des Scharlachfiebers, von welchem der Vf. einem noch nicht vom Scharlachfieber Befallenen, einem einjährigen Kinde 2 Tropfen, und so nach den Jahren allmählich mehr, bis endlich vom 10ten bis 30ten Jahre nicht über 40 Tropfen alle 72 Stunden einmal, so lange die Epidemie wähet, und noch 4 bis 5 Wochen nachher giebt. Ist die Epidemie heftig: so läßt man die 2te Gabe 24 Stunden nach der ersten, die 3te 36 Stunden nach der 2ten, die 4te 48 Stunden nach der 3ten folgen, und dann erst die Gaben alle 72 Stunden bis zu Ende reichen.

Zur Unterdrückung des schon entstandenen Scharlachfiebers giebt der Vf. die Hälfte von den zur Verhütung empfohlenen Dosen alle 3 Stunden, bis alle Zufälle verschwunden sind. — Auch die Nachwehen des Scharlachfiebers, als Geschwulst, Cachexie, schleichendes Fieber u. s. w. hebt der Vf. mit der Belladonna-Auflösung. — Bey der sogenannten unheilbaren Haut (Neigung zur Trennung der festen Theile zur Verchwärung) empfiehlt der Vf. aber ein anderes Mittel. 1 Gran eingetrockneten Saftes der *Matricaria Chamomilla*, wird mit 500 Tropfen Wasser und eben so viel Weingeist vermischt, davon wird 1 Tropfen mit 800 Tropfen gewässerten Weingeist gemischt. Davon bekommt ein Kind von etlichen Jahren einen Tropfen.

Rec. enthält sich alles weiteren Urtheils: alles in dieser Schrift spricht wider den Vf., und man kann sich bey Lesung derselben nicht enthalten ihn wegen solcher Selbsttäuschung zu bedauern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) **BRESLAU**, b. Meyer: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum*. Editio nova, scholarum usui accommodata, cum brevi adnotatione. Curavit Carol. Fridr. Heinrich, Gymnas. Magdalen. Vratislav. Doctor (nunmehr Prof.), Soc. Lat. Jen. Sodal. honor. 1801. XII. u. 209 S. 8. (16 gr.)
- 2) **BERLIN**, in der Königl. Preuss. Akad. Kunst- u. Buchh.: *Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum*. Mit Einleitungen und deutschen Anmerkungen von M. Benjamin Friedr. Schmieder, Rector des Luth. Gymnas. zu Halle. 1801. X. u. 229 S. 8. (16 gr.)
- 3) **FRANKFURT AM M.**, b. Eichenberg: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum*. Editiones collatae una cum Vita a G. F. Vossio scripta. Editio accurata. 1801. VI. und 168 S. 8.

Alle drey Herausgeber giengen bey ihrer Bearbeitung, von der Voraussetzung aus, das *Nepos* ein Schriftsteller sey, welcher mit Nutzen auf Schulen gelesen werden könne. Vorzüglich hat sich Hr. Prof. Heinrich darüber in der Vorrede kurz, aber befriedigend, erklärt. Man kann daher schon nach jener Voraussetzung nicht erwarten, das man in einer dieser Ausgaben den Plan werde ausgeführt finden, nach welchem ehemals *Ruhnkenius* den *Nepos* zu bearbeiten gedachte (s. *Wytttenbach Vita Ruhnkenii* p. 125.); gesetzt auch, das die Kräfte der Herausgeber zu einer solchen Bearbeitung hinreichend gewesen wären. Am meisten liefs sich ohne Zweifel von Hn. Heinrich's Geschmack und Kenntniß erwarten. Allein der bescheidene Mann gesteht selbst, das er durch die Kürze der Zeit sehr beengt gewesen; das der Verleger ihm nur den Auftrag gegeben, eine neue Handausgabe für das dortige Gymnasium zu besorgen; das seine Collegen den Auftrag unterstützt, und das er mithin nichts weiter, als gewissermassen einen *Schlesischen Nepos*, habe liefern können. Das Aeusere ist indess zu diesem Behuf einladend genug; der Text ist nach einer sorgfältigen Recognition des Herausgebers correct abgedruckt, und die unter denselben stehenden Anmerkungen, wiewohl sie fast nur auf Erklärung der schwierigsten Stellen sich beziehen, und größtentheils aus den Vorgängern gezogen sind, verrathen doch einsichtsvolle Auswahl. Denn so anspruchslos sie auch erscheinen, so haben wir sie doch bey schweren Stellen zulänglich gefunden, die Schwierigkeit bemerkbar zu machen und

A. L. Z. 1802. Erster Band.

zu heben. Schon das erste ist für den Anfänger mehr werth, als alle prunkende Citaten. So weifs man z. B. das an Schluffe des *Eumenes* das *humaverunt, ossaque ejus — deportanda curaverunt*, einigen anstößig gewesen (s. *Acta Trajectina* I. p. 160.); oder das andere in der Lebensbeschreibung desselben Feldherrn Kap. II. die Worte *dignitate fuit honesta — neque tam magno corpore quam figura venusta* unrichtig oder unbestimmt gefunden haben. (S. *Heinricus ad Vellei. Paterc.* p. 819. ed. Ruhnk.) Hr. Heinrich giebt über beides eine befriedigende Auskunft, obgleich er jene Citate nicht aufführt. So in mehreren Stellen, wo wir oft an die ähnliche Erklärungsmanier des sel. *Morus*, welche ebenfalls weniger verspricht als leistet, erinnert wurden.

Hr. Rect. *Schmieder* war mehr vorbereitet zu dem Geschäft. Durch das *Lexicon über den Corn. Nepos* 1798 (s. A. L. Z. 1798. Nr. 378. S. 663. ff.) hatte er sich schon vorgearbeitet; er hält jenem Hülfsbuch hier eine neue Schutzrede; aber, man sage was man wolle, die Einführung solcher particulären Wörterbücher ist nicht durchaus zu empfehlen, und giebt nur einseitige und zerstückelte Kenntniß der lateinischen Sprache und des lateinischen Redebrauchs. Zweckmäßiger ist es, der Jugend so bald als möglich allgemeine Wörterbücher in die Hand zu geben, damit sie, nicht etwa abgeleitete, specielle, feilne, nur diesem oder jenem Schriftsteller eigne, sondern vor allen die ursprüngliche Bedeutung, und sodann die von ihr abstammende ganze Familie der Wortbedeutungen in gehöriger Ordnung und natürlicher Verbindung kennen lerne und übersehe. Entgegen gesetzte Wege führen nicht zur Gründlichkeit. Die vortreflichen *Indices graecitatis et latinatis*, die wir über einzelne Schriftsteller besitzen, sollten mehr von den *Provectionibus*, (nicht von Anfängern) studiert werden, um den Sprachgenius und die Eigenthümlichkeit einzelner Schriftsteller daraus abzunehmen.

Bey der *Schmiederschen* Handausgabe des *Nepos* liegt der Heusingersche Text zum Grunde, den der Herausgeber aber doch an verschiedenen Stellen verläßt, wo ihn andere Kritiker eines bessern überzeugten. Auch berichtigt er manche Stelle bloß durch Hälfte der Interpunction. Jeder Lebensbeschreibung setzt er eine ergänzende historische Einleitung vor. Zur Erläuterung des Locals dient ein geographisches Register und eine Karte, welche den Schauplatz der im *Nepos* erzählten Begebenheiten vorstellt. In den Anmerkungen unter dem Text verarbeitete er für den Gebrauch der Jugend das, was andere Commentatoren für ihre Zwecke gelehrter ausgeführt haben.

Gggg

ben. Der Herausgeber zeigt sich in den erklärenden Anmerkungen wie in andern Schriften als einen guten Grammatiker; er thut noch ein übriges, indem er den Schriftsteller nicht allein erklärt, sondern auch seinen Stil kritisiert, wobey wir ihn jedoch nicht ganz von klügelnder Anmaßung frey sprechen möchten. So merkt er bey dem Leben des Alcibiades 3, 5. „*non solum spem in eo habebant maximam sed etiam timorem*“ folgendes an: „Die Redensart: *timorem in aliquo habere* taugt nichts; aber weil Nepos einmal hatte: *spem in aliquo habere*, so unterließ er zu *timorem* ein passenderes Wort zu suchen.“ Dieser Tadel würde nicht nur den Nepos, sondern auch die besten griechischen und römischen Schriftsteller treffen, bey denen so oft ein Zeitwort mit zwey Subjecten verbunden ist, zu deren einem es nur paßt. War der Herausgeber dieses Redegebrauchs hier nicht eingedenk, so hätten ihn doch die von Heusinger und Harless beygebrachten Beyspiele darauf aufmerksam machen können. Von Spitzfindigkeiten sind die Anmerkungen auch nicht ganz frey, wie die zum Atticus 17, 1.: „*De pietate Attici quid plura commemorem? Cum hoc ipsum vere gloriantem audivim in funere matris suae, — se nunquam cum matre in gratiam rediisse.*“ Den letzten Ausdruck findet der Herausgeber zu gesucht, aber es war dies ja eine in Rom gewöhnliche feine Art zu reden. „Das *vere*, fährt er fort, bey *gloriantem* kann nicht Urtheil des Nepos seyn; — sondern er führt als Ausdruck des Atticus an: *vere possum gloriari, me etc.*“ Gleich als wenn die Grammatik diesen Ausweg erlaubte, dessen es aber auch gar nicht bedarf! Denn wenn gleich Nepos nicht *siets* Zeuge von Atticus Benehmen gewesen war, so konnte er es ja doch von andern Leuten und namentlich von Atticus Mutter selbst wissen, daß ihr Sohn in nie unterbrochener Eintracht mit ihr gelebt habe. Um die verwickelte und sicher nicht unverdorbene Stelle im Atticus 19, 2. 3. hat sich der Herausgeber verdient gemacht. Was die Worte anlangt: „*Atticus in affinitatem pervenit imperatoris divi Julii filii*“ so klammern Bofius und die folgenden Herausgeber *Julii* ein, weil es in mehreren Handschriften nicht steht, und Hr. Heinrich hat es in seiner Ausgabe, wir glauben mit Recht, als das weniger gemeine ganz weggelassen. Dagegen es Hr. Schmieder uneingeklammert stehen läßt, weil es ihm ungewiß ist, ob überhaupt Cäsar Octavian, ohne alle weitere Namensanzeige, *Divi filius* genannt worden sey. Daß dies aber wirklich häufig geschehen, davon kann er sich z. B. aus *Eskhels doctrina numerum* belehren. Die gleich darauf folgende schwierige Stelle: „*qua ceteros ceperat — quivit consequi,*“ zieht der Herausgeber einzig auf den Cäsar Octavian, den zu preisen Nepos, nach der Sitte seiner Zeit, hier die Gelegenheit ergriffen habe, und darin scheint er Recht zu haben. Für: „*ceteros ceperat principes civitatis, dignitate pari, fortuna humiliore*“ liest er mit der Pariser Handschrift: „*Ceteros principes — humiliores anteibat*“ wo jedoch *humiliore* vielleicht noch schöner ist, und denselben Sinn giebt. Nun

folgt eine Erweiterung der Worte: „*dignitate pari, fortuna humiliore.*“ Octavian war vom Glück so begünstigt, daß es ihm jede Würde gab, die je einem Bürger zu Theil worden: „*ut nihil ei* (in der *Schm.* Ausgabe steht durch einen Druckfehler *eo*) *non tribuerit fortuna, quod cuiquam ante detulerit,*“ welches sich auf das vorhergehende *dignitate pari* bezieht. Aber das Glück erhob ihn noch über die andern Bürger: „*et concillavit, quod nemo adhuc civis Romanus quivit consequi,*“ welches auf das *fortuna humiliore* oder *humiliores* zurück weist. Diese Gegensätze sind so offenbar, wie Bofius gezeigt hat, daß wir uns wundern, wie der Herausgeber die Lesart einiger Handschriften: „*quod civis Romanus quivit consequi*“ hat vorziehen und in den Text aufnehmen können, die den Zusammenhang gegen sich hat, und nach welcher beynabe dieselbe Sache zweymal gesagt seyn würde.

Nr. 3. enthält nichts neues, und kann bloß als ein guter Abdruck, ohne alle Anmerkungen und Erläuterungen, dem Anfänger empfohlen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Leo: Die vier Jahreszeiten, in bildlicher und erzählender Darstellung, mit illuminirten Kupfern, nach der Natur gezeichnet von Arnold, gestochen von Capieux. 1800. Frühling. April. 105 S. May. 76 S. Junius. 64 S. mit 1. Titelk. 16. Blätter Blumen, 3. Bl. Vögel. Sommer. Julius. 61 S. August. 53 S. mit 1. Titelk. und 11. Blätter Blumen. Herbst. September. 48 S. October, November, December. 94 S. mit 1. Titelk. 9. Blätter Blumen und Früchte. 1. Blatt Fisch. Winter. Januar, Februar, März. 104 S. mit 1. Titelk. 1. Blatt Blumen. 2. Blätter Vögel. 4. (12 Rthlr.)

Der Vf. dieses zum Lesebuch für die Jugend bestimmten Werks, Hr. Pastor Hausius zu Altbeichlingen, gab bereits vor einigen Jahren den Herbst und Winter einzeln heraus, und sein Versuch ward in dieser Zeitung (doch von einem andern Recensenten) mit Billigung angezeigt. Jetzt hat er nicht nur die andern zwey Jahreszeiten gleichfalls hinzugefügt, und für jeden Monat derselben einen bestimmten Heft bestimmt, sondern auch seinen Materien mehr Ausbreitung, Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit gegeben; kurz, hat ein Ganzes geliefert, was nicht nur in seinem Aeußern zu den nettesten, sondern auch seinem Innern nach zu den gehaltvollsten pädagogischen Unterhaltungs - Büchern gehört. Freylich ist es kein Werk für noch ganz unerfahrene, oder ganz sich selbst überlassene Leser. Es setzt schon Jünglinge von etwas ernsterer Wissbegier und auch von einigen frühern Kenntnissen voraus; aber es enthält auch einen so reichlichen Vorrath nützlicher Nachrichten, aus der Naturgeschichte überhaupt, aus der Kräuterkunde, aus der Oekonomie, aus einigen Fächern des Thierreichs, der Sternkunde, und selbst

dem

dem Kreis der bürgerlichen und ländlichen Einrichtungen und Ueblichkeiten, daß auch Männer von reifern Alter hier Nahrung für ihren Geist, und Bereicherung ihrer Kenntnisse finden, ja daß es manchem Lehrer noch erspriesslichen Vorschub geben dürfte. Diese Reichhaltigkeit der Materien, und die Sorgfalt in ihrer Bearbeitung macht aber dem Vf. desto mehr Ehre, da er von sich selbst, und von der Beschränkung seiner Hülfquellen im Vorbericht zum *Winter-Quartal* mit einer Bescheidenheit spricht, die wir manchem andern pädagogischen Schriftsteller wünschen möchten, und die zugleich in uns das Bedauern weckt, daß ein so brauchbarer Gelehrter nicht in einem größern und belohnendern Wirkungskreis (als er den feinigern schildert) sich befindet.

Da jedoch ein Werk von Umfang sowohl im Ganzen, als auch in der weit größern Halbschied seiner Theile uns sehr gut gefallen kann, indess doch noch in einigen einzelnen Punkten kleine Bedenklichkeiten übrig bleiben: so nehme es der Vf. nicht als einen Hang zum Tadel, oder als eine Absicht, seinen Werth zu verkleinern, sondern als den redlichen Wunsch an, seinem Werke bey einer neuen Auflage (die ihm hoffentlich nicht entgegen wird,) eine noch größere Vollständigkeit zu geben, wenn wir drey oder vier Bemerkungen hier noch hinzufügen. — Fürs erste haben wir ungern eine Uebersicht, ein Inhalts-Verzeichniß, oder auch wenigstens nur ein Register des ganzen Materien-Vorraths vermisst. Nicht gerechnet, daß dieses bey fast allen reichhaltigen Büchern eine große Bequemlichkeit ausmacht, so wird es hier durch einige andere Umstände fast zur Nothwendigkeit. Der Vf. hat weislich die angenehmen, unterhaltendern Gegenstände so vertheilt, daß jeder Monat einige erhalten hat, und keiner allzustark, keiner allzuwenig damit begabt worden ist. Dabey hat aber freylich auch oft etwas Willkür obgewaltet, und man weiß, wenn man nachlesen oder nachschlagen will, oft schwer: wo man es finden soll. Wer z. B. sollte wohl gerade bey der *rothen Kleepflanze* (im Junius. S. 35.) eine ziemlich unständliche Erläuterung des *Blumenschlafes*, oder bey der *Ringelblume* (im Julius. S. 87.) die Erzählung vom *Blüzen einiger Blumen zur Nachtzeit* suchen? Welcher rascher, unerwarteter Uebergang ist es (Junius S. 19.) von der Naturgeschichte der *Bienen* auf die — *Irrlichter*. u. s. w. Verbindungen dieser Art sind an sich selbst kein Fehler. Aber die Nutzbarkeit des Werks vermindert sich merklich, wenn das Nachsuchen in ihm mit Schwierigkeit verbunden ist.

Von mehrern Gewächsen, und auch von Thieren spricht der Vf. an verschiedenen Orten, ohne daß wir recht begreifen, warum er die Nachrichten von ihnen theilt. So z. B. redet er von der *Kartoffel* im Julius. S. 43. und im October. S. 37. vom *Kürbis* im Julius. S. 48. und im October. S. 32. von der *Schote* im Junius. S. 32. und im Julius. S. 38. u. s. w. Freylich blühen diese Gewächse zu einer ganz andern Zeit, als sie Früchte bringen. Aber Zerplit-

terung der Notizen von ihnen ist doch nicht rathsam; und Wiederholung des schon Gesagten ist es noch minder.

Ziemlich ungleich sind verschiedene Artikel nach Verschiedenheit der Monate bearbeitet, ohne daß sich doch der Grund davon einsehen ließe. So z. B. fängt sich der April und May mit Kalender-Nachrichten von den in diesen Monaten vorkommenden Festen und andern merkwürdigen Tagen, z. B. des Oster- und Pfingst-Festes, der Walpurgis-Nacht u. dgl. m. an. Sie sind, allem Anschein nach aus *Scheffers Uebersetzung des Haltausischen Jahrzeihebuches* genommen; aber sie sind zweckmäfsig und gut vorgetragen. Warum fehlen sie daher bey den übrigen Monaten? Vorzüglich warum fehlen sie bey dem December, dessen Unfruchtbarkeit eine Erweiterung dieser Art gar wohl vertragen hätte! oder bey dem Januar, wo sich einige Erklärungen der Festtage und Gebräuche gleichsam von selbst anbieten?

Bey weitem der größere Theil der Nachrichten, die der Vf. seinen jungen Lesern aus dem Thierreiche darbeut, betrifft die Vögel und Insecten; und hier ist er, in jedem Verstande des Wortes, lehrreich. Weit sparsamer sind dagegen die Fische (die doch auch mit den Jahreszeiten wechseln,) und am aller seltensten die vierfüßigen Thiere daran gekommen. Zwar gedenkt er bey Gelegenheit der Jagd des Hirsches, Fuchses, Dachses, Ebers, Hafens, und noch drey oder vier anderer Thiere; aber im Vergleich jener besiederten Geschlechter sind seine Nachrichten hier kurz und sparsam; ja, von den mannichfachen Zucht-Thieren giebt er sich fast ganz allein mit den Schafen (May. S. 26.) ab. Alle übrigen, wie nicht minder die Hausthiere, werden kurz abgefertigt. Warum geschieht das? Sollten sie nicht eine weit größere Mannichfaltigkeit als fast alle die Sing- und Zugvögel (die sich oft nur in kleinen Punkten von einander scheiden,) dargeboten haben? Gehören sie nicht auch zur Haushaltungs-Kunde, und zu denjenigen Wesen, von welchen sich nach Maafsgabe der Jahreszeiten und Monate manches gleichnützliche, als unterhaltende, erzählen läßt?

Dann und wann hingegen scheint den Vf. seine Lebhaftigkeit hinzureissen, und ihn zu Beschreibungen und Schilderungen zu führen, die nicht ganz zweckmäfsig sind. Wir wollen hier nichts von der fast allzugroßen Umständlichkeit sagen, mit welcher er die Natur der Wurzeln, und der ganzen innern Baum-Structur im April untersucht, und dadurch leicht für einen großen Theil seines Publicums zu schwer und zu weitläufig werden dürfte; aber die Geschichte des Herings und seines Fangs (Junius. S. 45—58.) liegt doch wohl, zumal in der Weitläufigkeit, außerhalb seines Plan? Denn dieser, wenn wir ihn recht gefast haben, geht ja nur dahin: die Jahreszeiten und Monate, in Rücksicht auf Deutschland, zu schildern. Nun ist der Hering zwar als Nahrungsmittel für Deutschland sehr wichtig. Aber wenn die Gewinnung und Erwerbung alles dessen,

dessen, was von auswärts her, uns zugeführt wird, geschildert und erklärt werden sollte — welch unübersehbares Werk entstände dann daraus!

In Rücksicht des Stils erzählt der Vf. größtentheils leicht, verständlich, und angenehm; doch laufen dann und wann einige kleine Nachlässigkeiten mit unter. So z. B. bey der Ranunkel (April. S. 73.) sagt er: „Wenn ihre Wurzeln in ein recht leichtes, lockeres, aber nicht mageres Erdreich, das mit etwas Sande vermischt, und wenigstens 1. bis 1½ Fufs tief, gut ist, und eben so tief gegraben wird, damit die kleinen Wurzelsafern darin recht wuchern können, gelegt werden, so erlangt man nicht nur außerordentliche schöne und große Blumen, sondern auch, anstatt das man, wenn die Wurzeln nach der gewöhnlichen Art in seichtes Erdreich verpflanzt werden, ungefähr sechs bis acht Blumen erhält, dagegen von einer Wurzel wohl zwanzig bis dreißig der schönsten Blumen bekommt, wenn die zarten Wurzeln recht tief in den Boden hinunter gehen können.“ — Welcher zusammen geschobener, verwickelter, und überdies in der letzten Hälfte ganz falsch konstruirter Periode! — Auf der nächsten Seite sagt er von den Tulpen: „Uebrigens sind diese Blumen zwar sehr schön, aber fast ohne Geruch, wie ein schönes Gesicht ohne Geist.“ Das klingt völlig, als ob jedes schöne Gesicht ohne Geist wäre;

und so lieblos hat doch wohl der Vf. von den schönen Gesichtern nicht urtheilen, sondern nur andeuten wollen: das sie zuweilen auch ohne Geist seyn könnten? — Eben so wenig ist es wohl ächter Witz, wenn er S. 86. des Winters sagt: „So schlimm, als es auch der März mit seiner Unfreundlichkeit meynen mag, so muß er doch sich selbst zum Possen, noch damit nützlich seyn.“ — Geschichtchen, wie das vom Müller (März. S. 83.) und von dem in der Wiege angeschwommenen Kinde, das seinen Retter nachher zur Dankbarkeit nie anders, als: *Vater, lieber Vater!* genannt habe, zwecken wahrscheinlich auf das Vergnügen der kleinen Leser ab. Aber, wie schon gesagt, scheint der Vf. sonst, für ein schon erwachsenes Publicum gearbeitet zu haben; und wenn er jene anlocken und festhalten wollte, müßte er auch Erzählungen öfter, als er wirklich thut, einweben.

Uebrigens sind alles das nur schwache Nebelflecke, die sich (sobald Hr. M. *Hausius* will) bald weggelassen lassen. Sein Unternehmen verdient in allen Betracht Beyfall und Aufmunterung. Stich und Ausmalung der Kupfertafel ist nicht allemal vorzüglich, doch größtentheils gut: vom Preis wäre zu wünschen, das er etwas geringer seyn könne, damit dieses Werk um so gemeinnütziger werden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. (*Doesburg*): *Jets over Consuls en eerste Consuls*; een Stukje tot nut en vermaak (:) door *Jan Buitenverces*. 1801. 70 S. 8. (6 St. oder 4 gr.) Eine Flug-schrift; die dazu bestimmt ist, das Publicum auf eine politische Veränderung vorzubereiten. Der ungewannte Vf., der sogenannte *Hans Ohnesfurcht*, (er soll ein Deutscher seyn, der sich viele Jahre in den vereinigten Niederlanden aufgehalten hat, und seit mehreren Jahren in der Provinz Over-Yssel privatistret,) stellt in einem komisch seyn sollenden Stile, die Geschichte der Consular-Würde bey den ältesten Völkern der Erde zusammen; nimmt bald die Miene eines Propheten, bald die eines Physiognomen, bald die eines Geschichtschreibers, und bald die eines Satirenschreibers an. In diesem buntscheckigen Gewande sucht er historisch, doch ohne alle Sprachkenntnis und historische Beweise darzustellen: das das Consulat, bis zum Heerführer *Moses* (S. 21.) hinaufreiche, und das *Samuel* als oberster Richter in Israel, der Ober-Consul des hebräischen Volks gewesen sey, anderer Beyspiele von Consul- und Präfecten-Würden, die aus dem alten und neuen Testamente, oft mit affectirter Laune, herbeygezogen werden, nicht zu gedenken. *Regieren* und *Regierungsform* werden S. 25. mit einem Pferde verglichen, das durch Zaum und Zügel, bald Links, bald Rechts geleitet wird. Diese und mehr andere gewöhnliche Beyspiele, die zur Belehrung des Pöbels, und zur Verinnlichung seiner Begriffe geeignet sind, gehören nicht in eine Schrift, wie die gegenwärtige, die mit unter manchen Scharfblick verräth. Das der Vf. selbst eine richtige Vorstellung von den zwey Haupt-Verchiedenheiten der

Regierungsarten, der monarchischen und republikanischen, hatte, erhellt aus seiner Schilderung der Mängel und Fehler beider Constitutionsformen. Um zu entscheiden, zu welcher Classe von Regierungsart man die Batavische zählen müsse, wirft er folgende Fragen auf: *Wat zyn wy Bataaven? Hoe is het tegenwoordig met ons gesteld, en wat zal by slot van rekening van ons worden?* — In der Beantwortung derselben sagt er die traurige Wahrheit, das der alte holländische Reichthum die zuvor, und wenigstens vor dem J. 1780 nie gekannten Laster, als: Uebermuth, Stolz, Unterdrückung, Herrschsucht, Zwietracht und Partheylichkeit, (Rec. setzt noch hinzu: *wechselseitige Rache*) hervorgebracht habe. Um dieses anschaulich zu machen, geht er S. 53. ff. in die Zeiten zurück, in der die frühern Bewohner der Niederlande es sich sorgfältig angelegen seyn ließen, durch Frugalität und Sparsamkeit, den Wohlstand der Nachkommenschaft zu gründen und zu befestigen; und zeigt zugleich durch Beyspiele neuerer Zeiten, das Uneinigkeit das Verderben der Staaten unvermeidlich herbeyführe, u. s. w. Endlich kommt er S. 60. auf den Zweck der Schrift, wobey die so eben erwähnte dritte Frage, in einem sogenannten *Schuitengespräch* abgehandelt und S. 70. dahin entschieden wird, das der äußerst gesunkene Wohlstand der *vormals vereint gewesenen Niederlande*, durch kein anderes Mittel von dem Rande des Verderbens gerettet werden könne, als, den Erbstatthalter *Prinzen von Oranien, zum ersten Consul der Batavischen Republik* zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in der Sommer. Buchh. : *Physisch-Medicinisches Journal*. VI Hefte July—December. 1800. 481—962 S. 8. mit Kupfern. (Jedes Heft 10 gr.)

Diese Zeitschrift, deren Plan wir ausführlich in unserer Anzeige der ersten 6 Stücke (A. L. Z. 1801. Nr. 39) auseinandergesetzt haben, behauptet ihr Interesse durch Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit des Inhalts. Doch müssen wir erinnern, daß bey weitem die meisten Aufsätze medicinisch-praktisch sind, und daß der eigenliche Physiker und Naturforscher wenige Befriedigung finden wird. Auch bleiben immer noch die vorzüglichsten Quellen des Herausgebers englische Journale und Schriften sowohl des Mutterlandes als der nordamerikanischen Freystaaten. Wir können uns auch diesmal nur auf eine kurze Inhaltsanzeige der Aufsätze einlassen.

Julius. 1. *Joh. Königs Beschreibung einer von Simpson erfundenen Vorrichtung, Zähne in senkrechter Richtung auszuziehen*. Erläutert durch eine Kupfertafel. 2. *Sam. C. Mitchell über die ausdünstbaren Flüssigkeiten des menschlichen Körpers in Beziehung auf ihre Umwandlung in fäulnißartige und pestilenzialische Materien*. Außer dem ölichten Wesen bestehe die Ausdünstung vorzüglich noch aus wässerichter Feuchtigkeit, welche etwas Kohlenstoff, Phosphor und Fäulungsstoff (Stickstoff) nebst einem Ueberschusse von Sauerstoff zu begleiten scheinen. Davon werde das Oberhäutchen, das der Vf. unorganisch nennt, und als ein natürliches Hemd anseheth, verunreiniget. Obenannte Stoffe verwandeln sich auf der Oberhaut oder in die Kleidungsstücke abgesetzt durch einen rein chemischen Proceß in Säuren. Daher der Nutzen der Laugenfalze, der Seife bey dem Waschen. Die verdorbenen thierischen Aussonderungen auf der Oberhaut, wenn sie sich in Wäsche und Kleidern anhäufen und verdichten, machen diese nicht nur zum Verfaulen geneigt, sondern nehmen auch die Natur eines pestilenzialischen Giftes an, und verbreiten dann rund um sich pestilenzialische Dünfte. Auf diese Art werden am Bord der Schiffe dienach Westindien fahren, ohne irgend eine Ansteckung von aufsen, bößartige und selbst das gelbe Fieber erzeugt. Auch chronische Ausschläge sollen von diesen septischen Erzeugnissen herrühren. Papiergeld, Schuhe, in denen sich solche septische Flüssigkeiten anhäufen, können auf diese Art ein Krankheitszunder

A. L. Z. 1802. Erster Band.

werden. 3. *Georg Mosman über den Gebrauch des kalten Wassers bey der Scarlatina cynanchica*. Er wandte in 7 Fällen einer mit starkem Fieber verbundenen *Scarlatina cynanchica* das Befeuchten des ganzen Körpers mittelst eines in kalten Weinessig getauchten Schwammes mit dem glücklichsten Erfolge an. In allen Fällen starker trockener Fieberhitze fand er den äußeren Gebrauch kalter Flüssigkeiten heilsam, der Puls wurde dadurch merklich langsamer, und die Kräfte vermehret, und er stimmt *Curries* Methode aus eigener Erfahrung bey, doch widerrathet er diese Anwendung aufs strengste bey dem mindesten Froste, oder so oft sich eine geringe Neigung zur Ausdünstung zeige. 4. *Th. Hall über eine besondere Abänderung des St. Veitstanzes, wo das salpetersaure Silber gute Dienste geleistet hat*. Das salpetersaure Silber wurde mit Semmelkrumen in Pillen anfangs nur zu einem Sechstel Gran täglich gegeben, aber allmählich bis zu 2 Granen gestiegen. 5. *Baynton's gesammelte Fälle, wodurch seine Methode Geschwüre der Unterschenkel zu heilen bestätigt wird*. 6. *Jeaffreson über eine merkwürdige Geschwulst zwischen dem Mastdarme und der Mutterscheide*. Die ganze Nachricht ist höchst unbefriedigend, da man bloß aus den Symptomen und dem Zufühlen auf eine solche Geschwulst schloß, von der aber nichts näheres bestimmt werden konnte.

August. 1. *Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken*. *Pearsons* fernere Bemerkungen über die Kuhpocken. Kurze Resultate günstig für diese neue Inoculations-Methode. Doch rechnet P. einen Todesfall auf 2000 Geimpfte. *J. F. Dawis* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung. *M. Ward* über einige Fälle eingimpfter Kuhpocken. In einem Falle waren zusammenfließende Kuhpocken eingetreten, und die Krankheit war in jeder Hinsicht bedenklich. In mehreren andern Fällen hatte die Kuhpockeneinimpfung nicht gefast. Da wo sie wirksam gewesen war, hatte gemeinlich ein Ausbruch von mehreren Pusteln statt gefunden. 2. *Ueber den rothen Fingerhut*. *L. Maclean* über die Zubereitung, den Gebrauch und die Wirkung des rothen Fingerhuts. Er fand durch seine Erfahrungen dessen Nutzen in schwindfüchtigen, asthmatischen Zufällen, Schwerathmigkeit und andern chronischen Krankheiten der Brust und der Lungen bestätigt, doch schlug seine Anwendung öfters auch fehl. In einem Falle von Epilepsie in Substanz gebraucht, leistete er auffallende Dienste, in einem andern half er nichts. Dann giebt er einige nützliche Vorschriften für Apotheker zur Sammlung und Trocknung der Blätter des Fingerhutes, und zur Be-

I h h h

ref-

reitung der geistigen Tinctur, welcher er in der Schwindsucht den Vorzug giebt. Die Wirkungsart des Fingerhutes bestehet nach dem Vf. in einer Herabstimmung der krankhaften Erregbarkeit, und er setzt bey dieser Gelegenheit den Meynungen anderer Aerzte hierüber einige bedeutende Einwendungen entgegen. *Thomas Henry über den rothen Fingerhut und über Einreibungen mit Mohnsaft. Sherwen über den Nutzen des rothen Fingerhutes in der Wasserfucht, Schwindsucht u. s. w.* Es wird von dem Vf. eine Stelle aus *Salmons* schon vor ungefähr 100 Jahren erschienenen *Botanologia or British Herbal* angeführt, in welcher bereits der Fingerhut als ein Specificum gegen die Lungenschwindsucht angepriesen wird. *Macleans* fernere Bemerkungen über den rothen Fingerhut.

September. 1. Fortgesetzte Geschichte der Kuhpockenimpfungen. *Ge. Pearson* über die ferneren Fortschritte der Kuhpockenimpfung. Die hier angegebenen wichtigen Resultate sind für die Kuhpockenimpfung durchaus günstig. Der Vf. rechnet einen Todesfall auf 200 Impfungen mit Menschenblättern. Dies Verhältniß scheint uns doch zu groß angenommen zu seyn. Rec. verlor von 300 Inoculirten, bey denen nicht einmal eine Auswahl getroffen werden konnte, keinen Einzigen. Durch seine und seiner Correspondenten Erfahrungen scheint es Hn. P. nun außer allem Zweifel zu seyn, daß ein Körper welcher nicht die Kuhpocken, aber wohl die Blättern gehabt hat, die Kuhpocken und das specifische Kuhpockenfieber nicht bekommen könne. Da zugleich der Satz außer allem Zweifel sey, daß ein Mensch welcher die Blättern ausgestanden hat, diese Krankheit nicht zum zweytenmal bekommen könne, und daß derjenige, welcher die Blättern nicht, aber wohl die Kuhpocken gehabt hat, die Blättern nicht bekommen könne, so folge auch daraus, daß eine Person, welche die Kuhpockenkrankheit ausgestanden hat, dieselbe Krankheit durch das Kuhpockengift nicht wieder bekommen könne. 2. *Joh. Sims* über den Gebrauch des künstlichen flüchtigen Laugenfalzes in der Schwangerschaft. Gegen alle aus Säure der ersten Wege entspringenden Zufälle der Schwangerschaft fand der Vf. das ätzende flüchtige Laugenfalz wirksamer als alle übrigen Säuretilgenden Mittel. Flüchtiger Hirschhorngeist vertrat die Stelle davon. *Köhnerswegs*. 3. *Joh. Sims* Bemerkungen über die Kuhpocken. Eine kurze Nachricht von einer gewissen *Martha Angel*, welche die Kuhpocken 1760 sehr heftig, in großer Menge und unter äußerst schlimmen Zufällen gehabt hatte, und welcher 1790 die Blättern eingepflegt wurden, welche sie auf die gewöhnliche Weise bekam. Der Heftigkeit der ersten Krankheit nach zu schließen, waren es vielleicht keine wahren Kuhpocken, und konnten also auch nicht gegen die Blättern schützen, oder schützen vielleicht die Kuhpocken nur auf eine gewisse Zeit? 4. *Alex. Marcet* über einen Fall der Harnruhr. Nebst der Leichenöffnung. 5. *Rich. Saumariez* über

das Zeugungsgeschäft und das Lebensprincip. 6. *R. B. M.* über thierische Anschwängerung.

October. *C. Browns* Bemerkungen über die Wichtigkeit anatomischer Kenntnisse in der praktischen Arzneykunde, nebst Beobachtungen über zwey Fälle des innern Wasserkopfes. In dem einen Falle fand man die beiden Seitenhirnkammern mit Wasser angefüllt, welche durch die zerrissene durchsichtige Scheidewand freye Communication mit einander hatten. Der Trichter war hohl, und mit einer durchsichtigen Flüssigkeit angefüllt. 2. *J. Barlow* über Mohnsaftreibungen. Sie zeigten sich in dem Ober- und Unterschenkel wirksam in einem äußerst schmerzhaften den Brand drohenden Geschwür des Arms bey einer Kranken, deren Magen alles wieder von sich gab. 3. *G. D. Feats* weitere Nachrichten über *Mayow*. 4. *Joh. Proctor* der jüngere über die Verdichtung des Weinessigs. Der Vf. rath, reine Kreide im Weinessig aufzulösen, bis derselbe gesättiget ist, wodurch man eine Auflösung essigsauren Kalkes erhalte, von welcher man so viel wässerige Theile als man wolle durch Verdunstung abcheiden, und dieselbe dann durch Schwefelsäure zersetzen könne, wo man dann die Essigsäure in jedem erforderlichen Grade von Stärke erhalte. 5. *Jac. H. Spry* über einen merkwürdigen Fall des innern Wasserkopfes. Die ersten Spuren des Uebels hatten sich anderthalb Jahre vor dem Tode schon eingestellt, und bestanden in einer ungewöhnlichen Schläfrigkeit, die zu derselben Stunde des Tages eintrat. 6. *W. Bache* über einen glücklich geheilten Fall der Schwerathmigkeit. 7. *Medicinischer Nekrolog.* a) *Joh. Ingenhousz*. b) *Wilh. Withering*. c) *Jos. Black*. 8. *J. Evans* über die Einimpfung der Kuhpocken. Acht und sechzig Patienten von drey Monaten bis 22 Jahr alt überstanden unter der Behandlung des Hn. E. die Kuhpocken glücklich, ohne daß auch nur ein beunruhigendes Symptom eingetreten wäre. Neun und dreißig bekamen einen Ausschlag, aber nur bey zweyen erreichten die Pusteln eine Art von Zeitigung. Zwölfen wurde nochmals ohne allen Erfolg kräftige Blätternmaterie eingepflegt. 9. *Rob. Bree* über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verzehrung. In 8 hier kurz erzählten Fällen von Lungenschwindsucht leistete der Fingerhut nichts und zeigte sich vielmehr schädlich.

November. *J. H. C. Clutterbuck* über einen zweydeutigen Fall des Wasserkopfes. Der Fall ist dadurch merkwürdig, daß die am meisten charakteristischen Kennzeichen des Wasserkopfes fehlten, ungeachtet die Leichenöffnung das Daseyn desselben aufs deutlichste bewies. Der Vf. macht einige schätzbare Bemerkungen über die Behandlungsart und Natur des innern Wasserkopfes. 2. *J. C. Brown* über die Behandlung des innern Wasserkopfes. 3. *Rich. Saumariez* über des Zeugungsgeschäft und das Lebensprincip. (Fortsetzung). Der Vf. sucht vorzüglich *Haightons* neuere Hypothese über die Befruchtung zu widerlegen. Er hält es für nothwendig, zur Befruchtung, daß

dafs der Saamen durch die Muttertrompete bis an die Eyerstöcke gebracht werde, und die gegenseitige Berührung des Saamens und der Eyer siehet er für die nächste Ursache der Anschwängerung an. Die Samenfeuchtigkeit theile die charakteristischen Eigenschaften des Männchens mit. Hingegen auf den Fallopischen Trompeten welche den Saamen überleiten, und auf der aus den Bläschen der Eyerstöcke zum Vorschein kommenden Flüssigkeit beruhen die charakteristischen Eigenschaften des Weibchens. Ueber das Lebensprincip findet man hier Vorstellungen, deren Grundlosigkeit längst erwiesen ist. 4. *C. Brown über die Behandlung des Wasserkopfes.* Der Vf. empfiehlt sehr die Cantharidentinctur. 24 Tropfen zweymal täglich zum Anfange möchten doch eine zu grosse Dosis, selbst für ein mehr erwachsenes Kind seyn. 5. *Rich. Croft über einen Fall der Kuhpockenimpfung.* Eine Widerlegung eines falschen Gerüchtes, als wenn sein Kind an den Kuhpocken gestorben wäre. Zu unbedeutend für ein solches Journal. 6. *Rob. Holt Pfarrer zu Finnere, über die Einimpfung der Kuhpocken.* Sie wurde von dem Pfarrer an mehr als 300 seiner Pfarrkinder mit dem glücklichsten Erfolge vorgenommen, und bey mehreren die Gegenprobe gemacht. Auch erzählt Hr. H. mehrere Fälle von Kuhpocken, die durch eine natürliche Ansteckung die Kranken befallen hatten, und wodurch sie sämmtlich gegen die Blattern und einige unter ihnen schon viele Jahre hindurch geschützt blieben. 7. *Walter Vaughan über die tödtlichen Folgen einer Aderlass.*

December. 1. *C. R. Aikin Versuche und Beobachtungen über gewisse Empfindungen des Auges in Beziehung auf die Theorie des Sehens.* Enthält einige merkwürdige Versuche über die Gesichtsempfindungen, welche durch einen Druck auf den Augapfel an verschiedenen Stellen erzeugt werden. Der Vf. sucht zu beweisen, dafs die dunkeln Flecken, die wir in solchen Fällen zu sehen glauben, von einem Reize auf die Netzhaut (durch diesen Druck) herrühren, und dafs sich der scheinbare Ort dieser Flecken nach den gewöhnlichen Gesetzen des Sehens richtet. 2. *C. Colman über eine merkwürdige Empfängniß ausserhalb der Gebärmutter.* Der Foetus, der vier Monate über die bestimmte Zeit getragen worden war, wurde durch eine Oeffnung in der Mutter Scheide, die von selbst entstanden war, glücklich durch allmähliche Zerstückelung herausgezogen. Es war zugleich eine Communication zwischen dem Darmkanale und der Mutter Scheide eingetreten, durch deren wider natürliche Oeffnung die Excremente zum Theil abgingen. Doch liefs sich alles zur Besserung an. 3. *W. Sandford über eine sonderbare Structur der äussern Zeugungstheile bey einem Kalbe.* Nebst einer Kupfertafel. Äußerlich schien das Kalb einigermaßen ein Zwitter zu seyn. Bey genauerer Untersuchung zeigte sich aber, dafs es ein wahres Männchen sey. 4. *J. T. über eines der Mittel, deren sich das Auge bedienen soll, um sich den verschiedenen Entfernungen der Objecte anzupassen.* Gegen Monro, dafs das Zusammen-

kneifen der Augenlieder nahe Gegenstände nicht durch einen Druck auf den obern und untern Rand der Hornhaut, wodurch diese convexer werde, sondern durch Ausschließung der zu schief auffallenden Lichtstralen verdeutliche. 5. *Joh. Ring über die üblen Folgen ungeschickt angestellter Aderlässe.* 6. *Wilh. Blairs Beytrag zur Geschichte der Luftseuche.* 7. *Wilh. Owen über denselben Gegenstand.* Beide kurze Notizen betreffen die Uebersetzung eines alten Walliser Manuscriptes, aus welchem erhellen sollte, dafs schon im J. 1494 die Luftseuche in England existirt habe, und selbst König Heinrich VII davon befallen gewesen sey. Blairs Gegengründe scheinen überzeugend. 8. *C. Wilkinson über die Luftblase der Fische.* 9. *Rob. Bree über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verkehrung.* (Fortsetzung.) Hier ist ein Fall erzählt, in welchem sich der Fingerhut auffallend heilsam bewies, sowohl in Pulvergestalt als auch als Tinctur gebraucht. Ungeachtet der Puls von 100 bis auf 40 in einer Minute herabgesunken war, und in dieser ungewöhnlichen Langsamkeit mehrere Wochen beharrte, so klagte der Patient doch über keine besondern Beschwerden, und spürte blofs eine allgemeine Mattigkeit. Die Krankheit war zum Theil noch nicht so weit gediehen als in mehreren der im Octoberhefte erzählten Fälle, theils in ihren Zufällen etwas abweichend. 10. *Mitchill über den Ursprung und die Verhütung einiger Krankheiten der menschlichen Zähne und Knochen.* Auch hier läßt Mitchill seine septische Säure die Hauptrolle spielen. II. *Mitchill über Soda als die alkalische Basis der thierischen Galle und des Seesalzes.* Sinnreiche Bemerkungen über die Rolle, welche die Soda in manchen Salzverbindungen spielt, um die sich im Fleische, das aufbewahrt wird oder im thierischen Körper entwickelnde und mancherley krankhafte Zufälle erzeugende septische Säure zu binden, die weitere Prüfung verdienen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Heinrich von Feldheim, oder der Officier, wie er seyn sollte.* Ein Beytrag zur militärischen Pädagogik. Erster Theil. 1801. 352 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Sehr richtig ist es, wenn der Vf. urtheilt, dafs bey dem fortschreitenden Geist der Zeiten auch unsere militärischen Erziehungsschulen oder Cadettenhäuser einer Verbesserung bedürfen; um so mehr, da die Zöglinge dieses Standes zu den höhern Classen des Staates gerechnet werden. Diesem Mangel hat der Vf. hauptsächlich entgegenarbeiten wollen, und daher in diesem Werke einen Plan zur besseren Bildung der Zöglinge des militärischen Standes und der Cadettenhäuser gezeichnet. Er hat dazu das Vehikel eines Romans gewählt, indem er uns die Geschichte eines geschickten Officiers Feldheim erzählt, diesen endlich zur Belohnung seiner Dienste Chef

Chef der Cadetten-Anstalten werden und ihn hier seine in dieser Rücksicht entworfenen Pläne ausführen läßt. So hat diese Schrift eine doppelte Seite, eine dichterische und eine pädagogische, wobey aber der Vf. erklärt, daß, da die erstere bloß Vehikel sey, er mehr nach der letztern beurtheilt zu werden wünsche. Indessen braucht er auch die Kritik über jene, sobald man davon ausgeht, daß sie nicht Hauptzweck war, nicht zu scheuen; denn, ohne eben viel dichterische Phantasie zu verrathen, ist doch die Einkleidung leicht und geschmackvoll. Was aber den pädagogischen Theil betrifft: so geht die Haupttendenz des Vf. dahin, daß die Bildung der Cadetten wissenschaftlicher werden müsse, als sie bisher gewesen, worüber er einen ausführlichen Unterrichtsplan mittheilt. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß wissenschaftliche Bildung und zwar in höherm Grade als bisher gewöhnlich statt fand, den jungen Zöglingen des Kriegstandes ziemt, und manche in dieser Rücksicht gethane Verbesserungsvorschläge des Vf. sind gewiß heilsam und nützlich, aber manches dürfte doch auch zu hoch angelegt, und wenigstens nur in großen Staaten, und bey reichen Hilfsquellen, ausführbar seyn. So verlangt der Vf. einen sechsjährigen Aufenthalt im Cadettenhause, während dessen der Zögling durch sechs Classen zu gehen habe, und in jeder dieser Classen wieder zwey verschiedene Abtheilungen. Auch sind der Disciplinen, die er vorgetragen wissen will, zu viele, und da er verlangt, daß ein und derselbe Lehrer zu nicht mehr als höchstens zwey derselben angestellt werden dürfe, so würde eine große Zahl von Lehrern dazu erforderlich seyn. Wenn man auch dem Vf. darum etwas mehr einräumen will,

weil er selbst diesen Plan als das Maximum oder die weiteste Gränze der Anstalt, wornach hernach kleinere modificirt werden können, angiebt: so dürfte doch auch manches für das Maximum zu weit seyn. Wozu z. B. ein Curfus der Geographie durch fünf Classen also fünf Jahre, oder Uebungen in der Declamation erforderlich seyn, ist schwer abzusehen: Gewiß würde es die gute Sache des Vf. mehr gefördert haben, wenn er etwas gemäßigter in seinen Wünschen gewesen wäre, da man weiß, wie gern die Feinde jeder Reformen wegen einzelner zu weit getriebener Forderungen sogleich das Ganze durch den Machtpruch des Unausführbaren verwerfen. Leider aber ist es der Fehler so vieler unserer Pädagogen, daß sie nie das Mittel halten können, sondern aus ihren Zöglingen, die für andere bürgerliche Verhältnisse bestimmt sind, immer auch große Gelehrte bilden wollen. Schwerlich ist auch die Idee des Vf. zu realisiren, daß kein Lehrer, sondern bloß der Director des Instituts solle strafen dürfen. Freylich muß der Lehrer an gewisse Vorschriften in Rücksicht der Strafen gebunden seyn, aber diese muß er auch vollziehen dürfen, da unmöglich der Director mit jeder kleinen disciplinischen Züchtigung beehligt werden kann. Ein guter Gedanke des Vf. ist, daß er die adelichen Unterofficiere in den Cadettenhäusern, die sich immer zu große Freyheiten herausnehmen, ganz abgeschafft, und dagegen weitere und engere Aufsichtse aus den Zöglingen zur Aufsicht über die andern gebildet wissen will, in welche einer nach Maasgabe seines Betragens kommen soll. — Der zweyte Theil soll Ideen über die Bildung der bereits wirklich angestellten jungen Officiere enthalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUNUNGSSCHRIFTEN. *Breslau u. Leipzig, b. Gehr*
k. Comp.: *Morgengebete zur Vorberückung der Andacht in den öffentlichen Gottesverehrungen der Christen.* 1800. 53 S. 8. (4 gr.) Der Vf. dieser Gebete, nach dem Vorberichte ein Prediger, liefert hiermit einen Beytrag zur Liturgie. Seine Arbeit würde mit Dank anzunehmen seyn, da wir noch wenig gute Morgenandachten zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste besitzen. Allein Rec. kann sie nicht empfehlen. Verschiedene dieser Gebete befinden sich stückweise schon in andern Sammlungen, und der Vf. hat sie nur zu seinem Zweck verändert und abgekürzt. Andere sind aus seiner eignen Feder. Sie scheinen uns alle zu kurz, zu leer für den Verstand, zu wenig andringlich an das Herz. Eins davon zur Probe. S. 44. Am *Johannisfeste*: „*Angebeter und anbetungswürdiger Gott! Unzählbar sind deine Wohlthaten, die du, als der milde Geber derselben, uns allen insgesammt, so wie einem jeden insbesondere ertheilst. Deiner freut sich die ganze unermessliche Schö-*

pfung, und wir mit ihr. Dir, du Urheber alles Lebens! danken (verdanken), wir unser Daseyn, unsre Seele und unsern Körper, unsre Vernunft und unsre Sinne. Wir leben durch deine *Allmachtenkraft*, und aus deiner wohlthätigen Hand empfangen wir neue Stärke von einem Tage zum andern. Herr! *Thue selbst unsern Mund auf*, damit wir für alle diese Wohlthaten, wie dort dein frommer Knecht *Zacharias*, dich recht loben, dir recht danken mögen. Und wenn wir dann (?) diesen (?) unsern Dank auch durch unsren Wandel äußern; wenn wir dir dienen unser Lebenslang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die dir gefällig ist; dann hör' (e) nie auf, uns zu segnen und (uns) wohlzuthun und richt' unsre Füße auf den Weg des Friedens. Amen.“ Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, warum uns die cursiv gedruckten Ausdrücke missfallen. Nur eine Frage: Was denkt sich wohl der gemeine Mann bey der letzten morgeländischen Floskel?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. März 1802.

GESCHICHTE.

GOtha, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr 1796. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbenen Deutschen. Gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Siebenter Jahrgang. Erster Band. 1799. 328 S. Zweyter Band. 1800. 432 S. Auf das Jahr 1797. Achter Jahrgang, erster Band. 1801. 414 S. Zweyter Band. 1801. 357 S. 8. (4 Rthlr.)*

Wenn ein Nekrolog, wie es bey dem gegenwärtigen der Fall ist, nicht blofs eine trockne Aufzählung der Personalien, sondern ausführliche und charakteristische Lebensbeschreibungen der darin aufgenommenen denkwürdigen Männer enthalten soll: so kann die Erscheinung desselben unmöglich mit dem Ablauf der Jahre, in welchen diese Männer starben, gleichen Schritt halten; sondern sie muß sich nothwendig etwas verspäten. Durch diese Verspätung gewinnt solch ein Institut unstreitig wesentliche Vortheile. Der Herausg. kann indess nicht nur die Angehörigen, die Freunde und näheren Kenner der Verstorbenen zur Mittheilung genauerer und vollständigerer Nachrichten einladen; sondern auch von den über die Meisten einzeln erscheinenden Biographien oder Denkschriften für seine Sammlung Gebrauch machen. Dafs Hr. Prof. *Schlichtegroll* es an Bemühungen um den Gewinn dieser Vortheile für seinen Nekrolog und für die Leser desselben nicht fehlen läßt, wissen diese schon aus den vorhergehenden Bänden, die so manche schätzbare, reichhaltige und lehrreiche Biographie geliefert haben. Nicht weniger ist das in der hier anzuzeigenden Fortsetzung der Fall, wie sich schon aus einer kurzen Anzeige ihres Inhalts ergeben wird.

*Siebenter Jahrgang, erster Band. I. Friedrich Moritz, Reichsgraf von Nostiz und Rhineck, k. k. wirkl. Geh. Rath und Feldmarschall, gehörte unter die achtungswürdigsten Männer des großen Staats, in welchem er lebte. Vaterlandsliebe im hohen Grade, Strenge in Erfüllung jeder Pflicht, ein fast leidenschaftlicher Hang zur Wohlthätigkeit im Stillen, waren die Grundätze seines Charakters. Eine kurze Denkschrift von *Sonnenfels* ist bey dieser Erhaltung seines Andenkens benutzt worden. II. Joh. Heinn. Häfstein, Rechnungs-Syndikus in Nürnberg, ist nicht nur den Freunden alteutscher Literatur und Sprache vortheilhaft bekannt, sondern er war auch seiner edlen Denkart wegen der Auszeichnung werth. Gräters Denkmal in der Bragur, an deren Herausgabe A. L. Z. 1802. Erster Band,*

er nur während einer kurzen Zeit Theil nahm, war hier eine der vornehmsten Quellen; seitdem hat ihm jedoch dieser sein Freund in der zweyten Abtheilung des sechsten Bandes jener Zeitschrift noch ein besondres Todtenopfer gewidmet. III. Fürst *Heinrich August* zu *Hohenlohe-Ingelfingen* starb als 81jähriger Greis nach einem in fester Redlichkeit und mit innerer Würde geführten Leben. Um seine Familie erwarb er sich das Verdienst, das Recht der Erstgeburt mit Bestätigung des Kaisers in dieselbe einzuführen. IV. *Aug. Ant. Christ. Wichmann*, ein talentvoller Jüngling, aus Hannover gebürtig, ein Sohn des dortigen Leibarztes, den der Herausg. selbst während seines Studierens in Gotha näher, und so gekannt hat, wie ihn hier ein Mann schildert, der ihn lange beobachtete, und ihm Vieles gewesen war. Für junge Leute enthält dieser Aufsatz viel lehrreiches, und seine letzte Leidensgeschichte überall viel Rührendes. V. *Joh. Peter Uz*, der mit seinen bekannten großen Verdiensten um die lyrische und didaktische Poesie einen sehr edeln und liebenswürdigen Charakter verband. Diese Lebensbeschreibung ist durch handschriftliche Nachrichten über ihn, und mitgetheilte Briefe von *Uz* an seine Freunde, besonders an *Gleim*, vollständiger, als die bisherigen geworden. Unter andern erscheint hier die strenge Tugend des edeln Mannes, und sein Eifer gegen den Mißbrauch der Dichtkunst zum Dienste der Unsitlichkeit, in dem vortheilhaftesten Lichte, wenn er auch manchnal, besonders in seiner Unzufriedenheit mit *Bürger* und andern jüngern Dichtern zu weit gehen mochte. VI. *Joh. Christoph Pflaum*, Lehrer am reform. Gymnasium zu Heidelberg, bisher zwar durch kein Zeitungslob oder schriftstellerischen Fleiß bekannt, aber ein talentvoller, originaler, strenge redlicher und höchst gewissenhafter Mann. Die Heidelbergsche Universitätsbibliothek brachte er mit unbeschreiblicher Mühe in Ordnung, und erhielt sie darin; vorzüglich aber erwärb er sich durch Geschicklichkeit und Pflichteifer große Verdienste um das dortige Gymnasium. Seine Sonderbarkeiten waren Folgen der Erziehung, und die unschädlichsten von der Welt. VII. *Gottlieb Aug. Maximil. Freyher. von Strauß*, Kurmainz. Minister und Gesandter zu Regensburg; ein überaus würdiger und einsichtsvoller Staatsmann, der sich um sein Vaterland sehr verdient machte, wo das Wohl des Landmannes der vornehmste Gegenstand seiner Fürsorge war. Mehrere heilsame Anstalten wurden durch ihn befördert und geleitet. Auf dem Reichstage zu Regensburg bewies er sieben Jahre lang die größte Klugheit und Thä.

Thätigkeit. VIII. *Joh. Melchior Heuschket*, Herzogl. Coburg-Saalfeld. Geh. Rath und Kanzler, ein rechtschaffener und gewissenhafter Rechtsgelehrter, dessen Religionsgrundsätze sich denen der Herrnhuter Brüdergemeine näherten. IX. *Joh. Adolph Schinmeier*, der, nach Bekleidung verschiedner geistlicher Aemter und Würden, als Superintendent zu Lübeck starb, nachdem er ein durch Beharren in stiller Wirklichkeit sehr wohlthätig gewordenes Leben geführt, und überall seinem Stande Ehre gemacht hatte. X. *Dr. Joh. Karl Gehler*, Prof. der Therapie und Stadtphysikus zu Leipzig, wo er des ehrenvollsten Andenkens genießt, dessen er sich durch treffliche Eigenschaften seines Geistes und Herzens auf eine ausgezeichnete Art würdig machte. XI. *Petronelle Christiane Josephe Klüber*, geb. *Zeizer*, in Erlangen, aus Ostindien gebürtig, Gattin des berühmten Erlangischen Rechtslehrers, von schönen Anlagen des Charakters, die auch eine glückliche Ausbildung erhalten hatte. Unter ihren Talenten zeichnete sich besonders die Gabe aus, Sprachen durch Übung zu erlernen. XII. *Joh. Philipp Siebenkees*, Prof. der Philologie zu Altdorf, der vorher beynahe sechs Jahre lang als Hauslehrer in Venedig lebte, und dessen philologisches Verdienst aus seinen gelehrten Arbeiten, besonders durch die von ihm angefangne Ausgabe des *Strabo*, und seine *Anecdota Graeca*, bekannt genug ist. XIII. *Joh. Jac. Steinbrüchel*, Prof. zu Zürich, wird hier nach der lateinischen Denkschrift von *Hottinger*, und nach einigen handschriftlichen Bemerkungen sehr vortheilhaft geschildert. Als Philolog und Jugendlehrer erwarb er sich verdienten Ruhm und Beyfall.

Der zweyte Band dieses siebenten Jahrganges beschreibet die Lebensumstände und Verdienste folgender Männer: I. *Lorenz Adam Bartenstein's*, Confistorialraths und Directors des akad. Gymnasiums und Prof. der Mathematik zu Coburg. Ein Mann von großer und nützlicher Thätigkeit, der im J. 1793 als Schulmann sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte, und mit einer gründlichen Kenntniß der lateinischen Sprache viele Einsicht und einen sehr lichtvollen Vortrag der mathematischen Wissenschaften vereinte. II. *Christoph August Bode*, Prof. der morgenländischen Sprachen zu Helmstädt, dessen Biographie hier vornehmlich aus einer lateinischen Denkschrift seines Amtsgenossen, des Hofr. *Wiedenburg*, gezogen ist. Er lebte ganz für das Studium der morgenländischen Sprachen und ihrer Kritik, und besaß darin große Gelehrsamkeit, die er auch durch verschiedene Schriften öffentlich bewiesen hat. Unter diesen ist seine *Pseudo-Critica Milivo-Bengiana* ein Werk von unsäglichem Fleiße; und eine ähnliche Kritik über die *Wetsteinsche* Bearbeitung des N. T. vollendete er in der Handschrift. Als Docent fand er weniger Gelegenheit, sich nützlich zu machen. III. *Gustav Friedr. Wilh. Großmann*, zuletzt Director des Hannöverschen Theaters, als Schauspieler und dramatischer Schriftsteller hinlänglich bekannt. Der Herausg. sah sich aus Mangel an Mate-

rialien außer Stand, von dieses Mannes noch nicht einzeln geschriebner Biographie mehr als Stückwerk zu liefern, vornehmlich in Ansehung seiner frühesten Lebenszeit. Umständlicher werden seine letzten, freylich nicht ganz unverschuldeten, widrigen Schicksale in Hannover erzählt. IV. *Joh. von Schellhorn*, Oettingischer Geh. Rath und Syndikus der Reichsstadt Memmingen, der lange Zeit hindurch seiner Vaterstadt wesentliche Dienste leistete, deren ganze umliegende Gegend, wo er auf vielfache Art wirksam war, sein Verdienst gleichfalls dankbar erkannte. Zur Verbesserung des Schulwesens in Memmingen trug er sehr viel bey. V. *Joh. Samuel Fests*, Prediger zu Hayn und Kreuznitz unweit Leipzig, dessen umständliche Selbstbiographie ehemals schon in *Beyer's* Magazin befindlich, nach seinem Tode von dem Prediger *Kindervater* mit Zusätzen besonders herausgegeben, und hier zum Grunde gelegt ist. Man lernt daraus einen der edelsten und geprüftesten Dulder kennen, den eigne Erfahrungen an besten in Stand setzten, ein Tröster und Belehrer andrer Leidenden zu werden. VI. *Jac. Friedr. Schmidt*, Prediger zu Gotha, als Dichter, Uebersetzer und Erklärer der Horazischen Oden bekannt; und in dieser letztern Hinsicht wird sein Verdienst in einer vom Prof. *Jakobs* S. 149. eingerückten Würdigung desselben sehr richtig beurtheilt. Auch findet man hier einige geistliche und moralische Lieder, die er in seinen letzten Jahren verfertigte, meistens aus seinen Papieren mitgetheilt. VII. *Theodor Gottlieb von Hippel*, Geh. Kriegsrath, erster Bürgermeister und Polizeydirector in Königsberg. Eine sehr merkwürdige Lebensbeschreibung, der wohl keine unter allen in den bisherigen Bänden dieses Nekrolog's an Originalität und Interesse überlegen seyn dürfte. Ihre Entstehungsart meldet der Herausg. in einer Schrift an den Verfasser des *Hesperus*, den *Hippel* selbst, nachdem er seine unsichtbare Loge gelesen hatte, entweder für seinen Sohn, oder wenigstens für seinen Bruder in der Schriftstellerey erklärt haben soll. Zum Theil sind schon die bekannten Schriften jenes originalen Denkers als Quellen seiner Biographie zu betrachten, weil er in dieselben, besonders in die Lebensläufe in aufsteigender Linie, sehr viele Charakterzeichnungen seiner selbst, seiner Verwandten und Freunde, verwebte. Außerdem aber hatte *H.* etwa fünf Jahre vor seinem Tode eine ausführliche Selbstbiographie angefangen, worin er mit der ganzen Fülle seines Geistes die Geschichte seines äußern und innern Lebens niederschrieb. Diese kam, nebst andern Papieren von ihm, und manchen mündlichen und schriftlichen Beyträgen zu seiner Darstellung, in den Besitz des Herausg., der zuerst jenen, die frühern Jahre seines Lebens betreffenden *Hippel'schen* Aufsatz mittheilt, ganz in seiner bekannten Manier geschrieben, und durch eine Vorrede an seine Familie eingeleitet, worin er derselben diese seine Jugendgeschichte als ein Vermächniß übergibt. Diese Vorrede sowohl, als die Lebensbeschreibung selbst, ist ungemein reichhaltig an Betrachtungen und

and Bemerkungen mancherley Art; und die eigent-
lich historischen Umstände machen darunter den klein-
sten Theil aus. Beide haben das unverkennbare Ge-
präge der ganz eignen Denk- und Empfindungsweise
dieses merkwürdigen Mannes, und gewähren dem
Leser, der sich in diese zu finden und zu versetzen
weifs, einen hohen Grad von Genuss und geistrei-
cher Unterhaltung. Uebrigens geht diese Selbstbio-
graphie nur bis auf das Ende von H's. akademischen
Jahren; der folgende Band des Nekrolog's liefert die
Fortsetzung. VIII. *Joh. Conr. Späth*, Consist. Rath
und Pfarrer zu Langenaltheim im Pappenheim'schen;
ein kurzer Auszug aus einer diesem redlichen Manne
von seinem Sohne gewidmeten Gedächtnisschrift.
IX. *Ignaz Reder*, Doctor der Arzneyk. im Würz-
burgischen, aus einer Denkschrift vom Prof. *Siebold*.
In der Vertheidigung seines Vaterlandes wurde R.
von französischen Chasseurs erschossen. — In den
kurzen Nachrichten von noch einigen Verstorbenen
des Jahrs 1796 findet man die vornehmsten Lebens-
umstände des Hessischen Raths und Prof. *Matsko*;
des verdienstvollen Rittmeisters von *Blankenburg*;
mit einigen Briefen von ihm an *Glein*; und des Nürn-
bergischen Landschaftmalers von *Bemmel*. Auch wer-
den S. 403 f. noch verschiedne in jenem Jahre ver-
storbne denkwürdige Männer genannt, die in künf-
tigen Nachträgen oder Supplementen ihren Platz fin-
den sollen. Besonders aber wünscht der Herausg.
Beyträge zur Biographie des verstorbenen Barons von
Knigge. Endlich noch ein Nachtrag von zwey in
die vorigen Jahre gehörenden Biographien des Kriegs-
raths von *Jacobi* in Königsberg, und des Prof. *Nürn-
berger* zu Wittenberg.

Des achten Jahrganges erster Band liefert I. eine
ausführliche, von einem glaubwürdigen Vf. herrüh-
rende, Lebensbeschreibung des kaiserl. Geheimen
Raths und Reichskammerrichters, Grafen von *Spaur*,
der sich blofs durch eignen Geisteskraft zu hohen Eh-
renstellen emporschwang, nie um hohe Protectionen
suchte, und bey jeder Gelegenheit einen ungewöhn-
lich festen Charakter zeigte. Vorzüglich bewies er
dies bey der nach ihrer ursprünglichen Absicht sehr
nützlichen im J. 1767 angefangenen Visitation des
Reichskammergerichts, und den dabey vom Neide
und einer falschen Politik gegen ihn erzeugten Ver-
folgungen. Aus den von ihm theils zum Druck be-
forderten, theils ungedruckt gebliebenen Schriften
sind Auszüge angehängt. II. *Joseph Friedrich En-
gelschall*, Prof. zu Marburg; eine von einem viel-
jährigen vertrauten Freunde des Verstorbenen ent-
worfenene Lebensbeschreibung, und so abgefaßt, wie
sie der durch sein Talent für Poesie und zeichnende
Künste und durch verschiedne, hier nachgewiesene,
schriftstellerische Arbeiten, aber nicht weniger durch
Biederkeit und Herzensgüte sich empfehlende Mann
verdiente. III. von *Hippel's* Biographie, fortgesetzt
und geschlossen, fällt dem grössten übrigen Theil
dieses Bandes. Was darin von S. 123. bis 203. noch
von H. selbst geschrieben ist, betrifft seine Reise nach
Petersburg, und die Rückkehr in sein Vaterland.

Schon um die Mitte des J. 1791 brach er hier ab,
und hat seitdem diesen biographischen Aufsatz nicht
weiter fortgeführt, den Rec. mit dem Herausg. den
besten seiner bekannten Schriften an die Seite setzt.
S. 204. findet man indess Beweise, das H's. Erzäh-
lung nicht historisch treu, sondern hie und da sehr
idealisiert war. Der nun hinzu erzählten Lebensum-
stände sind nur wenige; desto ausführlicher aber ist
die Schilderung seines persönlichen, sittlichen und
schriftstellerischen Charakters. Hier aber erregt es
eine höchst widrige und traurige Empfindung, den
Mann, den man als Schriftsteller aus so manchen
Gründen liebgewonnen hat, in eines Dritten beglaub-
ter und unpartheyischer Darstellung dessen, was er
als Mensch war, keiner so unbefchränkten Zunei-
gung würdig zu finden. Zwar war H. nicht ohne
manche edle und gute Eigenschaften des Herzens;
aber der Werth und die Reinheit desselben wurden
doch gar sehr herabgesetzt durch die bey ihm herr-
schenden Leidenschaften des Ehrgeizes, der Geld-
sucht — sein Nachlass von 140,000 Rthlrn. befrem-
det doch wohl manche Königsberger mit Recht, de-
ren Richter und Bürgermeister er war; — vornehm-
lich aber eine Verschlossenheit und Zurückhaltung
von ganz eignen Art, mit der Sitte verbunden, sei-
nen Freunden offenherzige Aeusserungen zu ent-
locken und sie insgeheim zu Papier zu bringen. Von
dem Allen, und mehreren Flecken in H's. Sinnenart
liest man hier so manches, und nicht ohne den em-
pörenden Unwillen, den der lange und gern Ge-
täuschte bey der Entlarvung eines zuverlässig ver-
meynten Freundes empfindet. Und doch muss man
dem Herausg. und dem Vf. dieser Biographie, auch
dem Vf. einer der Länge nach eingerückten, in der
Freymauerloge gehaltenen, Gedächtnissrede, ihre
Unpartbeylichkeit Dank wissen. Zuletzt noch über
seinen schriftstellerischen Charakter und seine Schrif-
ten selbst, meistens aus der von dem Kirchenrath
Borowski im J. 1797 herausgegebenen Schrift über
sein Autorsckickal, und aus den Mittheilungen von
andern Freunden H's. genommen. Manches liess
sich auch noch aus der spätern Untersuchung seiner
Papiere geben. Von S. 363. an steht eine Blumen-
lese dessen, was er zerstreut in seinen Büchern über
Vortrag, Stil, Autorschaft u. s. f. sagt, um dadurch
das Eigenthümliche seines Schriftsteller-Charakters
noch treffender zu bezeichnen; und zuletzt wird
noch von seinem handschriftlichen literarischen Nach-
lasse Nachricht ertheilt. Unter diesem findet sich ein
Msspt. über *Gesetze und Gesetzgebung*, welches auf
ein Werk von drey Bänden angelegt war, deren er-
stes schon ganz ausgearbeitet und ins Reine geschrie-
ben ist. Nach dem hier beygefügen Urtheil eines
sachkundigen Gelehrten trägt diese Arbeit zwar über-
all Spuren des talentreichen, frey und edel denkenden
Mannes an sich; es müßte aber Vieles daraus
weggenommen, ungarbeitet und ergänzt werden,
wenn man sie ins Publicum bringen wollte. Eine
Sammlung *geistlicher Lieder* hat noch weniger Werth,
und nur einzelne schöne Stellen. Von einem Ro-

man, *der Pächter Moritz*, ist nur der viel versprechende Anfang da; und so auch von einem Neujahrs-mährlein, *der Vater und seine drey Söhne*. Von diesen und dem übrigen nicht kleinen Vorrathe seines literarischen Nachlasses wäre eine Auswahl und Sammlung zu wünschen.

Der zweyte Band dieses Jahrganges betrifft folgende Verstorbene: I. *Ludw. Wilh. von Rax*, kurfürstl. sächsischer Major der Cavallerie. Dieser biographische Aufsatz ist von dem Prediger *Pietzsch* zu Freyburg in Sachsen abgefaßt, und mit Auszügen aus dem Tagebuche dieses mehr durch seine Frömmigkeit und Edelthun, als durch wichtige Lebens-vorfälle, denkwürdigen Mannes begleitet. II. *Franz Graf von Hartig*, k. k. Geh. Rath, und ehemaliger bevollmächtigter Minister am kursächs. Hofe, auch Präsident der Wissenschaften zu Prag. Auch diese Biographie ist von fremder Hand, nämlich von dem Prof. *Cornova* zu Prag. Sie war für die Schriften der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bestimmt, und wirklich schon abgedruckt; aber ihre Bekanntmachung auf diesem Wege fand Schwierigkeiten. Der Graf *H.* war in vieler Hinsicht, auch als Schriftsteller, denkwürdig, besonders durch sein 1788 zu Paris gedrucktes *Melange de Vers et de Prose*, welches seinen feinen Geschmack und sein edles Gefühl überall verräth, und wovon hier ein paar Proben mitgetheilt werden. Seine schöne Epistel über die Reiselust wurde von der Akademie zu Marseille gekrönt; und *Voltaire* selbst schrieb an ihn und von ihm mit vielem Lobe. Aber er besaß auch andre, und sehr gründliche Kenntnisse. Davon zeugen besonders seine historischen Betrachtungen über die Aufnahme und den Verfall der Feldwirthschaft bey verschiedenen Völkern. (Vergl. A. L. Z. v. 1787, I. 260.). Vorzüglich groß aber waren seine Verdienste als Staatsmann. III. *Joh. Christoph Friedrich Schulz*, Hofr. und Prof. in Mietau. Zu diesem Aufsatze sind die Materialien größtentheils von dem Hn. O. C. R. *Böttiger* in Weimar mitgetheilt. Die Periode, die *Sch.* ehemals an diesem Orte verlebte, gehörte mit zu den thätigsten in seinem kurzen Leben, und gab keine unbeträchtliche Ausbeute für die Literatur; und die Frucht seines nachherigen Aufenthalts in Paris war die noch immer schätzenswürdige Geschichte des damaligen Zeitpunkts der französischen Revolution. Insonderheit aber enthält sein Werk über

Paris und die Pariser eine sehr lebhaft und anschauliche Charakteristik. Einige aus seinen Briefen mitgetheilte Auszüge sind nicht ohne Interesse. IV. *Benedict Stattler*, Exjesuit, und zuletzt Geistlicher- und Cenfur-Rath zu München, ein in so vielen Fächern überaus thätiger Mann, in dem viel Heterogenes, manches Gute und Vorzügliche, aber auch nicht wenig Tadelnswerthes, vereint war. Der Herausg. fand es daher nicht leicht, eine unpartheyische Darstellung seines ganzen Charakters zu geben; es ist ihm aber nicht mißlungen. Neben diesem Mann des Streites stellt er nun einen sanftern und friedlicheren auf, der durch Klugheit und Ueberredung das Gute auf mancherley Weise beförderte, nämlich: V. *Franz Noe*, vormals Jesuit und Lehrer der Dichtkunst zu Prag; ein aufgeklärter Pädagog und vertrauter Kenner der classischen Literatur. VI. *Gottfried Less*, zuletzt Consistorialrath und erster Hofprediger in Hannover, vorher Prof. der Theol. zu Göttingen. In beiden Aemtern, die er mit größter Treue verwaltete, hat sich dieser, auch als Schriftsteller immer noch sehr achtungswerthe Mann, auf vielfache Weise nützlich gemacht. Manches in dieser Biographie, und besonders das Charakteristische, ist aus einem biographischen Fragmente genommen, welches den Superintendent *Holscher* zu Ronneberg bey Hannover zum Vf. hat. VII. *Friedr. Wilh. Gotter*, dogn. Geh. Secretär zu Gotha. Da der Herausg. diesen nicht bloß durch sein Dichtertalent, sondern auch durch manche andre treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens liebenswürdigen Mann in der Nähe kannte: so war er desto mehr im Stande, ein treffendes und interessantes Gemälde von ihm zu entwerfen, obgleich er dabey auch eine biographische Skizze des gothaischen Legationssekr. *von Hof* in den sächsischen Provinzialblättern benutzte. Aufser einer leichten poetischen Epistel, die seine letzte Arbeit war, findet man hier auch noch eine Nachlese zu seinen Gedichten. — Die kurzen Nachrichten von noch einigen im J. 1797 Verstorbenen betreffen: den Geh. Tribunalrath *Höpfner* in Darmstadt, aus *Wenck's* Denkschrift; und den Prediger *J. W. Frotzcher* zu Drognitz in Kursachsen. Andre werden für die Supplementbände aufgespart. Zuletzt noch ein Nachtrag, welcher die Lebensumstände des zu Wien verstorbenen Legationsraths *Herchenhahn* kurz erzählt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELÄHRTHEIT. *Strasburg*, b. König: *Ueber die Einimpfung der Blattern*. Eine Schrift für Aeltern von D. *de la Roche*. Aus dem Französischen von *Fr. Dörner*, d. A. D. 1800. 35 S. 8. (3 gr.) Eine wohlgerathene Uebersetzung des *Avis aux pères et mères sur l'inoculation de la petite verole, par D. de la Roche*, einer auch Aerzten wegen einiger vorkommenden Sätze und Vorstellungen über die Pocken zu empfehlenden Schrift, die übrigens durch die wenigen Anmerkun-

gen des Uebers. keinen bedeutenden Vorzug erhalten hat. Der Vorschlag in der Note S. 6., die natürlichen Pocken zweckmäßiger zufällige Pocken zu nennen, ist nicht mehr neu. Die S. 8. befindliche Bemerkung, daß durch die Einimpfung der Kranke die Pocken zweymal bekommt, und daß daher die Gutartigkeit der eingepfunden Pocken zu leiten sey, — wie der Uebers. mit seinem Lehrer Hn. *Plouquet* annimmt — möchte doch wohl manchen Widerspruch finden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. März 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Felisch: *Erfahrungen über die Kuhpocken*, ein sicheres Mittel, um Menschen vor der Entstellung, der Verkrüppelung und dem Tode zu bewahren; mitgetheilt von Joh. Karl Sybel, d. A. D. 1801. 142 S. 8. m. K. (16 gr.)

Der Titel verspricht genau genommen zu viel von den Kuhpocken, indem sie nicht vor jeder Entstellung u. s. w. sichern, sondern nur vor solchen, die Folge der Menschenpocken oftmals sind. Es wäre also genug und richtiger gesagt: sie seyen ein sicheres Mittel gegen die Menschenpocken.

Die Schrift selbst ist wenig geeignet, das Interesse des großen Publicums zu erwecken, indem, aufser der Erfahrung, die der Vf. gemacht haben will, das zu Roskov bey Brandenburg, die ursprünglichen Kuhpocken sich finden, nichts darin enthalten ist, was nicht aus frühern Schriften über die Kuhpocken bereits bekannt wäre. Ihr Nutzen ist daher mehr speciel für den Ort (Brandenburg) und die Gegend, worin der Vf. lebt. Er wollte sein Publicum, das durch die Nähe einer Pockenepidemie bedrohet ward, von den Vorurtheilen gegen die Kuhpocken befreyen, und es mit den großen Vortheilen derselben umständlicher bekannt machen. Dieser Endzweck wäre leicht durch andere damals schon bekannte Schriften, von Mac-Donald, Wiedemann, Himly und Roose u. s. w. zu erreichen gewesen, allein dadurch, das der Vf. die von ihm unternommenen Impfungen namentlich und umständlich anführt, hat er in so fern um die Verbreitung der Kuhpocken ein Verdienst sich erworben, weil das Publicum seiner Nachbarchaft dadurch Gelegenheit erhält, die Fälle genauer zu unterscheiden, in denen die von ihm geimpften Kuhpocken ordentlich oder unordentlich verliefen, und darnach sein Urtheil über den Werth derselben zu bestimmen, wenn in dem einen oder dem andern Falle bey denselben Subjecten nachmals die Menschenpocken sich zeigen sollten. Auch nach des Vf. Erfahrung wurde kein Subject, bey dem die Kuhpocken ordentlich verliefen, mit Menschenpocken angesteckt, so wenig natürlich, während einer Epidemie, als geimpft. Eine Beobachtung (Nr. 53. S. 104.) ist darum merkwürdig, weil sie die Allgemeinheit der Bemerkung, das die Impfung der Kuhpocken, welcher die Ansteckung von Menschenpocken schon vorausgegangen war, die letztern gutartig mache (gewissermassen vortheilhaft amalgamire) einzuschränken scheinen könnte. Allein das Kuhpocken-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Contagium scheint in diesem Falle gar nicht gefasst zu haben; denn der Vf. fand am sechsten Tage die Impfstellen ganz trocken, und dagegen die wirklichen Pocken, die tödlich abliefen, ausgebrochen. Dagegen beweiset die Beobachtung Nr. 60. S. 109. ziemlich klar, so viel nämlich ein Fall beweisen kann, das die Menschenpocken die Empfänglichkeit, von den Kuhpocken gehörig afficirt zu werden, nicht immer aufheben. Eine Frau von 28 Jahren, die in ihrer Jugend die Kinderblattern recht ordentlich gehabt hatte, erfuhr den ordentlichen Verlauf der Kuhpocken, (selbst mit Einschluß eines Fiebers) die der Vf. ihr eingeimpft hatte.

Mit den gemeinen Kuhpocken, die der Vf. zu Roskov bemerkt haben will, selbst aber noch nicht ganz bestimmt dafür anerkennt, hat es folgende Bewandnis. Sie finden sich hier einzig auf dem Gute des Hn. von Katté. Seit mehreren Jahren bekömmt daselbst jede Kuh, am dritten oder vierten Tage nach dem Kalben, mehrere kleine Knötchen am Euter, welche sich zu bohngroßen bleyfarbenen Blattern erheben, mit einer schmalen Röthe umgeben sind, und mehrentheils (nicht alle) einen gesenkten Mittelpunkt erhalten. Oft befinden sich derselben mehr als 100 an einem Euter. Nach diesen Blattern entsteht eine schorfige Kruste, welche ohne Geschwüre zu hinterlassen, abfällt. Der ganze Verlauf dieser Krankheit dauert kaum 14 Tage, und man beobachtet dabey weder Unpäßlichkeit der Thiere, noch nachher Geschwüre. Leidet eine Kuh weniger daran in den ersten Tagen, so bekömmt sie den Ausschlag nach einigen Wochen wieder, so wie alle im folgenden Jahre nach dem Kalben ihm wieder ausgesetzt sind. Man kennt keine andere Veranlassung, als das Frischmelken. Sie theilen sich durch Berührung und namentlich durch das Melken den Menschen mit. Ein Kind, das der Vf. mit davon genommener Materie impfte, zeigte alle Erscheinungen ächter Kuhpocken. In einem andern Falle schlug die Impfung fehl. Eine Person von 28 Jahren versicherte, vor ihrem eilften Jahre, gleich einer ältern Schwester, die Kuhpocken durch das Melken der Kühe in dortiger Gegend, nie aber, so wenig wie jene Schwester, die Kinderpocken nachher bekömmen zu haben, obgleich beide mit ihrem daran erkranktem Geschwister zusammengelebt, und selbst in einem Bette zusammengeschlafen haben. Diese Erfahrungen reihen sich glücklich an die Englischen und Holländischen an, und würden, vorausgesetzt, das sie völlig sich bestätigen, die Entstehung der Kuhpocken, als völlig unabhängig von fremden Stoffen, und allein

Kkkk

lein

lein mit dem Milchgeschäft der Kühe zusammenhängend darstellen, woraus sich dann sowohl der eingeschränkte Sitz der Krankheit, als der Umstand erklären liefse, warum nicht die Stiere und das verschnittene Rindvieh davon befallen werden. In der That scheint ein solcher Ursprung der Kuhpocken wahrscheinlicher, als irgend ein anderer, und könnte vielleicht dazu beytragen, die gar zu humanen Skeptiker zu beruhigen, die es bedenklich finden, thierische Stoffe in den Menschenkörper überzutragen, aus Besorgniß, mehr damit einzupfropfen, als man die Absicht hat.

Einige Beobachtungen des Vfs., wie Nr. 58. und Nr. 64—72. sind durch Schreib- oder Druckfehler in den Zahlen, welche die Tage des Verlaufes angeben sollen, ganz unbrauchbar gemacht worden. So verdient es ohne Zweifel auch zu den unvorfätzlichen Irrthümern gezählt zu werden, wenn der Vf. S. 46. das Gerücht als glaubwürdig vorträgt, daß Kinder in Hannover, die mit derselben Kuhpockenmaterie geimpft worden, wovon Hr. Dr. Mühry daselbst ihm gesandt hat, nachmals durch die Impfung die Kinderblattern bekommen haben. Rec. kann mit genauester factischer Kenntniß ihn versichern, daß nicht ein einziger solcher Fall statt gefunden hat.

Die beygefügte Kupfertafel soll die Kuhpocke im Werden, im Culminiren, und endlich im Abtrocknen darstellen, so wie Fig. 4. eine falsche Gattung abbildet. Man sieht auch hier, wie schwer es fällt, solche Gegenstände abzubilden, die nicht sowohl durch Linien oder Umrisse, als durch Farben charakterisirt sind, deren feine Nuancen weder ganz beständig, noch für die Kunst erreichbar angenommen werden können. Doch gehören diese Nachbildungen zu den bessern, die bisher von den Kuhpocken erschienen sind.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: D. *Samuel Gottlieb Vogel*, Herzog. Mecklenb. Schwer. Leibarztes, Hofraths und Professors zu Rockstock, *Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft zum Gebrauche für angehende Aerzte. Fünfter Theil.* 1800. XII. und 213 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Handbuch zur Kenntniß und Heilung der Blutflüsse.

Die Vorrede zu diesem Theile, in welchem Hr. V. mit den chronischen Krankheiten den Anfang macht, wird gewiß jedem, der begierig war, zu erfahren, wie das neue von Brown gegründete System von dem Vf. aufgenommen worden ist, und welchen Einfluß es auf seine praktische Verfahrungsweise gehabt hat, sehr willkommen seyn, da sie endlich die Erklärung des Vfs. über jenes System enthält. So kurz diese auch ist, so findet man doch, daß der Vf. das System gründlich studiert und auf dem Probiersteine der Erfahrung geprüft hat, übrigens aber so wenig blind gegen die Vorzüge, als gegen die Fehler und Mängel desselben ist. Rec. muß auf eigenes Lesen

dieser Vorrede verweisen, da er sich hier nicht auf die Darstellung des Vfs. selbst einlassen kann. So wie der Vf. in der Vorrede seine jüngeren Amtsbrüder warnt, bey Annahme und Befolgung der Lehren jenes Systems nicht unvorsichtig zu Werke zu gehen, und sie ermahnt, durch richtige und treue Beobachtung und Vergleichung der äußeren Erscheinungen im gefunden und kranken menschlichen Körper mit ihren Ursachen den Schatz wahrer Erfahrungen zu bereichern: so zeigt er in der Schrift selbst an mehreren Stellen Fälle an, in welchen die Brownschen Grundsätze einseitig und irrig sind, und empfiehlt S. 205. daß junge Aerzte bey der jetzigen Neuerungsucht Fr. Hoffmanns Werke fleißig studieren sollen.

Die Schrift selbst zerfällt in neun Kapitel. Das erste Kap., welches eigentlich als Einleitung zu betrachten ist, und von den Blutflüssen überhaupt handelt, ist äußerst lehrreich, und für den praktischen Arzt von ganz vorzüglichem Nutzen, da richtige allgemeine Grundsätze den praktischen Arzt unter allen möglichen Umständen am sichersten leiten. Der Vf. macht hier besonders auf den Unterschied der Blutflüsse in active (sthenische, positive), und passive (asthenische, negative) aufmerksam, und stellet ihre Ursachen, Zeichen und Heilung treu und vollständig dar. Dafs innerliche Adstringentia zuweilen Blutflüsse stillen, findet der Vf. der Erfahrung gemäß; daß sie aber jenseits der Milchgefäße diese Wirkung durch Zusammenziehung der Blutgefäße leisten, bezweifelt er; dagegen glaubt er, daß diese Wirkung der adstringirenden Mittel durch eine Umstimmung des Nervensystems, durch einen specifischen Reiz in den ersten Wegen geschehe, wodurch vielleicht ein Krampf in dem Gefäßsysteme erregt, eine Ableitung bewirkt werden kann (?). Unter den in §. 47. genannten Schriftstellern hätte der Vf. doch *Steideler* Abb. von den Blutflüssen. Wien. 1776. mit anführen sollen. In den folgenden Kapiteln sind nun die einzelnen Arten der Blutflüsse vorgetragen. — Im zweyten Kap., welches von dem Nasenbluten handelt, erklärt sich der Vf. über die Art, wie dasselbe erfolgt, etwas einseitig. Was er §. 1. sagt, daß die sehr bloß liegenden wenig Widerstand leistenden Gefäßchen der Schneiderischen Haut ihr Blut von geringen Verletzungen sehr leicht und in reichlicher Menge durchschwitzen lassen, kann wohl nicht von allen Fällen des Nasenblutens gelten. §. 18. des dritten Kap. findet man noch ganz die bekannte Humoralisten-Sprache, zu deren Entschuldigung der Vf. sagt, daß er sie fürs erste noch nicht aufgeben könne, weil er sie seinen Erfahrungen so oft angemessen gefunden habe. Das fünfte Kap. von den Hämorrhoiden ist mit vorzüglichem Fleiße gearbeitet. Im siebenten Kap. von dem Blutflusse der Gebärmutter sind die Ursachen etwas durch einander geworfen. Der Vf. hätte nach des Rec. Ueberzeugung besser gethan, wenn er die Ursachen nach den verschiedenen Zuständen der Frauenpersonen geordnet hätte. Dadurch würde das ganze Kap. mehrere Ordnung bekommen haben. Wenn der Vf. unter den Mitteln zur

zur Stillung eines Gebärmutterblutflusses von Atonie der Gebärmutter einen äußeren Druck auf die Gegend der Gebärmutter empfiehlt: so bemerkt Rec., daß er in solchen Fällen allemal ein behutsames Reiben der genannten Gegend mit Nutzen angewendet habe. Was der Vf. S. 137. wider Starks styptisches Pulver sagt, genüget nicht. Das im neunten Kap. der *morbus maculosus haemorrhagicus* unter den Blutflüssen aufgeführt wird, kann Rec. nicht mißbilligen, da der Blutfluß bey dieser Krankheit ein wesentliches Symptom ist.

Rec. wünscht sehr, daß die vielerley anderen Beschäftigungen, womit der Vf. das späte Erscheinen dieses Theils entschuldigt, die Herausgabe der folgenden Theile nicht so lange hindern, und diese weniger durch Druckfehler entstellt seyn mögen.

WIEN, b. Doll: *Praktische Beyträge zur Geschichte der Kinderpocken und Kuhpocken*. Herausgegeben von Joseph Eyerel. 1800. 95 S. 8.

Rey Herausgabe dieser Beyträge, von welchen wir hier ein Heft vor uns haben, hat der Vf. die Absicht, die praktischen Aerzte von Zeit zu Zeit mit den neuesten Entdeckungen und Berichtigungen (soll dieß heißen: *Berichte* oder *Berichtigungen*?) über die Kuhpocken bekannt zu machen, und zugleich das Andenken an die Heilart der natürlichen Pocken aufzufrischen. Gewiß wird der Vf. auf den Beyfall und Dank der praktischen Aerzte rechnen können, wenn er der Bekanntmachung würdige Aufsätze, Entdeckungen, Beobachtungen, Resultate bloß Oesterreichischer Aerzte, Verordnungen u. dgl. m. aus jenem Lande, welche sonst dem ausländischen und selbst manchem inländischen Arzte unbekannt blieben, sammelt. Auszüge aus allgemein bekannten Schriften aber, wie man in diesem Hefte zwey findet, widerräth Rec. dem Vf. recht sehr. In diesem Hefte finden wir folgendes: 1) *Auszug aus Jenners Abh. über die Natur und Wirkung der Kuhpocken*, mit Anmerkungen des Dr. Odier zu Genf. Der Auszug ist ganz überflüssig; der Vf. hätte die lesenswerthen Anmerkungen allein zusammenstellen sollen. Rec. will aus denselben einiges auszeichnen. S. 24. führt Hr. O. die Bemerkung an, daß die Blattermaterie, wenn das System nicht dafür empfänglich ist, weit schneller in der Impfstelle eine Entzündung bewirkt, als im Fall der wirklichen Erscheinung der Blattern. Dieses giebt er als ein sicheres Zeichen an, ob die Ansteckung vor sich gegangen, oder nicht. Auch soll diese Entzündung der Impfstelle gleich schnell nach schon überstandenen Kuhpocken und wirklichen Blattern erfolgen. Mehrere Aufmerksamkeit hierauf wird aber erst lehren können, wie weit dieses wahr ist. S. 48. liefert man von Hn. O. als Resultat einer Beobachtung, daß das (der) in dem Impfschnitte gebildete Eiter in einem bestimmten Zeitpunkte eingefogen wird, und in dem Augenblicke, da dasselbe (derselbe) das Herz erreicht, das Fieber beginnt. Hier hätte Hr. O. erst mehrere Beobachtungen anstellen sollen, ehe er ein

solches paradoxes Resultat zog. Die Anmerkungen S. 23. und 51. scheinen dem Rec. widersprechend zu seyn. Die Frage, welche Hr. O. S. 53. aufwirft, ob nicht gewisse ansteckende Krankheiten ihren Ursprung aus dem Pflanzenreiche haben, und ursprünglich von der Berührung einer Giftpflanze entstanden sind, scheint Rec. nicht unwichtig; daß aber die angeführte Erfahrung mit dem *Rhus toxicodendrum* L. etwas hierüber entscheide, bezweifelt Rec. sehr. S. 57. stellt er die Meynung auf, daß die Gutartigkeit der Pocken ihren Grund in dem zwischen der Haut und dem Oberhäutchen befindlichen Zellgewebe hat. Dieß ist sehr undeutlich. In eben der Anmerkung giebt er es als ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der gelindesten natürlichen Pocken von noch so häufig eingepfosten Pocken an, daß die letzteren wenigstens drey Tage früher als die ersteren abzutrocknen anfangen. Sollte hier nicht ein Irrthum seyn? 2) *Einige Vorurtheile wider die Einimpfung der Kinderblattern*. Ein Vorurtheil ist hier nur widerlegt, nämlich: die größere Mortalität der Pocken in London seit der Einführung der Blatternimpfung. 3) *Von den Verwickelungen der Blattern mit anderen Hautkrankheiten*. — *Desfarts* Beobachtungen über die Complication der Blattern mit dem Scharlachauschlag und Friesel. Ein unvollkommener Auszug einer Abhandlung des Hn. *Desfarts*, die man schon im 18ten Bande der Samml. auserl. Abh. f. pr. Aerzte S. 511. findet. 4) *Vermischte Anzeigen*. Aus der Wiener Zeitung. Pockenimpfung im allgemeinen Krankenhause zu Wien im Jahre 1798 und 1799. Häufige Druckfehler machen das Lesen dieser Sammlung unangenehm.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Tabulae anatomicae, quas ad illustrandam humani corporis fabricam collegit et curavit Justus Christianus Loder*. Fascicul. IV. Splanchnologiae S. V. Tab. 81—90. Fasc. V. A. Angiologiae S. 1. Arteriae. Pars I. Tab. 91—97. P. II. Tab. 98—105. P. III. T. 106—112.

Dasselbe Werk mit deutschem Text, unter dem Titel: *Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers*, gesammelt und herausgegeben von D. J. Chr. Loder, geh. Hofr. u. Prof. zu Jena.

Der verdienstvolle Herausgeber dieses Werks, dessen schneller Fortgang und baldige Vollendung, als eine sehr fühlbare Lücke ausfüllend, sehr zu wünschen ist, fährt nicht nur unermüdet fort, seinen Plan zu verfolgen, sondern ist auch, wie man deutlich wahrnimmt, unausgesetzt bemüht, sein Werk noch vollkommener und nutzbarer zu machen. Zeichnung und Stich sind in den vorliegenden Tafeln gut, und durch das Illuminiren der Gefäße auf den angiologischen Tabellen ist die Brauchbarkeit derselben für Anfänger sehr erhöht. — Möchte doch Hr. L. auch bald Muse finden, die trefflichen *Wagleri* sehen anatomischen Zeichnungen, in deren Besitze

er, wie uns bekannt geworden, seit einigen Jahren ist, herauszugeben!

LONDON, b. Hamilton: *The family Physician; or domestic medical Friend*: containing plain and practical instructions for the prevention and cure of diseases, according to the newest Improvements and Discoveries, with a series of chapters and collateral subjects; comprising every thing relative to the theory and principles of the medical art necessary to be known by the private practitioner etc. by Alex. Thomson. 1801. 576 S. 8. (6 Shill.)

Unter diesem vielversprechendem Titel ist dem armen Nichtarzte abermals eine Schrift übergeben, wodurch er sehr wenige helle, ihm nützliche Begriffe und eine sehr große Menge schädlicher Vorurtheile bekommen kann. Das vorangefickte Kapitel von der *Arzneywissenschaft und den vorzüglichsten Theorien in derselben* zeigt schon sehr deutlich, daß die *neuesten Verbesserungen* nur als Titelschild figuriren können, welches dann die Abhandlung der einzelnen Krankheiten auch nur zu sehr bestärkt. Als Beweis will Rec. nur einen der kürzern Abschnitte vom *Durchfalle der kleinen Kinder* ausziehen. Dieser soll nicht immer eine Krankheit seyn (!) sondern oft Krankheiten abhalten oder verschleichen, und nur alsdann schädlich werden, wenn er so lange dauert, daß er Schwäche *veranlaßt*. Die einzigen Ursachen sind (nach unserm Vf.) ungesunde Nahrung, naskalte Luft und zurückgetretene Hautauschläge. Deshalb darf er nicht eher gestillt werden, bis (?) — seine Ursache gehoben und die schädliche Materie ausgeführt ist. Die Kur geschieht durch einige Dosen von Rhabarber und hinterher gegebenen *absorbentia*, wofhalb auch ein Receipt zu einem Säftchen mit Krebscheeren angegeben ist. Will das Kind dann noch nicht besser werden, so soll man ihm *öfters* des Tages 3 bis 4 Tropfen Opiumtinctur geben, wegen der großen Reizbarkeit der Kinder (die man freylich bey neugeborenen Kindern durch solche Dosen, nach des Hausvaters Gutdünken *öfters* gegeben, schon in einen hal-

ben Tage *radikal* wird beseitigen können!). Wenn der Stuhlgang geronnen, fauer und schleimig ist, so giebt er ein excellentes Pulver, die Vermischung der Krebscheeren mit Ingwer. — Die armen Kinder, die der ehrliche Hausvater nach dieser auch im Originale auf einer halben Seite ertheilten Belehrung zu heilen übernimmt!. — Möge dies Buch nicht einem unserer rühtigen Uebersetzer in die Hände fallen! Haben wir doch ähnlicher deutscher Schriften, die zu nichts nützen, als ihre Vf. in praktischen Ruf zu bringen, leider schon so viele!

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Modelle für Tischler zu Thüren, Fenstern und andern Meubles-Verzierungen, wie auch zu Garten-Stühlen und Bänken im besten gothischen und neuesten englischen Geschmack.*

Auch unter dem Titel:

Sammlung von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles als Muster für Tischler. 5. Hefte mit Kupfern. gr. 4. ohne Text. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Wie das ehrbare Tischlerhandwerk dazu gelangt, daß ihm diese Hefte ganz allein zugeeignet werden, läßt sich nicht wohl begreifen, da sie manches recht hübsche und brauchbare Muster für eisernes Gitterwerk nebst andern Dingen enthalten, mit denen ein Tischler gewöhnlich sich nicht befaßt. Beym Durchblättern ist uns verschiedenes schon bekannte begegnet, welches wir aber, wo es gute Sachen sind, nicht tadeln, in Rücksicht der Bestimmung dieser Hefte für Handwerker, denen größere und kostbarere Werke nicht immer zu Gebot stehen.

An einer kurzen fasslichen Erklärung der Kupfer hätte man es nicht fehlen lassen sollen. Wenn gleich der erste Titel nur von gothischem und neuestem englischen Geschmack spricht, so hat sich doch auch manches Bessere so gleichsam nebenher mit eingeschlichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYERLAHRTHEIT. Hannover, in d. Buchh. d. Gebr. Hahn: *Tabellarische Uebersicht zum Behuf des Krankensexams, zum Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte*, von D. Chr. Aug. Struve. 1800. 1 Bog. (1 gr.) So sehr Rec. das Verdienst erkennt, welches sich der Vf. durch Ausarbeitung einiger Tafeln für den gemeinen Mann erworben hat, so muß Rec. doch gestehen, daß ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist, den Tafeln dieser Art haben sollen. Ein angehender Arzt und Wundarzt, der sich gründliche Kenntnisse in seinem Fache erworben hat, und täglich auf Vermehrung seiner Kenntnisse bedacht ist, braucht solche Tafeln nicht. Der-

jenige, der ganz ohne alle, oder wenigstens ohne gründliche Kenntnisse gewissenlos genug ist, medicinische oder chirurgische Praxis zu üben, wird sie gerne kaufen und gebrauchen, weil ihm überhaupt allgemeine Ueberblicke genug zu seyn dünken. Wird aber dann nicht der Unfug, den solche unwissende und pflichtvergessene Menschen mit der Praxis treiben, offenbar durch solche Tafeln befördert? — Ueberdies findet Rec. die vorliegende Uebersicht, von welcher man hier keinen Auszug erwarten wird, äußerst unvollkommen. Besser sind dem Vf. die Tabellen für den gemeinen Mann gerathen, welche Rec. überhaupt zweckmäßiger findet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS U. STRASBURG, b. Fuchs u. Treuttel: *Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares*, par F. M. Daudin — avec des gravures faites et enluminées sur les dessins d'après nature, par G. Barraband. I. Livraison. An. 9. 12 S. 4. mit 6 Kupfertafeln.

Ein besonders Avertissement auf dem Titel sagt noch, dafs die ganze Sammlung aus 30 Lieferungen bestehen werde, und dafs jede Lieferung an Ort und Stelle zu Paris 5 Franken koste. Alle hier abgebildeten Thiere fänden sich zu Paris in den Sammlungen der Nation, von Vaillant, Bosc und andern. Nach Vollendung dieser Sammlung will der Vf. ein methodisches Werk über diese Thierklasse herausgeben, unter dem Titel: *Traité élémentaire et complet de l'histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares*: welches dem *Traité d'Ornithologie* von demselben Vf. in dem Plane ganz gleich seyn soll. Das Werk ist dem berühmten Lacepède zugeeignet: und dieser erste Heft enthält schon einige neue Arten von Laubfröschen, denen auch der zweyte gewidmet ist, von welchem jedoch Rec. nur noch die Anzeige nicht aber das Exemplar erhalten hat. Die erste hier beschriebene Art ist die von Boddaert weitläufig beschriebene und abgebildete *Rana bicolor* L. Gmel. Wir wollen zur Probe der Manier diese Beschreibung ganz herzerzen:

Rainette bicolor.

Hyla bicolor.

Hyla supracyanea, subtus flavescens, cum maculis albis violaceo circumdatis.

Rana bicolor { Boddaert de ranâ bic. 1772, fig. 1. p. 5.
Schw. de Berl. Naturf. 2. p. 459.
Lev. Vincent, Museum.
Linné, Amoenit. Acad. Tome I. p. 155.
Gmelin, Syst. nat.

Calamitaïdem. Schueider, Amphib. p. 156.

Caractere Physique. Longueur de quatre pouces. Tête aussi large que le corps et ayant un pouce neuf lignes, triangone, un peu obtuse en avant, plate en dessus et sur les côtés; narines petites, bouche très ample; une vessie transparente derrière la langue en dessous et se gonflant lorsqu'on souffle de l'air par le larynx dans les poumons; iris bleu; paupière inférieure bleue à taches blanches. Un large tubercule criblé de pores commençant derrière chaque oreille et recouvrant en entier les deux flancs. Couleur d'un bleu de ciel en dessus, d'un violet très pâle sous la tête, et d'un blanc-jaunâtre sous le reste du corps (la couleur bleue du corps et des membres séparée de l'autre par une ligne blanche bordée d'un trait violet foncé;) des taches plus ou moins larges blanches bordées d'un trait violet sur les bras, les doigts, la poitrine, le bas des flancs et la région de l'anus. Abdomen et

À. L. Z. 1802. Erster Band.

dessous des cuisses granulé Pieds à doigts fendus, terminés chacun par une large pelotte visqueuse et seulement bleus en dessus à leur base et à leur bout.

Caractere habituel. P. Boddaert, dans la description très-étendue qu'il a donnée de cette belle Rainette, annonce n'avoir encore observé que deux individus. Schloffer avoit reçu l'un de la Guinée, tandis que l'autre avoit été trouvé à Surinam en Amérique, et je la crois plutôt de ce dernier pays, parcequ'elle est indiquée dans la description du Museum d'Huinin, Nr. 122. sous le nom de *Blaauw Surinamsche Kikvorsch*. Au reste, quelle que soit la vraie patrie de cette Rainette, elle doit y être infiniment rare. Feu Bloch en avoit un petit individu dans sa collection à Berlin, et celui que j'ai fait peindre est placé dans la galerie du Museum d'Histoire naturelle de Paris, et faisoit partie du beau Museum de Hollande.

Nota. Cette Rainette est sujette à varier par le nombre et la distribution de ses taches blanches, et par la couleur du dessous du corps qui est plus ou moins blanche ou ochracée.

Ceci est der Inhalt des ersten Quartblatts; in welchem sich mancherley Beweise der Flüchtigkeit finden, welche dem Rec. von der Aufmerksamkeit und Genauigkeit des Vfs. keinen guten Begriff geben, und ihn von der Folge der Sammlung für die Erweiterung der Wissenschaft selbst weit weniger Vortheil hoffen lassen, als diese doch gewinnen könnte, wenn Kenntniss mit Genauigkeit verbunden wäre. Zuerst muß Rec. bemerken, dafs hier nur von der Art die Rede ist, welche Boddaert das Weibchen nannte, und welche sich von dem verneymtem Männchen in manchen wesentlichen Punkten, und selbst in der Farbe unterscheidet. Von dieser hatte Bloch kein Exemplar, sondern von dem Männchen. Von dem letztern gilt auch nur allein die Stelle in Linné's *Amoenit.* und aus Huttuy's *Museum*. Die Citation in den Schriften der Berl. Naturf. Gesellschaft ist unrichtig; denn in dem angeführtem Bande steht nichts; und in dem Bande, welchen der Vf. meynete, steht blofs die Beschreibung von Levin Vincent übersetzt von Walbaum. Zweytens sind die wesentlichen Merkmale, welche diesen Frosch von den andern unterscheiden, ganz übergangen worden: so dafs also die Wissenschaft schlechterdings nicht um einen Schritt weiter gekommen, sondern vielmehr zurückgegangen ist, wenn man eine neue doppelte Abbildung statt einer einfachen nicht für Gewinn rechnen will. Die zweyte Art *Rainette à bandeau*, *Hyla frontalis* ist die von Beireis zuerst beschriebene *Rana leucophyllata*, aus der Sammlung von Vaillant beschrieben und abgebildet, wohin sie aus Surinam gekommen ist. Der einzige Gewinn ist die Kenntniss des Vaterlandes; ausserdem lernen wir hier, dafs die Farbe oben braunroth ist, und die der weissen

LIII

Flecke

Flecke einen Silberglanz haben. Eine Abänderung im National-Museum hat einen einzigen weissen langen Fleck auf dem Schenkel, und den Unterleib so wie die Unterseite der Hüften gekörnt, da bey dem andern Exemplar diese Theile glatt sind. Dafs *Grenouille tacheté* bey Bonaterre *Encyclop. méthodique* einerley mit dieser sey, lehrt selbst der lateinische Name *leucophyllata*, den er von Beireis angenommen hat, so wie die ganze Beschreibung; aber dafs *Grenouille bigarée* desselben Nr. 17. oder *Rana variegata Gronovii Zoophyl.* p. 15. Nr. 67. dieselbe Art seyn solle, glauben wir ihm nicht; denn ob sie gleich ebenfalls oben grosse milchweisse Flecke auf schwarzbraunem Grunde hat: so unterscheidet sie sich dagegen durch die ganz getrennten Vorderzehen; und die hintern sind auch nur zur Hälfte durch die Schwimmhaut verbunden. Die dritte Art *Rainette à tapiver* von Lacepède beschrieben und abgebildet würde man hier nicht wieder erkennen, wenn der Vf. es nicht sagte, dafs es dasselbe Thier sey. Dessen Dank verdient er dafür! Der durchaus glatte Körper des zolllangen Frosches hat oben eine dunkle braunrothe Farbe, mit zwey weislicht gelblichen Linien geziert, welche schmäler als bey der vorigen Art, von der Stirne aus sich an beiden Seiten des Rückens bis nahe an den After erstrecken, hinten sich vereinigen, und vorher noch durch einen Streifen in die Quere verbunden sind. Die Unterseite ist mit kleinen runden Flecken auf einem blässern Grunde überfäet. Alle Zehen sind gespalten, und am Ende (der Vf. setzt hinzu *sous chaque articulation des phalanges* ohne ein Verbindungswort) mit Klebballen versehen. Eben so beschreibt Laurenti seine *Hyla fusca*, welche schon vorher Linné *Amoenit.* I. p. 235. Nr. 9. unvollständig beschrieben hatte. Die Abbildung Pl. 4. zeigt an der untern Seite der Vorderzehen auch am zweyten Gliede Klebballen. Diefs wäre ein schönes Merkmal, wenn der Vf. es deutlicher und bestimmter ausgedrückt hätte! Der Frosch lebt in Surinam und Guiana auf den Bäumen, begiebt sich aber zur Begattung ins Wasser. Noch wird am Ende bemerkt, dafs die Verteilung der Flecke, in mehreren Exemplaren der National-Sammlung sehr verschieden sey. Auf der Platte findet sich ein kleines Thier ganz blau abgebildet, mit drey weissen Linien bis auf die Hälfte des Rückens; wo die mittlere unterbrochen sich mit einem weissen Gürtel vereinigt, welcher oben den Rücken umfaßt, und unten in die Winkel der Hüften geht. Die beiden übrigen langen Linien gehen bis an den After. Die vierte Art, *Rainette Squirrelle*, *Hyla Squirrelle*, Bosc. Pl. 5. f. 2. von Bosc in Karolina beobachtet, ist etwas kleiner, als unser Laubfrosch, lebt auf Bäumen, und versteckt sich, vornehmlich im Winter, unter der Rinde der Bäume. Jung soll sie der europäischen vollkommen gleichen, von welcher der Vf. sie ausserdem durch die Schenkel, länger als die Hüften, unterscheidet. Die Hauptfarbe des 15 Linien langen Körpers ist oben dunkelgrün mit braunen Pickeln, und übergleichen in vier Reihen der Länge nach ste-

henden unregelmässigen Flecken; der etwas stumpfe Kopf hat weislichte Lippen, und goldfarbige Iris. Die Aussenseite der Hüften ist gelb. Die Unterseite des Leibes ist weislich, der Unterleib, After und die Unterseite der Hüften gekörnt. Nur die Hinterzehen sind zur Hälfte durch eine Schwimmhaut verbunden, die vordern ganz frey; die dunkelgrünen Füße haben oben braune Querbinden, welche, wie gewöhnlich in den mit Saftfarben illuminirten Abbildungen, auch hier mehr grau als braun auf grünem Grunde erscheinen. — Die fünfte Art, *Rainette femorale*, *Hyla femoralis*. Bosc. Pl. 5. f. 1. hat mit der vorigen einerley Vaterland, Wohnort, und gleicht ihr sonst gar sehr, aufser, dafs sie kleiner ist, 8 bis 14 Linien lang, und auf den dunkler grünen Hüften gelbe Flecken hat. Die Farbe ist grasgrün, an den Seiten des Kopfs weislich, mit einer bräunlichen Linie um die Augen: auf dem Rücken stehen feine braune Tüpfeln: die Unterseite des Leibes ist gelblich weifs, mit Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Füße und Zehen sind oben ganz einfarbig grün, und übrigens wie bey der vorigen Art gestaltet. Dem Rec. ist es unmöglich, in diesen Angaben einen wesentlichen Unterschied aufzufinden; denn alle Merkmale lassen sich einigermaßen aus dem Unterschiede des Geschlechts erklären. Die sechste Art, *Rainette rouge*, *Hyla rubra fusco-rubra, cum maculis rotundatis albidis femoribus insuper*. Pl. 6. Die Synonymie lautet. *Daubenton, Enc. méth. Lacepède, Histoire des Quadrup. ovip. Ranula Americana rubra. Seba, Thes. tom. II, tab. 68. fig. 5.* Wenn man Lacepède vergleicht, und bemerkt, dafs die von ihm S. 566. beschriebene und abgebildete *Rouge* dieselbe ist, welche der Vf. unter dem Namen *Rainette à tapiver* beschrieben hat: so sieht man sogleich, warum er in einem Werke, welches dem Lacepède zugeeignet ist, so leise auftritt, um den Leser den stillen Vorwurf der Verwechslung nicht bemerken zu lassen. Aber keinen Grund kann Rec. finden, warum hier die von Lacepède angezogene Stelle von Laurenti Nr. 32. verschwiegen wird, wo *L. Hyla rubra* aus der angeführten Abbildung von Seba kurz also beschreibt: *capite magno, victu amplissimo-corpore rubro*. Das hier abgebildete Exemplar der National-Sammlung stammt aus der von Seba her: und also war die Vergleichung mit der Sebaischen Abbildung zuverlässiger. Länge 14 Linien, Kopf klein, ein wenig zugespitzt, goldfarbige Iris. Farbe oben braunroth; zwey blasse aschfarbige Linien gehen von den Augen über die Seiten des Leibes weg, bis nahe an den After; auf den Hüften kleine runde weisse Flecken; die Unterseite des Leibes weislich mit röthlicher Schattirung und Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Zehen sind wie an den beiden vorigen gestaltet. Diese Art scheint dem Vf. nahe an *Rainette femorale* zu gränzen. Wenn übrigens Sebas Zeichnung richtig ist, worüber der Vf. sich nicht erklärt, so kann sie so wenig als Laurentis darnach gemachte Beschreibung auf diese Art passen, weil der Vf. ihr einen kleinen Kopf, Laurenti aber einen grossen

großen zuschreibt. Die Abbildungen sind sauber genug, haben aber nicht alle das Charakteristische, welches die Beschreibung angebt. Bey der Anzeige der folgenden Lieferungen werden wir uns kürzer fassen können, nachdem wir einmal die Manier des Vf. kennlich gemacht haben. Noch wollen wir die Namen der im zweyten Hefte beschriebenen und abgebildeten Arten herfetzen. 1) *Hyla viridis*, der gemeine Laubfrosch. 2) *Hyla boans* Lin. 3) *Hyla venulosa*. 4) *Hyla lactea* und *H. hypochondriasis*. 5) *H. lateralis* und *H. bilineata*. 6) *H. marmorata*.

LITERATURGESCHICHTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Käven: *Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie* von Johann Adolph Nasser, Prof. d. Philos. zu Kiel. Erster Band. 1798. 374 S. Zweyter Band. 1800. 415 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Einem längst empfundenen und oft zur Sprache gebrachten Bedürfnisse, die Schicksale und Denkwürdigkeiten unserer vaterländischen Dichtkunst in einer vollständigen Geschichte behandelt und dargelegt zu sehen, ist bisher nur sehr unvollkommen, durch die Herbeyführung einzelner Materialien, abgeholfen worden. Was von ihrer Bearbeitung und Zusammenstellung, literarisch oder kritisch versucht wurde, war, bey allem feinem Werth und Interesse, zur Befriedigung jenes Bedürfnisses noch nicht hinreichend. Auch der Vf. dieser Vorlesungen macht selbst keinen Anspruch auf dies Verdienst, sondern will das, was er hier liefert, für nichts weiter als für einen geringen Beytrag zur Bearbeitung eines bisher so sehr vernachlässigten Theils unserer Literatur angesehen wissen. Eigene Vorlesungen über diese Geschichte sind, vollends auf einer nicht sehr zahlreich besuchten Akademie, eine, wo nicht ganz neue, doch gewis ungewöhnliche und feltene Erscheinung. Schon vor neun Jahren machte unser Vf. in öffentlichen Lehrstunden damit den Anfang, und widmete ihnen entweder ein Jahr hindurch zwey, oder während eines halben Jahrs vier öffentliche Lehrstunden. In der Folge schränkte er, wegen des immer wachsenden Reichthums an Stoff, seinen mündlichen Vortrag bloß auf die neuern Zeiten ein, und entschloß sich, seine Ausarbeitungen über die frühern Perioden in einer etwas veränderten Gestalt dem Druck zu übergeben. So entstand dieses Werk, in welchem zwar der in diesem Fache belesene und geübte Literator wenig Neues finden wird, das aber doch auch ihm zur Erleichterung der Uebersicht dienen, und vornehmlich dem minder von diesen Gegenständen unterrichteten Leser ganz brauchbar und nützlich werden kann.

Der erste Band enthält die Geschichte der deutschen Poesie in ihren frühern Zeiträumen bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Gleich zu Anfange der ersten Vorlesung wird das Ganze in sieben Perioden eingetheilt, wovon die vier ersten in die-

sem ersten Bande abgehandelt werden. Schon zwey derselben sind in der ersten Vorlesung, S. 1—34. befaßt, nämlich bis auf die Zeit der schwäbischen Dichter; denn freylich fehlt es gar sehr an hinlänglichen Nachrichten und Urkunden aus jenem nicht kurzen frühern Zeitalter unserer Dichtkunst; und nur von denen, die wir bisher schon kennen, ist hier das Vornehmste angeführt und nachgewiesen. Der alberne Einfall Reimmann's, der in der Stelle des Tacitus von den Liedern der alten Germanen eine Probe von diesen Liedern selbst zu finden glaubte, hätte doch kaum eine Erwähnung verdient. Die Gandersheimische Nonne *Hroswitha* paradirt auch hier wieder, ob man gleich, wie der Vf. selbst bemerkt, in deutscher Sprache nichts von ihr hat. — Reichhaltiger ist die in der 2. Vorl. abgehandelte dritte Periode der Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter, deren Zusammenstellung von *Adelung* in seinem Magazin, wozu in der *Bräur* von dem jüngern *A.* neulich ein Nachtrag geliefert wurde, hier wohl desto genauer hätte sollen nachgewiesen werden, da der Vf. nur einige von ihnen namentlich anführt. — In der 3. Vorl. wird die vierte Periode angefangen, vom Verfall der Minnesänger bis auf *Opitz*, und zuerst von den Meisterängern, *Huga von Trynberg*, und *Boner's* Fabeln geredet. Hier findet man viel Bekanntes, und manches wohl zu umständlich wiederholt, und zum Theil bloß abgeschrieben. Ueber den Druck des Bonerschen Fabelbuchs zu Bamberg 1461 ist die Untersuchung jetzt zur Entscheidung geliehen. — *Vorlesung 4.* betrifft ganz das Gedicht, *Reinke de Voss*, über dessen ersten Urheber hier doch wenigstens die wahrscheinlichen Vermuthungen hätten erwähnt werden sollen. Dies geschieht bloß in der beygefügten Anmerkung; aber sehr unzulänglich. Der Anführung der Ausgaben hingegen (nach *Flögel*) ist der größte Theil der fünften Vorlesung gewidmet, worin auch von den Nachbildungen dieses Gedichts, und von der dramatischen Poesie dieses Zeitalters die Rede ist. *Henynk de Han* wird hier irrig noch für ein wirklich altes Gedicht genommen. — *Vorlesung 6.* von *Sebastian Brant's* und *Thomas Murner's* bekannten satyrischen Gedichten. Dafs der letztere Vf. des Eulenspiegels sey, ist zu anstaltlich, um auch nur als Conjectur Anführung zu verdienen; und die gegebenen Proben aus diesem Volksmärchen stehen hier nicht an ihrer rechten Stelle. — *Vorlesung 7.* über den *Theuerdank*, und über *Luther*, als Dichter. Von jenem Gedichte wird hier genauer, als bisher, gehandelt, und der Originaltext in einigen Proben mit den spätern Umänderungen verglichen. — *Vorlesung 8.* über *Hans Sachs*, aus bekannten Quellen. — Von ihm auch noch *Vorlesung 9.* und von *Fischart*. — *Vorlesung 10.* über *Burkard Waldis* und den Froschmäusler von *Rollenhagen*. — Ueberall sind Proben angeführt, woraus die Manier der Dichter sich einigermaßen beurtheilen läßt.

Mit der elften Vorlesung, welche den Anfang des zweyten Bandes macht, geht der Vf. zu der fünften

fünften Periode fort, welche sich von Opitz bis Canitz erstreckt, oder vom Anfange des zweyten Viertels bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Zuerst redet er von Opitz's nächsten Vorgängern in der deutschen Poesie, G. R. Weckhlin und J. V. Andreä. Ueber den ersten hatte schon Eschenburg in der Fortsetzung der auserlesenen Stücke älterer deutscher Dichter gehandelt, die Zacharia zu sammein angefangen hatte; und von Herder war dazu im deutschen Museum und in der fünften Sammlung seiner zerstreuten Blätter ein Nachtrag geliefert. Beide Vorarbeiten sind von dem Vf. benutzt, und aus ihnen die hier gegebenen Proben ausgehoben worden. So war auch über Andreä von Sonntag und Herder vorgearbeitet; und dieser in mehr als einem Betraht denkwürdige Mann hätte wohl auch als Dichter eine etwas genauere Charakterisirung verdient. Mehr als eine Quelle fand der Vf. auch zu den Nachrichten vor sich, die er, mit größerer Ausführlichkeit in der elften und zwölften Vorlesung von Opitz selbst ertheilt. Am umständlichsten wird sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges zergliedert. In der folgenden Vorlesung ist zuerst die Rede von der fruchtbringenden Gesellschaft, und sodann von Dieterich von dem Werder, welcher, als Uebersetzer des Ariost und Tasso wohl etwas mehr Beachtung verdient hätte; ferner von Zinkgräf, zu dessen Apophthegmen allerdings Weidner noch drey Theile hinzugeliefert hat; von Flemming und Homburg, wieder größtentheils aus der oben gedachten Sammlung auserlesener Stücke. Und so war auch für die vierzehnte Vorlesung über v. Logau, Tscherning, Scultetus und Schwieger, dem Vf. in bekannten Hülfsmitteln hinlänglich vorgearbeitet. Bey dem ersten dieser Dichter hat er jedoch auch die alte Ori-

ginalausgabe benutzt, und aus derselben Beyspiele des Schlechtern gegeben. Ueber den Zustand der deutschen Schaubühne um diese Zeit sind nur wenig Worte zu Anfange der 15ten Vorlesung gesagt, und nur bloß von Andreas Gryph als dramatischen Dichter umständlich gehandelt. Mit dem Lobe desselben ist der Vf. doch wohl etwas zu freygebig. Von dem, was über seine Anlage zur Satyre und von seinen Epigrammen gesagt wird, geschieht der Uebergang zu zwey andern denkwürdigen satyrischen Dichtern dieses Zeitraums, Joh. Wilhelm Lauremberg und Joachim Rachel. Von erstem hat man, wie bekannt, vier satyrische Gedichte in plattdeutscher Sprache, die gewöhnlich den Satyren des letztern beygedruckt sind. Die biographischen Nachrichten von Rachel nahm der Vf. aus einigen handschriftlichen Hülfsmitteln, die ihm von den Professoren Mellmann und Cordes mitgetheilt wurden. Ersterer besitzt eine Sammlung ungedruckter Gedichte von R., wovon die lateinischen sich am meisten auszeichnen; die deutschen sind meistens Gelegenheitsgedichte. Zuletzt noch über Lohenstein, der aber nur von der fehlerhaften Seite charakterisirt wird, über Hofmannswaldau und Filipp von Zesen, an denen es freylich keine lobenswerthe Seite giebt, und über Morhof, der mit seinen bekannten übrigen Verdiensten nicht nur das verband, den ersten Entwurf einer deutschen Sprach- und Dichtkunst-Geschichte zu liefern, sondern auch selbst in verschiedenen Dichtarten, besonders im Epigramm, kein verwerflicher deutscher Poet war. — Die Vorrede beantwortet einige Kritiken und enthält verschiedene Zusätze und Berichtigungen zu dem ersten Bande dieser Vorlesungen, deren dritter Band sich mit den vorzüglichsten Dichtern von Canitz bis auf Gelleri beschäftigen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Braunschweig, in der Waisenhausbuchdruckerey: *Väterliche Ermahnungen an einen Sohn in (bey) einer (der) Confirmationshandlung (desselben) nebst einer Taufhandlung* von J. C. Zuckschwerdt, Prediger zu Flechtorf im Braunschweigischen. 1800. 56 S. 8. (4 gr.) Dafs ein Vater bey der Confirmation seines Sohnes mit Wärme sprechen wird, läßt sich nicht anders erwarten; und so ist es auch hier. Allein sind gleich die Gedanken in dieser Rede wahr und nützlich: so hat doch die ganze Einleitung nichts, was sie nur ein wenig über das Alltägliche erhöhe. Die angestellte Prüfung hat Rec. durchaus nicht gefallen. Der Fragende spricht zu viel und zu weischweifig, stellt auch mit unter Fragen auf, auf welche mehr als eine richtige Antwort erfolgen kann, z. B. S. 24. „Was schreibt sich von Jesu her?“ Antwort. „die christliche Religion.“ Hr. Z. scheint, nach dieser Probe zu urtheilen, das

Talent, gut zu fragen und zu katechisiren, nicht zu besitzen. Die Taufrede ist ebenfalls etwas ganz gemeines. S. 52. „Indem die Besprengung mit Wasser zu dreyen Malen und darauf, nach Jesu Befehle, im d. h. auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes geschieht, so wird damit angedeutet, dafs der Christ, als Christ, Gott, als den Vater, Sohn und heiligen Geist, zu verehren habe.“ Wie hängt das Besprengen mit Wasser mit dieser Verehrung zusammen? Und gehört es denn wesentlich zu der Taufe, dafs es nach unserm Rituale gerade dreymal geschieht? In Jesu Verordnung steht nichts davon, und in der ersten Kirche ist, bekanntermafsen, nicht so getauft worden. Auch kann man nicht einmal mit Gewisheit angeben, welcher Formel sich die Apffel eigentlich bedient haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Pfauenfedern*, von Soltau.
1800. 78 S. 8. (8 gr.)

Bey weitem den größern Theil dieses Büchleins füllen funfzig Lessingische, vom Vf. versificirte Fabeln. Dreyßig derselben standen schon früher (1776—1779) im deutschen Merkur abgedruckt, und reizten damals bereits unfre *Verwunderung*. Da sie jetzt, nach einem so beträchtlichen Zeitraum mit Veränderungen abgedruckt und mit fast eben so viel neuen verstärkt worden sind, so ergiebt sich hieraus: das Hr. S. diese Umschmelzung nicht als einen bloß jugendlichen Versuch, sondern als eine ernstere Arbeit betrachtet; und er wird es daher hoffentlich auch sehr schicklich finden, das die Kritik dabey ein paar Augenblicke verweile.

Lessing sah bekanntermaassen mit einer gewissen Vorliebe auf seine Fabeln. Er hielt sie gerade nicht für sein größtes, genialisches Product, aber für seine gelungenste, das heißt, seinem vorschwebenden Ideal am glücklichsten entsprechende Arbeit. „Ich bin mit ihnen unter allen, was ich machen wollen, noch am besten zufrieden!“ Dieses Urtheil hörte Rec. aus des Verstorbnen eignen Munde, und mehrere von Lessings vertrauten Freunden werden wahrscheinlich gleicher Aeußerungen sich entsinnen. — Eine solche Arbeit noch einmal überarbeiten, das heißt stillschweigend erklären: es habe doch noch bisher ein merkliches Erfoderniß ihr gemangelt! Das scheint einen sehr festen Glauben an die *Nothwendigkeit der Versificirung bey einem Gedicht* anzuzeigen. — Sey es darum! Wollen wir jetzt nicht über eine Meynung streiten, die gehörig untersucht, weitläufiger auseinander gesetzt werden müßte, als hier der Ort erlaubt! Aber so viel gestehen des Versmaasses und des Reimes eifrigste Verfechter: das durch diese Verschönerung des Gedichts wesentlichen Eigenschaften, der Lebhaftigkeit der Ideen, der Kraft des Ausdrucks nichts entzogen werden dürfe. — Hat Hr. S. dies beobachtet? Ein paar Vergleichen des Lessingischen profaischen Originals und der neuern Bearbeitung müssen dies entscheiden. Wir schlagen ab, ohne lange Wahl, und lesen S. 27. *Jupiter und Apollo*. Sie lautete bey Lessing also:

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sey. „Lass uns die Probe machen!“ sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, das Jupiter keine Mög-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

lichkeit sahe, ihn zu übertreffen. — „Ich sehe, sprach er, das du wirklich sehr wohl schiefest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen.“ — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

Wie trefflich! Wie anschaulich, kurz und kraftvoll!
Und nun Hr. Soltau.

Zeus und Apollo stritten
im Bogenschießen um den Preis.
Apollo traf so fertig mitten
ins Ziel, das Zeus
ihn nicht zu übertreffen wagte.
Doch Zeus bedachte
sich einer List. — „Du scheinst mir, *Lucifer*,
sprach er, beynah' so gut, als ich zu treffen,
und kaum werd' ich dich übertreffen.
Doch komm' ich einmal wieder her,
so will ich es versuchen.
Er soll ihn noch besuchen,
der schlaue Jupiter!

Ist es möglich, das eine solche Versification ihrem eignen Verfasser gefallen konnte? Wir wollen nichts von den sehr schlechten Reimen treffen und übertreffen, versuchen und besuchen, Lucifer und her, wagte und bedachte sagen — wiewohl es doch sehr arg ist, unter sieben Reimen vier fehlerhafte zu geben. Aber wer sagt denn: *sich einer List bedenken*? Wie falsch ist der Ausdruck: Er wagte es nicht ihn zu übertreffen! Er vermochte es nicht, *maß* es heißen. Wenn Graf Grammont mit dem Cardinal Richelieu um die Wette springt, und mit Fleiß niedriger springt, als dieser, dann wagt er nicht ihn zu übertreffen; aber Jupiter sieht keine Möglichkeit dazu. Wie hergeschleppt durch den Reim ist hier das Beywort *Lucifer*. Es ist jetzt vom Bogenschützen Apollo, und nicht vom Strahlengott die Rede. Ueberdies hat hier der Versificator eine Feinheit des Originals vernachlässigt oder übersehn. Apollo und Jupiter streiten sich (das heißt, mit Worten) um den Ruhm des besten Bogenschießens. „Wir können ja gleich die Probe machen!“ sagt rasch Apollo; legt sie wirklich ab, und Jupiter entschuldigt sich nun für heute. Bey Hr. Soltau streiten sie hingegen allerdings schon im Bogenschießen mit einander und Apollo hat nur den Vorschuf. Der Aufschub des Jupiters wird nun zur wahren Abgeschmacktheit. — Nenne man dies doch nicht Mikrologie! Lessings Fabeln zählten sonst mehrere einrichtsvolle Kunstrichter unter die

M m m m

Ju-

Juwelen deutscher Prosa; und von Juwelen bläst man ja gern auch den Staub weg. Noch eine Vergleichung! Lessing erzählt:

„Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen. — „Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte: so laß uns für einen Mann stehn; wir wollen ihn tapfer abweisen.“ — „Das muhe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch, denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicherer entlaufen kann?“

Hr. S. überträgt dies in gebundene, gereimte Rede also:

Einft weideten ein Hirsch und Stier
im Forstrevier

zusammen auf der Wiese.

„Hirsch (sprach der Stier),
wann sich der Löwe sehen ließe,
und fiel uns an:

Du bist behend, ich stark: stehn wir für einen Mann!“
Verzeih mir, sprach der Hirsch, ich brauche meine

Füße

zur Flucht mit größrer Sicherheit,
als mein Geweih zum ungewissen Streit.

Was für unrichtiche Reime sind hier wieder, *Wiese, ließe* und *Füße*! Welcher ganz müßige Zusatz ist: *im Forstrevier*, und, wenn der *Löwe sich sehen ließe*! Wie ungeschicklich ist es, daß der Stier selbst den Hirsch an seine Behendigkeit erinnert! — Auch die Lessingischen, hier weggelassenen Beywörter *schwerfällig* und *flüchtig* waren keineswegs überflüssig; denn nicht jeder Stier und nicht immer ist er schwerfällig. Ein junger nicht so feister Stier, kann auch schon laufen aber dieser wohlbeleibte konnte es nicht. Lessings Prosa abkürzen ist fast immer bedenklich. Er war nie verschwenderisch mit Worten, und hier war er vielmehr wortkarg. Zuweilen verändert Hr. S. sogar den ganzen Gang der Fabel; z. B. bey *Phönix*, S. 9. Lessing hatte gesagt:

„Nach vielen Jahrhunderten geschiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten, und brachen in entzückendes Lob aus. Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der Einzige seiner Art.“

Immer las Rec. diese Fabel mit merklicher Rührung; und das Naive, Höchsteinfache und Edle im Schlufs verfehlte gewiß seines Endzwecks nie. Bey Hn. S. ist alles viel künstlicher und weitläufiger geworden. Man urtheile selbst davon!

Der Phönix zeigte sich.

(Ihr wißt, in hundert Jahren

sieht man ihn einmal nur), gleich sammelten die
Schaaren

der Vögel sich um ihn, und priesen männiglich

den seltenen Gast. Die Aelstern und die Staaren
erhoben an ihm Schönheit und Gefang;
der Rabe lobte sein Gefieder;

Von seinem Witze schallt das Lob der Eule wieder;
und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.

Von ferne saß die Turteltaube.

Sie staunt ihn an, und girrt dem Täuber zu:

„Geliebter, er ist schön; doch glaube,

so glücklich ist er nicht, als ich und du.

Denn wozu hilft es ihm, so schön zu seyn?

Ist er doch, armer Phönix! ganz allein

und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.“

Warum mag wohl Hr. S. das Lob des Phönix so zweydeutigen Kunstrichtern übertragen? Der Rabe rühmt das Gefieder, der Pfau die Stimme, die Aelster den Gefang! das sieht ja fast aus, als wäre alles dies mit Unrecht gelobt worden; und das wollte der Fabulist gewiß nicht gesagt haben. Der Phönix besitzt *wahre* Vorzüge, aber sie vergüten doch nicht, was seinem Glücke abgeht. Das erkennt man in Lessings schlichter Prosa, und muß es aus Soltau's Umarbeitung erst heraus errathen. Auch ist nach unserm Gefühl die allgemeine kurze Bedaurung der bessern und geselligen Thiere überhaupt weit wirkender, als die viel längere Rede der Turteltaube allein.

So verhält es sich mit allen fünfzig Fabeln! Sie haben sämtlich Veränderungen erfahren; aber ob es auch bey einer nur Verbesserungen seyn dürften; ob es nicht Lessingen hier noch weit, weit schlimmer ergangen sey, als dem Aesop bey *Phädrus*, das ist eine andre Frage. Da Hr. Soltau sich durch weit schwerere Arbeiten als ein Mann von Geist und dichterischen Talenten bewährt hat: so verzeihen wir ihm diese kleine Verirrung zwar gern, aber sie nicht ungerügt hingehen zu lassen, schien uns gerade hier um so nöthiger, da die Fehler *guter* Köpfe gar zu leicht bey den geringern ein böses Beyspiel geben.

Unter den übrigen dreyzehn Gedichten sind zehn anakreontische Lieder nach dem Spanischen des Don Juan Melendes Valdés. Sie sind gerade keine große Bereicherung für uns, die wir dieser Art von Gefängen uns fast entwöhnt haben; aber sie besitzen Leichtigkeit des Tons und Anmuth des Inhalts. Sie mit dem Original zu vergleichen hatten wir keine Gelegenheit. Doch der Verdeutschter des Cervantes hat Anspruch auf unser Zutrauen.

LEIPZIG, b. Gräff: *Elsa*, or, The Pattern of Women. A Moral Romance. Translated from the German upon the Fourth Original Edition, by John Ebers, Prof. With Six Prints. 1799. XX. und 410 S. 12. (1 Rthlr.)

Von der Urschrift dieses so viel gekauften und gelesenen Romans, die schon sechs Auflagen erlebt hat, sind in dieser A. L. Z. von J. 1796. Nr. 207, und v. J. 1797. Nr. 381. Beurtheilungen geliefert worden. Hier also nur von der Uebersetzung. Diese ist

ist die Arbeit eines Mannes, der sich schon durch mehrere Proben, und vornehmlich durch sein bekanntes Wörterbuch, als vertrauter Kenner der englischen Sprache gezeigt hat. Das Verständniß einer Sprache, die Bekanntschaft mit ihren grammatischen Regeln, und die Fähigkeit, ihre Wörter und Redensarten nach ihren Bedeutungen zu entwickeln und in einer andern Sprache richtig zu erklären, alle diese Eigenschaften schliessen jedoch noch nicht die Fähigkeit in sich, in jene fremde Sprache so zu überetzen, daß der ganze Genius derselben erreicht und beybehalten, daß Alles vermieden werde, was dem Eingebornen fremd und anstößig seyn könnte. Bey der englischen Sprache giebt es vielleicht in dieser Hinsicht der Schwierigkeiten noch mehr, als in irgend einer andern; und diese werden nicht etwa durch die genaue Verwandtschaft derselben mit unsrer deutschen Sprache gehoben, oder nur vermindert. Vielmehr scheint eben hierin ein Grund mehr zu liegen, warum der Englisch schreibende Deutsche gar leicht zu der Wahl ähnlicher Wörter, Wendungen und Redensarten verleitet wird, die der Engländer nicht für geltend und correct anerkennt, wenn sie gleich für den Deutschen, an sie in seiner Muttersprache gewöhnten, Leser wenig oder nichts Auffallendes haben. Dies möchte denn auch wohl bey gegenwärtiger Uebersetzung nicht selten der Fall seyn; und wenn Rec. gleich kein geborner Engländer ist: so glaubt er doch der Stellen nicht wenige darin angetroffen zu haben, wo ihm die Wörter und Redensarten dem englischen Idiom minder gemäß, als dem deutschen, zu seyn dünkten. Hier muß er sich nur auf die Anführung einiger Proben einschränken. Gleich im Anfange der Vorrede ist *enlightening*, als Substantiv gebraucht, schwerlich das rechte Wort für *Aufklärung*, und *one should naturally think*, sollte wohl eher *one would*, oder vielmehr *one might* heißen. *This beautiful half of ourselves — to please after another manner — some light of their destination — it is even but of few men just für: „(Der Gesichtspunkt) ist selbst bey wenigen Männern nur richtig.“ — the intellectual and corporal gifts (für *bodily parts*) — knowledge accomplishes the woman (für *renders the woman accomplished*) — limits, which prejudices would circumscribe to your sex (für *by which prejudices attempt to circumscribe your sex*) — propose our women for patterns to posterity — sind ähnliche Stellen der ersten, nur drey Blätter füllenden Vorrede. Aus dem Buche selbst nur ein paar Beyspiele: S. 9. *virtue itself would cease to be Virtue, if she (it) could not bear with the weaknesses of men* — S. II. *to conceal truth to (from) thee* — S. 17. *how greatly (much) does he abase himself.* — Ebendat. *How culpable (guilty) is he.* — S. 35.: *A redness (a blush) overspread Elisa's cheeks.* — S. 65.: *I have virtue to (for) my guide* — S. 305.: *I venture to add yet one prayer (request).* — Das one für das deutsche Man, dessen die Engländer sich nur selten bedienen, und wofür sie *a man, they* oder*

we, zu setzen pflegen, kommt in dieser Uebersetzung allzu oft, und zuweilen zu nahe nach einander vor; z. B. S. 38. *Methinks, one respire with more freedom, when one beholds the earth below one's feet, and when one approaches the clouds.* — Dergleichen kleine Mängel werden indefs dem Vf. bey einer neuen Durchsicht und Auflage seiner, im Ganzen treuen und fließenden, Uebersetzung gewiß nicht entgehen.

TÜBINGEN, b. Haselmayer: *Gallerie griechischer weiblicher Schönheiten in ihren reizendsten Attituden.* Im antiken Geschnack einfarbig und erhaben (en haut relief) gearbeitet. Mit kritischen und artistischen Nachrichten von deren ästhetischen Schönheit. Erste Sammlung mit 4 Figuren, jedes Relief ist ohngefähr 9 Zoll lang und 6 Zoll hoch in grün lakirtem Rahmen. Die Erklärung hat 23 gedruckte Seiten 8. (3 Carolins.)

Brauchbares oder Unterrichtendes findet sich in den erwähnten kritischen und artistischen Nachrichten nur sehr wenig; und dieses Wenige, mit vielen Scklacken gemischt, wäre allenfalls in einigen aus Hn. *Ramdohrs* Schriften abgeschriebenen Stellen zu suchen. Eine Aeußerung, welche dem Vf. selbst zur Last fällt, erregte, wir können nicht sagen, ob mehr Unwillen oder mehr Mitleiden gegen ihn. Er empfiehlt nämlich diese Sammlung von Wachfiguren in Schlafzimmern aufzuhängen, wo sie ein wirksames Mittel zur Erzeugung schöner Kinder werden dürften; verspricht überdieß noch beyläufig, solches nächstens noch in einem besondern Werke ausführlich darzuthun. Mag er doch, wenn es ihm gut dünkt: wir wenden uns indeffen zu den vor uns liegenden Arbeiten des bildenden Künstlers, welche mehr Lob verdienen. Nr. I. *Schlafende Nymphe von einem Satyr belauscht.* Ihr Körper ist zart, jugendlich, hat sanfte wallende Umrisse und zierliche Formen, Schenkel und Beine harmoniren mit demselben; auch bemerken wir an der Drapperie, auf welcher die Figur liegt, gutgeworfene Falten. Der Kopf ist hingegen weder hübsch noch passend, und der über das Haupt gelegte Arm zu schwächig und klein. Am Satyr vermißt man den kräftigen derben Charakter, welchen die alte Kunst diesen Wesen zu geben pflegte. Nr. II. *Venus trauernd um Adonis.* Kopf und Brust sind am befriedigendsten ausgefallen; der Leib hat nicht die gehörige Wendung, die Hüften sind zu breit und die Schenkel schliessen nicht zusammen, welches häßlich und an einer sogenannten griechischen Schönheit vollends unverzeihlich ist. Der ausgestreckte rechte Arm scheint zu kurz; wenn überdieß der Künstler wirklich die um den Adonis trauernde Venus hat darstellen wollen: so mißlang ihm auch der Ausdruck, indem die ganze Stellung der Figur weder Schmerz noch Traurigkeit, sondern behagliche Ruhe andeutet. Nr. III. *Venus und Amor.* Der Leib der Venus unter der Brust nebst dem linken Schenkel und Bein haben uns, sowohl

wegen ihrer Form als auch weil sie mit schmelzender Weichheit behandelt sind, wohl gefallen; alles übrige hat keine großen Verdienste; es lassen sich Stellen nachweisen, wo der Künstler ohne Urtheil fehlerhafte Formen seines Modells gewissenhaft nachgeahmt zu haben scheint. Amor ist mager und schwerfällig zugleich. Nr. IV. *Eine Bacchantin auf einer Tygerhaut sitzend*. Sie zeigt den Rücken, welcher, so wie der rechte Schenkel, der nur allein sichtbar ist, der Behandlung wegen Lob verdient. Die andern Theile mit Ausnahme des Kopfs, welcher nicht den Charakter einer Bacchantin hat, sind mittelmäßig.

Zu wünschen wäre, daß auf Hände und Füße, die an den sämtlichen Figuren dieser ersten Sammlung vernachlässigt sind, künftig mehr Fleiß verwendet werden, und der Künstler sich auch um kunstmäßige Anordnung der einzelnen Figuren sowohl als der Gruppen mehr Mühe geben möchte.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Annalen der bildenden Künste für die österreichischen Staaten*, von Hans Rudolph Friesli. 1801. Erster Theil. 213 S. gr. 8. nebst der Einleitung und Dedication an den Grafen von Fries. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., ein Schweizer von Geburt, aber lange schon in österreichischen Diensten und seit einigen Jahren in Wien wohnhaft, sagt S. XXI. der Einleitung, seine Absicht bey diesem Werk sey, in der Residenzstadt, und überhaupt in den Erbländern mehr Aufmerksamkeit für die bildenden Künste zu erregen, dem Publicum den gegenwärtigen Zustand derselben bekannt zu machen; deswegen solle gleich anfangs eine Geschichte der bildenden Künste in Wien bis auf die gegenwärtige Zeit gegeben werden, mit Nachrichten von den dortigen Lehranstalten und ihren Wirkungen. Es sollen ferner abwechselnd besondere Abhandlungen über das Theoretische der Kunst, über den guten Geschmack in derselben, geliefert werden; auch Beschreibungen von merkwürdigen Kunstwerken, welche sich in den Sammlungen zu Wien befinden, Anzeigen neuererscheinender Kupferstiche und zuweilen Biographien von bedeutenden Künstlern.

Diesem Plan zufolge, beginnt also das Werk mit einer *Geschichte der bildenden Künste in Wien*, wo man erfährt, daß bis gegen die Hälfte des XVIIten Jahrhunderts weniger erhebliches in der Kunst geleistet wurde. Damals berief Kaiser Ferdinand III. Wilhelm Bauer und nicht lange nachher Joachim v. Sandrart zu sich; erst im J. 1704 wurde die Akademie gestiftet, bey welcher seither manche gute Künstler theils angestellt gewesen sind, theils sich gebildet haben. Der Vf. giebt Nachrichten von der Einrichtung die-

ser Akademie und der Lehrmethode, die bey derselben beobachtet wird, theilt beyläufig auch seine eignen Gedanken über die Bildung junger Künstler mit, und sagt zum Schluß noch einiges über den Geschmack und Kunst der Historienmaler, welche zu Anfang des abgelaufenen Jahrhunderts in Wien arbeiteten. Angehängt findet man kurze Lebensbeschreibungen einiger vorzüglicher Künstler, *Fäger, Canzig, Maurer, Schmutzer* und *Bartsch* nebst dem Verzeichniß ihrer bedeutendsten Arbeiten. Dem Hn. Canzig macht der Vf. nicht ohne Grund den Vorwurf, er habe zu einigen seiner historischen Gemälde solche Gegenstände gewählt, die unnötig deutlich können dargestellt werden. Dasselbe ließe sich auch bey manchen Bildern vom Hn. Fäger bemerken.

Betrachtung über den dermaligen Geschmack des Wiener Publicums, in Rücksicht auf die bildenden Künste. Es wird große Klage darüber erhoben, daß ausländische Kunstproducte gewöhnlich den Werken einheimischer Künstler vorgezogen werden. Die Ursache hiervon soll in der vernachlässigten Geschmacksbildung der Vornehmen und Reichen liegen: deswegen werden hauptsächlich die Hofmeister in Anspruch genommen, ihren Zöglingen von dieser Seite bessern Rath und Unterricht zu ertheilen.

Zum Schluß dieses ersten Theils macht uns Hr. F. noch mit der Kupferstich- und Zeichnungs-Sammlung Sr. k. H. des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen bekannt, welche in 500 *Portefeuillen* über 70000 *Kupferstiche* und 5000 *Zeichnungen* enthält, alle nach Schulen geordnet. Zwey Handzeichnungen von Rafael, welche sich in dieser Sammlung befinden, werden ausführlich beschrieben.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen*, gestochen von Sprinck und Hüllmann. *Zweytes Heft*, mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. ohne Text. (1 Rthlr.)

Wir wollen das Beste anzeigen, und auch dasjenige, was nach unserer Meynung den wenigsten Beyfall verdient, damit die, welche sich dieses Werks bedienen, das übrige nach dem gegebenen Maassstab selbst schätzen mögen. Unter die gefälligeren Stücke gehören: das erste Monument der ersten Tafel, die Urne jedoch weggelassen, welche nicht schieklich angebracht ist; das dritte der zweyten, das zweyte und vierte der dritten und das erste der siebenten Tafel. Zu den am wenigsten verdienstlichen sind zu rechnen: das, welches als Vignette auf dem Titelblatt steht, das dritte der ersten Tafel, das erste und fünfte der dritten, das zweyte der vierten und das fünfte der fünften Tafel. Diese zwey letztbemerkten zeichnen sich als besonders verwerflich aus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 18. März 1802.

PHILOSOPHIE.

LANDSHUT, b. Weber: *Metaphysik des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, mit Hinsicht auf die neue und neueste Philosophie, zunächst für Anfänger.* Von Joseph Weber, der Theol. Doct. Kurf. Pfalz-Bayerischen wirkl. geistl. Rathe und ord. Prof. der Physik an der Bayerisch. Univers. Landshut. 1801. XVI. u. 306 S. 8. (20 gr.)

Diese Metaphysik — eine neue Bearbeitung der zu Landshut im J. 1795 in lateinischer Sprache erschienenen Metaphysik des Vfs. — ist ein Amalgama von Criticismus und Fichtischem Dogmatismus, wodurch das System durchaus inconsequent wird, und Anfänger in der Philosophie eher verwirrt als zu recht weist. Hr. W. will hier bloß die *Metaphysik der Natur* liefern, mit Ausschluß der Metaphysik der Sitten; gleichwohl bedient er sich in jener auch praktischer Grundsätze der letztern. Er theilt die Metaphysik der Natur in die des *Sinnlichen*, oder dessen, was gefühlt und empfunden, und des *Uebersinnlichen*, oder dessen, was nicht gefühlt und empfunden werden kann. *Jenes* sind die Dinge außer uns; *dieses* die Seele, die *Objectenwelt überhaupt* und Gott; daher die Eintheilung der Metaphysik des Uebersinnlichen in die *rationale Psychologie, Kosmologie* und *Theologie*. Nach einer weitläufigen Ausführung der Lehre vom Bewußtseyn, die zum Zweck hat, die Realität der Dinge außer uns und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphysik des Sinnlichen zu begründen, handelt der Vf. in dem ersten Theile von den *Formen* der Sinnlichkeit und des Verstandes, *als solchen*, also nicht metaphysisch, sondern kritisch, und es hätte wenigstens diese Lehre dem aus der Natur des Bewußtseyns geführten Beweise von der Wirklichkeit der Gegenstände außer uns vorausgeschickt werden sollen, da sich die Möglichkeit der Erkenntniß von Dingen oder Erscheinungen darauf gründet. Dann eine Aufzählung der Kategorien, ihrer Prädicabilien, und der durch sie bestimmten Gesetze, die als Naturgesetze anzusehen sind. Diese Metaphysik des Sinnlichen — eine nicht ganz schickliche Benennung — enthält demnach die transcendente Aesthetik und die transcendente Analytik der Begriffe und Grundsätze des reinen Verstandes. Der zweyte Theil, oder die *Metaphysik des Uebersinnlichen* ist ganz dogmatisch und dialectisch, und in der rationalen Seelenlehre und Theologie insbesondere, sind praktische Grundsätze mit speculativen vermischt, welches dieser *Metaphysik der Na-*
A. L. Z. 1802. Erster Band.

tur, welcher praktische Grundsätze ganz fremd sind, in diesen Theilen eine zwitterartige Gestalt giebt. Im Einzelnen bietet sich ebenfalls reichlicher Stoff zu Erinnerungen dar. *Philosophie im strengen Sinne* ist dem Vf. die Wissenschaft vom *absolut letzten Grunde* des menschlichen Wissens von alle dem was ist und seyn soll; in *weiterer* Bedeutung, das System reiner Vernunftkenntnisse, oder (?) eine Wissenschaft der unwandelbaren Principien und Gesetze, woraus alles was ist und seyn soll, richtig erkannt und consequent deducirt werden kann. Nach diesen Definitionen dürfte sich schwerlich ein Unterschied zwischen der Philosophie im *strengen* und im *weitem* Sinne finden lassen. Eine Philosophie im *strengen* oder *engern* Sinne kennen wir gar nicht, wofern nicht darunter die *reine* im Gegensatze der *empirischen* verstanden wird. Jener Begriff der Philosophie im wissenschaftlichen Sinn enthält aber gar kein Merkmal, das sich auf die letztere, die Logik und Kritik der reinen Vernunft, die doch auch zur Philosophie im *weitem* Sinne gehören, bezöge. Philosophie ist auch nicht die Wissenschaft vom *absolut letzten Grunde* des menschlichen Wissens (Erkennens) von allem was ist und seyn soll; denn außer dem Erkenntnisvermögen und seinen Zweigen, der Sinnlichkeit und dem Verstande, giebt es keinen andern Grund des Erkennens, und von jenem ist hier die Rede nicht. Eben so wenig ist sie eine Wissenschaft der Principien und Gesetze, *woraus* alles was ist und seyn soll, *erkannt* und *deducirt* werden kann. *Erkannt* und *deducirt* kann *aus* diesen Principien kein erfahrbarer Gegenstand werden; vielmehr würde sie ein System reiner Vernunftkenntnisse aus dem Reiche der Natur und Sitten heißen müssen. Allein jener Begriff der Philosophie ist nicht der in der *weitem*, sondern vielmehr in der *engsten* Bedeutung, nach welcher sie, mit Ausschluß der empirischen Philosophie, der Logik und Kritik der reinen Vernunft, schon *Metaphysik*, nämlich *der Natur* und *der Sitten*, ist. *Metaphysik* heißt dem Vf. die Philosophie bloß darum, weil sie ihre Erkenntnisse *a priori* aus reiner Vernunft schöpfe. Das thut aber *alle reine* Philosophie, und zwar nicht allein die *materiale*, die der Vf. hier allein im Auge gehabt hat, sondern auch die *formale*, die doch nicht *Metaphysik* heißt. — Der *ächte absolute Grund des Bewußtseyns* liegt dem Vf. im *selbstthätigen Ich* und im *Nicht-Ich* zugleich, weil kein Bewußtseyn ohne vorstellendes Ich und vorgestelltes Nicht-Ich möglich sey. Hier wird auf die Wirklichkeit von etwas, das gar kein Gegenstand der Erfahrung, hier der *inneren*, seyn kann,
N n n n aus

aus einem in der innern Erfahrung Gegebenen; von dem Bewußtseyn von Dingen auf das transcendente Ich, höchst unkritisch geschlossen. Keineswegs ist dieses transcendente Subject des Denkens, das gar nicht vor unser Bewußtseyn kommt, so theoretisch gewiß, als das Bewußtseyn von Dingen außer uns. Da nur Vermögen und Kräfte, zu welchen wir uns ein Subject denken, durch innere Erfahrung gegeben, und für uns erkennbar sind: so kann auch das Bewußtseyn nur in diesen unmittelbar gegründet seyn, und diese sind das Anschauungsvermögen und der Verstand, aus welchen sich alle inneren Erscheinungen des Bewußtseyns befriedigend und erschöpfend erklären lassen, ohne das man nöthig hat, auf ein für uns ganz unergründliches Subject dieser Vermögen zurück zu gehen. Eine ganz irrige Behauptung ist es auch, das das Bewußtseyn eine Wirkung des *bloß selbstthätigen Ich* und des *Nicht-Ich* zugleich sey. Denn das Vermögen der Anschauung, durch welches wir Vorstellungen von Dingen außer uns erhalten, ist *bloß leidend*, und diese Dinge können nicht sowohl ein *Grund*, oder richtiger, eine *Ursache*, als vielmehr nur äußere Veranlassungen zur Erweckung des Bewußtseyns genannt werden; sie sind die äußern Bedingungen unserer Vorstellungen und unseres Bewußtseyns. Jener Satz ist eben so falsch, als wenn man sagen wollte, die äußern Gegenstände wären der Grund oder die Ursache und Quelle unseres Verstandes und unserer Sinnlichkeit. — Beym Empfinden oder Wahrnehmen soll ein *doppeltes Handeln* vorgehen, das erste heiße *Sinnlichkeit*, das zweyte *Verstand*; und obgleich der Sinnlichkeit das Anschauen beygelegt werde, so schliesse dieses doch die Möglichkeit nicht aus, das unser Ich, als reine Intelligenz, unmittelbar einen *übersinnlichen* Gegenstand erfasse, mithin ihn *intellectuell anschau*. Auch passe der Ausdruck *Vermögen* gar nicht auf unser Ich, da es *pure Selbstthätigkeit* sey. Das wird so ohne allen Beweis Fichten nachgesprochen. Der Begriff der *Substanz* soll, streng genommen, nicht auf das *realste Wesen* passen, weil dieses nothwendig allen Wechsel ausschliesse, daher unveränderlich sey. Die Substanz habe aber die Eigenschaft, das sie zwar während des Wechsels der Bestimmungen beharre, aber doch immer *geändert* würde. Es ist aber nicht einzusehen, warum in dem reinen Verstandesbegriffe *Substanz* nothwendig ein Wechsel der Bestimmungen gedacht werden soll; in dem Begriffe selbst liegt dieses nicht, sondern nur in dem Begriffe der *Substanz in der Erscheinung*, und zwar in wie fern sie Erscheinung ist. Uebrigens ist das *realste Wesen* eine bloße Idee, der in theoretischer Hinsicht eben so wenig ein Gegenstand entspricht, als der Kategorie *Substanz*; beide Begriffe können also, da keiner von ihnen der Erkenntniß einen Inhalt darbietet, gar wohl mit einander bestehen.

Die objective Realität der Ideen des Unbedingten und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphysik des Ueber sinnlichen wird so bewiesen. Das ist wirklich reell, was die Vernunft mit unausweich-

licher Nothwendigkeit erschließt, und was zugleich für die Menschheit von höchster Wichtigkeit ist; nun aber findet die Vernunft nothwendig das absolut Bestimmende aus den Bestimmungen unseres Ich *in der menschlichen Seele*; das absolut Unabhängige aus der Reihe des Abhängigen *in der Objectenwelt*, und das Realste aus den Schranken des Ich durch das, was Nicht-Ich ist, und beides das Realste und das Unabhängige, *in Gott*, und dieses so gefundene, erschlossene, ist von der höchsten Wichtigkeit; es ist also das absolut Bestimmende, das Unabhängige und das Realste wirklich reell. Da nun eben die Vernunftkenntniß der *Seele*, der *Objectenwelt überhaupt* und des *höchsten Wesens* die Aufgabe der Metaphysik vom Ueber sinnlichen ausmacht: so ist dieselbe nicht nur möglich, sondern auch zur Wirklichkeit zu bringen. Ohne uns auf die seltsame Wendung einzulassen, die der Vf. in diesem dialectischen Schlusse nimmt, um die Möglichkeit und Realität seiner rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie zu begründen, führen wir bloß an, das es dem Fundamente dieses Schlusses an objectiver Gültigkeit gebricht; es ist nicht allgemein und unbedingt wahr, das dasjenige *wirklich* und *reell* sey, worauf die Vernunft, in ihrem theoretischen Gebrauche, — denn dieser kommt in einer Metaphysik der Natur allein in Anspruch, — durch ein speculatives Bedürfniß zu schließen genöthiget wird. Es folgt nicht nothwendig, das, weil die Vernunft von der Reihe des Abhängigen abzugehen und um diese zu schliessen, ein Unabhängiges anzunehmen und vorauszusetzen gedrungen wird, und weil diese Annahme und Voraussetzung von Wichtigkeit ist, auch dieses Unabhängige objectiv reell und wirklich existire. Aus eben diesem Grunde wird in der rationalen Psychologie erwiesen, das die Selbstbestimmung, die Freyheit unseres Ich, reell sey. Dieses Ich ist dem Vf. *ursprünglich fühlend*, weil es durch äußere Objecte beschränkt ist. Es ist ein *Geist*, weil es dem Nicht-Ich (der Materie) das ein absolutes Unvermögen hat, selbstthätig zu wirken, entgegengesetzt ist, und folglich gar nicht als Materie denkbar ist. Es ist *unsterblich*, weil keine *physische Kraft* als wirkende Ursache in das freye Ich, in den Geist eingreifen kann, selbst dann, wenn unsere Organisation der gewaltigen Naturkraft unterliegt. S. 106. wird sogar ein Beweis von der Auferstehung unseres Leibes gegeben. Von der *rationalen Kosmologie* des Vfs. kann man sich aus folgenden darin aufgestellten Sätzen einen Begriff machen: weil das Bewußtseyn gewiß ist, so ist auch mit dem Ich das Nicht-Ich oder die Objectenwelt wirklich. Dieses Weltganze ist ein bloß leidendes Wesen, absolute Unthätigkeit, ein passives Seyn, bloßer Widerstand, ganz Passivität, Stoff für unser Ich, den wir formen und bilden, bestimmen und mannichfaltig modificiren können; ein absolut Bestimmbares, eine Reihe bedingter Dinge; ihr wesentliches Gesetz die Naturnothwendigkeit. In Verbindung mit unserm Ich betrachtet, sey die Welt der Zeit und dem Raume nach weder beschränkt, noch

noch unbefchränkt, sondern in verschiedener Hinsicht *beides zugleich*. Wozu diese fruchtlosen Dinge wohl nutzen mögen! — *Rationale Theologie*. Weil wir die Dinge aufser uns nicht produciret haben, sie nicht nach Belieben verändern und unsere Zwecke durch Selbstkraft nicht durchsetzen können, sind wir durch Vernunft genöthiget, ein überfinnliches Princip, Gott, in unsere Überzeugung aufzunehmen, an ihn zu *glauben*. Der Vernunftzweck, auf dem Tugendwege immer fortzuschreiten und nach dem Maafse der Tugend befehlende Folgen zu ärndten, wäre absolut unerreichbar, wenn es kein überfinnliches Princip, Gott, gäbe. Ein solches Princip ist also *reell*, Gott existirt. *An sich* ist Gott ein absolutes Handeln, die absolute unumschränkte Freyheit in der Wirklichkeit, ein Wesen aus sich und durch sich, u. s. w. Man sieht aus allem, das sich der Vf., dem man übrigens philosophisches Talent nicht absprechen kann, noch keinen festen Begriff von Metaphysik und ihren Grenzen gemacht hat, weil er sonst seinen Plan ganz anders entworfen, und seine *Metaphysik der Natur* blofs auf eine systematische Aufstellung aller Begriffe und Grundsätze der reinen Vernunft eingeschränkt, dann die Anwendung dieser Begriffe und Grundsätze auf die Gegenstände der äufsern Sinne gemacht, alle rationale Kosmologie, Psychologie und Theologie aber entweder ganz weggelassen, oder blofs zur Aufdeckung und Widerlegung der Trugschlüsse dieser dialectischen Wissenschaften aufgeführt haben würde.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Anweisung zur Kenntniss des Menschen, und besonders der Kräfte der menschlichen Seele, als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion, für Bürger und Landschulen brauchbar, von einem Freund der Jugend*. 1801. 149 S. 8. (4 gr.)

Die Dedication an das Consistorium in Rudolstadt ist aus *Konitz* datirt und *Karl Heinrich Biel* unterschrieben. Man erfährt aus derselben, das in dem Schwarzburg - Rudolstadtischen ein *neuer Katechismus* und *Vorbereitungslectionen* zu demselben in den Stadt- und Landschulen eingeführt sind, zu welchen letztern diese *Anweisung* eine Erklärung oder ein Commentar seyn soll. Da wir jené Vorbereitungslectionen, die dem Katechismus wahrscheinlich vorgesetzt sind, nicht vor uns haben, und auch hier davon weiter keine Nachricht gegeben wird: so können wir über die Einrichtung und Beschaffenheit derselben nicht urtheilen. Sie scheinen jedoch nur in den kurzen Aphorismen, die in dieser *Anweisung* als Text mit Schwabacher Schrift gedruckt und den Erklärungen vorgesetzt sind, zu bestehen, die Erläuterung derselben aber den Lehrern selbst überlassen zu seyn, denen nun hierzu die gegenwärtige Schrift als ein Hülfsmittel dienen soll. Die Expositionen der Texte sind aber größtentheils nur Wiederholungen dieser letztern, nur mit andern Worten; an eigentliche Exposition der Begriffe ist selten

oder vielmehr gar nicht gedacht worden. Sie bestehen lediglich in einer Folge von Sätzen und in gehäuften Beyspielen, deren keines die Sache deutlicher macht, als das andere; dabey sind Geschichten in unnützer Menge angebracht, unter welchen wir auf mehrere gestofsen sind, die das gar nicht erläutern, was sie erläutern sollten, und die passenden machen die Sache nicht deutlicher, als sie durch die vorher gegebenen kurzen Beyspiele schon waren; wodurch also die Schrift ganz unnöthig vergrößert worden ist. Wir wissen auch gar wohl, das ein Unterricht in niedern Volksschulen sich von einem philosophischen Vortrage entfernt halten und der Fassungskraft der Lernenden gemäfs seyn müsse; aber ein so hoher Grad von Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, eine so ängstliche, und wie es scheint vorsetzliche Entfernung von Aufstellung und Entwicklung deutlicher und vollständiger Begriffe und ihrer Merkmale, wie man sie hier findet, ist eine Uebertreibung, welche die Verstandeskkräfte auch der fähigsten Kinder, ungebührlich einengt, und nicht so weit kommen läßt, als ein Unterricht besserer und gründlicher Art verstatet. Uebrigens sind die Gegenstände, über welche sich die Vorbereitungslectionen verbreiten, von der Art, das sie auch bey einer gründlichen Behandlung, einer populären Darstellung gar wohl fähig sind. Wie übrigens diese sogenannten Lektionen und ihre hier gegebenen Erklärungen den Katechismusunterricht *vorbereiten* sollen, sehen wir nicht ein, da sie gar nichts enthalten, was auf Religion überhaupt und protestantisches Christenthum insbesondere Beziehung hätte. Um wenigstens unser gefälltes Urtheil von dieser Schrift nicht ganz ohne Bestätigung zu lassen, führen wir nur Einiges aus dem ersten Artikel an. Es soll vom *Sehen* gehandelt werden; aber anstatt dieses zu erklären, beschreibt der Vf. das *Auge*, und zwar so: „Das Auge ist rund und liegt in einer mit Fett ausgefüllten knöchernen Höhle. Die Knochen sind *hervorragend*, um es für Gefahr zu schützen. Die Augenwimper und Augensieder sind zur Verwahrung für den Staub und die Insecten. Die Augenbraunen leisten, gleich einem *Dache*, den Schweiß ab. Der Augapfel bestehet aus verschiedenen Häuten oder Feuchtigkeiten, ist beweglich, ruhet auf Fett, und wird durch Muskeln gezogen.“ Wie sehr es dieser Beschreibung an Präcision und Vollständigkeit gebreche, werden sachkundige Leser von selbst erkennen. Hierauf heist es: „Ich kann sehen, aber ich sehe nicht allezeit *recht*, ich sehe die Sache nicht so, wie sie wirklich ist. Das geschieht, wenn meine Augen durch einen Schlag oder Stofs u. dgl. m. Schaden gelitten haben, — wenn ich etwas in weiter Entfernung sehe, wenn ich etwas bey Mondenscheine, im Dunkeln, oder unter Furcht und Schrecken sehe. Ich kann vieles gar nicht sehen. In einem Glase Wasser, das ganz rein und helle meinen Augen vorkommt, ist doch ein Theil Erde, Salz und eine Menge *Thiere*. Es ist das alles darin, und kein Mensch kann es mit seinen Augen sehen. Ich sehe etwas, das einer andern Sache

Sache ähnlich sieht, und ich weiß und verkehre es nicht, wodurch ich *sie* von der Sache unterscheiden soll, der *sie* ähnlich sieht, wenn ich eine Sache nicht lange genug ansehe und ansehen kann.“ Bey dieser Verwirrung zweifeln wir, daß der Vf. das, was er hat sehen wollen, selbst richtig gesehen habe. So viel sehen wir jedoch, daß man darum, daß jemand eine Sache gesehen hat, die einer andern ähnlich ist, dieser aber sich nicht sogleich wieder erinnert, nicht sagen könne, er *sehe* jene Sache nicht recht. Ueber alle diese Sächelchen, die zum Theil so beschaffen sind, daß sie jeder Knabe kennt, giebt der Vf. mehrere von ihm selbst erfundene Erzählungen, die, da jene selbst gar nichts enthalten, was noch begreiflicher und anschaulicher zu machen wäre, ganz überflüssig sind. Durch ein paar solcher Erzählungen von Knaben, die in der Nacht Menschen für Gespenster hielten, und vor ihnen flohen, soll begreiflich gemacht werden, daß Furcht und Schrecken am rechten Sehen verhindere. Dieser Aberglaube und diese Gespensterfurcht hinderte aber jene Knaben nicht eigentlich am richtigen Sehen; sie sahen wirklich das, was sie sehen konnten, und glaubten nur, daß sie Gespenster gesehen hätten. Die Furcht hielt sie nur zurück, sich dem Gegenstande weit genug zu nähern, um ihn so deutlich, als es ihnen möglich war, erkennen zu können. Eben so erläutern die übrigen Erzählungen von den Sternschnuppen, den Irrlichtern, dem Lauf der Sonne u. s. w. in Absicht auf das Sehen nicht das mindeste. In der sehr magern und mangelhaften Beschreibung vom Sonnenlauf heißt es fogar, die Sonne bleibe, *so viel die Sternkundigen sehen könnten*, immer an einem Orte stehen.

G E S C H I C H T E.

WIEN, b. Pichler: *Historisch-kritischer Versuch über die ältesten Völkerstämme und ihre ersten Wanderungen, nebst weiterer Verpflanzung nach Amerika.* — Zur Entwicklung des dunkeln Zeitalters von Karl Michaeler, Custos auf der K. K. Universitäts-Bibliothek. *Dritter Theil*, der die theils noch asiatischen, theils europäischen Hauptstämme behandelt. *Erste Hälfte*, von dem Erstgebornen Japhets, und seiner Nachkommenschaft. 1801. 360 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer die Abstammung der Hauptvölker Europas von Gomer des Askenas ältesten Sohne, mit der genauen Auseinandersetzung der kleinern Unterabtheilungen, näher kennen lernen will, findet in diesem Theile reiche Belehrung. Die alten Sätze Bocharts und anderer werden hier ganz neu wieder aufgetischt, und mit einer ausgebreiteten Belesenheit in ältern und neuern Schriftstellern mehr bekräftigt. Es ist eine gefährliche Krankheit um die Etymologisirfucht; sie

nimmt alles auf, was ihr tauglich scheint, glaubt gar nicht, daß dies andere ehrliche Leute anstößig finden, oder das als Wahrheit Vorgetragene auch nur bezweifeln könnten; auf so schwankenden Füßen auch der größte Theil der Behauptungen stehen mag, und so leicht andere dem unbefangenen Leser ein unwillkürliches Lächeln abzwängen. Auch dem grundgelehrten Vf. genügt ein See Ascanius, der sich in Phrygien fand, zum Erweis, daß die Phrygier vom Askenas abstammen; und ohne Bedenken nimmt er an, daß der Axenus Pontus nur „durch große Umbeugung der Griechen“ aus dem ächten Namen Askenas entsprossen sey. Daß die so wandelbaren Riphäischen Gebirge der Alten für die Nachkommen Riphats in den nördlichen Gegenden zeugen, unterliegt bey ihm gar keinem Zweifel. Er hält sich überzeugt, daß die Auswanderungen der Nachkommen von Japhets älterem Sohne ganz planmäßig nach verschiedenen Directionen angelegt gewesen seyen, daß daher ein vorhergängiger langer Aufenthalt in Asien nothwendig gewesen sey, um für die nothwendigen Magazine, für den Saamen zur Ausfaat in den neu zu besetzenden Ländern, für die nöthige Menge von Schiffen zum Seetransport etc. zu sorgen. Als Beleg, wie weit sich auch ein kenntnisvoller Mann verirren könne, wollen wir etwas wenigens von Homers jüngsten Sohn *Thogarma* ausheben. Von ihm stammen die Gallier ab, welches vorzüglich aus *Ossian* ganz klar und einleuchtend wird, welcher von *Togarmas* Fluthen spricht. Und dieser Zweig des Japhetischen Hauptstammes machte seine große Reise nach den Westländern Europas durch Palästina und Aegypten, wo man schon die nöthigen Vorbereitungen hatte treffen lassen, durch ganz Afrika über die Meerenge von Gibraltar. Die Annahme läßt sich nicht bezweifeln, denn noch sind im südlichen Afrika unter Habesch die *Galle*, unstreitig ein Volk von gallischer Abstammung, und S. 304. „Es wird mir sehr verdächtig, ob nicht ein Theil dieser, oder vielleicht anderer in Afrika zurückbleibender Gallier veranlaßt haben mögen, daß der große Nigerstrom, der sich von Aethiopien aus „endlich bey dem grünen Vorgebürge in das atlantische Meer ergießt, und bey den griechischen Geographen *Νιγρις* heißt, nachmals *Senega*, und *Senegal* sammt der bey seinem Ausflusse liegenden Insel genannt wurde, glaublich weil einige Ueberbleibsel der alten Gallier sich dort niedergelassen, „und den Namen nicht nur erhalten, sondern auch „an die Portugiesen, als sie endlich daselbst angelandet hatten, überbracht haben, denn nie hätten diese sonst daran denken sollen, diesen neuen Namen dort einzuführen?“ etc. — Dies ist doch gar zu arg. Die ausgehobene Stelle mag zugleich ein Beyspiel geben, mit welcher Bündigkeit und Kürze Hr. M. seine Gedanken auszudrücken weiß.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

ULM, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches statistisch-topographisches Lexicon von Franken u. s. w. Dritter Band. 1 Alph. 3 Bog. Vierter Band. 22 Bog. 1801. (4 Rthlr. 8 gr.)*

Dieses Werk, dessen vorhergehende Theile A. L. Z. 1799. Nr. 309. und 1801. Nr. 88. angezeigt worden, erhält sich noch immer bey seinem innern Werthe und hat an Vollständigkeit mehr zu als abgenommen. Dafs es, dem angelegten Plane zufolge, etwas voluminös werden dürfte, haben wir vorausgesetzt, indem der Vf. bey vielen unbedeutenden Dörfern, je nachdem er aus gedruckten oder ungedruckten Quellen schöpfen konnte, ins genaueste Detail zu gehen pfleget, ohne auf Weglassung oder Abkürzung mancher uninteressanten Nachrichten Rücksicht zu nehmen.

Es mußte daher bey den neuesten Rubriken in Ansehung der Umständlichkeit, eine auffallende Ungleichheit entstehen, indem die Beschreibung vieler kleinen Dörfer mehrere Columnen einnehmen, wichtige Ortschaften hingegen nur mit wenigen Zeilen abgefertiget werden. Indessen darf man bey Wörterbüchern von der Art, in Ansehung statistischer Nachrichten, keine gleichförmige Ausführlichkeit erwarten; denn diese hängt theils von den bereits vorhandenen Vorarbeiten, theils von der Unterstützung solcher Mägen ab, die mit der Localität eines jeden Orts genau bekannt sind.

Die zwey vorliegenden Bände begreifen die Buchstaben Ja bis Ru. Am ausführlichsten beschreibt der Vf. Städte und Ortschaften folgende: Kitzingen, Kühndorf, Marisfeld (drey unbedeutende Dörfer), — Marienburg, Meiningen, Mergentheim, Naila, Nürnberg, Oeringen, Ostheim, Röhnhild, Rothenburg, die Röhengebirge und die Voigtländische Rittertschaft des Höfer Bezirks. Die Beschreibung der R. Rittertschaft der sechs Orte Landes zu Franken, hat der Vf. besonders bearbeitet, und sie wird als ein Anhang zum vierten Band ausgegeben. Unter dem Artikel *Kitzingen* findet man, neben den statistischen Nachrichten, auch manche historische, welche sich über die ehemaligen Schicksale und pfandschaftlichen Verhältnisse dieser Stadt verbreiten, und den bekannten Revisions-Process zwischen Würzburg und Brandenburg kürzlich bemerken. Sehr dankenswerth ist die topographische Beschreibung des Schlosses und der Stadt *Meiningen*, mit ihren Gegenden, welche be-

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

sonders durch die Anlegung des englischen Gartens ungemein viel gewonnen haben. Billig hätte aber auch des Hennebergischen Hauptarchivs erwähnt werden sollen, welches sich in dem alten Würzburgischen Schlosse befindet, und einen Schatz von merkwürdigen Urkunden, Copial-Büchern, Acten-Bänden und andern schätzbaren Nachrichten in sich faffet. Vermöge der Reccesse gehöret dasselbe dem Kurhaufe Sachsen und den Herzoglichen sächsischen Häusern Weimar, Gotha und Meiningen gemeinschaftlich zu, so, dafs der jedesmalige Archivar gemeinschaftlich angenommen wird, auch ohne Bewilligung der genannten kur- und fürstlichen Häuser, keine urkundlichen Nachrichten aus diesem Archiv, zu irgend einem Behuf, communiciret werden dürfen. Bey *Mergentheim* läßt der Vf. eine kurze Geschichte des deutschen Ritterordens vorangehen, zählet die Großmeister auf, welche seit dem J. 1191 bis 1769 zu dieser Würde erwählt worden, bemerkt ihre vorzüglichsten Begebenheiten und beschreibet in gedrängter Kürze die Gebräuche, welche bey der Einkleidung in den deutschen Orden beobachtet worden. Die Güter, die der Orden in Deutschland besitzt, bestehen aus dem Meisterthum Mergentheim und zwey und zwanzig Balleyen, wovon aber die Balley Franken, nachdem sie 1788 mit dem eigentlichen Meisterthume vereiniget wurde, ganz aufgehöret hat. Der Vereinigungsrecess ist bis jetzt noch nicht bekannt. Die Einkünfte des Deutschmeisters werden auf 150,000 Fl. geschätzt. Mit diesen und andern Nachrichten verbindet der Vf. eine Beschreibung der Lande des Deutschmeisterthums, der Regierungform und der Stadt Mergentheim, in Ansehung ihres Zustandes und ihrer Verfassung. — *Naila*, ein Bayreuthischer Markflecken, ist besonders in mineralogischer Hinsicht, merkwürdig. Unter andern giebt es daselbst 45 Marmorbrüche, die hier nach ihrer Lage und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Der seltenste in sei-er Art ist der hinter Geroldsgrün, wo ein schwarzgrüner Marmor mit wenig weissen Adern gebrochen wird, auf welchem die eigentlichen Turbiniten oder petrificirten Wirbel- und Schraubenfchnecken und andere fast unennbare Arten von Figuren und Meergewächsen zu sehen sind, die (heißt es) eine wahrscheinliche Wirkung der Sündfluth (?) auf das wunderbarste vorstellen. Der Artikel *Nürnberg*, welcher 115 Spalten begreift, ist in statistischer und topographischer Hinsicht mit vorzüglicher Genauigkeit bearbeitet, wofür der Vf. auf den wärmsten Dank des wissbegierigen Publicums mit vielem Rechte Anspruch zu machen hat.

Nach einer Einleitung in die Geschichte des Burggrafthums, findet man zuvörderst eine zweckmäßige Uebersicht von der innern Staats-Verfassung Nürnbergs nach allen ihren Zweigen, von dem Patriciat, von der Art des Verfahrens bey der Wahl des größern und kleinern Rathes, von dessen Rechten und Freyheiten, von dem Justiz-Polizey und Finanzwesen, von dem Militair-Etats, von der Allmosenpflege, Kirchenverfassung, von den Schul- und Erziehungsanstalten u. d. mehr. Hierauf folget die topographische Beschreibung der Stadt nach ihren ganzen Umfange und mit Bemerkung aller und jeden Gegenstände, die auf die Kenntniß ihrer politischen, kirchlichen, antiquarischen, merkantilischen und gesellschaftlichen Verhältnisse irgend Bezug haben können. Doch hat Rec. die Beschreibung der Reichskleinodien vermisst, die daselbst aufbewahrt werden, und unter den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs einen vorzüglichsten Platz verdienen. Auch würde es sehr erwünscht gewesen seyn, wenn der Vf. sich nicht bloß mit der, ohnehin noch unvollständigen, Liste der Manufacturen begnügt, sondern zugleich die Quantität der Fabricate bemerkt und überhaupt von der jetzigen Lage der Handlung einige Notizen beygefügt hätte.

Bey der Stadt *Ofheim*, einer zum Sachsen-Eisenachischen Amt Lichtenberg gehörigen Landstadt, wird vorerst die älteste Geschichte derselben, und zwar aus diplomatischen Quellen, sehr gründlich entwickelt, und hierauf von ihren ganerblichen Verhältnissen und von den zwischen Sachsen-Eisenach und den adelichen Ganerben obgewalteten Jurisdiction-Streitigkeiten ausführliche Nachrichten mitgetheilt. Man sieht aber, daß dieser Aufsatz aus der Feder eines für die Rechte der adelichen Ganerben etwas zu sehr eingenommenen Correspondenten geflossen seyn mag, indem hier alle Scheingründe, welche die Höheitsgerechtfame des Hauses Sachsen in Schatten stellen, und hingegen die Anmaßungen der Ganerben rechtfertigen, mit auffällender Partheylichkeit vorgetragen werden. So wird z. B. bey der Sachsen-Eisenachischen Seite über jene Streitigkeiten 1797. Herausgegebenen und S. 301. angeführten Deduction, welche dem Hof- und Regierungsrath Thore zu Eisenach zum Verfasser hat, das einseitige Urtheil gefällt, „daß solche das möglichste „vermag, den mit den wahren Verhältnissen un- „kannten Leser *irre zu führen*, „zumal wenn Zeug- „nisse in eigener Sache, aus welchen die *mehresten* „Belege geformt sind, Gläuben beygelegt, und man- „cher chronolögischer Fehler übersehen wird.“

Nicht weniger beleidigend ist folgende auf der andern Seite befindliche Stelle: „Unter dessen war „man ganerblicher Seits durch Erfahrung belehrt, „daß es nicht hinlänglich sey, Rechts an sich zu ha- „ben, um sich wieder in dessen, durch ungleiche „Kraft verschlossenen, Besitz zu schwingen, und trat „daher mit dem Hause Eisenach in gütliche Verhand- „lung“ etc. Der Vf. würde überhaupt wohlgethan haben, wenn er den ihm zugeschickten deductions-

mäßigen Aufsatz des ganerblichen Sachführers von dergleichen partheyischen Aeußerungen gereinigt, und nur dasjenige davon ausgehoben hätte, was eigentlich zur statistisch-topographischen Beschreibung der Stadt Ofheim nöthig gewesen wäre. — Die ausführliche Topographie der Reichsstadt *Röthenburg* ob der Tauber empfiehlt sich vorzüglich durch ihre systematische Ordnung. Sie enthält zuvörderst kurze Nachrichten von dem Gebiete, dessen Lage und Flächen-Inhalt, Landes-Producten u. d. m. liefert eine genaue Beschreibung der Stadt selbst, in Ansehung des Umfangs, der Eintheilung nach Quartieren, der Gebäudezahl und Bauart, der Kirchen, des Gymnasiums u. s. w. — handelt von der natürlichen Beschaffenheit in Absicht auf Gesundheit der Bewohner, von der Handlung und den Gewerben derselben, von den Verhältnissen der Stadt gegen Kaiser und Reich, von der innern politischen und kirchlichen Verfassung und andern gleichwichtigen Gegenständen, die dem Freunde der deutschen Staatenkunde willkommen seyn werden.

Da der Vf. in der Vorrede zum ersten Bande Berichtigungen und Ergänzungen verlangt: so will Rec. hier nur einige wenige beyfügen: *Königshofen* trugen die Grafen von Henneberg nicht vom Stifte Eichstädt, sondern nach einer Urkunde vom J. 1292 vom Stifte Würzburg zu Lehen; auch wurde es nicht (wie S. 190. stehet); im J. 1305, sondern erst im J. 1354, vom Graf Eberharden zu Württemberg, der es mit andern Gütern durch die Vermählung mit einer Hennebergischen Erbtochter überkommen hatte, an Würzburg verkauft.

Bey dem Artikel *Mafsbach* ist noch zu bemerken, daß über die dem Hause Sachsen allda zustehenden Höheitsgerechtfame und Lehnsherrlichkeit vormals zwischen Würzburg und Sachsen viele Streitigkeiten obwalteten, welche durch zwey Reccess von 1685 und 1759 verglichen, und vorzüglich in Ansehung der Kirchenverfassung sehr umständlich regulirt wurden. — Im 4ten Band wird S. 18. bey der Rubrik *Niften* erzählt, daß der letzte Herzog von Meran 1248 daselbst durch seinen Hofmeister ermordet worden. Diese Angabe hat aber ein neuerer Geschichtsforscher, aus diplomatischen guten Gründen widerlegt und für eine Fabel erklärt. (f. Spießens Aufklärungen in der Geschichte etc. S. 82. ff.). — S. 20. sind die Gränzen des bayerischen Nordganes viel zu weit ausgedehnet, indem sie keinesweges wie hier vorgegeben wird, die Fürstenthümer Bayreuth, Anspach und Coburg begriffen. Nach dem Zeugnisse vorhandener Urkunden, lag das Eritere im Kalenzgau, das zweyte im Rangau und das dritte gehörte noch zur Provinz des östlichen Grabfeldes. Diese drey Gauen gehörten zu Ostfranken, bestanden ganz für sich, und standen mit Bayern und dem Nordgau, weder in geographischer noch politischer Hinsicht, in Verbindung. Bey dieser Gelegenheit muß Rec. noch die Bemerkung machen, daß es allerdings zwar sehr gut gewesen wäre, wenn der Vf. sein Wörterbuch auch auf die mittlere Geographie und

und auf die Beschreibung der ostfränkischen Gaubzirke ausgedehnt hätte. Da aber bis jetzt noch keiner derselben erwähnt worden: so hätte auch der, bloß zu Bayern gehörige; Nordgau wegleiben können. — Die *oberweimarische Schmiede*, ein im Amte Lichtenberg gelegenes Vorwerk, ist S. 170. und 232. zweymal anzutreffen; auch gehört dasselbe weder dem Hn. von Wildungen noch dem Hn. von Wechmar, sondern ersterer verkaufte es 1800 dem Hofrath und Amtmann Thon zu Lichtenberg.

Als Anhang zu dem vierten Band liefert der Vf. zugleich einen

Versuch einer historisch-topographisch-statistischen Beschreibung der unmittelbaren freyen Reichs-Ritterschaft in Franken, nach seiner sechs Orten. 9 Bogen.

Die Kenntniß der reichsritterschaftlichen Besitzungen in Franken, die im Ganzen einen nicht unbedeutlichen Theil dieses Kreises ausmachen, verdient allerdings aus der bisherigen Dunkelheit hervorgezogen, und in Hinsicht auf die Geschichte und Statistik besonders bearbeitet zu werden. Freylich kann dies das Werk eines einzigen Mannes nicht seyn; sondern mehrere fachkundige Männer, ritterschaftliche Beamten und andere aufgeklärte Patrioten müssen ihren Fleiß zu diesem Zweck vereinigen; und das rühmliche Unternehmen des Vfs. durch Mittheilung statischer Nachrichten von der Größe, Cultur, Menschenzahl, den Natur- und Kunstproducten, Einkünften und andern politischen, kirchlichen, und ökonomischen Verhältnissen der ritterschaftlichen Ortschaften auf das thätigste unterstützen. Schon im J. 1788 arbeitete der Consulent Meder in Heutingsheim an einer ritterschaftlichen Topographie, nach deren Plan das ritterschaftliche Territorium mit einem Blicke zu überschauen; auch die Qualität, Lage und Bedeutsamkeit eines jeden einzelnen Ritterguts zu beurtheilen war. Das Werk ist aber — weil dem Vf. wahrscheinlich von Seiten der Ritterschaft dabey manche Hindernisse in den Weg gelegt wurden — bis jetzt nicht erschienen. Späterhin (1792) kam zwar eine Zeitschrift mit dem Titel: *Archiv für Geschichte, Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft* zum Vorschein; deren Plan sehr gut und zweckmäßig angelegt war; aber ihr frühzeitiges Ende liess, leider! einen traurigen Beweis, daß viele Mitglieder der Reichs Ritterschaft durchaus nicht geneigt waren, ein so nützlichcs Unternehmen mit Beyträgen gehörig zu begünstigen. In unsern Tagen sollte doch endlich einmal eine so tadelnswürdige Verheimlichungssucht verschwinden, damit der Vf. nicht so wie seine Vorgänger Ursach hätte, über Mangel an Publicität, in Ansehung der fränkischen Reichs Ritterschaft, laute Klage anzustimmen.

An der Spitze des vorliegenden Versuchs steht eine ausführliche Beschreibung des Dorfs *Nordheim im Grabfelde*; welches dem Canton Rhön-Werra einverleibt ist, und der Freyherrlich-Steinischen Familie zugehört. Diese Beschreibung dient bloß

zum *Muster*, nach welchem die übrigen ritterschaftlichen Orte bearbeitet werden sollen. Gelingt es dem Vf. überall, so gute Nachrichten zu erlangen: so wird sich dieses Werk zu einer vorzüglichen Vollständigkeit erheben und eine beträchtliche Lücke in der Geographie Deutschlands ausfüllen. Hierauf folgt unter verschiedenen Rubriken eine gedrängte Uebersicht: 1) von der Entstehung des Adels; 2) von dessen allmäligen Bildung zu einer eignen Würde und den Ursachen, wodurch sie veranlaßt wurden; 3) von den Ursachen des Verfalls des Ritterwesens; 4) von den Versuchen der Ritter in Franken, Schwaben und am Rheinstrome zur Unmittelbarkeit; und 5) von der öffentlich anerkannten Unmittelbarkeit und Verfassung derselben. Bey diesem Artikel schränkt sich der Vf., wie billig, nur auf den fränkischen Ritterkreis ein, dessen staatsrechtliche Verhältnisse hier, nach ihrem ganzen Umfange, sehr zweckmäßig dargestellt werden. Den Beschluß macht 6) die Beschreibung der fränkischen Ritterorte, *Ottenwald, Gebürg, Rhön-Werra, Staicherwald, Altmühl und Braunach*; nach den zu jedem derselben gehörigen Städten, Flecken, Dörfern, Weilern und Höfen.

Für jetzt hat der Vf. bey jedem Orte nur die Religion und Besitzer; zum Theil auch die Häuserzahl und Volksmenge angegeben, welche aber nicht überall mit Gewisheit haben bestimmt werden können. Eine vollständige Ortsbeschreibung, so wie solche von Nordheim im Grabfelde geliefert worden, hängt von Beyträgen der ritterschaftlichen Beamten ab, denen es hoffentlich weder an gutem Willen noch an Kenntniß mangeln wird, ein so nützlichcs Unternehmen auf das thätigste befördern zu helfen.

Ohne Druckort, auf K. d. Vfs.: *Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz* in verschiedener, besonders politischer Hinsicht in den Jahren 1786, 1795, 1796, 1797 und 1798. von A. Riem. Achter Band. 1801. 348 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Reise durch Frankreich vor und nach der Revolution etc. Dritter Band. (1 Rthlr. 12 gr.)

Warum diese Arbeit unter dem Titel einer Reise in die Welt geschickt wird, läßt sich bey diesem Theile eben so wenig sagen, als bey den vorhergehenden; da er schlechterdings nichts enthält, was der Vf. nicht eben so gut zu Neapel oder Stockholm, als in Frankreich hätte schreiben können. Doch hier ist der Inhalt, wie er über den verschiedenen Kapiteln steht. — Was war die große Republik vor ihrer gegenwärtigen glänzenden Lage? — Die französische Republik in Beziehung auf Europa überhaupt — in Beziehung auf Deutschland — auf Italien — Rußland und den Norden — Oesterreich — England — Preussen — Spanien und Portugal — auf die von ihm gegründeten Republiken. — Ueber das linke Rheinufer — die Insel Malta — gegenwärtiges Gouvernement von Frankreich — über die französische Barriere — das ge-

genwärtige Gouvernement der Republik." — Von Thatfachen findet der unterrichtete Leser hier nichts, das er nicht schon längst aus den öffentlichen Blättern wüßte; wohl aber wird wacker über alle diese Gegenstände gekannegiessert, wie wir es schon von diesem Schriftsteller gewohnt sind. Uebrigens bezieht sich Rec. auf das Urtheil, das sich über die ersten 7 Bände dieses Werkes in der A. L. Z. findet. Mit der Ausnahme, daß hier weniger auf Fürsten, Adel und Geistliche geschimpft wird, paßt auf diesen 8ten Band alles, was dort über die ersten 7 gesagt ist, — die nämlichen kühnen und gewagten Urtheile, die nämliche Annahmslichkeit, die nämliche unbegreifliche und unbefreibliche Unwissenheit über eine Menge Dinge, über die frischweg entschieden wird, die nämliche Fahrlässigkeit, mit welcher der Vf. immer in der Folge vergißt, was er früher sagte, die nämliche Unanständigkeit, womit er gelegentlich spricht und schimpft u. s. w. u. s. w.

Theils als Beleg dieses Urtheils, theils um unsere Leser zu belustigen, führen wir folgende Stelle an. S. 30. Paul I. theilte der Thor Pitt Zuckerplätzchen des Lobes mit, und hätschelte ihn wie sein eigenes Kind etc. S. 35. Im J. 1799 gab Pitt die jährlichen Einkünfte des Staates zu 135 Millionen Pf. Str. an!! S. 40. Pitt hat die Zinsen für die dem Auslande schuldigen Capitalien, die jährlich 5 Millionen Pf. Str. (!!) betragen, seit ungefähr 5 Jahren nicht bezahlt!! S. 94. da man in-Beziehung auf Rußland fast in allen Cabinetten Europa's in größtem (im größtem) Irrthum zu seyn scheint, und wohl nicht am wenigsten zu Paris etc. Und nun werden

die Cabinette Europa's von Hn. R. belehrt (S. 95) „daß Rußland in Rücksicht auf seine innere militärische und Finanzkräfte hinter Preussen steht etc., daß (S. 96.) die höchste Bevölkerung Rußlands in gegenwärtiger Zeit 25 Millionen Menschen beträgt etc. daß der ganze Flächeninhalt dieses Reiches 350,000 deutsche Quadratmeilen ist, und daß 300,000 Quadratmeilen aus mit Schnee und Eis bedeckten Gegenden bestehen etc. Und so fährt er fort, eine Menge abentheuerlicher Dinge von Rußland zu erzählen. Wie das alles in eine Reise durch Frankreich kommt? Antwort: es füllt Seiten und Bogen aus. S. 155. England hat 422 Millionen französische Livres rückständiger Zinsen an Auswärtige nachzutragen!!! Ib. England braucht das 1ste Jahr nach dem Frieden 1665 franzöf. Livres. S. 219. Großbritannien, in dem 4 Theil unangebaut liegen." — Auch ist der Vf. oft witzig! So findet man — Adonis Whitworth, Gladiator Akton, Satan Pitt, auch Meister, Meister Pitt *cum Suis*, der brittische Vielfraß; die Britten sind jetzt gemästete Gänse, die Gefahr laufen, in ihrem Fette zu ersticken; die Pudding- und Rostbeeffresser halten den weiten Ocean für eine Bsole Punsch, auf welchem hohle Zitronenkerne schwimmen. Auch fehlt es nicht an Sprachfehlern, undeutlichen Wendungen und Ausdrücken, wie an Commerce, Kalkul, totaler Ruin, observiren, Restorts, Konstitution, Motife, motiviren, pacisciren, durch Proclamationen fanciren und garantiren, releviren, Proposition, Affinität, perennirend, arrogirtes Monopol, Rivalität, Latitüde, Exaktionen, Douaniers, arrangiren, insolente Protestationen etc. etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Görlitz, b. d. Vf. und in d. Expedition der Nationalzeitung in Gotha: *Hebammentafel, oder allgemeine Uebersicht des Verhaltens der Hebammen und Mütter bey natürlichen Geburten*, von Dr. Chr. Aug. Strüve. 2te Auflage. 1 Foliobogen. (30 Stück 1 Rthlr.) Es ist sehr löblich, daß Hr. Strüve mehrere Jedermann wichtige Lehren in Tabellenform gebracht, und so gemeinnütziger zu machen gesucht hat. Der Inhalt dieser Hebammentafel ist folgender: Die nöthigen Geräthschaften; das Verhalten der Hebammen bey Gebären; was die Hebamme gleich nach der Geburt zu beobachten habe, a) in Ansehung des Kindes, b) in Ansehung der Mutter, Besorgung der Wöchnerin; von dem Stillen; wie man mit tödtscheinenden Kindern verfähre; Pflichten der Hebamme gegen Schwangere; und die Zeichen einer bevorstehenden schweren Geburt, wobey der Geburtshelfer geholt werden muß. — Da nun aber solche Vorschriften, die ein so großes Publicum haben und auch verdienen, mit der möglichsten Genauigkeit abgefaßt seyn müssen, wenn Mißverständnisse, die hier unmittelbaren Einfluß auf Leben und Gesundheit haben, vermieden werden sollen: so wünschte

Rec., daß bey einer neuen Auflage doch auf folgende Bemerkungen von dem Vf. Rücksicht genommen werden möchte. — Daß der Steinische Geburtsstuhl der beste sey, ist unrichtig; der Kenner findet besonders an dem Sitzbrette viel zu tadeln, überdem ist er zu theuer; der in *Osianders* Hebammenbuche bekannt gemachte ist für die Landhebammen schon eher zu empfehlen. — Die Angabe, daß bey heftigem Kopfschmerze, ängstlicher Schwere der Glieder, rothen Augen, glühenden Gesicht, vollem Pulse ein Aderlaß notwendig sey, ist viel zu unbestimmt und schwankend; überhaupt kommt es einer Hebamme gar nicht zu, hierüber zu urtheilen. — Eben so ist es eine viel zu allgemein hingeworfene Lehre, daß Wassersüchtige und Personen mit Fehlern auf der Brust (?) stehend entbunden werden sollten. — Wegen braunblauer Farbe eines scheinotoden Kindes gleich? — 2½ Löffel Blut aus der Nabelschnur zu lassen, ist eine gewiß oft nachtheilige Regel, wenn sie immer als unbedingt wahr angewendet wird. — Ein drolliger Rath ist es, daß die Schwangere immer auf der gesunden Seite liegen sollte; als wenn eine Schwangere eine gesunde und eine kranke Seite hätte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, L. Prudhomme: *Dictionnaire Géographique et Méthodique de la République Française*, en CXX Départements etc. etc. Par une Société de Géographes. Ve Edition, considérabl. augmentée. Tom. I. 462 S. Tom. II. 463—674 S. gr. 8. Mit 2 großen und 116 kleinen illuminirten Karten. An IX. 1801. (20 Francs.)

Die schnell auf einander gefolgtten verbesserten Ausgaben eines Buches, das als Staatsgeographie, von einem Volke binnen 8 Jahren, während der neuen politischen Zeitrechnung deswegen so häufig gesucht wurde, weil es der Wechsel der Dinge, und die veränderte Gestalt der Karte Frankreichs nöthig machte, sind hinlängliche Beweise, daß dieß Handbuch der Erdbeschreibung eben so viele Abnehmer gefunden, als die schnell auf einander gefolgtten Erweiterungen des französischen Gebiets, auch den Umfang dieses Buchs erweiterten. Die gegenwärtige 3te Ausgabe geht bis auf den Lüneviller Frieden, wodurch Frankreich das linke Rheinufer, Belgien, einige Länder der batavischen Republik, Savoyen, Piemont etc. zugesichert bekam; vielleicht wird eine 6te baldige Ausgabe alle die Veränderungen enthalten, welche der Definitiv-Frieden mit England zu Amiens hervorbringt, und welcher alsdann hoffentlich die allgemeine Geographie der europäischen Staaten consolidiret.

Der Herausgeber dieses bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannten Werks ist der Verleger Prudhomme, der zugleich *Corredner* ist. In der 4ten Ausg. (1799) wurden damals alle die Länder mit zu Frankreich gezählt, die entweder durch den fruchtlos abgelaufenen Congress zu Rastadt an Frankreich zugefallen und zufolge desselben mit der Republik vereinigt wurden, oder durch Macht und Versprechungen zu Vasallen Frankreichs erklärt waren. Zur ersten Classe gehören die Rheingränze, das Herzogthum Bouillon, schweizerisch Mülhausen, die Fürstenthümer Montbeillard, u. Salm, die österreichischen Niederlande, die kleine Republik Genf, das Bisthum Basel, u. s. w.; zur *letzten* einige griechische Inseln; die ältern Besitzungen in Afrika, Ost- und Westindien; verschiedene Handels-Comptoire der Franzosen in China und Indien; Beschreibung der französischen Besitzung von Madagascar über 500 Lieues im Umfange, nebst einer Beschreibung von Malta, u. a. m. — Alle diese Länder und Provinzen werden auch in dieser Ausgabe für französische

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Eigenthum, jedoch mit Ausnahme von Malta erklärt, wogegen aber Aegypten als eine neue Colonie erscheint; auch sind die Gemeinheiten Boxmeer, Gennert und Ravenstein, die im nördlichen Theile des Ruhrdepartements am linken Ufer der Maas liegen, und theils zum Canton Goch gehörten, theils zwey eigne Cantone ausmachten, aus dem bekannten Grunde weggelassen worden, weil das französische Gouvernement dieselben so wie Huiffen, die Grafschaft s Heerenberg und die Grafschaft Anholt, an die batavische Republik für 6 Millionen holl. Gulden verkauft hat. Davon kommt aber in dem Buche selbst nicht das mindeste vor; aber in der, dem 2ten Bande vorgesetzten General-Karte der belgischen Departements, ist dieß, in Ansehung des ganzen Ruhrdepartements deutlich ausgedrückt und die Maas als Gränze der batavischen Republik angenommen worden; dagegen wird in eben dieser Karte, die ganze Theil des sogenannten Quartiers von Nymwegen, vom Holländischen Geldern zum belgischen Ruhrdepartement gezogen, was zwischen der Maas, der Waal, dem Niederrheine und der alten Grenze des Herzogthum Cleve am linken Rheinufer bis gegen Westen zum Fort St. Andries liegt. Diefemnach würde die Stadt und Festung Nymwegen, nebst dem sogenannten Lande zwischen Maas und Waal, westwärts Nymwegen, nebst der Herrlichkeit Millingen, an Frankreich geknüpft werden. Aeußerst auffallend ist aber der Umstand, daß in der, dem ersten Bande vorgesetzten Generalkarte von Frankreich, das 100te Departement, als das neu bestimmte Ruhrdepartement nicht weiter als bis an die südliche Grenze vom bisherigen Fürstenthum Meurs gegen Norden hinauf rückt, und dieses mit den preuss. Herzogthümern Geldern und Cleve am linken Rheinufer außerhalb der Gränze Frankreichs liegen läßt, dagegen aber dieselben, wie eben bemerkt worden, zu den niederländischen Departements zieht, die auf einer schönen, aus 6 Folioblättern bestehenden Generalkarte ganz vorzüglich dargestellt werden. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo auch diese geographisch-politischen Gegenstände sich entschleynen, und unsere bisherigen Lehrbücher der Erdbeschreibung zur Richtigkeit bringen werden.

Uebrigens ist die Einrichtung des Ganzen die nämliche, wie in der vierten Ausgabe. Nachdem eine kurze Uebersicht vom physischen und politischen Zustande Frankreichs im Allgemeinen gegeben werden, geht der Vf. zur Betrachtung eines jeden der einzelnen Departements über, deren 102 im arrondirten

Frank-

Pppp

Frankreich zwischen dem Rheine, der Waal, der batavischen Republik, dem Ocean, den Pyrenäen, dem mittelländischen Meere, der ligurischen, cisalpinischen und helvetischen Republik liegen, wovon bloß das alte Frankreich nebst Savoyen, nach der im Jahr 1798 bis 1800 gefekehrten neuen Vermessung 26,896 Quadratmeilen (□ Lieues oder □ Myriameter) und 27,613,814 Einwohner enthält, die in 556 Districte, 4770 Cantons oder Friedensgerichtsbezirke, 41,007 Municipalitäten oder städtische Verwaltungen, 564 Justiz- und Polizey-Tribunäle und in 1436 Pothäuser getheilt werden; die Belgischen und 4 westrheinishen Departements, die besten und volkreichsten Provinzen von ganz Frankreich, noch nicht mit eingerechnet, wovon eine jede Commune, Canton, Arrondissement oder Departement in Ansehung seines geographisch-politisch-statistischen Zustandes gehörigen Orts im 2ten Bande beschrieben wird. — Ueberall findet man im Eingange der Departementalbeschreibungen die Summe der Volksmasse angezeigt, nur in denen der 4 Rheindepartements Tom. II. S. 510, 513, 516 u. 319 nicht. Die Städtebeschreibungen, oder die der Hauptorte eines jeden Cantons, sind sehr kurz, oft nur in zwey Zeilen abgefaßt, wobey immer die Entfernungen von einer oder mehreren Haupt- und benachbarten Städten des Departements nach Lieues zu 4 Kilometers (eine deutsche Poststunde) in Abkürzungen angegeben werden, wobey oft große Irrthümer vorkommen, die eben so beträchtlich als die Summen der Schreibfehler sind, die man fast auf jeder Seite des 2ten Bandes antrifft, wo von Ländern, Gegenden und Städten die Rede ist, die ehemals zu Deutschland und den vereinigten Niederlanden gehörten. Sonst ist die Einrichtung des Textes und der dazu gehörenden Karten die nämlichen, wie in der 4ten Ausgabe, die übrigens nichts weiter, als der angezeigten Abänderungen vor der letzteren voraus hat. — Papier und Druck ist schön, und der Preis im Verhältniß der großen Anzahl illuminirter kleiner und großer Karten billig.

HAMBURG, b. Hofmann: *Reise durch einige Schwedische Provinzen bis zu den südlichern Wohnplätzen der nomadischen Lappen*, von Joh. Wih. Schmidt, Cour. am deutschen Nat. Lyc. in Stockholm. Mit malerischen Ansichten nach der Natur gezeichnet von Karl Gustav Gillberg, Condueteur bey der Fortification in Stockholm. 1801. 312 u. XIV S. 8. Nebst 14 Kupferstichen.

Das nämliche Werk hat auch den Titel:

Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. 15ter Band etc. (3 Rthlr.)

Der Vf. machte die ganze Reise von 237 deutschen Meilen in 4 Wochen. Sie geht von Stockholm aus über Gögfors, einen beträchtlichen Landsitz, nach Norberg, wo 27 Eisengruben sind, von denen aber nur 6 bearbeitet werden. Interessant ist seine Beschreibung von Avestad und Bjurfors; nur wird man hier und bey mehreren andern Gelegenheiten, z. B.

der Beschreibung von Löfsta den Mann gewahrt, der noch wenig gesehen hat, und der also manche Dinge als sehr wichtig vorstellte, weil sie ihm neu waren. Man schmelzt zu Avestad jährlich 4000 Schiffpfund Schwarzkupfer, da man in vorigen Zeiten, als Fahlun ergiebiger war, 20,000 Schiffpfund zu Garkupfer verarbeitete. — S. 121. Leckfand ist eine der einträglichsten Pfarreyen im Lande. Dieses Kirchspiel enthält 9000 Menschen, und ist, nächst Tuna im West-Thalland, das für das größte im ganzen Reiche gehalten wird, und 10 bis 12,000 Menschen haben soll, das volkreichste in Dalarnä. Das Bergwerk zu Fahlun, worüber man hier nicht viel Neues findet, liefert jetzt 4000 Schiffpfund Garkupfer. Ganz Schweden zähle 9 Kupferbergwerke von Bedeutung, die im J. 1782 gegen 10,000 Schiffpfund Garkupfer abwarfen. Von Fahlun verfolgt der Vf. die Strasse nach Gelle, verläßt sie aber, ehe er diese Stadt erreicht, und geht nach Helsingland, dessen Schönheiten er mit Begeisterung beschreibt. Es ist, sagt er, vielleicht diejenige Provinz Schwedens, wo der meiste Fleiß und Wohlstand herrschen. Nirgends trifft man Spuren von Armuth an. In Deutschland würde er es (wohl sehr übertrieben) mit dem Lande Altenburg vergleichen. Deßo trauriger und elender ist, nach seiner Beschreibung, die Provinz Herjedalen. Ueberall wurde hier nach dem Passe der Reisenden gefragt, die man immer mit Mißtrauen ansah, weil man sie für Flüchtlinge hielt. In jener Gegend ist man gewöhnlich Gerstenbröt. In schlechten Jahren wird auch Kieferrinde mit eingemischt; bisweilen muß man sich auch bloß mit Rindenvrot begnügen. Desto besser sind die Viehweiden. Er fand einen Käse, der eben so fett und wohlgeschmeckend als der Schweizerkäse war. Aber das Land ist zu entlegen, um in die Ferne etwas abzufetzen. (Es liegt ja nicht so gar weit von Drontheim, welches einen Seehafen hat. Man bedenke, daß der Schweizerkäse drey und viermal so weit auf der Achse verschickt wird.) Von hier geht er über Gläseberg, Ransjö und Melslinge nach Ljusnedalsbruck, wo er mit der größten Gastfreundschaft empfangen wird. Mit Vergnügen ließt man, was über drey dort lebende Familien gesagt wird. Bis zum J. 1756 wurden zu Ljusnedal jährlich 450 Schiffpfund Kupfer gewonnen; seitdem aber hat man wegen Mangel an Erz aufhören müssen. Jetzt ist hier ein bloßes Eisenwerk, das jährlich 400 Schiffpfund theils in Stabeisen, theils in Sensen, Radfelien, Aexten, Pflugeisen und einigen gegossenen Oefen liefert. Alles das geht größtentheils nach Drontheim, denn in den benachbarten Schwedischen Provinzen wird wenig abgesetzt. Von Ljusnedal geht der Vf. nach Junnedal, Tennsdalen, Gröndalen und Glamsjön, von welchem letztern Orte er einen Besuch bey zwey Lappischen Familien macht. Diese sind jene halb civilisirten Lappen, welche bis gegen Röraas herabkommen und durch ihre zahlreichen Heerden von Rennthieren ziemlich wohlhabend sind. Er fand ungefähr 400 dieser Thiere, die den beiden Familien gehörten, von deren Lebensart

art er eine umständliche und interessante Beschreibung liefert. Nach Drontheim oder Røraas zu gehen, erlaubte ihm seine Zeit nicht, da er die ganze Reise in innerhalb 4 Wochen machen mußte.

Er kehrt nun nach Ljusnadal zurück und weiter bis Långå, wo er seinen Reisekarren wieder findet, denn den letzten Weg hatte er zu Pferde gemacht. Eben so macht er den ganzen Weg durch Herjedalen etc. zurück, bis Kurland, wo er links nach Gessle abgeht. Auch diese Stadt ist zu vortheilhaft beschrieben. Sie hat unter Schwedens Handelsstädten den dritten Rang, und steht mit Norköping in einer Parallele; welches aber freylich nicht viel sagen will. Jährlich werden von Gessle 32—40,000 Schiffpfund Eisen ausgeführt; im J. 1786 stieg die Zahl auf 48,000. S. 282 meynt der Vf., man könnte die Wälder, die durch das Braunteweinbrennen verzehrt werden, weit vortheilhafter zum auswärtigen Handel benutzen, da das Land mit so vielem Wasser durchschnitten ist. Für einige Theile von Schweden mag das wahr seyn; im Ganzen aber ist es sehr irrig; denn dieses Land hat in vielen Strichen grosse Waldungen, die zu gar nichts zu gebrauchen sind. So sagt z. B. der Vf. selbst, (S. 208) das Luleå Lappmark, welche 300 Qu. Meilen hält, bisher keinen andern Einwohner hatte, als die wandernden Lappen, die nur einen Theil des Jahres hier zubringen. Wem nutzt in dieser inländischen Provinz alle das Holz? Der Baron von Hermelin, dem dieses ganze Land gehört, hat sich viele Mühe gegeben, An siedler dahin zu ziehen, und hat ihre Zahl endlich auf 300 gebracht — auf 300 Qu. Meilen! Ueberhaupt irrt sich der Vf. hier und an einem andern Orte über die Schwedischen Flüsse. Dieses Land hat nach Verhältniß seines Umfanges keinen Ueberflus an Wasser, und kaum einen schiffbaren Fluß, der diesen Namen verdiente; denn selbst die Götha Elbe ist zum Theil nur durch Schleusen schiffbar, und unter den Schleusen bis nach Gothenburg ist sie an manchen Orten nur 1½ Schuh tief. Der Motala wird erst unter Norköping schiffbar, d. h. wo das Meer eintritt, und manche Schwedische Wasser sind selbst zum Holzflößen unbequem. — Von Gessle geht die Reise über Söderfors, Löfsta und Danneboræ nach Stockholm zurück, ohne über diese Striche andere, als mehrentheils bekannte Nachrichten zu liefern.

Im Ganzen wird diese Reisebeschreibung Unterhaltungsgewähren; dies würde aber noch mehr statt finden, wenn der Vf. so Manches weggelassen hätte, was zu kleinlich ist, oder bloß ihm selbst angeht. Die Kupferstiche sind nicht die besten, doch liefern sie größtentheils sehr interessante Gegenstände.

DÜSSELDORF, b. Dänzer: *Karl Nernst's Wanderungen durch Rügen*. Herausgegeben von Ludw. Theobald Kosegarten. 1800. 304 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. K., der Herausgeber, sagt im Vorberichte, daß Hr. Nernst, ein junger Mann und ehemaliger Schü-

ler von ihm, diese Wanderungen ihm mit dem Auftrage hinterlassen habe, „nicht nur dieselben zum Drucke zu befördern, sondern auch bey ihrem Eintritt in die Welt sie mit einem kleinen Vorberichte einzuführen.“ Da aber der Vf. sehr viel Verbindliches über seinen ehemaligen Lehrer sagt: so enthält sich dieser, über das Buch zu urtheilen, und begnügt sich, das Empfangene dem Publikum in der nämlichen Gestalt zu überantworten, in welcher es ihm anvertraut worden, und bloß die Richtigkeit der factischen Angaben zu verbürgen. — Hiermit hat Hr. K. nicht zum Besten an seinem jungen Freunde gehandelt; denn so wie das Werkchen jetzt vor dem Publikum erscheint, hätte er es schlechterdings nicht drucken lassen sollen. Ohne sich in die Untersuchung einzulassen, inwiefern es neben einem andern von einer bekannten Hand und früher erschienenen Werke bestehen kann, will Rec. einräumen, daß es manche gute Nachrichten liefert und einige interessante Stellen hat, und sich bloß bey der Sprache aufhalten. Da Hr. N. nicht ohne Fähigkeiten ist, so muß er es dem Rec. Dank wissen, wenn dieser ihm zeigt, daß er auf einem ganz falschem Wege ist und dem schlimmsten Geschnacke zueilt. Wie wird der Leser folgende Stellen aufnehmen? S. 14. das erstaunende Auge betastet mit neugiervollen Blicken alle schimmernden Schönheiten, bewegte sich mit einem schnellen Sprunge etc. S. 16. das angenehme Jasmond, das an den Brüsten des erdeaugenden mütterlichen Meeres (es ist von zwey kleinen Meerbusen die Rede) in dem Zauberreiz einer ewigen Jugend lächelt etc. S. 55. Hoch von oben hinab schaute der entzückte Himmels mit tausend Sternenaugen die schöne Granitz an. S. 59. Die Posaunen-Engelbacken des krausköpfigen Wirthssohnes wollten etwas zu knacken haben. S. 67. Da mein Auge hundert entfernte Gegenden mit neugiervollen Blicken betastet etc. In dieses betastende Auge ist er so verliebt, daß es noch ein paarmal vorkommt. S. 67. Sandbänke, auf welchen sich der Robbe, wie ein Autor auf einem kahlen Gedanken sonnet etc. S. 68. Aber jener Thurm schloß auch tausend süße, tausend bittere Erinnerungen meines Jugendalters in sich, wie eine Pyramide die Munion guter und böser Geister in sich schließt; und in jenen Tannenkämpfen (?) lustwandelten die Schatten verschwebter genossener Lebensstage. S. 127. sagt er von einem Berge: „Ich beuge anbetend meine Knie, und in die weite Opferchaale des Weltmeers stuten dir meine Preise und meine Gebete hin — Riefe der Natur!“ Bisweilen ist er auch scherzhaft. S. 148. „Die Peitsche des ungeduldrigen Fuhrmanns, welcher so eben kulminirte, mausete uns etc.“ — Nota bene! Der Fuhrmann peitschte eigentlich nicht uns, die respectiven Herrschaften, wie man dies unrecht ausdeuten könnte; sondern er ließ nur an der Luft seine Wuth aus, wie ungefähr Göthens Wirth an seinem Stuhl! — An Provincialausdrücken fehlt es auch nicht: als Gejachter, Adellschaden, Halbschied, hiefrige Strafsen, Gelebung, sicken etc. Auch nicht

an veralteten Formen, als Reisekumpan, oder S. 180 „in jenen Zeiten, seit wannen wir Kunde von diesem unsern Vaterlande haben etc. Endlich gebraucht er auch eine Menge ausländischer Wörter, als qualificiren, Prospective, Pläsaunterien, Revenüen, peroriren, produciren, converfiren, Auberge, concediren, fait von Doctern machen.

PARIS, b. Buiffon: *Voyage en Italie* de Mr. l'Abbé *Barthelemy*, de l'Académie française, de celle des inscriptions et belles lettres et auteur du voyage d'Anacharsis; imprimé sur ses lettres originales écrites au Comte de Caylus: Avec un Appendice, où se trouvent des morceaux inédits de *Winckelmann*, du P. *Jacquier*, de l'Abbé *Zarillo* et d'autres Savans; publié par A. *Seriéys*, bibliothécaire du Prytanée. An X. 1801. XXIV und 432 S. mit dem Register. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Name des Abbé *Barthelemy* steht so hoch in der literarischen Welt, daß ein Nachlaß von ihm in der That allgemeine Aufmerksamkeit erregen muß. Betrifft nun vollends dieser Nachlaß eine Reise durch Italien, so denkt sich jeder alle das Gute und Schöne, das uns dieser geschmackvolle Gelehrte über ein so interessantes Land sagen muß, — seine Urtheile über Natur und Kunst, Bemerkungen, die gemeinern Reisenden entgingen, Zurechtweisungen dieses oder jenes seiner Vorgänger, neue Ansichten und neue Aufklärungen. — Von dem allen aber findet der Leser hier sehr wenig, und das Ganze scheint mehr eine Finanzspeculation, als ein großes Geschenk für das Publikum zu seyn. B. war bekanntlich Aufseher des königlichen Medaillencabinet, und wurde 1753 nach Italien geschickt, um diese Sammlung zu vermehren. Er brachte auf dieser Reise 19 Monate zu, und schrieb in dieser Zeit die vorliegenden Briefe an den Grafen von Caylus. Sie enthalten wenig über Italien und Rom im Allgemeinen, indem sie sich bloß auf die Vermehrung der königlichen Medaillen, auf die Lieblingswissenschaft des Grafen und auf besondere Verhältnisse beziehen, die zwischen beiden Männern obwalteten. Ein großer Theil dieser Briefe enthält Nachrichten über Herculanium und Pompeji, zwey Orte, über die wir jetzt unendlich mehr wissen, als B. damals wissen konnte, und in welchen seit der Zeit so viel ausgegraben worden ist, daß einem Briefe des Abt *Zarillo* zu Folge, die Sammlung sich in einigen Artikeln um das doppelte, in andern dreyfach und in noch andern vierfach vermehrt hat. Wären diese Briefe vor 45 Jahren erschienen:

so würde ein Theil derselben allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben; jetzt sind sie für den gemeinen Leser gar nicht; der Liebhaber der Kunst findet nur wenig darin, was ihn interessirt, und an gewissen besondern Verhältnissen des Vf., an seiner Verbindung mit dem damaligen französischen Gesandten in Rom, und an manchen andern Dingen der Art wird das heutige Publikum sich so wenig erbauen, als an dem „je vous embrasse un million de fois“ das in jedem fünften oder sechsten Briefe wieder kommt. Auch können die umständlichen Nachrichten und Urtheile über Männer, die B. der Pariser Akademie der Aufschriften zu Correspondenten empfiehlt, jetzt wohl so wenig interessiren, als die Briefe, die einige damals in Rom lebende französischen Künstler betreffen, oder die sogenannten antiken Gemälde, wovon zu der Zeit ein lebender Künstler eine Fabrike errichtet hatte, oder die Geschichte aller seiner Bemühungen, die königliche Münzsammlung zu vermehren. — Indessen findet sich hier Manches für den Alterthumsforscher, einige genauere Ausmessungen, sorgfältiger copirte Aufschriften, hergestellte Lesearten, sinnreiche Mutmaßungen und einige glückliche Erklärungen.

Die Briefe nehmen nur die Hälfte des Werkes ein. Der andre Theil enthält ein kurzes Reisejournal des Vf., mancherley Erklärungen und Zusätze, die sich auf die Briefe beziehen, und Briefe und Aufsätze von mehreren Gelehrten, die denn von verschiedenen Werthe sind. Auch hier findet sich Einiges, das seitdem umständlicher und besser bekannt geworden ist, und dies und jenes, was uns jetzt Langeweile macht. Durch diese Einrichtung sind mancherley Wiederholungen entstanden, indem man z. E. in dem Reisejournal wieder findet, was man schon in den Briefen gelesen hat. Ja gewisse Dinge kommen nicht nur zweymal, sondern dreymal vor. — Merkwürdig ist es, daß der Abt schon auf dieser Reise den Entwurf zu seinem großen Werke faßte. „Das Ungefähr, sagt er, gab mir den Gedanken zu Anacharsis Reise ein. Ich war in Italien (1755) weniger aufmerksam auf den gegenwärtigen Zustand der Orte, durch die ich gieng, als auf ihren ehemaligen Glanz. Ich gieng in das Zeitalter zurück, wo sie sich um die Ehre stritten, der Sitz der Künste und der Wissenschaften zu seyn; und mich dünkte, daß eine Reisebeschreibung in den Zeiten Leo X. durch eine gewisse Reihe von Jahren durchgeführt, eins der interessantesten und nützlichsten Schauspiele für die Geschichte des menschlichen Verstandes liefern würde etc.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Versuch über den letzten Grundsatz der christlichen Sittenlehre* von Jakob Friederich Duttenhofer, D. d. Ph. u. Diac. zu Vayhingen an der Enz. 1801. VIII. S. Vorr. 288 S. Text. 8. (20 gr.)

Ungachtet das Thema dieses Buchs nicht zu den literarischen Neuigkeiten des Tages gehört, vieles auch, was man hier findet, in früher erschienenen Schriften unter andern in *Joh. Wilh. Schmid's* Geiste der Sittenlehre Jesu und Lehrbüchern über die christliche Moral auf ähnliche Weise und nach den nämlichen Principien, von denen Hr. Duttenhofer ausgeht, entschieden ist: so wird es doch niemand gereuen, gegenwärtige gründlich ausgearbeitete, und von scharfem Nachdenken sowohl als von schätzbaren gelehrten Kenntnissen zeugende Schrift gelesen zu haben. Wenn Schmid in dem zuerst erwähnten Werke einen größern Reichthum von Bibelstellen angezogen hat, und mit ihrer Erläuterung für den vorliegenden Zweck mehr ins Detail gegangen ist: so find dafür die philosophischen Raisonsnements bey unserm Vf. ausführlicher und erschöpfender, nehmen auch auf neuere Einwürfe gegen den Begriff der Willensfreyheit, hauptsächlich in *Bartholis allgemeiner praktischer Philosophie und Ursprung des Begriffes von der Willensfreyheit* besonders angelegentliche Rücksicht. Eben in Beziehung auf diese Irrungen scheint es dem Vf. mehr darum zu thun, zu zeigen, wie müßte das Christenthum beschaffen seyn, um für eine rein moralische Sitten- und Glaubenslehre gelten zu können? — als sich bey Darlegung der Richtigkeit der Subsumtion desselben unter jenen Begriff lange aufzuhalten, ungeachtet er allerdings auch diesfalls in gedrängter Kürze und mit sehr guter Auswahl biblischer Stellen, jedoch, wie Rec. dünkt, mit nicht genug Rücksicht auf allerley mögliche Einwürfe vieles Treffende beybringt. Das Buch besteht aus drey Abhandlungen, wovon jede zwar ein Ganzes für sich ausmacht, doch mit den übrigen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke in Verbindung steht und sich auf jene bezieht. Sie haben folgende Ueberschriften: I. *Vergleichung des formalen Moralprincips mit den Grundbegriffen und Foderungen der christlichen Sittenlehre.* II. *Ueber den Begriff der Causalität in der Eleutheriologie, und die dadurch gegebene Möglichkeit der Besserung.* III. *Ueber die Möglichkeit positiver Vorschriften in der Moral.* Die erste Abhandlung beschäftigt sich hauptsächlich damit, den rei-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

nen Rationalismus in der Moral zu retten, und sie auf ein formales Principium, was allein als unbedingt gültig anzunehmen sey, und bey allen übrigen darin angenommenen Principien, um ihnen auch nur die partielle Gültigkeit, deren sie fähig sind, zu sichern vorausgesetzt werden müsse, zurückzuführen, worauf dann dargethan wird, das obgleich das Christenthum nicht jenen formalen und überhaupt gar keinen obersten Grundsatz der Sittenlehre feststelle, auch etwas von der Art gar nicht zum Zwecke habe, dennoch die Vorschriften und Lehren desselben und die darin empfohlene Gefinnung, (diese möchte wohl das Hauptmoment ausmachen) damit gar wohl übereinstimmen, auch jenes rein moralische Principium unumgänglich voraussetzen. Im zweyten Versuche wird der Begriff einer Causalität der Freyheit — (bestimmter und richtiger wohl *Causalität mit Freyheit oder der freyen Willkür*) — bestimmt, von Seiten des unzertrennlichen Zusammenhanges mit Moralität und mit Besserung ins Licht gesetzt, und gegen mancherley subtile Einwürfe mit vieler Geschicklichkeit vertheidigt, dann aber gezeigt, das die Sitten- und Glaubenslehre des Christenthums die moralische Freyheit ebenfalls postulire, ohne Voraussetzung derselben schlechterdings keine Bedeutung habe, und auch selbst mit ihren Verheißungen eines höhern Beystandes zum Guten, wenn man diese nicht mißdeute und mißbrauche, jenen Voraussetzungen gar nicht in den Weg trete. Die Aufschrift des dritten und letzten Versuches läßt kaum errathen, was man hier zu suchen habe, nicht sowohl nämlich, oder doch nicht allein und vorzügliche Rechtfertigung des Begriffes solcher Vorschriften ihrem aus Vernunftprincipien nicht herfließenden Inhalte, sondern auch hiervon abgesehen, lediglich ihrem Ursprunge nach, kurze Winke zur Rechtfertigung des Begriffes einer göttlichen Offenbarung überhaupt, und zwar nicht bloß als eines Bedürfnisses für moralisch gesunkene Menschen, sondern als eines kaum entbehrlichen und mit Moralität wohl verträglichen Erziehungsmittels für die Menschen als moralische Wesen einer eigenthümlichen Art überhaupt.

Der Vf. hält sich vornehmlich in den beiden ersten Versuchen größtentheils genau, doch unter steten Beweisen eines angestregten und glücklichen, seinen Gegenstand vielseitig fallenden, und auf alle mögliche Einwürfe Bedacht nehmenden Selbdenkens an die Vorkellungsart des Urhebers der kritischen Philosophie, und Rec. befindet sich in Ansehung seiner Ueberzeugungen mit ihm meistens auf einem

einem Wege, glaubt jedoch, das Interesse, womit er dieses Buch gelesen hat, am besten durch einige der obigen Inhaltsanzeige noch beygefügte bescheidene Erinnerungen zu beweisen. Wenn es S. 8. heist: „den Grund aller Verbindlichkeit sucht der Mensch „entweder in einem aufser ihm existirenden Wesen, „oder in sich selbst.“ so ist damit die Eintheilungs-Sphäre nicht erschöpft. Der Zusammenhang im Buche nämlich lehrt, das unter dem *einen* Wesen, der göttliche Wille, als Grund der Verbindlichkeit angenommen, zu verstehen ist. Aber auch Sitten, Convenienzen und Meynungen oder auch Wünsche und Bedürfnisse der Menschen, mithin mehrerer Wesen aufser uns, ingleichen die Beschaffenheit der uns umgebenden Objecte überhaupt, (wohin der unlängst von Hn. Schlegel in Greifswalde aufgestellte Grundsatz weist,) können als aufser uns befindliche Principien und Bestimmungsgründe der Sinnes- und Handelnsart angesehen werden, und sind, wie sich in Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten erinnert findet, wirklich so angesehen worden. Alles, was der Vf. gegen jenes theologische Moralprincipium bemerkt, würde, wie bekannt, auch gegen diese materialen und empirischen zu bemerken gewesen seyn. — In einer philosophisch bestimmten Sprache sollte durchaus nicht mehr wie S. 42. u. 49. von einem *uneigennützigem* Triebe, der dem eigennützigem entgegengesetzt sey, die Rede seyn. Jener höchst unglücklich gewählte Ausdruck bezeichnet, wie man ihn gebraucht findet, nichts anders, als die praktische Vernunft selbst, und das davon abhängige sittliche Gefühl der Achtung fürs Gesetz, die durch Verwechslung, mit einem Triebe, als etwas rein Physischen, und im Grunde allemal selbstfüchtigen herabgewürdigt werden. Uebrigens scheint jene Benennung dem Vf. nur des Wechsels im Ausdrücke halber entwischt zu seyn, da er nach der Hand allemal von Herrschaft der Vernunft, Achtung fürs Gesetz u. dgl. m. im Gegensatz des Uebergewichts der sinnlichen Neigungen spricht. — Soll in der Note S. 44. und 45. das Daseyn eines radicalen Bösen, d. h. eines ursprünglichen von aller Zeitbestimmung unabhängigen und daraus unerklärbaren unsittlichen Hanges oder Verderbtheit der Maximen des Menschen aus Grundsätzen der bloßen Vernunft in Anspruch genommen werden, wie Rec. nicht ganz klar ist: so hätte wohl auf die, wie ihm dünkt, unumstößlichen Beweise, die Kant (Rel. l. d. Gr. d. b. V.) *a priori* dafür gegeben hat, ohne sich übrigens von dem, was an sich unerklärlich ist, eine Erklärung anzumassen, Rücksicht genommen werden müssen. — Sollte wohl die Erklärung von Philipp. 2, 6. Christus habe das, was er ausgeführt hat, *nicht um der dadurch zu erreichenden Belohnung willen ausgeführt*, sich exegetisch rechtfertigen lassen, und würde seine Aufopferung für uns dann *nicht* moralisch lobenswerth gewesen seyn, wenn er sie nicht nach Röm. 5, 6—8. um keines uns zustehenden Verdienstes willen geleistet hätte? — Nicht so ganz dürfte es mit der Behauptung S. 92. seine Richtigkeit ha-

ben: „Vernunft haben, und zur Befolgung der von „der Vernunft aufgegebenen Verpflichtungen verbunden seyn, oder — Vernunft haben und verpflichtet seyn, diese Vernunft zu gebrauchen, (vernünftig zu seyn,) sind meines Erachtens zwey so innig verbundene Sätze, das die Längnung des „einen unmittelbar auch den andern aufheben würde.“ Das Vermögen der Vernunft, für sich praktisch zu seyn, kann aus dem Daseyn der theoretischen Vernunft oder des Erkenntniß - Vermögens keinesweges bewiesen werden, sondern geht unmittelbar aus dem ursprünglichen Bewußtseyn des Sollens als einer Thatfache, über welche hinaus keine Erklärung und kein Beweis denkbar seyn dürfte, hervor. Hat der Vf. jenes nicht behaupten wollen: so hat er sich wenigstens schwankend ausgedrückt, und einen Beweis von etwas, das weiter keinen zuläßt, versucht. — In so fern das Bewußtseyn des Sollens, wenn wir uns darüber gebührend verständigen, jeden Begriff von Verursachung nach einem Causalzusammenhange in der physischen Welt unter Zeitbedingungen unumgänglich entfernt, und das Bewußtseyn der Selbstthätigkeit bey unsern Handlungen unumgänglich nothwendiget, mithin sitliche Nothwendigkeit, die sich in jenem Sollen ausdrückt, mit Willensfreyheit eins ist, ist denn auch unsere moralische Freyheit dem Vf. S. 121. entgegen, allerdings eine *unmittelbare Thatfache* des Bewußtseyns zu nennen. Was nun aber zur Vervollständigung dieses Begriffes der Freyheit gehört, das wir das, was wir sollen, auch (moralisch — denn vom Erfolge in der Sinnenwelt ist, begreiflicher Weise, nicht die Rede —) bewerkstelligen können, das keine Naturkraft unsere Willkür sich nach rein sitlichen Principien zu bestimmen absolut hindern kann, und wir durch Spontaneität in den Zusammenhang der Erscheinungen der Sinnenwelt mittelst einer uns eigenthümlichen Causalität eingreifen, wovon der Vf. im zweyten Versuche sehr bündig handelt — dieser (theoretisch) transcendente Begriff, den man allerdings nicht mehr Thatfache nennen kann, muß von uns zum Behufe des sitlich guten Wandels postulirt, und für den rechtschaffenen Menschen ein nicht abzuweisender Gegenstand seines lediglich praktischen Glaubens werden. — Das der Begriff der *Schöpfung* (unstreitig muß man wohl hinzudenken *aus nichts*) als dem der Freyheit analog, nach S. 175. von den Gegnern dieser aus theoretischen Gründen unbestritten sey, dürfte so allgemein nicht zu behaupten seyn. Er hat bekanntlich von jeher den größten Widerspruch gefunden, und noch neuerlich von Fichten, in dessen Systeme Spontaneität des moralischen Ich oben an steht, die Benennung eines ungeheuern Systems erhalten. Vielleicht hat jedoch der Vf. hier eigenthümliche Gegner, die ihm seine Geltung lassen, vor Augen gehabt. — Eine ziemlich befremdende Lücke darf man es wohl nennen, das bey der Rechtfertigung des Parisius der christlichen Sittenlehre, so viel Rec. hat finden können, auf den Einwurf, das von Christo und den Aposteln nicht selten eudämoni-

monistische Antriebe zur Erfüllung der empfohlenen Pflichten gebraucht werden, (Matth. 5, 5. II. 12. 7, 1. vergl. Luc. 6, 37. Luc. 16, und mehrere apostolische Stellen) und dafs vornehmlich die Hinsicht auf eine ewige Glückseligkeit in der Sittenlehre des Christenthumes eine so bedeutende Rolle spielt, so wenig Rücksicht genommen ist. Rec. glaubt allerdings, dafs sich auch diesen Einwürfen begegnen lasse, und behält sich noch vor, über den Weg, auf welchem dies zu versuchen wäre, einen Wink zu ertheilen, hätte aber doch gewünscht, dafs dieser Punkt vom Vf. nicht so ganz mit Stillschweigen übergangen wäre. Auch dürfte man ungern einige Rücksicht auf die neuerlich mit viel Gewicht rege gewordenen historischen Auslegungs-Verseuche des N. T., wodurch sich vornehmlich *J. C. E. Schmidt* in Gießen verdient macht, in einer Würdigung der christlichen Sittenlehre vermissen. — Sehr gut ausgeführt ist das, was der Vf. in dem dritten Versuche über den Begriff des moralisch-religiösen Glaubens, und über die Gründe dazu, wie nicht minder über die Bedeutung dieses Wortes in dem Christenthume sagt, auch aller Aufmerksamkeit würdig, obgleich wohl nicht genug erschöpfend, was er über Offenbarung als allgemeines und fortdauerndes Erziehungsbedürfnis der Menschheit beybringt; zur wirklichen Ausübung des Guten nämlich, zur Befestigung eines empirisch guten Charakters und zur Annäherung der Menschheit an das Ideal der Heiligkeit, von dieser Seite sey nicht blofs Achtung, sondern (nach Kants Erinnerung in der Abhandlung über das Ende aller Dinge) auch Liebe des Guten unentbehrlich, und diese müsse in einem solchen äußerlichen Hülfsmittel, dergleichen eine Offenbarung seyn würde, ihre Unterstützung finden. Ob hier nicht noch manche Bedenklichkeiten übrig bleiben möchten, will Rec. unentschieden lassen, ob es gleich sehr seinen Beyfall hat, dafs Offenbarung nicht blofs als temporäres Hülfsmittel der gänzlich gesunkenen Moralität angesehen wird. Ihm scheint noch dieses Moment Beherzigung zu verdienen, dafs Religion (der Gesinnung nach) schwerlich ohne Cultus, eine unsichtbare Kirche Gottes schwerlich ohne eine sichtbare dürfte existiren, Einigung der Menschen zu diesem Behufe ohne positive Constitution, und da es eine freye Gewissens-Angelegenheit gilt, in welcher kein Mensch von der Autorität der andern abhängen darf, ohne Glauben an eine höhere göttliche Sanction nicht füglich möchte gedacht werden können, welche Ideen weiter auszuführen übrigens hier der Ort nicht ist. Der achtungswürdige Vf. sagt am Schlusse der Vorrede, dieser Versuch enthalte blofs die allgemeinen Grundsätze, welche bey einer vollständigen Vergleichung der christlichen Moral mit der Sittenlehre der Vernunft vorausgesetzt werden müssen; der übrige Theil, welcher eine Darstellung des Geistes der christlichen Religion enthielte, würde nur eine Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die besondern Vorschriften der christlichen Sittenlehre fodern; ob er diese ihm sehr interessante Arbeit noch

liefern werde, hänge von dem Urtheil über die gegenwärtige und von günstigen Umständen seiner Lage ab. Eben auf diesem Felde ist vielleicht noch die reichste Aernte übrig. Den moralischen Geist des Christenthums nicht nur aus einzelnen praktischen Vorschriften desselben, sondern aus dem Zusammenhange dieser untereinander, aus den Umständen, unter denen diese Vorschriften gegeben wurden, und aus den gesammten moralischen und religiösen Verhältnissen, worin wir uns durch das Christenthum versetzt sehen, rein aufzufassen und lebendig darzustellen, das ist wohl der Hauptpunkt, von dem man es anzugreifen hat, wenn man zeigen will, ob die Forderungen, die dort an die Gesinnungen und das Verhalten des Menschen gethan werden, mit dem allgemeinen Ideale menschlicher Rechtschaffenheit und Frömmigkeit übereinstimmen. Vor dieser Prüfung hat sich nach Rec. ganzer Ueberzeugung das Christenthum nicht zu fürchten, und dieses Geschäft, welches zugleich die Mittel an die Hand giebt, einzelne Aeußerungen in der Schrift, bey denen sich Bedenklichkeiten finden, gehörig zu würdigen und vor Mißdeutungen zu sichern, ist es, wozu man dem Vf. mit Recht alle erforderliche Aufmunterung und Mufse wünschen darf.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Versuch eines Unterrichts in den Waffenübungen für die leichten Infanterie-Compagnien und die Bataillonschützen*, von *Karl Scheidemantel*, Herz. Wirtemberg. Jägerlieutenant. 1800. LVI. u. 127 S. 8. m. 2 Kpft. (16 gr.)

Obgleich der *kleine Krieg* keinesweges zu den noch unbearbeiteten Feldern der militärischen Literatur gehört: so beschäftigen sich doch die dahin gehörenden Werke theils ausschliessend mit der leichten Kavallerie, theils blofs mit dem Felddienst der leichten Truppen. Es war daher keine undankbare Mühe des Vf., hier in Form eines Reglements Vorschläge über die Formirung, Bekleidung, Ausrüstung und das Exerciren der leichten Infanterie zu geben. Anstatt der Halbkamischen S. XXXIX. würde Rec. die leichte Infanterie lieber Halbtiefeln tragen lassen, die doch in Schnee und Koth den Fuß besser verwahren. Die Einrichtung des Ladestockes mit einem Würbelgewinde S. L. ist allerdings bey der Kavallerie nützlich, indem sie das Einbringen des Ladestockes in den Lauf erleichtert; bey der Infanterie hingegen ist diese Vorrichtung überflüssig und selbst der Geschwindigkeit des Ladens nachtheilig, wie deshalb angestellte Versuche Rec. gelehrt haben.

Der Unterricht in den Handgriffen ist gut und zweckmäfsig, doch ohne näheres Detail, weil dies sich bey jeder Armee abändert. Das Laden ist zwar auf dem rechten Knie liegend etwas beschwerlicher, als auf dem linken; S. 44. jedoch wird man in der letztern Stellung nie so gut und richtig zielen können,

nen, als im andern Falle; wo sich bey gehöriger Uebung das Laden ebenfalls ohne große Schwierigkeit bewerkstelligen läßt. In Absicht der Vertheidigung gegen Reuterey bemerkt der Vf. sehr richtig: daß man wenig aber gut schießen müsse. Rec. fügt noch hinzu: daß nur dann die Pferde umkehren, wenn ihnen das Feuer der Gewehre selbst entgegen-

schlägt; daß aber ein selbst schwer verwundetes Pferd, demungeachtet den *Choc* mit macht, und einzubringen im Stande ist. Ein Infanterie-Peloton hatte anstatt der Kugeln Sand in die Gewehre geladen, den es der Kavallerie auf ungefähr 50 Schritt entgegenschoss. Die Pferde kehrten auf der Stelle um, und waren durchaus nicht wieder herum zu bringen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Breslau, b. Grasses Erben u. Barth: *Ueber die Mainotten, die vermeintlichen Abkömmlinge der alten Spartaner*. Zur Ankündigung — der — öffentlichen Prüfung — im Magdalenischen Realgymnasium, von *Johann Caspar Friedrich Manso*, Rector und Prof. 1801. 24 S. 8. Der Vf. wurde bey seinen Forschungen über das ehemalige Lakonika, welche das Publicum ihm zum Theil schon verdankt, zum Theil nächstens verdanken wird, auch auf die *Mainotten* geleitet, welche man für Abkömmlinge der berühmten Spartaner hält. Weil er anfangs vorzüglich nur *Pauws* Nachrichten darüber (*Recherch. philosoph.* etc. To. II. p. 415.) kannte: so glaubte er, wegen der bekannten Unzuverlässigkeit dieses Schriftstellers, diese in seinem Werk über Sparta nicht besonders beachten zu dürfen. Nachher aber fand er mehrere und merkwürdigere Nachrichten, die er in gegenwärtiger Schrift zusammenstellt, und einer scharfsinnigen, lehrreichen Prüfung unterwirft. An der Spitze stehen die Angaben, welche der berühmte Entdecker des Helminthochortons, *Dimo Stephanopoli*, lieferte, ein in Corfica wohnhafter Abkömmling der Mainottischen Colonie, welcher von Bonaparte beordert wurde, nach Albanien und Morea zu gehen, um die dortigen Griechen für die Sache der Freyheit und Unabhängigkeit zu gewinnen. Es erschien, zu Folge dieses Auftrags, die sehr interessante *Voyage de Dime et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années V et VI. (1797. 1798.) d'après deux missions, dont l'une du Gouvernement Français* etc. (London, vielmehr Paris 1800. Tom. III. 8.), worin der Vf. der Geschichte und den Sitten der Mainotten mehr, als die Hälfte des Werkes, gewidmet hat. Sodann theilt Hr. M. eine der frühesten und bestimmtesten Nachrichten über die Mainotten mit, welche sich in einer Beschreibung von Morea findet, die im J. 1697, also während des Kriegs, in welchem Venedig das gedachte Land den Türken, nach einem anhaltenden und blutigen Kampfe, wieder entriß, zu Frankfurt in drey Theilen herauskam. Dieser Nachricht fügt er den Bericht des Engländers *Wheler* (*Voyage de Dalmatie, de Grèce et du Levant*, 1723. 8.) hinzu, der die Levante im J. 1675. bereisete, und, ob er gleich Maina selbst nicht besuchte, doch über die Bergbewohner des Landes Erkundigungen einzog. Zuletzt folgen die Nachrichten, welche ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller, der selber in Corfica gelebt und mit den angefehnsten Männern des Landes in Verbindung gestanden, *Jacob Boswell* (*Account of Corfica, Journal of a Tour to that Island*. Glasgow 1763. 8.) über die Auswanderung der Mainotten nach Corfica gegeben; ferner ein kurzer Auszug aus *Choiseul Gouffier's* bekannter Reise durch Griechenland, die gemeinsamen Unternehmungen der Russen und Mainotten gegen die Türken im J. 1770. betreffend; endlich die neuesten und wichtigsten Zeugnisse, welche *St. Sausseur*, ehemaliger französischer Consul und Resident auf Corfu und Zante in seiner *Voyage historique, littéraire et pittoresque dans les isles et possessions cidevant Vénitiennes du Levant* (Paris,

An. VIII.) über die Mainotten bekanntgemacht hat. — Die Resultate, welche Hr. M. mit gewohnter kritischer Genauigkeit aus diesen Nachrichten herleitet, sind folgende: I. Alles Geschichtliche, was *Stephanopoli* über die Mainotten bringt, wird auch von andern Schriftstellern erwähnt, aber es stimmt mit keinem derselben zusammen. Diese Abweichungen, so wie der Charakter eines partheyischen und beschönigenden Erzählers, welcher sich überall in *Stephanopoli's* Darstellung ausdrückt, lassen mit Recht vermuthen, daß alles, was er von der Bravheit, Redlichkeit und patriarchalischen Lebensart dieses Volks zu rühmen weiß, ebenfalls erdichtet, oder doch äußerst entstellt sey; zumal da er, in dem an Bonaparte erstatteten Bericht, von allen diesen glänzenden Eigenschaften in einem überaus bescheidenen Tonespricht, und sogar aufrichtig bekennt, daß die wahren Schutzwehren der Mainotten, wenn sie von den Türken angefallen werden, Höhlen und Berge sind. Nur *Boswells* Zeugniß begünstigt die Schilderung des Franzosen. Was dieser von dem in Corfica angeedelten Haufen der Mainotten meldet, wirkt allerdings ein vortheilhaftes Licht auf das ganze Volk. Indefs kennen wir doch die Geschichte jener Colonie zu wenig, um uns eine richtige Idee von dem Grade der Cultur zu bilden, nicht zu denken, daß die Mainotten die ebenfalls rohen Corfen, noch in manchen andern Stücken, als in Fleiß und Ackerbau übertreffen, und dennoch zu den ungebildeten Völkern gehören können. — II. Aus allen Nachrichten jener Schriftsteller geht nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewißheit, hervor, daß die Mainotten Abkömmlinge der Spartaner, oder, wie *Pauw* will, der spartanischen Perioken sind. Die einzige Ähnlichkeit zwischen ihnen und jenem ausgearteten Volke besteht in ihrer ausgezeichneten Tapferkeit: allein diese Eigenschaft scheint sich weit leichter aus ihrer politischen Lage, aus der harten Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, aus ihren rohen Sitten und aus der Natur des Berglandes, das sie bewohnen, als aus der Abstammung von tapfern Vorfahren, herleiten zu lassen. Denselben Ruhm der Tapferkeit behaupteten einst die Schweizer, und behaupten noch heut zu Tage die Corfen; und niemand bedarf ihrer Herkunft, um zu erklären, warum sie so tapfer sind. Aus demselben Gesichtspunkte sah auch der erfahrene Major von *Warnery* (*Remarques sur le Militaire des Turcs et des Russes*. Brest. 1771. p. 161.) die Sache an.

Da diese Schrift, als ein Schulprogramm, nicht durch den Buchhandel im Umlauf gekommen ist: so hoffen wir durch eine etwas ausführlichere Anzeige derselben den Besitzern von *Hn. Manso's Sparta* einen angenehmen Dienst zu erzeigen. Vielleicht aber, — und gewiß ist dies der Wunsch der meisten Leser, — daß der würdige Vf. sich entschließt, in dem letzten Bande seines trefflichen Werkes die ganze Schrift, als Beilage, durch einen neuen Abdruck bekannter und gemeinnütziger zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral*, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Herausgegeben von D. Joh. Friedr. Flatt, Prof. d. Theol. in Tübingen. Siebentes St. 1801. 243 S. gr. 8. (20 gr.)

Nr. 1. Ueber die *a priori* und *a posteriori* aufgestellten Principien der Beurtheilung, was in der christlichen Religionsurkunde locale und temporelle oder allgemeingültige Lehre sey? Aus dem Standpunkt des Offenbarungsgläubigen von W. T. Lang. Unter dem Offenbarungsgläubigen versteht der Vf. den, der eine unmittelbare göttliche Mittheilung der christlichen Religionslehre glaubt. Das Locale und Temporäre in dieser kann auf eine zweyfache Weise dem Allgemeingültigen entgegengesetzt werden. Es kann 1) eine wahre, aber nicht für alle Christen zu allen Zeiten verbindliche oder anwendbare Lehre, oder auch die Hülle, Einkleidung, Vorstellungsart allgemeingültiger Lehren nach den zu den Zeiten Jesu und der Apostel herrschenden Volksbegriffen heißen. In diesem Sinne kann und soll der Offenbarungsgläubige es annehmen. Zur Erkennung desselben dient das Princip: jede Lehre, die eine Verheißung solcher Wirkungen, welche von keinem Gläubigen mehr hervorgebracht werden können, und jede, die als allgemeingültige Lehre genommen, andern ungezweifelt allgemeingültigen Lehren widerspricht, ist bloße Introductionslehre. Aber man kann 2) unter den localen und temporären Lehren auch *irrig* verstehen. In diesem Sinne kann der Offenbarungsgläubige keine annehmen. Aus dem Princip, daß eine der Vernunft widersprechende Lehre nicht geoffenbart seyn könne, folgert er, daß keine solchen Lehren in der christlichen Religionslehre enthalten seyn können, weil sie eine geoffenbarte Religion ist, es müßte denn erwiesen werden, daß die Introduction religiöser Wahrheiten einzig durch gewisse irrig Lehren möglich gewesen sey. Aber das hält er für schlechterdings unerweislich. Könnte er es aber auch zugeben, so müßten doch sichere Principien zur Beurtheilung des Wahren und des Irrigen aufgestellt werden. Solche hat man nun *a priori* und *a posteriori* aufzustellen gesucht. *A priori* behauptete man aus dem Begriffe von Religion überhaupt: Was innerhalb der Grenzen der praktischen Vernunft liegt oder nicht liegt, ist allgemeingültige oder locale und temporäre Lehre; aber man kann nicht einräumen, daß in der Religion keine andere, als Sätze der prak-

A. L. Z. 1802. Erster Band.

tischen Vernunft gültig seyen. *A posteriori* war man nicht so glücklich, ein höchstes Princip aufzufinden; man mußte sich begnügen, eine Sammlung von Regeln zu geben. Aber diese Regeln stützen sich sämmtlich auf das *a priori* aufgestellte und bereits widersprochene Princip. Läßt man sich dennoch auf die Prüfung der einzelnen Regeln ein: so findet man, daß sie bald zu weit, bald zu eng sind, bald selbst die unbezweifelt allgemeingültigen Lehren des Christenthums zerstören. Der Vf. beweist das durch eine ausführliche, aber hier noch nicht zu Ende gebrachte, Prüfung der (S. 23. verzeichneten) Regeln.

Die ganze Abhandlung ist sehr schätzbar. Die Prüfung der einzelnen Regeln, und ihrer Anwendung auf einzelne Lehren ist mit vorzüglichem Scharfsinn ausgeführt; die Untersuchung, z. B. ob die Auferstehungslehre als eine bloße Einkleidung der Unsterblichkeitslehre betrachtet werden könne, verdient in aller Hinsicht musterhaft genannt zu werden. Andere Erörterungen, besonders die der Behauptung, daß die Religion nur Sätze der praktischen Vernunft enthalten könne, sind wenigstens scharfsinnig, und enthalten viel Wahres, wenn sie gleich nicht tief genug in die letzten Entscheidungsgründe eindringen. Aber das ist befremdend, daß der würdige Vf. auf die Vorstellung derer gar keine Rücksicht nimmt, die zwar sehr bereit sind, auch diejenigen Lehren, über deren Wahrheit oder Unwahrheit die Vernunft nicht entscheiden kann, z. B. von der Auferstehung, von den Engeln, als wahre Lehren anzunehmen, wenn es gewiß ist, daß sie von Jesu als allgemeingültige Lehren vorgetragen seyen, die aber zugleich behaupten, daß, der eigentlichen Offenbarung der christlichen Lehre unbeschadet, Jesus und die Apostel sich in dem Vortrage derselben nach Volksmeynungen haben accommodiren, (und daß die Apostel auch haben irren) können, und die deswegen Kriterien der Accommodation aufzustellen bemüht sind, und, bey der zugestandenen Unzulänglichkeit derselben in mehreren Fällen, darzuthun suchen, daß, und wie man sich über die daraus entstehende Ungewißheit beruhigen könne. Diese Unterlassung ist aber nicht der vorliegenden eigen; in dem ganzen Magazin sucht man bis jetzt eine prüfende Hinsicht auf diese Vorstellung vergebens, und der Rec. wünschte, durch seine Erinnerung die Ausfüllung dieser Lücke bewirken zu können.

Nr. 2. *Storr über Joh. 13, 20.* Hr. KR. Lang hat in dem 4. B. des *Gablerschen theologischen Journals* geurtheilt, daß dieser Vers mit dem, was vorhergeht und nachfolgt, nicht in Verbindung gebracht

Rrrr

wer

werden könne, und also auch nicht an seiner rechten Stelle stehe, sondern entweder von Johannes selbst, oder von einem Abschreiber unpassend hier eingefchoben worden sey. Wenn man aber bedenkt, das für eine Einschaltung von einem Abschreiber nicht eine kritische Autorität aufzufinden ist, und das Johannes (wie Hr. D. Gabler S. 133. N. sehr richtig bemerkt) diesen Ausspruch Jesu, wenn er ihn hierher setzte, auch im Zusammenhang mit den vorhergehenden und nachfolgenden gedacht haben muß: so kann man sich der Bemühung nicht entheben, der verdeckten Verbindung der zusammengestellten Aussprüche nachzuspüren. Hr. D. Gabler hat an angeführten Orte selbst einen solchen Versuch gemacht, und Hr. O. H. Pr. Storr liefert hier einen neuen, in welchem der Rec. seine eigene Ansicht wieder gefunden hat. Man muß sich bey den Reden Jesu vom 10. V. an in die Stelle der Apostel versetzen, und überlegen, welchen Eindruck die auffallenden Worte V. 10. und 18. auf sie machen konnten, die bisher zuversichtlich hatten glauben müssen, das sie alle in den Gesinnungen gegen Jesum übereinstimmten. Den Johannes konnte besonders, bey seinen hohen Begriffen von der Würde des Herrn, der Gedanke beunruhigen, das Jesus sich in der Wahl seiner Vertrauten irren können. Wahrscheinlich schaltete er deswegen gleich im 11. V. die Erklärung ein, das Jesus seinen Verräther gekannt habe, was sich doch aus V. 26. ohnehin von selbst ergibt. Mit diesem Skrupel verband sich sehr natürlich die Bedenklichkeit, ob sie selbst sich auf die ihnen von Jesu früher gegebenen Verheißungen verlassen könnten. Auf diese Gedanken beziehen sich nun wohl die Aeußerungen Jesu: (V. 18.) „Ich habe euch ausgewählt, nicht ohne euch zu kennen; das ich den Unwürdigen mitgewählt habe, ist dem Willen Gottes gemäß geschehen, (*ὅτι ἡ γὰρ ἡμεῖς πληρωθήσεται*, wie auch VI, 12.); (V. 19.) ich mache es euch also jetzt bekannt, damit ihr nicht in eurem Glauben an mich irre werdet; (V. 20.) alle meine Verheißungen in Beziehung auf euer Apostelamt (Matth. 10, 40.) werden pünktlich in Erfüllung gehn.“ Die Worte, *ὅτι ἐγὼ εἶμι* V. 19. erklärt Hr. St. durch die Verweisung auf sein Werk über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Joh. (S. 204. ff.), so: „das ich Gott bin“ (*כִּי אֲנִי אֱלֹהִים דֵּיּוֹ* Deut. 32, 39. LXX. *ὅτι ἐγὼ εἶμι*). [Das Johannes sie so verstanden habe, das Jesus sie so habe verstanden wissen wollen, das können wir durchaus nicht glauben finden. Der Rec. versteht sie hier und 8, 24. 28. noch immer so: „das ihr mich für das erkennen sollet, was ich bin“ *ὁ, τί τὸ οὖν*, vergl. Joh. 2. 5.]

Nr. 3. Bemerkungen über die von unserm Wohlseyn hergenommenen Beweggründe, die in den Reden Jesu enthalten sind, von J. F. Flatt. Der Vf. bemerkt zuerst in dieser überaus wichtigen Abhandlung, welche eine weitere Ausführung der 2. Abh. in seinen Beiträgen zur christlichen Dogmatik und Moral (Tüb. 1792.) enthält, das die Hinweisungen auf die künftige Seligkeit und auf unser geistiges Wohlseyn in diesem Leben (in so fern in den Reden Jesu

das Streben nach ihnen geboten wird) betrachtet werden können als Aufforderungen, der rein moralischen Triebfeder durch das Mitwirken zu diesen Zwecken Gottes zu folgen; und das eben diese Güter (in so fern sie von Jesus zugesagt werden) betrachtet werden können als die Bedingung, unter welcher es uns möglich wird, das Sittengesetz als unbedingt verpflichtend für uns anzuerkennen, und als Mittel, die pflichtmäßige Verehrung Gottes in uns zu erhalten; und das auch die Zusicherungen eines äußern irdischen Wohlseyns als solche Mittel angesehen werden können. Aber die Verheißungen des Wohlseyns können auch als sinnliche Beweggründe gedacht werden, und man kann daher mit Recht fragen, ob sie nach der Absicht Jesu auf solche Art gebraucht werden sollen. Allerdings sollen sie das nach den Grundätzen der Lehre Jesu. Freylich würde die Vernunft dieses mißbilligen müssen, wenn durch diese Begünstigung des Naturtriebs seine Befriedigung zum höchsten Zwecke des Handelns gemacht würde, aber dazu wird sie durch die Grundsätze der Sittenlehre Jesu keineswegs gemacht. Es möchte zwar scheinen, als ob Jesus durch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20.) den sinnlichen Gebrauch der eudämonistischen Beweggründe sogar für unzulässig erklärt hätte; aber in dieser liegen nur die zwey Hauptsätze: 1) Man darf darauf, das man länger und beschwerlicher, als andere, für die Zwecke Gottes arbeitet, keinen Anspruch auf größere Belohnung gründen. 2) Auf eine recht edle Gesinnung (*εὐλαβία*) bey dem Arbeiten für die Absichten Gottes kommt es hauptsächlich an, um von ihm einer vorzüglichen Belohnung gewürdigt zu werden. (Nach dem Bedünken des Rec. liegt in ihr der einzige Hauptsatz: diejenigen, welche von Gott gewürdigt werden zur Ausbreitung seines Reiches etwas Großes zu wirken, *εὐλαβιοὶ* (vergl. *ὡς ἐξελήξαμεν* Joh. 13, 18.) haben keinen Anspruch auf größere Belohnung, als diejenigen, welche bey gleicher Treue, nicht so viel wirken konnten.) In vielen Stellen ermuntert Jesus die Seinigen unverkennbar durch Glückseligkeitsverheißungen zum Gehorsam gegen Gottes Gebote. Und diese Ermahnungen waren nicht etwa bloß für die Zeitgenossen Jesu berechnet, deren Bedürfnisse in dieser Beziehung nichts Unterscheidendes von den allgemeinen hatten. Eben so wenig läßt sich behaupten, das nur die Anfänger in der christlichen Tugend die Benutzung der sinnlichen Triebfeder nöthig hätten, das bey der vollkommensten menschlichen Tugend die Achtung gegen das Gesetz einzig und allein den Willen bestimmen müsse. Es würde vielmehr bey der Wegwerfung der sinnlichen Triebfeder die Verbindung der Liebe zum Guten mit der Achtung des Gesetzes, es würde die moralisch-pathologische Liebe gegen Gott und Jesum, die das eigentliche Princip der Neigung zur Befolgung der Gebote bey den Christen seyn soll, nicht möglich seyn. Der Gebrauch der sinnlichen Triebfeder kann eine Folge und Aeußerung der pflichtmäßigen Gesinnung seyn, und durch sie

sie bestimmt werden; und dafs der Mensch einer solchen Vollkommenheit, bey welcher ihm die Hülfe der sinnlichen Beweggründe durchaus entbehrlich würde, fähig sey, ist ganz unerweislich. Mit gleichem Rechte könnte man schliessen: Je mehr Antheil unsere Selbstthätigkeit an unserer Erkenntniß hat, desto gröfser ist der Werth unserer Erkenntniß; also dürfen nur die Anfänger äufere Hülfsmittel zur Erkenntniß benutzen. Gewifs würde auch die Verschmähung der sinnlichen Triebfeder manche Verletzungen und Verschmähungen der Pflichten verursachen, würde unvermerkt der reinen moralischen Triebfeder die Triebfeder einer stolzen Selbstgefälligkeit unterschieben, oder sonst durch den Wahn von einer eingebildeten Vollkommenheit eine Selbsttäuschung, oder auch das Gefühl des Unvermögens hervorbringen, die idealische Gröfse, der man nachstrebt, zu erreichen, eine niederschlagende Kleinmüthigkeit, oder gar eine leichtsinnige Verwerfung des Unmöglichkeits fodern den Sittengesetzes, veranlassen; man würde nur eiporzutreiben versuchen, um desto tiefer zu fallen.

Nr. 4. *Bemerkungen über den Versuch das Christenthum aus dem Essäismus abzuleiten*, von M. Bengel. Die Aehnlichkeiten zwischen dem Essäismus und dem Christenthum, welche schon längst bemerkt worden sind, haben zu der Hypothese Anlaß gegeben, dafs Jesus seine Lehre aus der Essenischen Schule geschöpft habe, dafs er als Knabe in dem Institut der Essener erzogen, unterrichtet, gebildet, zum Jüngling herangewachsen, und von dem Orden zur Bewirkung einer grofsen moralischen Revolution ausgesandt worden sey; welches selbst der bedachtsame Forscher, Hr. D. Stäudlin im 1. B. seiner trefflichen Geschichte der christlichen Sittenlehre annimmt, und zu erweisen sucht. Die Widerlegung dieser Hypothese ist die Ablicht der vorliegenden Bemerkungen. Der Vf. untersucht zuerst ihre innere Wahrscheinlichkeit. Er vergleicht die allgemeine Organisation der Essenischen Secte und der ersten christlichen Kirche, dann die moralischen Grundsätze und einzelnen Gebote, und die Religionsgebräuche des Essäismus und des Christenthums, und zeigt die Verschiedenheiten zwischen beiden, und die Erklärbarkeit der Aehnlichkeiten ohne die Hülfe jener Hypothese. Hierauf geht er zur Untersuchung der äufsern Wahrscheinlichkeitsgründe über, und bemerkt, dafs die Hypothese mit dem, was Jesus selbst von dem Ursprung seiner Lehre behauptet, (er habe sie allein von Gott), auf keine Weise zu vereinigen ist, und dafs weder die Evangelien, noch die Geschichte und Briefe der Apostel irgend ein historisches Datum enthalten, welches auf eine solche Verbindung Jesu mit den Essenern hinwiese, und dafs auch in keinem der ältern Kirchenschriftsteller sich ein historischer Wink darüber findet. (Unsers Bedünkens ist durch diesen überaus schätzbaren Aufsatz die Unsinnlichkeit dieser Hypothese entschieden; und wir würden bedauern, dafs seine Reichhaltigkeit einen detaillirten Auszug unmöglich gemacht hat, wenn wir nicht darauf rechneten, dafs doch jeder, der über diesen Gegenstand

gründlich urtheilen will, sich dem eigenen prüfenden Studium der Abhandlung unterziehen werde.)

Nr. 5. *Einige Bemerkungen in Beziehung auf die Frage: ob Jesus seine Auferstehung bestimmt vorhergesagt habe?* Von Süskind. Der Vf. zeigt, dafs die Vorhersagungen Jesu Joh. 14, 18—20. und 16, 19. ff. nur auf eine sehr harte und gesuchte Weise von dem *Aufleben seiner Lehre* verstanden werden können, da hingegen die Erklärung vom Wiederlehn nach seiner Auferstehung durchaus leicht und natürlich ist; dafs aber noch weit weniger die zahlreichen Stellen, nach welchen Jesus schon früher seine Auferstehung am dritten Tage, und in unmittelbarer Verbindung mit seinem physischen Tode, vorausgesagt hat, und am allerwenigsten die Versicherung der erfolgten Auferstehung unter ausdrücklicher Berufung auf die Vorhersagung Jesu (Matth. 28, 6. Luc. 24, 6. 7.), von einer moralischen Auferstehung seiner Lehre von dem Siege, den sie, aller Verfolgungen und Hindernisse ungeachtet, in kurzer Zeit erhalten werde, erklärt werden können, da es äusserst unwahrscheinlich ist, dafs *αυξησαι εν νεκρω*, von einer verstorbenen Person gesagt, und im profaischen Stil, die Erhaltung und den Sieg der von dieser Person vorgetragenen *Lehre* bezeichnen sollte. Solcher Ausdrücke muß sich aber Jesus wirklich bedient haben, wenn nicht seine Jünger eine absichtliche unredliche Verfälschung sich erlauben haben sollen, da es ganz unmöglich ist, dafs sie andere Ausdrücke, durch eine erst nach der Auferstehung Jesu entstandene Selbsttäuschung, für gleichbedeutend mit dieser dafür substituirt gehalten haben könnten; denn sie erinnerten sich ja schon vor der Erfahrung derselben ihrer Voraussagung von Jesu (Luc. 24, 21.), nur aber fanden sie dieselbe noch ungläublich, so wie sie sich sogleich als sie Jesum bey der Voraussagung seines Todes zugleich seine Auferstehung voraussagen hörten, nicht darein hatten finden können (Marc. 9, 10. 32. Luc. 18, 34. Matth. 16, 21. ff.). [Schwerlich läßt sich nach dem hier ausgeführten Beweise etwas Erhebliches gegen die bestimmte Vorherverkündigung der Auferstehung Jesu aufbringen, so schwer es auch werden mag, sie mit gewissen Ansichten der Geschichte Jesu, die man nicht aufgeben, und mit einer gewissen Achtung gegen die Evangelisten, von der man sich nicht dispensiren zu können glaubt, zu vereinigen.]

Nr. 6. *C. C. Platt über den Kanon des Eusebiums*. Der Vf. beantwortet in dieser Abhandlung, deren Fortsetzung versprochen wird, zwey Fragen mit Scharfsinn und Genauigkeit. 1) Theilt Eusebius die in seinem Kanon aufgeführten Schriften in 3 oder in 4 Classen? Er entscheidet, in 3, in *δοξολογουμενα*, *αντιλεγόμενα* oder *βιβλα*, und *αποτα*. [Der Rec. pflichtet dem Vf. bey, ungeachtet er lang geneigter war, die *αντιλεγόμενα* und *βιβλα* für 2 Unterabtheilungen der 2 Classe anzusehen. Das *κα* in der Stelle: *εν ταις βιβλαις καταταχθησιν* etc., und die Eintheilung in II. E. 3, 2. aus welcher die 3, 25. zu erklären ist, scheinen allerdings entscheidend, zumal da das kanonische Aufsehen der *αντιλεγόμενα* eben aus dem Grunde

de bestritten wurde, weil man sie für *νοθα*, nicht *γνησια*, nicht von den angegebenen Verfassern herführend, hielt. So wurde der Brief an die Hebräer von der römischen (lateinischen) Kirche, und von einigen, die ihr beytimmten, nicht angenommen, weil man glaubte, er sey nicht von Paulus (H. E. 3, 3.), wofür man den Umstand, daß der Vf. sich nicht genannt hat, als einen Beweis ansah (s. H. E. 6, 13, und 25.). Der nämliche Grund verhinderte die allgemeine Annahme des 2. und 3. Briefs Joh. (3, 25. 6, 25., auch 7, 25. *Φερρομενχι ιωαννου*). 2) Was haben die Ausdrücke *ομολογουμενα*, *αντιλεγομενα*, und *νοθα* für eine Bedeutung? *Ομολογουμενα γραμματα* heißen solche Schriften, die als *neutestamentlich* allgemein angenommen sind, und daher auch H. E. 3, 3. und 25. *ευδιαθηκα* heißen. Für solche wurden alle die anerkannt, welche von einem Apostel geschrieben sind, oder an denen ein Apostel Antheil hatte; daher mag der erste Brief des *Clemens Romanus* an die Corinthier nicht unter die *ευδιαθηκα* gezählt worden seyn, ob er gleich in Hinsicht auf seine *Aechtheit* ein *ομολογουμενον* war, welche Benennung 3, 16. und 38. vgl. mit 3, 25. sich nicht auf die Kanonicität beziehen kann, wiewohl einige wenige ihn zu dem Kanon des N. T. gezählt haben müssen, weil ihn doch Eusebius 6, 13. unter andern *αντιλεγομενοις* anführt. Aber warum wurde der Brief des *Barnabas* und der Hirt des *Hermas* von denen, welche sie für ächt hielten, unter die neutestamentlichen Bücher gesetzt? Mit Gewisheit läßt sich das wohl nicht beantworten; ihr Gebrauch in manchen Kirchen kann der Grund nicht gewesen seyn, das beweist die Ausschließung des ersten Briefs des römischen Clemens: aber einer Prüfung wenigstens mag die Vermuthung werth seyn, daß der Brief des *Barnabas* darum für neutestamentlich angesehen wurde, weil *Barnabas*, wie *Marcus* und *Lucas*, allgemein für einen der 70 Jünger gehalten ward (ein *Hermas* und *Clemens* stehen freylich auch in den willkürlich erdichteten Verzeichnissen der 70 Jünger, aber daß sie schon in den Zeiten, die hier in Betrachtung kommen, dafür gegolten hätten, folgt daraus nicht); und der Hirt des *Hermas* vielleicht darum, weil er angeblich Offenbarungen enthielt; [dafür scheint einigermaßen zu sprechen *Origenes περι αρχων* 4, II. p. 168. ed. de la Rue T. I.]. *Αντιλεγομενα* heißen diejenigen, deren Recht, eine Stelle im N. T. einzunehmen, bestritten, *νοθα* solche, deren neutestamentliche Aechtheit verdächtig ist. [Wir begreifen nicht, wie der Vf. nach dem Resultate seiner Untersuchung über die erste Frage dennoch einen Unterschied zwischen den *αντιλεγομενοις* und *νοθοις* machen kann; nach jenem Resultate verhalten sich diese Benennungen (sagt er selbst S. 243.) wie Grund und Folge, die *αντιλεγομενα* waren eben deswegen *αντιλεγομενα*, weil sie für *νοθα* gehalten wurden; eine andere Erklärung, die er S. 242. von den *νοθοις* als möglich anführt, daß sie Schriften von geringerer Art oder von geringe-

rem Ansehen seyen, ist eben so unnöthig als ungegründet.]

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Graffé: *Natur und Religion in Predigten*. Von J. G. Heinig. 1801. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man findet in dieser Sammlung abwechselnd Religionspredigten, die der Vf. ehemals als Student an verschiedenen Orten gehalten hat, und Naturbetrachtungen in Selbstgesprächen auf seinen Spaziergängen. Zu jeder Gattung ist eine besondere Vorrede. In der zu den Naturbetrachtungen eifert der Vf. gegen die durch Luxus und Verkünstelung der Menschen entstandene Gleichgültigkeit gegen die Natur, das Herz erhebende in derselben nicht mehr zur Erweckung der Andacht und Religiosität wahrzunehmen, sondern dazu immer über die Sinnenwelt hinweg an den Himmel und an künftige himmlische Freuden und Vergeltungen zu denken. In der zweyten erzählt er seinen literarischen Lebenslauf, wie er in Wittenberg sein Gedächtniß mit strenger kirchlicher Orthodoxie angefüllt und sich eifrig zu einem derselben gemäßen Prediger vorbereitet, auch damals die hier abgedruckten Predigten gehalten habe, von denen er S. XXXIII. selbst urtheilt, daß er damals nicht im mindesten habe denken und reflectiren können, von aller Urtheilskraft verlassen geschienen, von Begriffen, Grundsätzen, Menschen- und Weltkenntniß nichts gewußt habe, daß sein Ausdruck steif, weischweiffig und inhaltleer gewesen sey, (und dennoch bietet er sie jetzt dem Publicum zu lesen an?) — daß er aber nachher, da er an Betrachtungen der sichtbaren Natur Geschmack gewonnen, auf Spaziergängen die Naturbetrachtungen entworfen; daß er, nachdem er von der größten Orthodoxie zur größten Heterodoxie übergegangen (in welcher Periode er mehrere Schriften verfaßt habe, die von lauter Paradoxien und excentrischen Ideen wimmeln) nun in der Mittelstraße zwischen beiden Extremen Ruhe, Glück und Nützlichkeit in der Welt zu finden strebe — welches Rec. ihn von Herzen wünscht. In den Naturbetrachtungen kommen mit unter gute Schilderungen und Entdeckungen, auch metaphysische Speculationen vor; doch ist alles in einen Schleyer des Trübnißs, der Zweifelsucht und des Mißvergnügens über die Menschheit gehüllt. Vieles ist ganz ohne Weltkenntniß und Ueberlegung hingeschrieben, z. B. in der Herbstbetrachtung die Aufforderung der Europäer, die zu gedrängt wohnen, zum Auswandern nach Asien, Afrika und Amerika, welche Theile des Continents er sich so menschenleer vorstellt, als wenn europäische Colonieen dort paradiesische Länder ungehindert in Besitz nehmen, oder patriarchalisch mit ihren Heerden von einer Gegend zur andern herumziehen könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. März 1802.

PHILOSOPHIE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Ueber Paradoxie und Originalität*. Zwey philosophische Versuche von Ferdin. Heinr. Lachmann, d. Phil. Mag. 1801. XII. und 124 S. 8. (12 gr.)

Da die beiden auf dem Titel genannten Gegenstände in unsern Tagen zwar oft zur Sprache gekommen, aber keiner besondern Untersuchung gewürdigt worden sind: so hat sich der Vf. derselben hier unterzogen. Auf ihre Form, sagt er, habe ich den größten Fleiß verwendet, um ihr, wo möglich, alles Langweilige zu benehmen, und in Ansehung der Materie nichts unbenutzt gelassen, was ich zu benutzen Gelegenheit hatte; denn es war mir daran gelegen, über manches, was nur dunkel vorschwebte, ein helleres Licht zu verbreiten, und den Kennern etwas mehr als ein unnützes Bruchstück vorzulegen. Wir müssen aber gestehen, daß wir die Ausführung anders gefunden haben; sie ist in der Darstellung trocken und keinesweges so gefällig, als es die Natur beider Gegenstände zuläßt, und über ihre Gegenstände selbst verbreitet sie so wenig Licht, daß diese noch verworrener erscheinen. Was wir hier mittheilen, wird unser Urtheil bestätigen. In dem *ersten Versuche*, wo eigentlich nicht von der *Paradoxie*, wie auf dem Titel steht, deren Betrachtung der Untersuchung eine andere mehr anthropologische Richtung gegeben haben würde, sondern vom *Paradoxon* gehandelt wird, redet der Vf. von der Natur des Paradoxon, seinen verschiedenen Arten, seinen Quellen, seiner Wirkung, von dem Verhalten in Ansehung des Paradoxon und von dem Nutzen und Schaden desselben. Voraus wird gesetzt, daß das Paradoxe einen Widerspruch gegen gewöhnliche und gangbare Ideen, Begriffe und Meynungen enthalte, daß dieser Widerspruch Verwunderung erregen, und außer diesen auch noch, als wesentliche Merkmale, Spuren eines wirklichen Scharffinns, eines feinen Beobachtungsgeistes, eines ächten Witzes und guten Geschmacks an sich tragen müsse. Daß das Paradoxon eine frappante der allgemeinen Meynung widerstreitende Behauptung sey, ist schon von andern gesagt worden. Scharffinn, Witz und Geschmack können aber keine unterscheidenden Merkmale im Begriff des Paradoxon, als solchen, abgeben, da sie auch andern Aeußerungsarten des Erkenntnißvermögens angehören. Der Widerspruch gegen gangbare Ideen, meynt der Vf. ferner, dürfe in dem Paradoxon nicht so grell seyn, daß er alle

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Hoffnung zur Vereinigung mit der herrschenden Meynung sogleich niederschlage, er müsse vielmehr die Möglichkeit einer völligen Ausföhnung mit derselben ahnen lassen. Diese Meynung hat aber keinen Grund, da es Paradoxa giebt und gegeben hat, deren Inhalt den ihnen entsprechenden gangbaren Vorstellungen so entgegen sind, daß eine Vereinigung beider gar nicht denkbar ist; und dieser Fall hat nicht allein bey solchen der gemeinen Meynung widersprechenden frappanten Thesen, deren Inhalt sich als wahr bestätigt, welche Art von Paradoxon der Vf. allein für die einzig ächten erklärt, — sondern auch bey solchen Statt, die Irrthümer und Täuschungen enthalten. Alles, was wir bisher angeführt haben, ist so ohne alle Vorbereitung und Beweise hingeworfen, als ob an der Wahrheit desselben gar nicht gezweifelt werden könnte. Ein desto ernüchtertes Ansehn gewinnt aber die Untersuchung, das Raisonement, die Deduction, oder wie wir es sonst nennen solien, die den vollkündigen Begriff des Paradoxon zu begründen abzweckt. Man lese und urtheile: „Die gangbaren Ideen sind gewöhnlich das Product von dem nach einerley Gesetzen wirkenden Denk- und Empfindungsvermögen. Wenn von diesen (?) bey dem Urtheilen über Wahrheit, Recht und Schönheit Gebrauch gemacht wird: so kommt ein Gemein-*sinn* zum Vorschein.“ (Aus welcher andern Quelle, als dem nach einerley Gesetzen wirkenden D. u. E. V. wohl die *nicht gangbaren*, ungewöhnlichern Begriffe und Urtheile zum Vorschein kommen mögen?). „Jener Gemein-*sinn* läßt auch einen möglichst individuellen *Privat-*sinn** zu, welcher das Product des *Eigenthümlichen* ist, das jedem in dem bestimmten Maasse seiner Fähigkeiten und den besondern Umständen, unter denen er existirt, gegeben wurde.“ (Man vermuthet, der Vf. werde nun auf die rechte Spur kommen und in dem *Privat-*sinn**, dessen Begriff eben so wenig als der des Gemein-*sinn*s deutlich und genau bestimmt ist, den Grund der Paradoxie und die Natur des Paradoxon auffachen; aber mit nichten; er läßt seinen *Privat-*sinn**, der in jedem Gemein-*sinn* wohnt, fahren, und nimmt in seinem Raisonement folgende Wendung). „Da nun die anschaulichen Aeußerungen des *Privat-*sinn**s, wie des Gemein-*sinn*s, in Worten, Gebärden und Thaten bestehen: so wird auch der Widerspruch oder die Uebereinstimmung des erstern mit dem letztern, nur aus der Rede oder der Schrift, aus Gebärden oder Handlungen erkannt werden können.“ „Nach dem bisher Gesagten bestände also das Paradoxe in einem *Widerspruche*“ (das ist zwar gleich zu Anfange der

S s s s

Ab.

Abhandlung, ohne weitere Prämissen und Beweise angenommen, aber es erhellt mit keinem Worte aus dem angeführten unmittelbar vorausgehenden *Räsonnement*, das unter dem *bisher Gesagten* verstanden werden soll), der bald den Gemeinfinn, bald den Privatfinn, bald beide zugleich treffen kann; dieser Widerspruch läge bald in der Materie, bald in der Form, bald in dem Bezeichneten, bald im Zeichen." (Auch davon können wir in jenem *Räsonnement* den Grund nicht finden). „Paradox wäre demnach im Allgemeinen, was vom Privatfinn abweicht, oder mit den gemeinen Begriffen von wahr und recht, schön und nützlich in einem *scheinbaren* Widerspruch steht, aber durch seine Abweichung vom Gewöhnlichen mehr für sich einnimmt, als von sich zurückschreckt; eine Aeußerung durch Wort, Gebehrde und That, welche das Gepräge des Widerspruchs an sich trägt, welches anfangs zwar stutzig macht, aber bey dem Unbefangenen um so mehr Interesse erweckt, je mehr Grund da ist, zu erwarten, daß bey einer nähern Beleuchtung entweder völlige Uebereinstimmung mit den eignen oder allgemein gangbaren Ideen, oder eine neue Ansicht von etwas längst Bekannten, oder gar eine bisher noch unbekannte Wahrheit der Gewinn seyn werde." Nach dieser Beschreibung des Paradoxon giebt es keine Wahrheit, die, wenn sie gegen den Gemeinfinn oder Privatfinn irgend eines Individui anstößt, wie das nicht leicht vermieden werden kann, nicht paradox genannt werden müßte. In dieser Allgemeinheit pflegt man aber dieses Wort, welches gewöhnlich einen Tadel ausdrückt, nicht zu brauchen. Nur diejenigen können eine Behauptung paradox nennen, die von dem, was sie ausagt, Erkenntniß besitzen oder denen doch zugemuthet werden kann, daß sie dieselbe besitzen sollten. Eben so wenig Grund ist vorhanden, nur diejenigen Sätze als ächte und wahre Paradoxa anzunehmen, welche, ob sie gleich anfangs frappiren, doch bey näherer Beleuchtung endlich als übereinstimmend mit den gangbaren Begriffen befunden werden, oder neue Ansichten und Wahrheiten gewähren. Wie nun, wenn man ihnen diese Eigenschaften, vor der nähern Beleuchtung, nicht sogleich ansieht? Wie soll man sie in dem Momente, da sie frappiren, und ehe man sie näher beleuchtet hat, nennen? Ein *Paradoxon* ist, unserer Meynung nach, eine Behauptung, die mit unserm bisherigen Begriffe und unserer Theorie in Ansehung des Gegenstandes der Behauptung, in Widerspruch zu stehen scheint, und die uns auffallend ist, weil wir sie nicht sogleich mit unsern Vorstellungen von der Sache zu reimen, oder ihr Irriges einzusehen oder ihre Wahrheit zu entdecken vermögen. Sie hört auf diese Benennung zu behalten, so bald der Widerspruch bey unserer Beleuchtung verschwindet, oder die in der Behauptung liegende Erkenntniß unsere Begriffe und Theorie berichtigt oder erweitert; behält hingegen jenes Beywort, so lange der Widerspruch nicht gehoben ist. — Von gleichem Werthe ist die Eintheilung des Paradoxon in ein *wissenschaft-*

tisches oder *philosophisches*, in ein *rednerisches* und ein *praktisches* oder *Par. des gemeinen Lebens*; ferner der Tadel einer Stelle in *Kant's Anthropologie* S. 7. das, was von den natürlichen und künstlichen Quellen des Paradoxon gesagt wird u. a. m. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten, um noch Einiges aus dem *zweyten Versuche über die Originalität* anführen zu können. Zuerst viel Unbestimmtes und Oberflächliches über *Humanität*, von der man weder erfährt, was der Vf. darunter versteht, noch einsehen kann, wie das darüber Gesagte mit dem Hauptgegenstande zusammen hängt. Dann springt die Betrachtung auf das *Genie* über, welches, in der weitesten Bedeutung, die Summe der auszeichnenden Geistesgaben seyn soll, und so viel Beynamen erhalte, als es Wissenschaften und Künste gebe, wie man denn von einem *philosophischen*, *dichterischen*, *mechanischen* Genie spreche. (Der Vf. ignorirt gänzlich, was *Kant* in der *Kritik der Urtheilskraft*, ganz seinen Begriffen entgegen von diesem Gegenstande so überzeugend gelehrt hat). Seltam genug unterscheidet er *originell* von *original*, *Originellheit* von *Originalität*. Das *Originelle* bestehet ihm in dem, was unabhängig von Mustern, Regeln und Gewohnheiten, als *Naturanlage* oder auch als Product der eignen *Willkühr* erscheint, und von dem Gewöhnlichen auffallend abweicht. Die beiden wesentlichen Bestandtheile der *Originellheit* wären demnach *Natürlichkeit* und *Sonderbarkeit*, und sie selbst sey im Grunde nichts anders, als natürliche, in der *Naturanlage* begründete, *Sonderbarkeit*. (Schicklicher und unzweydeutiger würde statt *Sonderbarkeit* *Eigenthümlichkeit* gesetzt stehen müssen. Auch ist das *Originelle* nicht regellos, und obgleich nicht nach fremden, dennoch nach eigenen, durch das Genie des Urhebers des originellen Geisteswerks selbst gegebenen Regeln hervorgebracht). Die *Originellheit*, meynt der Vf., werde erst *Genie*, wenn die originellen Producte so beschaffen wären, daß sie durch ihre *Sonderbarkeit* die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Einsichtsvollen verdienten, und nicht nur auf ein ganz *eignes*, sondern vielmehr auf ein sehr *glückliches* Verhältniß der *Naturanlagen* schließen ließen. (Da *Originellheit* nur eine Eigenschaft des Genies ist: so kann sie nicht selbst *Genie* werden; *Sonderbarkeit* allein macht ein Kunstproduct noch nicht bewundernswerth, und originelle Kunstproducte lassen zwar auf *Genie* schließen, aber es ist seltsam, zu sagen, darum, daß man von jenem auf ein glückliches Verhältniß schließen könne, werde die *Originellheit* zum *Genie*). Erst dann, fährt der Vf. fort, gehe die *Originellheit* in den großen Vorzug der *Originalität* über, wenn sie aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geistes entspringe; wenn das, was sie producire, nicht nur Aufsehen, sondern auch Bewunderung und den Beyfall der bessern Menschen erzeuge, indem es sich dem Verstande als wahr und richtig, dem unverdorbenen Geschmacke als schön und anmuthig, dem moralischen Gefühle als recht und gut empfehle.

(Wenn die Originellheit aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geistes entspringen kann, wiewohl wir nicht einzusehen vermögen, warum hier gerade die Erhabenheit des Geistes vorzüglich Antheil haben soll: so begreifen wir nicht, warum diese Originellheit nicht mehr Originellheit, sondern Originalität heißen soll. Die deutsche Endigung in dem ersten Worte verändert den Begriff desselben, der mit dem der Originalität ganz gleichbedeutend ist, nicht im geringsten. Die Gründe, die der Vf. beybringt, daß man sich der Wörter *originell* und *original* so bedienen sollte, daß durch das erstere bloß das Neue und Eigenthümliche, durch das letztere aber zugleich auch das veredelte, musterhafte Eigenthümliche ausgedrückt würde, sind sehr schwach. Er meynt *Original-Ideen* und *originelle Ideen* wären etwas ganz Verschiedenes, so auch *Original-Ausgabe* und *originelle Ausgabe*. Schon das Gefühl weist darauf hin, daß ein ganz verschiedener Sinn in beiden Ausdrücken liege. Unser Gefühl sagt uns davon nichts. In den Wörtern *Original-Idee* und *Original-Ausgabe* ist *Original* als Substantiv, in den Wörtern *originelle Ideen* u. o. Ausgaben *originelle* als Adjectiv gebraucht; und beide sowohl das Substantiv als das Adjectiv deuten auf ein Ursprüngliches und Musterhaftes im Gegensatz einer Copie, eines Nachgeahmten oder Nachgemachten; und wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde eine *originelle Idee* nicht eben so gut eine musterhafte bezeichnen könnte, als eine *originale* oder *Original-Idee*. Das germanisirte Wort *Originellheit* dürfte auch, um jener Grille willen, schwerlich mehr Anspruch auf das Indigemat in unserer Sprache gewinnen, als es bis jetzt durch den Gebrauch guter Schriftsteller erhalten hat.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beygelegte Aehnlichkeit mit dem reinen Mysticism, von Reinb. Barnh. Sachmann, Prediger der evangel. Gem. zu Marienburg (jetzt Director des von Conradischen Schul- und Erziehungs-Instituts auf Jenkau bey Danzig). Mit einer Einleitung von Imman. Kant. 1800. 173 S. 8. (10 gr.)*

Die nur 4 Seiten starke Einleitung von Kant, vom 14. Jan. 1800., hat die Ueberschrift: *Prospectus zum inliegendem Werk. Philosophie*, sagt K., als *Werkzeug* zu beliebigen Zwecken, hat nur einen bedingten Werth; und wenn man dabey nach Principien verfährt: so wird sie auch eine *praktische* Philosophie heißen können. Als *Weisheitslehre* aber hat Philosophie einen *unbedingten* Werth; denn sie ist die Lehre vom *Endzweck* der menschlichen Vernunft. Es ist nur die Frage, ob Weisheit von *oben herab* dem Menschen, durch *Inspiration*, *eingegossen*, oder von *unten herauf*, durch *innere Kraft seiner praktischen Vernunft*, *erhlimmt* werde. Wer das erstere behauptet, denkt sich das *Ungding* der Möglichkeit einer *übersinnlichen Erfahrung* und *setzet sich auf Mystik*, wel-

che das *gerade Gegentheil aller Philosophie* ist. Diese *Asterphilosophie* nun *auszutilgen*, hat der Vf. in vorliegender Schrift, *mit gutem Erfolg beabsichtigt*. Mit diesem Urtheil K. über gegenwärtige Prüfung seiner Religionsphilosophie können unsere Leser und der Vf. zufrieden seyn. Wir zeigen daher nur noch an, was in dieser Schrift zu finden ist. In der Vorrede sagt der Vf.: Kant habe ihm 1799 des D. *Willmann's* Dissertation: *de similitudine inter Mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam* (Halle 1797.) zur Prüfung und öffentlichen Mittheilung dieser Prüfung zugesandt. K. hatte bereits 1798 einen Brief vom *Willmann*, mit welchem dieser die Dissertation übersandte, als *Anhang*, in dem *Streit der Facultäten* eingerückt; doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er die Aehnlichkeit seiner Vorstellungsart mit der *Willmann'schen* unbedingt einzugestehen nicht gemeint sey. Dennoch gaben von der Zeit an viele vor, K. habe sich für den Mysticismus erklärt. Hr. F. prüft nun im *ersten Abschnitt* seiner Schrift die Principien, auf welche K. *Religionstheorie* und der *Mysticismus* gegründet sind, im *zweiten Abschnitt* aber einzelne Lehrrätze beider Systeme. Aus dieser Prüfung geht, gegen *Willmann's* Behauptung, das *Resultat* hervor, daß die zwey Lehrgebäude *keine Aehnlichkeit* mit einander haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Ideemagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern, von Grohmann. 33tes und 34tes Heft. Jedes mit 7 zum Theil illum. Kupferstichen und Erklärung derselben deutsch und französisch. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Das 33te Heft ist größtentheils mit gothischen und chinesischen Ideen angefüllt, welches zu der gewis nicht erfreulichen Vermuthung Anlaß giebt, daß dergleichen Irrthümer im Publicum immer noch zahlreiche Gönner haben. Tab. I. stellt ein *gothisches Portal* mit Wohnungen für Aufseher oder Arbeiter an den Seiten dar, und ist, wenn man diesen Geschmack einmal zugiebt, wohl gerathen. Tab. II. ein *Scheiben- oder Vogelschießhaus*, recht artig, leicht und lustig, es wäre sogar empfehlenswerth, wenn nur die Ecken des Dachs nicht auf chinesische Manier aufwärts gebogen wären. Dasselbe gilt auch von dem *Badehäuschen* Tab. III. *Ein klares offenes Gartencabinet* ebenfalls im chinesischen, und ein *Thor* im gothischen Geschmack, welche beide Tab. IV. vorkommen, gefallen weniger. Aeußerst zweckwidrig wäre es, einem *Brunnen* die Gestalt eines solchen *Denkmals* zu geben, wie Tab. V. vorgeschlagen wird; die an demselben angebrachten Sitze würden immer bespritzt werden, und also nicht vorzüglich bequem seyn. Tab. VI. enthält zwey Gartengebäude von gleichem Plan, aber verschiedenen Aufriffs, das eine mit Kuppel und Giebel, gewährt einen freundlichen Anblick, nur hätte der Balken oder
was

was es sonst seyn mag, im Giebelfeld wegbleiben sollen. Bey dem zweyten ohne Kuppel thut die Tafel zur Inschrift, welche aus einer Art von niedriger Attike hervorragt, keine gute Wirkung. Tab. VII. von Bretern aufgebauter *Eisberg* nach russischer Sitte, möchte wohl bey der lieben Jugend den meisten Beyfall finden.

Das 34ste Heft ist sonder Zweifel eins der am besten ausgestatteten des Ideenmagazins. Gleich Tab. I. zeigt sich ein *Thor oder Eingang zu einem Garten*, mit Seitengebäuden, recht vernünftig angegeben. Eben so zufrieden kann man auch mit Tab. II. seyn, wo die Bildsäule einer *Nympe* vom hohen Fußgestelle herab Wasser aus der Urne gießt: nur scheint uns zwischen Figur und Postament kein richtiges Verhältniß beobachtet. Ein Tab. III. dargestelltes massig gebautes *Landhaus* sieht ernst und dabey doch gefällig aus, die innere Eintheilung desselben ist indessen lange nicht so verdienstlich, als die Außenseite. Das *ägyptische Cabinet* Tab. IV. lieben wir nicht; Tab. V. stellt ein im Park bey Weimar befindliches Gebäude in Form einer großen *gothischen Capelle* dar. Der kleine runde *Tempel mit Kuppelgewölbe* Tab. VI. hat sein Gutes, nur wäre die Thüre anders zu machen, oder wenigstens die kleinen Säulchen in derselben wegzulassen. Tab. VII. mit den *Ruinen eines alten Bades*, thut ganz artige Wirkung; indessen möchten wir doch niemand die Ausführung desselben anrathen; weil es, wiewohl nur ein Scherz, doch beträchtlichen Aufwand verursachen müßte.

In diesen beiden Heften sind die Kupfer von verschiedenen Künstlern meistens recht sauber gearbeitet.

TÜBINGEN, b. Haselmeyer: *Probe von der Charakteristik menschlicher Leidenschaften*, in erhabenen gearbeiteten Figuren (en haut relief) dargestellt und mit erklärendem Texte versehen, für große Herren, Kunstliebhaber, Psychologen, Schauspieler und Künstler. 1861. (3 Carolins).

Diese Probe besteht in zwey Halbfiguren, *haut relief*, aus einer röthlichen Masse, deren vornehmster Bestandtheil Wachs zu seyn scheint, ohngefähr 8 Zoll lang und 6 Zoll breit in violet lackirten Rahmen. Der Künstler, der sie verfertigt hat, wird nicht genannt; eben so wenig als der Verfasser des erklärenden Texts dazu auf 12 gedruckten Octavseiten, welcher größtentheils als eine Einleitung zum ganzen Werk anzusehen, und Zweck und Nutzen desselben deutlicher auseinander zu setzen, bestimmt ist. Wenn aber dieses wirklich die Absicht gewesen: so wird solche schwerlich erreicht werden; denn mehrerer sonderbaren Aeußerungen nicht zu gedenken, so werden bald „getreue Darstellungen menschlicher Leidenschaften“ und, was wir nicht verstehen „gleichsam Allegorification derselben“, bald *Charaktere* versprochen, dann

wieder, was eben so unverständlich ist, „*Eine Reihe von Porträten, die das ganze Menschengeschlecht hinzeichnen.*“ Ungewiss also was man noch zu erwarten haben mag, nehmen wir lieber bloß, was sich uns darstellt, und betrachten nach billiger Schätzung den Kunstwerth der beiden vor uns liegenden Halbfiguren, welche die Bildnisse von *Franklin* und *Newton* seyn sollen. Die Köpfe sind mit vielem Fleiß und Geschicklichkeit ausgeführt, in den bedeutenden Theilen ungemein bestimmt gezeichnet, wobey das Ganze am gehörig Weichen und Fleischigen gleichwohl nichts einbüßte. *Newton* ist lebhafter bewegt, überhaupt geistreicher, und erscheint daher gefälliger als *Franklin*, welcher den Ausdruck von Ermüdung und Schwermuth, auch lange nicht so edle Züge hat, wie jener. In den Gewändern war der Künstler überhaupt nicht glücklich, sie sind in keinem guten Geschmack angelegt, und durchschneiden an verschiedenen Stellen die Glieder.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Sammlung neuer Zimmerverzierungen und Meubles. Erstes und Zweytes Heft*, jenes mit 8 illum., dieses mit 10 illum. und 2 schwarz abgedruckten Kupfertafeln. längl. 4. ohne Jahrzahl. (4 Rthlr. 15 gr.)

Im ersten Heft findet man ein *Pariser, ein Berliner* und ein *Leipziger Zimmer*, von denen wir freylich das unterscheidend Charakteristische nicht einsehen; es wäre denn etwa die Rosengehänge im letztern. Indessen müßte das sogenannte Pariser Zimmer ausgeführt ganz gut lassen; das Berliner Zimmer hingegen ist frostig und hat übelgewählte Zierrathen, an wohnbarsten und freundlichsten scheint das Leipziger Zimmer zu seyn, vorausgesetzt, daß die Figuren grau in grau auf dunkeln Grund über den grünen Feldern, nebst dem Blumentopf und Blumengehängen leidlich gemalt sind. Hierauf folgen ein *gothischer, ein ägyptischer* und ein *persianischer Saal*, alle drey barbarisch, wie schon aus der bloßen Benennung erhellet: besonders ist der Aegyptische mit Mummien, Schlangen, Krokodillen, Affen u. dgl. unerträglich fratzenhaft. Die zwey letzten Blätter sind mit Mustern für Tische und Stühle angefüllt, welche mit Ausnahme derer im gothischen Geschmack ganz artig sind. Das zweyte Heft enthält 1) einen *Saal im griechischen Geschmack*, d. h. ungefähr auf die Weise der herkulanischen Decorationen 2) Ein *ordinäres Zimmer*, ist ziemlich ordinär, so wie 3) ein *Jagdzaun oder Zimmer*. 4) Ein *Ritterzimmer*, entfernt sich noch weiter vom guten Geschmack. 5) Ein *Saal im etruskischen Geschmack*, möchte ausgeführt, mit einiger Mäßigung in den Farben, sich gut ausnehmen. 6) Ein *Speisezimmer im neuesten französischen Geschmack*; ist mit Ornamenten überfüllt. Unter den Meubeln der sechs folgenden Kupfertafeln finden sich einige von hübscher Form.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *T. Lucretii Cari de Rerum Natura libri Sex ad optimorum exemplarium fidem emendavit, cum Richardi Bentleji Animadversionibus, Gilberti Wakefieldi Praefationibus et Commentariis integris, caeterorumque Interpretum praestantissimorum Observationibus selectis edidit, suas notas et indices copiosissimos adjecit Henr. Carol. Abr. Eichstädt etc. Volumen Primum.* 1801. CXII. u. 648 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Ausgabe eines Dichters an, welcher seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine ungewöhnliche Weise beschäftigt hat. Vor nicht langer Zeit ist eine Uebersetzung seines ganzen Gedichtes erschienen; eine andere wird erwartet; und mehrere Liebhaber der lateinischen Poesie sind durch die Schwierigkeiten des Unternehmens wenigstens zu einzelnen Versuchen gereizt worden. Diese Erscheinung eines rühmlichen Wettstreites um eine schwer zu erringende Palme ist aber um desto erfreulicher, je weniger sie von der einen Seite mit dem merkantilsichen Geiste unserer Zeiten zusammenhängt, und je mehr sie von der andern ein würdiges Streben nach einer edeln und ernstlichen Kunst zu bewahren scheint. Denn unmöglich kann man ein Zeitalter für frivol halten, das dem Geiste eines *Lucretius* huldigt; das, ohne durch seinen Stoff bestochen zu seyn, die reine Begeisterung theilt, mit der er ihn seinem *Mennius* vorträgt, und durch den Zauber seines Enthusiasmus ergriffen, die Nüchternheit des Inhaltes vergißt, und selbst die einzelnen Mängel der Ausführung, die zum Theil aus jener entsprungen sind, vergeißt.

Bey dieser Stimmung konnte eine neue Ausgabe des *Lucretius*, welche etwas mehr als den bloßen Text enthielt, auf den Beyfall des Publicums Anspruch machen. Wenige Leser möchten bey diesem Dichter eines Commentars entbehren können, aber wenige möchten einen Beruf fühlen, das, was sie bedürfen, aus der Menge von Anmerkungen zusammen zu lesen, die ihnen etwa die *Havercampische* Ausgabe darbietet, welche nicht einmal in vielen Händen ist, oder überall leicht gefunden werden kann. Indessen würde selbst nicht einmal durch einen besser eingerichteten Commentar dem Bedürfnisse der Leser abgeholfen seyn, oder vielmehr, ein befriedigender Commentar war gar nicht möglich, ehe eine kritische Berichtigung dem Erklärer den

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Weg gebahnt und geebnet hatte. Denn es ist wörtlich wahr, was einer der neuesten Herausgeber des *L.* behauptet, daß es keinen lateinischen Dichter gebe, welchem die Willkür der Kritiker übler mitgespielt und mit eigenmächtigen Interpolationen mehr überladen habe.

Hr. Hofr. *Eichstädt* hat nun das eine wie das andere unternommen, und der erste Theil seiner Arbeit, der nach den besten Ausgaben und andern kritischen Hilfsmitteln berichtigte Text, von einem sehr wohl eingerichteten und brauchbaren Register begleitet, liegt vor uns. Wie viel er hierbey geleistet, läßt sich im *allgemeinen* durch eine bloße Vergleichung seines Textes mit dem Texte der ältern Ausgaben bemerken; zu einer genauern Beurtheilung aber wird erst der noch zu erwartende Commentar die vollständigen Data an die Hand geben. Bis dieser erschienen seyn wird, begnügen wir uns, eine vorläufige Nachricht über die Entstehung dieser Ausgabe, und dasjenige, was sie zu leisten bestimmt ist, mitzutheilen.

Die *Wollische* Verlagshandlung hatte den Plan gefaßt, eine Sammlung lateinischer Dichter an das Licht zu stellen, in welcher die Schätze der besten Ausgaben und Hilfsmittel auf eine zweckmäßige und bequeme Weise zusammengefaßt und geordnet wären. Sie wendete sich an Hr. Hofr. *Eichstädt*, um den *Lucrez*, dem er schon vorher seinen Fleiß gewidmet hatte, nach diesem Plane zu bearbeiten, und in diesem Dichter eine Probe des Ganzen aufzustellen. Es versteht sich, daß hier nicht von Ausgaben *cum notis variorum* die Rede ist, sondern von solchen, in denen alles Brauchbare aus den vorhandenen Hilfsmitteln ausgehoben, verarbeitet, beurtheilt, und dadurch jene Hilfsmittel selbst überflüssig gemacht würden.

Hr. Hofr. *E.* war mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt, als die *Wakefieldische* Ausgabe zu London erschien, und nicht nur durch ihre typographische Schönheit, sondern auch durch unverkennbaren innern Werth die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zog. *Lucretius* hatte hier eine neue Gestalt gewonnen, und *Wakefield* schien durch diese Arbeit einer gereiften Beurtheilungskraft die Vergewungen seiner frühern Jahre abgebußt zu haben. *Lucretii nova editio*, sagt Hr. *E.* S. XIX. *ita inter omnia Wakefieldiana caput extollit, ut majorem et diligentiae contentionem, et criticae peritiam, et lectorum reverentiam apertissime ostendat. Ac vere mihi videor hoc esse dicturus, ante Wakefieldum cum librorum supor et editorum audacia Lucretium nobis paene evivissent,*

Tttt

puissent, hunc demum criticum, dijudicatis revocatisque optimorum librorum lectionibus praecclare effecisse, ut Lucretium in Lucretio agnosceremus. Hr. E. beschloß also, diesen verbesserten Text seiner Ausgabe zum Grunde zu legen, und den ganzen Wakefeldischen Commentar — welcher außerdem nur wenigen unserer Landsleute in die Hände kommen dürfte — mit einigen nothwendigen Veränderungen, der Latinität zum Beyspiel, vielleicht auch mit einigen Abkürzungen, abdrucken zu lassen. Und damit den Käufern der deutschen Ausgabe nichts von den Schätzen der englischen vorenthalten würde, sind schon in diesem Bande die drey Vorreden und Elegieen *W.* aufgenommen, und selbst die wenigen, den *Testimoniis Veterum* beygefüigten Anmerkungen, in die Abhandlung *De vita et carminibus Lucretii* eingewebt worden.

So vielen Beyfall aber auch im Ganzen die Arbeit des englischen Kritikers verdient, so war es doch von dem erprobten Scharfsinne und der Gelehrsamkeit des Herausgebers zu erwarten, daß er in Einzelnen öfters Veranlassung finden würde, von seinem Vorgänger abzuweichen. Er ist daher nicht nur in der Berichtigung der Orthographie noch etwas weiter gegangen, ob er schon selbst gesteht, daß er sich, nach vieler Mühe, dennoch nicht ganz habe Genüge thun, noch die gefuchte Consequenz erreichen können; sondern er hat auch an den Stellen, wo *W.* durch Eigenliebe oder fremde Autoritäten geblendet, den rechten Weg verfehlt zu haben schien, die Lesart nach eigener Einsicht hergestellt. Um unsere Leser einigermaßen in den Stand zu setzen, die Menge dieser Abweichungen zu beurtheilen, wollen wir hier nur aus der ersten Hälfte des fünften Buches diejenigen Stellen bezeichnen, in denen der Text der *E.* Ausgabe von der *W.* abweicht, wobey wir natürlich die orthographischen Verschiedenheiten ganz unbeachtet lassen. V. 54. *Jam mortalibus de diveis* (mit *Lambinus*) st. *Jam mortalibus, e divis*, welches *W.* wegen der Uebereinstimmung der Handschriften nicht zu ändern wagte, unerachtet er es nur durch eine höchst gezwungene Erklärung vertheidigen konnte. V. 99. *Accidat* st. *adcidit*. V. 113. *tripode e Phoebi* st. *à Ph.* V. 116. *et solem, coelum* st. *et coelum*. V. 129. *nec in aequore* st. *non aequore*. *W.* erklärt jene Lesart für eine eigenmächtige Interpolation der Herausgeber (*editores impudenter de suo*) und da diesem Ausspruche das Zeugniß der Wiener Handschriften (in Hn. *Alters* Ausgabe. 1787.) widerspricht, behauptet er *soporem collatori obrepisse*. V. 168. *aggrediantur* st. *adgredientur*. V. 290. *feruntur* st. *ferantur*. V. 363. *diffiliant* st. *diffiliat*, und *corpora sunt* st. *sint*. V. 400. *ira tum* st. *cum*. Die gemeine Lesart wird durch *Virgil. Aen. VII. 770.* unterstützt. V. 459. *partibus* st. *partibus*, einer Conjectur *W.* V. 486. *limina* st. *lumina*. Jene Lesart ist offenbar die ausgesuchtere, und *W.* hängt hier zu ängstlich an den Handschriften, welche beide Wörter so oft verwechselt haben (s. *Drakenb. ad Silium. l. 66.*). Nur mit Mühe legt *W.* in die adoptirte Les-

art einen Sinn. V. 519. *ferantur* st. *feruntur*. V. 569. *nil missus intervalleis de corpore*. st. *nil ipsa intervalle in sis c.* Die gemeine Lesart ist *Ille ipsa intervalle nihil de c.* Die Handschriften geben *nihil nisi*, auch *niltque nisi*; *Gifanius Nihil visus*. V. 584. *quantaque quanta est* st. *quanta quoque est quanta*. V. 598. *ex omni mundo quia sic*, st. *quã sic*. V. 608. *Accipere* st. *Adcidere*. V. 612. *qui sit*, st. *qui sic*. V. 613. *aut recta* st. *ac r.* V. 638. *solem* st. *lunam*.

Außer dem, auf diese Weise berichtigten Texte, einem eben so vollständigen als bequem eingerichteten Index — die *Indices* der Ausgabe von *Creech* und *Havercamp* sind bloße Handarbeit von einer sehr geringen Brauchbarkeit — und den schon oben angeführten *Wakefeldischen* Vorreden und Elegieen, enthält dieser Band ein Sendfchreiben des Herausg. an seinen würdigen Freund, den Hn. Kreissteuereinknehmer *Weisse*, und eine *Abhandlung über das Leben und das Werk* des lateinischen Dichters. In dem ersten, welches an vielen Stellen der Ausdruck einer schönen und liebenswürdigen Pietät ist, giebt Hr. Hofr. E. von dem ganzen Unternehmen, dem, was er geleistet und noch zu leisten willens sey, Rechenschaft und entwirft mit leichter aber fester Hand ein flüchtiges Gemälde der Verdienste, welche sich seine Vorgänger um den *L.* erworben haben, indem er die ausführlicheren kritischen Nachrichten auf die Prolegomena des Commentars verschiebt. Bey dem Leben des *L.* ist das von *Lambinus* zwar zum Grunde gelegt, aber mit so vielen Zulätzen und Anmerkungen bereichert, daß man es füglich für eine neue Arbeit ansehen darf. Mit triftigen Gründen wird die Meynung widerlegt, daß *L.* Gedicht ehemals mehr umfaßt habe, und bey dieser Gelegenheit die Tendenz des ganzen Gedichtes deutlich und bestimmt aus einandergesetzt. Da sich jene Meynung zum Theil auf einige Verse gründet, welche von den Alten als *Lukretisch* angeführt, und doch nicht in dem Gedichte, so wie es jetzt vorhanden ist, angetroffen werden: so nimmt Hr. Hofr. E. hiervon Gelegenheit, die ihm eigenthümliche Hypothese aufzustellen, daß es eine doppelte Recension des Werkes *de rerum natura* gegeben, und daß sich eine Spur der wahren Tradition hiervon in der irrigen Sage von einer Umarbeitung durch *Cicero* erhalten habe. Diese Vermuthung wird hier mit sehr wahrscheinlichen Gründen auf eine sinnreiche Weise unterstützt. Es kommt ihr die große Ungleichheit des Ausdrucks und der Sprache zu statten, *quae*, wie der *Vf.* sich ausdrückt, *nunc vetustissimum colorem spirare, nec nisi casca et antiquata loqui, nunc ad politioris aetatis elegantiam ita temperata esse et mitigata videtur, ut minime succensam Virgilio, qui non dimidiatos sed pae-ne integros versus in duo cultissima opera inde translulerit*; sie wird ferner durch die großen Abweichungen der Lesart, durch den auffallenden Mangel an Zusammenhang in einzelnen Stellen, und durch die Bemerkung gewisser unnützen und gesuchten Veränderungen in den mehrmals zurückkehrenden Versen nicht wenig unterstützt. Man muß also, der Meynung

nung des Vrs. zu folge annehmen, daß das Werk, nachdem es aus den Händen des Dichters noch etwas roh hervorgegangen, von neuem überarbeitet, und an manchen Stellen abgeglättet worden sey; daß diese Arbeit nicht das Ganze getroffen, und daß wir also das Gedicht *de verum Natura* zum Theil noch in seiner alten Gestalt, zum Theil aber nach der zweyten Recension desselben besitzen.

Der letzte Theil dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der ästhetischen Beurtheilung des Lucretischen Gedichtes, die, wenn sie ihm auf der einen Seite manches von dem entzieht, was ihm frühere Herausgeber mit allzufreygebigem Händen zugetheilt haben, dafür auf der andern das, was sie ihm läßt, besser gegen mißgünstige Angriffe gesichert hat. Treffend ist hier unter andern das Urtheil über L. Sprache S. CVI. wo es heißt, es sey ein großer Vortheil für die lateinische Poesie gewesen, daß L. in einem Zeitalter geschrieben habe, wo die lateinische Sprache noch nicht durch die Hände der Philosophen gegangen, abgefeilt und bestrimmt worden war. Denn da er es bey weitem mehr auf Deutlichkeit und Uebersetzungskraft, als auf poetische Schönheit angelegt habe: so würde, bey einer für die Philosophie schon ausgebildeten Sprache, das Streben nach Deutlichkeit zuverlässig den poetischen Glanz, der sich noch in seinem Gedichte findet, vertilgt haben.

Jedem Buche ist ein Argument vorgesetzt. Diese sind aus *Crcech* Ausgabe entlehnt, aber an vielen Stellen gefeilt, verbessert und vermehrt, so daß man mit ihrer Hülfe den Zusammenhang des Gedichtes leicht übersehen kann. Hr. E. rühmt den Nutzen, den ihm Hn. *Meinekens* Vorarbeiten in seiner deutschen Uebersetzung hierbey geleistet haben.

Die Freunde der römischen Poesie und einer gründlichen Gelehrsamkeit werden mit uns die baldige Vollendung dieser Ausgabe erwarten. Die ganze Anlage des Plans, dasjenige, was schon geleistet worden, und der Name des gelehrten und thätigen Herausgebers bürgt uns für ein Werk, das, bey einem minderglänzenden Aeußern, durch seinen innern Werth, die Ausgaben unserer reichern Nachbarn entbehrlich machen wird. Gewiß wird Hr. E. zu mannichfaltigen Palmen, die er schon jetzt auf einer kurzen Laufbahn gewonnen hat, auch noch diefe hinzufügen:

Insignemque suo capiti petere inde coronam.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Claudian's Gedicht wider den Rufin*. Uebersetzt und erläutert von J. F. Ratschky. Nebst dem lat. Text. 1801. 138 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Uebersetzung ist, wie die Urschrift, in Hexametern und ahmt dieser durch eine möglichst treue Nachbildung in gleicher Verszahl nach. Sie hat ihre Fehler und ihre Schönheiten. Hier eine der bessern Stellen aus dem zweyten. Buche zur Probe:

— — — — Hochthronend und weithin
Sichtbar, erforschet hier Minos, der peinliche Richter,
die Laster,
Sondert Verbrecher von Schuldlosen ab, und schickt
zu des strengen
Bruders Peinigungsort, die sich des Bekenntnisses weigern;
Denn nicht fern von ihm haust Rhadamanth, der, wenn
er das *Tagbuch*
Irdischer Wanderer genau und die Handlungen alle geprüft hat,
Nach Gebühr die Strafen bestimmt, und hin in die
stummen
Kerker des Wilds die Verworfenen bannt. Blutgierige
werden
Bären, Raubflüchtige Wölfe und Hinterlistige Füchse
Einverleibt, und wer stets von Wein und Trägheit beschwert war,
Sich der Unzucht ergab und erschlaffender Ueppigkeit
fröhnte,
Wird in den strotzenden Wanst unreinlicher Schweine
verloffen.
Wer mehr sprach, als man soll, und Geheimnisse kundzuthun pflegte,
Wird in die Wogen gestürzt, um, lebend unter den
Fischen,
Seiner Geschwätzigkeit Hang durch ewiges Schweigen
zu büßen.
Drey Jahrtausende lang zu mancher Umstaltung genöthigt,
Und zuletzt in der Flut des Lethe gereinigt, erlangen
Dann die ursprüngliche Menschengestalt die Sträflinge wieder.

Indefs ist auf den Bau und das Mechanische des Hexameters bey weitem nicht der Fleiß verwendet, den Claudian auf den seinigen verwandte, und, um nur Eins zu erwähnen, erlaubt sich der Uebersetzer sehr häufig Verse, oft unmittelbar hinter einander, die auf ein oder mehrere einsylbige Wörter ausgehen, bisweilen auch solche, die wegen zusammenstoßender harter Mitlauter kaum auszusprechen sind, wie 1, 91. trüglicher als des *Eurips* stets (warum nicht: des Euripus?) Wechselnde Flut. 1, 280. von der starken Gorgone beschürmt, *tritt*. 2, 235. unseres *Zwists* freun. 2, 502. den Schoos des *Averns* schon. 2, 402. er, der vor dir, wie du pralst, sich. In den beygefügen Anmerkungen werden historische und andere Anspielungen erläutert, auch die Vorzüge und Mängel des Gedichtes berührt. Zu 1, 294. sagt der Anmerker: „Geryon hatte drey Leiber, worauf das im Originaltext stehende Beywort *triplex* deutet, das in der Uebersetzung aus einer hoffentlich verzeihlichen Verlegenheit, es (ohne nach Art der neuesten metrischen Verdeutschter der alten Klassiker der Worfürgung Gewalt anzuthun) unterzubringen, keinen Platz fand.“ Er übersetzt:

Ihm (dem Rufin) kam nicht Geryon gleich, noch des
Orkus entzückter Pförtner:
Hydern

Hydergrimm und die Wuth der Scylla, vereint mit Chimärens
Feuerschlund, reichten nicht zu, um sein scheußliches Bild zu entwerfen.

Folgende Uebersetzung schließt sich wenigstens näher an das Original an, und bringt auch den dreysfachen Geryon ohne gewaltsame Wortfügung unter:

Geryon kommt ihm nicht gleich, der Dreyfaltige, ihm nicht der wilde
Pfortner der Unterwelt, ihm nicht verschmolzen in Eines
Hydra's Wuth und der Scylla Begier und die Flamme Chimärens.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in d. Boltischen Buchh.: *Aphorismen und Maximen aus dem Gebiete der Liebe, Freundschaft und praktischen Lebensweisheit, von Aug. Lafontaine.* Gesammelt und herausgegeben von B. W. P. 1802. 13 Bög. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber versichert in der Vorrede, daß er seinen ganzen moralischen Charakter, jedes bessere Gefühl seines Herzens, jeden richtigen Begriff seiner Seele, jede ihm eigene Tugend, den Schriften *Lafontaine's* zu danken habe. Aus *Dankbarkeit* macht er daher diese aus denselben gehobenen *Schätze* und *Kostbarkeiten der Weisheit und Menschenkenntnis* von neuem bekannt, in der Hoffnung, daß sie auch andern gleichen Nutzen bringen würden. Dieser Beweis der Dankbarkeit ist so seltsam als jenes Geständnis, und Hr. *Lafontaine* wird selbst seine Romane nicht für Repertorien aller theoretischen und praktischen Erkenntnisse, und das bloße Abschrei-

ben der in denselben zerstreuten Bemerkungen und Maximen um so weniger für einen ächten Dank erkennen, als viele dieser Bruchstücke dadurch, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen, und vonden Umständen, die sie veranlaßten, getrennt sind, vieles von ihrem eigenthümlichen Werth und Gehalt verloren haben, andere nicht kritisch gewählt sind, und das Ganze nur mechanisch nach der Seitenfolge, ohne alle Anordnung nach bestimmten Zwecken, oft uncorrect abgeschrieben ist. Ob alle bis zur Herausgabe dieser Compilation erschienenen Schriften *Lafont.* auf diese Art benutzt worden sind, läßt sich nicht sagen, da der Herausgeber hiervon weder etwas überhaupt erwähnt, noch die Originale, die ihm die hier zusammengetragenen Materialien lieferten, genannt hat.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg.* 2. 3. 4. und 5tes Heft, jedes mit fünf illuminirten Kupfern und Erklärungen derselben in deutscher und französischer Sprache. 4. (3 Rthlr.)

Da das erste Heft dieses Werks bereits A. L. Z. 1801. Nr. 240. beurtheilt worden ist: so enthalten wir uns, überflüssige Weitläufigkeit zu vermeiden, der Beurtheilung jeder Kupfertafel im einzelnen, bemerken aber überhaupt, daß in den dargestellten Gegenständen eine anziehende Mannichfaltigkeit beobachtet worden, auch die Figuren in ihrer Gebehrde, Handlung und Gestalt größtentheils wahr, naiv und charakteristisch sind. Mit den Erklärungen sind wir weniger zufrieden. Der Vf. derselben hat das Unglück, sich vornehmlich im Gefuchten zu gefallen, und dadurch unangenehm, frostig, bisweilen auch undeutlich zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Berlin, b. Schöne: *Beschreibung der Sternbilder zu den neuerfundnen Sternkapseln gehörig.* Von *Abel Burja.* 1800. 74 S. kl. 8. (4 Rthlr. 12 gr.) Die zu dieser Schrift gehörige Sternkapsel enthält 38 Pappscheiben, worauf die Umrisse einzelner oder zweyer Sternbilder mit weißer Farbe auf schwarzem Grunde gezeichnet sind, mit größern und kleinern Löchern an den Stellen der Sterne. Eine solche Scheibe wird in die auf beiden Seiten offene Kapsel auf einen schmalen, inwendig befestigten Rand gelegt, und an derselben Seite wird ein Deckel mit weißem geölten Papier eingeschoben. Auf der andern Seite wird ein Pappdeckel mit einer Oeffnung zum Durchsehen aufgeschoben. Hält man die Kapsel gegen eine Kerze, so zeigt sich das Sternbild wie am Himmel. Diese Vorrichtung ist in der That sehr brauchbar, die Sternbilder kennen zu lernen. Die Abbildung ist lebhaft leuchtend, wie der Gegenstand selbst. Sie gewöhnt gleich zur Beachtung der Lage der Sterne gegeneinander, mit Unterscheidung der größern, ohne Rücksicht auf die mit ihnen verbundene willkürliche Zeichnung auf den Sternkarten. Die Vergleichung

des so ähnlichen Bildes mit dem Gegenstande wird den Lehrlingen der Astrognosie angenehm seyn. Wer eine Sternkugel daneben hat, wird auch ohne fremde Hülfe die Abbildungen mit dem Himmel vergleichen können. Die Einrichtung ist übrigens eine Nachahmung von *Christoph Semlers coelum stellatum*, worin die Sternbilder auch auf schwarzem Grunde mit gelblichen Umrisen gezeichnet sind. Die von Rec. verglichenen Bilder haben genau dieselbe Größe mit diesen.

Die beygefügte Schrift enthält größtentheils eine kurze Beschreibung der vornehmsten Sternbilder in Rücksicht auf ihre gegenseitige Lage, und die Stellung der größern Sterne in ihnen. Hr. *B.* theilt den Himmel auf eine ganz bequeme Art in vier Felder durch den Thierkreis und die Milchstraße. Die veränderlichen Sterne ist er geneigt auf der einen Seite für heller als auf der andern zu halten, so daß sie bey der Umdrehung um ihre Axe uns bald heller bald dunkler erscheinen, oder auch ganz verschwinden. Wahrscheinlicher ist wohl der Lichtwechsel einer Veränderung ihrer Lichtsphäre zuzuschreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EISENACH. b. Wittekindt: *Neue Beyträge zum Staatsrechte und zu der Geschichte von Sachsen. Aus ungedruckten Quellen.* Gefammelt und herausgegeben von Chr. Heinrich Ludw. Wilh. Spilker von Mitterberg, Herzogl. S. Cob. Saalfeldischen Geh. Regier. und Confistorialrathe zu Coburg. 1801. 262 S. in 8. (1 Rthlr.)

Der Werth von dergleichen Sammlungen, welche der Geschichte und Verfassung einzelner deutschen Staaten gewidmet sind, ist allgemein anerkannt, und wir haben wohl nicht nöthig, uns über den Nutzen derselben weitläufig zu verbreiten. Die vor uns liegende Beyträge enthalten keine eigentliche Abhandlungen, sondern Urkunden, Actenstücke und andere Nachrichten, die zum Theil der Bekanntmachung würdig waren. Sie betreffen größtentheils das Fürstenthum Coburg, von dessen historischen und statistischen Merkwürdigkeiten ohnehin noch so wenig zur Publicität gekommen ist, daß jeder, zur nähern Kenntniß der Geschichte und Verfassung dieses Landes abzweckender, Beytrag mit Dank aufgenommen zu werden verdienet. Ob die hier gelieferten Stücke aus Originalen oder glaubwürdigen Handschriften herrühren? darüber findet sich keine Nachricht. Es sind deren zwey und dreyfsig.

1) Vergleich zwischen Graf Bertholden zu Henneberg und den Söhnen Christians von Coburg, über die Lehne zu Breitenau und Sulzbach 1315. 2) Kaufbrief zwischen eben diesen Grafen und den Herrn von Coburg über die genannten zwey Dörfer. 1317. 3) Kaufbrief zwischen Graf Bertholden von Henneberg und Conraden von Coburg über die Dörfer Waldsachsen und Crailingshausen. 1415. 4) Kaisers Mathiae Lehnbrief dem Herzog Johann Ernsten zu Sachsen und seinen sieben Brüdern ertheilt, den 25 Nov. 1617. 5) Merkwürdige Nachricht von der Verhaftung Herzogs Johann Friedrichs zu Sachsen, welche am 13ten Junius 1627, in der Form einer Vermahnung, von der Kanzel abgelesen worden. 6) Vom Matrikular-Anschlag des Hauses Sachsen. Ein sehr mangelhafter und ganz unvollständiger Aufsatz von zwey Seiten, der noch mancher Berichtigung und Ergänzung fähig ist. Statt dessen hätte eine weit wichtigere im Manuscript vorhandene, vom ehemaligen Hofrath Ludwig Andreas Gotter zu Gotha gefertigte *Nachricht* von den Reichsmatricular-Anschlägen, so wie solche nach und nach bey den vorge-

A. L. Z. 1802. Erster Band,

gangenen Successions-Fällen im Ernestinischen Hause Sachsen vertheilt worden, in dieser Sammlung einen Platz verdient. Auch müssen wir bemerken, daß über den nämlichen Gegenstand eine ausführliche und systematisch bearbeitete Abhandlung vorhanden ist, welche von Johann Fr. Fischern zu Coburg im Jahre 1777 unter dem Titel: *Commentatio juridica historiam portionis matricularis collectarum Imperii Sereniss. Domus Sax. explicans* etc. herausgegeben und mit einigen dahin gehörigen Urkunden belegt wurde. 7) Extract eines sogenannten fränkischen Stammbuchs von 1598. Enthält ein Verzeichniß der Vasallen, die dem Herzog Johann Casimir zu Sachsen bey der mit seinem Bruder Johann Ernsten 1598 vorgenommen Erbfindung, zugetheilt wurden. 8) Designatio derer (der) von dem Herzoglichen Hause Sachsen-Coburg-Saalfeld relevirenden Mann- Söhn- und Töchter- auch Erblehen innerhalb Landes und extra Curtem. (Mit Ausnahme der Lehne im Fürstenthum Saalfeld und in denen (den) gemeinschaftlichen Hennebergischen Aemtern Themar u. Römhild.) Dieses bloße Namensverzeichnis der Sachsen-Coburgischen Lehne würde eine noch größere Brauchbarkeit erhalten haben, wenn es dem Herausgeber gefällig gewesen wäre, auch noch die eigentlichen Lehnspertinenzen, die darauf haftenden Ritter-Pferde und die Namen der Besitzer anzugeben. Von vorzüglichem Werthe ist die Bekanntmachung der sub N. 9 bis 18 befindlichen Herzogl. S. Coburgischen Landtags-Abschiede von den Jahren 1641, 1648, 1699, 1675, 1681, 1682, 1685, 1687 und 1695, welche über die Verfassung und den damaligen Zustand des Landes, ingleichen über die Verhältnisse zwischen den Fürsten und Landesständen ein bisher noch wenig bekanntes Licht verbreiten. 19) Herzogs Albrecht zu Sachsen-Coburg Einberufung und Citation der Vasallen zu Ablegung der Lehenspflicht vom Jahre 1682. 20) Unterthänigstes Vorstellung- und Bittschreiben der Herzoglichen Sachsen-Coburgischen Ritterchaft, die Befreyung der Rittergüter betreffend, d. d. Coburg den 9ten Febr. 1699. 21) Zusatz des Herausgebers, die Praestation eines proportionirten Surrogatsquantum an Geld für die Ritterpferde betreffend. 22) und 23) Herzogl-Sachsen-Coburgisches Rescript vom 24. Julii 1797, die Reliquation der Ritterpferde betreffend. Zusatz des Herausgebers oder Etwas über die strittige Frage: Ob die Lehens-Dienste zu Geld angeschlagen werden mögen? Nebst einigen Beyspielen aus der Sächsischen, Brandenburgischen und Württembergischen Landesgeschichte. (Aus Estors und Lünigs Schriften.)

Uuuu

ten.) Rec. fügt noch hinzu, daß bey dieser ehemaligen Controvers der Kanzler von Ludwig in seiner Erläuter. der güldnen Bulle. Th. II. S. 1014—1023 die bejahende Meynung mit triftigen Gründen vertheidiget habe, und daß im Kurfürstenthum Sachsen von der Ritterchaft neuerer Zeiten, statt der vormaligen Ritterpferds-Gelder, ein Aversionalquantum von 30—40,000 Rthlr. unter dem Namen: *Donativ-Gelder*, verwilliget wurden. (Römers Staatsr. des Kurfürstenthums Sachsen Th. II. S. 565.) 25) Herzogl. Sachsen-Coburg-Saalfeldisches Mandat, eine außerordentliche Kriegs-Anlage betreffend, vom 24ten July 1797. 26) Tabelle über die Befoldung der gesammten Fürstl. Coburgischen Hof- und anderer Diener bey denen (den) Collegiis 1699. 27) Kurze Archival Nachrichten, das in den Herzoglichen Häusern Sachsen-Hildburghausen und Sachsen-Saalfeld-Coburg eingeführte Primogenitur-Recht betreffend. Man findet hier weiter nichts, als die ohnehin schon bekannte Existenz jener beiden Primogenitur-Constitutionen. Eine wörtliche Mittheilung oder auch nur ein Auszug des wesentlichen Inhalts derselben, würde daher für die Erweiterung des Partikular Staats-Rechts ungleich verdienstlicher gewesen seyn. Vielleicht haben wir beide Urkunden in den folgenden Bänden zu erwarten. 28) Extractus Testamenti Herzogs Ernst Friedrich Karls zu Sachsen-Hildburghausen, den 14ten März 1778. 29) Merkwürdige Landes-Regierungs-Cessions-Acte zwischen Herrn Herzog Friedrich und Herrn Herzog Joseph Friedrich zu Hildburghausen den 25ten Januar 1785, mit Beylagen. Wir vermiffen hier eine vorläufige Nachricht von der Veranlassung dieser merkwürdigen Verhandlung, die gewifs einzig in ihrer Art ist. Zur nähern Kenntniß der Sache will Rec. nur kürzlich bemerken, daß dem Herzog, nach dem Tode seines Herrn Vaters, Ernst Friedrich Karls, vermöge dessen testamentarischen Verordnung sein Urgroßoncle, Prinz Joseph Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen nebst der dortigen Landes-Regierung, durch zwey Reichshofraths-Erkenntniße vom 2ten Octbr. 1780 und 11ten Januar 1781 zu Vormündern bestätigt wurden. Ob nun gleich der junge Herzog am 29ten April 1784 seine Volljährigkeit erreichte, und mithin zur eignen Antrittung der Regierung qualificiret war: so fafste er doch die Entschliefsung, selbige nach ihrem ganzen Umfange seinem bisherigen Vormund Freywillig noch weiter zu überlassen, und darüber unterm 25ten Oct. 1784 vom Reichs-Oberhaupt die förmliche Genehmigung auszuwirken, Die Gründe, die den Herzog zu diesem Schritt bewogen, waren, — wie das Reichs-Hofraths-Conclusum sagt, — die Beförderung des Wohlstandes des Fürstlichen Hauses und die schleunige Befriedigung der Gläubiger. Vielleicht mochte auch die Verehrung eines 82jährigen Urgroß-Onkels auf der einen, und dessen Wunsch, seine noch wenige Lebenszeit als Regent zu beschließen, auf der andern Seite einen vorzüglichen Einfluß auf jene Entschliefsung gehabt haben. Die hier

mitgetheilte Cessions-Acte enthält nun den, zwischen dem jungen Herzog und seinem Herrn Urgroßonheim errichteten Vertrag und bestimmt die Grenzlinien, nach welchen dem Letztern die fernere Regierung abgetreten wurde. 30) Herzog Wilhelm zu Sachsen prolongirte dem Rath und der Stadt Coburg das Recht, das Umgeld zu heben und zum Pflaster anzulegen. 1453. 31) Herzog Joseph Friedrichs, weiland Obervormunds und Landes-Regentens zu Sachsen-Hildburghausen merkwürdige letzte Willens-Disposition vom 17ten May 1786. 32) Beytrag zur Lebensgeschichte weiland Herzogs Ernst Friedrichs zu Sachsen-Coburg-Saalfeld, mit Beylagen. Eigentlich der Lebenslauf des verstorbenen Herzogs, so wie solcher bey dessen Gedächtnißfeyer öffentlich abgelesen wurde. Die Beylagen bestehen in dem Reglement zur Beysetzung des Fürstlichen Leichnams und in der Vorschrift, nach welcher die Gedächtnißfeyer in der Hofkirche begangen werden sollte. Wir wünschen dieser Sammlung, welche mit den in den Jahren 1785 und 1788 herausgekommenen Beyträgen des verstorbenen Hoffelds und mit Arnolds Sächs. Archiv viel ähnliches hat, eine lange Fortdauer, die aber hauptsächlich von der glücklichen Wahl interessanter Materialien abhängen wird.

Rostock, b. Stiller: *Patriotisches Archiv der Herzogthümer Mecklenburg zur Aufbewahrung der Geschichte und Denkwürdigkeiten derselben und zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniße. Erster Jahrgang. 1801. Ersten Bandes Erstes Stück. 194 S. (18 gr.) Zweytes Stück. 212 S. 8. (16 gr.)*

Gegen den Plan dieser Zeitschrift, der in dem Vorbericht umständlich entwickelt wird, und alle historischen und statistischen Merkwürdigkeiten von Mecklenburg umfaßt, hat Rec. nichts einzuwenden, auch hält er es für Pflicht, nach dem billigen Wunsche des Herausg., dieses Stück nicht zum Maafstabe der Erwartungen von den nachfolgenden zu nehmen, weil er aus Erfahrung weiß, welche Schwierigkeiten anfangs mit einem solchen Unternehmen verbunden sind.

Die erste Rubrik welche Abhandlungen, Aufsätze und Vorschläge liefert, enthält 1) *Eine Uebersicht der mecklenburgischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert.* Man erwartet in dieser Uebersicht keine neuen Thatfachen, wohl aber eine gutgeordnete und angenehm vorgetragene Erzählung derselben bekanneten; allein diese Erwartung wird nicht befriedigt. Als eine Probe des Vortrags mögen folgende nicht ängstlich ausgewählte Stellen dienen. S. 21. wo von den Streitigkeiten des II. Karl Leopold mit Rostock die Rede ist, heift es: „Wenn (vermuthlich weil) er seine Absicht mit (gegen) Rostock ausführen will (wollte), so sucht (suchte) er zuerst diese Stadt, wiewohl nur mit wenigen Truppen, zu besetzen, dagegen die Stadt nichts einwenden konnte. Wie aber diese Stadt von jeher sich bestrebt, den Fesseln einer ihrem

ihrem Regenten erbunterthänigen Stadt (den Pflichten einer landfäsigen Stadt) sich zu entziehen, so war sie auch auf ein jedes Vorrecht eiferfüchtig und behutsam, von den erhaltenen Zufagen nichts fahren zu lassen.“ S. 26. „Mit (Gegen) Roßtock offenbarte er (zeigte er) zuerst, das nur unbedingter Gehorsam und keine Rechtsprüche des Reichshofraths (nicht die Vollziehung von Rechtsprüchen des Reichshofraths) seine Foderung sey.“ S. 50. „Vorzüglich mußte die Akademie zu Roßtock manche harte Anwandlungen, (Anfechtungen) sie ganz unter den Schutzflügel (mußte die Schutzflügel heißen, wenn nicht überhaupt dieser Ausdruck hier ganz unschicklich wäre) des Magistrats zu ziehen, austreten.“ Da übrigens dieser Aufsatz noch nicht vollendet ist, sondern bloß bis zu dem bekannten Erbvergleich von 1755 geht, so bitten wir den Vf., uns entweder mit der Fortsetzung ganz zu verschonen, oder grössere Aufmerksamkeit auf Darstellung und Ausdruck zu richten. II. Unmaßgeblicher Vorschlag zur Aufnahme der Landstädte. Nach einigen gerechten Klagen über den Verfall der letztern, giebt der Vf. verschiedene Mittel an, ihn zu heben, unter welchen in besondrer Hinsicht auf Mecklenburg die allgemeine Stallfütterung der Pferde Aufmerksamkeit verdient, weil dadurch allerdings große Nachtheile für Ackerbau und Viehzucht vermieden werden könnten. III. Kurze Uebersicht der den einheimischen Forsten nützlichsten Thiere, zur genauern Würdigung der auf selbige gesetzten Ausrottungs-Prämien, von A. C. Siemssen. IV. Patriotischer Wunsch, die wohlfeilste Art und nach Möglichkeit auf dem Lande feuerfest zu bauen, in Mecklenburg allgemeiner zu machen. Betrifft die Gebäude von gestampfter Erde, oder Pise. Die folgenden Rubriken sind: Herzogliche Landes-Verordnungen. Standes-Erhöhungen. Dienstbeförderungen u. s. w. Chronik der Städte. Anzeige getroffener guten Einrichtungen. 1) Kurze Nachricht von der in Mecklenburg errichteten Naturforschenden Gesellschaft, nebst beygefügteten Statuten. Der Zweck dieser den 1sten Jul. 1800 zu Roßtock gestifteten Gesellschaft ist darauf gerichtet, die Naturgeschichte von Mecklenburg nach allen ihren Zweigen zu bearbeiten, auch eine Sammlung von Naturprodukten, vorzüglich aus Mecklenburg und den benachbarten Gegenden, anzulegen. 2) Einrichtung der Brand-Affecurations-Gesellschaft zu Roßtock. Die Verordnung wodurch sie begründet wurde, ist vom 27ten Oct. 1800. Der Beytritt zu derselben ist der Willkür eines jeden Einwohners überlassen, und zur Erleichterung des Instituts bey großen Brandschäden eine besondere Kasse errichtet. 3) Nachricht von dem zu Roßtock von der löblichen Kaufmanns-Compagnie errichteten Korn-Magazin, nebst dem damit verbundenen Brot-Verkauf. Wegen der hohen Korn-Preise ist gedachtes Magazin errichtet worden, aus dem die Armen den Scheffel Rocken für 30 fsl. und der bemittelte Einwohner für 1 Rthlr. 16 fsl. erhalten kann. Der Fonds dazu wird aus der Entrichtung einer Abgabe von 2 p. C. vom Werth jeder Last Korn, die ausgeschifft wird, zusammengebracht.

4) Nachricht von der Anstalt des Herrn Kammerherrn von Lepel auf Dobbin in Betreff der (natürlichen) Pocken-Inoculation.

Im zweyten Stücke sind enthalten: A. Abhandlungen und Vorschläge. 1) Bemerkungen über einen Unterschied zwischen dem Mecklenburgischen Herzogshause und den übrigen deutschen Regierhäusern (regierenden Häusern.) Der doppelte Unterschied, der angegeben und erläutert wird, besteht darin, daß die Herzoge von Mecklenburg 1) nicht aus Kaiserlichen Bedienten (Beamten) entstanden sind und 2) nie einen besondern Geschlechts- und Familien-Namen hatten. II. Ueber Parochialverbindung, besonders nach Mecklenburgischen Gesetzen. Der Vf. sucht den von vielen Rechtsgelehrten bestrittenen Grundsatz zu erweisen, daß ein jeder nur da seine Parochie habe, wo er gegenwärtig sey. III. Zur Mecklenburgischen Münzverfassung einige Verbesserungen und Nachträge, von Evers. Bloß für diejenigen interessant, welche II. E. Werk über die Mecklenburgische Münzverfassung besitzen. IV. Ist es für den Handlungsstand im Allgemeinen vortheilhaft und für den Staat nützlich, wo (wenn) jeder Bürger das Privilegium, kaufmännische Geschäfte zu treiben, erkaufen kann? Die Frage wird aus Gründen, die man leicht errathen kann, verneint; wobey Rec. das einzige zu erinnern hat, daß die Befugniss, Handlung zu treiben, in der Regel nicht auf einem erkauften Privilegio beruht, sondern von dem Bürgerrechte abhängt. V. Vorschlag zu einer nicht unerheblichen Verschönerung der Stadt Roßtock. Der Vf. wünscht, daß der Kanal, welcher durch die sogenannte Grube geht, ausgefüllt werden möchte, und sucht die Anwendbarkeit dieses Vorschlags zu zeigen. VI. Reflexionen über die Roßtockische Polizey und den jetzigen Zustand dieser Stadt. Enthält theils Klagen über den Mangel an obrigkeitlichen Ansehn und zweckmäßigen Schulunterricht, theils vermischte Nachrichten über den zunehmenden Flor der Handlung, Schifffarth und aller übrigen Gewerbe. B. Landesherrliche Verordnungen. Unter diesen verdient vorzüglich die den 10ten März 1801 erlassene Contitution des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin wegen der Versiegelung in Sterbefällen Kanzleyfäsiger Personen bemerkt zu werden. C. Anzeige getroffener guter Einrichtungen. Gemeinnützige Nachricht einer verbesserten Schulanstalt in unserm Lande, nemlich in der Stadt Friedland. Die gegenwärtige Einrichtung dieser Schule scheint in der That, insofern man sie nach dem beygefügteten Lectionsverzeichnis beurtheilen kann, sehr zweckmäßig zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer: Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit in Predigten vorgetragen von D. Johann Georg Rosen.

Rosenmüller, Superintendenten zu Leipzig. 1801.
268 S. gr. 8. (21 gr.)

In der Vorrede zeigt der Vf., worin diese seine Predigten von den *vortrefflichen* Predigten des Hn. Doct. Stolz in Bremen verschieden seyn. Und beide können sehr wohl neben einander die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums beschäftigen. Allerdings verdienen diejenigen Begebenheiten, die sich zu unsern Zeiten zugetragen haben, eben sowohl unfre Beherzigung zur Erbauung, als die älteren Geschichtserzählungen, aus denen ein grosser Theil unserer heiligen Schriften besteht. Der Predigten sind eils an der Zahl. In der ersten über das Evangelium Matth. 9, 18 f. *Von dem mancherley Aberglauben und den Schwärmereyen des 18ten Jahrhunderts und den Fortschritten zu deren Verminderung*, wird sehr richtig angemerkt, dafs in der Parallelstelle Marc. 5, 30 nicht von einer unwillkürlich von Jesu ausgeflossenen Gesundheitskraft, wie diese Stelle von neuern Schwärmern gemisbraucht worden, zu verstehen sey. Man sey aber bisher auf beiden Seiten, in Hange zum Wunderbaren und in dessen Bestreitung oft zu weit gegangen; wobey unter andern die *falsche* Erklärung der Lehre, dafs der Mensch *allein* durch den Glauben gerecht werde, als die Ursache des gegenseitig entstandenen Mysticismus und Quietismus angeführt wird, mit manchen namentlichen Nachweisungen in den Anmerkungen unter dem Text. In der zweyten Predigt über Matth. 21, 4 zeigt der Vf. sehr zweckmäfsig, dafs in der vom Geschichtschreiber angeführten Stelle des Zacharias keine Weissagung auf Jesum enthalten seyn könne, da dieser nicht als ein irdischer Siegesheld allgemeinen Länderfriedens gestiftet habe, sondern dafs dies eine dem Matthäus gewöhnliche Accommodation einer ähnlichen Stelle sey, und nimmt davon Gelegenheit, *von den ehemaligen Fehlern und den Fortschritten des 18ten Jahrhunderts in der Erklärung und dem zweckmäfsigern Gebrauch der Bibel*, sonderlich durch mehrere Bekanntschaft mit morgenländischen Sitten, Vorstellungsarten, Sprachgebrauch und durch bessere Uebersetzungen zu reden. In der dritten *von den Fortschritten in der Naturkenntnis und deren Werth und Nutzen in religiöser Hinsicht*, wobey die neuern Entdeckungen und in den Anmerkungen die populärsten dahin gehörigen Schriften angezeigt werden. In der vierten von dem im 18ten Jahrhundert *überhand genommenen Unglauben*, dessen vornehmsten Ursachen und den Anstal-

ten zur Aufrechthaltung des Christenthums. In der fünften *über erlaubte und verwerfliche Neuerungen in der evangelischen Religionslehre und dem Kirchenwesen*. In der sechsten *von den Fortschritten zur Verminderung des Religionshasses und der Religionsverfolgungen*. In der siebenten *Merkwürdige Veränderungen in der katholischen Religion und ihrem Kirchenwesen*. In Nro 5, 6 und 7 sind sehr gute, partheylose und freymüthige Bemerkungen gemacht. Die achte: *Getroster Muth in Ansehung der dunkeln Ausichten auf persönliche Schicksale, und auf der Menschheit Wohl und Wehe*; zeichnet sich weniger aus. Die neunte: *Von der Ausbreitung der christlichen Religion im 18ten Jahrhundert*, enthält gute Bemerkungen über die fehlerhafte Methode der evangelischen Missionarien bey ihren Bemühungen, Heyden, Juden und Muhammedaner zum Christenthum zu bekehren, und über die Hindernisse derselben durch das lasterhafte Leben, die Ungerechtigkeit und Tyranney der Europäer in ihren Ländern. Die zehnte: *Bemerkungen über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens im 18ten Jahrhunderte*; wobey in den Anmerkungen zu dem Texte unter den Schriftstellern Hr. von Rochow, und unter den Anstalten die Industrieschulen (deren in Berlin allein durch wohlthätige Beyträge patriotischer Menschenfreunde bereits acht gestiftet sind und sichtbaren Nutzen stiften, und die schon unter edeldenkenden Güterbesitzern Nachahmung gefunden haben) so wie die Sonntagschulen für veräuerte Jünglinge und Mädchen, unter den genannten Schulmeisterseminarien die vielen in den preussischen Staaten, und des Hn. Eschke Taubstummeninstitut zu Berlin genannt zu werden verdient hätten. Die fehlerhafte häusliche Erziehung der Jugend in allen Ständen wird mit Recht als ein alle gute Anstalten vereitelndes Hindernis gerüget. Die eilfte Predigt handelt in praktischen und ausführbaren Rathgebungen davon, *wie ein Christ sich häusliche Leiden erleichtern könne*. Bey dem ausgebreiteten Ueberblick des Vf. auf alles, was im vorigen Jahrhundert auf Religiosität Einfluss gehabt hat, bey der edlen Einfachheit und Falschheit des Stils, welche man unsern jungen Predigern, die entweder mit dichterischen Schwunge oder wissenschaftlicher Sprache prunken, zum Muster empfehlen kann, ja bey allen Vorzüglichem dieser Predigten, sind sie doch eigentlich mehr historische, sehr interessante Abhandlungen mit kurzen praktischen Bemerkungen und Schlussermahnungen, als eigentliche Kanzelvorträge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. März 1802.

MATHEMATIK.

- 1) AMSTERDAM, b. Elwe: *Het vernieuwde Licht des Koophandels*, of grondig Onderwys in de Koopmans Rekenkunst, enz., enz. Derde Druk. Door gaans verbeterd en vermeerderd door *Arnoldus Bastian Strabbe*, Mathematicus en Wyroeyer te Amsterd. 1800. VIII. u. 331 S. gr. 8. (2 Guld. holl.)
- 2) Ebend., b. Dufour: *Table de Logarithmes*, à l'usage des Comptoirs, précédée d'une instruction élémentaire sur son usage dans les Calculs de Commerce, et d'une notice des Monnaies de change des principales Places. 1801. IV. u. 200 S. gr. 8. (1 Guld. 10 St.)
- 3) Ebend., b. Ebendensf.: *Manuel général pour les Arbitrages de Change*, par nombres fixes ou par Logarithmes; suivi d'une Table de Logarithmes, depuis 1. jusqu'à 10400; etc. par *Felix Reishammer*. 1801. VIII. u. 688 S. gr. 8. (6 Guld. holl.)

Alle drey Schriften haben einen entschiedenen Werth in der kaufmännischen Rechenkunst, und zeichnen sich so wohl in Absicht ihrer Bestimmung, als ihres wissenschaftlichen Gebrauchs, vor vielen andern der Art aus, die in neuern Zeiten in und außerhalb Deutschland über diesen Gegenstand erschienen sind. Besonders kann Nr. 1. auf diesen Vorzug gerechten Anspruch machen. Der Vf. derselben hat sich seit etwa 30 Jahren durch eine ziemliche Anzahl mathematischer, meist großer voluminöser Werke, wohin wir seine *Oeffenschool van mathemat. Wetenschap*. 4. Deel. (Amsterd. 1770 und 1771. gr. 8.); seine mit Anmerkungen herausgegebene Uebersetzung von *de la Lande* Astronomie nach der zweyten Pariser Ausgabe (Amst. 1773—1780; 4 Th. gr. 8.) eine Holländische Uebersetzung von *Montucla* *hist. des Mathemat.* wovon bisher 4. Bände die Presse verlassen, (Amsterd. 1782—1800. gr. 8.) vorzüglich rechnen, um seine Landsleute verdient gemacht. Es wäre zu wünschen, daß die Schriften dieses gründlichen Gelehrten und Mathematikers, auch in Deutschland bekannt wären. Weder die *erste*, noch die *zweyte* Ausgabe von Nr. 1. ist in deutschen kritischen Zeitschriften angezeigt worden, und jene geht weit über die Grenzen der *A. L. Z.* hinaus; denn sie erschien zu Amsterdam 1769, auf XVI. und 344 S. gr. 8. welche aber sehr weitläufig gedruckt, bey weitem den Reichtum der Materien nicht wie die *äritbe* enthält, die mit sparsamern Drucke, ganze neue Abschnitte, z. B. S. 276—293. der vermischten Wechselrechnungen, *A. L. Z.* 1802. *Erster Band.*

wo die Berechnung der Kaufmannswaren, nach gewöhnlichen und bedungenen Handlungsvorteilen etc. angestellt wird, und mehr andere Verbesserungen liefert, die auf den gegenwärtigen Zustand des Commerzes passen. S. 1—88. werden daher Kassier-Reductions - Zinsen - Rabatt - Provision - Asscuranz - Compagnie - und Rhederey - Rechnungs - Aufgaben vorgetragen, auch die Kettenregel in den meisten Fällen bey der Auflösung empfohlen. Sehr reichhaltig ist der Vf. in Erklärung der Wechselrechnung (S. 88—167. die S. 167—210. von 146 Aufgaben begleitet werden, wovon einige wenige aufgelöst sind. — S. 211—276. findet man 120 Arbitragen und 38 Beyspiele von Gewinn- und Verlust-Wechsel-Calculationen, die, wie der *Anhang* S. 293—326., und die *Beschluß-Aufgaben* S. 326—331. dem praktischen Kaufmanns-Rechner zu allerley arithmetischen Speculationen Anlaß geben. Ungeachtet es in Holland an dergleichen Büchern, von *Gemma Frisius* Zeiten, in der Mitte des XVIIten Jahrhunderts an, bis auf *Strabbe*, keinesweges fehlt: so ist doch das gegenwärtige, wie des Vf. *Schatkaamer der Koopmans Rekenkunst* etc. 2. Deelen; (Gouda en Bodegraven 1790 en 1791.), eins der vorzüglichsten, die sich in ihrer Darstellungsart, da die vornehmsten arithmetischen Vorfälle der Kaufleute, auf eine kurze, helle und deutliche Manier, nach mathematischen Grundsätzen erklärt werden, besonders auszeichnen. Rec. ist überzeugt, daß wenn angehende Handelslehrlinge, und selbst geübte Comptoristen, dieses Buch zu calculiren, und alle darauf Bezug habende Hilfswissenschaften gründlich verstehen, in allen europäischen Handlungshäusern als brauchbare Arbeiter zurecht kommen können. Druckfehler sind nicht angezeichnet; indessen versichert der Vf., auf die Verhütung derselben, allen Fleiß verwandt zu haben. Demungeachtet haben wir bey verschiedenen Aufgaben einige Druckfehler bemerkt, als: S. 21. Nr. 35. muß die Antwort heißen: f. 790 : 18 : — ebend. Nr. 40. ebenfalls: f. 114 : 3 : — S. 37. Nr. 96. Antw. f. 291 : 10 : — S. 52. Nr. 9. Antw. f. 28 : 12 : — u. a. O. m.

Nr. 2. und 3. haben mit den logarithmischen Wechselfafeln von *Graumann*, *Raphael Levy*, *Nelkenbrecher*, *Hiddinga*, *Girtanner*, u. a. m. fast nichts weiter gemein, als daß die Verfahrensart in dem Entwurfe, dem Gebrauche und der Anwendung der hierin logarithmisch-construirten Geld- und Wechselfafeln, aus ähnlichen Grundsätzen, wie bey allen Vorgängern abgeleitet wird. Jedoch kommt Manches hier vor, was man in dem ältern Werke: *Het Licht des Koop-*

Koopmans; enz. door. *Joh. Phil. Grauman*; Amst. 1787. 2. Alph. 17 Bog. gr. 4. antrifft. — In Ganzen sind beide Bücher sehr brauchbar.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Praktische Abhandlung über die Lehre von der Reibung*, in Hinblick auf das Maschinenwesen, von *J. H. M. Poppe*. 1801. 184 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Zuerst erzählt der Vf. die Versuche, welche *Amontons*, *Muffchenbröck* u. a. über das Verhältniß der Reibung zum Druck angestellt haben. Hierauf liefert er einen umständlichen Auszug aus der lehrreichen Preisschrift des *de Coulomb* über den Widerstand von der Reibung und der Steifheit der Seile. Die Abhandlung des Abbate *Ximenes* wird bloß mit der Bemerkung angeführt, daß sie nicht unwürdig sey, jener Preisschrift an die Seite gesetzt zu werden. Da sie aber Versuche enthält, die im Großen angestellt sind, so hätte sie auch einen Auszug verdient. Die Schrift des Italiäners *Delanges* (*del Lange's*) über das Reiben stehe ziemlich weit hinter ihr. Aus der Abhandlung von *de Vince* wird einiges zur Bestätigung und Ergänzung mitgetheilt. Unterschied zwischen Friction der Ruhe (gerade vor der anfangenden Bewegung) und der Friction der (mehr oder weniger schnellen) Bewegung. *Muffchenbröcks* und *Segners* Versuche darüber. Bey der einen Reihe der von dem letztern angestellten Versuche weichen die berechneten großen Geschwindigkeiten sehr von den beobachteten ab. Hr. P. meynt, daß durch Stäubchen, die zwischen die Räder gekommen seyn, oder andere Ursachen, die Abweichung der Rechnung von der Erfahrung entstanden sey. Ohne Zweifel ist aber die Formel, welche aus einigen Versuchen von *Muffchenbröck* für die Geschwindigkeit und die Friction hergeleitet ist, zu unvollkommen. Bey der zweyten Reihe von Versuchen treffen die berechneten und beobachteten Geschwindigkeiten viel besser zusammen, weil eine der zum Grunde der Rechnung gelegten Geschwindigkeiten selbst beträchtlich ist, und der größten näher als der kleinsten kommt. Der Vf. führt hierauf aus allen Gattungen von Maschinen Beyspiele an, wie die Friction sich daran äußert, und wie sie vermindert werden kann. Auf eine gelehrte Theorie macht er hierbey keinen Anspruch, sondern nur auf nutzbare Anwendungen. In der That ist sein Unterricht für praktische Mechaniker brauchbar, größtentheils faßlich und richtig, so wie seine Sammlung der über die Reibung angestellten Versuche eine gute Uebersicht derselben giebt, wenn auch noch einige ausgelassen sind. Von dem Widerstande, der von der Steifheit der Seile herrührt, werden die nach *Amontons* Regel berechneten Tafeln aus *Lange's* Maschinenlehre angeführt. *Coulomb* setzte die Steifigkeit der Seile nicht ihrer Dicke schlechtweg, sondern den Quadraten ihrer Durchmesser proportional, wobey sich aber fand, daß die Versuche nicht ganz genau zurafen. Von den Vorzügen der gewebten Seile, die *Muffchen-*

bröck schon versucht, und *Rappolt* vollkommener gemacht hat. — Bey der Formel S. 53. die Größe der Reibung durch eine gewisse Fallhöhe und die Zeit zu bestimmen, muß es befremden, daß das Gewicht des auf einer horizontalen Ebene bewegten Körpers mit dem Gewicht des bewegenden verbunden wird, da jener bloß trägt ist. Die Formel hat für Ungeübte eine Erläuterung nöthig. — S. 73. steht immer *Talg* statt *Talk*, welchen *Tott* als ein Mittel, die Friction zu vermindern, empfohlen hat. So viel *Rec.* sich erinnert, war es ein Speckstein oder Seifenstein, den *Tott* hierzu vorschlug. — Von dem Reiben der Kolben in Pumpenröhren ist sehr wenig gesagt. Dieses ist aber das nachtheiligste unter allen. Es läßt sich freylich nichts bestimmtes darüber angeben, da ein neuer Kolben mehr Reibung giebt als ein abgechliffener. Der Vf. meynt, daß der Druck des Kolbens gegen die Röhrenwand sich nach dem Druck des darüber befindlichen Wassers richte. Ein verticaler Druck kann aber keinen horizontalen in dem soliden Kolben bewirken, wie bey flüssigen Massen. Der Kolben, schreibt der Vf. vor, müsse ringsum genau an die Röhrenwand anschließen, und dürfe nirgends Wasser durchlassen. Allein bey schnellen Bewegungen mag immer ein wenig Wasser durchschlüpfen, man gewinnt es reichlich wieder an der leichtern Bewegung des Kolbens.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Mechanische Unterhaltungen*, oder fälschlicher Unterricht über interessante Gegenstände aus der Bewegungskunst. Ein Lesebuch für die Jugend, von *J. H. M. Poppe*. 158 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Der Vortrag dieses Werkchens ist in eine Erzählung des Unterrichts, der einigen Kindern gegeben wird, eingekleidet. Die Materien betreffen das Gleichgewicht, den Schwerpunkt, und manche Kunststückchen, die sich darauf beziehen, dann von Uhren ziemlich umständlich, von andern Maschinen gar nichts. Einige Stellen bedürfen einer Berichtigung. Die Empfindlichkeit einer Wage hängt eigentlich nicht von der Länge des Züngleins ab, wie S. 34. gesagt wird. Eine Wage kann bey einer langen Zunge sehr träge seyn. Die Erklärung, S. 44. warum man einen Stein mit einer Schleuder viel weiter wirft, als es mit der bloßen Hand möglich ist, weil eine größere Entfernung von dem Mittelpunkte auch eine größere Kraft hervorbringe, ist wenigstens sehr verworren. Der Mittelpunkt soll hier der Mittelpunkt des menschlichen Körpers seyn. Der Stein wird aber in einem Kreise um die Hand bewegt. Was S. 51. von dem Mittelpunkte des Schlags gesagt wird, ist ganz unbefriedigend. Bey dem Versuche mit einem auf zwey Gläser gelegten Stockchen, das zerbrochen wird, ohne daß die Gläser dadurch leiden, sollen sie (S. 62.) deswegen nichts von dem Schlage empfinden, weil sie weit davon entfernt sind. Zwar wird noch die Ursache hinzugefügt, daß der Stock bey'm Schlagen sich zugleich aufwärts bewege, aber die-

dieses hätte näher erklärt werden müssen. Ein Mühlstein könne unter zwey Voraussetzungen auf einer Nadel schwebend bleiben; denn zerbrechen könne er sie nicht, weil dies eben so viel seyn würde, als wenn er eine dickere Eisen- oder Stahlmasse von der Höhe (Länge) der Nadel zerdrücken sollte. Allerdings würde er die Nadel oder eine andere schwache Stange zerdrücken, wenn auch die beiden mechanischen Voraussetzungen möglich wären. Die Erklärung, warum ein Teller, in horizontaler Lage schnell gedreht, sich im Gleichgewicht erhält, wenn auch die Unterstützungslinie den Schwerpunkt ein wenig vorbeysieht, ist nicht richtig. Das Beharrungsvermögen erhält die Theile des Tellers in derselben Ebene. Der Versuch mit drey Messern, deren zwey in das dritte an den Enden senkrecht eingesteckt sind, ist anders zu erklären, wenn er brauchbar seyn soll. Der Versuch mit dem Einschlagemesser, das mit der Schneide auf dem Rande eines Tisches schwebend erhalten werden kann, könnte besser erklärt werden. Dieser Versuch kommt hier unter manchen Gestalten vor. — Als Lesebuch zum eigenen Unterrichte für die Jugend ist das Werkchen nicht so brauchbar, denn als Anleitung zum Unterrichte noch junger Kinder. Für Erwachsene muß der Unterricht weniger Kunststückchen, und mehr nützliche Anwendungen der Maschinen enthalten.

S T A T I S T I K.

PARIS, b. Testu: *Almanach national de France, l'an dixième de la République Française, une et indivisible, présenté au Gouvernement et aux premières Autorités.* 760 S. 8.

Nach hergestelltem Frieden wurde das Interesse der diesjährigen Staatskalender vorzüglich durch die Fürstlichen Geschlechtstafeln emporgehoben, deren Lücken und Zusätze das neue politische System der größern Mächte darstellten. So z. B. wurde sogleich in allen politischen Blättern die Auslassung des Königs von Sardinien, des Herzogs von Parma, der drey geistlichen Kurfürsten u. s. w. im vorliegenden Almanach bemerkt. In der That ist auch der ganze Abschnitt von den *Puissances de l'Europe* von S. 33. bis 56., insbesondere von den sieben Republiken S. 50., sehr merkwürdig. Aufser dem königlich-Etrurischen Staatskalender von 1802 hat der diesjährige Französische vor seinem in Nr. 172. der A. L. Z. recensirten Vorgänger den sehr erheblichen Vorzug,

dafs er durch ein Consularisches Decret vom 19. Thermidor an IX. officielle Qualität und Zuflüsse bekam. Nach diesem hier vorangedruckten *Arrêté*, welches die längst bekannte Aufmerksamkeit von Bonaparte auf Zeitungen und Staatskalender bethätiget, müssen alle Staatsminister jährlich den Nationalalmanach, und zwar *ausgeschlossen*, mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, worauf das Manuscript vor dem 15. Fructidor im Staats-Secretariat revidiret wird. Durch diese Beyhülfe vergrößerte sich der reichhaltige Inhalt bis beynahe 800 Seiten. Für das Ausland sind die Darstellungen des *Corps diplomatique* S. 129 bis 138. des National-Institus und der vielen literarischen und gemeinnützigen Anstalten bis auf die Centralschulen und das Prytaneum, die von S. 609 — 687. fortgeführt werden, sehr interessant; unter andern findet man darin S. 639. das *Hospice central de vaccination gratuite*. Der statistische Gebrauch ist durch Zahl-Beziehungen und der praktische für die Stadt Paris durch die Anzeige der Wohnungen gehoben.

NEUSTRELITZ, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender auf das Jahr 1802.* Mit Herzoglichem Privilegium. 131 S. 8. ohne Kalender.

Geschlechts-Register der jetztlebenden Königlichen und Fürstlichen Familien. Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitzischen Staatskalender. 105 S. 8.

Die allmälige Verbesserung dieses Staatskalenders, und zwar durch die Mitwirkung des damaligen Hn. Canzleyraths von Kamptz, wurde schon 1796 in der A. L. Z. Nr. 352. S. 358. mit gebührendem Lobe angezeigt. Den vorliegenden verdankt das Publicum dem Cammerherrn *August Christian Friedrich*, Grafen von *Schulenburg*. Das Namenverzeichnis, in welchem die Geistlichkeit statistische Erläuterungen mit sich führt, füllt 78 Seiten. Diesem folgt, bis zum Ende des Buchs, ein sehr zweckmäfsig compendiarisches Verzeichniß der Cabinets- und Domänengüter, nebst der Zahl der Einwohner, desgleichen der Herrschaftlichen Monopolen, der Ritterschaftlichen und andern Landgüter, wie auch der Städte und Flecken, mit manchen andern Notizen durchwebr. Den Beschluß macht der Postkurszeiger, und das Jahrbuch der merkwürdigern innern Ereignisse unter der Benennung von *Annalen*. Letztere zieren nun schon zum eilftenmale den dortigen Staatskalender.

Das Geschlechts-Register ist ausführlich, genau, und zu einer geschwinden Uebersicht bequem eingerichtet.

K L E I N E S C H R I F T E N.

MATHEMATIK. Halle, in d. Renger. Buchh.: *Parallaxen auf dem Sphäroid*, von Rohde, Kön. Preuss. Capitän. — Mit einem Anhang über die leichtere Bestimmung der Culminationszeit eines Gestirns durch zwey beobachtete Höhen mit den Zeiten der Beobachtungen, in dem Astron. Jahrbuche für 1801. Nebst 1. Kupfertafel. 1800. 34 S. 4. (8 gr.) Unbe-

quemlichkeiten gewisser bisher bekannten parallaktischen Formeln, oder Mangel an Deutlichkeit der Beweise, den einige Astronomen darin zu bemerken glaubten, scheint dem Vf. die erste Veranlassung gegeben zu haben, die Theorie der Parallaxen ganz von neuem zu untersuchen, um, wo möglich, darüber durchaus ins Reine zu kommen. Zwar fehlte es in Absicht

sicht auf die Anwendung keineswegs an andern bequemern und strengere erwiehnen Formeln, die man in jedem Falle an die Stelle der angezeigten minder vollkommenen setzen kann, und deren sich wirklich die praktischen Astronomen mit hinlänglicher Sicherheit bisher bedient haben. Inzwischen erwirbt sich der Vf. doch ein Verdienst um die Wissenschaft durch diese neuen einer an sich schwierigen astronomischen Theorie gewidmerten Untersuchungen, die in Rücksicht auf erschöpfende Vollständigkeit, Strenge der Beweise, und analytische Eleganz der Formeln den geübten Mathematiker (denn für Anfänger müßte freylich manches weiter ausgeführt werden) hinreichend befriedigen werden, und, was den theoretischen Theil der Parallaxen-Rechnung betrifft, als vorzüglich gute Bearbeitung dieser Materie angesehen zu werden verdienen. Der Vf. geht von ganz allgemeinen directen Sätzen oder Grundgleichungen in der Lehre der Parallaxen auf einem Sphäroid aus. Jene Sätze beziehen sich auf die bestimmenden Theile der Parallaxe der Distanzen, und auf den vergrößerten Durchmesser eines der Parallaxe unterworfenen Gestirns. Zugleich giebt er zum Anfange allgemeine und ganz genaue Gleichungen, um den scheinbaren gegenseitigen Abstand zweyer Gestirne durch geocentrische Data, oder umgekehrt ihren wahren geocentrischen Abstand durch scheinbare Data zu finden; beiderley Formeln enthalten zwar den Cosinus des gesuchten Abstandes, und können daher mit Anwendung der gewöhnlichen trigonometrischen Tafeln, wenn der Abstand sehr klein ist, etwas unzuverlässig werden, behalten aber ihre Brauchbarkeit um so mehr für die gewöhnlichen Fälle, wenn man aus gemessenen Mondsabständen, die nie gar zu klein genommen werden, die geographische Länge bestimmen will. Nachdem der Vf. seine allgemeineren Fundamentalgleichungen hat vorangehen lassen, so betrachtet er nun die Parallaxen in Beziehung auf die drey Hauptebenen, den Horizont, den Aequator und die Ekliptik; die erste giebt Parallaxen des Azimuts und der Höhe, die zweyte Parallaxen der Rectascension und Declination, die dritte Parallaxen der Länge und Breite; unter diesen Abtheilungen, verbunden mit der Parallaxe des Abstandes und des Durchmessers, sind die gewöhnlichen in der Ausübung vorkommenden Fälle vollständig enthalten. Die Parallaxen für jene drey Ebenen hat der Vf. auf folgende Art bearbeitet. Für die Ebene des Horizonts z. B. giebt er 1) genau erwiesene Formeln sowohl für das scheinbare Azimut als für die Azimutalparallaxe, wobey alles durch lauter geocentrische Data ausgedrückt ist. 2) Eben solche Formeln für das wahre Azimut und die Azimutalparallaxe, durch lauter scheinbare Data ausgedrückt. 3) Die scheinbare Höhe und die Höhenparallaxe durch geocentrische, und 4) die wahre geocentrische Höhe, und die Höhenparallaxe durch scheinbare Data ausgedrückt. Für die Parallaxen, oder die Unterschiede des scheinbaren und wahren Azimut, der scheinbaren und wahren Höhe sind sowohl vollkommen genaue als Näherungsformeln geliefert, auch wird jedesmal der mehr oder weniger bedeutende Werth einer solchen Parallaxe für Sonne und Planeten insonderheit gezeigt. 5) Der vergrößerte Monds Durchmesser durch geocentrische, und der wahre Monds Durchmesser durch scheinbare Data ausgedrückt, die beide auf den Horizont-Beziehung haben, hier also durch Azimut und Höhe des Monds bestimmt werden: noch wird der Werth dieser Vergrößerung für Sonne und Mond besonders untersucht. 6) Der scheinbare Abstand zweyer Gestirne durch geocentrische Data, und ihr wahrer Abstand durch scheinbare Data, beide mal aber in Rücksicht auf den Horizont, oder durch Zurückziehung der Höhe und des Azimut ausgedrückt. 7) Endlich der scheinbare Abstand der Mittelpunkte zweyer Gestirne durch geocentrische und auf den Horizont bezogene Data für die geocentrische Centralconjunction dieser Gestirne, oder für den Zeitpunkt, wo aus dem Mittelpunkte der Erde ihr wahrer Abstand = 0 ist, ausgedrückt. Ganz denselben Gang befolgt der Vf. in Absicht auf die beiden andern Ebenen, den Aequator

und die Ekliptik; zuweilen vergleicht er auch seine Formeln mit jenen anderer Astronomen: so ist bey ihm z. B. die Gleichung für die Längenparallaxe einerley mit der Lexellischen in den Berliner Ephemeriden 1777. und seine Formel für die Breitenparallaxe stimmt mit der Bohnenbergerischen überein. Vergleicht man die correspondirenden Ausdrücke des Vf. für alle drey Ebenen unter sich, z. B. die aufeinander sich beziehenden Gleichungen für Azimut, Rectascension, Länge, für Höhe, Declination, Breite, oder auch für die Parallaxen dieser Größen: so findet man, daß sie alle von derselben Form sind, und eben diese schöne Concinnität ist es, was sie dem Analytken vorzüglich empfehlen muß. Dadurch daß der Vf. überall besondere Formeln sowohl für die scheinbaren als für die wahren Winkel gegeben, und in jene bloß geocentrische, in diese bloß scheinbare Data hat einfließen lassen, sind die Bedingungen der parallaktischen Aufgaben genauer abgemessen, und dadurch manche Schwierigkeiten, in die man sich sonst verwickelt, im voraus gehoben worden. So viel gutes indess diese vom Vf. neu bearbeitete Theorie der Parallaxen in Hinsicht auf Genauigkeit, Eleganz und durchaus systematische Anordnung der Formeln wirklich hat: so könnte doch der Vortheil mehrerer Kürze nebst andern Bequemlichkeiten den praktischen Astronomen veranlassen, zum wirklichen Gebrauche in manchen Fällen andere Formeln vorzuziehen, und der Vf. scheint darin zu weit zu gehen, wenn er schon bekannte und bisher gebrauchte Formeln geradezu verwirft, bloß darum, weil ihnen das analytische Ebenmaß fehlt, oder weil sie z. B. geocentrische und scheinbare Data untereinander gemischt enthalten. So wundert er sich, daß man bisher für den vergrößerten Durchmesser des Monds in Beziehung auf die Ekliptik noch keine Formel gefunden habe, die eben so einfach als genau sey, und nennt die eben dafür von Bohnenberger gegebene Gleichung bunt, und mit Größen überladen, die von einander abhängen: allein B. wänte offenbar gerade diese Formel, weil sie, zu nicht geringer Bequemlichkeit des Rechners, einerley Nenner mit den von ihm gefundenen Gleichungen für die Längen- und Breitenparallaxe hat; Rhode's Formel ist dagegen zur Berechnung ungleich weitläufiger, da sie die Kenntnis der Zenitdistanz des Gestirnes fodert, die man vorher aus einer eigenen zweytheiligen Formel erst suchen muß. Dies ist nicht der einzige Fall, wo der ausübende Astronom weniger elegant, aber kürzere Formen, indirecte Methoden u. s. w. mit Recht vorzieht, d. h. um zum Ziele zu gelangen, eher den am schnellsten dahin führenden und gleich sichern, wenn schon nicht so regelmäßig angelegten Weg wählt, als denjenigen, der mehr Kunst und Geschmack verräth, aber länger ist. — Im Anhange erläutert der Vf. noch die Aufgabe, aus zwey Höhen und den Beobachtungszeiten die Culmination eines Gestirns auf eine leichte Art, und zwar so zu bestimmen, daß Polhöhe, Abweichung und absolute Höhen nicht sehr scharf bekannt seyn dürfen. Der Generalmajor von Tempelhoff gab zuerst eine Auflösung dieser praktisch sehr nützlichen Aufgabe im I. Supplem. Bande zu Bode's astronomischen Jahrbüchern; Kugel brachte die Gleichung in eine leichtere Form im astron. Jahrb. 1801, so daß der Zähler, eben so wie der Nenner, die Summe von 6 Sinussen und Cosinussen enthält. In andern noch kürzern und gefälligeren Formen sucht der Vf. die Auflösung darzustellen; eine derselben begreift zwar auch im Zähler die Summe von 6 Sin. und Cosin. aber im Nenner nur das Product von 4 Sin. und Cosin. Eine andere noch bequemer eingerichtete Form bey dem Vf. ist folgende. Wenn p die Polhöhe, und in gewissen Zeiten T und T' die Abweichung der Sonne d und d', ihre Höhe a und a', der Stundenwinkel A und A' ist, so hat man: $\sin \frac{1}{2} (A' - A) + \sin \frac{1}{2} (A' + A) = 2 \sin \frac{1}{2} (45^\circ + p - s') \sin (45^\circ + p - s) \sin (45^\circ + a - s) \sin (45^\circ - a + s)$ dividirt durch $\cos p \cos d' \cos d$. Hierbey ist $\frac{1}{2} (p + d' + a') = s'$ und $\frac{1}{2} (p + d + a) = s$ gesetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. des Industrie-Comtoirs: *Taschenbuch für topographische Excursionen in die umliegende Gegend von Jena.* Entworfen von A. J. G. C. Batsch, Prof. zu Jena. 1800. 253 S. gr. 12. mit 2 Karten. (1 Rthlr. 18 gr.)

Aus einer Menge von Taschenbüchern, worunter es so viele giebt, die keinem Menschen einfallen kann, in der Tasche zu tragen, hebt sich das gegenwärtige, aufser seinen andern Vorzügen auch dadurch heraus, das es ein wirkliches und nicht bloß titulirtes Taschenbuch ist, ein wahres nützliches Vademecum, das jeder Freund der schönen Natur in Jena und der umliegenden Gegend, besonders aber jeder, der auf der jenaischen Universität studiert, auf seinen Spaziergängen immer mit sich führen sollte. Die Gegend um Jena hat das charakteristische, das man innerhalb einer oder zwey Stunden nach allen Richtungen hin Spaziergänge auf die ringsumliegenden Berge machen, und der angenehmsten und mannichfaltigsten Ausichten genießen kann. Will ein Fußgänger längere Excursionen machen: so giebt es eben so viel Gelegenheit, unter der schönsten Abwechslung einen Tag oder einen halben Tag zu verbringen.

Das Feld demnach, was der würdige Vf. hier zu beschreiben unternommen, bildet ein ungleiches Viereck, das ungefähr 3 Stunden in der Breite hat, in dessen Mitte die Stadt Jena befindlich ist, und das die nahen Berge mit ihren Waldparthien in sich einschließt. „In diesem kleinen Raume ist gleichwohl eine große Menge von Standörtern, es sind die vielfachsten Ansichten und Spazierwege, mit mehrern tausenden von Naturkörpern zusammengedrängt. Studirende können insbesondere täglich in den Abendstunden die nahen, an den Sonnabenden, Sonntagen und in den Ferien die etwas weitem Gegenden dieses Unkreises mit aller Bequemlichkeit besuchen; Städte, Dörfer und Meyerhöfe, deren beynahe ein halbes hundert auf dieser kleinen Erdsfläche beysammen liegen, geben überall Obdach und Erholung.“

In der Einleitung giebt der Vf. eine allgemeine Uebersicht der Naturbetrachtung und ihrer Vortheile, immer mit Hinsicht auf die hier zu beschreibende Gegend; ferner eine Erörterung der sehr zweckmäßigen Frage: wie entstand der Boden des hier in Betracht kommenden Landes? wie wurde er verändert? welche darauf hinausläuft, das der Boden der Gegend ein Seeproduct sey, wovon sich
A. L. Z. 1802. Erster Band.

allenthalben deutliche Spuren genug auffinden lassen. Dann die allgemeine Betrachtung des Hauptthals der Saale, in sofern nämlich dasselbe als die Ursache aller übrigen Veränderungen jener Gegend angesehen werden muß. Es folgt nun die Aufzählung und kurze Bezeichnung der Berge und Thäler der Gegend um Jena, sowohl jenseits als diesseits der Saale. Dann die Angabe und Betrachtung der natürlichen Standörter um Jena, der Wege um Jena, denen eine eigene Karte gewidmet ist; ferner der Städte, Dörfer, Meyerhöfe und Ruinen, und endlich die Bemerkung verschiedener Stellen, von welchen man schöne Ausichten genießt. Die Karten sind von F. L. Guffefeld, theils nach eigenen Messungen; theils nach anderen Originalzeichnungen neu entworfen.

In der Beschreibung des Eigenthümlichen jeder Gegend, besonders der verschiedenen Berge und Thäler hat der Vf. ein großes Talent topographischer Charakteristik gezeigt. Bey den Entwicklungen der Schönheit der verschiedenen Naturparthien im Allgemeinen S. 163 — 220. ist er hie und da etwas zu üppig geworden. Das Ganze aber ist durch die innere Anlage sowohl, als auch durch die zwey beygefügteten Karten, so zweckmäßig gerathen, das nicht nur diejenigen, welche sich wirklich in Jena und umliegender Gegend aufhalten, es als den treuesten Wegweiser auf ihren Excursionen, sondern auch andere, die sich ehemals in Jena aufhielten, als einen Nomenclator zur Aufrischung angenehmer Erinnerung gebrauchen können. Hr. B. verspricht übrigens noch ein mineralogisches, ein botanisches und ein zoologisches Taschenbuch für die Gegend von Jena folgen zu lassen, wodurch er sich alle, die ihre Spaziergänge nicht bloß auf Vergnügen, sondern auch auf Erweiterung der Naturkenntniß berechnen, ungemein verbinden wird.

LEIPZIG, b. Gräff: *Bruchstücke aus einer Reise durch einen Theil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799, von Ernst Moritz Arndt.* 1801. Erster Theil 370 S. Zweyter Theil 356 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist einer von den wenigen Reisebeschreibern, die die Individualitäten eines Landes eben so glücklich aufzufassen als lebendig wiederzugeben verstehen. Zwar darf man hier keine ausgearbeiteten vollendeten Schilderungen erwarten, aber die Darstellungen des Vfs. haben darum doch nicht weniger Werth. Man sieht ihn vor sich stehen, man hört ihn erzählen, und wird immer mehr für ihn eingenommen. Er ist ein junger biederer jovialischer Mann,
Yyyy der

der von seinen an Abentheuern ziemlich reichen Fußreifen in den vertraulichen Zirkel seiner Freunde zurückgekommen ist, und nun alles was er gesehen hat, mit der lebendigen Wärme der ersten Anschauung wieder erzählt. Er spricht völlig ungekünstelt, er sagt alles heraus, was ihm in den Mund kommt; aber es sind seine Beobachtungen, seine Ansichten, seine Erfahrungen und alles was er erzählt, kommt aus der ersten Hand. Mögen seine Ausdrücke auch hin und wieder ein wenig zu derb, seine Scherze nicht immer die feinsten seyn; man vergißt es leicht bey dieser Menge trefflicher Bemerkungen, gesunder Urtheile, und schöner herzlicher Züge, womit der Vf. seine Leser fast auf jedem Blatte zu überraschen weiß. Wer sich einmal in der Gesellschaft eines ächten Natursohnes wieder erholen will, dem mag unser Vf. aus voller Ueberzeugung empfohlen seyn.

Der Titel giebt bereits den interessantesten Zeitpunkt dieser originellen Fußreise zur Genüge an. Der Vf. gieng von *Wien* über *Triest* nach *Venedig*, und von da über *Ferrara* u. s. w. nach *Florenz*, wo er sich am längsten aufhielt. I. Th. S. 199 bis II. Th. 135. Nun gieng die Reise nach *Livorno*, *Pisa*, *Lucca* und endlich über *Lerici* nach *Genua*, wo wir den Vf. in diesem Theile verlassen; um ihn wahrscheinlich in dem folgenden in *Nizza* zu sehn. Es würde unmöglich seyn, aus einem so gehaltreichen Werke einen nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben. Rec. begnügt sich also die Leser besonders auf die interessantesten politischen Bemerkungen, Anekdoten, so wie auf die reizenden Details über Menschen und Sitten aufmerksam zu machen. In dieser Hinsicht hat die Reisebeschreibung des Vfs. einen entschiedenen Vorzug.

Um eine Probe von seiner Manier und besonders seinen Charakteristiken zu geben, mag hier die Schilderung der *Florentiner* stehn. Th. II. S. 23.: „Was die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kommt man meistens mit falschen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier fast eben so, wie an manchen Orten Deutschlands gefunden; ja ich müßte lügen, wenn ich nicht behauptete, daß manche Deutsche, z. B. Sachsen und Franken einen brausendern Charakter zeigten, ich sage nicht hätten. — Ich finde hier einen *Ernst* und eine *Ehrenfestigkeit*, und eine Ungewandtheit des Körpers, eine Langsamkeit im Gange und in der Haltung, die sicher nicht sprudelnd und heftig sind. Diesem entspricht auch das äußere Betragen. So frey, wie auch immer zu Hause der geschmeidige Franzose bey aller Feinheit und Artigkeit ist, so *feierlich* und *stief* erscheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bey jedem Schritte begegnet, die *Gambatezze*, wie man es hier nennt, wird einem oft wirklich zur Last.“ — Eben so treffend ist auch die Schilderung der *Genuer* S. 294 ff., so daß Rec., der selbst in *Genua* war, seine Leute vor sich zu sehn glaubte; anderer eben so gelungenen Portraits zu geschweigen. Uebrigens haben auch die Land-

schaftsgemälde des Vfs. trotz mancher kleinen Incorrectheiten eine Wärme und eine Frischheit, die oft zu Begeisterung hinreißt. Und wie lebendig schildert er das Leben und Treiben der Menge in *Triest*, *Venedig*, *Livorno*, und bey dem *Carnaval* in *Florenz*! Hier ist er in seinem Element. Hier erzählt er mit unachahmlicher Naivität, hier ist er sicher alle Leser zu fesseln, so bald man ihm hier und da ein derbes Sprüchelchen zu Gute halten will!

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Briefe auf einer Reise durch Thüringen und Hessen*, geschrieben von einem wandernden Helvetier im J. 1800. 1801. 231 S. 8. (16 gr.)

Dies ist das Werk eines hellsehenden und selbstdenkenden jungen Mannes, der sich aber, wie so manche andere Reisebeschreiber, zu sehr seinen Gedanken und Gefühlen überläßt, und, anstatt bloß bey den Gegenständen zu verweilen, die er sieht, zu mancherley Betrachtungen übergeht und seine eigene Denkungsart und Grundsätze vor uns entwickelt. Hieraus wird sich denn der Leser erklären, wie der Vf. die ersten 59 Seiten anfüllt, indem er zwischen Naumburg und Schulpforte verweilt, ohne uns gerade viel über die genannte Stadt zu sagen. Von der Schule aber liefert er eine interessante Beschreibung. Der 9te Brief enthält Vorschläge zu einer Bank, in welcher der Landmann sein Geld anlegen soll; allein gleich so vielen andern, die den nämlichen sehr guten Einfall hatten, giebt er uns die Mittel nicht an, durch welche die zusammengebrachten Capitalien wuchern sollen. — S. 9r. wird von dem sächsischen Canal gesagt, daß der angefangene Bau seit einigen Jahren liegt. „Das Bette ist wieder an vielen Stellen zu hoch, und dadurch das Wasser zu seicht geworden. Die fertigen, aber unbenutzten Schleusen fangen an (sich) zu verschleimmen.“ — Aus der Gegend zwischen Naumburg und Schulpforte, wo die Reise anfängt, geht er über Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach, über welche Orte des Vfs. Bemerkungen weder etwas Neues noch Besonderes liefern, aber doch so dargestellt sind, daß die mehrsten sich mit Vergnügen lesen lassen, nach Cassel. Diese Stadt und Hessen überhaupt nehmen den größten Theil des Buches ein, und über beide macht der Vf. treffende, aber sehr strenge Bemerkungen, indem er beides die Pracht und die Armut, die man da beyammen findet, gegen einander stellt. — Uebrigens ist dieses Werkchen mit unverzeihlicher Nachlässigkeit gedruckt; denn außer den Fehlern, die am Ende angegeben sind, findet man eine große Menge anderer, wodurch häufig Sprachfehler entstehen, die dem Vf. gewiß nicht zur Last fallen. Dergleichen sind S. 14. Sein Anzug ver-räth, das er etc. S. 15. ordentlich in seinen Hauswesen etc. Eb. eine mathematische Ausgabe, für Aufgabe etc. S. 25. unter diesen dichtbelaubten Gewölbe etc. S. 34. wenn junge Leute in ihren Fleiße gestört werden etc. S. 38. wie mancher wird kämpfen
auf

auf diesen Schauplatz etc. S. 53. er lernt jenes Ueberwinden von Schwierigkeiten kennen, was (das) dem künftigen Gelehrten etc., und so durchaus durch das ganze Buch, das sich sonst in so manchen Rücksichten vertheilhaft auszeichnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Kummer: *Einige Predigten und Homilien* von M. Carl Gotthelf Arnold, zweytem Prediger bey der altstädter Gemeine in Thorn. 1801. 130 S. 8. (10gr.)

Ungeachtet diese Vorträge in Absicht auf Richtigkeit der Dispositionen, Bestimmtheit der Begriffe, Bündigkeit der Beweise, Präcision und Rhythmus des Ausdrucks noch mancherley zu wünschen übrig lassen, auch sich gerade nicht durch Neuheit der Gedanken und Wendungen auszeichnen: so kann man doch eine gewisse gute Haltung des Ganzen, einen rühmlich ausdauernden auf die Ausarbeitung davon verwandten Fleiß und einen regen Eifer für Tugend und Frömmigkeit darin nicht verkennen. Vornehmlich können sie bey der lebhaften oft blühenden, jedoch von Bombast, Tautologien, tadelhaften Inversionen und rhetorisch fehlerhaften Zusammenstellungen nicht freyen Sprache, worin sie geschrieben sind, durch eine gute Declamation unterstützt, vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Die ersten fünf sind Predigten: I. von dem wohlthätigen Einflusse der Achtung gegen die Religion auf das Wohlfeyn ganzer Völker und Länder, II. über den großen Auspruch Jesu, seydt barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist, III. von der Theilnehmung an den Angelegenheiten unfres Nächsten, IV. von der Anspruchslosigkeit, V. das wir auch nach der Trennung von unsern Freunden durch den Tod mit ihnen noch in Verbindung bleiben — die beiden letztern sind Homilien über Joh. 13, 21—30. und Joh. 18, 15—18. 25—27. in denen der Text gut, nur nicht ohne den Fehler, hier und da zu sehr in kleineliches Detail zu gehen und unbedeutende Züge zum Muster aufzustellen, benutzt ist. Die bey Beurtheilung dieser Art von kleinen Schriften nöthige Kürze verstatet

nicht, das obige Urtheil ausführlich mit Beyspielen zu belegen; damit indeffen der Vf. nicht glaube, als ob über seine Arbeit ohne Beweis abgesprochen sey, machen wir ihn auf die Disposition gleich der ersten Predigt, wo die Haupttheile I. und III. gar nicht im Thema liegen, sondern von der Abhandlung selbst nur eine kurze Vorerinnerung und Zugabe, um das Interesse nicht zu theilen, ausmachen sollten — auf das Unlogische der Unterabtheilungen im I. Haupttheile — auf das Schwankende im Gebrauche des Begriffs, *Achtung gegen die Religion*, wo diese nicht selten mit Religion selbst, Religion aber mit Christenthum oder rechtschaffener an Religion sich anschließender Geminnung verwechselt wird — auf die ebenfalls nicht vernüedene Verwechslung des viel speciellern Begriffs *Barmherzigkeit* mit dem weit allgemeinem der Liebe in der langen, declamatorischen Apostrophe über Gottes Barmherzigkeit (welche sehr zu ihrem Nachtheil an eine ähnliche Stelle in einer Zöllikoferschen Predigt über den Sprach: Gott ist die Liebe, die ihr zum Muster gedient zu haben scheint, erinnert), — auf die unstatthafte Erklärung des abstracten Begriffs *Anspruchslosigkeit* durch ähnliche abstracte Begriffe, Bescheidenheit, Wohlwollen, Uneigennützigkeit, Zufriedenheit, die eben sowohl durch ihn erklärt werden konnten, und auf die noch unstatthafte Angabe von Mitteln der Anspruchslosigkeit theilhaftig zu werden, welche nach den im ersten Theile jener Predigt gegebenen Erklärungen sämmtlich keinen andern Sinn geben, als den: wollt ihr Anspruchslosigkeit lernen: so seydt anspruchlos — endlich auf die Inconsistenz in dem Bilde S. 3. „Herabfinken von einer Verirrung zu der andern“, und die fehlerhafte Inversion S. 29. „dadurch erheben kannst und sollst du dich“ — wie nicht minder auf die verunglückte und affectirte Apopiopese S. 118. „der — doch nein er wird seinem Herrn nicht untreu“ etc. — aufmerksam. Die praktische Nutzbarkeit dieser Vorträge wird gar sehr dadurch geschwächt, das in den Bewegungsgründen viel zu ausschließend der Eudämonismus vorwaltet, und auf reine Tugendlehre nicht genug Rücksicht genommen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAMMTHEIT. Rostock, b. Müller: *Religionsbuch der nachdenkenden Jugend in den Schulen und den Erwachsenen zur Erbauung bestimmt* von D. Georg Detharding, des Minist. Director und erster Aufseher der Schulen. 1802. 96 S. und VIII S. Vorrede. 8. Der Vf. klagt in der Vorrede über die jetzige verschiedene Lehre und Sprache in der Religios, und sagt sehr naiv: „Es fehlt mir nur an Zeit und Laune einen von Dahle [Dale], einen Morhof, einen Buddeus [Buddeus] und andre zu plündern. Die Vergleichung der Lehrmeynungen dieser alten Götzendiener [allein jene Männer waren ja sämmtlich gute Christen, so viel man weiß]

„mit den neuern Weltweisen würde die Wahrheit bekräftigen, es geschieht nichts Neues unter der Sonne [Sonne]. Was die Weltweisen der Vorzeit von Gott, Religion und dem höchsten Gut erdichtet haben [?] das wird wieder hervorgefucht, aufgesucht, in mancherley Gestalten vorgetragen, in schönen Worten [in schöne Worte] eingekleidet, und das gefällt. Vielleicht tadelt man mich, wenn ich es zu behaupten wage, das das Mehrste, was man zu unsern Zeiten als Religion predigt, nur in leeren schön gefagten Worten bestehe [allein Worte führen doch Ideen und Gedanken mit sich?], welche sie selbst [die Worte?] nur hab-

„glauben, und wodurch sie [welche?] weder ihr eigen Herz „bessern, noch ihre Zuhörer überzeugen können. Möchte „dies nicht auch von den mehrsten neuen Religionsbüchern „gelten! Wir finden darin eine vorreffliche Tugendlehre, „einzelne auserlesene Wahrheiten von den Tugenden der „Christen, unter denen die Gottesverehrung oben ansteht „[Nun das ist ja vortrefflich, und dieß muß man dankbar „benutzen, damit die redlichen Bemühungen verehrungs- „würdiger Theologen nicht verloren gehen, und man end- „lich einmal über die zehen Gebote hinaus kommt!]. Man „vergift aber hinzu zu setzen: wo sind die Menschen, die „dem von uns entworfenen Bilde ähnlich sind?“ — Allein der Lehrer der christlichen Tugend zeigt ja auch vorzüglich nur, wie die Menschen seyn *sollen*, welches Bild den jetzigen Menschen freylich nicht ähnlich ist, woraus aber schon von selbst folgt, daß sie besser zu werden sich bestreben müssen. — Die Absicht des Hn. D. mit diesem Buche geht alsdenn dahin, wie man weiter aus der Vorrede sieht, daß die Lehrer in den Kirchen und Schulen zu Rostock nach Kor. I, 10. *aitzumal einerley Rede führen in einem Sinne und in einerley Meynung*. So ganz buchstäblich läßt sich aber dieses niemals erreichen, wie die Psychologie lehrt, und ist auch in der That niemals in einer Religionsparthey erreicht worden, wie Erfahrung und Geschichte bezeugen. Nach der Psychologie und Erfahrung muß man sich damit begnügen, daß so wie ein moralischer Geist des Christenthums die Apostel inspirirte, auch so alle christlichen Lehrer in Kirchen und Schulen, voll dieses moralischen Geistes *eines Sinnes* sind, die Menschen vermittelt der christlichen Religion *moralisch* zu bilden, und sie auf diese Weise ihrem zeitlichen und ewigen Heile entgegen zu führen. Dazu bedarf es aber nicht einerley Sprache und einerley Meynung, die man doch nicht erreichen kann. Hiemit wird der würdige Vf. bey ruhigem Nachdenken, seinen übrigen schönen Grundsätzen von Toleranz gemäß, die er in diesem Buche äußert, sehr wohl übereinstimmen können. — Jener Absicht zufolge wünscht Hr. D., daß dieß Büchelchen in den Schulen, worin Kinder *religionsfähig* gemacht werden [das sind also die untern Schulen, wo Kinder die ersten Begriffe von der Religion erhalten], als ein Lesebuch gebraucht werden möge, damit der Schullehrer die einzelnen Religionsätze durch katechire. Eine zweyte Absicht geht dann noch dahin, daß es für Erwachsene ohne Vermögen zur Erbauung diene, um sie mit dem Inhalte der Bibel mehr bekannt zu machen. Allein diese doppelte Absicht läßt sich schwerlich auf eine und dieselbe Weise durch ein und dasselbe Buch erreichen; und wenn das auch möglich wäre: so ist doch hier der Erfolg gewesen, daß es mit der Hinsicht auf die Erwachsenen für Kinder, die den ersten Unterricht in der Religion erhalten sollen, viel zu schwer, mithin unbrauchbar geworden ist. Man siadet nämlich hier die ganze Dogmatik im Kern mit allen ihren Subtilitäten und philosophischen Bestimmungen, z. B. über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo u. s. w., wovon Kinder noch nichts verstehen, und welche auch die besten Schulmeister nicht alle werden erklären können. Dazu kommt, daß häufig unverständliche biblische Ausdrücke beybehalten sind, welche Kindern und Schulmeistern gleich unerklärlich seyn müssen; z. B. S. 96. „So lange ich hier unter den Hütten *Kedars* [?] wohne.“ Oder: „wann ich mit Jesu auf *Thabor* gewesen, warum sollte ich ihm [ihm] nicht auch auf dem *Oelberg* und *Golgatha* begleiten“ u. d. m. Ausserdem ist die *Tugendlehre* ausgeschlossen. Die Art, wie sich Hr. D. hierüber erklärt, ist merkwürdig. „Ich setze solche bey jedem „Religionsunterrichte voraus [sehr richtig, wofern nämlich ein besonderes Buch, welches die Tugendlehre enthält, zuvor von den Schulmeistern erklärt wäre], und erwarte

„von jedem tüchtigen Schullehrer, daß er die zehn Gebote, „wenn gleich nur *nothdürftig* doch so *weit* erklärt habe, daß „die Jugend überzeugt worden, *man könne durch Haltung der Ge- „bote nicht selig werden* [!].“ Bey einer solchen Ueberzeugung kann freylich die ganze Tugendlehre wegfallen: allein das Unheil, was aus der Unbekanntschaft mit seinen Pflichten in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens entstehen muß, ist auch unübersehbar; so wie ganz natürlich jene Ueberzeugung die Nichthaltung der Gebote zur Folge haben muß, wann nicht die Stimme des Gewissens in den Menschen noch stärker ist, als die Stimme übel ausgedrückter Grundsätze. — So sehr sich auch der Vf. an den orthodoxen Lehrbegriff der Kirche gehalten hat: so dürften doch einige Sätze schwer damit zu vereinigen seyn. Nach S. 66. soll Gott *seinem Wesen* nach in den Herzen der Christen wohnen. „Wichtiger Trost für mich, setzt der Vf. hinzu, wer mich „also beleidigt, der beleidigt *Gott selbst*, und tastet seinen „*Augapfel* an.“ Wir wollen dem Vf. diesen Trost keinesweges rauben; nur sehen wir nicht ein, wie bey der Einwohnung des *Wesens* Gottes der Pantheismus vermieden werden kann, den doch unsre Kirche verabscheuet. Ferner räumt der Vf. nach S. 16. dem Menschen eine Kraft ein, das *Gute* zu erwählen, und das *Böse* zu verwerfen, also eine Freyheit des Willens, welches sehr vernünftig und brav ist: allein dieß läuft doch auch unsern symbolischen Büchern geradezu entgegen, wonach der Mensch nach dem Falle nur noch eine Freyheit zum Bösen, aber nicht zum wirklichen Guten, mithin keine Freyheit des Willens hat. *cf. Form. Concord. Artic. de libero arbitrio*. Wir bemerken dieß bloß deswegen, weil der Vf. in der Vorrede S. VII. erinnert, daß die Christen durch dieses Buch vor *allerley Wind der Lehre* gesichert werden sollen. — In der Exegete geht Hr. D. seinen eignen Weg, worauf ihm aber wohl nur Weaige zu unsrer Zeit begegnen werden. So heißt es z. B. in dem Artikel vom Sitzen zur Rechten Gottes S. 50. „Ich weiß es, daß das *Sitzen* [als] ein „Zeichen der Herrschaft, so wie das *Stehen* vor Jemand als „ein Zeichen des Dienstes anzusehen sey. Zwar sah *Stephanus* *Jesum stehen* zur Rechten Gottes: allein hier war *Jesum*, „menschlicher Weise zu reden, gleichsam *aufgestanden*, theils „ein *Zeuge* der Mißhandlungen seines Knechts zu seyn, „theils ihn zu *empfangen*, und ihn als einen Ueberwinder „neben sich *sitzen* zu lassen.“ Dieß dürfte doch wohl zu menschlich gedacht seyn, und dieses Buch als Religionsbuch überhaupt zu spät kommen, da wir schon so manches andre von würdigen Gottesgelehrten haben, welche für die niedern Schulen weit besser berechnet und weit zweckmäßiger eingerichtet sind, als dieses, wie z. B. der treffliche Katechismus von *Schlegel*, worin sich die Religionslehr- und Tugendlehre vereinigt findet, anderer zu geschweigen. — Am meisten sind uns endlich die incorrecte Sprache und Schreibart aufgefallen, die von einem *Lehrbuche* am weitesten entfernt seyn sollten, abgerechnet, daß schon an und für sich große Mißverständnisse daraus entstehen müssen, wovon wir bereits einige angedeutet haben. Wir können unmöglich alle Fehler gegen die Grammatik und Orthographie bemerken: allein wir müssen doch noch Einiges davon auszeichnen, womit wir unsre Verwunderung belegen, z. B. S. 41. ruhe auf *dich* [dir]. Ebend. an dem [das] Holz genagelt werden. S. 42. aus Liebe zu *mich*! S. 54. ohne *demselben*. S. 79. eben so. S. 92. nach *ihm* [ihm]. S. 95. gepflanzt in *mir* [mich]. Bewahre mein Herz für *eine* [vor einer]. Die Wollüste dieses Lebens sey [seyn]. Eine Stelle, die zum offenbaren Mißverständnisse führt, ist S. 70., wo man *diese* Nr. 179. auf die Ungläubigen und Irrgläubigen beziehen muß. Vorrede S. III. Philantropine *ft.* Philanthr. u. d. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Doll: *Grundzüge der neuern Philosophie*, für alle ihre Liebhaber, und besonders für Studierende, zur Wiederholung der logischen und metaphysischen Gegenstände, Lateinisch vorgetragen von *Victorin Laaber*, ehemaligen Prof. der Philosophie am K. K. Lyceum zu Görz und von ihm selbst übersetzt. *Erster Theil*. Logik. IV S. Vorr. u. 197 S. *Zweyter Theil*. Metaphysik. 1801. 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Warum sich der Vf. auf dem Titel und in der Vorrede seines Werkes des Aushängeschildes *neuere Philosophie* bedient, da doch in dem ganzen Buche wenig oder gar nichts von dem vorkommt, was man in unsern Tagen neuere Philosophie nennen muß, und kaum hier und da auf einen und den andern Lehrbegriff derselben eine flüchtige Rücksicht genommen wird, ist um so schwerer zu errathen, da der Vf. in seiner Kunde von Philosophie, philosophischer Geschichte und Literatur wirklich fast um zwey Jahrzehende hinter seinem Zeitalter zurückgeblieben ist. Wie weit überhaupt Hr. *Laaber* von klaren und bestimmten Einsichten in das wahre Wesen und den eigenthümlichen Charakter der Philosophie und ihrer besondern Theile und Disciplinen, entfernt ist, davon giebt schon sein *Vorbericht* zur Philosophie manche auffallende Proben. Die Philosophie, als Wissenschaft betrachtet, erklärt er nämlich daselbst, für „den Inbegriff aller Wahrheiten „mit ihren Beweisen, welche von den Eigenschaften, „Wirkungen und Wirkungsgesetzen der sinnlichen „und überfinnlichen Dinge durch Forchen und Nach- „denken bisher entdeckt worden sind.“ Und der *Gegenstand* der Philosophie sind ihm so nach „alle wirk- „liche und mögliche, sinnliche und überfinnliche „Dinge, die sich, ihrer ungemein großen Anzahl „ungeachtet, unter drey Hauptclassen bringen lassen,“ auf welche er seine Eintheilung der gesammten Philosophie in drey Haupttheile gründet, nämlich 1) in die *Anthropologie*, welche von den Dingen, die zum Menschen gehören; 2) in die *Physik*, welche von den Dingen, die zwar nicht zu dem Menschen gehören, aber doch durch menschliche Sinne können wahrgenommen werden, und endlich 3) in die *Metaphysik*, welche von den Dingen handelt, die nicht zu dem Menschen gehören, und auch durch menschliche Sinne nicht können wahrgenommen werden. Auf diese *Haupttheilung* läßt der Vf. nun noch eine *Un-*

A. L. Z. 1802. *Erster Band.*

terabtheilung folgen, worin die *Arzneykunde*, als zur *Anthropologie*; und die *Mathematik*, als zum Theil zur *Physik*, zum Theil zur *Metaphysik* gehörend, (?) in das Gebiet der Philosophie gezogen wird. — Wie die Bearbeitung und Behandlung der Logik und Metaphysik, dieser vorausgeschickten Erklärung und Eintheilung der Philosophie gemäß, ausgefallen sey, läßt sich im Allgemeinen schon voraussehen; auch kennen wir nun den Maasstab, wonach wir sie zu beurtheilen haben; denn es ist alles nach dem Zusehnt des ehemals so beliebten Eklekticism der Popularphilosophie eingerichtet und abgemessen, welcher die heterogensten Lehren und Grundsätze des Empirism und Rationalism auf eine wunderfame und widernatürliche Weise zusammen zu paaren suchte.

Was die *Logik* anbetrißt: so hat diese Wissenschaft unter den Händen unsers Vf. nichts gewonnen, sondern vielmehr in mehr als einer Rücksicht verloren, da er in das Gebiet derselben so viele fremdartige, theils psychologische, theils metaphysische Sätze aufgenommen, und dadurch den Umfang dieser Wissenschaft über seine rechtmäßigen Grenzen hinaus erweitert; und über dieses auch so manche einzelne Lehren derselben nicht richtig, klar und bestimmt genug vorgetragen hat. So enthält die *erste* und *zweyte* Abtheilung des ersten, theoretischen Theils der Logik, nichts als Psychologie; und in der *dritten*, von den Hauptverrichtungen des menschlichen Verstandes handelnden Abtheilung, die sich mit nichts als den Grund- und Lehrsätzen der eigentlichen (allgemeinen reinen) Logik befassen sollte, kommt gleichwohl so manches vor, das wiederum entweder zur Psychologie, oder gar zur Metaphysik gehört; wohin wir z. B. die psychologischen Lehren von der natürlichen Verknüpfung der Begriffe oder der Ideenassociation, (im 5ten Haupttit.) von den wahrnehmbarsten Zuständen der Seele u. s. w. den Phänomenen des Schlafens, Träumens, Nachtwandels, der Verrückung, der Schwärmerey u. a. m. (im 16ten Haupttit.); — und die metaphysische Lehre vom Ursprunge der Begriffe (in Ansehung ihres Gehalts) rechnen müssen. Wie wenig sich der Vf. zu einer klaren und richtigen Einsicht erhoben hat, wovon denn eigentlich in der Untersuchung vom Ursprunge der Begriffe die Rede ist, davon kann folgende Stelle (Log. S. 68.) zum Belege dienen, worin der Vf. „den Streit zwischen den „*Empiristen* und den *Noologisten* für einen bloßen „*Wortstreit* erklärt, und das Mißverständniß durch

Zzzz „die

„die Bemerkung berichtigen will: das die Noologi-
 „ken vielleicht vom Ursprunge der Ideen bey gebil-
 „deten, und die Empiristen von jenem der noch un-
 „gebildeten Menschen reden“ u. s. w. Als ob der Un-
 „terschied zwischen dem zur Speculation ausgebilde-
 „ten, philosophischen, und dem gemeinen Verstande
 etwas mehr als den bloßen Unterschied des ent-
 „wickelten und unentwickelten Bewusstseyns der rei-
 „nen Verstandesbegriffe und ihres davon abhängen-
 „den Gebrauches in abstracto oder in concreto betref-
 „fen könnte; — ein Unterschied, der von den Verthei-
 „digern der a priori'schen Begriffe ganz und gar nicht
 „besritten, sondern vielmehr aus guten Gründen an-
 „erkannt und vorausgesetzt wird! — Zum Beweise,
 „wie unrichtig, verworren und unbestimmt un-
 „fers Vfs. Begriffe von manchen einzelnen logischen Ge-
 „genständen sind, mag seine Erklärung des Begriffs
 „(S. 54.) dienen, nach welcher die eigentlichen Begriffe
 „,einzelne Vorstellungen einer Sache mit Bewusstseyn“
 „seyn sollen, ohne das wir noch davon etwas bejahen
 „oder verneinen. Ist dieses wohl eine richtige Erklä-
 „rung des Begriffs, der, als der Anschauung entge-
 „gengesetzt, sich von derselben gerade dadurch un-
 „terscheiden muß, das er keine einzelne (individuelle)
 „sondern eine allgemeine, nur mittelbar, d. h. ver-
 „mittelt gewisser Merkmale auf ein Object sich bezie-
 „hende Vorstellung einer Sache ist. Der Vf. hätte hier
 „zwischen einzelner Vorstellung und Vorstellung des
 „Einzelnen (durch Anschauung oder Begriff) wohl un-
 „terscheiden sollen.

In der Behandlung der Metaphysik (im zweyten
 Theile des Lehrbuches) sehen wir unsern Vf., un-
 „geachtet seiner im Grunde empiristischen Denkart,
 „aber freylich wohl der Coalitions-Manier seines Eklek-
 „ticism nicht zuwider, größtentheils dem Wege der
 „Dogmatiker aus der Leibnizisch-Wolffischen Schule
 „folgen, und die dogmatische Methode dieser Schule
 „in Entwicklung und Darstellung der einzelnen me-
 „taphysischen Begriffe und Grundätze anwenden.
 „Beym Vortrage der Lehre von Raum und Zeit er-
 „wähnt der Vf. doch einmal auch des Kantischen Lehr-
 „begriffes von denselben; erklärt sich selbst aber für
 „die Relativität des Raums und der Zeit, d. h. für die
 „Meynung, nach welcher Raum und Zeit etwas sind,
 „das theils durch die Dinge selbst, theils durch unsere
 „Vorstellungen von ihnen bestimmt wird; weil mit
 „dieser Meynung, wie er glaubt, alles übereinstimme,
 „was in Ansehung des Raums und der Zeit allgemein-
 „gültig sey, z. B. ihre Unbegrenztheit und Continuität,
 „so wie die Annahme der Abstände für den Maasstab
 „des Raums und der gleichförmigen Bewegungen, für
 „den Maasstab der Zeit; — und so dann auch, —
 „wie philosophisch! — weil die gedachte Meynung
 „zugleich unter den übrigen die faßlichste sey! —
 „Von der Verglebungskunst uners Vfs. in Ansehung
 „der zu entwickelnden metaphysischen Begriffe, wird
 „es genug seyn, nur folgendes zur Probe auszuheben.
 „S. 48. Wird die Figur für die Gränze der Ausdeh-
 „nung erklärt, und so dann hinzugesetzt: „diese Aus-

„dehnung aber ist entweder eine physische oder eine
 „,bloß ideale. Die Gränze der physischen Ausdeh-
 „nung nennt man Gestalt, und der idealischen Aus-
 „dehnung, Figur. Diese letztere hat mehrere Benen-
 „nungen: sie heißt bald Punkt; — bald Linie; —
 „, — bald Fläche.“ — — Wir müssen den Vf. bit-
 „ten, doch ja zu den Mathematikern in die Schule zu
 „gehen, um sich durch das Studium der Elemente und
 „der Sprache der reinen Mathesis aus der Verwir-
 „rung dieser seiner Begriffe herauszubelfen, da er
 „sich hier weder durch den gemeinen noch durch
 „den philosophischen Sprachgebrauch hat zurecht
 „weisen lassen.

BERLIN, b. Unger: *Gemeingeist. Ideen zur Aufre-
 „gung des Gemeingeistes von Joh. Ludw. Ewald.*
 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., der das Publicum schon mit mehreren
 Schriften über gemeinnützige Gegenstände beschenkt
 hat, theilt hier, durch die Zeitumstände veranlaßt,
 in einer den Edlen unter Deutschlands Regenten ge-
 „widmeten Abhandlung, seine Gedanken über den
 „Gemeingeist mit. Man würde sich irren, wenn man
 „eine wissenschaftlich erschöpfende Untersuchung über
 „diesen Gegenstand erwarten wollte; diese zu geben,
 „war nicht des Vfs. Absicht, sondern nur eine popu-
 „läre falsche Entwicklung einiger Gedanken über
 „den Gemeingeist, in einer freyern Form und einer
 „gebildeten Sprache. In dieser Gestalt wird sie ein-
 „größeres Publicum finden, und mehr wirken. Frey-
 „lich wird die strengere Kritik hier und da ihre Erin-
 „nerungen machen, mit einigen Begriffen und Sätzen
 „nicht ganz zufrieden seyn; aber die Hauptsache ist,
 „das der Vf. fast durchgehends von richtigen sittli-
 „chen Grundätzen ausgehet, und die Entwicklung
 „und Belebung derselben in seinen Lesern stets im Au-
 „ge behält. Nach einer Einleitung von dem Interesse
 „dieser Untersuchung giebt er zuerst eine psycholo-
 „gische Darstellung des Gemeingeistes, entwickelt
 „daraus die Merkmale und Eigenschaften desselben;
 „darauf werden die Verpflichtungsgründe zum Ge-
 „meingeist, die Hindernisse seiner Entwicklung und
 „die Ursachen, warum er so selten angetroffen wird,
 „untersucht, und endlich die Mittel angegeben, wie
 „er geweckt und belebt werden könne.

Gemeingeist ist nach dem Vf., *der aus bestimm-
 „ten Gründen entstandene bleibende Entschluß für
 „das von uns erkannte Wohl irgend einer Gesellschaft,
 „selbst mit gewissen Aufopferungen, unsere Kräfte jeder
 „Art zu verwenden, in so weit es mit unsern übrigen
 „Pflichten verträglich ist.* Diese etwas weit-
 „schweifige Beschreibung wird zergliedert, und durch passende
 „Beispiele erläutert. Die Haupteigenschaft desselben
 „ist, wie der Vf. sagt, *Uneigennützigkeit* — ein Merk-
 „mal, welches in der Beschreibung nicht bestimmt ge-
 „nug angegeben ist. Ueberhaupt hätte Gemeingeist als
 „Gesinnung und bestimmter Charakter des menschlichen

chen Handelns, welche eigentlich darin besteht, daß man die Zwecke der Menschheit zu seinen eigenen macht, noch schärfer gezeichnet werden können. Daraus hätte die Eigenschaft der Uneigennützigkeit ungezwungen abgeleitet werden können, und es hätte des Merkmals, *in so weit es mit unsern übrigen Pflichten verträglich ist*, nicht bedurft. Ist es richtig, daß ächter Gemeingeist nur auf Moralität sich gründet, und aus derselben hervorgeht, was der Vf. oft mit Rechte einschärft, so kann man nicht mit S. 26. sagen, daß er aus Bedürfnis entspringe. Ueberhaupt verwechselt der Vf. zuweilen Gemeingeist aus Neigung und aus Pflicht. Wir setzen zum Beweise eine Stelle S. 25. her, welche in anderer Rücksicht richtige Bemerkungen enthält, und als Probe der Schreibart dienen kann. „Gemeingeist setzt Familiengeist voraus. Nur wo rechter Familiengeist ist, kann ächter Gemeingeist seyn. Wer nichts thun oder aufopfern mag für die, die ihm so nahe sind; der thut sicher nichts für die, die ihm fern sind. Die Sicherheit, Bequemlichkeit, Vortheile, die uns der Staat oder eine andere Verbindung verschafft, ist uns nur in dem Maasse recht lieb, wie uns unsere Familie lieb ist, weil wir das alles mehr für sie, als für unser isolirtes Ich bedürfen, das ohne das alles leicht zu recht kommen mag. Im Innern des Hauses wird der Geist gepflegt, der für anderer Wohl etwas Schweres thun, etwas Liebes aufopfern kann. Gemeingeist entsteht aus Bedürfnis; und nur dann habe ich recht dringendes Bedürfnis, wenn die etwas bedürfen, die mir lieb sind.“ Bey allen diesen und andern Fehlern, sind doch viele treffende Wahrheiten, die vorzüglich von den Regenten Deutschlands Beherzigung verdienen, gesagt, und manche herrschende Fehler unserer Zeit gerügt worden. Am Ende der Schrift macht der Vf. die Anwendung auf das deutsche Vaterland, indem er untersucht, warum der Gemeingeist, vorzüglich da, wo das deutsche Reich als ein Ganzes handeln soll, in den Reichskriegen, fast ganz verschwunden ist. Die Ursache davon entwickelt er aus der Geschichte derselben, welche lehret, daß das Reich in keinem Reichskriege etwas gewonnen, in allen unendlich viel verloren hat. — Das Aeußere der Schrift ist sehr empfehlend.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren!* Ein Versuch zum Behufe der höhern Cultur von J. Salat. 1801. 459 S. 8.

Die Tendenz dieses seinem Inhalte nach trefflichen Buchs geht dahin, zu zeigen, daß eine wahre Aufklärung von der *innern moralischen Reform* des Menschen ausgehen muß, und daß eine bloße intellectuelle Aufklärung, wie wir sie bis jetzt im Großen gewöhnlich nur gehabt haben, als einseitig und negativ mehr gefährlich als heilsam ist. Der Mensch muß zuvor moralisch gebildet, am Herzen und Willen gebessert und veredelt seyn, ehe er die Welt zum Besten der Menschheit aufklären kann, und eben so

müssen es zuvor die Menschen seyn, die aufgeklärt werden sollen, wenn eine wahre Aufklärung zum Heil und Segen der Menschheit gedeihen soll. Es giebt nämlich noch etwas Höheres als die bloße intellectuelle Aufhellung des Geistes, welches das Absolute genannt werden kann. Diefs ist der sittlich gute Wille oder die Moralität mit der moralischen Gesinnung und Denkungsart, welche der Zweck aller menschlichen Bildung seyn muß, aber auch nicht als Folge von der einseitigen negativen Aufklärung erwartet werden kann, sondern derselben vorangehen, und alsdann mit derselben fortgesetzt werden muß, damit die letzte für die Humanität gedeihe. — Diefes Hauptthema wird auf eine mannigfaltige Weise gewandt, von allen Seiten betrachtet, und durch Philosophie und Erfahrung erläutert und bewiesen. — Irren wir nicht, so haben wir durch diese Angabe den Geist des vorliegenden Buchs getroffen. Sollte aber noch ein Mißverständniß statt finden: so dürfte vorzüglich die Form in Anspruch genommen werden müssen. Die Kritik hat nämlich weit weniger bey dem Inhalte auszufetzen, der im Ganzen wahr und vortrefflich ist, als bey der Form, deren Mangelhaftigkeit wieder darin ihren Grund haben mag, daß diese Schrift der *weitem Ausführung* einer Abhandlung ihr Daseyn verdankt, die schon im *philosophischen Journal* Jahrg. 1797. S. VIII. abgedruckt wurde. Vielleicht rührt es daher, daß alles zu sehr auseinander geflossen, ohne bestimmte Rubriken geblieben, und nicht mit der gehörigen Präcision abgefaßt ist, wie man sie von einem Philosophen erwartet. Dazu kommt eine, wenn gleich nicht überall, üppi-ge und declamatorische Sprache, welche zwar gar nicht unangenehm ist, aber auch den Leser noch mehr im Kreise herum führt, und ihn verhindert, in Gedanken die Resultate zu ziehen, die der Vf. bey einer bestimmten wohlgeordneten Anlage seiner Schrift selbst hätte ziehen, oder doch dem Leser sehr hätte erleichtern können. So sehr wir also auch diese Schrift dem Publicum zur Beherzigung empfehlen müssen, so zweifeln wir doch, daß sie in dieser Form die Wirkung thun wird, welche sie unstreitig würde gethan haben, wenn mehr Ordnung, Bestimmtheit und Kürze statt Zerstreung, der Ausdehnung und der Wiederholungen darin herrschte. Die Correctheit und Schönheit der Sprache gereicht dem Vf. zum Ruhm, besonders da er in Bayern lebt, woher man dergleichen zu erhalten nicht sehr gewohnt ist: allein der Philosoph hat sich vor allen Dingen zu hüten, daß er diese Schönheit nicht zu einem üppi-gen und declamatorischen Stil ausdehnt, worunter die Genauigkeit und Bestimmtheit der Ideen leiden. Je aufrichtiger wir es mit dem Vf. meynen, desto mehr halten wir uns verpflichtet, ihn aufmerksam auf diesen Punkt zu machen, und ihm *Garde* und *Engel* als Muster zu empfehlen, die bey aller Schönheit der Sprache doch nicht in diesen Fehler des Stils verfallen. — Sehr viel Anziehendes gewinnt das Buch des Hn. S. dadurch, daß sich ein wohlthätiger Geist der moralischen Reflexion und Humanität darüber

über verbreitet, welcher Bescheidenheit und Billigkeit des Urtheils nothwendig in seinem Gefolge hat. Mit diesem Geiste zieht er die jetzige Lage der cultivirten Welt, besonders Deutschlands, vor unsern Gesichtskreis, zeigt die Vortheile oder Mängel der jetzigen Cultur, und äußert noch mehr seine Wünsche und Hoffnungen für eine wahre Aufklärung, die sich nicht bloß mit der negativen begnügt, sondern auf dem festen Grunde einer vorläufigen moralischen Ausbildung gebauet ist. Die Geschichte liefert ihm Beyspiele genug, daß sonst alle einseitige Aufklärung eine schiefe und unglückliche Richtung gewinnt, wie man an den Folgen der französischen sogenannten Philosophie, der Jesuitenerziehung, und an einzelnen Menschen deutlich genug sehen kann, z. B. an *Voltaire*, *Bahrdt*, *Eulogius Schneider* und andern. Eben so sind auch die Ursachen und Hindernisse, warum unsere Aufklärung noch nicht besser gediehen ist, sehr richtig angegeben. Natürlich lag hier die Geistlichkeit der katholischen Kirche zunächst in der Sphäre des Vfs., und er verbreitet sich auch darüber mit seinen Bemerkungen, wenn gleich vielleicht nur zu weitläufig. Es ist der verhasste und widernatürliche Cölibat, der den Keim der Sittlichkeit bey der katholischen Geistlichkeit im Großen erstickten muß, und selbst junge talentvolle Männer von diesem Stande abschreckt. Diese Erscheinung des Cölibats ist um so trauriger in Deutschland, wenn man weiß, mit welchen Unruhen seine erste gewaltsame Einführung in dieses Land unter *Hildebrand* begleitet war, und wenn man bedenkt, daß selbst in Italien sehr viele Geistliche verheyrathet sind, z. B. in Calabrien, wenn gleich unter dem Namen der katholischen unirten Griechen. Es bedarf in Italien nur der gehörigen Connexion, um die Erlaubniß zur Heyrath zu erhalten. Wann wird sich das deutsche Reich oder ein einzelner mächtiger Fürst desselben erbarmen, eine solche päpstliche Dispensation auch für die Mitglieder des deutschen Klerus, die sie wünschen, zu erringen? Allein so wie die Sachen jetzt stehen, so will man zwar eine moralische Cultur: aber man will die Mittel nicht dazu. Daher sagt der Vf. S. 8. mit Recht: „Es ist schwer, sich mit einer fehlerhaften Einrichtung nach dem hergebrachten Gange zu beschäftigen, ohne dabey unvermerkt an Gradheit, an Schnellkraft und gesunden der Denkart des Geistes einzubüßen.“ Unterdessen muß man den Muth nicht sinken lassen. Es läßt sich zwar nach aller Analogie der Geschichte und nach der Psychologie voraus sehen, daß es nicht viel besser in der Welt werden wird, als es jetzt ist: allein man muß nie aufhören für das Bessere zu kämpfen, denn sonst würde es bald schlimmer wer-

den. — Bey der sonstigen leisen Berührung und milden Beurtheilung des Vfs. ist es uns doch aufgefallen, daß er über einige Punkte nicht ohne Anstoß urtheilt, welches der guten Wirkung seiner Schrift nachtheilig seyn kann. Es ist zwar ausgemacht, daß der Cultus der Christen manche heidnische Gebräuche aufgenommen hat, welche unter einigen christlichen Partheyen noch fortdauern, wie Hr. S. an einer Stelle sehr richtig und der Geschichte gemäß bemerkt. Allein dieß würde uns noch nicht veranlaßt haben, von einem wahren Heidenthume in dem christlichen Cultus S. 178. und von einem fortwährenden Geiste des Heidenthums S. 231. zu sprechen, welches eben so anstößig werden kann, als wenn er S. 199. von einem *Götzen* redet „in dessen Begriffe das physische Merkmal des Allmächtigen, und selbst von Seiten der Gütigkeit des Willkürlichen vordringt (ein Lieblingsausdruck des Vfs.)“ und dem der heidnische Aberglaube sogar unter christlichem Namen, mittelbar sowohl als unmittelbar mancherley sinnliche oder physische Opfer gebracht habe“; einer andern hieher gehörigen Stelle S. 135. 36. zu geschweigen. Es giebt noch eine mildere Ansicht, als gerade diese, und es ist nur ein Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, daß dem Vf. solche Aeußerungen entschlüpft sind, die seinen eignen Grundsätzen von Humanität entgegen laufen. Freylich hält es schwer, sich von den Fehlern der Zeit ganz frey zu halten, wenn man z. B. *Fichte's* Apologie gelesen und noch im frischen Andenken hat; allein der Vf. hat sich doch sonst frey davon erhalten, und es wird ihm nicht unbekannt seyn, daß jener Ton, den Fichte und Consorten anstimmten, der ganzen gebildeten Welt verächtlich vorgekommen ist. Also kann der Grund zu solchen auffallenden Aeußerungen nur in einer Nachlässigkeit liegen. Wir können diese Recension nicht besser schließen, als mit den Worten, womit der Vf. sein Buch schließt, da wir von der Wahrheit derselben innigst überzeugt sind. „Was nicht auf dem Grunde der Sittlichkeit ruht, dauert nicht. Was nicht mittelbar oder unmittelbar an diesem Centralpunkte haftet, das verschwindet. Wie sehr es von dieser oder jener Seite auch glänzen, und bis zu einer bestimmten Epoche hervorragen mag: es verschwindet dennoch, und zwar, wenn man es aus dem höhern menschlichen Standpunkte ansieht, wie ein Meteor, das schnell aufglänzt, und dann eine desto größere Leere, das Bild der Finsterniß und der Verwüstung nachläßt. Nur auf dem Grunde der Sittlichkeit hebt sich die Menschheit, der einzelne und das Ganze, zur höhern Cultur empor.“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Ueber Londons Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen von P. Colquhoun Esq. Nebst einem Anhang ähnlichen Inhalts, im Auszuge aus Briefen. Aus dem Englischen, nach der 5ten Auflage, übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von J. W. Volkmann, der Rechte Doctor, und des Senats zu Leipzig Mitglied. 1800. LVI. und 462 S. Nebst 47 S. Anhang. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ebendaf. *Ueber Londons Flufs- und Hafen-Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen, nebst Nachrichten vom Handel des Londoner Hafens von Dr. P. Colquhoun Esq. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von J. W. Volkmann etc. XVI. u. 370 S. aufer den Tabellen. Nebst einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese beiden Werke, wovon das eine als der 2te Th. des andern angesehen werden kann, haben auch folgenden Titel:

P. Colquhouns *Polizey* von London. *Erster Theil*, die *Stadt-Polizey* enthaltend. Aus dem Englischen übersetzt etc. *Zweyter Theil*, die *Hafen-Polizey* enthaltend etc.

Dieses überaus wichtige und höchst interessante Werk ist, seit seiner ersten Erscheinung und im Originale, auch in Deutschland so bekannt geworden, daß es wohl überflüssig wäre, eine umständliche Anzeige von dessen Inhalte zu geben. Rec. wird sich also begnügen, bloß einige allgemeine Bemerkungen darüber zu machen. So sehr es auch, dem Anschein nach, bloß für Engländer geschrieben ist: so enthält es doch so viel statistische und andere Aufschlüsse über die wichtigste Stadt des Erdbodens, und zugleich so viel richtige Blicke auf die menschliche Natur und den Grund der Verdorbenheit gewisser Stände, daß es dem Statistiker, dem Philosophen und dem Manne von Erziehung und allgemeinen Kenntnissen gleich willkommen seyn muß. Der Vf. war einen großen Theil seines Lebens hindurch ein thätiger Friedensrichter in London, und hatte, als solcher, ohne Unterlass mit dem niedrigsten und verworfensten Gefindel der Hauptstadt zu thun. Man wundere sich also nicht über den

A. L. Z. 1802. *Erster Band*,

düstern Blick, der in seiner ganzen Art zu sehen herrscht, über eine gewisse Härte und über den Hang, auch die mehresten derjenigen für schuldig zu halten, die in den Gerichtshöfen wirklich frey gesprochen worden sind. Diesen Hang, überall Schuldige zu sehen, hat er mit vielen andern Magistratspersonen gemein, die ihr Leben auf den Gerichtstribunen zugebracht haben, und deren erstes Gefühl immer ist, in jedem Angeklagten einen Verbrecher zu sehen.

So ungeheuer auch die Masse der Betrügereyen scheint, die in diesem Werke entwickelt werden: so fällt doch ein Theil des Ungeheuern wieder weg, wenn man sie gegen die Bevölkerung von London, die der Vf. zu 1,250,000 Personen angiebt, und mehr noch, gegen das bewegliche Eigenthum dieser Stadt hält. Dieses letztere wird S. 430. auf 220 Millionen Pf. Str., und der Raub, der daran begangen wird, auf 2,100,000 Pf. gesetzt; folglich betragen die jährlichen Entwendungen noch nicht den hundertsten Theil. Und hierbey wird einem jeden, der dieses Werk liest, noch die Frage einfallen, ob der Vf. bey seinem trüben und strengen Blicke, die Angaben nicht übertrieben hat, wovon die mehresten von der Natur sind, daß sie sich unmöglich genau berechnen lassen. Ueberhaupt wird jedem, der London genau kennt, bey Lesung dieses Werkes sein Gefühl ohne Unterlass sagen: „So gar arg ist es denn doch nicht!“ Es giebt sehr viele Menschen, Eingeborne und Ausländer, die viele Jahre hindurch einen Theil ihrer Zeit in dieser Stadt zugebracht, alle öffentliche Orte besucht, mancherley Gesellschaft gesehen, und die Gassen zu allen Stunden des Tages und der Nacht durchwandert haben, ohne daß ihnen je das Geringste entwendet worden ist, oder daß sie irgend einer Art von Betrügnern in die Hände gefallen sind.

Einen großen Theil dieser Uebel sucht der Vf. in der Härte sowohl, als in der Unzulänglichkeit, Unbestimmtheit und zum Theil selbst in der Verkehrtheit der englischen Gesetze. Niemand hat vielleicht je die letzteren so heftig angegriffen, als Hr. Colquhoun (lies *Cohuhn*). Aber in dieser Meynung hat er in England seine mannigfaltigen Widersacher, deren Gründe aber gegen die seinigen zu halten, eine ganze Abhandlung erfordern würde. Selbst die buchstäbliche Auslegung der Gesetze, die er so heftig angreift, findet dort noch immer sehr viele Vertheidiger, welche behaupten, daß sie, und nur sie allein gegen alle, Willkürlichkeit des Richters sichern. Dieser Umstand ist einem großen Theile der Nation wichtiger, als die vielfachen Unbe-

Aaaaa
quem.

quemlichkeiten, die aus der buchstäblichen Auslegung der Gesetze entstehen.

So wie der Vf. alle diese Uebel dem Publicum vor Augen legt, so thut er auch überall Vorschläge zu neuen Gesetzen und Einrichtungen, ihnen abzu- helfen. Wirklich hat er die Genugthuung gehabt, daß schon viele derselben von der Regierung angenommen und ausgeführt worden sind, während daß alle Wahrscheinlichkeit da ist, daß das nämliche auch mit verschiedenen andern geschehen wird. Viele aber sind von der Natur, daß sie schwerlich je angenommen werden möchten. Die Polizeygrundsätze des Vfs. athmen zu sehr den Geist der Polizeygesetze von Paris und Wien, und streiten mit dem Geiste der englischen Nation, welche im Ganzen lieber große Unbequemlichkeiten und selbst drückende Uebel dulden, als gewissen Einschränkungen sich unterwerfen will. Im Ganzen kann man von dem Vf. sagen, daß er hin und wieder mehr Rücksicht auf Eigenthum, als auf bürgerliche Freyheit genommen hat, und so kommt es denn, daß sein Werk den Großen und Reichen willkommener ist, als der großen Masse der Nation. Manche Einrichtungen, die er vorschlägt, sind theils eine beständige Beleidigung und Kränkung gewisser Stände, theils bilden sie eine so verwickelte und so tief eingreifende Maschine, daß Menschen in mehreren Arten von Geschäften sich ohne Unterlass eingeschränkt, und gleichsam umstrickt, fühlen würden. Bey dem allen muß dieses Werk von unendlichem Nutzen seyn, und der Stadt London dauernde Vortheile gewähren. Auch ausländische Richter und Polizeybeamte können sehr vieles daraus lernen, viele heilsame Winke benutzen, und auf manches gebracht werden, woran sie wohl, ohne dieses Werk, nicht gedacht haben würden.

Der zweyte Theil, welcher im nämlichen Geiste geschrieben ist, wie der erste, verhandelt den Diebstahl und die Betrügereyen, die auf der Themse getrieben werden, und enthält Vorschläge zu Gesetzen und Anstalten, dem Uebel abzu- helfen. Da dieser Theil dem Publicum weit weniger bekannt ist, als der erste: so können folgende Nachrichten daraus interessiren. S. 4. Der Themsehandel giebt 120,000 Personen jedes Alters Beschäftigung. Mittelbar nähren sich vielleicht 500,000 Menschen damit. S. 13. Der Tabakshandel brachte in einem einzigen Jahre (geschlossen den 5. Jan. 1799.) der Regierung 848,493 Pf. Str. ein. Die Zucker-Colonien beschäftigen jetzt bloß im Hafen von London 450 Schiffe, und gewährten im J. 1799 eine Einnahme von mehr als 2 Millionen Pf. Str. S. 28. Der monatliche Kohlenbedarf von London ist 1,320,000 Centner; also werden täglich über 40,000 Centner verbraucht. S. 104. Ein Kohlenfchütter erwirbt sich täglich 7 bis 18 Schillinge; ja es hat Beyspiele gegeben, wo sie für 15 Arbeitsstunden 27 Sch. bekommen haben. Was der Themsehandel der Staatscasse einbringt, wird auf mehr als ein Viertel aller Einkünfte des ganzen Landes gerechnet. Zufolge der Tabelle S. 108.

machte London im J. 1797 mit Deutschland für 10,672,000 Pf. Str. Geschäfte, an Exporten und Importen; mit Ostindien nur 10,502,000 mit Westindien 11,013,000 und — was nicht wenig merkwürdig ist, da es während des Krieges geschah — für 947,000 mit Spanien und den Casarien; 1,015,000 mit Frankreich und den ehemaligen österreichischen Niederlanden, und 2,211,000 mit Holland. Die Summe aller Ein- und Ausfuhr von London in diesem Jahre war 60,591,000 Pf. Str.

Das deutsche Publicum ist dem Hn. Dr. *Volkmann* nicht wenig Verbindlichkeit schuldig, daß er sich der höchst beschwerlichen, mühsamen und undankbaren Arbeit unterzog, dieses Werk theils ins Deutsche zu übersetzen, theils hin und wieder in einer Abkürzung zu liefern. Wer das Original auch nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet hat, wird gefunden haben, welche Schwierigkeiten ein Uebersetzer zu überwinden hatte. Ohne Unterlass mußte er sich auch von den besten Wörterbüchern verlassen sehen, und selbst das Berathen von Sach- und Sprachkundigen mußte oft unbefriedigend ausfallen, weil die mehresten Engländer selbst über eine große Menge der hier vorkommenden Wörter keine Auskunft geben können. Es ist Rec. selbst begegnet, sechs bis zehn Engländer über gewisse Wörter zu fragen, ohne einen einzigen zu finden, der sie aufklären konnte. Wirklich ist dieses ein großer Fehler des Originals, wo man über eine Menge Ausdrücke Noten, und über manche Dinge Erklärungen finden sollte. Der Vf. überlegte nicht, daß nur wenige Menschen in der Geschichte der Diebe und Betrüger so erfahren sind, wie er, und daß es in London tausende wohl unterrichteter Männer giebt, die eine Menge der hier vorkommenden Wörter nie gehört haben. Was den Uebersetzer zunächst in Verlegenheit setzen mußte, war die Schwierigkeit, für eine Menge Dinge, die wir in Deutschland nicht kennen, schickliche Ausdrücke zu finden. Hr. *Volkmann* ist hier in den mehresten Fällen sehr glücklich gewesen, hat aber dabey die Vorsicht gebraucht, das Englische Wort daneben zu setzen: und, wo er das Englische nicht zu übersetzen wußte, hat er es beybehalten, und in einer Note, so gut als er konnte, erklärt. Die Uebersetzung ließt sich freylich weder leicht noch angenehm; aber das ist auch der Fall mit der Urschrift. Hin und wieder vermißt man hinlängliche Klarheit, und es wäre zu wünschen, daß Hr. V. bisweilen nicht so wohl übersetzt, als bloß den Sinn der Urschrift herausgehoben, und in ein deutliches, bestimmtes Deutsch übergetragen hätte. Um ganz und gar nicht zu verstoßen, wäre nöthig gewesen, daß der Uebersetzer sich jahrelang in England aufgehalten hätte. Folgendes ist Recensenten, der mehr die Schwierigkeiten bemerkte, als Fehler zu suchen sich bemühte, aufgestoßen. Th. I. S. XXIV. *Warehouseporters* sind nicht unsere Sonnenbrüder und Kreuzträger, sondern entsprechen unseren sogenannten Markthelfern, und sind, so wie diese, in Diensten des Kaufmanns. Ebend. durch

underclerks ist eine niedrigere Art von Kaufmannsdienern zu verstehen, die in den Läden als Diener gebraucht werden, aber sehr oft die Handelschaft nicht regelmässig gelernt haben. S. XXXI. Note. *Gin* ist gemeiner Branntwein und nicht Wacholderbranntwein, welchen man *Geneva* nennt. Freylich mag das Wort *Gin* ursprünglich Wacholderbranntwein bedeutet haben; aber dieser Begriff ist schon längst so ganz verschwunden, dass kein Mensch bey diesen Worte sich etwas anders als gemeinen Englischen Kornbranntwein denkt. S. 42. Kommt das Wort wieder vor, wo es denn abermals durch Wacholderbranntwein, statt Branntwein schlechweg, übersetzt worden ist. S. 53. Ein *Skewer* ist ein metallenes Stäbchen, das man in gewisse Braten steckt, z. E. in einen Kalberbraten mit Fülle, um das ganze zusammen zu halten. Oft sind sie auch nur von Pfaffenpötlein, welches Holz man eben daher *Skewerwood* nennt. S. 115. Z. 3. und Not. 1. *Wagen-Office* und *Wagen-Vermiethung* sind hier wohl nicht die rechten Wörter. Rec. würde sagen: 1) Schreiber bey einer Postwagen-Expedition, und 2) Erlaubniss, Postwagen anzulegen. Bekanntlich ist in England nur die Briefpost Sache der Regierung. Alle übrigen Posten und Postwagen, die unter den Namen von *Stage-coaches*, *post coaches*, *balloons*, *fies*, *dillies* durch das ganze Land gehen, sind Privateigenthum, und von diesen ist hier die Rede. Ein jeder, der die Abgabe bezahlt, kann solche öffentliche Postwagen sowohl, als Pferde für Extra-posten halten. S. 127. Z. 17. sie mögen plattirt seyn, oder gefärbt etc. (was *hed*) muss heissen *versilbert*. S. 127. letzte Zeile: *in the bucket* etc. muss heissen „ein Tropfen in Eimer.“ S. 139. *Milled money* ist nicht geprägtes Geld, sondern solches, das einen gearbeiteten, oder verzierten Rand hat. *The milling of a coing* ist der Rand, der an den sächsischen Speciesthalern bloß verziert ist, an den bayerischen aber eine Aufschrift hat. S. 153. *Pricking the belt for a wager*. Ein doppelt genommener lederner Gürtel wird von dem einen in mehrere Falten gelegt, zwischen welche der andere mit einer Nadel sticht. Findet sich die Nadel, wenn man den Gürtel wieder auseinander lässt, innerhalb, so hat der Stecher gewonnen. Diefs ist aber durch einen Kunstgriff des Faltenlegers höchst selten, oder niemals der Fall. S. 187. *Mantua-makers* sind nicht sowohl Verfertiger von Frauenzimmermänteln, als Putzmacher, denn sie verfertigen mehrere Theile des weiblichen Anzugs und machen eine zahlreiche Zunft aus, die jedoch von den *trimming-makers* unterschieden werden muss, welche feinere Verzierungen liefern. S. 258. Z. 15. wegen begangenen Raubes an einem Eheweibe etc. muss heissen „Nothzüchtigung.“ S. 279. der gewaltsamen Entführung etc. ist abermahls Nothzüchtigung. Th. II. S. 10. *Merchant-taylors* sind nicht Galanteriehändler, sondern Schneider, auch wohl Kaufleute, die ungefähr alle Waaren halten, die man zu irgend einem Theile der Kleidung braucht, und dabey Leute, die die Klei-

der verfertigen. S. 69. *Fair game* heisst 1) eine gerechte Prise, und daher 2) alles, was man ohne Bedenken nehmen, oder plündern kann. Rec. würde hier übersetzen: „besonders bey Prisen, die diese Raubthiere ohne alles Bedenken plündern.“ S. 104. Wacholder etc. liefs Branntwein. S. 125. in der Note: „18,000 Centner,“ muss heissen 17 Millionen Centner.

Der Anhang am Ende des 1sten Theils ist ein Auszug aus dem nicht eben bedeutenden Werke: *Plain facts in 5 letters to a friend on the present State of politics Lond. 1798*. Freylich findet der Leser darin einige Belege zu dem, was von *Colquhoun* gesagt wird; allein man sieht zu offenbar, wie es auch Hr. Volkmann bemerkt, den partheyischen Mann der Opposition, dem mehr daran gelegen ist, einen Angriff auf den Minister zu thun, als die Wahrheit zu sagen. So redet er z. E. S. 8. von 259 Pairs, von denen allein unter Pitts Ministerium 99 gemacht worden wären? — Nein, das sagt er nun wohl nicht; wohl aber bringt er die Sache so zur Sprache, dass ein nicht sehr aufmerksamer Leser es so verstehen wird. Er verschweigt nämlich weislich, dass die Marquis schon vorher Grafen, oder etwas anderes, und die Grafen schon vorher Viscounts und Barone waren. Eben so macht es sein theurer Gewährsmann, *Morgan*, dieser verwandelte die sämtlichen Staatsschulden in eine einzige Art von Stocks, und hing durch diesen Kunstgriff dem Lande viele Millionen mehr auf, als es schon ohnediefs trägt. Es würde zu viel Platz wegnehmen, dem Leser das ganze Trügliche dieses Verfahrens zu entwickeln, wäre auch hier der Ort nicht; auch ist es schon lang bekannt, wie wenig man sich auf diese Herren verlassen kann.

S. 23 — 47. finden sich Anmerkungen und Zusätze des Ueberf. zu der vorhergehenden kleinen Schrift, worin auch die falsche Darstellung gerügt wird, die diese trüglichen Rechenmeister von dem Zustande der englischen Bank gemacht hatten. Diese hat seitdem öffentlich Rechenschaft abgelegt, und das auf eine Art, die den handelnden Theil der Nation so sehr befriediget hat, dass man keine Abnahme an ihrem Credit gewahr wird, ob sie schon seit Jahren nicht in klingender Münze bezahlt hat.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Küchler: *Forst- und Jagdkalender* für das Jahr 1801. 12. mit Kupf. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Dieser vom Hn. Prof. *Leonhardi* herausgegebene Kalender enthält 1) einen Bericht von drey verschiedenen Baumarten, welche für England sowohl zu Zierbäumen, als auch zu Bau- und Nutzholz mit dem grössten Vortheil erzogen werden können. 2) Naturgeschichte des Elendsthiers. 3) Anleitung zur Theerschwelerey und zum Kienrufsbrennen. 4) Naturgeschichte des Schneehuns. 5) Beantwortung eines Briefes, die Anlegung eines Thiergartens und die

die Ausrodung der Stücke betreffend. 6) Naturgeschichte der wilden Katze. 7) Waldgeschichte von England nach Gilpin. 8) Vom Schweifshunde. 9) Naturgeschichte des Greifadlers. 10) Geschichte nützlicher Erfindungen, welche den Forstwirth überhaupt und insbesondere angehen. 11) Wenn soll man Schlagholz-Reviere abtreiben? 12) Chronik der Waldbrände. In der Vorrede zählt der Herausg. die Ereignisse auf, welche die Verwüstung der Waldung bewirkten, und hieher gehört denn insbesondere der heftige Sturm im Nov. des vorigen Jahrs, welcher einen großen Theil der vorzüglichsten Holzbestände in Deutschlands Forsten zu Boden streckte. Der daher entstandene Schaden ist in der That so groß, daß er in verschiedenen Ländern wenigstens Seltenheit des Nutzholzes zur Folge haben wird. Rec. bezieht sich auf die eingelaufenen traurigen Nachrichten von den Verwüstungen am Harz, und versichert, daß mehrere beträchtliche Waldungen von Westphalen und Niedersachsen, welche er nach jenem Sturm bereifte, schrecklicher von diesem mitgenommen waren, als wenn eine feindliche Armee ihre Mißhandlungen daran verübt hätte. Rec. glaubt zwar mit dem Vf., daß es in den meisten Ländern an zweckmäßigen Vorschriften wegen Bewirthschaftung der Waldungen nicht fehle; aber er erwartet von allem dem wenig oder nichts, so lange nicht die Landesregierungen tüchtige Subjecte zu Forstbedienten wählen, und diesen ein solches Jahrgehalt auswerfen, daß sie anständig davon leben können, ohne auf Nebenverdienst bedacht seyn, oder wohl gar zu Defraudationen ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Uebrigens gewähren mehrere Aufsätze, unter denen wohl 2. 4. 6. hätten wegbleiben können, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung. In dem ersten ist jedoch der Versicherung der Engländer nicht sogleich zu trauen, da sie vieles übertreiben, und es überhaupt für eine erprobte Wahrheit angenommen werden muß, daß die exotischen Holzpflanzen, unsere guten Eichen, Buchen und übrige Nadelholz-Gattungen in Absicht der Nützlichkeit nie verdrängen werden. Die 3te Abhandlung verschafft einem Vor-

gesetzten des Fortwefens die erforderliche Kenntniß von diesen Fabricaten, vorzüglich, wenn er solche mit einer Local-Untersuchung verbindet. Rec. giebt der Meynung des Vfs., — daß Verpachtung dieser, aus den Nadel-Waldungen entstehenden, Nebenutzung der Administration auf öffentliche Rechnung vorzuziehen sey — seinen vollen Beyfall, und glaubt, daß in den meisten Fällen, wenn nicht ganz besondere Gründe die Administration nothwendig machen, die erstere Nutzungsart einen merklichen Vortheil für die landesherrlichen Cassen abwerfen werde. Bey dem 5ten Aufsatz muß Rec. bemerken, daß, je leichter die Holzbestände sind, desto größer die Quantität der Aefung sey, welche der Boden aufzubringen vermag, und je verbißener und ungleicher der Holzbestand an einzelnen Orten angetroffen werde, desto lieber das Wildpret dahin austrete. Eben so verhält es sich mit der Behauptung, daß in einem Thiergarten schlechterdings keine Sümpfe und Brüche seyn dürfen. Für Sauen sind sie unumgänglich erforderlich, und eben so für das Rothwildpret in den heißen Sommertagen, welches solche sehr begierig zur Abkühlung oder Söhlung aufsucht. Die Besorgniß, daß das Rothwildpret durch die Aefung der Sumpfgräser der Gesundheit schaden werde, ist ungegründet, da jenes die für dasselbe passenden Kräuter sehr gut zu wählen weiß, und Rec., der die genaue Bekanntschaft mehrerer Thiergärten gemacht hat, nie der Fall vorgekommen ist, daß sich Rothwildpret durch den Genuß von dergleichen Sumpfgäsern faul gefressen habe und verendet sey, obgleich der Söhlungen und morästigen Stellen mehrere in jenen sich vorfinden. Rec. hofft übrigens, daß künftig mehr Aufsätze geliefert werden, die den Förster und Jäger über Gegenstände, die in ihren *eigentlichen* Wirkungskreis gehören, über Sachen, die von dem Vf. selbst beobachtet sind, unterrichten, und daß dieser die strenge Wahrheit liebe und nichts, auch selbst dem Schein nach, für eigene Erfahrung und Beobachtung ausgeben, was die eines andern ist, oder oft gar nur seyn soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Bern, b. Haller: *He' etien im Anfang des Jahrs 1800.* Aus dem fünften Hefte der helvetischen Monatschrift besonders herausgezogen. 2te Auflage. 36 S. 8. (6 gr.) Seit dem Abdrucke dieser Schrift hat die unglückliche Schweiz so viele neue Krisen überstanden, daß deren Inhaltsanzeige für das politische Interesse schon zu verspätet ist; dagegen bleibt der historische Werth unverkennbar. Der Wagenannte schildert darin mit Kraft, Würde und Unpar-

theylichkeit, drey Eigenschaften, welche der bekannten Feder des Hn. Prof. *Itz* in Bern eigenthümlich sind, sowohl die Wirklichkeit des damaligen Zustandes, als die Art und Weise, wie solcher herbeigeführt worden. Der Herausgeber, Hr. Dr. *Höpfner*, hat seitdem seine Freymüthigkeit noch auf ähnliche Weise bechätiget, zugleich aber auch, nach öffentlichen Nachrichten, schwer dafür büßen müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) PARIS, in der Gesezdruckerey: *Instruction sur les Poids et Mesures Republicaines, déduites de la grandeur de la Terre, uniformes pour toute la République; et sur les calculs relatifs à leur division décimale; etc.* An X. XXXII. u. 196 S. nebst 4 halben Bogen Tafeln, auch 3 halben Bog. Nachschrift, und einer Kupfert. 8. (3 Frcs.)

2) AMSTERDAM, b. Crajenfchot: *De tientallige Verdeeling der nieuwe Maten en Gewigten, zo als dezelve, ingevolge der Staatregeling zal worden ingevoerd: enz.— Op de eenvoudigste... wyze beschreven... door en Liefhebber der Wiskunde.* 1801. IV. u. 48 S. gr. 8. (8 St.)

Nr. 1. ist im Ganzen weiter nichts, als ein erneuerter Abdruck des im II. J. der französischen Republik (im Frühjahr 1794.) zu Paris erschienenen, und von der, durch den damaligen National-Convenc dazu besonders niedergesezten Commission, zum Druck beförderten *Instruction etc.* 32 S. Inh. u. Vorr. und 196 S. Text, gr. 8. nebst 14 Tafeln über die neuen Verhältnisse zu den Alten, die in Deutschland nicht so bekannt geworden, als sie es eigentlich verdiente. Die Vorzüge der letztern Ausgabe vor der ersten bestehen bloß in einer verbesserten *Nachricht*, die sich auf das Gesetz von 18. Germ. III. J. beziehet, und in der *Erklärung des Beschlusses vom ersten Consul Bonaparte* v. 13. Brum. IX. J. (d. 2. Nov. 1800.), nach welchem alle Flächen-, Längen- und Körpermaasse zwar nach dem neuen Eintheilungssysteme bleiben, jedoch ihre bisherigen griechisch-lateinischen *Revolutions-Namen* mit den alten; oder zur Zeit der französischen Monarchie bestandenen Benennungen vertauschen, und also auch hierin, wie in mehreren andern Dingen, die vorige Ordnung wieder einführen sollen. Diese, in 2½ Bogen bestehenden Zusätze, machen die ganze Verbesserung der neuen Ausgabe aus, wovon so wenig, wie von der ersten, auf dem Titel des Buchs, die mindeste Erwähnung geschieht. Ob diese 2te Auflage eine ächte Pariser Ausgabe ist, oder in irgend einer Provinzialstadt, oder wohl gar in Holland nachgedruckt, und auf die so eben beschriebene Art ergänzt worden, lassen wir dahin gestellt seyn; und begnügen uns, unsere Leser mit dem Inhalt des Buchs, bekannt zu machen. Aufser der *Vorrede* S. IX—XXXII., wird dasselbe in zwey Theile, jener in fünf, und dieser in acht *Abtheilungen*, nebst einem *Anhange* eingetheilt. Der erste A. L. Z. 1802. Erster Band.

Theil S. 1—54. handelt von dem System der Maasse, deren Ureinheit (wie bekannt) von einem Grade des zwischen Dünkirchen und Barcelona gemessenen Meridians entlehnt ist. Dem zufolge wird zuvörderst von den Längen-, Flächen- und Körpermaassen; dann vom Gewichte, und endlich von den Münzen gehandelt. Der zweyte *Theil* S. 55—177. giebt Unterricht, wie nach Anleitung der gemeinen 4 Specien, alte französische Münz-Maass- und Gewichtwerthe in neurepublikanische verwandelt werden sollen, wobey auf einige arithmetische Vortheile, welche in Auflösung einiger Beyspiele angebracht werden, Rücksicht genommen wird. Im *Anhange* S. 177—196. wird *Abchn. IX.* eine Eintheilung des Thermometers und Barometers, so wie im letzten *Abchn. X.*, eine Reductions-Tafel der alten Maasse gegen die neuen dargestellt. In diesen findet man alle Verhältnisse der Längen-, Flächen- und Körpermaasse, auch die der Münzen, wie sie ehemals in Frankreich bestanden, gegen die neurepublikanischen, wie sie durch dies System nunmehr eingeführt worden. Das Uebrige sind die Zusätze, wovon wir im Eingange Nachricht gegeben. Die Kupfertafel erläutert die darauf Bezug habenden Stellen des Textes hinlänglich, und giebt eine anschauliche Darstellung von den Längen- und Körpermaassen, die genau mit den Urmaassen übereinstimmt, welche Rec. oft zu sehen und vergleichen zu können, Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens hat dieses Buch nichts Wesentliches vor denjenigen voraus, die schon in Deutschland, besonders seit etwa zwey Jahren am linken Rhein-Ufer über diesen Gegenstand geschrieben und gedruckt worden sind.

Nr. 2. ist noch weit weniger als jenes, selbst nur einigen Landsteuten des ungenannten Vf. bekannt. Dies rührt theils aus dem Umstande her, daß die batavische Republik deren Constitution bisher fast eben so oft verändert worden, als die ihrer Mutter, der französischen, zur Realisation dieses neuen Decimalsystems bisher ihre Sanction wo nicht verweigert, jedoch verschoben hat, theils aber, daß die Handelsstädte in den *Niederlanden*, besonders aber die Stadt Amsterdam, die Annahme dieses neuen statistisch-merkantilischen Lehrgebäudes, geradezu verweigert hat. Dieser Protest war entscheidend für das Ganze, wiewohl der französische Gesandte im Haag (wie Rec. weiß) schon mehrmals den gesetzgebenden Körper so wohl, als das nunmehr gestürzte batavische Directorium in dringenden Noten des französischen Gouvernements dazu aufgefordert hat. Unter

ter den jetzigen Umständen, wird es in den Niederlanden noch weit weniger als zuvor eingeführt werden, da alle Hoffnung vorhanden ist, daß die batavische Republik successive zu ihrer selbstständigen Unabhängigkeit wieder zurückkehren wird. Nichts desto weniger ist und bleibt diese Schrift in ihrer Art merkwürdig, und giebt einen überzeugenden Beleg zu der Seltenheit, womit die holländischen Gelehrten in unsern Tagen, als originale Schriftsteller ins Publicum zu treten gewohnt sind. Der ungenannte Vf. (es soll der ehemalige Regierungs-Advokat, und gegenwärtige Holz-Kaufmann, *Gerhard Johann Palthe* in Amsterdam seyn;) hat sich bemüht, in den vorliegenden Bogen, nach dem Sinne des, dem französischen National-Convents den 19. Januar 1793 von der damaligen Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegten, und den 20. May 1793 von jenem functionirten Plan des Decimalsystems, die Münzen,

Maafse und Gewichte, die bisher in Holland und in der batavischen Republik üblich waren, dergestalt zu reduciren und zu benennen, daß man die neufranzösischen, oder aus dem griechisch-lateinischen in altfranzösisch wieder übersetzten Namen von Größen oder Dingen, auch auf Batart-Holländisch zum Theil hier wieder findet. Zu mehrerer Uebersicht wollen wir hier die *republikanisch-conventionelle* Namen nach dem *Beschluß* vom 18. Germ. III. J.; die des *Consular-Befehls*, nach dem *Gesetz* von 13. Brüm. IX. J. (aus Nr. 1.); die *gallo-batavischen* Namen aus Nr. 2., und die *deutschen Benennungen*, die, seit dem 1. Vend. X. J. (d. 23. Sept. 1801.) am linken Rheinufer eingeführt und den französischen unterlegt worden, nach dem so eben angeführten letztern Beschlusse des *Gouvernements* unter Nr. 3. neben einanderstellen:

A. Längen - Maafs.

Nr. 1.		Nr. 2.	Nr. 3.
A.	B.	Batavische Namen.	Deutsche Benennungen.
v. 18. Germ. III. J.	v. 13. Brum. IX. J.		
Dégré.	Dégré.	Grad.	Grade.
Myriamètre.	Lieue.	Myl.	Meilen.
Kilomètre.	Mille.	Post.	Viertel Stunden.
Hectomètre.	Stadion.	Stadie.	Büchsen schuß.
Decamètre.	Perche linaire.	Ketting.	Ruthe (Toise).
Mètre.	Mètre.	Mitre.	Meter (Elle).
Décimètre.	Palme (le).	Palm.	Handbreit.
Centimètre.	Doigt.	Pink.	Fingerbr. (Zoll).
Millimètre.	Trait.	Lyn.	Linie.
Decimillimètre.	Point.	Stip.	Punkt.

B. Flächen - Maafs.

Nr. 1.		Nr. 2.	Nr. 3.
A.	B.	Batavische Namen.	Deutsche Benennungen.
v. 18. Germ. III. J.	v. 13. Brum. IX. J.		
Dégré carré.	Dégré carré.	vierkante Graad.	Quadrat Grade.
Myriamètre carré.	Lieue carré.	vierkante Myl.	Quadrat Meilen.
Muriare, oder Kilomèt. carré.	Deca-Arpent carré.	Co Morgen.	Hundert Morgen.
Kiliare, oder Hectare carré.	Arpent carré.	Kruis-Morgen.	Kreuz-Morgen.
Hectare.	Arpent.	Morgen.	Quadrat Morgen.
Décare.	Deca Perche quar.	Akker.	Acker oder Juchart.
Ave.	Perche carré.	Ave.	Quadrat Ruthe.
Centiare od. Mètre carré.	Mètre carré.	vierkante Meter.	Quadrat Meter.
Décimètre carré.	Palme carré.	vierkante Palm.	Quadr. Handbr.
Centimètre carré.	Doigt carré.	vierkante Pink.	Quadr. Zoll.
Millimètre carré.	Trait carré.	vierkante Lyn.	Quadr. Linie.

C. Körper - Maafse.

I. Fester oder dichter Körper, als: Holz, Steine, Kohlen, Damm- und andere Erde, etc.

Nr. 1.		Nr. 2.	Nr. 3.
A.	B.	Batavische Namen.	Deutsche Benennungen.
v. 18. Germ. III. J.	v. 13. Brum. IX. J.		
Deca-St re.	Corde.	Tien Block.	Klafter (Faden).
Stère.	Stère.	Block.	Stère.
Décistère.	Solive.	Ceklos.	Sparren.
Centistère.	Mètre Cube.	Kruisklos.	Cubic-Meter.
Millistère.	Palme Cube.	Klos.	Cubic-Handbreite.

<i>Décimillistère.</i>	<i>Doigt Cube.</i>	<i>Cesteen.</i>	<i>Cubic-Zoll.</i>
<i>Centimillistère.</i>	<i>Trait Cube.</i>	<i>Kruisteen.</i>	<i>Cubic-Linie.</i>
<i>Millionistère.</i>		<i>Steen.</i>	
<i>Decimillionistère.</i>		<i>Cekorrel.</i>	
<i>Centimillionistère.</i>		<i>Kruiskorrel.</i>	
<i>Billionistère.</i>		<i>Korrel.</i>	
<i>Decibillionistère.</i>		<i>Cezier.</i>	
<i>Centibillionistère.</i>		<i>Kruiszier.</i>	
<i>Trillionistère.</i>		<i>Zier.</i>	

II. Flüßige Körper, nach obigen Gesetzen.

<i>Kilolitre.</i>	<i>Tonneau.</i>	<i>Hoed.</i>	<i>Tonne.</i>
<i>Hectolitre.</i>	<i>Poinçon.</i>	<i>Vat.</i>	<i>Zehneimerfafs.</i>
<i>Decalitre.</i>	<i>Velte.</i>	<i>Bak.</i>	<i>Eimer.</i>
<i>Litre.</i>	<i>Pinte.</i>	<i>Pot.</i>	<i>Kanne.</i>
<i>Decilitre.</i>	<i>Verre.</i>	<i>Maat.</i>	<i>Glas.</i>
<i>Centilitre.</i>		<i>Dop.</i>	<i>Halbmäfsgen.</i>
<i>Millilitre.</i>		<i>Tiendroppels.</i>	<i>Zehntropfen.</i>

III. Hohlmaaße für trockene Körper.

Diese führen die nämlichen Benennungen, in gedachtem republikanischen Gesetze v. 18. Germ. III. J., welche auch in der batavischen Staatsordnung, nach Nr. 2. verzeichnet worden; jedoch sind nach erwählter Consularverordnung v. 13. Brum. IX. J., folgende Namensveränderungen im innern Frankreich und auf dem linken Rheinufer festgesetzt worden, als:

für <i>Kiloliter</i> wird nunmehr	<i>Muid</i> (à 77 Pariser Boiss.)	Grofs-Mltr.
— <i>Hectoliter</i>	— <i>Setier</i> (à 7½ Pariser Boiss.)	Grofs-Fafs.
— <i>Decaliter</i>	— <i>Boisseau</i>	Mitt. Fafs.
— <i>Liter</i>	— <i>Pinte</i>	Klein Fafs.
— <i>Décliter</i>	— <i>Picotins</i>	Becher.

D. Gewichte, oder Schwermäaße.

Nr. 1.		Nr. 2.		Nr. 3.	
A.	B.	Batavische Namen.		Deutsche Benennungen.	
v. 18. Germ. III. J.	v. 13. Brum. IX. J.				
	<i>Millier oder Tonneau de mer.</i>	<i>Zee-Ton.</i>		<i>Seetonne</i> (½ Last).	
	<i>Quintal.</i>	<i>Cepond.</i>		<i>Centner.</i>	
<i>Myriagramme.</i>	<i>Deca-Livres.</i>	<i>Kruispond.</i>		<i>Zehnpfund Stein.</i>	
<i>Kilogramme.</i>	<i>Livres.</i>	<i>Pond.</i>		<i>Pfund.</i>	
<i>Hectogramme.</i>	<i>Once.</i>	<i>Cegewigt.</i>		<i>Unze.</i>	
<i>Decagramme.</i>	<i>Gros.</i>	<i>Kruisgewigt.</i>		<i>Quentchen.</i>	
<i>Gramme.</i>	<i>Deniers.</i>	<i>Gewigt.</i>		<i>Scrupel.</i>	
<i>Decigramme.</i>	<i>Grain.</i>	<i>Cegrein.</i>		<i>Gran.</i>	
<i>Centigramme.</i>		<i>Kruisgrein.</i>		<i>Grein.</i>	
<i>Milligramme.</i>		<i>Grein.</i>		<i>As.</i>	

(Die *Gramme* des republikanischen Gewichts, als die Einheit desselben in einem Körpermaße von einem *Deciliter* rein destillirten Wassers, hält 18,⁸⁴ alte französische *Gran* Markgewicht, oder 20,⁸³ holl. *As.*, oder 280,⁶ *Cölln.* Richtpfennige, wornach also für die *Centigramme*, die nach dem Consularbeschlusse v. 13. Brum. IX. J., schon keine Benennung mehr hat, und aufgehoben ist, 2,⁸⁰⁶ *Cölln.* Richtpfennige zu stehen kommt; kann nach der neuen Gewichtsnorm auf dem linken Rheinufer, als *Scrupel* von 1000 *As.* eingeführt werden, da dergleichen Asgewicht nur 1/8% *Cölln.* Richtpfennige schwer seyn würde, das bey dem Gold und Juwelenhandel zwar immer Anwendung, nur nicht im gemeinen Leben, welches doch der neue Beschlusse des Ober-Präfecten im Rhurdepartement *Simons* in Aachen, von 24. Vendimiäre X. J. (16. Oct. 1801.) für jeden Krämerladen angeschafft wissen will, jennals statt finden wird.)

In Ansehung der republikanischen Geldwerthe sind die französischen und holländischen Silbermünzeinheiten sich, in Absicht ihrer Eintheilung, völlig gleich, aber am Werthe doppelt verschieden. Denn der *Franc*, der seit der republikanischen Staatsverfassung in Frankreich bis auf den heutigen Tag, in 10 *Decimen*, oder 100 *Centimen* getheilt wird, hält gerade 1 alten französischen *Liv.* und 1 *Centime* (eine kleine Kupfermünze, etwan in der Größe eines Reichspfennigs), wornach also die alten *Laubthaler* von 6 *Liv.*, um 6 *Centimen* weniger als 6 *Francs* geachtet, und in französischen *Cassen* im ganzen *Rhurdepartement*, wo der *Cöllnische* oder *clevische Species-Fufs* im Handel und Wandel eingeführt ist, nur zu 1 *Rthlr.* 58½ *Stbr.* angenommen werden, welche aber, bis zur Vernichtung der *Hocheischen Convention*, daselbst zu 2 *Rthlr.* *Clevisch* ausgebracht wurden. (Die *Centime* ist völlig dem Gewichte einer *Gramme* gleich, wovon die *Myriagramme* = 188410 *Gran.*, oder

oder 20,⁴⁴ Pfd. alt französisches Markgewicht, d. i. 21,³⁶⁵, oder beynabe 21½ Berliner Pfd., und 42,⁸², oder circa 42½ Mark Cölln. Gewicht ist.) Der Vf. von Nr. 2. will S. 28. fg. §. 120. ff. die Einheit der Münzspecien, wie die Franzosen, in Decimaltheile einzeln wissen. Bisher würde der holländische Gulden zu 20 *Stüver*. à 8 *Deuten* à 2 *Penn.* (letztere Benennung war jedoch fingirt) eingetheilt. Die *Stüver* und *Penn.* Namen sollen wegfallen, und der Gulden à 10 *Doppeltstüver* (bisher unter dem Namen *Dubbeltjes* bekannt), jeder zu 10 *Deute* (wovon jeder $\frac{1}{2}$ schwerer wie bisher in Kupfer bestehen, und wegen der erstaunlichen ausländischen Kupfermünze, die zum Nachtheil der batavischen Republik jährlich eingeführt wird, zu einem Schleichhandel Anlaß geben würde) eingetheilt werden. Damit man nun, wie bisher, das Pfund Flämisch (*Liver Vlaamsch*, in allen Münzbüchern und Preis-Couranten als eine erdichtete Münze) im batavischen Rechnungsfuß beybehalte, sollen 10 Gulden = 1 Pfd. Fläm. seyn.

Nach allen diesen Erläuterungen, Instructionen und Resultaten, liefert der Vf. von Nr. 2. S. 38. und 39. zwey *Tafeln der Längen- und Quadratischen Maasse* nach dem vorläufig angenommenen, und demnächst *genauer bestimmten Meter* (wovon wir sogleich nähere Auskunft geben werden), nach französischen und holländischen Benennungen, die neben einander stehen, in Vergleichung rheinländischer Ruthen, Fasse und Linien, auch Morgen, Ruthen, etc. Quadrat-Maasse. — S. 40. *Tafel der Maasse fester und flüssiger Körper*, nach rheinländischen Cub. Fussen, Zoll und Linien, auch holländischer Anker, Mangel- und Mötjes-Maassen; und in Absicht der Gewichte, gegen Pfunde, Unzen, Drachmen und Aßen holländische Troygen. — S. 41—47. *Tafel der specifischen Schwere verschiedener Körper*, als Gold, Silber, Platina, Kupfer, u. s. w. nach eben dem Gewichte, und einem, vom Vf. neu erfundenen *Hygrometer*, der S. 48. beschrieben wird, wovon der Vf. neue *Tafeln* zu berechnen, und dieselben dem Publicum mitzuthellen verspricht. (Der anonyme Vf. würde wohl thun, wenn er zu diesem gemeinnützigen Unternehmen, den Anleitungen und Winken des Prof. *Fischer's* in dessen *physikalischen Wörterbuche* 2ter Th. S. 973—987. folgte, wenigstens sie bey seiner Arbeit benutzte.) Uebrigens ist der Stil dieser Bogen fließend und der Sache angemessen, obgleich die S. 1. §. 2. geführte Sprache nicht durchaus gefallen wird. „*Dit* (nämlich die „*Einrichtung des neuen Maass- Münz- und Gewichts- „System*) *was wederom voor de Franschen bewaard, „om die weldaad aan het menschedom te schenken, en „dien moeglyken en kostbaren taak te onderneemen.*“ — Beyläufig wollen wir noch erwähnen, daß, wie mehrere Sachkenner schon längst erwähnt und aus einleuchtenden Gründen anschaulich gemacht haben, der 100,000ste Theil eines Grades des Meridians, in

mittlern Breiten gemessen, der nach der Fraction aller Resultate 307,946 französische königl. Fuß beträgt, unnöglich die allgemeine Norm des Fußmaasses seyn und werden kann, da die Franzosen selbst sich in ihren anfänglichen Angaben vom *Meter*, merklich geirret haben, wie dieß aus einem Schreiben des vorigen Ministers des Innern, des bekannten französischen Mathematikers *la Place* v. 4. Frim. VIII. J. (5. Nov. 1799.) an den Ober-Consul *Bonaparte* hervorgeht. Jener versichert darin diesem, daß die Nationalversammlung damals das *Metermaass* zu 3 Fuß, 11 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ Linien *pied du Roi* angenommen, und das französische Gouvernement dabey beharret habe; die seit dem aber von *de Lambre* und *Mechain* vorgenommenen neuen Gradmessungen zwischen Duynkirchen und Barcelona zeigten zu klar eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, wornach (wie auch *Rec. in der Connoiss. des temps. pour l'An. X* p. 371. gesehen hat,) man den *Meter* zu 3 Fuß, 11 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ Lin., also um $\frac{1}{1000}$ Lin. kürzer wie zuvor annehmen und festsetzen müsse; anderer, auf nähere Untersuchungen der dichten und flüssigen Maasse und Gewichte gestützten Abänderungen nicht einmal zu gedenken. Wir wollen zum Schluß unserer Bemerkungen nur noch auf die Gedanken über das neue französische Maass- und Gewichtssystem verweisen, die *Kästner* in seiner *höhern Mechanik*, S. 343—344. Gött. 1793. 8. und in der *mathemat. Geogr.* S. 87—96. Gött. 1795. 8. — *Büsch* in seinen *Zus. zur Darst. der Handl.* 1. Th. S. 257—261. Hamb. 1797. 8. andere im *Journ. v. u. f. Deutsch.* 1792. I. S. 35—50. und *Journ. f. Manuf. und Handl.* 1795. I. S. 52—55. geäußert haben. —

GESCHICHTE.

Ohne Druckort, (LONDON): *The secret history of the armed Neutrality, together with memoirs, official lettres and state papers, illustrative of that celebrated confederacy never before published; written originally in French by a german Nobleman translated by A*** St*** 1801. 8.*

Dies ist nichts anders als eine unveränderte neue Auflage der schon 1792 erschienenen merkwürdigen Druckschrift über die bewaffnete Neutralität von 1780. Wahrscheinlich gab die jetzige Erneuerung dieses Bündnisses und die Seltenheit der in wenig Exemplaren abgedruckten, aber bald ganz vergriffenen, ersten Auflage, die Veranlassung zu dieser Buchhändler-Speculation; sie wäre aber rechtmäßiger gewesen, wenn man die Urschrift zugleich angezeigt hätte. Von dieser kam 1795 eine Uebersetzung in das Französische unter dem Titel: *Memoire ou précis historique sur la neutralité armée et son origine suivi des pièces justificatives* heraus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens Nya Handlingar.* (Neue Abhandl. der königl. Akad. d. Wissenschaften) 1801. Erstes und zweytes Quartal. T. XXII. gr. 8. m. K.

Das erste Quartal enthält: I. *Versuche und Erfahrungen über den Nutzen und Gebrauch des Theerwassers in venerischen Krankheiten*, von E. Acharius. Schon vor mehrern Jahren war das Theerwasser in der Medicin sehr an der Ordnung des Tages. Hr. A., der als Arzt bey dem neulich zu Wadstena auf Kosten des Medicinalfonds errichteten größern Krankenhause angestellt ist, worin sich auch mehrerere venerische Personen aus der niedern Volksclasse befanden, hat es bey solchen sowohl innerlich als äußerlich mit Nutzen angewandt, und schreibt dessen Wirkung dem damit verbundenen Oxigen zu, dessen Nutzen Alyon in seinem *Mémoire sur les propriétés antiveneriennes et antipsoriques* bestätigt hat. Dieser Sauerstoff, wovon das Queckfilber bekanntlich eine so große Menge enthält, mache solches zu einem so wirksamen antivenerischen Mittel. In der Anwendung sey doch das Queckfilber von oft gefährlichen und zerstörenden Folgen; daher hat man auch statt dessen die Salpetersäure, Alyons Salbe zum Einreiben, und eine Auflösung von *muriate furorigène de potasse* gebraucht. Auch diese Mittel hat der Vf. versucht; allein er hat, ob sie gleich wirklich viel ausrichten, doch damit keine vollständige Cur bewirken können, woran vielleicht das dortige kalte Klima mit Schuld seyn dürfe. Die Salpetersäure griff gemeinlich die Brust des Kranken an (vielleicht war sie auch nicht rein und verdünnt genug!). Alyons Salbe muß lange gebraucht werden, ist daher kostbar und fodert viele Genauigkeit bey ihrer Bereitung, und man hat bey diesen Mitteln doch immer auch Mercurialpräparate zu Hülfe nehmen müssen. Der Vf. suchte daher ein Mittel zu finden, das gleichfalls eine Menge Sauerstoff enthielt, leicht zu haben und weniger kostbar war. Und dies fand er im Theerwasser, das ausser dem Sauerstoff, den es enthält, mit dem im Theer befindlichen empyreumatischen flüchtigen Oel gesättigt ist, welches zur Auflösung des Schleims, der das venerische Gift umgiebt, dienen kann. Wenn dieses Mittel auch nicht immer zureichend sey, das Uebel zu heilen: so unterstütze und erleichtere es doch die Mercurialcur, und man gebrauche dabey weit weniger Mercurius. Da seine damit angestellten

A. L. Z. 1802. Erster Band.

Versuche in Stockholm und an andern Orten nachgemacht worden: so lehrt er zuerst dessen Bereitung, wozu er sich des kalten Wassers bedient, und etwas von der in der *Pharmac. Suec.* vorgeschriebenen Bereitung abweicht. Zu 3 Spanen Wasser, deren jedes an 15 Kannen enthält, nimmt er 2 Kannen guten Theer, zum äußerlichen Gebrauch, zu Umschlägen und zum Baden, auf jedes Spann eine Kanne. Er liefs den Patienten täglich 1 bis 3 Quart Theerwasser trinken, das Theerbad aber 2 bis 3 mal in der Woche nehmen, und auf die venerischen Geschwüre Compressen beständig mit Theerwasser, angefeuchtet, legen, die oft allein große venerische Geschwüre heilten. Unter 70 Kranken mußten 18 ausser dem Theerwasser auch Mercurialia gebrauchen, 24 wurden durch das Theerwasser innerlich und äußerlich gebraucht, allem Anschein nach allein geheilt; 13 bey denen vorher Mercurialmittel gebraucht worden, wurden, da nun auch das Theerwasser gebraucht ward, gesund; und 7, bey denen die Salpetersäure und die Alyonsche Salbe nicht geholfen, wurden dadurch geheilt; bey 11 wurde blofs zu mehrerer Sicherheit zuletzt auch Mercurius angewandt. Uebrigens hat er bemerkt, dafs es besonders zu Anfang den Urin treibt, den Unlauf des Bluts und die Transpiration vermehrt, auch wohl eine gelinde Salivation bewirkt. II. *Abhandlung über analytische Serien*, von J. Swanberg. Zur mehrern Entwicklung des bekannten Taylorschen Theorems. III. *Anhang zu der Abhandlung von der gelben China*, von J. P. Westring. Der Vf. beschreibet hier noch einige erhaltene neue Arten von sogenannten Chinarinden, als *Tecamex China* (der Vf. war nicht so glücklich damit wie Hufeland, ein altes Quartanfieber zu heilen); *Quina da Fernambuco*, zwey Arten *Quina da Bahia* und *Cortex Rondeletiae*, die er doch von weniger Wirkung gefunden hat. IV. *Siebente Abhandlung über den Zustand des Tabellwerks von 1772 bis 1795*, von H. Nicander. Sie hat das Verhältnifs der Lebenden zu einander und zu den Gestorbenen in jedem Alter, und die Wahrscheinlichkeit der ihnen noch übrigen Lebenszeit zum Gegenstande. Um hier nur bey dem letztern stehen zu bleiben: so bemerkt der Vf., dafs die Wahrscheinlichkeit in einem gewissen Alter bis zu einem andern, z. E. von 20 bis 60 Jahr zu leben, eben so groß sey, als das Verhältnifs der Menge derjenigen, die im 20. und 60. Jahre ihres Alters noch leben; und hierauf gründet sich dann die Berechnung der Wahrscheinlichkeit, wie lange einer von beiden Geschlechtern bey einem gewissen Alter von 1 bis einige 80 Jahre noch zu leben habe. Rec. will

Cccc

will hier aus der Tabelle des Vfs. bey einer gewöhnlichen Mortalität nur die Resultate von 5 zu 5 Jahren ausziehen :

Männliches Geschlecht.		Weibliches Geschlecht.	
Alter	übrige Lebensj.	Alter	übrige Lebensj.
1	— 52 J. 1 Mon.	1	— 53 J. 4 Mon.
5	— 50 — 3 —	5	— 51 — 8 —
10	— 47 — 0 —	10	— 48 — 6 —
15	— 43 — 8 —	15	— 45 — 3 —
20	— 40 — 5 —	20	— 42 — 0 —
25	— 37 — 1 —	25	— 38 — 8 —
30	— 33 — 9 —	30	— 35 — 2 —
35	— 30 — 4 —	35	— 31 — 8 —
40	— 27 — 0 —	40	— 28 — 1 —
45	— 23 — 8 —	45	— 24 — 8 —
50	— 20 — 5 —	50	— 21 — 3 —
55	— 17 — 4 —	55	— 18 — 0 —
60	— 14 — 5 —	60	— 14 — 10 —
65	— 11 — 8 —	65	— 11 — 11 —
70	— 9 — 2 —	70	— 9 — 3 —
75	— 7 — 0 —	75	— 7 — 1 —
80	— 4 — 8 —	80	— 5 — 0 —
86	— 1 — 9 —	87	— 1 — 10 —

Durch Hülfe der 4 beygeführten Tabellen lassen sich noch eine Menge andere Resultate finden. V. Auszug aus dem meteorologischen Tagebuch, gehalten auf dem Observatorium zu Upsala im J. 1800. von D. Holmquist. Die Mittelhöhe des Barometers war 25,47; die größte Kälte — 29 d. 27. Febr. Die größte Wärme + 27½ d. 14. Aug. VI. Auszug aus dem meteorologischen in der Stadt Umeå im J. 1799 gehaltenem Tagebuch, von D. E. Näzén. Die Mittelhöhe des Barometers war 25° 63 die größte Kälte — 34° 9 den 16. Febr., und die größte Wärme + 24° 7 den 7. Jul. VII. *Sciurus Plantani*, ein wenig bekanntes Eichhörnchen, beschrieben von S. F. Ljungh. Pennants Beschreibung ist davon zu kurz und unzureichend. Hier sind folgende Charaktere angegeben: *Sciurus Plantani*: *supra griseus, subtus albus, stria utrinque laterali flavicante, cauda longitudine corporis nigro-annulata pedibus tetractylis*. Das Thier war auf Java gefunden, hält sich besonders auf den Cocosbäumen auf, und wird von den Holländer *Suri Katje* genannt; es ist hier in natürlicher Gröfse abgebildet beygefügt.

Zweytes Quartal. I. Fortgesetzter Bericht von der Fortpflanzung der von der Paarung eines Rehes mit einem Schafbock gefallenen Zucht, und von den bey diesen Thieren beobachteten Veränderungen, von C. N. Hellenius. Er dient zur Widerlegung der Meynung, daß sich dergleichen Thiere die von gemischter Art abstammen, nicht fortpflanzen können; man sieht aber auch daraus, daß sie in der Folge mehrerer Zeugungen nicht eine eigene besondere Art ausmachen, sondern nach und nach immer mehr und mehr zu der Art des Männchens oder Weibchens, wovon sie zuerst abstammen, zurückkehren, so wie hier der Fall war, daß sie immer dem Schafbock ähnlicher wurden. II. Beschreibung einiger neuen

Schwedischen Insekten und Berichtigungen der Beschreibung einiger vorher gekannten, von Gust. Paykull, Drittes St. Hier: *Anthicus Antherinus*, var. γ , *niger elytris rufis fascia media lata nigra, antennis pedibusque rufis*. *Cassida Vibex*, ovata, virens, elytris convexioribus, distincte punctata striatis sutura brunnea, pedibus pallidis femoribus nigris mit var. β u. γ . *Cassida Vividis*; suborbiculato-ovata, supra viridis, thorace brevi, elytris punctato-substriatis, macula subscutellari rubescente, mit var. β . *Cistela Maura*; supra nigra, subtus picea, elytris substriato-punctatis antennarum basi pedibusque rufis. Und *Cuculus bimaculatus*, antennis moniliformibus, testaceo rufescens, fronte depressa, thorace subquadrato mutico, elytris macula media fusca. III. Beschreibung des electrischen Finnaals, *Gymnotus Electricus* Linn. von S. Fahlberg. Er ward von Suriname an den Vf. auf der Insel St. Barthelemy gefandt. Dieser Fisch ist von Bajon, Ingram, Schilling, van der Lott, Magellan, Condamine, Gravefand, Gronov, Fermin, Bancroft, Garden, Boyant, Walsh, Flagg, Williamfon, Bloch u. a. m. beschrieben. Aber alle, aufser Hunter, haben dessen Anatomie vernachlässiget, die uns doch allein den Weg bahnen kann, den Mechanismus der Electricität thierischer Körper näher kennen zu lernen, welche ein Abilgaard, Cotunin, Valli, Fowler, Robertson, Galvani u. a. m. bey mehreren Thieren wahrgenommen haben. Niemand hat so genau die Zergliederung dieses Fisches angestellt, und dessen innere Theile beschrieben, als der Vf. dieses Aufsatzes. Dies ist besonders in Hinsicht der Eingeweide und vorzüglich der Nerven geschehen. Der Vf. erhielt diesen Fisch über 14 Monate lebendig. Zuletzt nahm dessen Eflust und electrische Kraft immer ab, und letztere hörte mit seinem Leben ganz auf, auch zeigte sich nicht die geringste Spur davon bey der unternommenen Zergliederung desselben, welches den Galvanischen Versuchen entgegen zu seyn scheint, vernuthlich hier aber daher rührte, daß der Fisch nicht mit vollen Kräften starb, sondern dessen Nerven schon vorher alle Reizbarkeit und mechanische Wirkungskraft verloren hatten. Als der Fisch lebte, war seine electrische Kraft im Wasser dem 10 bis 15 Grad, aufser dem Wasser aber dem 20 bis 25 Grad der Ladung einer Leidner Flasche gleich. Kein Thier und kein Fisch hat im Verhältniß seiner Gröfse, größere Nerven als dieser, und die Lage und Vereinigung derselben tragen das meiste zu dessen electrischer Kraft bey. Sie sind hier ausführlich beschrieben, und der Fisch selbst, so wie einzelne seiner innern Theile, sind in Kupfer gestochen abgebildet. Es gehören doch auch mehrere Versuche und ein größerer Zugang zu dergleichen Fischen dazu, um die Frage zu entwickeln: wie eine der atmosphärischen so ähnliche Electricität in einer so wirksamen Menge in einem Thier angehäuft werden kann, das selbst

selbst Conductor ist, und wie solche durch eine Flüssigkeit von fast gleicher Natur kann mitgetheilt werden, da doch sonst die Feuchtigkeit in der Atmosphäre ihre Kraft hindert; und was noch wunderbarer ist, daß die electriche Ableitung derselben eben so gut geschehen kann, wenn Personen, oder andere ableitende Materien den Fisch selbst berühren, oder nur das Wasser, welches seinen Körper umgiebt. IV. *Neue und weniger bekannte Flechtenarten*, beschrieben von E. Acharius, VII. Fortsetzung. Zwar hat Hoffmann in seinem botanischen Taschenbuch einige derselben, aber nicht so vollständig, wie hier geschehen, beschrieben, auch sind die hier beschriebenen, mit ihren vergrößerten Befruchtungstheilen hier genau in Kupfer getochen. Es sind folgende sechs. 1) *Lichen limosus; gelatinosus imbricatus irregularis, foliolis adpressis minutis graniformibus crenulatisque, scutellis subimmersis rufo-fulvis.* 2) *Lichen myriococcus; gelatinosus imbricatus, foliolis confertissimis crispo granulatis, scutellis aggregatis subglobosis minutis concoloribus.* 3) *Lichen melaeenus; gelatinosus imbricatus orbicularis, foliolis confertissimis crispis undulatis incisus lacero-crenulatis, scutellis planis submarginalibus concoloribus, margine granulato.* 4) *Lichen Scotinus; gelatinosus imbricatus suborbicularis, foliolis minutis confertis erectiusculis plicatis gyrosis lobatis crenulatis, scutellis lateralibus concoloribus margine integerrimo.* 5) *Lichen rivularis; gelatinosus membranaceus glauco-cinereascentis, foliolis oblongis obtusis subrepandis integris laxis flexuosis, scutellis pallide rubris.* Und 6) *Lichen furvus; gelatinosus membranaceus fusco-virens foliis difformibus obtusis, lobatis undulatis subintegrus rugosis plicatis granulosis scutellis nigro-fuscis.* Jeder Art ist die Synonymie, der Ort, eine genaue Beschreibung ihrer Theile und Substanz, nebst einigen botanischen Bemerkungen beygefügt. Eine Erklärung ihrer Figuren macht den Schluß.

Duisburg a. Rhein, im Verl. d. Helwingschen Universitätsbuchh.: J. L. Ewalds kleine vermischte Schriften. Erstes Bändchen. 1800. II 7 S. 8. (10 gr.)

Diese kleine Sammlung enthält folgende Aufsätze: 1) *Ideen über bessere Bildung christlicher Prediger.* Officielle Vorschläge aus Acten. Gute, und größtentheils leicht ausführbare Ideen, welchen wir alle Beherzigung wünschen. Einige, daß z. B. die Candidaten in Gegenwart der Examinatoren katechisiren müssen, daß Candidaten, wenn sie nach einigen Jahren befördert, oder Prediger, wenn sie versetzt werden, ein sogenanntes Colloquium mit den Examinatoren zu halten haben, sind in dem Vaterlande des Rec. wirklich schon seit mehreren Jahren ausgeführt worden. Was hingegen den S. II fg. gethanen Vorschlag betrifft, einen Professor der Theologie zum Aufsicher über die studierenden Jünglinge zu wählen, und diesen von Zeit zu Zeit mit dem General-superintendenten über sie correspondiren zu lassen:

so würde ihn Rec. nur dann unbedingt annehmen, wenn sich eines Theils bey den Professoren nie etwas Menschliches einmischte, und wenn er andern Theils den herrschenden Studentengeist nicht kennte, der einen aufrichtigen Referenten unter den Professoren auf mancherley Art übel lohnen würde. Dem Rec. sind mehrere Beyspiele bekannt, wo nur einige aufrichtige Aeusserungen eines akademischen Lehrers gegen die Aeltern des studierenden Jünglings die Quelle der mannichfaltigsten Neckereyen und Beleidigungen des ersten wurden. Und wie sollten dergleichen Aeusserungen ganz verschwiegen bleiben? (S. 3. Z. 2. muß leben, statt lebt gelesen werden). 2) *Der Arzt und die Kranken.* Eine Parabel. Diese Parabel zeichnet sich weder durch vorzügliche Erfindung, noch durch ihre Einkleidung aus. 3) *Die Schule, eine literarische Familie* (eine Rede); bey Einführung eines Schullehrers. Diese kurze Rede bringt den Gymnasialten einige beherzigungswerthe Ideen ins Andenken zurück. 4) *Die griechische Weisheit, ein Symbol.* Einführungsrede. Nachdem der Vf. die einzelnen Attribute der Pallas gedeutet hat, macht er die Anwendung auf den einzuführenden neuen Lehrer der dritten Classe. Einige Züge der kalten jungfräulichen Göttin, die noch einer Deutung fähig gewesen wären, hat jedoch der Vf. mit Still-schweigen übergangen. 5) *Freyheit und Frechheit.* Aus einer Rede an Jünglinge. Richtige, wiewohl bekannte Gedanken! Das angehängte Gedicht läßt in Absicht auf das Silbenmaafs noch sehr vieles zu wünschen übrig. Wer wird z. B. in folgenden Zeilen einen Pentameter ahnden?

Der dich zur götlichen Freyheit, freylich nach Anstrengung führt;

und wie hart ist folgender Hexameter skandirt:

Nie wird das Mädchen voll Unschuld ihr Herz dem Thiermenfchen geben!

Eben so wenig ist folgendes ein Pentameter:

Wär' er nicht deines Schweifes, Jüngling, der Anstrengung werth?

Daß aber der Vf. den Hexameter mit dem Pentameter abwechseln lassen wollte, sieht man aus der ganzen Anlage des Gedichs, worin mehrere wirkliche Hexameter mit Pentametern richtig abwechseln. 6) *Ueber den Enthusiasmus.* Eine Rede. Wenige, aber treffende Worte, die Rec. mit vielem Vergnügen gelesen hat! 7) *Ideal einer Schule;* Abschiedsrede eines Scholarchen. Auch diese Rede hinterläßt ein wohlthuendes Gefühl in dem Herzen des Lesers. 8) *Wünsche.* Drey kleine Gedichte, wovon wir zur Probe, folgende Strophe hieher setzen, weil sie den übrigen an Gehalt ziemlich ähnlich ist:

Blüten seyen eure Erdenfreuden
Eine Paradiesesfrucht, in jener Welt;
Regenschauer euer Erdenleiden,
Reicher fruchtend jedes Land, auf das er fällt.

Der

Der Corrector dieser Schrift hätte aufmerkfamer seyn sollen. Auch wird der Vf. bey einer nochmaligen Ansicht derselben Ausdrücke, wie folgende: an Neuigkeiten *kauen*, keinem befremden, *woler* st. besser, auf *mein* Vorurtheil ertappen, der Mensch ist *kein* Mensch *nicht* mehr u. s. w. selbst nicht mehr billigen.

ALTENBURG, b. Peterfen: *Ueber die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der altenburgischen Bauern, von Karl Friederich Kronbiegel. Mit 12 ausgemalten Kupfern. 1801. 157 S. 8. (2 Rthlr.)*

Nach der Vorrede zu urtheilen, soll diese Schrift nicht nur den Leser mit den Eigenheiten der altenburgischen Bauern, welche in Absicht auf Kleidertracht, Sitten und Gebräuche so auffallend sind, bekannt machen, sondern sie soll auch denjenigen, die ehemals wegen Handelsgeschäfte in dieses Ländchen gekommen sind, oder die auch der Krieg und andere Verhältnisse dahin geführt haben, die daselbst froh verlebten Stunden ins Andenken wieder zurückbringen. Beide Absichten sind gut, und die Erreichung derselben scheint dem Vf. auch so ziemlich gelungen zu seyn; nur wäre zu wünschen, daß er, weil er nicht selbst Gelehrter ist, sein Manuscript einem Sprachverständigen zur Durchsicht gegeben hätte, um die vielen Mängel der Schreibart, und die fast auf allen Seiten des Buchs vorkommenden Sprachfehler verbessern zu lassen. So steht z. B. S. 3. die Tochter hofft dem kommenden Freyer entgegen, statt hofft auf den kommenden Freyer. — S. 9. ganze Schaaren, statt Schaarenweise. — S. 17. begonnte, statt begann. — S. 121. die sich auf dieses Geschäft befeilsigt, statt die sich dieses Geschäfts befeilsigt. — S. 145. *lucri*, statt *luxus*. — Die vielen kleinen Unrichtigkeiten, statt dem, den; ihrem, ihren; für, vor, u. s. w. nicht gerechnet. Auch kommen bisweilen Stellen vor, z. B. S. 4. aus welchen Unbestimmtheit und falsche Wahl des Ausdrucks hervorleuchtet, noch mehr aber solche, wo der Periodenbau und die Interpunction ganz fehlerhaft ist. Bey der Darstellung der altenburgischen Sitten und Gebräuche

geht zwar der Vf. sehr ins Detail, auch scheinen seine Nachrichten aus Quellen geflossen zu seyn, die die Wahrheit dessen, was erzählt wird, hinlänglich verbürgen; gleichwohl aber herrscht in seinem Vortrage eine solche Weitschweifigkeit, daß das Vergnügen der Unterhaltung, welches der Vf. seinen Lesern damit zu machen gedenkt, merklich gestört wird. Dahin gehört unter andern die Erzählung, die der Vf. sowohl von der Erziehung der altenburgischen Kinder, als auch von den Heyraths- und Hochzeitgebräuchen derselben geliefert hat. Als Beyspiel der Schreibart und des Vortrags heben wir folgende Stelle aus: „Sobald (heißt es S. 31.) „der junge Landmann den Drang und Beruf zum Heyrathen „fühlt, sieht er sich unter den Dorfschönen seines „Landes, einen für sich brauchbaren Gegenstand aus, „erkundigt sich nach ihrer Aufführung, Vermögen „und Fähigkeit der Wirthschaft vorzustehen, findet „er nun die ihm behaglichen Requirita beyflammen, „so setzt er sich vor, daselbst anzuklopfen; ist sie „überdies noch schön, um desto besser, sonderlich „wird aber bey den Bauern nicht eben auf Schönheit gesehen, wenn nur Geld da, und die Braut „von guter Familie ist, denn bey den altenburgischen Bauer gilt — Convention und es finden sich „daher wenig Mesalliancen unter ihnen. Denkt nun „der junge Mensch an den sich ausgesuchten Orte „sein Glück zu machen, so wird jemand hingeschickt, „welches gemeinlich der Hochzeitbitter(?) oder ein „der Sache kundiger Mann ist, dieser muß horchen „wie es steht,“ etc. Wie unrichtig bisweilen die Begriffe des Vf. sind, beweiset seine Definition von der Ehe, welche nichts anders sey, als eine Verbindung einer Person mit einer Person andern Geschlechts. — Was die, diesem Buche beygefügte Kupfer betrifft: so geben sie zwar von der Kleidertracht, deren sich die Altenburger männlichen und weiblichen Geschlechts bedienen, einen anschauenden Begriff; von einem Maler aber, der der Vf. der Unterschrift in der Vorrede zu Folge, doch seyn will, hätte man, in Absicht auf Illumination, mehr erwartet. Darauf ist noch weit weniger Aufmerksamkeit verwendet worden, als auf die Schrift selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Jena, in d. akad. Buchh.: *Aufruf eines praktischen Forstmannes an seine Cammeraden und deren Befehlshaber. Erster, zweyter und dritter Abschnitt. Mit Anmerkungen des Herausg., in Betreff des jüngst im Publico erschienenen Handbuchs der grundsätzlichen Forstwissenschaft im Staate mit Hinsicht auf Landökonomie und Wildbalm. 1801. 36 S. 4. (8 gr.)* Dies ist eine Recension, oder vielmehr eine raisonnirende Inhaltsanzeige des erwähnten Handbuchs. Es ist auch unser Wunsch, daß die in jenem Buche aufgestellten Grundsätze von Kammern und Vorstehern des Forstwesens bald allgemeiner in Ausführung gebracht werden mögen.

Uebrigens sind wir der Meynung, daß die Kammeraden des Vfs., so wie sie gewöhnlich sind, und bis jetzt fast noch nicht anders seyn können, diesen seinen Aufruf so wenig verstehen werden, wie das Buch selbst, über welches ausgerufen wird; denn die Vorkenntnisse, die dazu erfordert werden, haben nur sehr wenige, und beide zeigen einerley Gabe des Vortrags, nur die nicht der Popularität und Deutlichkeit. Man erfährt auch hier wieder, daß das Forstpublicum vor der Herausgabe jenes Werks eigentlich noch gar nicht gewußt habe, wie man einen Wald ordentlich bewirthschaften müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CELLE, b. Schulze d. j.: *Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit. Ein Beytrag zur Pastoral, (?) Homiletik, Katechetik, Pädagogik und natürlichen Theologie*, von D. Friedr. Christoph Gräffe. 1801. 446 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. versichert, auf sein Werk allen möglichen Fleiß gewendet zu haben; und es ist nicht zu verkennen, es trägt Spuren der Anstrengung an sich, die es ihm gekostet hat. Hr. G. verweist bey dieser Untersuchung (S. 7) auf sein 1798 herausgegebenes Buch über das mechanische Gesetz der Stetigkeit, in welchem er erwiesen zu haben glaubt, „dass an keinem Körper der Zustand der Ruhe oder der Bewegung, und an dieser der Geschwindigkeit oder Richtung durch den Stoß in einem Augenblicke verändert, sondern nur in einer gewissen Zeit durch eine unendliche Reihe von Zwischenzuständen.“ Rec. hat jenes Buch nicht gelesen, glaubt auch, um das gegenwärtige zu beurtheilen, es nicht nöthig zu haben. Durch das mechanische Gesetz der Stetigkeit hofft der Vf. in der Psychologie vieles aufzuhellen. „Wir haben (S. 8) wenigstens eine Analogie, durch deren Hülfe ein kläreres Licht angezündet wird.“ Das ganze Werk zerfällt in drey Hauptabschnitte. Im ersten wird gezeigt, dass die Gesetze der *Stetigkeit*, der *Trägheit*, der *Acceleration*, der *Retardation* und *Sollicitation* eben sowohl in der moralischen Welt statt finden, als in dem Mechanismus der Natur. Im zweyten wird hiervon die Anwendung auf Pastoral-klugheit, Homiletik, Pädagogik u. s. w. gemacht. Der dritte ist eine Art von Zugabe, in der einige metaphysische Aufgaben untersucht werden, und der, unbeschadet des Ganzen, hier wegbleiben konnte.

Durch Induction zeigt der Vf. im ersten Abschnitte, dass man das Gesetz der *Stetigkeit* in allen Naturprodukten wahrnehme. Er erläutert dasselbe aus den Begebenheiten ganzer Länder und Staaten, von denen er behauptet, dass es ein Maximum ihrer Macht und Cultur gebe, von dem sie, so bald es in unmerklichen Uebergängen erreicht worden, allmählig wieder zurückweichen. In diesem Raisonement hat Hr. G. nicht bestimmt genug angegeben, was man sich eigentlich unter jenem höchsten Gipfel der Größe zu denken habe. Dass ein absolutes Maximum seyn müsse, welches schon je erreicht worden sey, und über welches die menschliche Strebbarkeit

A. L. Z. 1802. Erster Band.

nicht hinausgehen könne, scheint unerweislich zu seyn; man müßte denn, zumal in sittlicher Rücksicht, die Perfectibilität des Menschengeschlechts durchaus verwerfen. Und scheinen nicht z. B. die *Sineser*, nach den Nachrichten, die wir von ihnen haben, seit mehr als einem Jahrtausende auf einem und demselben Punkte der Cultur stehen geblieben zu seyn? Man kann also wohl nicht Wachstum und Abnahme der Staaten auf gleiche Art, nach dem Gesetze der Stetigkeit messen, wie z. B. das allmählige Emporwachsen und Abnehmen eines Eichbaums. Hr. G. geht weiter und findet das nämliche Gesetz in den einzelnen Menschen, zu welchem Behuf er auf mehreren Blättern die Geschichte des Königs *David* durchgeht, worin Rec. nichts interessantes in psychologischer Rücksicht, wohl aber manche *Allotria* gefunden hat. Bis S. 44 ist eigentlich nicht mehr erwiesen worden, als dass allenthalben, in der Natur sowohl, als im Geisterreiche, eine Causalverbindung herrsche, die durch unendlich kleine Gradationen, ohne irgendwo einen Sprung zu thun, fortwirke. Allein, wie kann Hr. G., als ein eifriger Anhänger *Kants*, dieses behaupten, da, nach jenem Weltweisen, die *Freyheit* eine Causalität ist, die durch sich selbst eine Reihe von Begebenheiten anfängt, ohne, dass das erste Glied derselben notwendige Wirkung eines vorhergegangenen Zustandes ist? Er kommt §. 7 auf diesen Einwurf; geht aber ganz leicht darüber hin. Das alte abgedroschene Geschichtchen von einem Raben (S. 97—100) der aus einem Zimmer einem Ring verschleppt hatte, worüber unschuldige Domestiken beynahe als Diebe verurtheilt wurden, konnte wegbleiben; denn das daraus gezogene Resultat: über nichts eher zu entscheiden, als bis alle Umstände untersucht worden sind, bedurfte keiner so seltsamen, weit ausgehalten, Erörterung. Folgende drey Sätze sind es, die Hr. G. aus dem Gesetze der *Stetigkeit* ableitet: a) Es giebt im Moralischen eben sowohl eine Stetigkeit als im Physischen. (Dies im Allgemeinen zugegeben: so bleibt doch unerweislich, dass sie hier eben so, wie im Physischen wirke.) b) *Alle Operationen der Seele geschehen nach diesem Gesetze.* (A priori ist hierzu der Beweis nicht zu führen, und die Erfahrung läßt uns darüber im Dunkeln.) c) So allgemein das physische Gesetz der Stetigkeit ist; eben so allgemein *muß* (?) man die Oberherrschaft, welche dieses Gesetz über die Seele ausübt, anerkennen. (Dies scheint unvereinbarlich mit der *Freyheit* zu seyn; und die Moralphilosophie kann bey diesem dreisten Postulate, auf das gelindeste geurtheilt, nichts

D d d d d

gewinnen.) Rec. kann nicht begreifen, weshalb Hr. G. mit Hülfe des pythagorischen Lehrsatzes, den er S. 93 gleichsam als wenn er ein Compendium der Geometrie schriebe, demonstirt hat, zu beweisen sucht, daß die menschliche Seele bey dem Denken keinen Sprung mache? Aus seinem ganzen Rationement folgt nichts weiter, als daß man in einem Syllogismus den Gehalt der major und minor erst prüfen müsse, ehe man die Conclusion macht; zu was also den Magister Matheos in Unkosten gesetzt, um eine so triviale Regel zu beweisen, und beyher, S. 96 über die Hetakombe geplaudert, die Pythagoras nach dieser Erfindung soll geopfert haben? S. 101 ff. wird das Gesetz der *Trägheit* erklärt, und durch eine *vis insita* sich in seinem Zustande, es sey in der Ruhe oder in der Bewegung zu erhalten, bestimmt. So gelehrt das darüber Gesagte scheinen möchte: so hat doch der Vf. in der psychologischen Anwendung desselben, nichts weiter klar gemacht, als daß die Seele, ohne innere oder äußere Veranlassung, nicht wirken könne. Dies folgt, sollte man denken, schon aus der Causalverbindung, ohne das Gesetz der *Trägheit* dabey zu Hülfe nehmen zu müssen. S. 147 kommt der Vf. auf die *Acceleration*. Er berechnet hier die zunehmende Geschwindigkeit der herabfallenden Körper, und trägt durch eine wahre *μεταβασις εις άλλο γενος* dieses Gesetz auf Begierden und Leidenschaften der Seele über. Er berechnet S. 154 ganz dreist, daß eine Leidenschaft sich millionemal vermehre. Der sonderbarste Einfall, da hier nichts berechnet werden kann! Denn welcher Sterbliche hat wohl je beobachtet, kann es beobachten, daß die Acceleration einer Leidenschaft gerade der eines fallenden Körpers gleich sey? Alles was aus seiner Declamation als wahr hervorgeht, ist der triviale Satz: Leidenschaften werden mit der Zeit immer stärker. Aus der Acceleration leitet er S. 155 die Möglichkeit eines ewigen Elends in jener Welt her, weil die Lasterhaften, nach diesem Gesetze, immerfort sündigen und im Bösen schnellere Fortschritte machen. Dem steht aber auch hier die Freyheit der menschlichen Seele entgegen, die sie nothwendig auch in einem andern Zustande des Daseyns behalten wird. Und zu was seinen Scharf sinn aufbieten, eine so tröstlose Vorstellung zu demonstrieren? Doch nein, der Vf. erscheint hierin nichts weniger als scharfsinnig; er versucht nur auf eine seltsame Weise, es zu scheinen. S. 181 ff. erläutert der Vf. die Parabel von den Arbeitern im Weinberge. Die anscheinende Unbilligkeit, daß die Letztern gleichen Lohn mit den Erstem empfangen, wird, ohne an jene alte Regel aller guten Ausleger zu denken: *in parabolis N. T. non omnia ad vivum esse reseranda*, dadurch gehoben, daß die letztern in einer Stunde eben so viel gearbeitet hätten, als jene den ganzen Tag über. Allein, wo ist im N. T. die mindeste Spur, daß die Erstem so frohnermässig gefaullenzt hätten? Was von der Acceleration der Tugend gesagt wird, ist ein Gemisch von Zahlenberechnung und leichtem Geschwätz. Die

Worte Christi „Nehmet auf euch mein Joch u. s. w.“ werden S. 200 dem Context sowohl, als dem Geiste des Redenden zuwider, aus der Acceleration auf eine Art erklärt, die der Leser selbst nachsehen mag. Gott bewahre uns doch vor solchen Exegeten! Von dem, was über *Retardation* und *Sollicitation* gesagt worden, will Rec. nichts referiren. Der Vf. bleibt sich in seinen seltsamen Spielereyen auch hier gleich.

Nach dieser mühsamen Vorbereitung sollte man Wunder! glauben, was für ein helles Licht im zweyten Abschnitte über Pastoralwissenschaft, Homiletik, Pädagogik u. s. w. verbreitet seyn würde. Nichts, als die gemeinsten, mit unter recht triviale Dinge! Denn wenn z. B. §. 21 aus jenen mechanischen Gesetzen keine andern Resultate für den Prediger hervorgehen, als, daß er sich das Zutrauen der Gemeinde erwerben, den Armen mit Rath und That beystehen, durch einen schlechten Lebenswandel, das, was er aufbaut, nicht wieder einreißen, und überhaupt bey seiner Amtsführung bedächtigt zu Werke gehen, und nichts präcipitiren solle; so kann man nicht umhin, an jenen Helden zu denken, der nach allen Regeln der Constablerkunst, einen Zwölfpfünder lud, und einen Sperling damit todtschoß. Um den Punkt der Behutsamkeit wichtig zu machen, wird S. 237 ff. ein Geschichtchen von einem Prediger erzählt, der zu rasch das Glöckchen im Klingelbeutel abschaffen wollte, und darüber Verdruss bey der Gemeinde sich zuzog. War es wohl nöthig, um solche alltägliche Regeln, wozu nur etwas gefunder Menschenverstand gehört, aufzustellen, erst jene mechanischen Gesetze weitläufig zu erklären? Da sie alle fünf einzeln auf Homiletik, Pädagogik u. s. f. angewendet werden: so ist eine unerträgliche Weiterschweifigkeit daraus entstanden. Auch die Beyspiele, die Hr. G. aus seiner eignen Amtsführung, mit vieler Redseligkeit mittheilt, enthalten nichts, was ein Prediger, der nicht ganz nach dem Schlandrian und ohne alien Beobachtungsgestalt sein Amt verwaltet, nicht längst wissen könnte. Sonderbar ist S. 289 die Anwendung der *Stetigkeit* auf die Homiletik. „Damit die *Stetigkeit* überall herrsche: so müssen alle gewählten Ausdrücke sowohl zu der Sache, die abgehandelt wird, als auch zu den Personen, mit zu welchen geredet wird, in der rechten Angemessenheit stehen. (Deutscher: *den Sachen — angemessen seyn.*) Der Ausdruck muß sich offenbar nach der Beschaffenheit des Gegenstandes richten. Von niedrigen Dingen des gemeinen Lebens darf man nicht so reden, als von den höhern Angelegenheiten des menschlichen Geistes. Das Erhabne will anders behandelt seyn u. s. w.“ Wahr, und selbst Primaneru bekannt! Aber wie gehört das zur *Stetigkeit*? Cicero nennt dieses sehr richtig das *το σπ.*, und sagt, z. B. im Orator, interessantere Dinge darüber, als hier Hr. G. aus seiner *Stetigkeit* herauspreßen will. S. 291 „Die Nothwendigkeit, dem Gesetze der *Stetigkeit* zu huldigen, zeigt sich noch deutlicher, wenn man auf die ganze Art der Behandlung hinseht, welche eine Predigt

digst erst recht zweckmässig machen kann. In der ganzen Rede muß ein stetiger Zusammenhang herrschen. Nichts stehe isolirt, und außer Verbindung mit dem Ganzen dar. Ein Theil, ein Satz, führe den andern herbey u. s. w.“ Wufste Hr. G. nichts trivialeres? *Horax* hat dieses längst schon das *simplex et unum* genannt, und sich die Sache sehr richtig gedacht, ohne dafs er dem Gesetze der Stetigkeit *geheldigt* haben mochte. Wer die Hokus Pokus, die mit der *Trägheitskraft* in Beziehung auf eine Predigt versucht werden, kennen lernen will, der lese S. 292 ff. und er wird die unnütze Mühe bedauern, die sich Hr. G. damit gegeben hat. — Der dritte Abschnitt enthält einige wissenschaftliche Forderungen, in Beziehung auf die letzten Gründe der menschlichen Erkenntnis. Hier wird unter andern gezeigt, dafs die Zeit eine inhärende Form der Sinnlichkeit sey (ganz nach *Kant*) und gefolgert, dafs die Ewigkeit für uns eine Succession seyn müsse. Rec. sollte meynen, dafs niemand, er möge die Zeit halten für was er wolle, daran zweifeln könne, ob für endliche Geschöpfe ein künftiger Zustand des Daseyns etwas anders als eine Succession in der Zeit seyn könne. Auf die Polemik gegen den *Fichte'schen* Idealismus will Rec. sich nicht einlassen. Hr. G. ertheilt der Kantischen Philosophie grofse Lobsprüche, dafs sie so viel gründliche Schriften hervorgebracht habe. Ein schätzbarer Theil des Publikums wird ihm hierin Recht geben, aber auch gestehen müssen, dafs sie, wofür freylich *Kant* nicht verantwortlich seyn kann, Schriftsteller in Thätigkeit gesetzt hat, die, um Dunkelheiten in Wissenschaften zu zerstreuen, wie weiland Schilda's Bürger zu Werke gingen, die in ihren Schubfäcken Licht in das fensterlose Rathhaus trugen; Schriftsteller, die Sätze verwirrten, mit welchen man schon vor vierzig Jahren auf das Reine gekommen war. Sie hat Schriften veranlafst, die einen gewissen Tiefinn zur Schau tragen, aber, nach Absonderung einer schwerfälligen Schulsprache und einer Menge unnützer, weit ausgedehnter, Spitzfindigkeiten, ganz gemeine und abgestandene Gedanken enthalten, die in einer Menge, blofs vom gefunden Menschenverstande eingegebener Schriften, weit besser enthalten sind. Diesem eben beurtheilten Werke kann Rec., seiner besten Ueberzeugung nach, keinen andern Platz anweisen. Er bedauert, dafs Hr. G., dem es am Kenntnissen nicht mangelt, seine Muse auf eine so unfruchtbare Weise verschwendet hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Die Evangelien zu synthetischen Homilien skizzirt* (Skizzen zu synthetischen Homilien über die Evangelien) von *Johann Jakob Friedrich Vogelgesang*, Hochfürstl. Oetting-Oettingischen und Oetting-Wallerst. Kirchenrath und Pfarrer zu Trochtelmingen. 1801. 284 S. 8. (16 gr.)

Der Beyall, den des Vf. Predigtentwürfe über die Leidensgeschichte Jesu, und über die Perikopen

wirklich in den meisten kritischen Blättern erhalten haben, hat ihn zu dieser Arbeit veranlafst. Wie er sie ausgeführt hat, kann sie einem guten Kopfe, der einige Fertigkeit erlangt hat, den Hauptgedanken eines historischen oder lehrenden Abschnitts der Evangelien aufzufassen, oder irgend einem fruchtbaren Gesichtspunct, aus welchem eine Begebenheit beurtheilt werden kann, zu finden, keine grofse Mühe gemacht haben. Gabe der Erfindung, einen gewissen praktischen Sinn und die Geschicklichkeit, heterogene Theile zu einen erträglichen, ja wohl gefälligen und nützlichen Ganzen zu ordnen, gestehen wir dem Hn. Vf. gerne zu; wir wünschen aber wohl, dafs er mit weniger Flüchtigkeit verfahren wäre, um dadurch die Unbestimmtheit vieler Begriffe, das unrichtige Ableiten mancher Hauptsätze oder Unterabtheilungen, und manches Selbstame, was sich für die Kanzel gar nicht eignet, zu vermeiden. Wie wir denn auch wünschten, dafs sich der Vf. deutlicher möchte gedacht haben, für wen er eigentlich arbeiten wollte. Gute Köpfe brauchen in der That diese Vorarbeit nicht, und mittelmässige und schlechte können diesen todten und nackten Gerippen zu Homilien weder Leben und Kraft noch Gewand und Auszierung geben. Wir wollen zur Bezeichnung der Methode des Vf. erst ein paar der vorzüglichern Skizzen dieser Sammlung hersetzen: Ueber Joh. 18, 12 — 27. *Ueber einige der trauwignsten Lagen, worin gute Menschen gerathen können.* a) Wenn sie bey aller ihrer Unschuld schon verdammt sind, noch ehe sie gehört werden, V. 12—14. b) Wenn sie in der besten Meynung andern zu dienen, ihr Unglück veranlassen, V. 15. 16. c) Wenn irrige Vorstellungen von der Gröfse der Gefahr ihrer Tugend schädlich werden, V. 17. d) Wenn sie in Gesellschaften, in die sie nicht Muthwille, sondern Noth getrieben hat, ehe sie sich versehen, so weit gebracht werden, dafs sie ihr Gewissen verletzen, V. 18. 25—27. e) Wenn sie bey der bescheidensten und unwiderleglichsten Vertheidigung ihrer Unschuld mifshandelt werden, und die, die sich von Rechts wegen ihrer annehmen sollten, es nicht thun, V. 20—24. — Ueber Joh. 2, 1—11. *Wodurch zeichnen sich gute Menschen im gesellschaftlichen Leben aus?* a) Durch herzliche Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer V. 1—3. b) Durch Nachdenken, Berathen und Ueberlegen, wie sie jene fördern, und diese mindern können, V. 4. 5. c) Durch weise Benutzung der Umstände und Personen um sich her, um zu ihrem Zweck zu gelangen V. 6—8. d) Durch Lob und Achtung derer, die sich für das gesellschaftliche Beste auf weise Art verwenden, V. 9. 10. Durch Versuch ihrer Kräfte, für ihre Mitmenschen alles zu thun, was möglich ist, hätten sie auch vorher diese Kräfte noch nicht gekannt und angewendet, V. 11. — Nun einige Beweise von der Flüchtigkeit des Vf. Ueber Matth. 2, 1—12 stellt er folgenden Hauptsatz auf: *Ueber die ebne Bahn der Tugend und die krummen Wege böser Politik.* Hier ist erstlich die ebne Bahn dem krummen Wege fälschlich entgegen-

gengesetzt, denn auch das ebne kann krumm seyn; es sollte von dem geraden Wege der Tugend die Rede seyn. Sodann, warum nicht statt: böser Politik, lieber deutsch, arglistiger Klugheit. Der erste Theil sollte den geraden Weg der Tugend beschreiben, und die Merkmale angeben, woran man einen Menschen, der darauf wandelt, erkennet, wie es der zweyte in Ansehung der bösen Politik thut; statt dessen heist es im 1sten Th. blofs: Wer jene wandelt, ist verehrungswerth. Bey Matth. 1, 13—19. *Ueber rechtes Benehmen gegen Freunde, die wir vorzüglich schätzen*, sollte es zu V. 17. 18. nicht heißen: unfern eigentlichen Charakter wollen wir gegen sie nicht maskiren, sondern unsere Absichten — nicht verheimlichen. — Wie sonderbar klingt es für einen Kanzelvortrag, den wir auch niemals allein an schwangere Frauen richten würden, wenn zu Luc. 1, 39. der erste Theil so angegeben ist: Es ist ihnen und ihrer Leibesfrucht sehr heilsam, sich

fleissig Motion zu machen. — Von undeutschen Worten ist Hr. V., wie die beygebrachten Beyspiele zeigen, ein grosser Liebhaber. Wir übergehen andere Flüchtigkeiten, unter andern auch, das Gebieten gewisser Gefühle, um nicht zu weitläufig zu werden. Der Vf. kann mehr leisten.

LEIPZIG, b. Vofs u. C.: *Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten*, von M. Johann Christian Dolz. Mit einer Vorrede von dem Herrn Domherrn D. Rosenmüller. Erste Sammlung. Dritte verbesserte Auflage. 1801. XVI u. 264 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 340.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Göttingen, b. Dietrich: *Joannis Horn Verdenis commentatio de sententiis eorum patrum, quorum auctoritas ante Augustinum plurimum valuit de peccato originali*. 1801. 106 S. 4. (16 gr.) Eine Preisschrift vom J. 1801, der die theologische Facultät zu Göttingen mit Recht den Preis zuerkannt hat, da sie sich durch Kritik, Ordnung, Deutlichkeit, fleissige Arbeit und Sachkenntniß rühmlich auszeichnet. Diefs ist auch nicht zu verwundern, insofern der Vf. ein Schüler von Heyne und Planck zugleich ist. Man konnte also schon im Voraus auf der einen Seite die nöthige Kritik und Sprachkenntniß erwarten, so wie auf der andern Seite die gehörige Einsicht in die Hauptpunkte, worauf es bey dieser historisch-dogmatischen Untersuchung vorzüglich ankam. Hr. H. hat sehr richtig die Methode gewählt, dafs er zuerst die Meynungen der einzelnen Väter bis auf den Augustin zu ergründen sucht, und dabey zugleich eine Vergleichung derselben mit denen des Augustin und Pelagius anstellt; alsdann sie unter sich vergleicht, ihre Harmonie oder Abweichung zeigt, aber immer mit der Rücksicht auf den Augustin und Pelagius, inwiefern sie sich dem einen und dem andern nähern, oder davon entfernen; endlich die Ursachen angiebt, warum sie grade so dachten, und dennoch in einzelnen Punkten wieder von einander abwichen. Darus ergiebt sich nun das Resultat, dafs zwar kein einziger ganz so dachte, wie Pelagius, aber noch weniger ein einziger ganz wie Augustin. Diefes Resultat konnte man zwar schon im Allgemeinen: allein man konnte es noch niemals so genau, und in einzelnen Punkten, als es durch diese gelehrte Untersuchung aus einander gesetzt ist. Man hielt von jeher den leiblichen Tod für Folge der Sünde Adams, wahrscheinlich veranlaßt durch die Worte: welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben! und insofern war man durchgängig anderer Meynung als Pelagius und sein Anhang, die bekanntlich den leiblichen Tod zur Naturnothwendigkeit des Menschen rechneten, wie es besonders Julian deutlich an den Tag legt: allein man glaubte durchgängig eben so wenig, dafs die Schuld der Sünde Adams allen seinen Nachkommen als Strafe zugerechnet wer-

de, und dafs Adam mit seinen Nachkommen durch den Fall die Freyheit des Willens verloren habe, wie es doch Augustin allen Einwendungen der Pelagianer zum Trotz durchaus behauptete. Warum man aber die Freyheit des Willens nicht wohl aufgeben konnte, davon lag der Grund theils in einer gefunden philosophischen Denkart der griechischen Väter, theils in der kirchlichen Tradition, welche nach dem Origines diese Freyheit selbst nach dem Fall schlechterdings behauptete. Ueberhaupt kann man wohl annehmen, dafs ein solches unphilosophisches monströses System, als Augustin von den Folgen des Falls aufstellte, in der griechischen Kirche schwerlich zu Stande gekommen seyn würde, so lange noch ein Funken ächter Philosophie darin glimmte; allein desto eher war diefs in dem glühenden Afrika möglich, wo die Phantasie mit der Vernunft davon lief. Schon bey Tertullian findet man die unphilosophische Idee von einer physischen Fortpflanzung der Sünde, insofern er eine physische Fortpflanzung der Seele (*animatum traducem*) annahm. Wenn nun gleich der seine Athanasius, der fast ganz pelagianisch dachte, eine *prognatio peccati* für Marcionistisch und Manichäisch erklärte, die weder in der Schrift noch in der Kirchenlehre ihren Grund habe: so hielt doch dieses den Augustin nicht ab, sie aufs Neue zu behaupten, und mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Alle einzelnen Ideen und Verschiedenheiten der Väter mußt man in dieser Schrift, die ein gelehrter Theolog nicht wohl entbehren kann, selbst nachlesen, um hinlänglich darüber instruiert zu werden. Ein besondres Interesse wird es noch haben, zu sehen, wie verschieden die Griechen von den Lateinern denken, die hier ganz recht immer getrennt sind, und wie die Stellen, worauf sich Augustin berief, gewöhnlich nichts für ihn beweisen, weil sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, welches bey Vossius und Seiler auch der Fall ist. Hatte der Vf. bey jedem Kirchenvater genauer darauf Rücksicht genommen, worin jeder eigentlich das Ebenbild Gottes, so wie den Verlust oder Nichtverlust desselben setzte; so würde bey dieser Arbeit nichts bedeutendes zu erinnern seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Versuch eines Grundrisses des Württembergischen Polizeyrechts nach seinen verschiedenen Zwecken und Objecten.* Ein Leitfaden zum Unterricht für den Advocaten- und Schreiberstand, und zugleich Repertorium für die Beamten. Von Joh. Gottl. Roller. Erstes Bändchen. 1800. 259 S. Zweytes Bändchen. 1801. 315 S. 8.

Württemberg mangelt es wie überhaupt, so auch in dem Fache der Polizey, an sehr zweckmäßigen Gesetzen ganz und gar nicht; manche andere deutsche Territorien könnten hier nachahmungswerthe Muster, in nicht unbedeutender Zahl finden. Aber nicht auf gleiche Weise verhält es sich mit der Beobachtung und Vollstreckung der bestehenden gesetzlichen Anordnungen. Der Grund hiervon mag hauptsächlich in dem gedoppelten Umstande liegen: einmal, daß keine oberste Behörde im Lande aufgestellt ist, welche alle Zweige der Polizey in höchster Instanz zu leiten hätte; und dann, daß es bisher an einer zweckmäßigen Sammlung der gegebenen Polizeygesetze gänzlich gebrach. — Die allgemeine Landespolizey soll zwar in der Regel durch das Regierungsraths-Collegium verwaltet werden; allein es bestehen nun wieder für so viele einzelne Zweige so viele einzelne Stellen, Deputationen genannt, z. B. die Armen-Anstalten, Brandversicherungs-Commerciens-Schafzuchts-Verbetterungs- und andere Deputationen, daß jene Regel durch die vielen Ausnahmen fast aufgehoben wird. Ja! selbst einzelne polizeyliche Hauptzweige sind wieder unter so viele verschiedenartige Behörden vertheilt, daß Einheit in den Grundätzen und Anstalten, und Beharrlichkeit in der Ausführung unmöglich erreicht werden können. So wird z. B. die Medicinal-Polizey theils durch das Collegium der Leibärzte, theils durch die Sanitäts-Deputation, theils durch die Regierung, theils durch den Kirchenrath gehandhabt. — Wie vorzüglich das letztere Collegium, das seiner Bestimmung nach bloß das Kirchengut zu verwalten hat, zu diesem so höchst heterogenen Geschäftszweig komme, werden Ausländer schwer begreifen können; allein die Erscheinung wird sogleich erklärbar, wenn man weiß, daß die auf das Medicinalwesen zu verwendenden Kosten aus dem Kirchengute bestritten werden. — Was die gegebenen Polizeygesetze selbst betrifft: so ist die gemeine Landesordnung, so wie sie zuerst von Herzog Christoph im A. L. Z. 1802. Erster Band.

J. 1567, und nachher von Herzog Johann Friederich, mit einigen Marginalverbesserungen und 14. *novellis constitutionibus* versehen, 1621 promulgirt wurde, im Grunde noch heute der einzige allgemeine Polizey-Codex in Württemberg, da alle seit dieser Zeit ergangene Polizey-Gesetze in einer beträchtlichen Menge einzelner Ordnungen, Rescripten, Mandaten u. s. w. zerstreut vorliegen. Mit der polizeylichen Gesetzgebung dieses Landes sich bekannt zu machen, war daher bisher eine ungemein schwierige Aufgabe, und viele öffentliche Beamte, in deren Geschäfts-Kreis die Besorgung polizeylicher Gegenstände gehört, legten nicht selten das freymüthige Bekenntniß ab, daß bey weitem nicht alle einzeln ergangene Gesetze ihnen bekannt wären.

Diesem letzteren auffallenden Mangel ist aber nun durch das vorliegende Werk, das von dem ausdauernden Fleiße, der scharfen Urtheilskraft, und dem guten Geschmacke des Vfs. ein ruhmwürdiges Zeugniß giebt, auf eine sehr befriedigende Weise abgeholfen. — In der Vorrede zeichnet Hr. R. Zweck und Plan seiner Schrift selbst sehr richtig dahin: „Meine Absicht war nicht, ein Mehreres mitzuthellen, als das polizeyrechtliche Positive im Herzogthum Württemberg, weshalb man auch vergebens nach Literatur suchen wird. Vielleicht jedoch, daß selbst in dieser Hinsicht mir hin und wieder Eignes entgangen ist; aber wo sind die ergiebigen und wohl geordneten Registraturen, aus denen man alles schöpfen könnte? Ein polizeywissenschaftliches System, dergleichen eine Kritik der vaterländischen Polizeygesetze lag außer meinem Plane; wiewohl ich in letzterer Hinsicht manche Lücke unserer Gesetzgebung, besonders im Felde der medicinischen Polizey, hätte bemerken können. Nur historische Notizen habe ich mir hier und da einzuflechten erlaubt. Auch gieng mein Augenmerk auf das ganze Land, nicht auf die Residenz, in Beziehung auf welche der Punkt der öffentlichen Sicherheit und Reinlichkeit ein eigenes Werk zulassen würde.“ In systematischer Ordnung findet man daher hier, nach den einzelnen Zweigen der Polizey, die ganze polizeyliche Gesetzgebung in Württemberg sehr vollständig zusammen gestellt. In dem ersten Bande wird die Rural-Strassen-Wasser-Gebäude-Feuer-Gassen-Medicinal-Ruhestands-Nothstands-Polizey; in dem zweyten Theile aber die Unglücksverhütungs-Verkehrs-Gewerbs-Commerz-Wucher-Vermögens-Bildungs-Aufklärungs-Sitten-Bevölkerungs-Polizey abgehandelt. In kurzen, bestimmten Sätzen ist jedesmal der Inhalt der dahin einschlagenden Gesetze ohne

E e e e e

Bey-

Beybehaltung der Worte derselben angegeben; aber dagegen wird unter jedem einzelnen Satze genau bemerkt, aus welchem Gesetze solcher genommen worden. So heist es z. B., um nur eine Probe der Behandlungsart zu geben, Th. I. S. 25. §. 42. „*Jährlicher Herbstbericht*. Jeder Ober- und Staatsbeamte, in dessen Amtsbezirk Weinbau getrieben wird, hat alljährlich, bald möglichst nach geendigter Weinlese, den unmittelbaren Herbstbericht an den Herzog zu erstatten. Demselben ist eine Tabelle beyzufügen, welche enthalte: die Ortschaften, die Morgenzahl der Weinberge, den heurigen Ertrag, die Qualität desselben, den Preis unter der Kelter, und die Beschaffenheit des Rebholzes. — Circ. Refcr. 30. Jan. 1769. Gen. Refcr. 2. Jan. 1778. — Geht ein Unglücksfall, z. B. Wetterschlag, Kälte u. s. w. über das Rebwerk, so ist dies, als ein *casus tragicus*, sogleich einzuberichten. In diesen Fällen haben auch verreckende Beamte, deren Beamtung wegen des Zehendrechts u. s. w. ein Interesse dabey hat, noch besondern Bericht an ihr vorgesetztes Collegium zu erstatten. — Gen. Refcr. 24. May 1663. §. 41. — Als Beylagen sind in dem ersten Bande Auszüge aus einigen neueren gesetzlichen Anordnungen, und aus einigen mit benachbarten Reichsständen geschlossenen Verträgen abgedruckt; in dem zweyten Bande aber wird in dem Anhange eine kurze Nachricht über die Polizey - Verfassung der Residenz - Stadt Stuttgart gegeben.

Bey dem Ueberblicke des ganzen Werkes muß es übrigens dem unbefangenen Beobachter sehr auffallen, daß dem sonst so wohl organisirten Württemberg, dem ungleich reichere Hülfquellen, als vielen andern Territorien, zu Gebote stehen, noch immer mehrere, sehr wesentliche polizeyliche Anstalten gänzlich abgehen. So fehlt z. B. ein allgemeines Arbeitshaus für Bettler und Arme; das Zucht- haus zu Ludwigsburg, das seiner ursprünglichen Bestimmung nach, vorzüglich mit ein *Corrections-Ort* für untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft seyn sollte, ist seit geraumer Zeit bloß ein *Strafhaus* für grobe Verbrecher geworden; ein Irren- haus besteht zwar, aber ohne eigenen Fonds, und es hält daher oft überaus schwer, das erforderliche Kostgeld für solche Unglückliche aufzutreiben. — Schulmeister - Seminarien, Hebammen - Institute existiren überall noch nicht, und überhaupt scheint es, daß man bey den Lehranstalten mit den Bedürfnissen der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten hat. — Sollte nicht etwa bey allen diesen Mängeln ein Theil der Schuld auf die Landstände fallen; die vielleicht, wie man davon Beyspiele auch aus andern Territorien hat, zu ängstlich karg in Bewilligung der erforderlichen Beyträge sind, und gerne alle mit Handhabung der allgemeinen Polizey verbundene Lasten, der landesherrlichen Kammer aufbürden wollen?

WIEN: *Praktischer Leitfaaden zur Kenntniß der in Oesterreich unter der Ens für das Unterthamsfach bestehenden Grundgesetze.* Von Ferdinand Edlen

von Hauer, K. K. n. öster. Regierungsconci-
pten. *Erster Band.* 1800. 100 S. 8. *Zweyter Band.*
1800. 468 S. 8.

Dieser, vorzüglich dem Ausländer, etwas unver-
ständliche Titel erhält in der Vorrede zu dem ersten
Bande seine nähere Bestimmung dahin: „Hier wer-
den alle zwischen dem Unterthan und seinen verschiede-
nen Gattungen von Herrschaften bestehende wechselseitige Rechte und Verbindlichkeiten vollständig ent-
wickelt; die aus der gegenwärtigen Verfassung flie-
senden Grundsätze aufgestellt, und zu deren Bestä-
tigung jedesmal diejenigen Gesetze, welche hierbey
zur Richtschnur dienen, ihrem ganzen Inhalte nach
buchstäblich aufgeführt. — Das Verhältniß, in wel-
chem der Unterthan zu seiner Grundherrschaft steht,
gegen welche er die meisten Verbindlichkeiten, ge-
genseitig aber auch den größten Schutz zu erwarten
hat, macht den Gegenstand der beiden ersten Thei-
le aus, und zwar so, daß in dem ersten, nach vorausge-
schickten Hauptbegriffen, von der Roboth, den Wai-
fendiensten, dem Grunddienste, Pfundgelde, Ab-
fahrtsgelde und den Grundbuchsgebühren, in dem
zweyten aber von dem der Grundherrschaft zustehen-
den Rechte der dinglichen und persönlichen Gerichts-
barkeit gehandelt wird. — In dem dritten Theile,
der dieses Werk beschließt, werden die Rechte und
Verbindlichkeiten der übrigen Gattungen von Herr-
schaften, als der Dorf - Zehend - Vogt - Geistlichen-
Lehens - und Bergherrschaft aufgestellt.“ —

Dem angehenden Juristen sowohl, als dem Ge-
schäftsmanne im Oesterreichischen muß dieses Werk
überaus erwünscht seyn; denn wenn gleich solches
weder in Hinsicht auf Darstellung noch Anordnung
den Mustern beygezählt zu werden verdient: so ist
doch schon das Zusammentragen der bestehenden,
so überaus zahlreichen Partikulargesetze über eine
so vielseitige Materie, wie die vorliegende, unter
gewisse Rubriken eben so nützlich, als verdienst-
lich. — Uebrigens ist eine nähere Darlegung des
Inhalts bey einer Schrift der Art, des erforderlichen
großen Raums wegen, nicht möglich, und Rec.
begnügt sich daher mit der allgemeinen Bemerkung,
daß er aus den hier zusammen gestellten Verordnun-
gen mit Vergnügen erfah, daß die Gesetzgeber
Oesterreichs es sich recht ernstlich angelegen seyn
liesen, auf der einen Seite überhaupt das rechtliche
Verhältniß zwischen Grundherrschaft und Gutsbesitzern
möglichst genau festzusetzen, und auf der andern
Seite insbesondere das Schicksal der letzteren mög-
lichst zu erleichtern, und solche vorzüglich gegen je-
de Willkür der ersteren sicher zu stellen. — Nur
einige Belege wollen wir ausheben. Mittelt Patents
vom 1. Sept. 1781., und einigen andern Verord-
nungen wurde festgesetzt: „Unter den der Erkenntniß
der Obrigkeit, oder des sie vorstellenden Beamten
überlassenen Strafen wollen wir a) einen anständigen
und der Gesundheit offenbar unachtheiligen Arrest,
allenfalls bey Wasser und Brod; b) die Schararbeit;
c) die Verschärfung des Arrestes und der Schararbeit
mit Anlegung der Fußseisen; dann d) die Abstraffung
von

von Haus und Hof verstanden haben, und solle bey deren Verhängung auf das hohe und gar niedere Alter, so wie überhaupt auf die Leibesbeschaffenheit des schuldigen Unterthans die billige Rücksicht genommen; auch die schimpflichere und härtere Strafen nur gegen jene Unterthanen angewendet werden, bey welchen die vorausgegangenen gelindern ohne Wirkung geblieben sind; daher in dem Strafprotocolle die vorausgegangene Bestrafungen jedesmal in Kürze beyzurücken sind. Zu dem wollen wir auch ausdrücklich verordnet haben, daß die Verhängung des Arrests und der Strafarbeiten zur Zeit der dringenden Feldarbeiten suspendirt, und nur nach deren Vollbringung diese Strafen exequirt werden sollen. e) Wollte aber eine Obrigkeit ihren Unterthan über acht Tage lang mit Arrest oder Strafarbeit belegen, oder mit der Abstiftung von Haus und Hof bestrafen: so solle selbe für eine derley Bestrafung vorläufig die kreisamtliche Genehmigung einzuholen verbunden seyn. f) Die Abstiftung, als eine sehr harte und äußerste Strafe ist schon niemal leicht zu verhängen, und wird daher den Kreisämtern ernstlich eingebunden, daß solche die Abstiftung der Unterthanen den Dominiën nur aus den allerwichtigsten Ursachen, und auf den letzten und äußersten Fall gestatten sollen. g) Ein Unterthan darf nie im Gelde, oder Geldeswerthe gestraft, ihm daher auch nichts bey gegen ihn verhängtem Arreste an sogenannter Sitzgebühr aufgerechnet werden; und ein Betrag im Gelde kann nur als eine Vergütung, oder ein Schadenserfatz gegen ihn erkannt werden. Selbst in Kaufverträgen darf, weil den Unterthan mit Geld zu strafen überhaupt verboten ist, von der Herrschaft kein Reugeld als Strafe für die Nichthaltung der ausgemachten Bedingnisse festgesetzt werden. h) Auch mit Stocktreichen darf der Unterthan von den obrigkeitlichen Beamten, ohne Vorwissen und Genehmigung des Kreisamtes, nicht gestraft werden. i) Die aus Strafe zur Arbeit verurtheilten Unterthanen dürfen nicht zu grundobrigkeitlichen, sondern nur zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt werden.“ — Eben so sind Dienste, Zinsen, und übrige Abgaben, welche Gutsbesitzer ihren Grundherrn zu leisten, und zu entrichten haben, durch Angabe gewisser äußerster Bestimmungen, genau fest gesetzt, und auf diese Weise an sichere, nie zu überschreitende Gränzen gebunden. Auch wird durch die sehr detaillirte Vorschriften über die Einrichtungsart der Grund- Lager- und Pfandbücher die Sicherheit des Eigenthums in einem hohen Grade aufser Streit gestellt. —

Indessen lassen sich freylich auch gegen viele Einrichtungen sehr einleuchtende Einwendungen erheben. So sind z. B. überhaupt die Taxen überaus hoch angesetzt, und insbesondere fiel es Rec. auf, daß nicht nur die Großjährigkeits- Ertheilung durchaus der gerichtlichen Personalinstanz des Mündels heimgelassen ist, sondern daß auch hierbey eigene Taxen für den Stand, und eigene für die abgehende Zeit entrichtet werden müssen. So ist dann in Hinsicht

auf *unadeliche Personen* folgendes festgesetzt: „Nach dieser Eintheilung hat zu zahlen eine über den Bürgerstand erhabene Person: für den Stand 200 Gulden; für jedes abgängige Jahr 60 Gulden. Ein Bürger, für den Stand 50 Gulden; für jedes abgängige Jahr 20 Gulden. Hiervon sind ausgenommen, die minder conditionirte Personen, derselben Vermögen nicht 2000 Gulden beträgt, welche für diesfällige Dispensation von dem besitzenden ganzen Vermögen im Ganzen zu bezahlen haben, $7\frac{1}{2}$ von 1000 Gulden. Die minder conditionirte sind nur jene, welche sich vermöge ihres Standes unter dem Bürgerstande, folglich noch in einem geringeren Stande, als der Bürgerstand ist, befinden; und diese mindere Personen haben für die erhaltene *Venia aetatis*, wenn sich ihr Vermögen nicht auf 2000 Gulden erstreckt, die Taxe nur mit $7\frac{1}{2}$ von 1000 Gulden von ihrem Vermögen zu zahlen; wenn sie aber ein Vermögen von 2000 Gulden, oder darüber besitzen, die Taxe gleich dem Bürgerstande zu entrichten.“ — Wenn wird es nicht bange bey diesen furchtbar großen Abgaben! —

HANNOVER, b. Haan: *Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von zweyen Rechtsgelehrten, Gebrüder Overbeck. (Neunter Band. 1801. 330 S. 8. (20 gr.)

Nach Rec. Ueberzeugung kommt der vorliegende Band einigen seiner Vorgänger an innerem Werthe bey weitem nicht gleich. — In mehreren Abhandlungen sind die Verfasser von ganz unrichtigen Grundsätzen ausgegangen, und haben nicht selten gegen die ersten Grundbegriffe angestoßen. So heißt es z. B. in der 483 Meditation: *Die Provocation aus der L. diffamari kann mit der Injurienklage nicht cumulirt werden.* — „Die gedachte Provocation findet dann statt, wenn Jemand von einem Andern etwas Ehrenrühriges, Schimpfliches, oder Nachtheiliges geredet hat.“ — Welchem Sachverständigen fällt hier nicht das Unrichtige in dem Begriffe, und der daraus nothwendig fließende Mangel an Zusammenhang zwischen dem zu beweisenden Satze und der zu dem Ende gemachten Ausführung, auf? — Eben solche ganz unrichtige Ansichten findet man in der Meditation 466.: *Derjenige, dem der Erfüllungseid auferlegt worden ist, kann sein Gewissen mit Beweis vertreten;* desgleichen in der 474 Meditat.: *Wenn Jemand eine Sache an ein entferntes Mitglied der Familie verkauft hat: so kann der nähere Verwandte den Retract nicht ausüben.* — Andere Ausführungen sind in Hinsicht auf das behandelte Object so unerheblich, daß sie eine Stelle in einer solchen Sammlung nicht verdienen. Dahin gehören z. B. die 442 Meditation: *Bey Erklärung eines Contracts muß man besonders auf die Willensmeynung der Contrahenten sehen.* — Desgleichen Nr. 448. *Unter dem Ausdruck proxime in gerichtlichen Bescheiden, wird nicht immer der nächste Gerichtstag verstanden.* — Ferner die Meditation 450.: *In einer, wegen expilirter Erbschaft angestellten Klage kann der Eid zugeschoben werden, ohne daß*

es nöthig ist, vorher einen Verdacht der geschenen Expiration zu erweisen. — Nicht weniger die 451 Meditation: Ein Rechtsfall, wo besonders durch einen Augenschein das streitige Eigenthum an einem Grundstücke beurtheilt werden mußte. — Ferner die Meditation 455.: Die Behauptung, daß der Verkäufer den Schaden tragen müsse, wenn die gekaufte Sache wegen eines alten Fehlers zu Grunde geht; findet in manchen Fällen Einschränkung. — Besonders sind hier die gewählten Beyspiele äußerst übel ausgedacht. — Von gleichem Gehalte sind die Meditationen 456. 460. 467. 469. 476. 477. 487. 489. von denen wir des Raumes wegen die Ueberschriften weglassen. Andere Abhandlungen haben dadurch eine widerliche Ausdehnung erhalten, daß die Herausgeber nicht nur die von den Partheyen in den verschiedenen Instanzen angegebenen Gründe und Gegengründe, sondern auch die von den verschiedenen Richtern aufgeführten Zweifels- und Entscheidungsgründe unständlich anführten; — eine Verfahrungsart, die sich höchstens nur als feltene Ausnahme von der Regel, bey äußerst verwickelten Rechtsstreitigkeiten, die ein ganz besonderes Interesse in Hinsicht auf das Faktische, oder Rechtliche haben, dergleichen aber hier keine vorkommen, rechtfertigen läßt. — Hieher gehören z. B. die Nr. 438. 439. 441. 443. 475. 478. 480. — Nur wenige Aufsätze verdienen als lehrreich und bemerkenswerth eine Auszeichnung. Dahin möchten zu zählen seyn, die Meditation 459.: Die L. i. p. D. si quis aliq. te-

stari prohib. vel coe. läßt sich nicht auf den Fall anwenden, wenn ein Intestat-Erbe den Erblasser zur Errichtung eines Testaments gezwungen hat. — Ferner, die 461 Meditation: Eine Frauensperson, die dafür, daß sie die Bürgschaft übernommen, eine Belohnung erhalten hat, kann sich mit dem Sctum Vellejanum nicht schützen. — Dergleichen die Meditation 463.: Kinder sind nicht schuldig, die bey Lebzeiten ihrer Aeltern erhaltenen Sachen bey der Erbtheilung in Natur zu conferiren. — Eben so die Nr. 464. Bey Schätzung der zu conferirenden Sachen wird auf die Zeit des Todes des Erblassers gesehen. — Nicht weniger, die 471. Meditation: Ueber die Anwendung der L. un. C. de stud. liberal. urbis roman: Dergleichen, die Nr. 488. Das Interdictum Salvianum findet wider einen dritten Besitzer der verpfändeten Sache nicht statt, wenn er nicht die Sache wissenschaftlich, daß sie verpfändet gewesen, an sich gebracht hat. — Ueberhaupt aber müssen wir hier die schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände gemachte Ausstellung, daß nämlich die Herausgeber zu wenig mit der Literatur fortfchreiten, und daher äußerst selten von neueren und besseren Schriften Gebrauch machen, auch hier wiederholen. Eine gerade den vorliegenden Band auszeichnende Unvollkommenheit hingegen ist es, daß in dem Anhang nicht weniger, als fünf und eine halbe Seite mit Verzeichnung der auffallendsten Druckfehler angefüllt werden mußten.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Halle, b. Gebauer: F. L. v. Cancrin, Russisch Kaiserl. Staatsraths etc. *Abbildung und Beschreibung eines neuen, Holz, Zeit und Arbeitslohn sparenden Spleiß- und Treibofens.* 1800. 20 S. 4. mit 2 Kpft. Diese Schrift ist nur eine Beschreibung der zwey Kupfertafeln, die den neuen Spleiß- und Treibofen darstellen, und der Manipulation bey diesen Arbeiten wird weiter nicht gedacht. Hr. v. C. fand es nachtheilig, daß die bisher üblichen Spleiß- und Treiböfen zwey Mundlöcher und kein geschlossenes Feuer hatten, und daß der Wind die darin stehenden flüssigen Metalle nur von einer Seite umwendete, wobey viel Verlust an Brand, Zeit und Arbeitslohn zu bemerken war. Er entwarf daher in einer müßigen Stunde diese Zeichnung. Um nun das Feuer wirksamer zu machen, giebt er dem Heerde eine ovale Gestalt, und legt die zwey Bälge einander gegenüber, so, daß das eingefetzte Metall auf zwey Seiten vom Winde getroffen, und lebhafter getrieben werden kann. Das Flaumloch, über welches auch der Schlot angebracht ist, hat eine Thür von gegossenem Eisen, worin nur ein mit einem Schieber versehenes Loch gelassen wird, um das Metall beobachten zu können. So sehr das einander gegenüber gelegte Gebläse angepriesen wird; so soll man doch auch in Ermangelung der Aufschlag-Wasser oder thierischer Kräfte, ohne dasselbe spleißen können. Man kann dabey Holz, Reißig, Torf und Stein-

kohlen anwenden, und jedes Erz, es halte Metall, was für welches man nur immer wolle, mit und ohne Gebläse, in diesem Ofen schmelzen, und wird ein besser gereinigtes Hütten-Product erhalten, als in den bisher gewöhnlichen krummhalb- und ganz hohen Ofen. Auch hat dieser neue Treib- und Spleißofen zwey Stichherde, zu jeder Seite des Flammlockes einen, damit man das Metall theilen könne, und nicht so unförmliche Kupferscheiben erhalte. Die Bälge können, um Raum bey dem Ofen selbst zu bekommen, in Entfernungen von funfzehn und mehr Schuhen davon abliegen, wo der Wind durch Lutten aus denselben auf das Feuer geleitet wird. Will man diesen Ofen zu einem Treibofen einrichten: so läßt man nur die beiden Stichherde nebst den Schirmmauern weg, und schlägt statt des Stübbe-Heerdes einen Aschenhaerd in denselben. Er soll dergestalt wirksam seyn, daß man auch bey dem Treiben das Gebläse entbehren kann.

Es läßt sich nicht wohl übersehen, wie dieser Ofen sich in allen den Fällen beweisen dürfte, wo er als so besonders wirksam angepriesen wird, und Hr. v. C. würde sehr wohl gethan haben, wenn er ihn selbst erst erprobt hätte, da ihm dies zumal bey seinem großen Wirkungskreise etwas sehr leichtes gewesen seyn würde.







